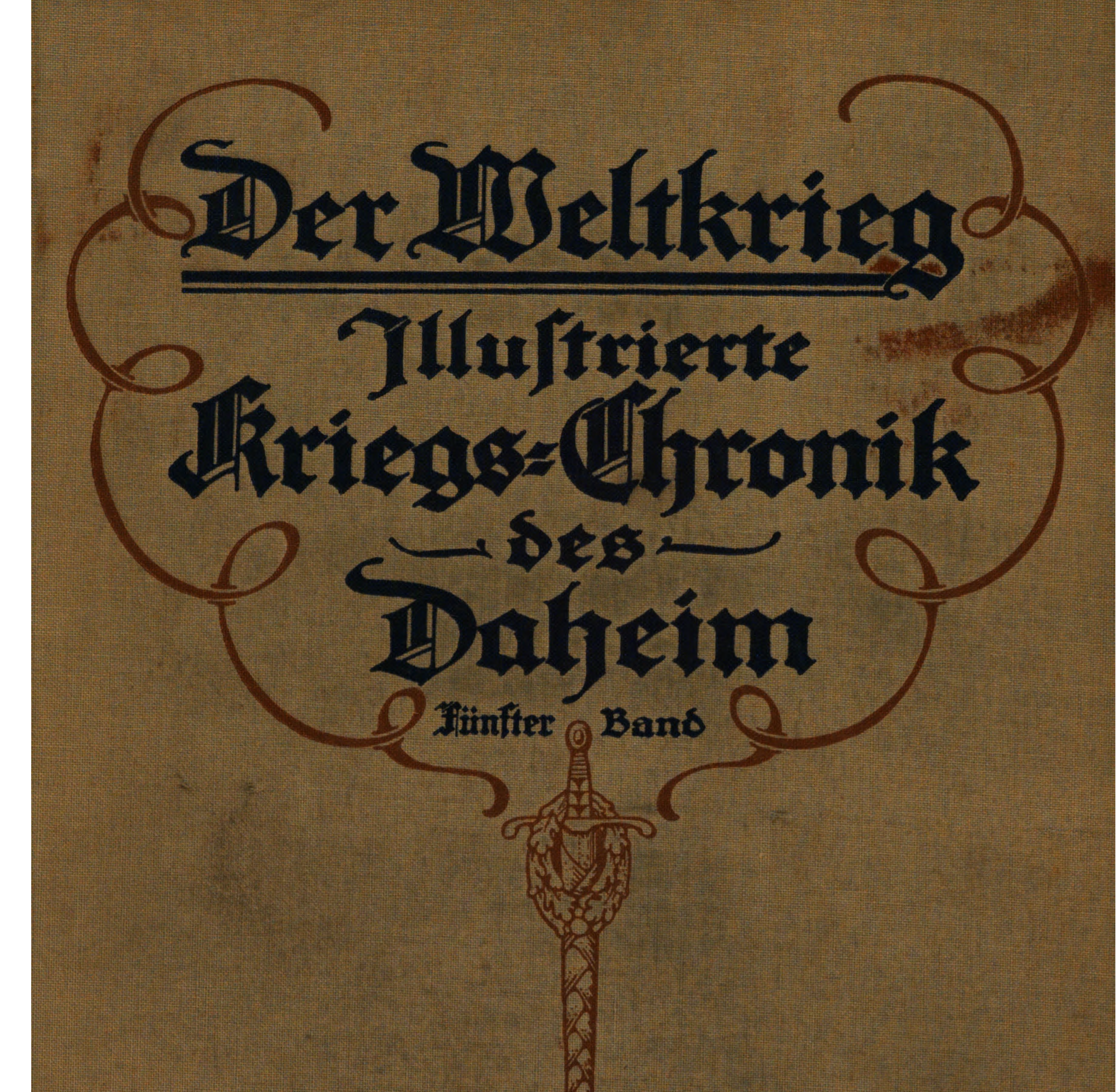
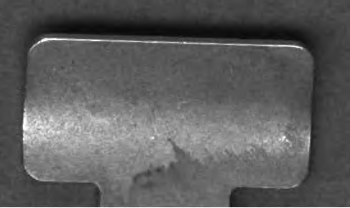


Bielefeld / Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing


Dei
Sub Numine
Viget





Der Weltkrieg

Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim

Fünfter Band





Deutscher Landsturm in Feindesland.
Studie von Ferdinand Spiegel.

Der Weltkrieg

Illustrierte Kriegs-Chronik des Daheim

Fünfter Band: Bis zum Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg ✧ Mit der Chronik des Weltkrieges von Prof. Dr. Otto Hoetzsch und dem Anhang: Urkunden und amtliche Telegramme

Bielefeld und Leipzig / 1916
Verlag von Velhagen & Klasing

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig



Inhaltsverzeichnis des fünften Bandes

(Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert, zwei Sterne ** deuten auf Buntdruck.)

Aufsätze.

Gedichte.

Bilder.

Abbildungen.

Bildnisse.

Karten.

Vertonung.



Chronik des Weltkrieges

Von Professor Dr. Otto Hoetzsch

Fünfter Teil



Chronik des Weltkrieges.

Von Professor Dr. Otto Hoetzsch.

Am 7. April hat der große Feldherr des Ostens, Generalfeldmarschall von Hindenburg, sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum als Soldat gefeiert. Was das deutsche Volk an diesem Tage bewegte, das hat am besten Hindenburgs Generalstabschef, General Ludendorff, in dem markigen Satze zusammengefaßt: „Der Weg von Tannenberg bis zu den Schlachten am Narotschsee und vor Dünaburg und Jakobstadt machte Ihren Namen unsterblich; er hat Sie dem Herzen des deutschen Volkes zugeführt, das an Sie glaubt und auf Sie hofft." Wie eine wunderbare Fügung des Schicksals war es, daß diese Worte unmittelbar vor dem Feiertage wieder eine herrliche Bestätigung gefunden hatten. In der Absicht einer sogenannten Entlastungsoffensive hatten die Russen vom 18. bis 28. März große Abschnitte der Heeresgruppe angegriffen, die dem Feldmarschall von Hindenburg unterstellt ist. Sie wollten mit diesen Angriffen ihrem französischen Bundesgenossen etwas Luft schaffen, in der Erwartung, daß, wenn schon nicht ein Durchbruch durch die deutsche Front gelänge, die Deutschen wenigstens Truppen aus dem Westen wegziehen müßten und so gehindert wären, dort weiter gegen die französischen Stellungen vorzugehen. Um ihrem Verbündeten zu helfen, haben die Russen, im Drange ihrer Not also, einen Zeitpunkt für diese Angriffe gewählt, wie er ungünstiger nicht gedacht werden konnte. Sie griffen nämlich in einer Jahreszeit an, in der von einem Tage zum andern Tauwetter eintreten konnte, das die Operationen schlechthin unmöglich machte und von vornherein dem Verteidiger große Vorteile sicherte. Große Truppenmassen — unser Heeresbericht sprach von 30 Divisionen, gleich 500000 Mann — wurden immer und immer wieder gegen den nördlichen Teil unserer Ostfront herangeführt und griffen mit einer gewaltigen Verschwendung von Munition in der Zeit vom 18. bis 28. März an. In der Gegend von Widsy hat diese Offensive begonnen, die dann immer weiter nach Norden ausgedehnt und fortwährend gesteigert, bei Jakobstadt, Dünaburg, Postawy, Widsy und besonders am Narotschsee fortgeführt wurde. Aber alle diese Angriffe sind ohne den leisesten Erfolg gescheitert, die Front der Deutschen hat sich als völlig undurchbrechbar erwiesen, und die ungeheuren russischen Verluste, die nach vorsichtiger Schätzung auf 140000 Mann berechnet wurden, waren umsonst gebracht. In Sumpf und Blut, so sagte unser Heeresbericht, wurde diese große russische Frühjahrsoffensive erstickt.

Wieder hat das deutsche Volk stärkste Veranlassung, mit heißem Dank zu dem Feldmarschall im Osten aufzusehen, der diesmal in der Defensive diese strahlenden Erfolge errungen hat. Ein unbeschreiblich wohltuendes Gefühl der Sicherheit lebt in uns allen, daß diese Mauer im Osten, Hunderte von Kilometern von der bisherigen Reichsgrenze, schlechterdings unerschütterlich ist, weil zu ihrer Verteidigung sich die glänzendste Feldherrngabe mit zähester Tapferkeit und Pflichterfüllung bis zum letzten Mann paart.

Auch im Süden der Ostfront, gegen die Stellungen unserer Bundesgenossen sind wieder russische Angriffe unternommen worden, an den schon oft benannten Punkten am Korminbach und an der Strypa, während die Mitte der Stellung, also vor allem die Armee des Prinzen Leopold von Bayern, in Ruhe blieb. Und auch dort hatten die Russen keine Erfolge zu verzeichnen, auch dort haben sich die Stellungen unserer Bundesgenossen als unangreifbar erwiesen. Wenn der Oberkommandierende der russischen Westfront, der General Ewert (gegen Hindenburg führt bekanntlich die russische Nordwestfront der aus dem japanischen Kriege bekannte Kuropatkin), als Ziel der russischen Offensive die Vertreibung des Feindes aus den Grenzen bezeichnete, so ist er in seiner Erwartung aufs schmählichste enttäuscht worden.

⌘ ⌘ ⌘

Zur gleichen Zeit sind die Ereignisse vor Verdun ihren systematischen und methodischen Gang weiter gegangen. Am 12. März griffen deutsche Flieger schon die Eisenbahn Clermont—Verdun an, am 14. wurde links der Maas die Höhe „Toter Mann" erstürmt, am 20. die Stellung Avaucourt, am 24. die Stadt Verdun selbst in Brand geschossen, am 30. westlich der Maas das Dorf Malancourt, am 5. April Haucourt im Sturm genommen. Die Gründe, warum diese Operationen langsam vorangehen, wurden schon dargelegt; sie gelten nach wie vor. Daß aber auch dieses langsame Zeitmaß uns sehr voranbringt, zeigen folgende Zahlen: Die größte Entfernung, in der unsere Truppen von der Festung Verdun heute stehen, beträgt nur noch 14 Kilometer, die Höhe „Toter Mann" ist 11 Kilometer von Verdun entfernt und auf der Nordostseite stehen wir Verdun am allernächsten im Caillettewald, der nur 6 Kilometer vom eigentlichen „Festungsrayon" entfernt ist.

Während auf den übrigen Teilen der Landfront nur heftig geschossen wurde, wurde in diesem Monat der Angriff auf England selbst mit äußerster Energie in Angriff genommen. Am 19. März fand an der flandrischen Küste ein Seegefecht statt zwischen deutschen Torpedobooten und englischen Zerstörern, in dem sich die letzteren zurückzogen. Und dann setzte unter der Gunst der Witterung eine ganze Reihe wuchtigster Angriffe durch die Marineluftschiffe ein. Von der Nacht zum 1. April an bewarfen sie in fünf aufeinanderfolgenden Fahrten und Angriffen mit Bomben: London und mehrere Plätze der englischen Südostküste, Hochöfen, Eisenwerke und Industrieanlagen am Südufer des Teeflusses, sowie die Hafenanlagen bei Middleborough und Sunderland, den nördlichen Teil der englischen Ostküste (Edinburgh und Leith mit den Dockanlagen am Firth of Forth, New Castle und die Werftanlagen, Hochöfen, Fabriken am Tynefluß), Yarmouth und das Gebiet von Whitby, Hull und Leeds. Das alles sind ganz außerordentliche Unternehmungen und Erfolge. Man sehe sich auf der Karte an, wie viele Punkte der englischen Küste von London bis nördlich Edinburgh getroffen wurden, und man kann sich eine Vorstellung machen, welche Aufregung durch diese fortwährenden Angriffe in England entsteht. Man hat wohl in früheren Jahren in England die Gefahr einer feindlichen Invasion erörtert, aber wer hätte vor dem Kriege in England daran gedacht, daß das Herz des Weltreiches, die City von London zwischen London- und Towerbridge aus der Luft mit Bomben beworfen werden würde? Schon der materielle Schaden ist natürlich ungeheuer; ihn zu übersehen sind wir freilich außerstande, da England diese Verluste aufs allerschärfste geheimhält. Wirksamer aber ist der moralische Erfolg, die Erregung und Unsicherheit, die durch diese Art der Angriffe im englischen Volk selbst hervorgerufen wird. Jetzt kann der greise Graf Zeppelin, der natürlich nicht ohne Grund gerade in diesen Tagen im Großen Hauptquartier weilte, mit vollster Befriedigung auf sein Lebenswerk blicken, mit dem er seinem Vaterlande von einem so schwer angreifbaren Gegner ein wirksames Rüstzeug verschafft hat. Und wir freuen uns, daß alle Bedenken gegen diese Zeppelinangriffe zurückgestellt worden sind. Wir sind im Kampf um die Existenz unseres Reiches und haben nicht nur das Recht, sondern einfach die Pflicht, so gut wie beim UBoot auch mit dem Zeppelinluftschiff alle Möglichkeiten, dem Gegner zu schaden, zu erschöpfen.

⌘ ⌘ ⌘

Unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen hatten, wie erwähnt, Angriffe der Russen abzuschlagen und haben italienische Angriffe vom 13. bis 16. März gleichfalls mit Erfolg abgewiesen. Die Erörterungen in der feindlichen Presse zeigen, daß Italien aber mehr erwartet oder besser fürchtet: es rechnet mit einer österreichisch-ungarischen Offensive gegen seine Stellungen.

Die Schauplätze, auf denen die türkische Armee kämpft, haben keine wesentliche Veränderung gesehen. In Armenien scheint der russische Vormarsch langsam voranzugehen, ohne neue bemerkenswerte Punkte erreicht zu haben. In Persien hat der Vormarsch der Russen mit Isfahan, einen außerordentlich wichtigen Punkt, gewonnen, womit sie aber ihren Freunden, den Engländern, unangenehmer und gefährlicher geworden sind, als den Türken. In Mesopotamien hält sich das englische Heer in Kut el Amara immer noch, während von der Yemenfront gute türkische Erfolge gemeldet wurden. Vom Suezkanal ist im letzten Monat keine Rede gewesen.

⌘ ⌘ ⌘

Am 31. März wurden von der niederländischen Regierung Maßnahmen erhöhter militärischer Bereitschaft getroffen, die in Holland selbst eine vorübergehende Panik und bei uns Spannung hervorriefen.

Der Entschluß der niederländischen Regierung war eine Folge von Beschlüssen der Konferenz, die die Entente am 27. und 28. März in Paris abhielt. Noch nie hat eine Versammlung unserer Gegner stattgefunden, die so zahlreich von Staatsmännern und Generalen besucht war, wie diese, und die Zusammenkunft hat auch in sich größere Bedeutung als es nach den ziemlich nichtssagenden Berichten über ihre Tätigkeit und nach der Art schien, wie unsere Presse sie behandelt hat. Schon daß man zusammenkommt, die Maßnahmen beredet, immer wieder die Geschlossenheit des eigenen Bundes versichert, ist nicht ohne Bedeutung. Aus Rußland haben sich die Anzeichen gemehrt, daß dort die Stimmung für den Krieg sehr nachläßt. Darum ist es für England, das den Mittelpunkt der Entente darstellt, immer wieder ein Gewinn, wenn es bei solchen Besprechungen die uns feindliche Koalition erneut fest zusammenballen kann und seine Staatsmänner immer und immer wieder mit Erfolg die Gemeinsamkeit und Einigkeit betonen können.

Die Erörterungen über einen Wirtschaftskrieg nach dem Kriege nehmen wir nicht allzu ernst, weil es sich dabei um Verhältnisse dreht, die heute noch gar nicht zu übersehen sind, und um Entfernungen und wirtschaftliche Unterschiede, die nicht so aus der Hand überwunden werden können. Aber bedeutsam war der Beschluß der Konferenz, die Verproviantierung des Feindes noch stärker als bisher einzuengen. Denn wir wollen uns nicht darüber täuschen, daß auf diesem Gebiete für die Entente noch Möglichkeiten vorliegen, die jedenfalls England rücksichtslos auszunutzen entschlossen ist.

Militärisch freilich sind Ergebnisse der Pariser Konferenz noch nicht bekannt geworden. Sie hatte zugegebenermaßen den Zweck, Italien zu einer stärkeren militärischen Hilfeleistung heranzuziehen, die in der Bereitstellung italienischer Truppen auf französischem Boden und in der Kriegserklärung Italiens gegen Deutschland bestehen sollte. Das ist nicht durchgesetzt worden, und möglicherweise ist, um dies zu erreichen, der englische Ministerpräsident nach der Konferenz nach Rom gefahren, obwohl die Verhältnisse daheim ihm alle Veranlassung boten, sich ihnen in erster Linie zu widmen. Denn das ist keine Frage, daß die inneren englischen Verhältnisse immer schwieriger werden und die Stellung des jetzigen Kabinetts sehr bedrohen. Um so mehr muß sich dieses bemühen, den Zusammenhalt der Entente festzuhalten, und dazu ist ihm die Haltung der Vereinigten Staaten von besonderem Wert.

Seit dem Beschluß des Repräsentantenhauses am 7. März, das in die Politik Wilsons nicht hineinreden will, haben wir von der amerikanischen Politik Europa gegenüber nichts gehört. Sie verharrt auf ihrem Standpunkte, die Verhandlungen mit Deutschland in die Länge zu ziehen und dadurch den Krieg zu verlängern, obwohl Deutschland deutlich genug zu erkennen gegeben hat, welchen Wert es der Stellung der Vereinigten Staaten beimißt, und obwohl es zu diesem Zwecke Zugeständnisse in der Art seiner Seekriegführung gemacht hat. Die amerikanische Politik bleibt sich gleichwohl in ihrer Haltung gegen Deutschland getreu und ist ebenso folgerichtig in dem Streben, deshalb das Verhältnis zu Japan und Mexiko möglichst zu ignorieren.

Beides wird ihr freilich allzulange nicht mehr möglich sein. In Mexiko hat sich Anfang März der Präsident Villa erhoben und bereits amerikanisches Gebiet betreten und verletzt. So unangenehm es den Vereinigten Staaten ist, sie müssen nun gegen das fürchterliche mexikanische Chaos vorgehen, das sowohl ihre zerfahrene mexikanische Politik wie die eigensüchtigen Interessen des amerikanischen Kapitals selbst mit hervorgerufen haben. Und die Revolution in China — anders kann man die Bewegung gegen den Präsidenten Juanschikai nicht bezeichnen — kann jeden Tag zu einem Eingriff Japans führen, das damit die amerikanischen Interessen unmittelbar berührt.

⌘ ⌘ ⌘

In Deutschland brachte dieser Monat sehr bedeutungsvolle Ereignisse: die vierte Kriegsanleihe im Betrage von 10 $^3/_4$ Milliarden Mark, die Auseinandersetzung um die UBootkriegführung, den Auseinanderbruch der Sozialdemokratie, der in offener Reichstagssitzung am 24. März erfolgte, und vor allem die Rede des Reichskanzlers am 5. April. Das Ergebnis der Kriegsanleihe zeigte wiederum die gewaltigen finanziellen Kräfte unseres Volkes, und daß wir sie auch in der Form der Steuerzahlung bewähren werden und müssen, darüber sind wir uns einig. Daß die großen Fragen der gewaltigen Zeit die Sozialdemokratie so im Kern treffen, war zu erwarten: die deutsche Arbeiterschaft wurde mit dem Kriege vor die schwerste Frage gestellt, ob sie nämlich zuerst dem Vaterlande dienen wolle oder ihrer Partei, die grundsätzlich, wenigstens in ihren allgemeinen Programmsätzen, das Vaterland und den eigenen Staat leugnete und bekämpfte. In der Frage der UBootkriegführung kam die heiße Sorge patriotischer Männer zum Ausdruck, daß nicht diese wertvolle Waffe, die im Kriege gegen England so ungeheure Erfolge erzielen kann, uns durch die Verhandlungen mit den neutralen Staaten abgestumpft und aus der Hand geschlagen werde. In der Entschließung des Reichstages darüber, die von allen Parteien gefaßt wurde, ist das einmütig und unzweideutig ausgesprochen worden. Danach hat nun der Reichskanzler von Bethmann Hollweg am 5. April zum ersten Male die deutschen Kriegsziele genauer bezeichnet. Er betonte unter allseitiger Zustimmung den unerschütterlichen Willen des deutschen Volkes, trotz wachsender Schwierigkeiten den Kampf bis zum notwendigen Ende zu führen, und gab in bezug auf Belgien und den Osten allgemeine Richtlinien, in denen sich die deutschen Ziele eines Friedens nach diesem Kriege bewegen werden. Damit ist der feste Wille des deutschen Volkes erneut ausgesprochen, aber freilich auch gesagt, daß der Friede in sehr weiter Ferne steht. Denn aus der ganzen Anlage der Kanzlerrede ging hervor, daß er an einen Auseinanderbruch der Entente nicht glaubt, woraus sich für uns die Folge ergibt, daß der Kampf mit England, als dem eigentlichen Träger der Entente, weitergeführt werden muß. Deshalb betonten auch die Redner fast aller Parteien, daß die für diesen Kampf notwendigen und vorhandenen Kampfmittel auch rücksichtslos eingesetzt werden müßten, denn ohne dies ist es nicht möglich, den Kampf gegen England so zu Ende zu bringen, wie wir es brauchen, wenn wir die vom Kanzler bezeichneten Kriegsziele Deutschlands erreichen wollen.

⌘ ⌘ ⌘

Im April hat sich ein entscheidendes Ereignis auf dem mesopotamischen Kriegsschauplatze vollzogen: am 28. April haben die Türken die in Kut el Amara eingeschlossene englische Truppenmacht zur Kapitulation gezwungen. Es war mehr als eine kriegsstarke Division, mehrere Generale und Hunderte von englischen und indischen Offizieren, die die Waffen strecken mußten. Damit hat der Versuch der Engländer, Bagdad zu erreichen, eine nach menschlichem Ermessen entscheidende und endgültige Zurückweisung erfahren.

Es ist bekannt, wie im Laufe des 19. Jahrhunderts England sich seine Stellung am Persischen Golf, auf den Inseln dort und den Küsten systematisch ausgebaut hat. Es war ihm gelungen, dort die Staaten Koweit und Oman in Abhängigkeit zu bringen und ebenso an der anderen Ecke Arabiens das südlich von Mekka gelegene Gebiet von Hadramaut, das die Türkei 1873 abtrat. Natürlich galten alle diese Bemühungen Englands ein Jahrzehnt nach dem anderen der Sicherung seiner Stellung in Indien. Hier, am Persischen Golf und in Aden und in Port Said war es so Herrin der wichtigsten Punkte, die für diese Verbindung in Frage kamen. Nun schob sich das deutsche Unternehmen der Bagdadbahn, die Konstantinopel und Mesopotamien durch einen Schienenstrang miteinander verbinden will, immer weiter nach Süden vor. Und immer unbehaglicher wurde darum den Engländern zumute. Obwohl die deutschen Pläne lediglich auf wirtschaftliche Zwecke hinausliefen, glaubte England in ihnen doch eine militärische und politische Bedrohung seiner Stellung sehen zu müssen. Anderseits hatte es aber auch selbst ein Auge auf diese Gegenden des alten Zweistromlandes geworfen, dessen blühende Kultur im frühen Altertum später zwar zerstört worden war, aber mit Aufwendungen und Anstrengungen, vor allem großen Bewässerungseinrichtungen, ohne Zweifel wieder hergestellt werden kann. Darum, um die damit zu erwartenden Vorteile nicht einer Konkurrenzmacht zu gönnen, lehnte England seine Beteiligung an dem Bau der Bagdadbahn ab und machte immer größere diplomatische Schwierigkeiten dagegen, je mehr sich dieser in den verschiedenen Abkommen dem Endpunkt zu nähern schien.

Im Jahre 1903 hat der damalige Vizekönig von Indien, der bekannte Lord Curzon, das Programm offen ausgesprochen, das Englands Weltpolitik an dieser Stelle der Erde vorschwebt. Nicht nur soll seine Position im Persischen Golf gegen jedermann gesichert bleiben, sondern England sollte die Hand auch legen auf den Endpunkt der zwei Ströme, auf den Schatt el Arab, damit hierüber die Verbindung zwischen Ägypten und Indien laufen könne, die Curzon und den heutigen englischen Weltpolitikern als eine notwendige Forderung für den Zusammenhang ihres Reiches erscheint. Deshalb besuchte Curzon im November 1903 all die Punkte am Persischen Golf selbst, an denen England seine Pläne nach und nach ausgebaut hatte. Und deshalb entspann sich, woran wir heute besonders denken, vor drei Jahren um Koweit eine Auseinandersetzung zwischen Deutschland und England, die den damals in Deutschland ganz unbekannten Namen vorübergehend sehr bekannt machte. Denn erst damals wurden diese englischen Pläne klar, mit denen Deutschland gleichwohl damals noch eine Verständigung für möglich hielt. Schon das Abkommen über die Bagdadbahn von 1911 hatte bestimmt, daß das Schlußstück von Basra bis nach Koweit nicht von der bisherigen Bagdadbahngesellschaft, sondern von einer neuen Gesellschaft gebaut werden sollte, an der sich auch englisches Kapital beteiligen wollte. England gab dafür seinen bisherigen Widerspruch gegen die Bagdadbahn auf und verpflichtete sich, den Schatt el Arab bis Basra schiffbar zu machen und dauernd im schiffbaren Zustande zu erhalten. Unstreitig war diese Regelung vor drei Jahren, 1913, so ein Sieg Englands, das dadurch wirklich Herr über den Schnittpunkt der beiden großen Überlandlinien, einerseits zwischen Ägypten und Indien, anderseits zwischen Konstantinopel und dem Persischen Golf, geworden wäre. Für Deutschland war diese Aussicht damals auch nur erträglich, weil es für möglich hielt, ein deutsch-englisches Abkommen über den Persischen Golf herbeizuführen und die allgemeinen Beziehungen zwischen beiden Reichen dauernd freundlich zu erhalten. Dann hätten eben beide Länder nebeneinander diese Bahnen im osmanischen Reiche beherrscht und hätten beide gemeinsam die kulturelle Arbeit in den Ländern Vorderasiens betrieben.

Die Weltgeschichte ist einen anderen Gang gegangen. Sie hat jene Gedanken, oder sagen wir besser Träume, heute endgültig zerstört. England führte den Krieg gegen uns herbei und damit auch zugleich den Krieg gegen die Türkei. Ihm war schon länger klar, was uns der Krieg erst deutlich vor Augen führte, daß eine Versöhnung zwischen den englischen Plänen, Ägypten und Indien über Südpersien, Mesopotamien und Ägypten zu verbinden, und der deutsch-türkischen Politik in Vorderasien nicht möglich ist. Ernsthaft waren jene Gedanken von englischer Seite ja auch nur zu denken, wenn damit, was England durchaus wollte, die Zerstörung und Auflösung mindestens der asiatischen Türkei herbeigeführt wurde. Heute kann man, wenn auch mit einiger Übertreibung, sogar sagen, daß hier der entscheidende Punkt des deutsch-englischen Gegensatzes, wenn wir diesen rein politisch nehmen, liegt. Und erst mit dieser absichtlich etwas ausgreifenden politischen Überlegung rückt die Bedeutung des türkischen Sieges von Kut el Amara in das rechte Licht.

England hatte schon vor der Kriegserklärung namentlich indische Truppen auf den Bahrein-Inseln zusammengezogen. Sobald die Türkei in den Krieg eintrat, begann das englische Unternehmen, das jetzt im Zusammenbrechen ist, nämlich der Versuch, Bagdad zu erobern. Freilich erscheint heute das ganze Unternehmen zusammenhängender und vorbedachter, als es tatsächlich der Fall war. Die monatelang in den englischen Blättern sich findenden Kritiken lassen vielmehr erkennen, daß das Unternehmen von vornherein nicht soweit geplant und daher auch nicht soweit genügend vorbereitet war. Ursprünglich hätte es England genügt, mit diesem Vorstoß sich den Ausgang nach dem Persischen Golf und dazu noch Basra zu sichern. Ein Vorstoß darüber hinaus in die wasserlosen breiten Ebenen Mesopotamiens mußte, wenn er gelingen sollte, aufs sorgfältigste vorbereitet und durchgeführt werden. Aber wie so häufig in ihren Kolonialkriegen, haben die Engländer auch dieses Mal den Gegner unterschätzt. Sie drangen zwar zuerst nach Norden über Basra und Korna vor und kamen in Ktesiphon Bagdad schon auf dreißig Kilometer nahe. Zeitweilig ist auch seitens der Türkei mit der Möglichkeit des Falles von Bagdad gerechnet worden, um so mehr als die Notwendigkeit, die Dardanellen gegen jede Bedrohung zu sichern, den größten Teil der türkischen Landmacht dahin zog.

Der alte deutsche Feldmarschall Colmar von der Goltz wurde von Konstantinopel, wo er sich aufhielt, ausgesendet, um den großen Schwierigkeiten und Gefahren unten in Mesopotamien entgegenzutreten. Seinen strategischen Fähigkeiten vor allem wurde es verdankt, daß die Engländer in den Kämpfen vom 22. bis 25. November 1915 bei den Ruinen von Ktesiphon entscheidend geschlagen wurden. Sie mußten schleunigst den Rückzug antreten, verloren eine Menge Leute und Kriegsmaterial, und der Rest wurde in der Stärke von über 13000 Mann am 10. Dezember 1915 bei Kut el Amara, einer kleinen Stadt am Tigris, eingeschlossen. 143 Tage hat sich dieser Rest dort gehalten, ohne daß die oberste englische Heeresleitung in der Lage war, Entsatz zu bringen. Es war geradezu kläglich, die englischen Preßstimmen zu verfolgen, die darauf hinwiesen, wie allmählich die Hilfsquellen für den General Townshend versiegen müßten, und wie es doch dem General Aylmer und dann seinen Nachfolgern Nixon und Lake nicht möglich

wurde, bis zu ihm zu gelangen. Townshend blieb bei Kut el Amara eingeschlossen, sieben Meilen unterhalb der Stadt stand eine türkische Armee, die die englischen Entsatztruppen fernhielt. Sie sahen zwar am Horizont das Feuer der Geschütze ihrer Kameraden in Kut el Amara, aber Hilfe konnten sie ihnen nicht bringen. Es erwies sich als unmöglich, die Stellungen der türkischen Truppen bei Felahie, die zwischen den beiden englischen Heeresteilen lagen, zu durchstoßen. Nachdem diese Angriffe hatten aufgegeben werden müssen, versuchten die Engländer auf alle Weise, den belagerten Platz mit Lebensmitteln zu versehen. Sogar aus Flugzeugen sind solche herabgeworfen worden, aber die türkischen Flugzeuge erwiesen sich als überlegen. Auch auf andere Weise gelang es nicht, Lebensmittel heranzubringen. Schließlich trog auch die Hoffnung auf den russischen General Baratow, der von Südpersien her angeblich dem bedrohten englischen Bundesgenossen im Irak die Hand reichen sollte und wollte. Er kam nicht dahin, weil er nicht konnte, und auch weil es im russischen Interesse nicht liegt, den Engländern dort wesentlich zu helfen, wo die Russen vielmehr ihre eigenen Pläne in Persien verfolgen. So blieb dem englischen Oberbefehlshaber nichts anderes übrig, als bedingungslos zu kapitulieren. Das trat am 28. April ein, und damit schloß eine Episode, die die türkische Armee in Mesopotamien auf das glänzendste durchgekämpft hat. Die Freude über den Sieg wurde nur dadurch getrübt, daß der deutsche Leiter, Colmar von der Goltz, noch mitten in den Operationen am 19. April in Bagdad vom Flecktyphus dahingerafft wurde.

Die Flut von Kritiken, die sich nun erst recht über diesen Fehlschlag der Engländer in England selbst ergoß, nützte nichts mehr. Man hatte das Empfinden, daß sich jene Erfahrung von Khartum 1885 wiederholte, wo man den General Gordon ähnlich im Stich gelassen hat und dafür eine ähnliche folgenschwere Niederlage davontrug. Noch am 2. November 1915 hatte Asquith mit einer frevelhaften Leichtherzigkeit gesagt, daß nie eine Operation besser vorbereitet und des Gelingens sicherer sei, als diese. Jetzt steht er vor den Trümmern und vor einer Lage, die große politische Konsequenzen in sich trägt. Wer ist schuld? fragt man auf allen Seiten in England: die Heeresleitung in England selbst, der Oberbefehlshaber in Indien, das militärische Mitglied des indischen Reiches oder schließlich das Kabinett im allgemeinen? Die Zerfahrenheit und Unklarheit, die so vielfach über den englischen Operationen von heute liegt, hat sich auch hier auf das stärkste gezeigt.

Es ist für diese Niederlage gar kein Trost, daß es den Russen gelungen ist, nach Erzerum am 18. April auch Trapezunt zu erobern und so ihren Vormarsch durch Türkisch-Armenien weiter auszudehnen. Denn diese Erfolge des Bundesgenossen nützen England gar nichts, und die Türkei braucht sie auch nicht allzu tragisch zu nehmen. Sind doch die Russen bisher von ihrer Grenze nach Trapezunt erst ganze 150 Kilometer vorangekommen, während die Entfernung von Trapezunt nach Konstantinopel allein in der Luftlinie 900 Kilometer beträgt. Mit Trapezunt ist die zweite Phase des kaukasischen Feldzuges zu Ende, mit dem Großfürst Nikolai denkt, seine Scharten aus den Kämpfen gegen die Deutschen und Österreicher auszuwetzen. Aber sehr viel Rühmens kann er davon auch nicht machen. Sein Vorgehen macht nur sehr langsame Fortschritte. Der Vormarsch auf Ersingjan rückt kaum von der Stelle, seine Hauptarmee war bei der Eroberung von Trapezunt gar nicht beteiligt, die Verbindung zwischen Konstantinopel und Bagdad, die man ja durchstoßen wollte, ist heute noch ganz ungefährdet, und den Engländern hat man von dieser Seite keine Hilfe bringen können. Dafür sagt man ihnen die unangenehme Redensart ins Gesicht, daß lediglich die russischen Erfolge im Kaukasus und Armenien England vor der Bedrohung des Suezkanals sicherten, weil die Türken und Deutschen auf diese Weise gezwungen seien, in Mesopotamien und Syrien Truppen versammelt zu halten.

Aber auch von Persien her ist den Engländern keine Hilfe gekommen. Hier haben die Russen schon vor längerer Zeit Isfahan besetzt, während ihr Vormarsch von Kirmanschah nach Mesopotamien weitere Erfolge bisher nicht gezeitigt hat. Die militärischen Schwierigkeiten werden dabei auch von den Russen zu ihren Gunsten benutzt. Denn ihnen liegt gar nichts daran, ihrem Bundesgenossen im Irak Hilfe zu bringen, sie wollen vielmehr ihre Interessensphäre in Persien ausdehnen und befestigen. Das geschieht nur in der Richtung nach Süden, nach der englischen Interessensphäre und dem Persischen Golf. Und wenn die russische Expedition, deren Ziel das ja ist, das wirklich erreicht, so schiebt sich Rußland selbst in jene Pläne einer Landverbindung zwischen Ägypten und Indien herein und bedroht Englands Alleinherrschaft am und im Persischen Golf. Damit ist die Lage, wie sie augenblicklich im Südosten des orientalischen Kriegsschauplatzes ist, gekennzeichnet. Unser Interesse kann es nur sein, wenn der russische Vormarsch nach Süden weiter in Gebiete geht, an denen wir kein Interesse haben, wo es aber für die Engländer sehr unangenehm ist, die Russen unmittelbar in der Flanke zu haben. Sollte der weitere Gang der Ereignisse dazu führen, daß der Gegensatz Englands und Rußlands um den Persischen Golf gerade durch diese Aktion selbst aufbräche, so entspricht das unseren Interessen. Die deutschen und die russischen Interessen kreuzen sich an dieser Stelle nicht, die deutschen und die englischen Pläne aber müssen sich dauernd unversöhnlich kreuzen. Deshalb ist es auch notwendig, nicht nur den großen Erfolg von Kut el Amara zu preisen, sondern zugleich darauf hinzuweisen, daß zwar mit diesem Siege aller Wahrscheinlichkeit nach der englische Vormarsch nach Bagdad zurückgeschlagen ist, daß aber heute noch das Gebiet der Flußläufe südlich von Kut el Amara in der Hand von England ist. Es ist unbedingt notwendig, daß den Engländern auch dieses Stück wieder entrissen wird, in dem sie vor allem Korna und namentlich Basra als Faustpfänder festhalten.

Deshalb werden sich auch die Russen und Engländer sehr täuschen, wenn sie annehmen, die Kämpfe gegen den Suezkanal seien deshalb aufgegeben, weil man von ihnen lange nichts hörte. Der Druck auf den Kanal bedeutet zugleich den Druck auf jene Stellung der Engländer im Süden, am Schatt el Arab, und eins ist ohne das andere nicht denkbar. Näheres darüber ist heute nicht zu sagen, nur darauf hinzuweisen, daß Anfang November 1915 die Eisenbahn fertiggestellt worden ist, die Nordsyrien mit der Wüste verbindet. Damit ist der Palästinazweig des Eisenbahnsystems Bagdad-Hedschas dem Suezkanal auf 240 Kilometer nahegebracht worden, und wir wissen, daß diese Verbindung mit allen modernen Mitteln des Verkehrs ausgestattet worden ist. Mit aller Zuversicht blicken wir nun weiter auf das, was die beiden Heeresleitungen nach dieser Richtung tun werden.

⌘ ⌘ ⌘

Auch hier muß ein Wort des Gedenkens an Colmar von der Goltz eingeflochten werden. Gerade als seine Truppen zum Siege kamen und gerade als in Konstantinopel ganz in seinem Geiste die Berührung zwischen deutschen und türkischen Abgeordneten stattfand, bei der der türkische Minister des Äußern Halil Bei eine so bedeutsame Rede hielt, ist der Zweiundsiebzigjährige einer tückischen Krankheit zum Opfer gefallen. Groß als Lehrer und Schriftsteller, als Erzieher der Truppe und als Organisator des türkischen Generalstabs und Offizierkorps, war uns Goltz recht eigentlich die Verkörperung aller der Zukunftspläne, die wir an unseren Bund mit der Türkei knüpfen. Schon als junger Major war er vom türkischen Sultan berufen worden, die türkische Armee zu reorganisieren, und bis zu seinem Ende hat er nie von der Zuversicht gelassen, daß er mit diesen Plänen und seinen Ratschlägen dafür an Deutschland und an die Türkei auf dem rechten Wege war. Wir trauern darum, daß er mitten im Siege das gute Ende nicht mehr

hat erleben dürfen. Sein Vaterland wird der gewaltigen und großen Dienste, die dieses arbeitsreiche Leben geleistet hat, ebensowenig vergessen wie die Türkei und ihr Heer, an denen der greise und doch jugendliche Feldmarschall mit einer rührenden Liebe hing.

⌘ ⌘ ⌘

Ereignisse von gleicher Wichtigkeit sind von den anderen Kriegsschauplätzen diesmal nicht zu berichten. Vor Verdun ist der deutsche Angriff langsam vorangegangen, am 17. und 18. April namentlich wurden Erfolge gemeldet, dann besonders die Gewinnung der Höhen „Toter Mann" und „304", deren weittragende strategische Bedeutung hervorgehoben wurde. Nicht weniger als 51 Divisionen haben bisher die Franzosen in diesen Kämpfen um Verdun eingesetzt. Auch wenn der deutsche Angriff auf diese Stellungen nur langsam vorankommt, so ist sein Erfolg heute schon der, daß außerordentlich viel frische Kraft der französischen Armee in diesen für sie so verlustreichen Kämpfen verzehrt wird.

Im Osten ist nur am 28. April ein größerer Zusammenstoß gemeldet worden, am Narotschsee, wo die Russen eine blutige Niederlage erlitten und $5^1/_2$ Tausend Gefangene in unserer Hand ließen.

Dafür ist nun Mitte Mai von unseren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen an der italienischen Front eine Offensive mit starkem und weitaussehendem Erfolge begonnen worden. Die Linie lief bis dahin etwa so: vom Nordende des Gardasees über Mori, Rovereto, Terragnolo, Folgaria (Vielgereuth ist der alte deutsche Name dafür, den die Italiener so umgetauft haben), Lavarone (deutsch Lafraun — denn diese Orte gehören auch heute noch zu den deutsch erhaltenen Siedlungen des Trentino), Val Sugana, Monte Collo bei Borgo und von da nach Nordosten, in der bekannten Front, die in die jetzt begonnenen Angriffskämpfe vorläufig noch nicht einbezogen ist.

Am 14. Mai begannen die Österreicher die Artillerievorbereitung, am 15. und 16. den Sturm auf die Linie Rovereto—Folgaria. Wenn man sich den Verlauf der ganzen Front auf der Karte betrachtet und im besonderen die Linie und Richtung, auf die der Vorstoß unserer Bundesgenossen geht, erkennt man unschwer den strategischen Gedanken, der diesem Angriff zugrunde liegt. Mit größter Bravour wurde er durchgeführt, im Hochgebirge und im Schnee, und er warf die italienischen Linien an den weitesten Stellen um 7 Kilometer zurück. An einzelnen Punkten wurde bereits der italienische Boden von den Angreifern erreicht und in Besitz genommen. Bereits Mitte Mai waren über 6000 Mann als Gefangene eingebracht. Obwohl die Italiener nur hier zu fechten haben, obwohl sie in bezug auf den Nachschub usw. viel günstiger gestellt sind, weil sie gleich im Rücken ihr dichtes Eisenbahnnetz haben, sind die Österreicher und Ungarn die Stärkeren gewesen. Von Herzen freuen wir uns dieser Erfolge, die ja nur ein Anfang sein sollen und im weiteren Fortgang vielleicht entscheidend auf das im Inneren erschütterte, zerrissene und wankende Italien wirken können.

Zu gleicher Zeit ist unser Krieg gegen England in Kämpfen unserer Hochseestreitkräfte und in Angriffen der Luftschiffe merklich verschärft worden. Am 24., 25. und 26. April wurden Vorstöße und Kämpfe unserer Seestreitkräfte mitgeteilt, Luftkämpfe vor allem am 3. Mai. In der Nacht vom 2. zum 3. Mai griff ein Marineluftschiffgeschwader wieder den mittleren und nördlichen Teil der englischen Ostküste an. Diese Kämpfe haben die Nervosität weiter gesteigert, die gerade in diesem Monat in England auf das höchste stieg. Denn in diese Zeit fiel der Ausbruch eines Aufstandes in Irland und der letzte Kampf um die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.

⌘ ⌘ ⌘

Am Ostermontag brach in Dublin, der irischen Hauptstadt, ein Straßenkampf aus, der zunächst wie der Beginn einer wohl vorbereiteten allgemeinen Revolution aussah. Freilich wurde diese ebenso überschätzt, wie wir die Bedeutung revolutionärer Bewegungen in diesem Kriege überall zu überschätzen geneigt sind. Einige Tage lang standen freilich die Dinge für England unangenehm. Auch wenn dieser Aufstand, der ganz auf die Stadt Dublin beschränkt blieb, eine nennenswerte militärische Gefahr nicht darstellte, so war er doch sehr peinlich und unbequem. Daß gerade das liberale England das einzige Land in diesem Kriege ist, das mit einem ernsthaften Aufstande zu rechnen hat, macht in der ganzen weiten Welt doch einen ungemein schlechten Eindruck. Der Grund dafür ist so einfach wie möglich und sollte auch bei uns überall erkannt werden.

Der Krieg hat nämlich gezeigt, daß im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht Aufstände auch da nicht möglich sind, wo sonst die Vorbereitungen und Voraussetzungen vorhanden zu sein scheinen. Wenn jeder kräftige Mann bei den Waffen steht und im eisernen Zwange der Disziplin, wie ein Heer im Kriegszustande sie hat, so ist Revolution nur ein leeres Wort. Aber England ist eben das einzige Land, das diese allgemeine Wehrpflicht noch nicht hat und auch von den Annäherungen daran, die während des Krieges in England beschlossen worden sind, ist Irland ausdrücklich ausgenommen worden. So konnte die grüne Insel sich auf einen solchen Aufstand rüsten und vorbereiten.

Freilich war Irland von vornherein in schwieriger Lage. Nicht nur, daß England mit Truppen und Polizeimacht die Insel fest in der Hand hielt und die öffentliche Meinung aufs stärkste knebelte, auch die Iren selbst waren ganz und gar nicht einig. Die Unterstützung durch die amerikanischen Iren ist während des Krieges lediglich Phrase geblieben. Dagegen steht der wichtigste und einflußreichste Teil ihres eigenen Volkes unter der Führung John Redmonds unbedingt auf seiten der Regierung. Ihr Gedanke ist einfach: vor dem Kriege haben sie die Selbständigkeit Irlands, das sogenannte Homerule, eingesetzt, das freilich während des Krieges noch nicht durchgeführt ist. Dagegen hatte sich der erbitterte Widerstand der Konservativen, besonders der in Irland selbst wohnenden Engländer in der Grafschaft Ulster unter Führung des Sir Edward Carson, erhoben. Der Streit war nur vertagt, nicht geschlichtet. Redmond aber hofft, daß er ihn im Interesse seiner Landsleute zu Ende führen wird, wenn er während des Krieges in dieser großen Krise des Gesamtreiches unbedingt treu und loyal zu England steht. Ob diese Rechnung sich bestätigen wird, wissen wir heute noch nicht. Aber England hatte daraus seine Vorteile. Der Aufstand konnte darum nur eine geringe Anzahl Verzweifelter, die in der sogenannten Sinn-Fein-Bewegung zusammengefaßt sind, ergreifen. Schon nach wenigen Tagen konnte gemeldet werden, daß der Aufstand niedergeschlagen sei. Wahrscheinlich wird die englische Regierung klug genug sein, in der Bestrafung nicht allzu scharf vorzugehen, um nicht Märtyrer zu schaffen, an denen sich die Unzufriedenheit und vielleicht auch neue Putsche wieder entfachen könnten.

Immerhin entstand durch die Dubliner Unruhen eine Krisis für das Kabinett, die für dieses höchst unerwünscht war, weil es gerade nicht mehr dem Ansturm der allgemeinen Wehrpflichtanhänger widerstehen konnte. Asquith hat monatelang versucht, durch allerlei Tricks und Ausflüchte die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht während des Krieges zu verhindern, die im Widerspruch mit den liberalen Anschauungen steht und zudem für das Land auch nicht unerhebliche Gefahren in sich birgt, weil sie, wie öfters hervorgehoben, noch Hunderttausende von Männern ins Heer zieht und damit dem wirtschaftlichen Leben wegzieht, das diese Arbeitskräfte braucht, weil Englands ganzes Leben auch heute noch zwingend auf die Ausfuhr und den Verdienst angewiesen ist. Aber jetzt hat Asquith der Wehrpflichtbewegung

nicht mehr standhalten können. Nachdem er mit einem letzten Vermittlungsversuch so Schiffbruch gelitten hatte, daß er seinen eigenen Antrag zurückziehen mußte, hat er sich damit einverstanden erklären müssen, daß das Kabinett im großen und ganzen die allgemeine Wehrpflicht für Schottland und England annahm. Am 3. Mai hat das Unterhaus in erster Lesung das Gesetz angenommen, am 16. Mai wurde es ganz verabschiedet. Das Oberhaus wird ebenso folgen.

So hat England im 22. Kriegsmonat einen Schritt tun müssen, an dessen Möglichkeit, ja Notwendigkeit bei Beginn des Krieges keiner seiner Staatsmänner, die den Krieg entfachten, gedacht hat. Wir haben ja auch gesehen, wie sich Asquith und die Liberalen – Sir Edward Grey hat sich ganz zurückgehalten – auf alle Weise sträubten, diesen Schritt zu tun, der in vollem Widerspruch zur ganzen Staatseinrichtung und Anschauung Englands steht. Aber die Ereignisse waren stärker, und Männer wie Carson und Northcliffe, der Zeitungskönig, der mit seiner Skrupellosigkeit das ehedem so vornehme englische Zeitungswesen verdorben hat, wußten genau, daß es so kommen mußte. Im Kabinett trat zuletzt von den Liberalen Lloyd George, der sich schon als künftigen Premierminister sieht, mit vollem Entschluß auf die Seite der Wehrpflichtanhänger. Noch einmal versuchte Asquith nach den Ostertagen mit jenem Kompromisse der letzten Entscheidung aus dem Wege zu gehen. Es gelang nicht. Und nun entschloß er sich, reinen Tisch zu machen. Er sicherte sich die Zustimmung der Arbeiterpartei, deren Anhänger ja durch die allgemeine Wehrpflicht am stärksten betroffen werden, weil sie den hochgelohnten, in Sicherheit befindlichen Arbeiter in einen niedrigbesoldeten, allen Gefahren ausgesetzten Soldaten verwandelt, und brachte die Bill ein, die jetzt Gesetz geworden ist.

Die Männer, die zu diesem Entschlusse trieben, wußten, daß ein Staat einen solchen Schritt nicht wieder zurücktun kann. So muß auch der Gegner anerkennen, daß England diesen Entschluß gefunden hat, mitten im Kriege eine derartig umwälzende Maßnahme durchzuführen, die freilich nicht so umstürzend, wie ursprünglich gedacht, wirken kann, weil man sich ihr von Monat zu Monat mehr genähert hat. Militärisch haben die paar Hunderttausende, die England bestenfalls noch einstellen kann, für die Entente nur geringen Wert. Behält aber England nach dem Kriege die Wehrpflicht, so hat es ein neues Schwergewicht am Fuß, das uns die wirtschaftliche Konkurrenz sehr erleichtern kann.

⌘ ⌘ ⌘

Der Druck, unter dem sich England zu diesem Schritt entschließen mußte, war deshalb so groß geworden, weil die Verbündeten, vor allem Frankreich, mit zunehmender Entschiedenheit auf stärkere militärische Unterstützung durch den Bundesgenossen drängten. England muß sehen, wie Frankreich sich von Woche zu Woche stärker verblutet und steht mithin vor der Wahl, entweder die Teile der Front mit eigenen Truppen zu besetzen, die Frankreich nicht mehr halten kann, oder – Frieden zu schließen. Denn die russischen Truppen, deren erste Gruppe am 20. April in Marseille gelandet ist, stellen ja keine ernsthafte Unterstützung dar. Das ist nur eine Demonstration, eine Komödie, über die sich zu freuen wir unseren Gegnern ruhig überlassen. Ebenso haben die Konferenzen, die jetzt in Paris die wirtschaftlichen Pläne unserer Feinde weiterführen wollen, nichts an sich, was wir fürchten müßten. Man redet dort sehr viel, aber – ohne die Teilnahme Rußlands, das diese ganzen Erörterungen einfach nicht mehr mitmacht. Ihm ist viel wichtiger als dies, daß es nach dem Kriege seine wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland wieder aufnehmen kann, die ihm so unendlich notwendig sind. Kein Wunder, daß auf diese Weise mit dem gegenseitigen Drange um wirksame Hilfe und Unterstützung und dem gegenseitigen Versagen die Entente nicht fester wird. Italien hält sich so sehr zurück wie möglich, und Rußland läßt seine Beziehungen zu England immer stärker abkühlen.

Deshalb kommt auch ein gemeinsames Wirken auf dem Balkan nicht zustande, das die Entente bitter nötig hätte. Rußland hat es nicht hindern können, daß Rumänien am 7. April ein wichtiges Handelsabkommen mit Deutschland geschlossen hat, und England wagt es doch nicht, den entschlossenen Widerstand Griechenlands mit Gewalt zu brechen, den dieses aufrechterhält gegen das Ansinnen, seine Bahnen für den Transport serbischer Truppen zu Lande nach Saloniki zur Verfügung zu stellen.

⌘ ⌘ ⌘

Alle diese politischen Vorgänge aber wurden durch die deutsch-amerikanische Spannung überschattet. Am 20. April wurde die Note Wilsons an Deutschland überreicht, auf die Deutschland am 4. Mai antwortete, worauf Wilson seinerseits am 10. Mai geantwortet hat. Deutschland machte in seiner Note ein äußerstes Zugeständnis, indem es die Art seines U Bootskrieges nach dem Wunsch der Vereinigten Staaten wandelte, unter der Voraussetzung, daß diese nunmehr auf England einen Druck ausüben würden, damit auch dieses seinen Krieg in den Grenzen des Völkerrechts hielte. Geschieht dies nicht, behält sich Deutschland dann die Freiheit weiterer Entschließung vor. Das ist die Hauptsache. Denn die Auseinandersetzungen über die Torpedierung des Dampfers „Sussex“ und alles andere sind Behang und Beiwerk gegenüber dem wesentlichen Streitpunkte. Wir sehen dabei nicht, daß die mexikanischen Schwierigkeiten der Vereinigten Staaten oder die Rücksicht auf unzweifelhaft vorhandene japanische Hintergedanken Amerika davon abhalten, seinen Standpunkt gegen Deutschland und für England so entschieden zu betonen. Und wir sehen auch nicht, daß die Millionen von Deutschamerikanern mit besonderem Nachdruck für die Sache Deutschlands dabei einträten, während sie vor achtzehn Jahren in einem längst nicht so schwierigen Konfliktsfalle auf den damaligen Präsidenten Mac Kinley einen Druck in unserem Interesse auszuüben wußten. Freilich sind wir durch den Krieg von der Verbindung mit den Vereinigten Staaten so abgeschnitten, daß wir ein klares Bild von den Stimmungen und Preßäußerungen überhaupt nicht erhalten. Einstweilen ist der Ausbruch eines Konfliktes mit den Vereinigten Staaten vermieden; ob für die Dauer, dafür ist auch durch die Nachgiebigkeit Deutschlands keine Gewähr gegeben.

⌘ ⌘ ⌘

Deutschland selbst ist in diesen ersten Frühjahrswochen von Erörterungen über die Versorgung bewegt gewesen, in denen sich mancherlei Unzufriedenheit mit den Maßnahmen oder vielmehr mit dem Fehlen von Maßnahmen der Behörden aussprach. Man vermißte die feste Hand, auf die es ankommt, die richtige Verteilung der zwar nicht überreichlich, aber genügend vorhandenen Lebensmittel, besonders des Fleisches, so durchzuführen, wie sie für die Volksgesundheit, besonders auch der heranwachsenden Generation, unbedingt notwendig ist. Deshalb wurde der Entschluß der Reichsregierung lebhaft begrüßt, die Gelegenheit, die der durch Krankheit erzwungene Rücktritt des Staatssekretärs Delbrück bot, zu einer durchgreifenden Neuordnung der mit der Lebensmittelversorgung beauftragten Behörden zu benutzen. Man schuf das Amt eines Lebensmitteldiktators, für das der Oberpräsident von Batocki ernannt wurde, neben den als Vertreter durchgreifender Kommandogewalt der General Gröner trat. Nun soll deren Arbeit für eine dringend nötige Aufgabe vorangehen, damit uns schließlich nicht diese Auseinandersetzungen noch hindern, unsere Kräfte anzuspannen für die Entscheidungen, die vielleicht jetzt herannahen und denen wir gerüstet gegenüberstehen sollen, wie wir es bisher getan haben. Die innere Kraft haben wir trotz aller Schwierigkeiten wirklich dazu!

⌘ ⌘ ⌘

In einer seiner Friedensreden sagte Präsident Wilson Ende Mai, die Operationen stünden stille und es sei Zeit für die Völker, über den Frieden zu beratschlagen. Genau das Gegenteil ist richtig. Denn auf allen Fronten sind die Operationen in vollster Bewegung und in einem Zusammenhange, dessen große Bedeutung den Gedanken an Frieden im Augenblick völlig ausschließt.

Im Mittelpunkte steht der deutsche Seesieg vom 31. Mai vor dem Skagerrak. Die Bezeichnung bei Hornsriff ist verkehrt und schmälert die Bedeutung dieses großen Sieges. Die Schlacht ist kein zufälliges Begegnungsgefecht gewesen, sondern sie entstand infolge des planmäßigen Vorgehens beider Flotten, wobei die Initiative für die Schlacht selbst von der deutschen Seite ausgegangen ist, — so hat es ein neutrales Blatt selbst festgestellt. Ob hinter der Ausfahrt der englischen Flotte die Absicht stand, an der Küste Jütlands zu landen oder die Durchfahrt zur Ostsee und den Sund von Dänemark zugunsten des russischen Bundesgenossen zu erzwingen, das wird uns England selbst heute nicht zugeben und erkennen lassen. In einer hinreißenden Rede an seine Flotte am 5. Juni hat Kaiser Wilhelm die Bedeutung des Seesieges genau bezeichnet: „Die deutsche Flotte ist imstande gewesen, die übermächtige englische Flotte zu schlagen.“ Voller Anerkennung sprach er von der feindlichen Flotte, in der Vornehmheit, die ihn auszeichnet, in der er nie den Gegner unterschätzt oder, wie es der englische König tut, beleidigt und herabsetzt. Es ist so: wenn es hart auf hart kommt, ist die deutsche Flotte imstande, auch eine überlegene englische Flotte zu schlagen, und zwar nicht durch geheimnisvolle oder zufällige Künste, nicht durch Minen und U Boote, sondern durch die Großkampfschiffe, durch die glänzende strategische Führung, durch die Leistungen der Artillerie und der Torpedoboote, kurz durch die Qualität, die hier in einer verblüffenden Weise über die Quantität gesiegt hat.

So mußte der Eindruck dieser Niederlage in England niederschmetternd sein. Über ein Jahrhundert lang war die englische Schlachtflotte nicht vor eine ernste Probe gestellt worden. Tag für Tag strömte die Menge an der Trafalgarsäule vorüber, die in London die Erinnerung an den Sieg Nelsons wachhält, die letzte ernsthafte Seeschlacht, die England vor dem 31. Mai 1916 geschlagen hat. Die neue Probe nun hat seine Marine nicht bestanden, die frechen Worte des Renommisten Churchill sind Lügen gestraft worden und mit Verlusten, die die deutschen weit überstiegen, fuhr die englische Flotte geschlagen nach den Heimatshäfen zurück. Hatte sie, wie wir vermuten, einen bestimmten militärischen Auftrag, so ist er damit auch zugleich erledigt gewesen.

Der deutsche Erfolg hat das Prestige der englischen Flotte schwer erschüttert, in England selbst, noch mehr in seinen Kolonien und am meisten in der neutralen Welt. Denn er ist nicht nur ein militärischer Sieg, sondern zugleich auch ein politischer Erfolg. So wie der Sieg zu Lande uns im Osten und Westen Faustpfänder in die Hand gegeben hat, so auch zur See. Die Mittel des Land- und Seekrieges sind verschieden, und daher auch die Gewinne, aber der Erfolg ist der gleiche. Nach der Eroberung der flandrischen Küste ist diese Schlacht vor dem Skagerrak der zweite Schritt auf einer Bahn, in die uns das Schicksal zwingend gewiesen hat. Vor Jahren hat der deutsche Kaiser gesagt: „Reichsgewalt ist Seegewalt.“ Das hieß, wenn England nicht freiwillig diesen Anspruch Deutschlands anerkennen würde, daß er gegen England erzwungen werden müßte. Darin sind wir jetzt einen gewaltigen Schritt vorangekommen. Zwar können wir diese Seeschlacht nicht mit den bekannten ganz großen Seeschlachten der Weltgeschichte vergleichen, wie denen von Salamis und Aktium im Altertum und denen von Trafalgar und Tsuschima in der Neuzeit. Denn die feindliche Flotte ist zwar sehr beschädigt, aber nicht vernichtet worden, und daher ist der Ausgang aus der Nordsee in die Freiheit der Meere noch nicht gewonnen. Aber eine neue Etappe auf diesem Wege, auf dem Deutschland den englischen Riegel vor der Nordsee (die die Engländer die deutsche See nennen), sprengen will, ist dieser große Erfolg. Und darum genießen wir mit vollen Zügen die Freude dieses Sieges und danken der glänzenden Führung des Admirals Scheer, dem Heldenmut seiner Offiziere und seiner Truppen, danken vor allem auch Alfred von Tirpitz, dessen Lebenswerk damit in jeder Beziehung die glänzendste Probe bestanden hat. Die Parlamente, zahlreiche Organisationen, das Volk und an erster Stelle sein Kaiser haben dem verdienten Großadmiral auch mit warmen Worten diesen Dank ausgesprochen.

⌘ ⌘ ⌘

Der Eindruck dieser Seeschlacht trat in Frankreich zurück vor den Sorgen um die fortdauernd vorangehenden deutschen Erfolge vor Verdun. „Gerade in diesen Tagen,“ so sagte der Kaiser in Wilhelmshaven, „wo der Feind anfängt, vor Verdun langsam zusammenzubrechen,“ wurde die Tat vor dem Skagerrak vollbracht. Die zähe, bohrende Energie des Generalstabschefs von Falkenhayn drückt stärker und stärker auf diese gewaltige Feste. Am 7. Mai schoben die Pommern unsere Linie bis auf die Höhe 304 vor. Am 29. fielen die französischen Stellungen zwischen Cumières und der Südkuppe des „Toten Mannes“. Am 1. Juni erstürmten unsere Truppen den Caillettewald, am 2. Juni das Dorf Damloup am Ostrande der Maashöhen und am 6. Juni wurde auf dem Ostufer der Maas die Panzerfeste Vaux erstürmt, die in allen ihren Teilen nun in dauerndem Besitz gehalten wird. So zieht sich der Kreis enger und enger, in dem die Franzosen verzweifelt kämpfen, östlich und westlich der Maas, in dem sich die französische Armee verblutet. Wir können sagen, daß die Wirkung eines Falles von Verdun bereits jetzt eintritt, sowohl in diesen Riesenverlusten der Franzosen, wie in den aufgeregten Verhandlungen der französischen Kammer, die uns am besten erkennen lassen, wie die Stimmung ist. Man traut der Heeresleitung, man traut vor allem dem Ministerpräsidenten Briand nicht mehr, man fordert geheime Sitzungen der Kammer, um darüber zu verhandeln, ob die Festung genügend gegen diese methodischen Angriffe der Deutschen vorbereitet und verteidigt worden sei. Briand vermag nicht mehr mit seinen alten Künsten dieses wachsende Mißtrauen zu beschwören, das auch seinen Kollegen, den Finanzminister Ribot, jetzt bedroht. Eine Lage rückt für das Kabinett heran, wie die, in der der Vorgänger Viviani stürzte. Stein auf Stein bröckelt, bis schließlich einmal der Augenblick kommen muß, in dem das auf das äußerste angespannte Volk unter den deutschen Schlägen zusammenbricht.

Die Entlastung dieser Kämpfe durch die englische Unterstützung war vorhanden, aber im Verhältnis doch gering. Am 21. Mai und am 2. Juni wurden Kämpfe mit den englischen Truppen gemeldet, bei Givenchy und bei Zillebeke. Auch da waren Erfolge zu verzeichnen, aber nennenswert sind diese Zusammenstöße im großen Rahmen der französischen Kämpfe nicht.

⌘ ⌘ ⌘

Was für uns Verdun ist, ist für unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen der Kampf gegen die Italiener. Vom 15. Mai haben ihre Heeresberichte so gut wie ununterbrochen fortschreitende Erfolge in den Kämpfen in Südtirol gemeldet. Am 22. Mai überschritt das Grazer Korps die italienische Grenze. Am 30. Mai nahmen die Streitkräfte des Erzherzogs Eugen Asiago und Arsiero und seitdem ist an diesen Stellen der Erfolg immer weiter vorangetragen worden, der nun auf Schio gerichtet ist. Gehen die Kämpfe, wie wir erwarten und vertrauen, so weiter, so wird zum mindesten die Isonzostellung der Italiener unhaltbar, weil ihnen die Österreicher in den Rücken kommen, und gelingt der Durchbruch auch am Ende in das Becken von Schio und darüber hinaus nach Vicenza, so werden die Waffen in die lombardische Ebene getragen, in der die

österreichischen Waffen schon manchesmal große Erfolge erzielt haben. Auch der Gewinn an Gefangenen und Kriegsbeute entspricht den glänzenden militärischen Erfolgen, in denen auch der junge Thronfolger Lorbeeren für sich erntete. Es ist eine durchaus stil- und kunstgerechte Offensive, die so in Südtirol vorangeführt wurde und die zunächst das italienische Heer in eine ausgesprochene Winkelstellung bringt, so daß der Charakter der österreichischen Offensive in Südtirol als Flankenoperation großen Stils erscheint, die in ihren Folgen die ganze strategische Lage zwingend beeinflussen wird. Cadorna müßte schon, um die Lage wiederherzustellen, zu einer umfassenden Offensive durch das Sugana-, Etsch- und Ledrotal ansetzen und zugleich versuchen, die Österreicher wieder über die Posina zurückzudrängen. Aber woher soll er die Kräfte dazu nehmen?

Nachdem in im ganzen fünf Schlachten am Isonzo die Italiener regelmäßig zurückgeschlagen worden waren, begann Österreich-Ungarn diese entschlossene Offensive, die seit Jahren von Konrad von Hötzendorf vorgedacht und vorbereitet war. Schon als er Brigadekommandeur in Triest wurde (1899), hat er sich mit dem Gedanken erfüllt, daß ein Krieg mit Italien wahrscheinlich unvermeidbar sein würde. Er hat in Triest im Februar 1902 einen Aufstand der Irredentisten niedergeschlagen, der ihn belehrte, wie diese Bewegung systematisch die österreichische Stellung an der Adria unterwühlte, der ihm zeigte, daß Italien sich auf Kosten seiner Monarchie zu vergrößern strebe. So stand für ihn die Aussicht fest, daß, ungeachtet des Dreibundes, Österreich-Ungarn im Falle eines kriegerischen Zusammenstoßes mit einer anderen Macht Italien zum Gegner haben werde. Als Divisionskommandeur in Innsbruck (1903 bis 1906) hat er darum für die Vorbereitung dieses Krieges alles geleistet, was sich jetzt so bewährt: die Schaffung einer neuen Grenzschutzorganisation und die Reorganisation des Landesschützenkorps. Er hat als erster den Gebirgskrieg so in Aussicht genommen, wie er sich jetzt abspielt, den Truppen Aufgaben gestellt, die damals unmöglich schienen und jetzt gelöst worden sind. Dann hat er als Generalstabschef der ganzen bewaffneten Macht sich den Schutz der Südgrenze ganz besonders angelegen sein lassen. Er wußte, daß im Falle eines Krieges mit mehreren Feinden nicht alle Grenzen Österreichs gleich stark mit Truppen besetzt werden könnten, und er schuf deshalb die Befestigungen an der Südgrenze, die die gesamte Grenze sicherten. Bis dahin hatte man sich im wesentlichen auf die Befestigungen von Trient beschränkt, Hötzendorf hat die ganze Grenze gegen Italien unangreifbar gemacht und damit die Voraussetzung für die großen Erfolge der letzten Wochen geschaffen.

Noch sind diese Operationen nicht abgeschlossen, doch ist die Wirkung auf das Innere Italiens bereis eingetreten. Am 10. Juni hat das Kabinett Salandra-Sonnino zurücktreten müssen, weil die Angriffe der Kammer infolge der österreichischen Siege dazu zwangen: die Kammer lehnte die Erklärung des Vertrauens für diese Regierung mit 197 gegen 158 Stimmen ab, und damit ist Italien in eine innere Krisis gestürzt.

⌘ ⌘ ⌘

Man muß es den Russen lassen, daß sie als die einzigen in der Entente ihren Pflichten nachkommen, nämlich durch sogenannte Entlastungsoffensiven ihre Freunde zu unterstützen. Und sie tun das ohne Rücksicht auf eigene Verluste. Seit dem 18. Mai hat die russische Artillerie an der galizisch-wolhynischen Front, an der russischen Südwestfront also, angegriffen. Seit dem 4. Juni ist der Infanterieangriff dazugekommen und ist an der ganzen Front zwischen dem Pruth und dem Knie des Styr bei Kolki auf einer Ausdehnung von 350 Kilometer eine große Schlacht entbrannt. An dieser Front kommandiert auf der russischen Seite der General Brusilow, der mit aller Macht und mit überlegenen Truppen gegen den Feind anstürmen läßt. Er hat dabei Erfolge gehabt, besonders gelang es im Norden dieser Kampffront die Stadt Luck am 7. Juni zurückzuerobern. Luck ist die dritte Ecke des sogenannten wolhynischen Festungsdreiecks (die beiden anderen sind Rowno und Dubno) und war am 31. August 1915 von den Österreichern erobert worden. Diese vorübergehenden Mißerfolge haben die österreichisch-ungarische Heeresleitung nicht beirrt, um so mehr als sie auf die Unterstützung der Deutschen unbedingt zählen kann. Am 12. Juni meldete denn auch unsere Heeresleitung schon, daß deutsche und österreichisch-ungarische Truppen der Armee Bothmer die an der Strypa bei Buczacz im Vordringen befindlichen russischen Abteilungen wieder zurückgeworfen hätten. Wie wir schon sagten: was für uns Verdun ist, ist für die Österreicher der italienische Kriegsschauplatz. Es genügt, wenn einstweilen im Osten die Front vor wirklich gefährlichen Durchbrüchen geschützt bleibt, damit der Angriff in Italien inzwischen von den bisherigen Erfolgen aus weitergeführt werden kann. Denn Frankreich und Italien sind die beiden Stellen des „schwächeren Widerstandes" in der Entente, und von den Erfolgen gegen sie hängt es in erster Linie ab, ob sich der Krieg in absehbarer Zeit seinem Ende nähert.

⌘ ⌘ ⌘

Als eine Unterstützungsoffensive können wir in diesem großen Zusammenhang auch die Kämpfe der Russen und Engländer gegen die Türken bezeichnen, auf den zwei oder drei Kriegsschauplätzen in Asien: in Armenien, östlich Mossul und im Süden im Irak. Am 25. Mai ist eine Kosakenschwadron im Hauptquartier des Oberkommandierenden der englischen Armee, des Generals Lake, angekommen, die sich einen Tagmarsch östlich von Kut el Amara befindet. Die Russen behaupteten, schon Mitte Mai nur 20 Kilometer von Chanekin und 155 Kilometer von Bagdad entfernt zu sein, 40 Kilometer näher als die Engländer stünden. Damit ist das russische Vorgehen schon aus den Bergen in die Ebene heruntergekommen. Aber die Türken haben sich dagegen zur Wehr gesetzt. Am 9. Juni haben sie die Russen vor Chanekin geschlagen und sie sind in Kasri Schirin wieder eingedrungen. Sie haben damit diese Offensive zum Stehen gebracht, die ja, wie erinnerlich, in der Vereinigung der russischen und englischen Operationen von Persien und vom Irak her Bagdad ernstlich bedrohen wollte. Vor allem aber sind sie auf einer Front von 50 Kilometer im Norden, in Armenien ihrerseits zum Angriff vorgegangen. Sie griffen den linken Flügel des Feindes an und streben dadurch, eine Stellung im Rücken und in der Flanke der russischen Streitkräfte zu gewinnen, die bei Bitlis und Musch stehen. Man erkennt darin einen festen strategischen Plan, der vor allem den Vormarsch der Russen auf Mossul verhindern will und bereits schöne Erfolge gezeitigt hat, so unerfreulich die Witterungsverhältnisse sind. So sind heute Russen und Engländer von ihren weitfliegenden Zielen recht weit entfernt, die im Norden in der Eroberung Armeniens, im Süden in der Eroberung Bagdads und in der Mitte im Durchstoß bis nach Mossul, d. h. bis zur Bagdadbahn bestanden, damit so die ganze Stellung der Türken in Asien vom Schwarzen Meere bis zu den zwei Strömen in sich zusammenbräche.

⌘ ⌘ ⌘

In jedem Falle sind die Russen durch ihr Engagement auf dem asiatischen Kriegsschauplatz und an der wolhynisch-galizischen Front vollständig gehindert, irgend etwas von Bessarabien aus zu unternehmen, — ein Gedanke, der überhaupt von vornherein ziemlich windig war. Rumänien steht vollständig still, es hat mit den Zentralmächten Verträge über die Lieferung von Getreidefrüchten usw. geschlossen, die bei der Entente größte Erbitterung und Enttäuschung hervorgerufen haben, und wartet ab. Deshalb hat Bulgarien den Rücken frei, wenn es nun seine Aufmerksamkeit nach Süden richtete, nach der Front von Saloniki. Diese Front von Saloniki, wo sich die Entente eine ständige Basis unter brutaler Vergewaltigung Griechenlands geschaffen hat, schließt so den Ring dieser ungeheuren Kämpfe zusammen, die, wie

dieser Überblick zeigt, im engsten inneren Zusammenhang miteinander stehen.

Am 24. Mai wurde seit längerer Zeit wieder ein bulgarischer Heeresbericht ausgegeben. Danach hatten sich die englisch-französischen Truppen fächerförmig nach Norden ausgedehnt und eine Front hergestellt, die (von Osten nach Westen) über die Orte Dova Tepe, Doiran, Subotsko, Vodena, Florina läuft. Gelegentlich wurde auch schon von kleineren Scharmützeln gemeldet. Indessen hatten die Engländer und Franzosen noch an keiner Stelle die Grenze überschritten. Während sie sich durch mindestens drei Verteidigungsstellungen zwischen Saloniki und Doiran den Rücken gesichert haben, hatte die Ausdehnung dieser Front eine bedenkliche Bedrohung der bulgarisch-deutschen Front auf ihrem linken Flügel zur Folge. Deshalb faßte die Heeresleitung dort kühn und energisch zu, indem sie am 29. Mai den Engpaß von Rupel an der Struma samt den umliegenden Höhen und strategischen Punkten mit Gewalt besetzen ließ. Damit wurde die strategische Lage in Ostmazedonien für unsere Verbündeten, die zusammen mit deutschen Truppenteilen kämpfen, gesichert: sie sind nun weder in der linken Flanke noch von vorn mit Aussicht auf Erfolg anzugreifen und beherrschen ihrerseits die Straßen nach Seres, Drama und Kawala.

Dieser Schritt mußte griechisches Gebiet betreten. Griechenland hat mitgeteilt, daß es seine Zustimmung dazu gegeben habe, nachdem Deutschland und Bulgarien dieselben Bürgschaften gegeben hätten, wie sie die Entente bezüglich der von ihr besetzten Teile Griechisch-Mazedoniens gegeben hat. Nun wartet anscheinend unsere Heeresleitung das Weitere dort ab. Dieses Weitere sucht die Entente auf alle Weise herbeizuführen. Sie hat den Belagerungszustand über das ganze von ihr besetzte Gebiet Griechisch-Mazedoniens erklären lassen und hat vor allem, mit Wirkung vom 7. Juni an, die Blockade über ganz Griechenland verhängt. Die Getreide- und Kohlenzufuhr ist für das Land gesperrt, seine ganze Handelsschiffahrt lahmgelegt, und so hält die Entente das unglückliche Land gewissermaßen an der Gurgel, jederzeit bereit, sie ihm zuzudrücken. Deshalb hat es auch wieder einen Schritt nachgegeben. Die Entente verlangt nämlich, um das Land wehrlos zu machen, daß die griechische Armee, die schon seit langem mobil ist, demobilisiert werde. Griechenland hat darauf wenigstens das Zugeständnis gemacht, daß es die zwölf ältesten Jahrgänge, die unter den Fahnen stehen, entlassen hat. So ist die Lage für das Land und seinen König unendlich schwierig. Letzterer hält mit großem Mut an der Neutralität fest und hat vor allem in der strikten Ablehnung, der Entente die Benutzung der Bahn zwischen Athen und Larissa für die serbischen Truppen zu gestatten, diesen Mut bewiesen. Er ist seiner Armee, vor allem seines Offizierskorps völlig sicher, das die Demütigung ihres Vaterlandes auf das tiefste fühlt und ihrem König bedingungslos zur Seite stehen will, wenn es zu ernsthaften Verwicklungen kommen sollte. Aber auch die Gegenseite ist rührig, vor allem ihr Führer Venizelos, der die Entente unterstützt und seinen König direkt angreift. Man kann, wenn man diesen Mann betrachtet, nur an jene Gestalt aus dem Altertum denken, an den sprichwörtlich gewordenen Herostratos, der den Tempel der Artemis in Ephesus anzündete, um seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Anders handelt Venizelos mit seiner Partei auch nicht, denn was er tut, kann nur seinem Vaterlande schaden.

So ist der vielleicht letzte politische Brennpunkt des Weltkrieges an diese Stelle gerückt. Wie lange werden König Konstantin und seine Regierung diese unerträgliche Lage noch aushalten? Sie kann jeden Tag zur Explosion kommen, und hoffentlich wird dann die Leitung Griechenlands dieselbe Entschlossenheit und Ruhe bewahren wie bisher. Aber übersieht man so die Operationen dieses ganzen Krieges, dann wissen wir, daß das Friedensgerede in den letzten Maiwochen eben nur Gerede war. Alles ist militärisch noch im Fluß, alles wartet auf Entscheidungen, die eben erst herbeigeführt, erkämpft werden müssen, und eher ist an einen Abschluß nicht zu denken.

⌘ ⌘ ⌘

Die Möglichkeit, daß dieser Krieg ein baldiges Ende finde, schien aufzutauchen, da der Wille Nordamerikas, ein Ende herbeizuführen, in dem abgelaufenen Monat stärker hervortrat als bisher. Die Vereinigten Staaten haben natürlich von Anfang an den Wunsch gehabt, neben dem großen Verdienst an den Kriegslieferungen auch noch den Ruhm des Friedensbringers und Schiedsrichters davonzutragen. Es liegt ja auf der Hand, wie das die Stellung eines Präsidenten heben muß, dem es gelänge, ein so weltgeschichtliches Werk durchzuführen. Diese Erwägung wurde noch durch den Zufall verstärkt, daß in diesem Jahre 1916 die Neuwahl des Präsidenten stattzufinden hat, und daher haben die Verhältnisse und Aussichten der amerikanischen Wahlbewegung eine Aufmerksamkeit in Europa gefunden, wie noch nie bei einer Präsidentenwahl. Deshalb wurde auch Präsident Wilson in seinen Äußerungen darüber allmählich deutlicher. Am 10. Mai war die amerikanische Note an Deutschland überreicht worden, auf die letzteres nicht noch einmal geantwortet hat. In dieser Note wurden die Zugeständnisse Deutschlands in Sachen des Unterseebootkrieges zur Kenntnis genommen, dabei aber mit einer beleidigenden Deutlichkeit gesagt, daß von einer Annahme der deutschen Bedingung oder des deutschen Wunsches gar keine Rede sein könne, es müsse Amerika nun seinerseits auch gegen England entscheidende Schritte tun, um die englischen Verletzungen des Völkerrechts aufhören zu machen. Deutschland hat sich freie Hand vorbehalten für den Fall, daß in dieser Beziehung nichts geschieht. Einstweilen jedoch ist die Gefahr eines deutsch-amerikanischen Konfliktes aus der Welt geschafft, und Wilson hat erreicht, was er systematisch gewollt und Schritt für Schritt seit der Torpedierung der „Lusitania“ verfolgt hat.

Von hier wendete er sich nun an sein Volk mit mehreren Reden, die darauf hinwiesen, daß nunmehr die Zeit gekommen sei, den Frieden in Aussicht zu nehmen. Er sprach dabei Bedingungen aus, die für Deutschland unannehmbar sind, wie überhaupt die Ansicht der überwältigenden Mehrheit im deutschen Volk dahin geht, daß Deutschland eine Vermittlung der Vereinigten Staaten nicht brauche und nicht wünsche. Wir stehen auf diesem Standpunkte, weil die Vereinigten Staaten sich in diesem Kriege nicht neutral gezeigt haben. Sie haben nicht nur, wie bekannt, unseren Feinden Mengen von Kriegsmaterial geliefert und damit den Krieg in die Länge gezogen, der ohne dies wahrscheinlich zu Ende wäre, sondern sie haben auch in jeder einzelnen Frage sich als Schildträger der Entente, vor allem Englands gefühlt und benommen. Das sagen wir ohne jeden Haß und ohne jede Abneigung. Vielmehr bedauern wir es, daß dieser angelsächsische, also germanische Staat, in dem Millionen deutscher Brüder wohnen, so entschieden auf der Seite seiner englischen Vettern, unserer englischen Todfeinde steht. Aber die Tatsache ist da, sie bleibt vor allem auch bestehen, weil die Vereinigten Staaten in ihrem Gegensatz zu Japan eine dauernde Anlehnung an England brauchen und England seinerseits alles tut und tun wird, diese Beziehungen zu seinem großen Tochterstaat fester zu gestalten. Das ist eine weltpolitische Tatsache, um die wir nicht herumkommen und die wir mit keiner Redensart aus der Welt schaffen. Einstweilen hat die Aktion des Präsidenten Wilson zu ernsthaften Schritten nicht geführt, um so mehr als seine Anregung in England auf eine noch stärkere Ablehnung gestoßen ist, als bei uns.

Vorläufig sind die Vereinigten Staaten mit den Vorbereitungen der Präsidentenwahl beschäftigt. Nach der Gewohnheit des Parteilebens dort finden im Sommer jeden Jahres, in dem eine Neuwahl des Präsidenten stattzufinden hat, sogenannte Parteikonventionen statt, die den Kandidaten ihrer Partei nominieren. Vom 7. Juni an hat die

betreffende Zusammenkunft der Republikaner stattgefunden, die das Mitglied des obersten Gerichtshofes Hughes als Kandidaten ihrer Partei bestimmt hat. Daneben wird möglicherweise Roosevelt als Kandidat einer eigenen Partei die Wahl versuchen. Die Demokraten kommen in St. Louis zusammen und werden mit ziemlicher Sicherheit einstimmig Wilson nominieren. Ist das vorüber und sind die Chancen des Wahlganges einigermaßen zu übersehen, so setzt vielleicht auch ein stärkeres Bemühen der Vereinigten Staaten um den Frieden ein, die aber auch dann uns in unserer grundsätzlichen Stellungnahme nicht beirren wird.

Parallel damit ging ein mittelbarer Meinungsaustausch zwischen dem englischen Minister Grey und dem deutschen Reichskanzler. In der eigentümlichen Form des Interviews, der Mitteilung an amerikanische Zeitungsvertreter, haben die beiden Staatsmänner ihre Standpunkte nochmals ausgesprochen. Und das Ergebnis ist, daß sie beide unversöhnbar sind. Sir Edward verlangt die Wiederherstellung Belgiens und Serbiens und noch manches andere. Der Reichskanzler fordert unter der Zustimmung des ganzen deutschen Volkes, daß unsere Gegner erst einmal die Kriegskarte anerkennen sollen, die Karte, die zeigt, welch große Stücke feindlichen Landes unsere Truppen in der Hand haben und welches die militärischen Erfolge der Entente dagegen sind. So sind, wie zu erwarten war, diese Auseinandersetzungen rasch auf den toten Punkt gekommen und ebenso rasch durch die Aufmerksamkeit auf jene großen Kriegshandlungen abgelöst worden, deren Ergebnis nun zunächst einmal abgewartet werden muß.

⌘ ⌘ ⌘

Nur kurz merken wir zwei Todesfälle an, die fast zur gleichen Zeit erfolgten. In der Nacht vom 5. zum 6. Juni fiel ein englischer Kreuzer einem deutschen UBoot oder einer deutschen Mine zum Opfer, der Lord Kitchener auf der Fahrt nach Rußland trug, und mit seinem ganzen Stabe hat der englische Kriegsminister den Tod in den Wellen des Ozeans hoch im Norden bei den Orkney-Inseln gefunden. Kitcheners Verdienst ist die Organisation eines Freiwilligenheeres von 3 Millionen Mann. Das ist eine große, ja glänzende Leistung, die ihm niemand streitig machen kann. Sonst hatte seine Organisationsgabe im Kriege versagt. Schon in der Durchsetzung der allgemeinen Wehrpflicht, die mit dem Aufruf der Wehrpflichtigen durch königliche Botschaft am 24. Mai vollendet war, war er nur an zweiter Stelle beteiligt, und ein Zweig der Kriegsverwaltung nach dem anderen mußte ihm abgenommen werden, so die Munitionsversorgung und manches andere. Kitchener gehört zu der Reihe von Männern, die sich um den Aufbau des englischen Weltreiches in der Gegenwart große Verdienste erworben haben; vor allem ist ja die endgültige Sicherung des Sudans für England 1898 sein Werk. Er war ein Mann von brutaler Energie, kalt, unbeliebt, aber von großem Maße. Wir versagen dem toten Gegner nicht unsere Achtung; gefährlich ist er uns nicht geworden, denn was er an Truppen gesammelt hat, das hat weder in Flandern und Nordfrankreich noch in Gallipoli etwas geleistet.

Weltpolitisch viel wichtiger ist der rasche Tod Juanschikais am 5. Juni. Seit er den Kaisertitel hatte annehmen wollen und von diesem Plane hatte abstehen müssen, war seine Macht in das Gleiten gekommen. Heute ist der ganze Süden, räumlich und nach Bevölkerungszahl die volle Hälfte Chinas, im Aufstande gegen die Pekinger Regierung und hat sich selbständig erklärt. Versuche, das zu bekämpfen oder durch Kompromisse zu beschwören, sind Juanschikai mißglückt. In einem ungeheuer kritischen Momente für sein Vaterland ist er gestorben, ob eines natürlichen Todes wissen wir in Europa nicht, und nun ist die Bahn frei für den schrankenlosen Machtehrgeiz Japans, das an der Herbeiführung dieser Lage sehr mitgearbeitet hat.

⌘ ⌘ ⌘

Inmitten dieser großen militärischen und politischen Weltereignisse haben in Deutschland bewegte Tagungen des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses stattgefunden. Um neue Steuern wurde gekämpft, die ausschließlich angenommen wurden, in einem Kompromiß, das, wie stets, niemand ganz befriedigte und doch eben angenommen wurde. Darin tritt eine große Frage hervor, um die in der Zukunft sehr entschieden gekämpft werden wird. Eine Richtung in unserem politischen Leben nimmt für das Reich das Recht in Anspruch, direkte Steuern zu erheben, und sucht so die Rechte des Reiches auch politisch sehr zu erweitern. Die andere Richtung weist mit Recht und Entschiedenheit dagegen darauf hin, daß diese direkten Steuern die Grundlage des Lebens der Einzelstaaten seien und daß diese Grundlage angreifen, heißt, Bismarcks Werk überhaupt gefährden, das ja in dem richtigen Verhältnis von Einzelstaat zum Reich beruht und dafür eine so glückliche und bewährte Lösung gefunden hat. Erbitterte Kämpfe darum werden auch künftig geführt werden, in die von selbst die Zukunftsfrage hereinspielen wird, in welcher Form die Erweiterungen unseres Reichsgebiets ihm angefügt werden, die wir aus diesem Kriege gewinnen wollen und für die künftige Sicherheit des Reiches brauchen.

Im Augenblick noch drängender waren in diesen Frühjahrswochen die Sorgen und Auseinandersetzungen um die Sicherstellung unserer Ernährung. Es zeigte sich, daß die Verteilung der vorhandenen Lebensmittel nicht ausreichte und daß dies zu teilweise sehr großen Schwierigkeiten führte, Zustände, die jeder in seiner Stadt am eigenen Leibe gespürt und gesehen hat. Es dauerte reichlich lange, ehe die Gedanken und Pläne, dagegen etwas Ernsthaftes zu tun, zur Reife gelangten. Eigentlich erst die Einsicht führte dazu, daß die Kräfte des Staatssekretärs des Innern, Dr. Delbrück, dafür nicht mehr ausreichten, weil er an schwerer Krankheit litt. Er trat zurück nach einem Leben stärkster Pflichterfüllung und einer Arbeitsleistung, die geradezu ungeheuer zu nennen ist, ist doch das Reichsamt des Innern vielleicht diejenige deutsche Behörde, die am umfassendsten und weitschichtigsten zu arbeiten hat. Die Frage, wer sein Nachfolger werden würde, erregte gleichfalls das Interesse auf das tiefste. Die Entscheidung ging dahin, daß der bisherige Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Helfferich, die Nachfolge Delbrücks übernahm und damit zugleich der Stellvertreter des Reichskanzlers wurde. Allgemein wurden Bedenken laut, daß ein in Finanzsachen so erfahrener Mann, wie Helfferich, der erst vor wenig über einem Jahr dieses verantwortungsvolle Amt übernommen hatte, schon davon schied. Sein Nachfolger wurde der bisherige Staatssekretär im Reichslande, Graf Roedern. Daneben aber wurde für den Krieg ein sogenanntes Kriegsernährungsamt eingerichtet, an dessen Spitze der hervorragende Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, Herr von Batocki, trat. Herr von Batocki hat im Wiederaufbau von Ostpreußen Fähigkeiten der Organisation in so ungewöhnlichem Maße erwiesen, daß ihm ein allgemeines Vertrauen entgegengebracht wird, es werde ihm auch gelingen, die gewaltigen Schwierigkeiten der Ernährung zu lösen. Sie sind, wie wir offen gestehen müssen, nicht gering, weil naturgemäß auch in den letzten Monaten vor der neuen Ernte alle Vorräte sehr knapp werden. Aber die Ernteaussichten sind bisher so günstig, daß wir hoffen können, auch die Schwierigkeiten dieses Versorgungsjahres zu überstehen. Schließlich ist das auch nicht die Hauptsache, denn wir können gar nicht anders, als in diesem Kampf bis zum letzten aushalten. Der Reichskanzler hat am 5. Juni mit Recht hervorgehoben, daß die Feinde unsere Bereitwilligkeit zu einem Frieden mit Hohn und Spott abgewiesen haben; also bleibt nichts anderes übrig, als weiter zu kämpfen bis zu dem endlichen Sieg.

⌘ ⌘ ⌘

In einer der klassischen Übersichten, die das Große Hauptquartier von Zeit zu Zeit über abgeschlossene Kampfhandlungen zur Freude und zum Dank unseres Volkes veröffentlichen läßt, wurde die Kriegslage zu Lande in den Monaten Mai und Juni knapp so dargestellt. Auf dem Balkan herrscht Ruhe. Obwohl der Abtransport der neu zusammengestellten serbischen Armeereste nach Saloniki beendet zu sein scheint, ist es zu ernstlichen Zusammenstößen an der mazedonischen Front noch nicht gekommen. Die Lage ist dadurch bestimmt, daß die Bulgaren am 26. Mai den Rupelpaß besetzt haben und damit eine von Süden her unangreifbare Stellung gegenüber der Entente einnehmen. Aber die Entente hat sich bisher zu einer großen Angriffsbewegung nicht entschlossen, ebensowenig wie die Italiener etwas getan haben, von Valona aus ihre Stellung auszudehnen. Auch auf dem vorderasiatischen Kriegsschauplatze hat die Tätigkeit der Feinde nachgelassen. Ihr Vorrücken in Mesopotamien hat aufgehört; von einem Ineinanderfließen der englischen und russischen Operationen war nach der ersten flüchtigen Berührung am 25. Mai keine Rede mehr. Ebenso kommen die Russen in Armenien nicht voran. An der französischen Front geht der Angriff gegen die französischen Stellungen auf beiden Maasufern um Verdun erfolgreich weiter. Ebenso verlief auf dem italienischen Kriegsschauplatze die österreichisch-ungarische Offensive, die genau Mitte Mai begonnen hat, weiter günstig; es war ihr gelungen, die Italiener nicht nur aus dem größten Teile der von ihnen bei Kriegsbeginn eroberten Bezirke Südtirols wieder herauszuwerfen, sondern auch die italienische Grenze in breiter Front zu überschreiten und den Angriff bis fast zum Südrand der Gebirge vorzutragen, die die Ebene Norditaliens umgrenzen. Bis zum 25. Juni machte dieser österreichisch-ungarische Angriff zwischen Etsch und Brenta stetige Fortschritte. Mit der Schilderung der Kämpfe auf dem östlichen Kriegsschauplatz und dem Beginn der englischen Offensive griff diese zusammenfassende Darstellung unserer Heeresleitung schon in die neue Periode des Krieges über, die zum ersten Male als eine Gesamtoffensive unserer Gegner gegen uns zu charakterisieren ist.

Zuerst begann, wie schon erwähnt, der Angriff der Russen: seit 18. Mai mit der Artillerie, seit 4. Juni mit der Infanterie. Ihm folgte, weil von ihm erst die Möglichkeit dazu erhaltend, in der letzten Juniwoche der Angriff der Italiener. Etwas früher, ungefähr Mitte Juni, hatte innerhalb unseres Bundes die Offensive der Türken im Kaukasus und auch im Irak begonnen. Zuletzt griff England in dieses Ringen ein, das bis gegen Ende Juni den Opfern und Anstrengungen seiner Verbündeten ruhig zusah. Seit dem 20. Juni aber steigerte sich die Gefechtstätigkeit auf der ganzen englischen und auf dem nach Süden anschließenden Teile der französischen Front. Mit dem 24. Juni begann die artilleristische Vorbereitung in der bekannten Weise des Trommelfeuers, und am 1. Juli setzte der Infanterieangriff Englands, und zwar nördlich der Somme ein. Seitdem wird im Westen, Süden, Osten und im Orient gekämpft, während man nur auf dem Balkan-Kriegsschauplatze Gewehr bei Fuß einander gegenübersteht. Zum ersten Male in diesem Kriege greifen unsere Gegner auf allen Fronten gemeinsam an. Truppenmassen, Vorräte an Munition, Geschützzahlen werden eingesetzt, wie sie die Weltkriegsgeschichte noch nicht gesehen hat, wie sie auch dieser Krieg mit seinen ungeheuren Zahlen und Maßen bisher noch nicht gebracht hatte. Man kann wohl sagen, daß die Welt den Atem anhält; nicht nur die Glieder der miteinander kämpfenden Nationen, sondern auch alle Neutralen in Europa, die Vereinigten Staaten und selbst der ferne Osten, auch Südamerika blicken auf dieses ungeheure Kämpfen gegeneinander, das nun die Entscheidung in diesem Kriege von fast zwei Jahren herbeizuführen sucht.

Die russische Offensive, die von der russischen Südwestfront aus von vielleicht 50 Divisionen, in den Armeen (von Norden nach Süden) der Generale Kaledin, Schtschertbatschew, Sacharow und Leschitzki unter dem Kommando des Generals Alexej Brussilow zwischen der rumänischen Grenze und den Pripetsümpfen eingesetzt wurde, richtet sich gegen Punkte in der deutsch-österreichisch-ungarischen Ostfront, die sie für besonders schwach hielt. Als derartige Stellen nahm sie die Front am Styr nördlich Luck, dann Luck selbst, ferner die Stellung am Sereth und schließlich die am Dnjestr um Czernowitz in Angriff. Das ist im ganzen eine Linie, die von den Armeen Linsingen, Erzherzog Eugen, Böhm-Ermolli, Graf Bothmer und Pflanzer-Baltin zu halten war, wobei heute natürlich nicht genau zu sagen ist, ob diese Reihenfolge der Armeen noch ganz stimmt.

Die Armee des Grafen Bothmer vermochte dem Anprall standzuhalten und ihre alten Stellungen an der Strypa zu halten. Dagegen gelang es dem russischen Angriff, die österreichisch-ungarischen Truppen nördlich und südlich der Armee Bothmer zurückzudrängen. Am 7. Juni wurde, wie auch schon erwähnt, die Festung Luck von den Russen erobert, womit das wolhynische Festungsdreieck wieder in ihrer Hand war. Die Russen rühmten sich, dabei ungeheure Kriegsbeute gemacht und Hunderttausende von Gefangenen gewonnen zu haben. Die österreichisch-ungarische Heeresleitung hat diese Übertreibungen darauf richtiggestellt. Südlich der Armee Bothmer waren die Erfolge räumlich noch größer. Am 17. Juni gewannen sie Czernowitz, am 30. Juni Kolomea, so daß heute fast das ganze Gebiet der Bukowina mit samt ihrer Hauptstadt von den Russen besetzt ist. Die österreichisch-ungarischen Linien wurden davor zurückgenommen und finden ihre Stütze jetzt in den Karpathenstellungen, wo sie auf den Höhen zwischen Kimpolung und Jakobeni in der südlichen Bukowina sich gegen die weiteren Angriffe erfolgreich zur Wehr setzen.

Die russische Offensive ist vortrefflich eingeleitet und mit ungeheuren Mitteln durchgeführt worden. Französische Generalstabsoffiziere und Flieger, belgische Panzerautomobile, japanische Artillerie und vor allem in ungeheuren Massen vorhandene amerikanische Munition waren zur Stelle, um diese Offensive zu unterstützen. Wir sind stark genug, um, wie es unsere Heeresleitung tut, diese russischen Erfolge ganz unbefangen anzuerkennen. Denn sofort hat unsere Heeresleitung dafür gesorgt, daß die russische Offensive ihre Bäume nicht in den Himmel wachsen lassen konnte. Obwohl sie sich sehr rasch auf die ganze Linie bis hinauf zur kurländischen Front ausdehnte und ohne Zweifel darauf rechnete, daß die deutsche Front sehr dünn sei, wurde ihr im Gegenstoß rasch Einhalt geboten. Der Heeresgruppe des Generals von Linsingen vor allem lag die Aufgabe ob, im Raum von Luck die russischen Vorstöße aufzuhalten, während die Armee des Grafen Bothmer im südlichen Galizien an der Strypa, in der Gegend von Tlumacz dieselbe Aufgabe zu erfüllen hatte. Meldungen vom 11., 12., 14., 15. Juni und an allen folgenden Tagen bezeugten, mit welcher Erbitterung und Tapferkeit hier gerungen wurde. Der Raumgewinn der Gegner in Wolhynien, der etwa 60 Kilometer tief war, ging ihnen dabei schon fast zur Hälfte wieder verloren, während in Südgalizien die Linie gegen die russischen Angriffe gehalten wurde.

Diese versuchten nun auch nördlich davon dem Feinde die Lage zu erschweren, indem sie um Baranowitschi zum Angriff gegen die 9. Armee unter dem Generalfeldmarschall Prinzen Leopold von Bayern (erste Meldung über diese Kämpfe am 13. Juni) vorgingen. Noch ist auf dieser ganzen Linie keine Entscheidung gefallen. In der Gegend von Baranowitschi, dann im Abschnitt des Stochod, in der Südwestecke Galiziens und in den Karpathenstellungen bis zur rumänischen Grenze wird mit größter Anspannung gefochten. Die Russen erweisen sich in diesen Kämpfen ihrer Gegner wert und suchen, ohne Rücksicht auf Menschenleben, ihr Ziel zu erreichen. Dieses war sehr einfach: ihre Offensive erstrebte den Durchstoß bis Lemberg, die Rückeroberung Galiziens, vielleicht sogar das Wiedereindringen nach Ungarn. Diese Ziele haben in keiner Weise erreicht werden können

und schon heute darf mit Bestimmtheit gesagt werden, daß die russische Offensive sie ganz bestimmt nicht erreichen wird.

Sie ist ein Teil der Gesamtunternehmungen der Entente, in denen jetzt die berühmte „einheitliche Front" wenigstens einigermaßen hergestellt ist. Ihr zweiter Zweck war die politische Einwirkung auf Rumänien, von der wir nachher sprechen, ihr dritter die Unterstützung der Italiener, um die diese immer und immer wieder gegenüber der immer gefährlicher heranrückenden österreichisch-ungarischen Angriffskraft flehten. Am 25. und 26. Juni wurde die Front zwischen Etsch und Brenta erheblich verkürzt. Diese Rückwärtsbewegung wurde in ausgezeichnet geschickter Weise vollzogen, und die Italiener haben keinen Grund, sich auf diesen Erfolg etwas einzubilden. Im Gesamtrahmen unserer militärischen Lage bedeutet diese Verkürzung der österreichisch-ungarischen Front in Italien natürlich sehr wenig.

⌘ ⌘ ⌘

Nun trat am 1. Juli das englische Millionenheer, die Schöpfung Kitcheners, auf den Plan. Lange hat England diese Offensive vorbereitet, seine Truppen sorgfältig zurückgehalten und sie in jeder Weise auf den höchsten Stand zu bringen gestrebt. Zur See wurde England geschlagen, so mußte es versuchen, zu Lande gegen die deutsche Westfront anzurennen. Darin liegt doch eine Tatsache von größter historischer Bedeutung. Während also die Armee Brussilows im Osten angriff und die Italiener in der letzten Juniwoche in Oberitalien und am Isonzo ihrerseits eine allerdings ganz erfolglose Angriffsbewegung eröffnet haben, haben die Engländer zusammen mit den Franzosen an einer verhältnismäßig sehr schmalen Stelle unserer Front im Westen einen Riesenangriff begonnen. Etwa in der Mitte der Front zwischen Nieuport und der Aisne haben sie eingesetzt, vor allem in dem Winkel, den die Somme und ihr Nebenfluß, die Ancre bilden: es ist das Gelände, auf dem schon viel Blut geflossen ist, zwischen Arras und Péronne.

Eine volle Woche dauerte die Vorbereitung durch Artillerie und Gas, dann begann der Frontalangriff. Die Entente griff also im Gegensatz zu der September-Offensive im Jahre 1915 dieses Mal nur an einer Frontstelle an. Damals versuchte sie bei Arras und in der Champagne zugleich unsere Front zu durchbrechen und sah, daß ihre Kräfte dafür zu schwach waren. Deshalb hat sie diesmal eine Angriffsstelle auf verhältnismäßig schmalem Raum ausgewählt und sucht diese im reinen Frontalangriff zu durchbrechen. Die deutsche Front bildet dort einen großen nach Westen ausladenden Bogen von etwa 40 Kilometer Länge, der sich wohl auch deshalb dem englischen Angriff besonders empfahl, weil er der englischen Basis an der Küste am nächsten liegt. Am ersten Tage der eigentlichen Offensive wurde der Angriff auf diesen 40 Kilometern eingesetzt. Aber er führte nur an wenigen Stellen zu Erfolgen: am 2. Juli meldete unser Hauptquartier, daß an der Somme zwei Divisionen aus ihren völlig zerschossenen ersten Gräben in die nächste Stellung hätten zurückgenommen werden müssen. Schon diese ersten Kämpfe zeigten, daß es dem Gegner nicht möglich war, seine Angriffe auf der ganzen ursprünglichen Offensivfront fortzusetzen. So wurde diese allmählich auf zwei schmale Frontstücke verengt: eines zwischen der Somme und der Ancre, in dem die jetzt oft genannten Ortschaften Hardecourt, Mametz, Fricourt, La Boiselle und Thiepval liegen, das andere südlich der Somme, zwischen Barleux und Belloy. Damit wurde die Infanterieangriffsfront des Feindes von 40 auf 16 Kilometer heruntergesetzt, wobei der Hauptteil auf das nördliche Kampfgebiet von 12 bis 13 Kilometer Länge fällt. Während sich also im Osten die Angriffsbewegung der Russen fast auf die ganze Front ausdehnte, hat die englisch-französische Offensive sich schnell verengt und sich damit auf die bekannten Kämpfe um einzelne Punkte, wie Dörfer, Wälder, Bachübergänge festgefahren, die Schritt für Schritt dem Gegner abgerungen werden und dann ausgebaut werden müssen. Nach allen Erfahrungen des Krieges bisher, die unsere Gegner und wir gemacht haben, darf heute schon angenommen werden, daß auf diese Weise ein großer Durchbruch, im Stile unseres Durchbruches in Galizien im Mai 1915, schlechterdings nicht zu erzielen ist.

Nirgends ist unsere Front irgendwie durchbrochen worden. Kleine örtliche Verluste spielen dabei keine Rolle. Es zeigt sich, daß die Behauptung richtig war, die wir immer hören konnten, es werde die Front im Westen auch gegen eine zehnfache Übermacht gehalten werden können. Die innere Kraft der Deutschen ist sogar so groß, wie sich die Welt aus unseren Heeresberichten überzeugen kann, daß die Unternehmung gegen Verdun ganz und gar nicht zum Stillstand gekommen ist. Sie geht planmäßig weiter und brachte am 23. Juni wieder einen sehr erheblichen Fortschritt. An diesem Tage eroberten bayerische Regimenter das Panzerwerk Thiaumont und den größten Teil des Dorfes Fleury. Die Karte zeigt, was dieser weitere Fortschritt bedeutet: es ist der linke Flügelpunkt der zweiten französischen Hauptstellung. Und alle diese Fortschritte mußten gegen ununterbrochene französische Gegenangriffe gehalten werden. Unerbittlich hält unsere Heeresleitung hier die französischen Truppenmassen fest, die sich hier weiterhin verbluten.

⌘ ⌘ ⌘

Wie erwähnt, herrscht auf dem Balkan-Kriegsschauplatze Stille. Die Hügelketten, die die Zugänge nach Süden beherrschen, sind fest in bulgarischem und deutschem Besitz und werden auf das äußerste ausgebaut. Zu allem anderen hindert hier die große Hitze den Beginn von Operationen. Dagegen wird auf dem Orient-Kriegsschauplatze lebhaft gekämpft. Nach dem Falle von Kut el Amara hatte die türkische Heeresleitung im Irak die Wahl, ob sie sich erst gegen die englischen Truppen bei Fellahie am Euphrat oder gegen die aus Persien eingedrungenen Russen wenden wollte. Sie wählte das letztere, schlug die Russen bei Chanekin, drang wieder in Kasr i Schirin ein und eroberte am 1. Juli wieder Kirmanschah, die russische Basis des Angriffs aus Südpersien, zurück. Das war ein großer und starker Erfolg. Mitte Juni eröffnete die türkische Heeresleitung aber auch eine Offensive an der armenisch-kaukasischen Front, wo das Schwergewicht in dem Abschnitt zwischen Trapezunt und Erzerum, also auf dem linken Flügel liegt. Auch da sind lokale Erfolge davongetragen worden. Im ganzen ist so die Lage auf dem Orient-Kriegsschauplatze Mitte Juni durchaus günstig, weil der feindliche Vormarsch im Norden, in der Mitte und im Süden mindestens zum Stillstand gebracht, sogar aber auch zurückgedrängt worden ist. Von der Vereinigung der Operationen zwischen dem Schwarzen Meer und dem Persischen Golf, von der in der russischen und englischen Presse so viel die Rede war, ist es jetzt still geworden; davon sind die Gegner heute weiter entfernt als je. Ob sie statt dessen sehr bald auf dem Balkan angreifen werden, wo sie über etwa 400 000 Franzosen und Engländer und einige Tausende Serben verfügen, ist noch nicht abzusehen. Sie werden hier versuchen, gegen Monastir vorzustoßen, um Mazedonien zurückzuerobern. Lange jedenfalls wird es nicht mehr dauern, und auch hier donnern die Kanonen.

⌘ ⌘ ⌘

So haben sich im Verlaufe dieser letzten Juniwochen fast auf allen Fronten Schlachten entwickelt, riesenhafter und umfangreicher als jemals. Ohne Zweifel ist es der Entente nun doch nach endloser Vorbereitung gelungen, eine gewisse Einheitlichkeit in ihre Operationen zu bringen. Nicht in dem Sinn, daß ihre Genossen sich beliebig Truppen gegenseitig zur Verfügung stellen könnten. Das schließen die ungeheuren Entfernungen und die Erschwerung des Verkehrs, vor allem durch den Schluß der Dardanellen ja aus. Meldungen etwa, daß kanadische Truppen durch das Weiße Meer nach der Murmanküste befördert worden seien, sind geradezu abenteuerlich; auf diesem Wege lassen sich nur geringe Verschiebungen herbeiführen.

⌘ ⌘ ⌘

Im Charakter der ungeheuren Schlachten, die jetzt im Westen und Osten toben, liegt es, daß von wesentlichen Veränderungen der Lage immer erst nach einiger Zeit gesprochen werden kann. Nach zwei Jahren Weltkrieg wissen wir, daß solche Kämpfe, wie sie sich in der russischen und englischen Offensive des Frühsommers angesponnen haben, lange Wochen dauern.

Im Westen haben sich die Kämpfe vor allem auf das Gebiet nördlich und südlich der Somme konzentriert. Der Gegner hat da teilweise mit gewaltigen Heeresmassen angegriffen, so am 20. Juli mit 17 Divisionen in einer Frontbreite von 40 Kilometer bei Pozières und Vermandovillers, aber so gut wie keine nachweisbaren Erfolge erzielt. Nach einem vollen Monat dieser englisch-französischen Offensive ist auf einer Strecke von etwa 28 Kilometer eine Einbuchtung der deutschen Front von durchschnittlich 4 Kilometer Tiefe erreicht worden. Das ist wirklich kein Erfolg, auf den diese Offensive stolz sein kann, zumal sie sich ja nur unter starken Verlusten für den Gegner abspielen konnte. Das Ergebnis ist also, daß es den feindlichen Angriffen nicht gelungen ist, worauf es ankommt: im ersten Anrennen einen Durchbruch in breiter Front zu erzielen, in den sodann mit voller Macht hereingestoßen werden kann, wie es das bisher von keinem unserer Gegner erreichte Vorbild des deutschen Durchbruches im Mai 1915 in Galizien gezeigt hat.

Wenn auch die Kämpfe um Verdun etwas nachgelassen haben, so sind sie jedoch keineswegs eingeschlafen. Sie gehen Schritt für Schritt weiter, und wenn uns die Feinde vorhalten, daß der deutsche Plan einer raschen Eroberung Verduns gescheitert sei, und damit nachweisen wollen, daß der Gedanke dieser Offensive überhaupt falsch war, so weisen wir sehr ruhig darauf hin, daß unter allen Umständen an dieser Stelle große Teile der französischen Armee festgehalten worden sind und sich dort verbluten. Auch wenn wirklich der deutsche Angriff wesentlich nicht vorrücken sollte, so ist die französische Armee doch dort auf das stärkste gebunden und dadurch gehindert, Kräfte an andere Stellen der Front abzugeben. Verdun ist eine offene Wunde am Heereskörper Frankreichs, durch die ununterbrochen und im breiten Strome Blut auslaufen muß.

⌘ ⌘ ⌘

Die russische Offensive hat etwa am 16. Juli in einem zweiten Akte eingesetzt. Im Südwesten ist sie bis Delatyn gekommen und spielen sich westlich von Buczacz schwere Kämpfe ab, aber unerschüttert hält die Armee des Grafen Bothmer dort ihren Posten fest. Es ist allerdings den Russen gelungen, mit Kavallerievorstößen über die Pässe ungarisches Gebiet zu berühren und davon ist in der russischen Presse sehr viel Wesens gemacht worden. Aber das sollte ein Bluff zur Wirkung auf Rumänien sein; von Bedeutung für die Kämpfe selbst kann ein solcher Kavallerievorstoß selbstverständlich nicht sein.

Nördlich der Bukowina richtete sich die russische Offensive in der letzten Juliwoche immer schärfer direkt nach Westen und Südwesten, d. h. auf Lemberg. Die Armee Sacharow hat vom südwestlichen Wolhynien aus einen Angriff, wie die Russen in ihren Heeresberichten immer großsprecherisch schreiben, indem sie die fernliegenden Ziele regelmäßig angeben, „in der allgemeinen Richtung auf Lemberg" unternommen. Am 28. Juli ist ihr auch die Einnahme von Brody auf galizischem Boden gelungen; diese Stadt liegt über 90 Kilometer nordöstlich von Lemberg. Das russische Vordringen hat hier nicht nur einen militärischen, sondern vor allem einen politischen Zweck! Es soll mit seiner Bedrohung der galizischen Hauptstadt einen moralischen Eindruck machen, vor allem auf die galizischen Ruthenen.

Noch weiter nördlich spielen sich die Kämpfe am Styr und am Stochod ab. Hier ist das Ziel der russischen Offensive rein militärisch, nämlich Kowel, weshalb die Heeresberichte beider Parteien von unausgesetzten wütenden Angriffen beiderseits der Bahn von Sarny nach Kowel melden. Hier steht die Armee Linsingen in schweren Kämpfen, in denen am Bogen des Stochod auch eine Zurücknahme der Front erfolgen mußte.

⌘ ⌘ ⌘

Von dem mazedonischen Kriegsschauplatze haben wir am 29. Juli Neues gehört. Der bulgarische Generalstab teilte mit, daß seit dem 25. Juli Kämpfe offenbar im kleinen Umfang stattfanden, und zwar in der Gegend von Vodena. Daneben aber ist die ganze mazedonische Front schon beschäftigt und scheint es, daß sich auch hier langsam größere Kämpfe vorbereiten.

Während im Irak die Dinge im wesentlichen stillstehen, dafür aber die Türken weiter nach Südpersien vordringen, ist die russische Offensive in Armenien wieder ein Stück vorangekommen. Sie begann um den 10. Juli, meldete am 11. die Wiedereinnahme von Mamachatun und am 25. die von Ersinghan. Damit ist Türkisch-Armenien in der Hauptsache in den Händen der Russen.

⌘ ⌘ ⌘

Auch die Flotte hat sich in diesen Wochen sehr rege beteiligt. Fast täglich meldete der Admiralstab Unternehmungen der Torpedoboote, der Luftschiffgeschwader, sei es im Kanal, sei es in der Ostsee. In der Nacht zum 28. Juli ist auch wieder ein Angriff durch Zeppeline erfolgt, dem bald ein weiterer folgte. Damit ist die Pause beendet, die in der Anwendung dieses Kampfmittels seit längerer Zeit eingetreten war.

⌘ ⌘ ⌘

Ein Ereignis hebt sich aus der Flut der Kampfberichte heraus und wieder eines, auf das wir stolz sein können. Am 10. Juli ist ein Handelsunterseeboot im Hafen von Baltimore angekommen. Fast ganz im geheimen hat deutsche Technik und deutscher Unternehmungsgeist während des Krieges den Typus des Unterseeboots, das bisher nur als ein Kampfmittel galt, für den friedlichen Handelsverkehr angewendet und ist jetzt mit diesem glänzenden Ergebnis hervorgetreten. Ohne jede Waffe, seinem Charakter nach zweifellos ein reines Handelsschiff, ist dieses U-Boot, das den Namen „Deutschland" trägt, unbemerkt von der englischen und französischen Flotte, mit einer wertvollen Ladung hochwertiger Waren über den Ozean gekommen. Während der Besuch des deutschen Unterseebootes in Cartagena, das Sanitätsmaterial für die Deutschen und einen Brief des Deutschen Kaisers an den König von Spanien brachte, mehr ein Bravourstück war, ist diese erste gelungene Reise des Handelsunterseeschiffes tatsächlich der Anfang einer neuen Periode in der Schiffahrt überhaupt. Natürlich können damit nicht gewaltige Mengen sogenannter Stapelwaren befördert werden, aber der Tonnengehalt dieser Handelsunterseeboote ist doch so groß, daß bei hochwertigen Waren, an denen es uns besonders fehlt, wie Gummi, Nickel und dergleichen oder bei Produkten der chemischen Industrie, an denen es den Vereinigten Staaten empfindlich fehlt, ein sehr umfangreicher Austausch bewirkt werden kann.

Erklärlicherweise war die Überraschung über diese gelungene Fahrt in der Welt sehr groß und unseren Feinden, besonders den Engländern, sehr peinlich. Da am völkerrechtlichen Charakter dieses neuen Schiffstypus gar kein Zweifel war, hat Deutschland vollkommen mit offenen Karten gespielt, mit erstaunlicher Offenheit alles mitteilen lassen, was über dieses U-Boot, seine Fracht, seine Bemannung u. dgl. zu sagen war. Damit wurden die Vereinigten Staaten vor eine schwierige Entscheidung gestellt. Formell und tatsächlich konnten sie gegen die Landung dieses U-Boots nichts sagen. Es ist kein Kriegsschiff und unterliegt daher selbstverständlich nicht den Regeln, die für das Kriegsschiff beim Anlaufen neutraler Häfen gelten. Obwohl einige Versuche dagegen

gemacht wurden, hat denn auch das Staatsdepartement der Union die Erklärung in bezug auf dieses Schiff abgegeben, daß es dieses U-Boot als Mittel des völkerrechtlich ohne Zweifel zulässigen Verkehrs zwischen einer kriegführenden und einer neutralen Macht anerkenne. Damit sind wir selbstverständlich der politischen Wirkung dieses neuen Verkehrsmittels noch nicht sicher. Denn England wird alles tun, dieses Verkehrsmittel als Kampfmittel zu behandeln, auf offener See durch eigenes Eingreifen und in Amerika durch seinen Druck auf die Leitung der Vereinigten Staaten, und nach allem, was wir bisher im Kriege von den Vereinigten Staaten erfahren haben, ist ganz und gar nicht sicher, ob sie an ihrem bisherigen Standpunkte gegenüber dem deutschen Handels-UBoot festhalten werden. Aber was da auch komme, wir freuen uns dieses erneuten glänzenden Beweises der ungebrochenen Spannkraft und des ungebrochenen Unternehmungsgeistes, die mit diesem neuen Mittel des ozeanischen Verkehrs die Welt überrascht haben.

⌘ ⌘ ⌘

Die russische Offensive hat auch den politischen Zweck, Rumänien zum Eingreifen in den Krieg zu veranlassen. Den moralischen Eindruck, den sie macht, unterstützt Rußland direkt, indem es eigene Munition zur Verfügung stellt, indem es eine Invasion in rumänisches Gebiet andeutet, und indem seine Diplomaten im Bunde mit den Vertretern der anderen Ententemächte die letzten Anstrengungen machen, Rumänien zum Entschluß zu bringen. Auch jetzt ist noch keine Entscheidung gefallen, aber es macht den Eindruck, als werde ihr Bratianu nicht mehr lange widerstehen können.

Weniger dringlich ist für Rußland die entsprechende Aktion in Schweden, die aber dafür noch etwas gröber von ihm betrieben wird. Die fortgesetzte Verletzung schwedischer Hoheitsrechte durch russische Streitkräfte haben die schwedische Regierung veranlaßt, energischer dagegen aufzutreten. Aber die betreffende Anweisung an die schwedischen Seestreitkräfte ist auch alles, was Schweden bisher getan hat. Es hat sich in der Alandsfrage alles gefallen lassen; diese Inseln, die Stockholm so gefährlich bedrohen, sind von Rußland befestigt und fest in seiner Hand. Und Schweden hat dafür nichts in seiner Hand, als ein nur von Rußland gegebenes, keineswegs von den anderen Ententemächten garantiertes Versprechen, daß diese Befestigungen nur provisorischen Charakter tragen sollen. Die schwedische Politik schiebt die begründete Besorgnis jetzt zurück, daß damit die Lösung dieser Frage überhaupt ausgeschlossen werden kann. Schweden hat noch mehr getan, indem am 15. Juli eine Konvention von ihm mit Rußland geschlossen worden ist, nach der die große Eisenbahnbrücke zwischen Haparanda und Tornea nun gebaut werden soll. Damit wird die Verbindung des schwedischen und finnischen Eisenbahnnetzes in dem letzten Stück, das noch fehlte, hergestellt. Bis dahin ist die Verbindung, zum Teil während des Krieges, schon weitergeführt worden. Sie kommt, während Schweden daran gar kein Interesse hat, ausschließlich Rußland und der Verbindung Rußlands nach dem Atlantischen Ozean hin zugute.

⌘ ⌘ ⌘

Vor den größeren Ereignissen ist in Deutschland sehr rasch das Interesse an unserem Konflikt mit Italien zurückgetreten. Deutschland und Italien sind ja bekanntlich formell nicht im Kriege miteinander, sondern hatten sogar am 21. Mai 1915, vor Ausbruch des italienisch-österreichischen Krieges, eine Konvention abgeschlossen, die den Staatsangehörigen der beiden Reiche die Sicherheit ihres Privateigentums und ihrer Person gewährleistet. Deutschland wollte damit wenigstens auf diesem Gebiete eine Ausartung des Krieges verhindern, deren sich England überall schuldig gemacht hat, und die Italien vielleicht auch nachgeahmt hätte. An diese Abmachung hat sich Italien nicht gekehrt, sondern unter dem Druck Frankreichs Schritt für Schritt den Rechtsboden dieser Übereinkunft verlassen. Schließlich ging das nicht mehr länger an, wenn nicht Deutschland in offenbaren Nachteil kommen wollte. Deshalb stellten die deutschen Versicherungsgesellschaften die Zahlung der Renten an versicherte Italiener ein und sperrten vor allem die deutschen Banken die Verfügung über italienische Guthaben. Diese Gegenwehr war ganz selbstverständlich, und wenn Italien hinterher den Versuch machte, nachzuweisen, daß Deutschland zuerst die Übereinkunft gebrochen habe, so war das nur Heuchelei, ja Lüge. Wir befinden uns im Augenblick formell noch nicht im Kriegszustand mit Italien, aber wohl im wirtschaftlichen Kriegszustand, was Italien mehr schädigt als uns. Von dem neuen Kabinett Boselli wurde erwartet, daß es diese ganze Verschärfung des Konfliktes nur herbeiführte, um endlich zur Kriegserklärung an Deutschland zu kommen. Aber auch dieses Kabinett möchte zu gern, daß Deutschland den Krieg erkläre, und hat sich seinerseits bisher noch nicht zu diesem Schritt entschlossen, trotz des Lärms der sogenannten interventionistischen Presse und der Straße.

⌘ ⌘ ⌘

Blicken wir auf die innere Lage bei unseren drei Hauptgegnern hin, so sehen wir, daß in Frankreich die Depression des Frühsommers jetzt wieder einer Zuversicht und einem Optimismus gewichen ist, die in Erstaunen setzen. Das zweite Nationalfest im Kriege am 14. Juli ist mit Begeisterung und Schwung begangen worden, die Nation fühlt sich einig in dem Willen, den Krieg weiterzuführen trotz der furchtbaren Menschenverluste vor Verdun und an der Somme, und ihre Staatsmänner und Generale halten immer noch an den alten Kriegszielen Frankreichs gegen Deutschland fest und erklären das immer wieder. Uns dünkt deshalb die Rechnung, die in Deutschland manche Kreise machen, daß mit einem baldigen Zusammenbruch Frankreichs zu rechnen sei, falsch. Anzeichen dafür fehlen jetzt mehr als je. Und wenn auch ganz bestimmt in Frankreich ein tiefes Sehnen vorhanden ist, keinen neuen Winterfeldzug durchzumachen, so ist die Überzeugung ebenso fest, daß Frankreich einen Frieden nur schließen kann im Bunde mit seinen Bundesgenossen. Die Erwartung, daß sich Frankreich zuerst aus dem Ring der Entente lösen würde, ist so unbegründet wie möglich, so oft sie auch in Deutschland geäußert werden mag.

Immer stärker hat sich England an den Landkämpfen beteiligen müssen und opfert, wie wir anerkennen müssen, seine Menschen jetzt gleichfalls in großer Zahl. Auch in England wird die Friedenssehnsucht vorhanden sein und manche einflußreiche Stimmen geben ihr Ausdruck. Auch scheint es, daß das Kabinett Asquith jetzt stärker als je erschüttert sei durch die Wendung, die die irische Frage genommen hat. Man hat die irische Rebellion, unbesonnen und abenteuerlich wie sie war, rasch niederschlagen können, aber man hat damit die irische Unzufriedenheit nicht beseitigt. Lloyd George hat es doch für nötig gehalten zu tun, was man während des Krieges nicht zu tun übereingekommen war, nämlich das Homerulegesetz während des Krieges einzuführen. Eine gewisse Einigung war auch erzielt worden, indem die sechs protestantischen Grafschaften des Nordens, das sogenannte Ulster, aus dem Gesetz herausgenommen werden sollten; dagegen war eine Einigung noch nicht erzielt über die künftige Art und Vertretung Irlands im großbritannischen Parlament. Aber wenn auch Sir Edward Carson jetzt in der Not des Augenblicks bereit war, auf die Regelung einzugehen, so hat der Widerstand innerhalb der Unionisten nicht unterdrückt werden können. So kam die Abrede wieder ins Wanken, und nun tritt das Gefährlichste ein, was Asquith bisher im Kriege erlebt hat: der Führer der irischen Nationalisten, Redmond, droht ihm, die Gefolgschaft aufzukündigen.

Indes wird, wenn auch das jetzige Kabinett stürzen sollte, das keine Änderung an Englands Haltung im Kriege

bewirken. Vor allem bleibt der eigentliche Träger seiner Kriegspolitik, der nunmehrige Viscount Grey, der jetzt im Oberhause sitzt, davon unberührt. Er hat sich der inneren Politik immer ferngehalten, er steht der irischen Frage neutral gegenüber, er bleibt der Mittelpunkt der Nation im Kampf gegen den Feind. Als solcher hat er es auch gewagt, in der Angelegenheit des Kapitäns Fryatt Deutschland erneut zu provozieren. Mit vollem Recht ist dieser Kapitän eines englischen Handelsdampfers kriegsgerichtlich erschossen worden, weil er sich dem Anruf eines deutschen U-Bootes entzogen und seinerseits versucht hatte, es anzugreifen. Grey aber hat öffentlich erklärt, daß der Kapitän damit nach der Vorschrift der englischen Admiralität gehandelt hat. England steht also auf dem Standpunkt, daß es zwar einem deutschen U-Boot nicht erlaubt sein darf, ohne vorherige Warnung und Sicherung aller neutralen Passagiere anzugreifen, daß aber ein unbewaffneter Handelsdampfer seiner Marine das Recht hat, sich dem Befehl eines feindlichen Kriegsschiffes zu entziehen und selbst durch seinen Versuch, es zu rammen, dieses aufs höchste zu gefährden. Bei solchem Standpunkt hört auch nur eine entfernte Möglichkeit der Verständigung völlig auf. Deutschland und England reden einfach zwei verschiedene Sprachen.

In derselben Richtung ist England in der letzten Juliwoche weitergegangen, indem es den drei Filialen deutscher Banken in London die Verfügung über ihre Depots entzog und so einen erneuten Eingriff in das Privateigentum beging, den weite Kreise in Deutschland doch für unmöglich gehalten hätten. Auf die Art, wie England deutsche Geschäftsunternehmen liquidierte, hat Deutschland endlich mit Vergeltungsmaßnahmen geantwortet. Sofort kam England mit einem neuen Vorstoß, indem es in die Privatpersonen gehörenden Wertpapiere eingriff. Immer mehr zeigt es offen, daß es, koste es was wolle, die wirtschaftliche Erdrosselung Deutschlands in diesem Kriege will. —

Am 22. Juli ist in Rußland der Minister des Auswärtigen, Ssasonow, überraschend zurückgetreten. Die Gründe dieses Rücktrittes liegen völlig klar nicht auf der Hand. Doch läßt sich soviel sagen, daß der neue Ministerpräsident Stürmer jetzt freie Hand nach außen und im Innern haben will, um seine politischen Gedanken durchzuführen, von denen nach innen ja klar ist, was sie wollen, nach außen aber noch nicht so klar. Wir haben es natürlich begrüßt, daß mit Ssasonow einer der Mitschuldigen dieses Weltkrieges von der Bühne verschwunden ist. Er hat durch seine zweideutige Art am Anfang dieses Krieges besonders dazu beigetragen, daß dieser Kriegsausbruch so perfide wurde, wie es tatsächlich der Fall war.

Für die Lage Rußlands ist bezeichnender als dieser Rücktritt die Tatsache, daß der Zar durch Ukas vom 17. Juli nicht nur alle noch übrigbleibenden Jahrgänge der Reichswehr, also des Landsturms, aufbieten mußte, sondern daß auch die sogenannte fremdstämmige Bevölkerung, wenn auch nicht zu den Waffen, so doch zu einer Kriegsverwendung gerufen wurde. Das russische Wehrgesetz befreite nämlich vom Militärdienst Millionen sogenannter Fremdstämmiger, worunter neben den Bewohnern des Großfürstentums Finnland vor allem die Bewohner des Kaukasus, Turkestans und Sibiriens verstanden werden. Jetzt hat man sich dazu entschließen müssen, auch diese heranzuziehen. Sie sollen zunächst nur für Schanzarbeiten und dergleichen verwendet werden, aber auf dem Operationsgebiet, und werden so zunächst entsprechende Zahlen von Soldaten russischer Nationalität freisetzen können. Uns erschreckt auch diese Maßnahme nicht, deren Durchführung bei den großen Entfernungen und allen anderen Schwierigkeiten sehr lange Zeit in Anspruch nehmen wird und die die Kriegsunruhe mit allen ihren Folgen für in Rußland sehr unangenehmer Weise in die entferntesten Winkel seines Reiches trägt.

Werfen wir noch rasch einen Blick auf die Welt der Neutralen, die diesen ungeheuren Sommerkämpfen jetzt zusieht. So gut wie ganz außerhalb der Ereignisse steht Südamerika. Soweit ist also die Verflechtung der Weltpolitik selbst in diesem Weltkrieg noch nicht gediehen, daß nicht ein großer Teil eines Kontinents im wesentlichen abseits stehen könnte. Mittelamerika dagegen ist insofern beteiligt, als seine Differenzen mit den Vereinigten Staaten jederzeit wieder aufflammen können und dann unter den Folgen der Haltung stehen, die die Vereinigten Staaten selbst einnehmen. Über deren Haltung braucht Näheres nicht gesagt zu werden. Sie haben auf die Übergriffe Englands in der Postbeförderung mit einer Note geantwortet, die nichts Ernsthaftes besagt. Sie haben sich gegen die sogenannten schwarzen Listen gewehrt, auf die England auch amerikanische Firmen setzte, die angeblich mit kriegführenden Mächten handelten. Dabei hat England formell kaum, tatsächlich gar nicht nachgegeben. Dafür gehen die Vereinigten Staaten immer weiter mit der finanziellen Hilfe, die sie unseren Gegnern angedeihen lassen. Sie tun das auch ihnen gegenüber nicht umsonst, sondern sichern sich dabei auf alle Weise, nehmen Prozente, die die Notlage des anderen recht sehr ausnutzen, aber in der Wirkung ist das ja schließlich gleichgültig. Sie helfen durch diese Maßnahmen Rußland, Frankreich, England. Wir wissen, warum dies geschieht, wir wissen, daß die Vereinigten Staaten dauernde Anlehnung an Großbritannien und sein Weltreich bewahren wollen, um damit Rückendeckung zu haben, wenn ein japanischer Angriff erfolgt.

Auf dem asiatischen Kontinent ist China neutral, aber immer mehr ein Objekt der russisch-japanischen Politik geworden. Direkt in den Weltkrieg eingreifen kann es aus allen Gründen ja nicht. Die wesentlichsten sind die neutralen Staaten in Europa. Von diesen haben wir auf Rumänien schon hingewiesen. Griechenland hat es bei allem Druck der Entente doch erreicht, die Wahlen bis auf den Oktober hinauszuschieben und sich vorläufig die Wahlbewegungen vom Halse zu halten. Obwohl Venizelos wie bisher leidenschaftlich agitiert, obwohl auch griechische Prinzen die Hauptstädte der Entente besuchen, bleibt das Land selbst noch neutral, besonders da die Demobilisierung im vollsten Gange ist. Ändern wird sich diese Lage wohl nur, wenn die Armee Sarrail von Saloniki aus umfassende größere Operationen beginnt. Vorläufig sind diese über die einleitenden Kämpfe nicht hinausgegangen.

Auf der iberischen Halbinsel ist Spanien eine absolut neutrale Macht. Es sieht gespannt zu, welche Entwicklung die Dinge in Portugal nehmen werden, das jetzt von England zu lebhafterer Teilnahme am Kriege befohlen wird: es soll Truppen und Munitionsarbeiter schicken. Helfen wird es unseren Gegnern nicht viel, aber vielleicht die inneren Zustände in Portugal noch unsicherer und revolutionärer gestalten, und dann könnte der Moment für Spanien kommen, in dem es eingreifen muß. Einstweilen ist es von den europäischen Staaten wohl das Reich, das dem Kriege am fernsten steht. Sein Handel leidet natürlich, aber es ist von ihm bei weitem nicht in dem Maße abhängig wie etwa die Schweiz, Holland oder die skandinavischen Staaten. So steht es ruhig da, mit einer für uns freundlichen und wohlwollenden Gesinnung, und ist bereit, wenn die Gelegenheit käme, eine Vermittlerrolle zwischen den Kriegführenden zu übernehmen.

In ganz anderer Lage sind die anderen neutralen Staaten: die skandinavischen, wie Holland und die Schweiz. Sie leiden insgesamt auf das unangenehmste unter der englischen Willkür in Sachen des Handels, sie haben sich gefallen lassen müssen, daß besondere Einfuhrgesellschaften, die unter der Kontrolle der Entente stehen, die Einfuhr vollständig überwachen. Man sagt in diesen Ländern, daß man nicht einen Anzug oder ein Paar Schuhe kaufen könne ohne lästigste Kontrolle dieser Gesellschaften, d. h. Englands. Schweden steht von diesen Staaten zwischen zwei Feuern,

indem England und Rußland von beiden Seiten andrängen. Aber es wehrt sich noch am entschiedensten gegen diese Bevormundung. Weniger tun das Norwegen und Dänemark, so sehr ihr Handel durch England beeinträchtigt wird, das z. B. einfach den Schiffsverkehr nach Norwegen auf einige Zeit unterbindet u. dgl. m. Die Idee, die drei skandinavischen Staaten zu gemeinsamem Widerstand zusammenzuschließen, ist in der Theorie sehr schön, aber unser Geschlecht wird ihre Verwirklichung nicht erleben, mag sie auch noch so notwendig und begründet sein. Der Gegensatz der drei skandinavischen Staaten gegeneinander ist so groß, daß er weder durch Monarchenkonferenzen noch Ministerbesprechungen, noch durch ein Schlagwort, wie das von Sigurd Ibsen geprägte Wort von der skandinavischen Monroedoktrin, aus der Welt geschafft wird.

In gleicher Lage sind die Niederlande, die augenblicklich eine besondere Beschwerde in der Beeinträchtigung ihrer Fischerei haben. Auch sie sind gezwungen zu lavieren. Ihr Handel liegt schutzlos der englischen Willkür frei — eine der eindringlichsten Lehren dieses Krieges dafür, auf wie unsicherer Grundlage ein Handel steht ohne die nötige Seemacht dahinter. Noch mehr müssen die Niederlande über ihr Kolonialreich im fernen Osten beunruhigt sein, wenn sie in den Strudel dieses Krieges hereingezogen würden. Das ist beinahe eine noch eindringlichere Lehre dafür, daß Kolonien ohne entsprechende Seemacht im Grunde ein mehr gefährlicher als wertvoller Besitz sind. In Deutschland gibt es weite Kreise, die lebhaft dafür eintreten, Deutschland müsse aus diesem Kriege ein großes Kolonialreich heimbringen. Außer einigen ganz verbohrten Doktrinären wird ganz Deutschland dieser Forderung auch zustimmen. Aber sie ist gefährlich, wenn sie uns, wie das seitens kolonialer Kreise geschieht, mit dem Hinweise mundgerecht gemacht wird, ein solches Kolonialreich könne sich selbst verteidigen und könne erworben werden ohne die nötige Seegeltung und Seemacht, auf deutsch: ohne daß der Krieg mit England zu einem entscheidenden Ende gebracht würde. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum, den jeder in seinem Kreise bekämpfen sollte. Die Vorstellung von einem solchen Kolonialreich, das sich selbst verteidigen könne, ist verlockend, aber eine reine Einbildung. Und wenn ein derartiges Kolonialgebiet, wie es nötig wäre, Küste und Häfen hätte, so ist im Nu beim Ausbruch kriegerischer Konflikte die Frage wie jetzt: Kann man überseeischen Besitz schützen und verteidigen, wenn man nicht den Weg dazu, eben die See, freihalten kann? Wir haben in diesem Krieg die erste schwere Erfahrung in dieser Beziehung gemacht, indem uns unsere Kolonien bis auf einen Rest glatt verlorengegangen sind, die auch erst irgendwie zurückgewonnen werden müssen. Wir wollen diese Erfahrung unter keinen Umständen noch einmal machen, und wir sehen am Beispiel der Niederlande, in welcher peinlichen Lage ein Staat ist, der über ein großes Kolonialreich verfügt, dieses aber im Ernstfalle nicht verteidigen könnte, weil er den Weg dahin nicht beherrscht und weil ihm die nötige Seemacht fehlt.

Schließlich die Schweiz. Sie ist vom Meer weit entfernt und auf Zufuhr angewiesen. Deutschland hat ihr Kohle, Eisen und dergleichen verkauft, bisher aber sind die Zahlungen dafür nicht geschehen, das heißt die Kompensationen, die Deutschland seinerseits dafür kaufen will. Dieser Zustand ging nicht länger an, so daß die deutsche Regierung der Schweiz ihren Standpunkt mitteilte und dringend die Erfüllung ihrer Forderung verlangte. Dagegen erhob die Entente Einspruch, von der die Schweiz Lebensmittel und anderes bezieht. Sie knüpft an den Verkehr der Schweiz mit Deutschland Bedingungen, die sich die erstere nicht gefallen lassen kann. Und ebensowenig kann Deutschland die Sicherung dagegen aufgeben, daß nicht von ihm geliefertes Material an die Gegner weiter geht und von ihnen für Kriegszwecke benutzt werden kann. So ist der Konflikt entstanden, in dem die Schweiz heute steht. Die Bemühungen bei der Entente, die Erlaubnis für den deutschen Verkehr zu erhalten, sind gescheitert; nun will sie mit den Zentralmächten verhandeln. Wir haben volles Verständnis für die schwere Lage, in der die Schweiz ist. Sie wahrt mustergültig ihre Neutralität, sie übernimmt das unendlich mühsame Vermittlungsgeschäft zwischen den kriegführenden Staaten, sowie es im Norden Dänemark und Schweden tun, die Nachfragen nach Vermißten, Gefangenen, die Beförderung des Brief-, Geld- und Paketverkehrs usw. Wir verstehen auch, daß die Sympathien in der Schweiz geteilt sind, daß wir auf Verständnis für uns nur auf die deutschen Ostschweizer rechnen dürfen, während die Westschweiz, besonders unter dem Druck der französischen Agitation, mit ihren Sympathien ganz auf der anderen Seite steht und auch kein Hehl daraus macht. Aber diese Lage hat eine Zwiespältigkeit und eine Zerrissenheit in der Schweiz selbst geschaffen, die für diese selbst sehr bedenklich und gefährlich werden kann. Sie wird politisch mit großer Klugheit und Vorsicht geleitet, und wir hoffen, daß es ihren maßgebenden Männern dauernd gelingen werde, diese Schwierigkeiten zu bekämpfen und vor allem im Innern des eigenen Landes diese Gegensätze nicht weiter sich vertiefen zu lassen. Aber aus alledem folgt heute, daß das internationale Gewicht der Schweiz auf diese Weise sinkt, daß daher auch die Möglichkeit, vermittelnd zwischen die Kriegführenden zu treten, für sie schwächer wird.

So ergibt der Überblick im ganzen, daß wir von keiner neutralen Macht heute etwas in unserem Sinne Günstiges zu erwarten haben. Die einen sind zu weit entfernt, den europäischen Neutralen fehlt die Macht, um gegen England aufzutreten, den Vereinigten Staaten, die es könnten, fehlt dazu der Wille. Darum hat es auch keinen Zweck, mit einem Eifer, der manchmal wie Angst aussieht, die Erörterungen der Neutralen zu verfolgen und bald in dieser Note, bald in jener Maßnahme die Möglichkeit zu sehen, als wollten sie sich ernsthaft gegen England zur Wehr setzen. Das wird nicht eintreten, das kann, wie die Dinge heute liegen, gar nicht eintreten. Wir fechten auch für diese Neutralen, und fechten wir den Kampf durch bis zum Siege über den, der auch ihr Hauptgegner ist, nämlich England, so werden wir nach dem Kriege ganz von selbst die Früchte davon ernten. Aber während des Krieges setzen wir keine Erwartung auf sie, wir schonen und berücksichtigen ihre Rechte auf das sorgfältigste, aber wir wollen in der Haltung gegen die Neutralen auch nicht von ferne unserer Würde etwas vergeben. In unserer Kraft allein, in der Kraft unseres Bundes liegt die Gewähr für den Erfolg.

⌘ ⌘ ⌘

Als das dritte Kriegsjahr in den ersten Augusttagen begonnen wurde, ist alles das gesagt worden, was wir dabei empfanden. Aus den Übersichten der Heeresleitung wurde uns noch einmal ins Gedächtnis zurückgerufen, was unsere Truppen und ihre Führer geleistet haben, an Zahlen wurde das eindringlich auch der neutralen Welt zu Gemüte geführt. Viel ist in diesen Tagen vom Frieden und seinen Möglichkeiten die Rede gewesen, sehr viel Zweck hatte das nicht, und es genügte, wenn auf die Notwendigkeit der Einigkeit und Geschlossenheit hingewiesen wurde. Am kürzesten hat der Deutsche Kaiser in seinen beiden wunderschönen Gedenkaufrufen an das Volk und an die deutsche Wehrmacht gesagt, worauf es ankommt: „Nichts kann unsere Entschlossenheit und Ausdauer erschüttern, wir werden diesen Kampf zu einem Ende führen, das unser Reich vor neuen Überfällen schützt und der friedlichen Arbeit deutschen Geistes und deutschen Handels für alle Zukunft ein freies Feld sichert."

⌘ ⌘ ⌘

Illustrierte Kriegs-Chronik

Fünfter Teil



Kriegschronik:

6. April 1916: Westlich der Maas das Dorf Haucourt und östlich davon einen starken französischen Stützpunkt erstürmt; östlich der Maas Angriffe auf unsere Stellungen im Caillettewalde abgewiesen. — Auf der Hochfläche von Doberdo Fortschritte östlich Selz. Kämpfe am Ledrosee und im Daone-Tale.

7. April: Die Trichterstellungen südlich St. Eloi erobert. Französische Sprengungen in den Argonnen nördlich Four de Paris. Feindliche Angriffsversuche nordöstlich Avocourt und im Caillettewald vereitelt. — Russische Angriffe südlich des Naroczsees zum Scheitern gebracht. — Kämpfe am Tolmeiner Brückenkopf, nörd ich des Monte Cristallo, bei St. Oswald und im Ledro-Tale.

8. April: Zwei Stützpunkte südlich Haucourt und der Termitenhügel erstürmt. Fortschritte am Hilsenfirst südlich Sondernach. — Kämpfe südlich des Naroczsees. — Gefechte auf der Hochfläche von Doberdo, südlich des Mrzli Vrh und am Südhange der Rochetta. — Casarsa und San Giorgio di Nogaro mit Luftbomben belegt.

9. April: Vier deutsche Marineflugzeuge greifen die russische Flugstation Papensheim auf Oesel an.

10. April: Englische Angriffe auf unsere Trichterstellungen südlich St. Eloi restlos abgewiesen. Minenkämpfe bei Arras. Westlich der Maas Bethincourt und die ebenso starken Stützpunkte »Alsace« und »Lorraine« erobert; auch östlich der Maas Gefechte. — An der Ponalestraße einige Gräben verloren.

11. April: Handgranatenangriffe südlich St. Eloi abgeschlagen. In den Argonnen französische Sprengungen. Gegenangriffe zwischen Haucourt und Bethincourt zum Scheitern gebracht. Kämpfe südlich des Rabenwaldes, am Südwestrande des Pfefferrückens und südwestlich der Feste Douaumont. — Blutige Niederlage der Engländer bei Felahie in Mesopotamien.

12. April: Gefecht bei La Boisselle (nordöstlich Albert). Vergebliche französische Angriffe nordöstlich Avocourt und am Pfefferrücken. Fortschritte am Caillettewalde. — Russische Nachtangriffe bei Garbunowka (nordwestlich Dünaburg). — Fortschritte bei Riva südlich Sperone.

13. April: Gefechte bei Albert, Puisaleine (nordöstlich Compiegne, beiderseits der Maas und in der Woevreebene. — Starke Artillerietätigkeit südlich des Naroczsees; östlich Baranowitschi feindliche Vorstöße zurückgewiesen. — Kämpfe an der Ponalestraße.

14. April: Stellenweise lebhafte, im Maasgebiete heftige Feuerkämpfe. — Russische Vorstöße bei Garbunowka (nordwestlich Dünaburg) blutig abgewiesen. Erfolglose Angriffe gegen unsere Stellungen am Serwetsch, nördlich Zirin. Heftige Kämpfe an der unteren Strypa, am Dnjestr und nordöstlich Czernowitz. — An der Ponalestraße und im Adamellogebiet kleine Verluste.

15. April: Neuer, stärkerer Vorstoß gegen unsere Trichterstellungen südlich St. Eloi zurückg wiesen. Ebenso gegen unsere Stellungen auf »Toter Mann« und südlich des Raben- und Cumiereswaldes. Rechts der Maas und in der Woevre Feuerkämpfe. — Russische Angriffe nordwestlich Dünaburg und am Serwetsch südöstlich Korelitschi gescheitert. — Gefechte am Mrzli Vrh und im Plöckenabschnitt.

16. April: Geschützkämpfe und Sprengungen am Kanal von La Bassee und bei Vermelles. Östlich der Maas heftige Kämpfe vorwärts der Feste Douaumont bis zur Schlucht von Vaux. — An der küstenländischen Front, im Plöckenabschnitt und an der Tiroler Front Geschützkämpfe.

17. April: Lebhafte Tätigkeit der Russen im Brückenkopf von Dünaburg. Am oberen Sereth ein russicher Vorstoß durch Feldwachen abgeschlagen. — Am Suezkanal kleine Aufklärungsgefechte.

18. April: Wiederholte vergebliche Angriffe gegen die Trichterstellung südlich St. Eloi. Gefechte am Kanal von La Bassee, bei Loos, Neuville und Beuvraignes. Rechts der Maas die französischen Stellungen am Steinbruch südlich Haudraumont und auf dem Höhenrücken nordwestlich Thiaumont erstürmt. — Vergebliche russische Angriffe am Brückenkopf von Dünaburg südlich Garbunowka.



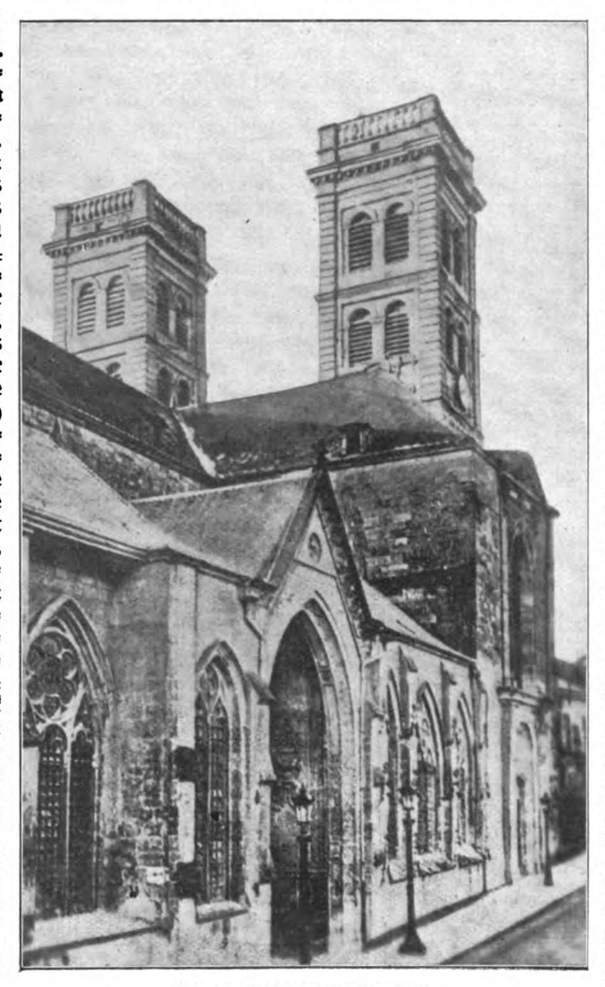
Ostern in Feindesland. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

Weiteres aus den Kämpfen vor Verdun. Feldpostbrief aus dem Westen.

Von Professor Dr. Georg Wegener, Kriegsberichterstatter

An alles gewöhnt sich der Mensch. Auch an den Anblick des Grausens, wie ihn der Krieg fast täglich bietet.

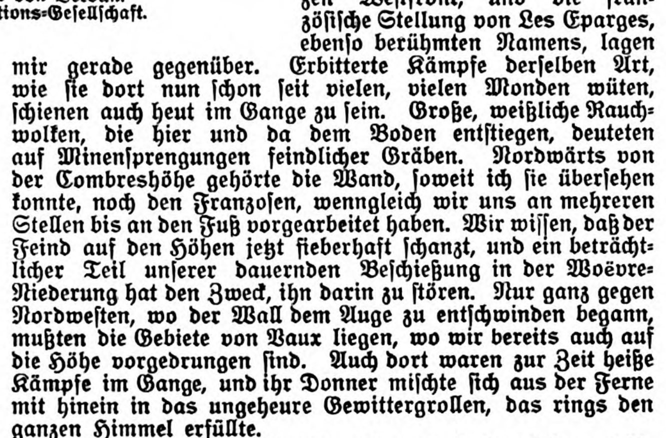
Jüngst sah ich aber doch wieder einmal ein Bild, das einem das Haar auf dem Kopfe sich sträuben lassen konnte. Ich wanderte durch die deutschen Schützengräben südwestlich von Maizeray in der Woëvre, dort wo sie vor unserer Offensive gegen Verdun anderthalb Jahr hindurch die erste Linie bildeten. Gegenüber lag die französische Stellung, die wir nach dem Rückzug der Franzosen am 26. Februar besetzt hatten. An einer Stelle, unweit Riaville, kamen die beiden Grabenlinien sich sehr nahe; auf etwa fünfzig Meter. Wir stiegen aus der Deckung unseres schönen, prachtvoll gepflegten Schützengrabens heraus und wanderten hinüber zu dem feindlichen. Es ist immer wieder von neuem ein eignes Gefühl, ruhigen Schrittes und aufrecht über einen Teil jenes merkwürdigen Raumes hingehn zu können, der sich seit dem Herbst 1914 zwischen den beiden großen Kampflinien von der Nordsee bis zur schweizerischen Grenze dahin zieht. Bis vor wenigen Tagen war dies hier die unangenehmste Gegend der Erde gewesen; nur Wind, Sonne und Regen hatten dort ihr Reich neben den darüber hinwegpfeifenden Geschossen — — und der geschäftigen Ratte, die, ohne nationale Vorurteile, von einer Grabenlinie zur anderen wechselte. Der mit dürrem Büschelgras bedeckte fette, gelbbraune Tonboden war von alten und jungen Granatlöchern durchwühlt. Die Stacheldrahthindernisse vor den französischen Gräben waren durch unsere jüngste Beschießung zu Beginn der Offensive wild zerfetzt, die Gräben selbst stark zerstört. Vor den französischen Hindernissen aber lag etwas Entsetzliches. Große Haufen von entfärbten Kleidungsstücken, Stiefeln, Uniformteilen: von weitem eine Kehrichtstätte für vermodernde Lumpen. Näher hinzutretend gewahrte man anderes. In einem Paar nebeneinander liegender Stiefel steckten noch Strümpfe und Reste von Beinen. Aus dem Ärmel eines Uniformrockes kam eine gelbe Knochenhand hervor und krümmte die schmalen Finger wie eine Kralle gegen den Himmel. Neben einem Kleiderhaufen, in dem ein Gerippe zu stecken schien, lag ein Kopf; nicht verwest, sondern zusammengetrocknet, mumifiziert in Wind und Sonne, überzogen mit käsigweißer Haut, oben gegesträubtes, kurzes graublondes Haar, die weißlichen, wie geronnenes Ei erstarrten Augen geöffnet, mit einem gräßlichen Blick, den das Grinsen des geöffneten Mundes darunter, mit seinen zwei Reihen gelber Zähne, noch schauerlicher machte. Und so rechts und links und weiterhin die Reste von, ich weiß nicht wieviel, Dutzenden, vielleicht hundert und mehr toten Menschen. Man konnte sie nicht zählen, weil der natürliche Verfall und die Granaten die zusammengehörigen Bestandteile getrennt, durcheinander geworfen, die Zeit und — — die Ratten so vieles davon verzehrt hatten!



Die Kathedrale von Verdun.
Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Diese Toten zwischen den Gräben bei Riaville *sind Franzosen*, und sie liegen hier — — — — seit der ersten Aprilhälfte des Jahres 1915! Damals machten die Franzosen, in Verbindung mit ihren Versuchen, uns in der „Zange“ zwischen Maas und Mosel „abzukneisen“, einen Sturmangriff in dieser Gegend auf unsere Gräben, bei dem sie reihenweise kurz vor ihren Hindernissen niedergemäht wurden. Und da haben ihre Kameraden sie liegen lassen, dicht vor ihren Gräben, in Wind und Sonne und Regen, ohne sie hereinzuholen und zu bestatten. Ist es Feigheit, ist es empörendste Gleichgültigkeit dieser Nation, die sich herausnimmt uns als die „Barbaren“ hinzustellen? Es gibt nur eines von beiden. Rein zufällig trifft es sich, daß ich gerade in einem meiner letzten Briefe (Aus dem Aisnetal in No. 24) von dem deutschen Stabsarzt erzählt habe, der, Lebensgefahr und physischen Widerwillen nicht achtend, mit seinen Leuten mehr denn hundert verwesende Tote vor unseren Gräben in der Champagne zur Bestattung hereingeholt hat. So verfahren *wir*. Die Franzosen dagegen? Nicht genug, die in der Zwischenzone in todesmutigem Ansturm für das Vaterland Gefallenen einfach liegen zu lassen; man erinnere sich an die amtliche Mitteilung unserer deutschen Heeresleitung vom 7. April 1915 aus den Kämpfen zwischen Maas und Mosel, nach einem gescheiterten Angriff in der Gegend von Flirey: „Zahlreiche Tote bedecken das Gelände vor unserer Front, deren Zahl sich noch dadurch vermehrt, daß die Franzosen die in ihren eigenen Schützengräben Gefallenen vor die Front ihrer Stellungen werfen!“ Und das sind die Vorkämpfer für Kultur und Menschlichkeit in diesem Kriege! — —

Es empfahl sich übrigens auch heut noch nicht, allzulange und unbekümmert sich in diesem Gelände zwischen den Schützengräben zu bewegen, denn das Wetter hatte sich gegen Nachmittag aufgeklärt; die Wand der Côtes Lorraines gegenüber, nur etwas über sechs Kilometer an ihrer nächsten Stelle entfernt, war deutlich sichtbar. Noch deutlicher aber in dem von dort her kommenden Nachmittagslicht unsere eigene Stellung, und die Franzosen konnten jeden Augenblick von dort ihr Feuer, das gegenwärtig einige Kilometer weiter westwärts auf Fresnes und Manheulles lag, hierher richten. Wir begaben uns deshalb in den Schutz des deutschen Grabens zurück, von dem aus das ganze fesselnde Panorama vor uns sehr gut zu übersehen war.



Bis zum Horizont nach Südost und Nordwest lief am abendlichen Himmel die große Höhenstufe der Côtes Lorraines, das mächtige, natürliche Bollwerk Frankreichs gegen den Osten, anzusehn wie eine ungeheure chinesische Mauer. Auf eine beträchtliche Strecke haben wir sie ja in unserem mächtigen Angriffsstoß vom Herbst 1914 durchbrochen, auf 25 bis 30 Kilometer hin, von der Combreshöhe bis zum Walde von Apremont, ist ihr Ostrand, bei St. Mihiel ihre ganze Breite fest in unserem Besitz. Die Combreshöhe, einer der blutgetränktesten Punkte der ganzen Westfront, und die französische Stellung von Les Eparges, ebenso berühmten Namens, lagen mir gerade gegenüber. Erbitterte Kämpfe derselben Art, wie sie dort nun schon seit vielen, vielen Monden wüten, schienen auch heut im Gange zu sein. Große, weißliche Rauchwolken, die hier und da dem Boden entstiegen, deuteten auf Minensprengungen feindlicher Gräben. Nordwärts von der Combreshöhe gehörte die Wand, soweit ich sie übersehen konnte, noch den Franzosen, wenngleich wir uns an mehreren Stellen bis an den Fuß vorgearbeitet haben. Wir wissen, daß der Feind auf den Höhen jetzt fieberhaft schanzt, und ein beträchtlicher Teil unserer dauernden Beschießung in der Woëvre-Niederung hat den Zweck, ihn darin zu stören. Nur ganz gegen Nordwesten, wo der Wall dem Auge zu entschwinden begann, mußten die Gebiete von Vaux liegen, wo wir bereits auch auf die Höhe vorgedrungen sind. Auch dort waren zur Zeit heiße Kämpfe im Gange, und ihr Donner mischte sich aus der Ferne mit hinein in das ungeheure Gewittergrollen, das rings den ganzen Himmel erfüllte.

Die Orte, die unweit von mir noch in der Ebene, teils gut sichtbar, teils hinter ihren Baumgruppen verborgen lagen: Champlon, Fresnes, Manheulles, erinnerten an besonders tapfere und geschickte Taten in unserer jüngsten Woëvre-Offensive. Nach jenem Rückzug der Franzosen, der in der Nacht vom 25. bis 26. Februar begann — ich sprach letzthin davon bei Schilderung des großen Schiffsgeschützes, das im Walde von Hermévillе von ihnen zurückgelassen worden war —, setzten sie sich in den genannten Dörfern zur Wehr. Am 28. Februar wurde von unseren Leuten der Sturm auf diese Orte unternommen. Er war so erfolgreich, daß unsere Truppen eine halbe Stunde früher, als geplant, durch Champlon durchgestoßen waren. Ebenso glatt wurde Manheulles genommen.

Dagegen gelang es nicht, Fresnes so leicht zu überrennen. Es erwies sich, daß dieser Ort, der größte des ganzen bis zu unserer Offensive französisch gebliebenen Teils der Woëvre vor Verdun, von den Franzosen zu einem überaus starken Stützpunkt, zu einer Art Festung ausgebaut worden war. Drahtverhaue von ungewöhnlicher Ausdehnung, ganze Drahtfelder von hundert Metern Breite, und andere, vortrefflich an die sumpfigen Gegenden der Umgebung angepaßten Verteidigungswerke, durch zahlreiche Maschinengewehre gedeckt, umgaben die Ortschaft, die auch im Innern zum Widerstande eingerichtet war. Eine solche Stellung konnte nur nach sorgfältiger Vorbereitung durch schwere Artillerie mit Aussicht auf Erfolg angegriffen werden. So mußte denn erst das erforderliche Geschütz herangeschafft und dann damit die ganze Stellung sturmreif geschossen werden. Nachdem sie, wie durch kühne Erkundungen festgestellt wurde, in Tag und Nacht fortdauernder Arbeit hinreichend erschüttert war, wurde der Sturm auf die Morgenfrühe des 7. März, sechs Uhr zwanzig Minuten, angesetzt. Und zwar wurde für den Angriff die Richtung von Riaville ausgewählt, obwohl dort die Stellung am stärksten war, denn so war am ehesten eine Überraschung möglich. Sie gelang vollständig. In der Dunkelheit der nebeligen Nacht hatten unsere Pioniere die verabredete Linie nahe den feindlichen Anlagen festgelegt, längs deren sich unsere Sturmkolonnen aufstellen sollten, und diese hatten sich bis dahin vorgeschlichen, ohne daß der Gegner es bemerkte. Punkt sechs Uhr zwanzig Minuten erhoben sie sich zum Sturm, und während die Artillerie jetzt ihr Feuer langsam weiter nach vorn verlegte, durchschnitten sie die zerschossenen Drahthindernisse. Plötzlich, mit einem stürmischen Anlauf, überwanden sie die Stellungen der französischen Truppen, von denen ein beträchtlicher Teil im Schlummer überrascht und in den Unterständen gefangen genommen wurde. Erst im Westteil des Dorfes, wo diese Zeit gefunden, sich in Verteidigungsstellung zu setzen, konnten sie sich mit Hilfe der eingebauten Maschinengewehre noch halten. Der Rest des Dorfes wurde erst am nächstfolgenden Tage von uns genommen. Elf Offiziere nnd gegen siebenhundert Mann fielen dabei als unverwundete Gefangene in unsere Hände. Unsere Stellung in der Woëvre-Niederung wurde damit auch hier bis nahe an den Fuß der Côtes vorgeschoben. — — —

Endlich möchte ich den Leser auch noch in den dritten der verschiedenen Abschnitte führen, in denen sich bisher die Kämpfe vor Verdun abspielten, in die Gegend westlich der Maas.

Hier erstreckt sich zwischen den gleichlaufenden Gebirgszügen der Maashöhen und der Argonnen ein weichwelliges, aber mannigfach bewegtes Hügelland, das im allgemeinen niedriger ist, als die genannten geschlossenen Höhenzüge, aber sich doch in einzelnen Gipfeln auch zu ähnlichen Höhen erhebt. Insbesondere in einem Aufwölbungsstreifen, der ungefähr in der Mitte zwischen den Maashöhen und den Argonnen, beiden gleichlaufend, dahinzieht. Ihm gehören die neuerdings besonders wichtig werdende Höhe 304 Meter westlich vom Berge „Toter Mann“ und der Berg von Montfaucon (342 Meter) an, während die berühmte Höhe „Toter Mann“ selbst, mit den beiden so viel genannten Höhen 265 und 295 Meter, etwas östlich davon gelegen ist.

In diesem Gelände lief die französische Stellungslinie vor unserer Verdun-Offensive von den Argonnen her in der Weise zur Maas herüber, daß sie durch Vauquois, 3 Kilometer südöstlich von Varennes, ging, die Orte Avocourt und Béthincourt im Norden umschloß und nördlich von Forges die Maas und den Anschluß an die Stellungen am rechten Maasufer vor Brabant gewann.

Unsere ersten Operationen richteten sich bekanntlich gegen die französischen Stellungen rechts der Maas, die wir in gewaltigen Anstürmen in den Tagen vom 21. bis 25. Februar bis an den Fortgürtel von Verdun zurückdrängten. So wurde der Zusammenhang der gegnerischen Front an der Maas bei Brabant und Forges zerrissen; das rechte Ufer der Maas war bis Vacherauville in unserem Besitz, während das gegenüberliegende noch in französischem verblieb. Unsere Offensive auch auf diesem Ufer setzte mit einem mächtigen, siegreichen Stoß an demselben 7. März ein, wo in der Woëvre der eben geschilderte Sturm auf Fresnes stattfand. Und ähnlich geschickt ersonnen. Die Stellung der Franzosen von Béthincourt bis zur Maas lief zu beiden Seiten des breiten sumpfigen Tals des Forgesbaches, der bei der allgemeinen Überschwemmung des Maasgebietes ebenfalls weit über seine Ränder getreten war. Ein einfacher Frontalangriff auf diese starke Stellung von Norden her schien aussichtslos. Trotzdem machte man auf die Linie Béthincourt-Forges einen solchen unter heftiger Artillerieunterstützung und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit des Gegners ganz dorthin. Zu gleicher Zeit aber gelang es uns, in der Frühe eines von winterlichen Nebeln erfüllten Morgens die Maas an verschiedenen Stellen weiter südlich von dem uns bereits gehörigen rechten Ufer aus zu überschreiten und so die Stellungen des Gegners am Forgesbach in der Flanke, zum Teil im Rücken zu fassen. Die Verteidiger wichen zurück auf der ganzen sechs Kilometer langen Linie von östlich Béthincourt über Forges bis Regnéville; nur in diesem Orte widerstanden sie noch vierundzwanzig Stunden. Drei Kilometer tief wurde der Feind zurückgedrängt, bis jenseit des Kammes der Höhen, die im Süden das Tal des Forgesbaches begleiten, und wo der Raben- und Cumièreswald gelegen sind. Über dreitausendreihundert Gefangene fielen in unsere Hand.

In den folgenden Tagen gelang es, die Franzosen auch aus dem Rest dieser Wälder zu verdrängen, sowie die starken Stellungen zu nehmen, die die Höhen 265 und 295 des im Süden von Béthincourt gelegenen Berges „Toter Mann“ beherrschten. Damit begann dann auch die Stellung von Béthincourt—Malancourt, die Fortsetzung der am 7. eroberten Linie Béthincourt—Forges, erschüttert zu werden. Eine weitere Erschütterung folgte, als es uns am 20. März gelang, dem Gegner auch den Wald von Avocourt im Südwesten von Malancourt zu nehmen, nebst den anschließenden Höhen-Stützpunkten bei Haucourt. Wütende Versuche der Franzosen, diese Gewinne rückgängig zu machen, verliefen ergebnislos. Und so vollzog sich bis zu dem Tage, wo ich dies schreibe (dem ersten April) bereits das zu erwartende Geschick der Stellung von Malancourt, indem die Unseren am 28. und 30. März das gesamte Dorf, das auf dem westlichen Maasufer das stattlichste im Bereich der Kämpfe um Verdun und noch etwas größer als Fresnes ist, mit stürmender Hand nahmen. Gegenwärtig (Anfang April) ist somit Béthincourt der letzte Rest der gesamten Front im Norden von Verdun überhaupt, die die Franzosen vor unserer Offensive innegehabt haben.

Ich weilte am 21. März, am Tage nach dem erfolgreichen Sturm auf den Wald von Avocourt, im Gelände westlich von der Maas. Die während des Tages eintreffenden Nachrichten ließen den Erfolg noch größer erscheinen, als anfänglich. Während ich noch hörte, daß die Gegner sich im südöstlichen Teil des Waldes gehalten hätten, erfuhren wir im Lauf des Tages, daß unsere Braven im glänzenden Ansturm drei Stellungen der Franzosen hintereinander in dem schwer mit Hindernissen durchwirkten Gehölz überwältigt und den ganzen Wald genommen hatten.

Unweit Doulcon begegnete ich einem Transport von französischen Gefangenen aus dem Walde von Avocourt. Es waren an tausend Mann, ein langer, langer Zug blaugrauer Uniformen, der müde und lang-



Französische Gefangene aus dem Walde von Avocourt. Aufnahme des Verfassers.



Aus einem französischen Waldlager an der Woëvre. Aufnahme des Verfassers.

sam im Straßenstaub dahin schritt, geleitet von unseren Lanzenreitern.

Einige Stunden später stand ich auf einem hohen, gut gelegenen Beobachtungspunkt, von wo aus ich das gewaltige Schauspiel des ungeheuren Artilleriekampfes verfolgen konnte, der auf dem ganzen westlichen Teile der Nordfront vor Verdun tobte. Verdun selbst mit seiner massigen, von weitem unschönen Kathedrale lag, mit bloßem Auge sichtbar, in einem Bergkessel zur linken Hand. Einige Granateinschläge schienen erkennbar in der Gegend seines Bahnhofs, den unsere Artillerie beschoß. Mächtiges Feuer der Franzosen lag ganz nahe von mir auf den Hängen südlich von Forges, die zu dem Rabenwald und dem Wald von Cumières emporsteigen; ebenso auf Forges selbst. Die Absicht war wohl, zu verhindern, daß wir Verbindung mit unsern Stellungen in jenen Wäldern unterhielten und Ersatz heranführten. Das Dorf Forges, obwohl bereits ein Haufe gelber Ruinen, brannte von neuem, und auf den kahlen Hängen über ihm schlugen rastlos die feindlichen Granaten ein.



Französische „Indianer"-Hütte im Walde an der Woëvre. Aufnahme des Verfassers.

Weiterhin erhob sich die berühmte Höhe „Toter Mann"; eine flachgewölbte, kahle, braungraue Kuppe. Gerade in der Bahn der Nachmittagssonne für mich gelegen, wurden Einzelheiten auf ihr für mich nicht sichtbar; nur flimmerten auch hier in der Sonne die Rauchwolken einschlagender Granaten. Das Hauptinteresse aber gehörte augenblicklich dem Gelände dahinter, den Gegenden des Waldes von Avocourt, den wir gestern Abend erobert hatten. Ein großer Gegenangriff der Franzosen wurde erwartet, der ja immer die meiste Aussicht hat, wenn er so rasch als möglich erfolgt, ehe der Gegner Zeit gefunden hat, sich in dem eroberten Gelände einzugraben. Deutsches Sperrfeuer arbeitet hier ganz besonders eifrig, um diesen Angriff im Keime zu ersticken. Blaudunkel von dichtem Waldkleide lagen in der Ferne die Bodenwellen jenseits des „Toten Mannes", die großen Wälder, die sich dort bis zu den Argonnen hinziehn. Auf ihrem Hintergrunde sah man die fernen Einschläge der platzenden großkalibrigen Granaten wie weißliche Springbrunnen, die phantastisch da und dort aufschäumten und wieder verschwanden. An den Horizonträndern gegen den hellen Himmel dagegen erschienen sie schwarz; wie riesenhafte, mit ungeheurer Schnelligkeit emporwachsende und ihren Wipfel schirmförmig ausbreitende Bäume entfalteten sie sich für Minuten, um dann wieder sich aufzulösen und zu verflattern. — Am Abend erfuhr ich im Armee-Oberkommando, daß in der Tat der Gegenangriff der Franzosen auf den Wald von Avocourt im Keime erstickt worden sei. Wir hatten unsere neuen Stellungen fest in der Hand.

Ostern 1916.

Wieder Ostern im Kriegeslauf!
Tau an Blütenzweigen.
Blutige Ostersonne, geh auf,
Um glanzweiß zu steigen!

Sprenge, Brotsaat, das Flurengrau,
Sproß zu stärkstem Werde!
Osterregen, gieß Segenstau
Auf die deutsche Erde!

Heere, trinket euch Siegesgeist
Aus dem Osterwehen!
Jesu Christ, der das Grab zerreißt,
Wolle mit uns gehen!

Höchste Mannes- und Heldentat
Stürmt zum letzten Walle.
Grabtief weckt's: Kamerad, Kamerad, -
Stürmt mit, alle, alle!

Unserer Opfer darf keins vergehn!
Trost soll balde scheinen.
Wenn die Toten erst auferstehn,
Gibt es nie mehr Weinen!

Hehrstes Leben und Tod verflicht
Sich zu stärksten Banden.
Wer gegeben hat, klage nicht!
Christ ist auferstanden!

Auf dem Marsch zum Suez-Kanal.

Etwa um Kaisers Geburtstag im vorigen Jahre tauchten plötzlich auf dem Wege über Italien und Griechenland Gerüchte auf, daß ein türkisches Heer durch die Syrische Wüste hindurch marschiert sei und den Suezkanal angegriffen habe. Dies erregte in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen; denn jeder weiß, welche große Bedeutung der Suezkanal für England hat. Freilich sagten sich die Kenner der Landschaft zwischen Palästina und dem Nilland, daß das „Heer", das diesen Zug durch die Wüste ausgeführt haben sollte, wohl nicht allzu groß gewesen sein dürfte. Haben doch schon kleine Karawanen nicht selten ihre liebe Not, sich durchzuschlagen. Dazu kam noch, daß die Engländer, die Herren des Nils und der Sinaihalbinsel, schon seit Jahren geradezu planmäßig darauf hingearbeitet haben, alle wichtigeren Brunnen und Wasserstellen in der Wüste verfallen zu lassen oder gar zu zerstören, dieselben Brunnen, die seit mehr als tausend Jahren von den Eingeborenen geradezu heilig gehalten worden waren. Damit hatten die Engländer beabsichtigt und auch teilweise erreicht, daß die alte syrische Karawanenstraße mehr und mehr verödete. Wie sollte nun unter diesen Verhältnissen ein wirklich beträchtliches Heer über diese Durststrecken hinweg vordringen können? Man hatte wohl munkeln hören, deutsche Offiziere seien die Führer der türkischen Truppen, und traute ihnen deshalb alles mögliche zu. Aber ein „Heer" durch die Wüste? Das war doch wohl nicht möglich. Es gab deshalb gar nicht so wenige, die diese Gerüchte vom Angriff der Türken auf den Suezkanal als leeres Gerede betrachteten.

Um so größer war deshalb die allgemeine Freude bei uns und die Enttäuschung auf Seiten unserer Feinde, als am 6. Februar der türkische Große Generalstab folgendes meldete: „Unsere Vorhuten sind in den Gegenden östlich des Suezkanals angekommen und haben die englischen Vorposten gegen den Kanal zurückgedrängt. Bei dieser Gelegenheit fanden Kämpfe in der Umgegend von Ismailia und El Kantara statt, die noch andauern." Die Gerüchte beruhten also doch auf Wahrheit! Und bald gab es dann auch weitere erfreuliche Kunde; denn drei Tage später schon berichtete das türkische Hauptquartier Näheres. „Die Vorhut unserer gegen Ägypten operierenden Armee," hieß es, „hat einen erfolgreichen Erkundungsmarsch durch die Wüste gemacht, die vorgeschobenen Posten der Engländer gegen den Kanal hin zurückgetrieben und sogar mit einigen Kompagnien Infanterie den Suezkanal zwischen Tussum und Serapeum überschritten. Trotz des Feuers englischer Kreuzer und Panzerzüge haben unsere Truppen den Feind während des ganzen Tages beschäftigt und seine Verteidigungsmittel in vollem Umfang aufgeklärt. Ein englischer Kreuzer ist durch unser Geschützfeuer schwer beschädigt worden. Unsere Vorhut wird die Fühlung mit dem Feinde aufrechterhalten und den Aufklärungsdienst auf dem östlichen Ufer des Kanals versehen, bis unsere Hauptmacht zum Angriff schreiten kann." Diese Nachricht war, wie gesagt, sehr erfreulich; aber weitere Berichte der türkischen Heeresleitung blieben leider aus. Nur aus englischen Quellen wurde bekannt, daß die Türken sich wieder vom Kanal zurückgezogen hätten und durch die Wüste zurückgegangen wären.

Der Siegesjubel, den die englischen Zeitungen an diese Nachricht knüpften, berührte uns nicht weiter. Es stand fest: die Türken hatten mit dem Zuge durch die Wüste nur eine gewaltsame Erkundung ausführen wollen; man hatte beabsichtigt, zu erproben, ob es überhaupt möglich wäre, mit neuzeitlich ausgerüsteten Truppen, die Pioniertrain und sogar schwere Geschütze bei sich führten, durch die wege- und wasserlose Wüste hindurchzudringen. Und dieser Versuch war offensichtlich geglückt. Denn die Kämpfe am Suezkanal waren nicht als entscheidende Schlacht gedacht gewesen, sondern stellten sich schließlich nur als das Abgeben einer Besuchskarte dar mit der Verheißung: „Wir kommen wieder."

Diese Vermutungen wurden nach Verlauf einiger Monate zur fröhlichen Gewißheit, als die hochinteressanten, geradezu spannenden Schilderungen des Kriegsberichterstatters E. German herauskamen, der jenen abenteuerlichen Zug der türkischen Soldaten mitgemacht hatte.

Von Jerusalem aus über Hebron ging der Marsch der vorzüglich ausgerüsteten Truppen. Die eine Abteilung bestand aus arabischen, die andere aus syrischen Regimentern; dazu kamen noch Freiwillige aus Tripolis. Die Truppe führte Brunnenwagen mit, Pontons und Geschütze; von letzteren sogar eine schwere Batterie von 15 cm-Haubitzen mit veränderlichem Rohrrücklauf, die sich ausgezeichnet bewährt haben. Brunnenwagen erschienen um so nötiger, als es auf der Sinaihalbinsel, die besetzt und von den Engländern gesäubert werden sollte, seit mehr als zehn Jahren fast überhaupt nicht geregnet hatte. Und das nicht

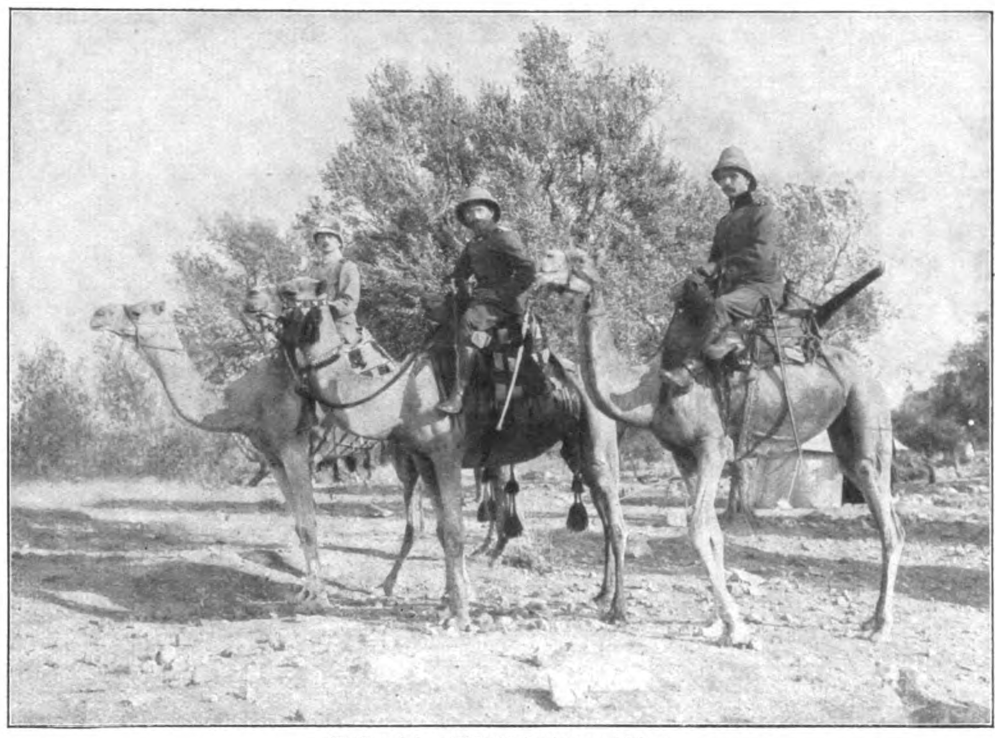


Von der Wünschelrutenexpedition nach der Sinai-Halbinsel: Major Edler v. Graeve, Vorsteher des Internationalen Vereins der Rutengänger, mit seinem **Adjudanten** Dr. A. Th. Preyer und dem Expeditionsführer Theophil Wagner-Nazareth.

nur in der eigentlichen Wüste, sondern auch weiter südlich im Hochgebirge des Sinai, wo sonst die Beduinen mit ihren Ziegen, Kamelen und recht mäßigen Pferden ein wenig Ackerbau betreiben, wo jetzt aber nach den vorliegenden Meldungen alles ausgedörrt war. Man mußte also damit rechnen, auch hier nur selten auf Brunnen zu stoßen.

Brunnenwagen, Pontons und Geschütze und alles andere, was die marschierende Truppe nötig hat, schleppten Kamele, viele, viele Kamele. Sie schleppten Kisten mit dem roten Halbmond darauf, also Medizinen und Verbandmaterial; sie schleppten Tragbahren für je zwei Verwundete, sie schleppten Munition und schleppten Proviant: für die Menschen Datteln und hartes Brot, das sogenannte „Pexmat", auch wohl etwas Oliven; für sich selber aber Gerste. Und die braven Kamele haben ihrem alten Ruhm, bewährte Schiffe der Wüste zu sein, neue Ehre gemacht. Neben diesen Lastkamelen waren in dem Zuge zahlreiche „Hedschins", wie die Reitkamele genannt werden, zähe, kraftstrotzende, drahtige Tiere, auf denen die Offiziere sitzen und die auch dem Kamelreiterkorps dienen, einer sehr beweglichen und schnell vorwärts kommenden Reiterschar.

Die ganze Truppe stand unter der Führung deutscher Offiziere, und diesem Umstand hauptsächlich ist es zuzuschreiben, daß der ganze Zug mit allen Einzelheiten sich wie ein Uhrwerk abgespielt hat. Es machte auf die türkischen Soldaten großen Eindruck, daß der kommandierende General und alle anderen Offiziere genau dasselbe aßen wie sie selbst, daß diese auf Zelte und Feldbetten verzichteten und wie der gemeine Mann, in eine Decke gewickelt und den Baschlick über den Kopf gezogen, auf dem Erdboden schliefen. Außerdem brauchte nie jemand zu hungern oder zu dürsten. So blieb die Truppe fröhlich und guter Dinge, ertrug willig die größten Anstrengungen, die von ihr gefordert werden mußten, und schlug sich schließlich im Kampfe mit unvergleichlicher Tapferkeit.



Aufbruch der Wünschelrutenexpedition.

Aber die Truppe von der wir sprechen, ist natürlich nicht auf gut Glück in die Wüste geführt worden. Vielmehr war alles bis ins Kleinste und Einzelne vorbereitet.

Es ist erst wenige Jahre her, da hat eine der ersten Stützen unserer deutschen geologischen Wissenschaft ein geradezu vernichtendes Urteil über die Wünschelrute als Quellenfindungsmittel gefällt; aber das hat ihr wenig geschadet. Sie bewährt sich von Jahr zu Jahr mehr. Schon bei den Wassererschließungen in Deutsch-Südwest hat sie hervorragende Dienste geleistet, und auch jetzt ist man ihr für die bewunderungswürdigen Erfolge in den Wüsten der Sinaihalbinsel zum größten Danke verpflichtet.

Das Wasser, das so, oft nach mühsamen Graben und in beträchtlicher Tiefe, gefunden wurde, war freilich leider nicht immer erster Klasse. Oft schmeckte es salzig und bitter; ein andermal auch wohl nach Petroleum. Und nicht kristallhell war es immer, sondern gelegentlich wolkig und trübe, so daß es unter anderen Umständen kein Mensch anrühren würde. Aber hier in der Wüste wird es gierig und dankbar getrunken; es ist Wasser, und das genügt.

Die Landschaft, die unser Bild zeigt, ist übrigens noch keine Wüste, sondern Baumsteppe, wie sie sich zwischen Palästina und der Sand- und Felsenwildnis der eigentlichen Wüste ausdehnt. Das Bild ist wohl aufgenommen, ehe die Expedition den beschwerlichen Marsch in die Wüste antrat, denn die Uniformen der Offiziere strahlen noch von Neuheit, und die Reittiere sind wohlgenährt und übermütig. Als die Expedition nach monatelanger Tätigkeit aus der Wüste zurückkehrte, dürften Uniformen und Kamele etwas anders ausgesehen haben! —

Aber nicht nur Brunnen sind in unermüdlicher Arbeit gegraben worden, ehe der Erkundungszug an den Suezkanal angetreten wurde; auch Proviant und Munition sind an der Etappenstraße in großen Vorratslagern aufgespeichert worden. Säcke mit „Pexmat", dem steinharten Zwieback, der so nahrhaft ist, daß man nur wenig gebraucht, um sich zu sättigen, weiter getrocknete Datteln und Oliven. Auch Gerste für die getreuen Kamele. So war alles aufs sorgfältigste vorbereitet.

Ein Vergnügen ist freilich solch ein Zug durch die Wüste trotz aller dieser Erleichterungen nicht. Den Offizieren konnte nur gestattet werden, 15 Kilogramm Gepäck mitzunehmen, und das ist sehr wenig. Am ungewohntesten und unbequemsten für die Deutschen war es, daß während der eigentlichen Wüstenwanderung vom Waschen nicht die Rede sein konnte. „Das Wasser", lautete ein Befehl des Kommandierenden, „ist unser kostbarstes Gut; es darf keinesfalls zu Reinigungszwecken verwandt werden".

Nicht so schlimm was es mit der Belästigung durch die Sonnenglut. Die Märsche wurden nämlich möglichst zur Nachtzeit ausgeführt, oder doch jedenfalls in den ersten Tagesstunden, wenn es noch nicht heiß war. Am Vormittag schon ist die Etappe erreicht. Das erste ist hier, daß Menschen und Tiere getränkt werden. Einige Pontons sind aufgestellt, und die Pioniere haben in langer, mühevoller Arbeit das in den neugegrabenen Brunnen nur spärlich sickernde Wasser hineingeschöpft. Dies reicht, um alle Feldflaschen der Soldaten zu füllen und alle Kamele zu tränken. — Nach dem Wasser gibt es Proviant. Der ist schnell verteilt und auch in behaglich langsamem Kauen bald genug verzehrt, und nach kurzer Zeit liegt alles im gelben Wüstensand und schläft.

Ist die Zeit der schlimmsten Sonnenglut vorüber, so wird es auf der Lagerstätte lebendig, und jeder Soldat putzt seine Waffen. Dies muß nämlich immer wieder von neuem geschehen, da der Flugsand trotz aller Hüllen sich sonst in dem empfindlichen Teile der Gewehre festsetzen und sie verderben würde.

Als der türkische Vortrupp den Marsch durch die Wüste antrat, gab es noch keine Wege. Denn was so gewöhnlich als Karawanenstraße bezeichnet wird, ist keine Straße; auf etwa hundert Meter Breite ziehen sich an den betreffenden Stellen mehr oder weniger zahlreiche Fußspuren von Kamelen durch den Sand hin. Ein noch sichereres Zeichen für eine Karawanenstraße sind aber die von Geiern und Hyänen neu abgenagten Gerippe von früher hier verendeten Kamelen. Oft ist aber weder das eine noch das andere zu sehen. Der letzte Sandsturm hat alle Spuren verweht und die Gerippe mit Sand überdeckt. Nirgends ein Weg oder Steg, ja nicht einmal eine Landmarke irgend welcher Art. Der Europäer wäre in solchem Falle ratlos; aber der Beduinenscheich, der als Führer dient, findet selbst in dunkler Nacht wie durch den Instinkt die richtige Richtung; nur selten einmal kommt es vor, daß er sich irrt.

Inzwischen ist viel geleistet worden. Und wenn einmal das türkische Heer selbst den Weg durch die Wüste ziehen wird, dürfte es damit nicht soviele Mühen haben, als auf ihrem Erkundungsweg.

Der heilige Weg.

In den alten Propheten findet sich ein wunderbares Wort, die seltsame Weissagung vom heiligen Weg, auf den kein Unreiner kommen werde. So viel Wege ziehen sich über die alte Erde; jeder einzelne Mensch tritt seine eigene Spur. Dazwischen gehen die breiten Heerstraßen der Geschlechter und der Jahrhunderte, schneiden einander, begegnen sich, führen eine Weile einträchtig nebeneinander her und wenden sich wieder; dazwischen aber eine Straße, unsichtbar und verhüllt, das ist der Weg der Seelen nach dem Himmel, der über allem Getöse, allem Rennen und Laufen, Wagenrollen und Antrieb da unten ruhig dahinleitet. In einem Garten nahm des Menschengeschlechts blut- und dornenvoller Weg seinen Anfang; in einem Garten beginnt auch der heilige Pfad der Seelen: er geht von Gethsemane über Golgatha bis zum Berg der Verklärung. Tief haben die Leidens- und Ruhmeswege der Völker die duldende Erde aufgewühlt, und zuletzt gingen sie doch nicht auf die Höhe der Vollendung, sondern hinab ins Tal und in Niederungen und verliefen sich in einem wirren und sinnlosen Hin und Her; das kam davon, weil ihre Wege irdische Wege waren und auf der Erde bleiben mußten. Und so ruhmvoll und glorreich die Geschichte die bunten Schatten heraufbeschwört, die diese Wege gezogen waren, zuletzt heißt es doch: sie sind vorübergegangen wie ein Geschwätz und wie eine Nachtwache. Einzig, was von göttlicher Offenbarung aus den Völkern sprach, ist lebendig geblieben. Die Wege, die um Ruhm und Ehre, die um Land und Gold gehen, die laufen immer die gleiche Bahn, und es liegt etwas Schreckliches, Maschinenmäßiges und Vernunftloses darin, wie sie, einem Naturgesetz und nicht einem höheren Gesetz des Geistes folgend, Jahrhundert um Jahrhundert um den Erdkreis gehen.

Für ein Volk gibt es nur einen Weg, der es vorwärts bringt, das ist der Weg, der nach oben führt. Alle großen Nationen, die materialistischen Zielen zustreben, der Machtfülle, der Meerbeherrschung, der Anhäufung von Werten dieser Erde kommen nur scheinbar vorwärts, wie schnell sie auch voranzustreben scheinen; nur das Volk wird gehoben, geläutert und für die höheren, fernen Zwecke und Ziele der Geschichte vorbereitet, das, wenn es auch um irdische Ziele kämpfen muß, weil es des festen Bodens unter den Füßen bedarf, doch nie das höhere Ziel der Menschheit, das Hinaufwachsen zu Gott, aus den Augen verliert. Lange schwere Monde hindurch steht unser Volk jetzt gegen den Ansturm seiner Feinde, und wer wollte noch meinen, die Wut, die Erbitterung und die zusammengefaßte Zähigkeit, mit der jene Völker trotz so schwerer Verluste und unwiederbringlicher Einbußen geschlossen gegen uns stehen, habe allein ihren Grund in dem Neid und der Mißgunst auf unser Vorwärtskommen in der Welt. Die Nationen, die da in Frage kommen, wissen wohl, daß so tüchtig und unübertrefflich durch deutsche Gewissenhaftigkeit die von uns geschaffenen Werte seien, sie dennoch im Handel und Wandel angeborene Anlagen besitzen, in denen unsere deutsche Ehrlichkeit und Gradheit sie niemals schlagen wird, noch ist unser Unterfangen, auch für die Kinder unseres Volkes Anteil an den überseeischen Ländern zu erlangen, so unverständlich, da doch selbst die kleinsten Nationen ihre Kolonialmacht besitzen, um einen so satanischen Haß gegen uns rechtfertigen zu können. Denn auch den stumpfesten Seelen muß es im Verfolg dieser ungeheuren von Anfang an mit so drohender Gewalt aufgebauten Tatsachen klar sein, daß es sich hier um einen der seltenen großen Augenblicke der Weltgeschichte handelt, in denen eine Weltanschauung gegen die andere steht, daß hier der materialistische Geist des Romanentums gegen den Idealismus der germanischen Rasse zu Felde liegt. Das ganze Bild, der Zusammenschluß fast aller romanischen Völker vereint mit den halbasiatischen, die den gleichen Zielen nachstreben, war geradezu ein Schulbeispiel, wenn nicht die Tatsache, daß England der treibende Geist dieses Krieges wider uns ist, das Bild getrübt hätte. Aber nur scheinbar; denn schließlich ist ein Volk nicht das, was es dem Blut nach ist, sondern es wird ein Kind des Geistes, dem es sich ergibt. Und es ist ein tiefer psychologischer Zusammenhang, wenn wir gegen keines all jener feindlichen Völker Haß empfinden, als allein gegen England, das wir hassen um der Verleugnung seines eingeborenen, germanischen Ideals willen.

Das Volk hat vom ersten Augenblick des Krieges an völlig unbewußt das Gefühl dafür gehabt. Wenn man heute behaupten will, jene herrliche Begeisterung der Augusttage von 1914 wäre Abenteuerlust und Überschwang gewesen, so ist das eine Unwahrheit und ein Verbrechen an der Seele des Volkes, denn das Volk fühlte, daß nach einer langen Reihe von Jahren, während deren es sein irdisches Teil bestellt und bebaut hatte, nun der Weg ins Ewige vor ihm als Gesamtheit sich öffnete. Seit dem Kreuzzuge und seit dem großen Glaubenskriege war solch ein Augenblick nicht vor sein Herz getreten, und daher kam jene unirdische Emporgerissenheit und Beseligung, an deren klare Glut wir heute noch mit soviel Glück und Schmerz zurückdenken und an die Deutschland noch viele Jahrhunderte wie an etwas unbegreiflich Schönes und Hohes zurückdenken wird.

In Glück und in Schmerz. Wie viele blicken heut im zweiten Kriegsostern zurück auf jene Tage, und es scheint ihnen als ob vor all dem Sterben alles Glück auf ewig tot und begraben sei und nur der Schmerz lebendig. Denn wie das große Urbild für alle heiligen Wege, wie jener göttliche Weg, ging auch unser Weg über soviel Schädelstätten und durch soviel Grabesdunkel, daß wohl Grauen genug die Seelen anfallen mochte. Und wie gewiß und fest und unerschütterlich auch unser Glaube an den Sinn dieses Krieges sei, so sind doch fast allzuviel Häuser von ihm mit dem blutigen Mal gezeichnet, das die Erstgeburt nicht wie in alten Tagen schützt, sondern ein Zeichen ist, daß Gott sie gefordert hat. Und wieviel Mutter- und Vaterherzen denken jetzt in Leid und Weh, wie Deutschlands heiliger Weg die einen wohl mit emporführt zu den Tagen der Überwindung und des Sieges, aber wie er gerade, was ihrer Herzen Glück und Hoffnung war, niedergeführt hat in Tod und Grab. Vor vielen, vielen steht heut nicht des Propheten Gesicht vom heiligen Weg, sondern jenes andre, herzbedrückende vom weiten Feld voller Totengebeine. Und erschütternd zieht jetzt in der heiligen Zeit durch unsern Geist der Zug der Seelen, die in dieser Karwoche über Ströme und Berge, west- und ost- und südwärts ihre schmerzensvolle Straße ziehen und still über jenen Feldern des Grauens weinen. Da ist ihnen, als sei nichts da, wie Tod, Vernichtung und Schrecknis, wie der Stein inmitten jenes heiligen Weges liegt ihnen der furchtbare Tod, die unerbittliche Wahrheit, die kein Beten aus der Welt schafft, das traurige Niemalswieder in Deutschlands heiligem Wege. Und wer noch hofft, fragt er sich nicht jede Stunde in Angst und Sorge, ob er noch hoffen darf?

Und dennoch, man kann es ohne Staunen kaum sagen, sehen wir so viele, die der Krieg um alles gebracht hat, getrost, fest und ruhig ihren Weg weiter gehen. Es gibt Mütter in Deutschland, denen die zwanzig Kriegsmonate Mann und Söhne und alles, was sie besaßen, genommen hat, und die trotzdem ein Vorbild für das ganze Land ihr Leben und seine Lasten mutig weiter tragen. Sie haben die Augen, die in die Zukunft sehen, ihr Blick wendet sich durch Schmerz und Tod hindurch der hellen Ostersonne zu. Gewiß ist, Deutschland geht in eine schwere Zeit, aber es ist ein Weg, auf den nicht unser Vorwitz und unsere Mißgunst, sondern Gott selbst uns geführt hat, und darum werden wir ihn zu Ende gehen, und nicht mit aschebestreutem Haupt, sondern mit aufgerichtetem Angesicht. Kein Unreiner soll den heiligen Weg gehen. Je mehr Kleinmut, Verzagtheit und Unglauben in uns ist, desto schwerer wird es uns werden, die Straße nachzuwandeln, der die teuren Toten so freudig und begeistert gefolgt sind. Je trauervoller wir sie, die Lebendigen, aus deren Blut und Geist ihr Wesen und ihr Glauben über Deutschland weiter wirken, bei den Toten suchen, statt in ihrer erlösten Herrlichkeit, desto schwerer machen wir die Last, die Deutschland jetzt trägt. Es sind nicht die Gefallenen, die den Tränenkrug der Überlebenden mühsam weiter tragen müssen, sondern das Land, dessen Luftkreis von all dem kleinmütigen Leid beschwert und durchweht wird. Den Kleinmütigen an den Gräbern sind die Augen gebunden, wie den Frauen am Grabe, daß sie den Glanz der neuen Zeit in der nebligen Dämmerung nicht sehen. Aber wer wollte mit jenen, die das größeste und schwerste Opfer gebracht haben, richten und rechten. Für sie kommt, wenn auch spät der Tag, wo sie inne werden, daß auch aus den tiefsten Gräbern das lichte Grün schlägt, daß aus ihrem heiligen Schmerz die wunderbaren Glückseligkeiten des Überwindens und Hoffens emporsprießen und wo sie aus den Nebeln ihrer Trauer hervortretend erkennen, daß ihr Weg wieder lichter und tröstlicher wird und welche nachwirkende heilige Gewalt in der reinen, segnenden Erinnerung liegt. Aber was sieht und hört man sonst inmitten Deutschlands großer Zeit aus unserm Volk steigen? Welche Selbstsucht im Kleinen, welche Unvernunft, sich in die Verhältnisse zu schicken, welches törichte Gehaben gerade bei denen, die von den wahren Schrecken des Krieges noch nicht angerührt sind, und weil die großen Anfechtungen und Leiden ihnen erspart blieben über die kleinen Einschränkungen und Entbehrungen murren und voller Unwillen sind. Und daneben jene schrecklichste Erscheinung von allen, jene Schaar der Raubnaturen, die wie böse Vögel bei jedem Kriege der Weltgeschichte daherziehen, die wie der Dichter schon vor 100 Jahren sagt, sich vom Raube der Vertriebenen mästen und von dem allgemeinen Leiden wachsen, die schamlosen Ausbeuter der Notlage des Landes. Innerhalb und außerhalb unserer Grenzen sind sie zu finden. Die einen raffen ein Vermögen zusammen aus dem Blut und den Tränen der Armen, allein raffend und scharrend, indes das

ganze Land Opfer bringt, den andern, weniger gefährlich, aber nicht weniger verächtlich, dünkt der furchtbare Schauplatz des Kampfes aller gegen alle eben noch gut genug, schnell ihr Ei am Weltbrand zu rösten: nie ist Egoismus und kleinliche persönliche Eitelkeit sichtbarer und verwerflicher in so deutliche Erscheinung getreten, als jetzt, wo die Flammen eines weltuntergangleichen Feuers sie bestrahlen. Für sie ist die große Zeit verloren.

Indessen, wenn wir unser Volk ansehen in seiner Gesamtheit und Geschlossenheit, wenn wir unseres Heeres gedenken und seiner vorbildlichen Pflichttreue und wackeren Männlichkeit, wie verschwindend ist da das Böse, das der Krieg wie eine große heilsame Umwälzung auch an verborgenem Häßlichen ans Licht gerüttelt hat, und mit wie gutem Gewissen, mit wie reiner Seele geht Deutschland als Gesamtheit den Weg, auf dem kein Unreiner betroffen werden sollte. Wie schwer aber lastet die Verantwortung auf jenen Völkern, die jetzt das Verbrechen, diesen Krieg heraufbeschworen zu haben, mit Lügen zudecken wollen. Gewiß kann für jeden einzelnen unter ihnen, die im guten Glauben ihren Weg gehen, als den von Gott bestimmten, der Weg ein heiliger Weg werden, für die Männer aber, die die Verantwortung tragen, wird die Verantwortung für den Krieg auch die Verantwortung für das Unglück ihres Volkes werden. Auch unsern Feinden ist es jetzt auferlegt, durch Dunkel und Todesnacht hindurchzumüssen, nicht weniger als uns, aber wo kann für sie das strahlende Ziel liegen, wo die Hoffnung und wo der große Lohn dieses schweren Weges? Das einzige, was ihrer wartet, ist Enttäuschung und Verzweiflung über so furchtbare und nutzlose Opfer.

Sie werden heraufsteigen aus dem tiefen Schacht voll Blut und Grauen und Todeswitterung, und keine Sonne wird strahlend über ihnen aufgehen. Ein neuer schwerer Weg wartet auf sie, auf dem kein Unreiner geduldet werden wird, der Weg der Reue, der Selbsterkenntnis und der Umkehr, und dann wird es geschehen, daß dieser Weg für sie zum Guten führt und daß aus dem Tode ihrer besten Söhne und ihnen das unertötbare Leben einer geläuterten Auffassung vom Wesen und Aufgaben ihrer Nation erwachsen mag.

Dann wird der Tag kommen, wo nach so viel Blutvergießen das Ostern Europas heraufkommt; denn wohl wird Europa einst alle gemeinsamen Kräfte nötig haben, um zu dem letzten schweren Weg gegen die östliche Gefahr gerüstet zu sein.

Im Zeppelin über London.

Lautlos gleitet die von den Posten geöffnete riesige Tür der Luftschiffhalle in . . . . zur Seite, um die Besatzung des in der Halle liegenden Marineluftschiffes „L 42" einzulassen; kurz hinterher trifft auch das Arbeitskommando ein, das bei der Ausfahrt helfen soll. Die Besatzung geht sogleich an Bord des Luftschiffes, das fest vertäut auf seinen Lagerböcken liegt; Benzin- und Ballasttanks sind bereits gefüllt, nur ein Nachfüllen von Gas und die Übernahme von Munition und Proviant sind noch nötig, um das Schiff flugklar zu machen. Mit großer Sorgfalt sehen die Obermaschinistenmaate die ihrer Obhut anvertrauten Motoren und maschinellen Anlagen nach, von denen zum großen Teil das Gelingen der Fahrt abhängt; alles wird nochmals in Bewegung gesetzt, bis die Anlagen dem leitenden Maschinisten betriebsklar gemeldet werden können. Inzwischen prüfen seemännische Unteroffiziere Steuer- und Signalvorrichtungen und legen Karten und sonstige Navigationsmittel auf der Kommandobrücke bereit.

Die kühle Witterung und die bald eintretende Dunkelheit gestatten dem Schiff dieses Mal eine besonders große Ladung Geschosse mitzunehmen. Art und Zahl sind genau berechnet, und bald ist die Übernahme in vollem Gange. Es ist ein fröhliches Arbeiten. Mit teilweise recht saftigen Wünschen für die Engländer, die von den Umstehenden herzhaft belacht werden, wird ein Geschoß nach dem andern an Bord verstaut. Inzwischen bringen einige Leute aus der Küche den Mundvorrat heran. Die Besatzung hat zwar noch eine kräftige Mahlzeit eingenommen, sie hält aber für die Dauer der Fahrt nicht vor; und in der Luft läßt sich eben so schlecht mit leerem Magen fechten wie auf der Erde. Außer dem Inhalt der Thermosflaschen gibt es nun vorläufig nichts Wärmendes für den Magen. Luxus wie zu Friedenszeiten auf der „Hansa", wo für die Leckerbissen mehr als Kriegspreise gezahlt wurden, gibt es auf unseren Marineluftschiffen nicht, dafür weist aber die kalte Küche ausgesucht kräftige und wohlschmeckende Sachen auf. Heißer Tee und Kaffee werden je nach Geschmack in Thermosflaschen mitgeführt; der Alkohol ist nur mit einer Flasche Kognak für besondere Fälle als Lebenselixier in der Medizinkiste vertreten.

Schließlich ist alles übernommen, und erwartungsvoll steht das Arbeitskommando leise plaudernd an den Haltetauen. Auf „L 42" geht der Kommandant mit seinem Oberleutnant und dem leitenden Maschinisten nochmals durch alle betretbaren Teile des Schiffes. Er weiß zwar, daß er nichts auszusetzen haben wird, daß er sich in jeder Beziehung auf seine Besatzung verlassen kann, die ihren Stolz darein setzt, das Schiff auf der höchsten Höhe der Kriegsbrauchbarkeit zu halten; aber die Verantwortung ist zu groß, als daß er sich nur auf Meldungen verlassen könnte, und ein Flug nach England und gar über London ist doch etwas anderes als eine bloße Aufklärungsfahrt über der Nordsee. — Alles ist in bester Ordnung befunden.

Dem Kommandanten wird die letzte Wettermeldung an Bord gereicht; sie lautet günstig: „Mäßiger Ostwind, klarer Himmel, Baromter 765 mm".

„Ist alles klar?" ruft der Kommandant von der Kommandobrücke dem Führer des Arbeitskommandos zu, der durch Hochheben der rechten Hand anzeigt, daß alles bereit ist.

„Klar zum Manöver!" Alles steht auf den Stationen. Jetzt werden die Verankerungen des Luftschiffes gelöst, um es abzuwiegen, das heißt, um zu veranlassen, daß es sich gleichmäßig von seiner Lagerstelle erhebt. Ballast wird abgegeben. „Achtern, 100 Kilo!" Plätschernd fließen in einem Guß 100 Liter Wasser auf den Zementboden der Halle, wo es sofort durch Abzugslöcher verrinnt. Nach einigem weiteren Wasserabgeben ist das Gleichgewicht hergestellt: „L 42" ist flugklar.

„Luftschiff marsch!" An den Haltetauen gezogen, kommt der graue Riese langsam in Bewegung und gleitet aus der Halle. Draußen werden die Taue allmählich immer mehr gefiert, die Luftschrauben drehen sich langsam, das Schiff hebt sich höher, die Steuer werden gelegt; donnernd springen jetzt alle Motoren auf große Fahrt an, die Haltemannschaften lassen die Taue los, und „L 42" schießt in die klare kühle Luft. Bald ist die schützende Halle aus Sicht, und von achterlichem Wind kräftig nachgeschoben, schwebt das Luftschiff in kurzer Zeit über den grünen Wassern der Nordsee. Immer mehr verschwindet die Küste; Kompaß und Sonne treten jetzt in ihre Rechte als Wegweiser.

Die äußersten deutschen Vorpostenboote werden überflogen; die Besatzung des nächstliegenden winkt lebhaft, sein Kommandant versucht durch das Megaphon (Sprachrohr) einen Gruß an die Engländer mitzugeben, aber der Lärm der Motoren und Schrauben verschlingt trotz der geringen Höhe jedes Geräusch.

Jetzt heißt es aufpassen, damit das Herannahen des Luftschiffes den Engländern nicht zu früh verraten wird. Sorgfältig wird von allen Ständen nach feindlichen Schiffen ausgespäht; nicht allein gilt die Aufmerksamkeit den mit Funkentelegraphie ausgerüsteten Vorpostenbooten, harmlos erscheinenden Fischereifahrzeugen, nein, besonders ist auf feindliche U-Boote zu achten, die nach dem Überfliegen auftauchen, ihre Funkeneinrichtung aufbauen und dann Nachricht von der schnell herannahenden Gefahr geben. —

„Herr Kapitänleutnant, hier liegt eine Mine — nein zwei — ein ganzes Feld!" Aufgeregt sprudeln die Worte aus dem Munde eines der Unteroffiziere. Drei Augenpaare starren auf die Wasseroberfläche unter dem Schiff. „Tatsächlich, eine regelrechte Minensperre! — — Herr Oberleutnant, berechnen Sie, bitte, schnell den Schiffsort, wir werden inzwischen das Feld abfliegen und feststellen, wie groß die Falle eigentlich ist. Mit dem Wind sind wir sicher schneller gefahren, als nötig; das Wetter scheint sich ja zu halten, da können wir ruhig eine halbe Stunde dieser wichtigen Aufgabe widmen."

Der Schiffsort ist festgelegt. „Bitte, Meldeblock! — Auf 54°30' Nord und 3°55' Ost eine feindliche Minensperre. Länge 800 m, Breite 50 m, von Süden nach Norden laufend. — Hier, Funkenmaat, sofort geben. — So, auf den Leim werden unsere Schiffe nun nicht mehr kriechen. Das hätte den Engländern so passen können." — „Kurs Süd-Südost!" — „Kurs liegt an!" meldet nach einigen Sekunden der den Kompaß beobachtende Unteroffizier.

„Es ist doch eine Gemeinheit, Herr Kapitänleutnant, mitten in der Nordsee, noch dazu auf dem Wege Kanal—Skagen, ein Minenfeld auszulegen."

„Ja, mein Bester, darüber dürfen Sie sich wirklich nicht wundern. Wenn nun aber solch unglücklicher Neutraler darauf läuft und in die Luft fliegt, dann heißt es gleich: schon wieder ein neutrales Schiff durch ein deutsches Unterseeboot ungewarnt torpediert. — Der Entrüstungsrummel geht los, und alle Welt schimpft über die jedem Völkerrecht hohnsprechende deutsche Seekriegführung."

„Zum mindesten eigenartig ist es aber, wenn dann Leute, die im Leben nie einen Torpedo oder die Blasenbahn eines



Blick auf die Londoner City mit der Towerbrücke und einen Teil der Docks. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

solchen gesehen haben, Stein und Bein schwören, sie hätten einen „Schaumstreifen" gesehen und den Torpedo „surren" hören."

Kurze Zeit noch bildet das Minenfeld den Stoff für Gespräche. Voraus kommt jetzt eine Fischerflottille in Sicht. Sollten das schon verkappte englische Vorpostenboote sein? — „L 42" schlägt einen Bogen um die tatsächlich fischenden Fahrzeuge, geht dann in langsamer Fahrt hinunter, so daß die Gondeln fast das Wasser streifen. Nichts Verdächtiges ist zu sehen; die Besatzungen stehen an dem Geländer, die Hände bis zum Ellenbogen in den Taschen vergraben, und freuen sich des interessanten Erlebnisses. Nachdem die Kapitäne in unverfälschtem Holländisch versichert haben, daß sie aus Yxmuiden seien, was auch durch die Bemalung der Schiffe und der Segel bewiesen wird, steigt „L 42" wieder auf, und bald ist wieder alles im alten Gleise. Weiter strebt das Luftschiff England zu.

Auf dem Wasser treibt eine Menge Holz, bei näherer Betrachtung Grubenholz; es muß eine ganze Schiffsladung sein. Sollte ein Neutraler auf eine Mine gelaufen sein? Vielleicht ist auch das Schiff einem unserer U-Boote vor den Bug gelaufen und dann versenkt worden, weil es Konterbande hatte. Wie es unterging, ist gleich, Hauptsache ist, daß England den Mangel an Grubenholz, einem sehr wichtigen Einfuhrartikel, immer schärfer spürt.

Der Kommandant und das Brückenpersonal beobachteten schon längere Zeit den Horizont an Steuerbordseite. Was mag da schon wieder los sein? — Schließlich setzt der Kommandant den Kieker ab, und zugleich meldet der Signalmaat: „Luftschiff quer ab!" Es ist das schon erwartete Schwesterschiff, dem gleichen Unternehmen zueilend. Signale werden ausgetauscht, längere Zeit fliegen die beiden Luftschiffe gleichen Kurs, bis plötzlich das rechtsliegende nach Steuerbord abdreht. Von der Steuerbordnock der Kommandobrücke kommt gleich darauf die Meldung: „Rechts voraus etwa 35 S.-M. ab, Rauch!" Alle Blicke wenden sich dahin. Jetzt kommen auch zwei Masten in Sicht. — Der erste Engländer. —

„Hart Steuerbord!" „L 42" folgt dem Schwesterschiff; im weiten Bogen wird das feindliche Wachtschiff umgangen.

„Es ist kaum zu glauben", sagt der Kommandant, „die Kerls trauen sich immer weiter vor. Wundern darf man sich ja allerdings nicht darüber, das Gruseln zur Neumondszeit muß dem stärksten Mann drüben allmählich auf die Nerven gehen. Da müssen die Boote eben so weit vorstoßen wie möglich, um rechtzeitig zu warnen."

„Es scheint aber so, Herr Kapitänleutnant, als ob er uns nicht gesehen hat; jedenfalls pendelt er ruhig weiter."

Über dem Wasser wird es nun dunkler, die Schaumkronen der Wellen sind schon nicht mehr zu sehen; oben bleibt es etwas länger hell, bis die Sterne zum Vorschein kommen. Es wird kälter; trotz der flanellgefütterten Lederanzüge, trotz Kopfschützer, Schals und Filzstiefel dringt die schneidende Kälte durch bis auf die Haut; ein Schluck aus der Thermosflasche, ein Happen aus dem Futterkorb müssen über das Kältegefühl hinweg helfen. Am besten sind noch die Leute an den Motoren dran, sie können die klammen Finger am Auspuff wärmen.

Immer weiter geht die Fahrt, bis eine vorausliegende Dunstschicht anzeigt, daß in kurzer Zeit die englische Küste unter dem Luftschiff liegen wird.

„An die Geschütze! Herr Oberleutnant, bitte, Abwurfvorrichtungen klar halten!"

Höher steigt das Schiff, gleich wird der Tanz losgehen. Mit klarer Stimme gibt der Kommandant die weiteren Kommandos durch das Sprachrohr. Kein Muskel zuckt in seinem Gesicht; mit ruhiger, ernster Entschlossenheit sieht er den nun sich jagenden Ereignissen entgegen. Es ist ja nicht das erste Mal, daß er über England ist. Gleich werden die da unten aufheulen in maßloser, ohnmächtiger Wut, werden Hunnen, Barbaren, Mörder schreien und dann in die Keller stürzen, um sich zu bergen. — Wir haben es ja so nicht gewollt! Erst der Aushungerungsversuch, der geplante Massenmord an wehrlosen Menschen, das gleichgültige Beiseiteschieben aller Völkerrechte hat uns zur rücksichtslosen Ausnutzung der Wunder unserer Technik gezwungen. Was würde England heute darum geben, wenn es über Zeppeline verfügte, und wie rücksichtslos würde es sie nach den bisherigen Erfahrungen in diesem Kriege ausnutzen! Ja wenn . . .

Im Sternenlicht leuchtet jetzt ein breites Silberband herauf, die Themse. Ein befriedigtes kurzes Lächeln huscht über die Züge des Kommandanten. „Gott sei Dank, kein Nebel." Nun gibt es keine Rettung mehr vor den Bomben.

Plötzlich huscht voraus ein weißer Kegel hin und tastend gegen die Wolken; das Geräusch der Motoren muß unten gehört worden sein. Suchend gesellen sich weitere Lichtkegel hinzu, bald breit auslaufend, bald schmal zusammengezogen, wie wenn etwas Verdächtiges gefunden wäre, das näher besehen werden soll. — Die Stadt ist gewarnt.

Dem Stromlauf wird nachgesteuert; schon treten trotz der Dunkelheit die Umrisse Londons hervor. Kein Lichtschein wie in Friedenszeiten, verrät die Riesenstadt; alle Laternen, soweit überhaupt noch welche brennen, sind nach oben abgeblendet. Mit größter Sicherheit steuert der Kommandant das Luftschiff den zu bewerfenden Zielen zu. Der Stadtplan hat sich seinem Gedächtnis so sicher eingeprägt, als wenn er hier zu Hause wäre; alle Möglichkeiten des Ansteuerns sind erwogen, ein Abirren vom Ziel ist nun nicht mehr möglich.

Jetzt kommt einer der riesigen Lichtkegel näher, an ein Ausweichen ist nicht mehr zu denken, und gleich darauf liegt das Luftschiff in einem Meer von Licht; unten blitzen Feuerstrahlen von allen Seiten auf, eigenartige Laute übertönen den Lärm der Motoren und Schrauben; unter und neben „L 42" jagen Feuerblitze von zerspringenden Schrapnells durch die Luft. Ihr Bersten ist deutlich zu hören. Mit Gedankenschnelle folgt nun eins aufs andere. Die Motoren rasen mit äußerster Kraft, mit mehr als Schnellzugsgeschwindigkeit jagt das Luftschiff auf das Ziel los, eisern umspannen die Hände die Griffe der Steuer und der Abwurfvorrichtungen, bis zum Halse hoch hämmern die Herzen.

„Sprenggranaten, langsam werfen!" Ein Körper nach dem andern löst sich von seiner Aufhängevorrichtung; dann unten ein Krachen und Bersten, hohe Flammengarben zerstieben in der Luft, das Mündungsfeuer der Geschütze überstrahlend. Mitten in einer Straße schießt aus der Erde ein brennender Strahl. Eine Granate hat die Straßendecke durchschlagen und das Gasrohr zersprengt, aus dem jetzt eine haushohe Flamme herausjagt.

„Scheinwerfer leuchten!" Unten liegen jetzt Schiffe und Kaianlagen taghell beleuchtet; die Docks von London sind im Bereich der Wurfgeschosse.

„Schnellfeuer: Brand- und Sprenggranaten!" In rascher Folge fällt eine Bombe nach der anderen unten auf Schuppen und Dampfer, Bretter, Steine, Stahl und Eisen in tausend Fetzen zerreißend. Ein besonders lästiger großer Scheinwerfer erlischt. Höher steigt das Schiff, jetzt ist es der Hölle entronnen, sie hinter sich zurücklassend. Ein Aufatmen geht durch die Besatzung, nur reichlich 10 Minuten hat die Fahrt durch Feuer und glühendes Eisen gedauert, aber der Besatzung ist die Zeit bedeutend länger geworden. Sie kann es kaum begreifen, daß all der Schrecken sich in so kurzer Zeit abgespielt haben soll.

Das Luftschiff ist unversehrt, und in großem Bogen kehrt es nach einer halben Stunde zurück, und wieder hageln die Bomben, nur auf andere Stellen der Stadt; Häuserreihen stürzen krachend ein, Geschütze verstummen. In der nächsten Nähe des Luftschiffes platzen jetzt die Schrapnells, die Sache wird brenzlich. Kaum ist die letzte Sprenggranate geworfen, als auch das Kommando zum Abdrehen nach Osten kommt. Im Scheinwerferlicht ist jetzt das Schwesterschiff über der Stadt zu sehen, ein schauerlich schöner Anblick. Dann verschwindet „L 42" in der Dunkelheit. Lodernde Brände und Explosionen beweisen, wie furchtbar die wenigen Minuten für die Stadt gewesen sind.

Wie durch ein Wunder ist alles an Bord unverletzt, trotz der überaus heftigen Beschießung ist nicht eine Schramme festzustellen. Das Schiff selbst ist ebenfalls unversehrt, kein Fetzen hängt von seinen Flanken herunter. Heiße Freude leuchtet aus aller Augen.

Und London? — Reuter wird zunächst melden, daß nichts geschehen sei, einen Tag später gibt er den Tod einiger Frauen und Kinder zu, dabei jeglichen militärischen Schaden leugnend, bis nach Tagen die ganze furchtbare Wirkung der Spreng- und Brandgeschosse bekannt wird und die bis dahin von der Zensur gebändigte Presse ihrer Entrüstung nicht allein gegen unsere Luftschiffe, sondern auch gegen die gänzlich ungenügenden Abwehrmaßregeln freien Lauf läßt.

„L 42" hat inzwischen die Küste erreicht; die Batterien von Harwich und bei Sunk-Feuerschiff liegenden Kriegsschiffe wollen ihm noch den Garaus machen, aber leicht erreicht das um seine Bomben erleichterte Luftschiff sichere Höhen, in denen es kein Geschoß erreichen kann. Ein verwogener Flieger wird durch wohlgezieltes Maschinengewehrfeuer in Schach gehalten, bis er die Überfliegungsversuche aufgibt. Mit voller Kraft geht es heimwärts; Terschellingbank-Feuerschiff wird zur Orientierung angesteuert, bald sind unsere friesischen Inseln überflogen, und in früher Morgenstunde nähert das Luftschiff sich seiner Halle, vom jubelnden Hurra der Zurückgebliebenen begrüßt. In kurzer Zeit ist es sicher geborgen.

Ein lebhaftes Fragen beginnt: „Habt Ihr es ihnen ordentlich gegeben? — Über den Docks von England seid Ihr gewesen! — Ei, die werden ausgesungen haben!" Und froh können unsere Luftschiffer von der verheerenden Wirkung ihrer Bomben erzählen.

Mit herzlichen anerkennenden Worten entläßt der Kommandant die Besatzung zur wohlverdienten Ruhe, während er noch schnell telegraphisch kurz Verlauf und Ergebnis der Fahrt und die Verwendungsbereitschaft seines Luftschiffes für weitere Unternehmungen meldet. K. St.

Frühling im Graben. Von Karl Freiherr von Berlepsch.

Frühling!

Wißt ihr zu Haus denn überhaupt was das heißt: Frühling?

Nein, das könnt ihr garnicht wissen, denn ihr habt den ganzen Winter über in richtigen, gut gebauten Häusern gewohnt und in wundervoll weiß bezogenen Daunenbetten geschlafen; ihr könnt euch eben nicht vorstellen, wie es einem Höhlenbewohner, einem Naturmenschen zumute ist, wenn er eines Morgens wie alle Morgen aus seinem Erdloch kriecht, eine ganze Weile verständnislos in die Sonne blinzelt, dann in plötzlichem Erkennen, daß es Licht und Wärme ist, was ihn umschmeichelt — die Arme gen Himmel wirft, sich reckt und streckt und dehnt, wie irrsinnig lacht, wie irrsinnig ein paar Bocksprünge vollführt, und dann wahrhaftig niederfällt und den Boden küßt, den wundervollen, braunen Boden, der da an einer Stelle aus der Starre des Schneefeldes hervorlugt. —

Eines müssen wir doch vor euch voraushaben — eines!

So kann es nur unsern Vorfahren, den alten Germanen, zu Mut gewesen sein, wie sie Ostara, der Lebensspenderin, der Lichtgöttin, opfernd, um die blutroten Nachtfeuer tanzten, so nur kann ein Mensch den Frühling fühlen, der alle Schrecken des Winters durchkämpfte in enger Verkettung mit der Natur, — wie jedes Tier, wie jeder Baum um sein Leben kämpft.

Das Bewußtsein: nun ist all das Schwere überstanden, nun gehen wir wieder frohen, lichtdurchfluteten Zeiten entgegen, nun wird der ganze Krieg ein Kinderspiel sein, nun, da die Sonne wieder scheint, — ach das ist unsagbar köstlich!

Nun wird es kommen wie voriges Jahr.

Die Sonne wird in ganz kurzen Tagen ein Paradies um uns zaubern, und wir dürfen es still und bewundernd mit ansehen. In den Nächten wird der Himmel voller Sterne und die Erde voll süßer Wohlgerüche sein. Und wenn die Dämmerung weicht, dann fallen die Sterne herunter auf den Moosteppich, überall hin auf den Waldboden, und der kleine Pfad vom Schützengraben bis dahin, wo die Feldküchen stehen, wird ganz mit Sternen eingefaßt sein. Und dann werden wir wieder Blumenbeete pflanzen im Schützengraben und die nackten Erdwände mit Moos auspolstern. Um uns herum wird ein kleiner Garten erstehen, in dem morgens die Tautropfen funkeln; und wenn es wärmer wird, fangen all die eingebauten Fichtenholzstämme an zu schwitzen, die goldenen Perlen des Harzes stehen auf ihrer Stirne, und es duftet im ganzen Graben nach Wald. — Dann wird der Kuckuck rufen, unbekümmert um die paar albernen Bleigeschosse, die hin und wieder die Baumstämme splittern. — Dann wollen wir den ganzen Mittag auf dem Rücken liegen und in den blauen Himmel schaun.

Wir wollen über die Vergänglichkeit alles Geschaffenen nachdenken und uns doch um so inniger dieser blutwarmen, gottgegebenen Stunde freuen. Die Gräber unserer gefallenen Kameraden wollen wir schmücken und doch freudig sein dabei — denn der Tod hat alle Schrecken für uns verloren.

Wir gehen auf in diesem Frühlingstage, wir sind eins mit Himmel und Erde und Gott.

Wer nicht entbehrt hat, wird nie die Inbrunst des Genießens haben; wer nie um sein Leben kämpfte, wird nie Feinschmecker des Lebens sein.

Nein — dies müßt ihr uns schon lassen — und vielleicht könnt ihr auch von uns lernen — ihr daheim!



Denkmünze. Geschlagen auf den Fliegerleutnant Bölcke. Von Kunstbildhauer Martin Götze.

Von der russischen Frühjahrsoffensive. Nach Briefen eines Artillerieoffiziers.

Den Winter über war es an der langen Front im Osten ziemlich ruhig, d. h. was man hier ruhig nennt. Denn natürlich ist nicht ein einziger Tag vergangen, ohne daß die Russen glaubten uns zeigen zu müssen, über wie viele überflüssige Munition sie dank der Hilfe der Japaner verfügten. Aber Schaden getan hat uns diese Knallerei nur sehr wenig, denn wir liegen ganz vortrefflich eingebaut. Gemütlich ist es freilich hier im Süden von Dünaburg nicht, ganz besonders nicht, seitdem die Schneeschmelze eingetreten ist. Wir stecken hier nämlich im Sumpf, der sich oft unübersehbar an den Flußläufen hinzieht, die die zahlreichen großen und kleinen Seen nach der Disna und der Düna hin entwässern. Dryswjatysee, Naroczsee, Wiszniewsee, Miadziolsee, alle diese Namen sind aus den Berichten der Obersten Heeresleitung ja bekannt genug — aber außerdem gibt es noch viele, viele andere Seen —, und bekannt ist auch der Name des Städtchens Postawy, in dessen Nähe ich hier liege.

Seit dem 10. März schon wußten wir aus mancherlei Meldungen, daß bei den Russen hinter der Front starke Truppenverschiebungen vorgenommen wurden; es bereitete sich etwas vor. Wir waren also wachsam. Und am 18. März ganz früh am Morgen ging es denn auch los. Die Russen legten starkes Artilleriefeuer auf einen großen Abschnitt unserer Verteidigungslinien und steigerten dies stellenweise bis zum Trommelfeuer. Es ließ sich erkennen, daß der Feind durch seine Drahthindernisse nächtlicherweile Gassen geschnitten hatte und daß während des Artilleriefeuers bereitgestellte Reserven in die Front einrückten. Auch stellte sich heraus, daß die Gegner ihre schwere Artillerie stark vermehrt hatten und schossen, was die Rohre nur hergeben wollten. Schon eine halbe Stunde nach dem Beginn der Kanonade war die ganze Ostfront der reine Hexenkessel. Denn wir waren natürlich auch nicht faul und schickten aus unsern 15 cm-Langkanonen unsern Dank hinüber in die Stellungen der Feinde. Diesen ersten Tag über ging es übrigens für uns persönlich noch an, sowohl was unsere Tätigkeit als auch das feindliche Feuer anlangte. Die Russen kannten unsere Stellung nämlich nicht genau und tasteten unsere Stellungen planmäßig ab, wie wir Artilleristen sagen. Trotzdem erzielten sie in unserer Batterie drei Volltreffer schweren Kalibers. Aber, es war wie ein

Wunder, diese richteten bis auf unbedeutende Verletzungen zweier Leute weiter keinen Schaden an.

Ebenso glücklich verlief das schon weit heftigere Feuer, das auf den Beobachtungsstand unseres Batterieführers gerichtet war.

Und eben so gering, wie in unserer Stellung, war der Erfolg des Trommelfeuers in den ersten Tagen des russischen großen Frühjahrsangriffes fast in unserer ganzen Linie.

Da sich die Russen die Wirkung ihrer Kanonade wohl anders vorstellten, gingen sie bald in unserem Abschnitt zu Infanterieangriffen über, erst wie zum Versuch in kleineren Trupps, dann aber mit einem fast unglaublich großen Einsatz von Menschen. Dabei wurde ihre Artillerietätigkeit jetzt noch lebhafter, soweit das überhaupt möglich war. Der Horizont hinter den Wäldern war eine rote Lohe vom Mündungsfeuer der feindlichen Batterien, und ein dumpfer, schütternder Donner ihrer Salven jagte den andern. Dazwischen brüllten unsere Geschütze, kreischten die über uns platzenden Schrapnells und Granaten und heulten die heransausenden größeren Kaliber. Es war ein ununterbrochener gewaltiger Orkan, der uns umtobte. Dazwischen gab es dann Augenblicke, in denen die Vernichtung Atem zu holen schien. Dann hörte man nur das Knattern des Infanteriefeuers und das harte Tak-Tak-Tak der Maschinengewehre. Aber das hatte nur den Erfolg, die dann wieder einsetzende Stimme des großen Bruders noch furchtbarer zu machen.

Als es am andern Morgen hell wurde, konnten wir feststellen, daß unsere Geschütze in den Reihen der Russen furchtbare Verwüstungen angerichtet hatten. Ruhe hatten wir auch dann freilich nicht. Nicht einen Augenblick, denn der 19. März und die Nacht zum 20. brachten immer den gleichen Wechsel zwischen Trommelfeuer und Infanterieangriff der Russen und Abwehr-Schnellfeuer unsererseits. Das klingt so einfach, aber es frißt Nerven.

Um 3 Uhr morgens, als es etwas ruhiger wurde und ich mich gerade ein wenig aufs Ohr legen wollte, erhielt ich den Befehl, die Führung einer anderen Batterie zu übernehmen, deren Offiziere verwundet waren. Ich ließ sofort mein Pferd kommen und ritt los.

Der Artilleriekommandeur, in dessen Abschnitt diese stand, empfing mich mit offenen Armen. Er gab mir einen Meldereiter mit, um mir den Weg zu zeigen. Ich ließ mir von dem Mann im Vorgelände ungefähr die Stelle zeigen, wo wir hinmußten. Er deutete auf ein Waldstück, vor dem gerade eine Lage von 8 Schrapnells mittleren Kalibers krepierte. Ein ermunternder Anblick! Aber was halfs?

Mit möglichster Vorsicht schlängelten wir uns im Galopp durch dies Sperrfeuer hindurch und kamen auch glücklich in der Batteriestellung an. Hier waren die vorhandenen Schwierigkeiten bald gehoben, die nötigen Fernsprechleitungen waren gelegt, und das Einschießen konnte beginnen. Ich nahm mir also den einen Leutnant mit und ging auf den Stützpunkt zu, von dem aus ich beobachten und die Batterie einschießen sollte.

Unterwegs merkte ich, daß wir genau in das schrecklichste Artilleriefeuer hineinliefen. Mir wurde es jetzt schon klar, daß es unmöglich sein würde, unter einem derartigen Feuer meine Batterie einzuschießen. Aber ich hatte den Befehl, es von dort zu tun, und mußte also wenigstens dort gewesen sein und mich mit eigenen Augen von den Vorgängen überzeugt haben.

Den letzten Teil des Weges legte ich unter dauerndem Hinwerfen und Wiedervorlaufen zurück. Endlich bekam ich die Unterstände des Stützpunktes zu Gesicht.

In demselben Augenblick schlug ein Volltreffer in diese ein und verletzte meinen dort stehenden Fernsprech-Unteroffizier schwer. Unsern hier angebrachten Hochstand hatten die Russen schon am Tage vorher zerschossen, und Pioniere waren gerade dabei, einen neuen aufzuführen. Als er fertig war, und ich ihn gerade besteigen wollte, legte auch ihn ein neuer Volltreffer um. Da nun jede Beobachtungsmöglichkeit ausgeschlossen und mein Aufenthalt in dieser wohnlichen Ecke zwecklos war, so zogen wir uns auf allen Vieren zurück.

Auf der Karte besah ich mir darauf die Beobachtungsstellen anderer Batterien und fand, daß eine von ihnen noch für meinen Zweck geeignet sein könnte. Allerdings lag sie unmittelbar hinter dem Schützengraben. Dieser war von Granattrichtern durchsetzt, ein Wirwarr von Erde und Balken, und das Vorgelände war von toten Russen geradezu bedeckt. Ein schrecklicher Anblick!

Sehen konnte ich von dieser Stelle freilich auch nicht, was ich brauchte, und ging also bald weiter. Endlich fand ich aber doch die richtige Stelle und konnte meine Batterie einschießen.

An Schlaf konnte ich freilich auch jetzt nicht denken, denn die Russen griffen bald wieder an, und ich mußte von meinem Gefechtsstande aus das Feuer leiten. Schließlich aber konnte ich nicht mehr. Drei Tage und drei Nächte hintereinander war ich im furchtbarsten Granatfeuer dieses russischen Durchbruchsversuchs bei Postawy gewesen, ohne auch nur eine Minute Schlaf zu finden. Da brach ich zusammen. Ihren größten Stoß erhielten meine Nerven von einem Rohrkrepierer, der drei meiner tapferen Kanoniere dicht neben mir tötete. Ich mußte also für zwei Tage ausspannen und den Schlaf nachholen.

Als ich dann wieder bei meiner neuen Batterie war, konnte ich gerade in den jetzt einsetzenden Hauptangriffen der Russen mit frischen Kräften meine Pflicht tun. Es war immer wieder dasselbe, was wir die Tage vorher erlebt hatten, Geschützdonner, Gewehrfeuer, das Heulen der Granaten und Platzen der Schrapnells.

Soweit die persönlichen Erlebnisse des Offiziers in den Kämpfen bei Postawy. Das Ergebnis der Märzschlachten an der Ostfront läßt sich kurz folgendermaßen zusammenfassen:

Sieben größere Einbruchsstellen hatte der Feind sich zum Ziele seiner Vorstöße gesetzt. In dem Abschnitt südlich Dünaburg begann die feindliche Offensivtätigkeit. Die Gegend zwischen Narocz- und Wiszniew-See, dann weiter nördlich die Gegend von Postawy und endlich ein Streifen nördlich Widsy wurden von den Russen vom 18. bis 22. täglich mit großer Erbitterung angegriffen. Aber nur an einer Stelle, beim Vorwerk Stachowcze südlich des Narocz-Sees, kam es zu einer unbedeutenden Rückverlegung unserer Front in eine neue Stellung, die dann ohne Wanken gehalten wurde.

An allen anderen Punkten scheiterte ein russischer Ansturm nach dem anderen unter furchbaren Verlusten für den Angreifer.

Aber auch nahe Dünaburg selbst stieß der Feind vor und an drei weiteren Stellen in dem Abschnitt zwischen Dünaburg und Riga bei Jakobstadt und weiter dünaabwärts bei Friedrichstadt—Lennewaden, endlich in Gegend Kekkau und Olai.

Auch hier mit gleichem blutigen Mißlingen.

Nach dem völligen Scheitern der Angriffe des 18. bis 22. März führte der Feind frische Truppen heran und begann am 24. und 25. nach neuer und langer Artillerievorbereitung eine weitere Reihe von Anstürmen auf allen früher berannten Punkten.

Sie alle brachen an den folgenden drei Tagen vom 24. bis zum 26. blutig zusammen. Und in der Nacht vom 26. zum 27. konnten wir sogar an zwei Stellen, südlich des Narocz-Sees und Widsy, zum Gegenangriff übergehen und den Feind aus einigen für uns unbequemen Punkten seiner ursprünglichen Front entfernen. Seitdem ist die russische Offensive „eingestellt" — eine Maßregel, die mit der Rücksicht auf das eingetretene Tauwetter recht kümmerlich begründet wird.

In Wahrheit ist die große Entlastungshandlung des östlichen Verbündeten völlig ergebnislos und unter beispiellosen Verlusten zusammengebrochen.

Ein Maler im Felde.

Mit 6 Abbildungen nach Bleistiftzeichnungen von Prof. Georg Schöbel.

Wie die Ansichten über den Krieg, so haben wir heute auch die Ansichten über die Kriegsmalerei berichtigen müssen. Sowie dem Krieg das äußerlich Heldenhafte, der prachtvoll dahinfegende Reiterangriff, die Wucht der geschlossen vorgehenden Sturmkolonne genommen worden ist, das Panorama des großartigen Schachspiels, das die Feldherren von dem berühmten Hügel aus mit sicherer Ruhe leiteten, so ist auch der Kriegsmalerei für den oberflächlichen Blick das dankbarste Feld der Betätigung genommen. Vor allem die Werte der Farbe, der froh zu werden uns ein ganzes Menschenalter seit den Tagen der Nazarener in oft unerhörtem Aufwand der kühnsten Auffassungen gelehrt hatte — das Bunte des Krieges, das zweierlei Tuch, das Blanke, Blitzende, die malerischen Werte der Uniform. Was man so obenhin malerische Werte nennt, denn natürlich sitzen sie auch im schlichten Feldgrau, aber ungleich vornehmer und unaufdringlicher und darum auch schwerer faßlich zu machen. Das alles ist dem heutigen Maler versagt. Er muß also ein starkes Maß von Innerlichkeit besitzen, um statt der äußerlichen Mittel, mit denen er die Phantasie der Menge packen könnte, mit innerlichen Mitteln das Herz zu treffen. Dazu gehört vor allem, daß sein eigenes Herz, das vom Strudel des großen Geschehens und Durchlebens bis ins Innerste erfaßte und durchrüttelte, erst wieder Herr über die Gewalt der unerhörten Eindrücke geworden



Der Überfall auf eine russische Bagage-Kolonne. Gemälde von Wilhelm Schreuer.

Wunder, diese richteten bis auf unbedeutende Verletzungen zweier Leute weiter keinen Schaden an.

Ebenso glücklich verlief das schon weit heftigere Feuer, das auf den Beobachtungsstand unseres Batterieführers gerichtet war.

Und eben so gering, wie in unserer Stellung, war der Erfolg des Trommelfeuers in den ersten Tagen des russischen großen Frühjahrsangriffes fast in unserer ganzen Linie.

Da sich die Russen die Wirkung ihrer Kanonade wohl anders vorstellten, gingen sie bald in unserem Abschnitt zu Infanterieangriffen über, erst wie zum Versuch in kleineren Trupps, dann aber mit einem fast unglaublich großen Einsatz von Menschen. Dabei wurde ihre Artillerietätigkeit jetzt noch lebhafter, soweit das überhaupt möglich war. Der Horizont hinter den Wäldern war eine rote Lohe vom Mündungsfeuer der feindlichen Batterien, und ein dumpfer, schütternder Donner ihrer Salven jagte den andern. Dazwischen brüllten unsere Geschütze, kreischten die über uns platzenden Schrapnells und Granaten und heulten die heransausenden größeren Kaliber. Es war ein ununterbrochener gewaltiger Orkan, der uns umtobte. Dazwischen gab es dann Augenblicke, in denen die Vernichtung Atem zu holen schien. Dann hörte man nur das Knattern des Infanteriefeuers und das harte Tak-Tak-Tak der Maschinengewehre. Aber das hatte nur den Erfolg, die dann wieder einsetzende Stimme des großen Bruders noch furchtbarer zu machen.

Als es am andern Morgen hell wurde, konnten wir feststellen, daß unsere Geschütze in den Reihen der Russen furchtbare Verwüstungen angerichtet hatten. Ruhe hatten wir auch dann freilich nicht. Nicht einen Augenblick, denn der 19. März und die Nacht zum 20. brachten immer den gleichen Wechsel zwischen Trommelfeuer und Infanterieangriff der Russen und Abwehr-Schnellfeuer unsererseits. Das klingt so einfach, aber es frißt Nerven.

Um 3 Uhr morgens, als es etwas ruhiger wurde und ich mich gerade ein wenig aufs Ohr legen wollte, erhielt ich den Befehl, die Führung einer anderen Batterie zu übernehmen, deren Offiziere verwundet waren. Ich ließ sofort mein Pferd kommen und ritt los.

Der Artilleriekommandeur, in dessen Abschnitt diese stand, empfing mich mit offenen Armen. Er gab mir einen Meldereiter mit, um mir den Weg zu zeigen. Ich ließ mir von dem Mann im Vorgelände ungefähr die Stelle zeigen, wo wir hinmußten. Er deutete auf ein Waldstück, vor dem gerade eine Lage von 8 Schrapnells mittleren Kalibers krepierte. Ein ermunternder Anblick! Aber was halfs?

Mit möglichster Vorsicht schlängelten wir uns im Galopp durch dies Sperrfeuer hindurch und kamen auch glücklich in der Batteriestellung an. Hier waren die vorhandenen Schwierigkeiten bald gehoben, die nötigen Fernsprechleitungen waren gelegt, und das Einschießen konnte beginnen. Ich nahm mir also den einen Leutnant mit und ging auf den Stützpunkt zu, von dem aus ich beobachten und die Batterie einschießen sollte.

Unterwegs merkte ich, daß wir genau in das schrecklichste Artilleriefeuer hineinliefen. Mir wurde es jetzt schon klar, daß es unmöglich sein würde, unter einem derartigen Feuer meine Batterie einzuschießen. Aber ich hatte den Befehl, es von dort zu tun, und mußte also wenigstens dort gewesen sein und mich mit eigenen Augen von den Vorgängen überzeugt haben.

Den letzten Teil des Weges legte ich unter dauerndem Hinwerfen und Wiedervorlaufen zurück. Endlich bekam ich die Unterstände des Stützpunktes zu Gesicht.

In demselben Augenblick schlug ein Volltreffer in diese ein und verletzte meinen dort stehenden Fernsprech-Unteroffizier schwer. Unsern hier angebrachten Hochstand hatten die Russen schon am Tage vorher zerschossen, und Pioniere waren gerade dabei, einen neuen aufzuführen. Als er fertig war, und ich ihn gerade besteigen wollte, legte auch ihn ein neuer Volltreffer um. Da nun jede Beobachtungsmöglichkeit ausgeschlossen und mein Aufenthalt in dieser wohnlichen Ecke zwecklos war, so zogen wir uns auf allen Vieren zurück.

Auf der Karte besah ich mir darauf die Beobachtungsstellen anderer Batterien und fand, daß eine von ihnen noch für meinen Zweck geeignet sein könnte. Allerdings lag sie unmittelbar hinter dem Schützengraben. Dieser war von Granattrichtern durchsetzt, ein Wirwarr von Erde und Balken, und das Vorgelände war von toten Russen geradezu bedeckt. Ein schrecklicher Anblick!

Sehen konnte ich von dieser Stelle freilich auch nicht, was ich brauchte, und ging also bald weiter. Endlich fand ich aber doch die richtige Stelle und konnte meine Batterie einschießen.

An Schlaf konnte ich freilich auch jetzt nicht denken, denn die Russen griffen bald wieder an, und ich mußte von meinem Gefechtsstande aus das Feuer leiten. Schließlich aber konnte ich nicht mehr. Drei Tage und drei Nächte hintereinander war ich im furchtbarsten Granatfeuer dieses russischen Durchbruchsversuchs bei Postawy gewesen, ohne auch nur eine Minute Schlaf zu finden. Da brach ich zusammen. Ihren größten Stoß erhielten meine Nerven von einem Rohrkrepierer, der drei meiner tapferen Kanoniere dicht neben mir tötete. Ich mußte also für zwei Tage ausspannen und den Schlaf nachholen.

Als ich dann wieder bei meiner neuen Batterie war, konnte ich gerade in den jetzt einsetzenden Hauptangriffen der Russen mit frischen Kräften meine Pflicht tun. Es war immer wieder dasselbe, was wir die Tage vorher erlebt hatten, Geschützdonner, Gewehrfeuer, das Heulen der Granaten und Platzen der Schrapnells.

Soweit die persönlichen Erlebnisse des Offiziers in den Kämpfen bei Postawy. Das Ergebnis der Märzschlachten an der Ostfront läßt sich kurz folgendermaßen zusammenfassen:

Sieben größere Einbruchsstellen hatte der Feind sich zum Ziele seiner Vorstöße gesetzt. In dem Abschnitt südlich Dünaburg begann die feindliche Offensivtätigkeit. Die Gegend zwischen Narocz- und Wiszniew-See, dann weiter nördlich die Gegend von Postawy und endlich ein Streifen nördlich Widsy wurden von den Russen vom 18. bis 22. täglich mit großer Erbitterung angegriffen. Aber nur an einer Stelle, beim Vorwerk Stachowcze südlich des Narocz-Sees, kam es zu einer unbedeutenden Rückverlegung unserer Front in eine neue Stellung, die dann ohne Wanken gehalten wurde.

An allen anderen Punkten scheiterte ein russischer Ansturm nach dem anderen unter furchbaren Verlusten für den Angreifer.

Aber auch nahe Dünaburg selbst stieß der Feind vor und an drei weiteren Stellen in dem Abschnitt zwischen Dünaburg und Riga bei Jakobstadt und weiter dünaabwärts bei Friedrichstadt—Lennewaden, endlich in Gegend Kekkau und Olai.

Auch hier mit gleichem blutigen Mißlingen.

Nach dem völligen Scheitern der Angriffe des 18. bis 22. März führte der Feind frische Truppen heran und begann am 24. und 25. nach neuer und langer Artillerievorbereitung eine weitere Reihe von Anstürmen auf allen früher berannten Punkten.

Sie alle brachen an den folgenden drei Tagen vom 24. bis zum 26. blutig zusammen. Und in der Nacht vom 26. zum 27. konnten wir sogar an zwei Stellen, südlich des Narocz-Sees und Widsy, zum Gegenangriff übergehen und den Feind aus einigen für uns unbequemen Punkten seiner ursprünglichen Front entfernen. Seitdem ist die russische Offensive „eingestellt“ — eine Maßregel, die mit der Rücksicht auf das eingetretene Tauwetter recht kümmerlich begründet wird.

In Wahrheit ist die große Entlastungshandlung des östlichen Verbündeten völlig ergebnislos und unter beispiellosen Verlusten zusammengebrochen.

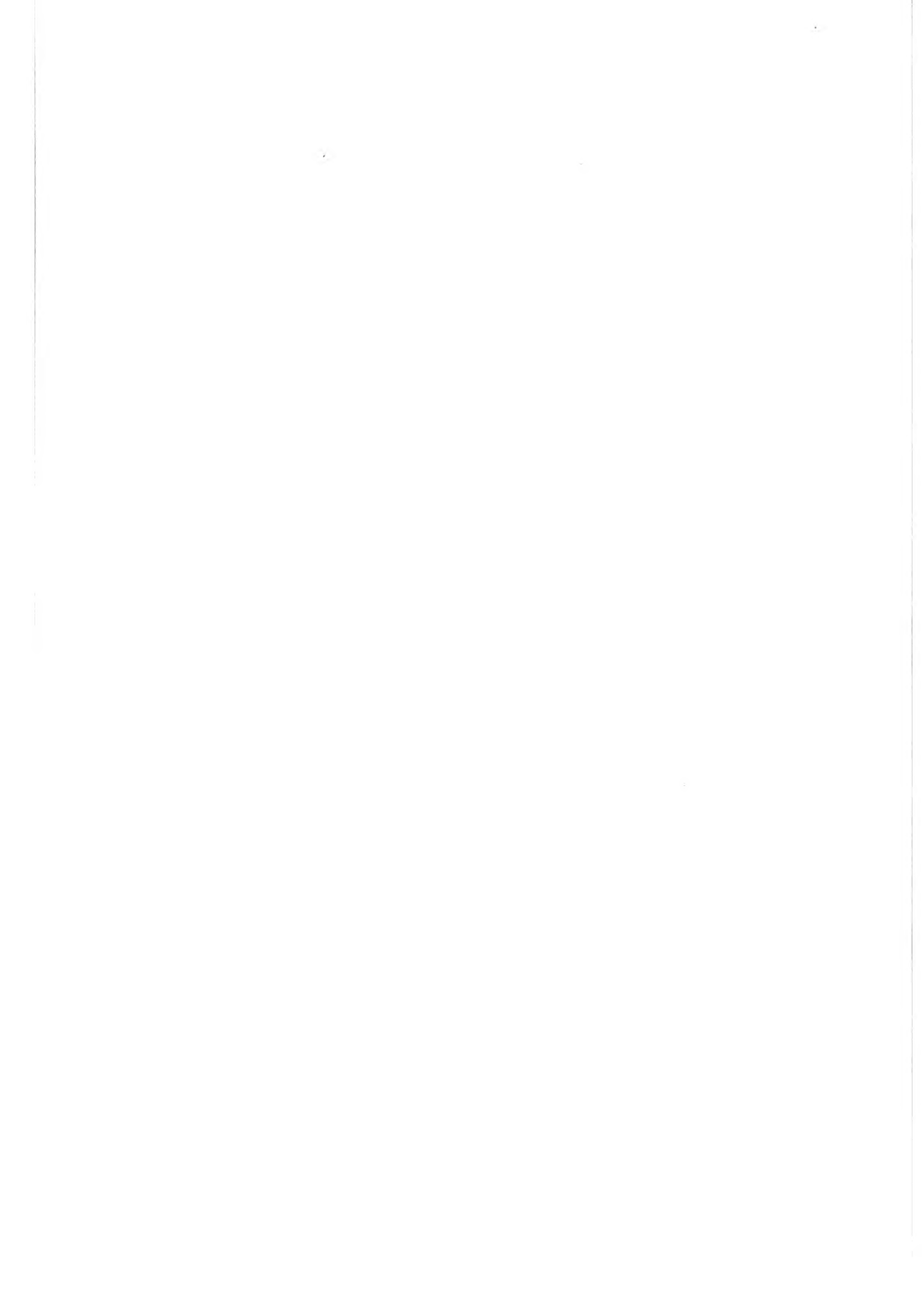
Ein Maler im Felde.

Mit 6 Abbildungen nach Bleistiftzeichnungen von Prof. Georg Schöbel.

Wie die Ansichten über den Krieg, so haben wir heute auch die Ansichten über die Kriegsmalerei berichtigen müssen. Sowie dem Krieg das äußerlich Heldenhafte, der prachtvoll dahinfegende Reiterangriff, die Wucht der geschlossen vorgehenden Sturmkolonne genommen worden ist, das Panorama des großartigen Schachspiels, das die Feldherren von dem berühmten Hügel aus mit sicherer Ruhe leiteten, so ist auch der Kriegsmalerei für den oberflächlichen Blick das dankbarste Feld der Betätigung genommen. Vor allem die Werte der Farbe, der froh zu werden uns ein ganzes Menschenalter seit den Tagen der Nazarener in oft unerhörtem Aufwand der kühnsten Auffassungen gelehrt hatte — das Bunte des Krieges, das zweierlei Tuch, das Blanke, Blitzende, die malerischen Werte der Uniform. Was man so obenhin malerische Werte nennt, denn natürlich sitzen sie auch im schlichten Feldgrau, aber ungleich vornehmer und unaufdringlicher und darum auch schwerer faßlich zu machen. Das alles ist dem heutigen Maler versagt. Er muß also ein starkes Maß von Innerlichkeit besitzen, um statt der äußerlichen Mittel, mit denen er die Phantasie der Menge packen könnte, mit innerlichen Mitteln das Herz zu treffen. Dazu gehört vor allem, daß sein eigenes Herz, das vom Strudel des großen Geschehens und Durchlebens bis ins Innerste erfaßte und durchrüttelte, erst wieder Herr über die Gewalt der unerhörten Eindrücke geworden



Der überfall auf eine russische Bagage-Kolonne. Gemälde von Wilhelm Schreuer.



sei. Weit über dem Maß an körperlicher Anstrengung und Leistungsfähigkeit, das der heutige Kriegsmaler aufzubringen hat — denn wohl noch nie sind, abgesehen von einigen besonders erschütternden historischen Beispielen, die Heere größeren und allgemeineren Anstrengungen ausgesetzt gewesen: steht der seelische Kräfteverbrauch, dem gerade das Gemüt des Künstlers, eben weil er Zuschauer, nicht unmittelbar Beteiligter ist, in schwererem Sinn ausgesetzt ist als die Psyche des Soldaten. Und ehe sein Gemüt diese Erschütterungen nicht verarbeitet hat, kann der Maler nicht daran denken, wiederzugeben, was er gesehen hat. Notwendig sind diese Leiden des Miterlebens aber sicher, und zwar um so mehr, je fester beglaubigt die wenigen Fälle sind, in denen geniale Eingebung durch die Gewalt der rein seelischen Erlebung das tatsächliche Erlebnis ersetzt hat. Wie schon einmal hier ausgeführt wurde, ist noch nie dadurch allein das große Kunstwerk entstanden, sondern der Künstler hat durch die anstrengendste Ergänzung des Realen im Studium jeder Einzelheit seinem Werke den Erdengrund schaffen müssen, ohne den jede irdische Kunst auf schwachen Füßen steht. Je tiefer die Gewalt der Eindrücke die Seele des Künstlers aufreißt und durchpflügt, desto reichere innere Kräfte seiner Seele werden seinem Werke zuströmen. Daneben geht die persönliche Gefahr, in der der Maler, ein Soldat der deutschen Kunst, den Grund seiner Werke schafft. Denn nur um Grundlagen wird es sich bei den Arbeiten an Ort und Stelle handeln: die Ausführung wird immer der späteren Zeit vorbehalten bleiben.

Im Grunde ist also das seelische Erlebnis die Hauptsache, Skizzieren, Aufnahmen machen, die kleinen Hilfen, die kurze schriftliche Bemerkungen zu geben imstande sind, sind nur als vorbereitende Tätigkeit von Wert; die Hauptarbeit bedarf der Ruhe und Stille des Ateliers, in dem die Fülle der Eindrücke, die bunte Menge der Einzelheiten sich allmählich setzen und niederschlagen muß, wobei eine Menge stummer Zeugen aus dem Felde das Gedächtnis unterstützt. An jedem Stück hängt hier eine Erinnerung, jedes hat seine Geschichte zu erzählen vom Sommermorgen, von so leuchtender Schönheit, daß man nicht glauben konnte, es sei auf der Welt anders als tiefer Friede, — an dunkle Nächte, voll Flammenhintergründen und nicht abreißendem Gebrüll der furchtbaren Mörser. Hier kommt nach langen Tagen innerer Unruhe und vielleicht Disharmonie plötzlich der jedem Künstler bekannte beseligende Augenblick, wo aus dem Wirrsal der bedrängenden Einzelzüge das Bild zusammenschießt, das Werk zu leben beginnt und nun fordernd und nach Blut begehrend vor der Kraft des Künstlers sich aufrichtet. Dann ist die Natur hindurchgegangen durch die menschliche Seele, wie der große deutsche Meister gesagt hat, daß die Kunst drinnen sitzt in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie. Dieses Herausreißen aber ist die Anstrengung, die Leistung, das Künstlertum des Malers, den Abklatsch der Wirklichkeit kann der Apparat ebensogut besorgen.

Und nun mag Professor Georg Schöbel, einer unserer vom Kaiser besonders geschätzten Kriegsmaler, das Wort nehmen, um von seiner Kriegsfahrt und seinen Bildern zu erzählen. —



Argonnensturm.

So oft ich Einkehr hielt in dem kleinen Argonnennest ... — vergangenen Winter war's —, immer spiegelte sich der Himmel in Pfützen; der Himmel mit seinen Fliegern, an deren heiße Grüße man sich allgemach gewöhnt hatte. Morast klatschte einem um die Stiefel, von den Dächern tropfte und rann trübes Wasser, die Häuser starrten von Unsauberkeit — im Garten des kleinen Herrensitzes mit dem köstlichen Ausblick über die Lande standen umfangreiche Kochvorrichtungen mitten in Anhäufungen von Schmutz und Lumpen. Alles grau in grau: man hätte seinen Farbenkasten getrost im Quartier lassen dürfen.

Unzählige Fußstapfen standen in den Schlammboden eingedrückt. Von den Gefangenen rührten sie her, die hier zu Tausenden verhört, gelabt und dann bis hinter die Grenze abgeschoben wurden. Arme Kerle! Sie konnten einem jammern mit ihrer dumpfen Ergebenheit, ihrem Sehnsuchtsblick und den finsteren Mienen der Besiegten. Die feurige Natur des Südländers war bei den meisten in Stumpfsinn erstickt, wenn auch hier und da schöne, junge Kerls meinen Stift herausforderten. Die dunklen Trabanten der „großen Armee“ zeigten besonders anregende Typen; prachtvolle Araberköpfe darunter, wie gemeißelt die Linien, das Netzgeflecht der Adern fein darübergesponnen. Daneben Negerphysiognomien von tierischer Wildheit und Grausamkeit, mit drohendem Blick und gefletschten Zähnen. Die Tracht dieser Wüstensöhne bot malerische Farbenreize genug. Gelb verschnürt die blauen Jacken, rot und weiß die Pluderhosen. Wäre nur der raubtierartige Geruch nicht gewesen!

Als ich im wonnevollen Herbst des zweiten Kriegsjahres nach ... zurückkehrte, welch anderes Bild bot sich mir dar —! Die Fensterscheiben der gewaschenen Häuser blinkten, die Gassen hatten Gefangene sauber gekehrt, das Schlößchen lachte aus Rosen- und Malvenschmuck hervor, — hoch hielten die Bäume ihre Kronen. Das Schulhaus war für unsere Offiziere behaglich hergerichtet worden. In eigentümlicher Art zeigten sich die Wände mit französischen Laken bespannt, die Leisten einfaßten. Rieseneichen aus dem Argonner Wald standen, zu Möbeln verarbeitet, an den Wänden. —

Von hier aus habe ich so manchen Ritt, so manche Fahrt weit in Feindesland hinein unternommen, begleitet von meinem Nachrichten-Offizier, dem Hauptmann R., dessen nie versagende Liebenswürdigkeit mir unvergeßliche Eindrücke verschaffte.

Als einen der ergreifendsten Vorgänge, dem ich beiwohnen durfte, betrachte ich folgenden — ich habe ihn auf meinem Gemälde: „Ein Ruhmestag der V. Armee“ dargestellt. Seine Majestät der deutsche Kaiser war an einem Sonntag, den ..., nach X. gekommen, um dem Gottesdienst in der dortigen malerisch schönen Kirche beizuwohnen. Nach dem Gottesdienst traten Kaiser und Kronprinz, umgeben vom ganzen Gefolge, darunter Exzellenz von Knobelsdorf, Exzellenz von Plessen, Hofmarschall Exzellenz von Reischach auf die von Mannschaften der Stabswache umgebene Kirchenrampe hinaus. Ein dumpfes Getrappel wurde hörbar, als nahe sich eine gewaltige Herde. Aus der Seitenstraße wälzte sich's hervor, — Kopf an Kopf, in dichtem Schwarm: französische



Ein Trommler der Algerischen Schützen.

Gefangene, zerlumpt und abgesetzt, mit verbeulten Helmen, mit zerdrückten Käppis. Wohl tausend Mann, in den Mienen dumpfe Ergebenheit, Verzweiflung, düsteren Trotz. Viele blickten erzwungen gleichgültig nach der Seite: Vae victis! Der Kaiser stand da, die blauen Augen voll tiefen Ernstes. In ritterlicher Haltung grüßte er die vorbeiziehenden französischen Offiziere. Nichts vom Triumphator war an seiner Erscheinung. Tiefe Trauer mag sein Herz erfüllt haben, daß ihm das Schicksal diese Zeiten nicht ersparen konnte!

In dankbar-heiterer Erinnerung bewahre ich das Gedenken an meinen Besuch beim Grafen Haeseler. Mit welcher Frische trat der greise Held hervor aus seinem bescheidenen Wohnhäuschen, das jetzt eine Tafel trägt mit der Inschrift: „Hier wohnte der Feldmarschall Graf Haeseler." Durchgehalten hat der fast Achtzigjährige wie der Jüngsten einer. Gütig entsprach er meiner Bitte, seine ausgeprägte Persönlichkeit für ein Bild skizzieren zu dürfen. „Meinen Marschallstab!" rief er mit heller Kommandostimme in das Haus zurück, dann wandte er sich heiter lächelnd mir zu. Nach getaner Arbeit durfte ich noch eine angeregte Stunde mit ihm in seiner rührend einfachen Wohnung, die einer alten Lehrerin gehört, verplaudern. —

Bei Gelegenheit des württembergischen Regierungsjubiläums hatte ich die Ehre, dem König von Württemberg vorgestellt zu werden; die neuen Ritter des Pour le Mérite lernte ich kennen, — aber auch so manchen schlichten deutschen Mann ohne Rang und Orden, der mitgeholfen hat, die unerhörte Übermacht der Feinde in Schach zu halten. —

Alle Schrecknisse dieses furchtbaren Völkerringes offenbarten sich mir, als ich der Feuerzone der Front nahekam und — ein seltener Vorzug — die moderne Kampfesweise studieren durfte, unter ohrenbetäubendem Getöse, unterm Schreien der Lüfte, unterm Beben der Erde, unter tausend Gefahren, die von oben, von unten, von rechts und links drohten. Die Granaten bohren trichterförmige Löcher beim Einschlagen und säen Tod und Verderben rings umher; die Schrapnells gleichen höllischem Konfekt, das, seine Hülle sprengend, als leichte Gabe hierhin und dorthin fliegt, zahllose Streifschüsse verursachend. Die Handgranaten bedeuten furchtbare tödliche Abwehr im Einzelkampf. Welch einen Sturmangriff hab' ich mit angesehen, — den berühmten bei ...! Menschliche Glieder flogen da durch die Luft, weil heimtückisch gelegte französische Minen in Feuergarben unter den vordringenden Truppen hochgingen. Aber drauf und los! Sterbende hielten stand, Schwerverwundete kämpften wie Löwen gegen die Reserven, die der Feind in dreifacher Reihe angesetzt hatte. Und ohne Wimperzucken, unerschrocken, fest, betraten Sanitätskolonnen das Erntefeld des Todes, um zu retten, was noch atmete und einen letzten Versuch lohnte, um dann doch zumeist der ewigen Nacht anheimzufallen. Welche Worte sind da aus sterbender Brust hervorgebrochen, welch stilles Heldentum ging schweigend unter! Einem blonden Burschen, kaum achtzehnjährig, mit einem Muttersöhnchengesicht, dem beide Beine abgerissen waren, kam's aus rasselnder Brust hervor: „Wir haben gesiegt — alles andere ist gleich." Ein bärtiger Mann, die Lunge von einem Granatsplitter zerrissen, hielt mit zitternder Hand das Bild einer alten Frau an die brechenden Augen — das Bild seiner Mutter. Hier dichtete der Tod die erschütterndsten Tragödien; alle schlossen, geheimnisvoll vom Glanze der Ewigkeit bestrahlt. Niemals seit den Tagen der Kreuzzüge ist wohl der Gottgedanke so lebendig geworden, als in diesem Krieg. Der heilige Name steht auf aller Lippen, wird geflüstert, gerufen, hervorgestöhnt, — auf einem Sturm von Gebeten gen Himmel getragen.

Die siegreich Gefallenen aus diesen Tragödien deckt mild und weich die Erde des feindlichen Landes. Stolzer ruhen sie hier als im Heimatboden, — hier haben sie ihre Treue für Kaiser und Reich mit Blut besiegelt, hier sind sie zum letzten Ziel getragen worden, Seite an Seite mit den Kampfgenossen. Die Hände von Kameraden schmückten ihnen den Hügel, so manch wundervoller Vers steht zu lesen auf einfachem Holzkreuz; blinkend vom Gold echter Poesie rang er sich aus schlichter Seele, geboren von Zorn und Schmerz — Über die Heldengräber streicht der Wind, und in warmen Nächten fallen Sterne darauf nieder.

Wie ein Grab voll schmerzlicher Erinnerungen schloß sich einem das Herz zu, wenn man von so einem, dem Frieden des Waldes nahen Ruheplatz kam, oder eine Ortschaft besucht hatte, in der das Schicksal mit wuchtigem Schritt alles zertrat, mit erbarmungslosen Händen alles zertrümmerte, was Menschenfreude und Menschenglück bedeutet hatte: Heimstätten, fruchttragende Anlagen und das Heiligtum, — die Kirche! In den Kot der Gasse geworfen sah ich kostbare goldgestickte Kirchengewänder und funkelnde Altargeräte liegen, — Madonnenbildnisse, halb zerfetzt, daneben.

In Varennes fiel das an die mißglückte Flucht Ludwigs XVI. gemahnende Marmorschild der Vernichtung anheim. Trotz allen Suchens konnte es nicht aufgefunden werden.

Wo das fressende Feuer gehaust hat, da sieht's noch ärger aus. Weithin der Rasen abgesengt, die Bäume verkohlt, halb stürzend vorgeneigt in Trauerstellung. Schutt und Asche alles, ein Gewirr von Balken und Gestänge. Steinflüsse dazwischen, erstarrt wie Lavamassen. Rauchschatten recken über den Ruinen



Französischer Soldat an der Landstraße von Nouart.

gespenstisch dünne Hälse — winken einander zu mit Geisterfingern, bücken sich, schweben — —

Auf den Trümmern eines in Asche gesunkenen Gehöfts fand ich ein altes Weib kauern, die Kleider angesengt, der Blick stier, unheimlich verzerrt das Runzelgesicht. Einem verbrannten Erdenkloß glich sie selber, wie sie mit anscheinend fühllosen Händen in der heißen Asche wühlte, hier ein Stück Holz, dort eine Eisenstange zum Licht hebend, und alles schichtend, als wollte sie die verlorene Heimat aufbauen. Ein struppiger, halbverhungerter Hund heulte neben ihr. Alle Mühe, die Alte fortzulocken, war vergebens; taub schien ihr Ohr, versiegelt ihr Mund. Sie wühlte und grub. Ein paar tausend Schritte entfernt von solchen Trümmerstätten umfing einen dann wieder das Prangen des Herbstes. Morgens lag alles in Nebel gehüllt. Dann ein Wehen wie von Schmetterlingsflügeln, — der silberne Vorhang zerriß, Sonnenstaub fiel golden durch die Luft, und die Erde prunkte auf in taufrischer Schönheit, leuchtend und lachend mit tausend Farben. Man atmete den Brotgeruch der Felder, Blumen, den saftschweren Duft reifender Früchte. Eine Obsternte von unerhörter Üppigkeit hat der zweite Kriegsherbst gezeitigt. Speise und Trank zugleich boten diese Riesenpflaumen, diese köstlichen Äpfel und Birnen, die tropfenden Pfirsiche und Reben.

In den Schützengräben wurden ganze Vorratskammern für Kernobst angelegt. Unsere Feldgrauen geben ja einem Robinson nichts nach an weiser Voraussicht, an Erfindungsgeist und Berechnung. Mancher Tornister birgt schon für die kommende Winterszeit den „geehrten Wollschal“ und die „seelenvollen Strümpfe“, gestrickt von zarter Hand. Die Stimmung unserer Tapferen war zumeist heiter und zukunftsfroh, — der Krieg hat ja auch seinen Humor, und unsere Braven beanspruchten ihr redlich Teil davon. Die Inschriften an den Höhlenwohnungen bewiesen es.



Generalfeldmarschall Graf von Haeseler.

Auch uns, die dem Stabe zugeteilt waren, erblühte so manch ausgelassene Stunde im Offizierkasino bei fröhlichem Becherklang. Da flogen die Witzraketen, da schwirrten die kleinen Geschichten, da klang dröhnend das Gelächter. Das Lachen heilt, stärkt, ermutigt, — vergessen wir das nicht!

Auch manch gemalter Scherz wird in Feindesland noch lange die Gemüter erheitern. So zauberte mein Pinsel an die Wand eines vielbesuchten ‚Lausoleums‘ in riesenhafter Vergrößerung ein tanzendes Läusepaar, als Symbolum der Vergnügtheit sämtlichen in Frankreich versammelten Ungeziefers. Am liebsten hätte ich Tolstois erschütterndes Wort über die russischen Gefängnisse darunter gesetzt: „Hier werden die Läuse mit Menschen gefüttert.“

Äußerst ergötzlich wollte mir die Aufmachung eines Jahrmarktes im Herbstwalde von . . .



Der Bagatel-Pavillon in den Argonnen.

erscheinen. Rings lohten die Bäume in Purpur und Gold, die Büsche flammten, die Luft erhellend. Feldgraue dazwischen, einander in die Seiten puffend vor Lust. Ein äußerst einfaches Karussell hatten sie errichtet, das zwei Soldaten antrieben; die Sitzgelegenheiten Schemel mit Zettel daran: dies ist ein Pferd, dies ein Dromedar, dies ein Elefant. Hoch von einem Baumwipfel herunter führte eine Rutschbahn aus Stricken, die nicht leer wurde von vergnügt quietschenden Soldaten, — trotz des hohen Preises von zehn Pfennig für den Rutsch. Ja, da gab es Genüsse! Eine Menagerie hatte sich aufgetan, bestehend aus Ratten, Mäusen und schlichtem Waldgetier, aus Heringen, die an Strippen schaukelten. Eine Karawane wurde gezeigt, deren Prunkstück ein fast unbekleideter Soldat bildete, mit Fett beschmiert und schwarz angestrichen, als Kulturträger Frankreichs. Ihm war eine riesige gelbe Angorakatze beigesellt, wild und böse fauchend, die einen Löwen darzustellen hatte. Daß auch ein reichbesetzter Flohzirkus nicht fehlte, ist selbstverständlich; das Tiermaterial durfte und konnte jeder Besucher aus eigenen Vorräten vervollständigen. Die Würfelbude zeigte sich von Feldgrauen umlagert, denn hier gab es als Hauptgewinne Kämme, Bleistifte, „die ganz von selber Liebesbriefe an drei Brautens schrieben", magisches Briefpapier, kugelsichere Panzer. Und Tabak! Zigarren!

Mich fesselte besonders eine reizumflossene „Lorelei", dargestellt von einem klapperdürren ältlichen Sanitätssoldaten. Mit gewürfeltem Bettuch drapiert, mit Geschmeide aus Bockwürsten behangen, hockte er auf einem Stein. Ratzekahl sein Schädel, über den er fortwährend mit messingenem Kamme hinstrich, dazu grölend: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin."

Ja, weshalb war man hier oft so traurig, mitten in Stunden harmlosen Freuens? Weshalb? — Weil eine furchtbare Sense rauschte Nacht und Tag, in Ost und West — weil sie grüne Halme schnitt — weil vom Baum der Menschheit die Blätter fielen, die Blätter und Blüte und Frucht. —

Es ist bereits viel gemalt worden in dem großen Kriege, den wir durchleben, da einer großen Anzahl unserer Maler erlaubt worden ist, an der Front Studien zu machen. Was wir bisher von den Ergebnissen dieser Studien gesehen haben, so waren fast alles freilich nur eben Studien, nicht durchgearbeitete wirkliche Bilder. Aber das soll kein Vorwurf sein. Im Gegenteil freuen wir uns darüber, daß so sehr zahlreiche Künstler nach der Natur ihre Studien malen, in denen sie Charakterköpfe der Kämpfer auf beiden Seiten, Landschaft und Staffage festhalten. Gegen früher hat der Krieg ja viel an farbigem Reiz eingebüßt. Und doch dürfte ein Trommelfeuer mit den roten Mündungsfeuern, dem schweren Pulverdampf und den mißfarbenen Wolken eines Gasangriffs malerisch genug wirken. Wir können mit Zuversicht auf ein schließliches gutes Ergebnis der neuen deutschen Kriegsmalerei rechnen.

Die zerstörte Kirche von Montfaucon.



Mittagsmahlzeit in den Vogesen. Hofphot. Eberth, Kassel.

Das Buch. Von Carl Busse.

(Der Soldat spricht:)

Mir hat meine alte Mutter ein kleines Buch gegeben:
„Mein lieber Sohn, so nimm es hin, es ist für Tod und Leben.“
Sie bettelte mit Blicken in Demut und in Weh —
Da hab' ich's wahrlich mitgeschleppt bis weit in Polens Schnee.

Und einmal im Quartiere schlug ich es auf und las
Bei Tabaksqualm und Kartenschlag: da war viel Lärm und Spaß.
Doch aus dem kleinen Buche eine Stille mich umfing,
Darin allein Herr Jesus durch Galiläa ging.

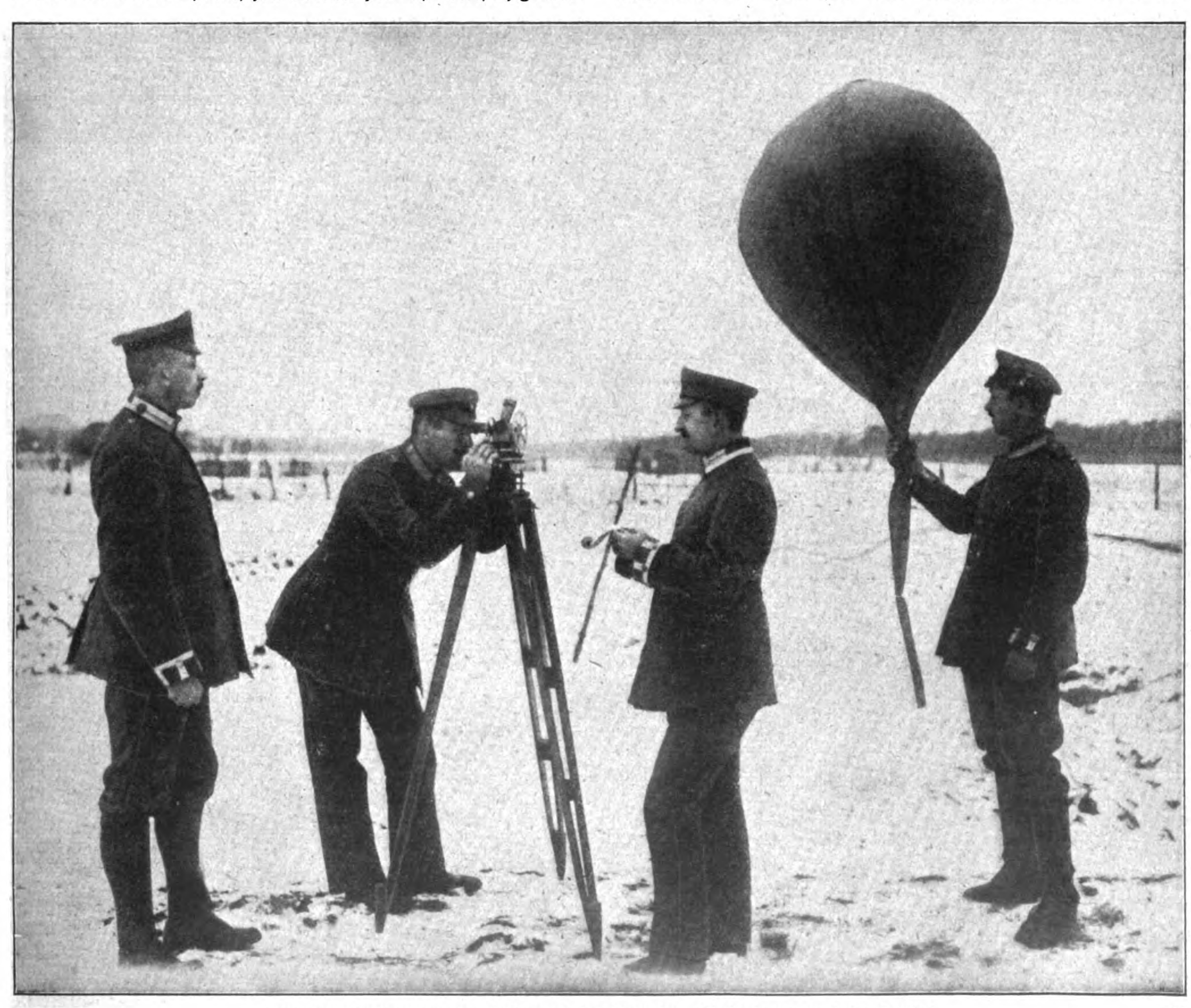
Nun hab' ich schwere Wege seitdem mit ihm gemacht.
Er sprach: Ich bin dein Bruder. Er zog mit mir zur Schlacht.
Als grauer Kamerade marschiert er in den Reih'n.
Er wird auch bei der Mutter und tapfren Feinden sein.

Feucht, fleckig und zerschlissen ward längst der kleine Band.
Schwer blättert in den Seiten grobe Soldatenhand.
Wer weiß, in welchem Graben sie bald verloren sind
Und wann die letzten Fetzen verwehn in Rußlands Wind.

Doch kehr' ich einst zur Heimat, es klirrt und klingt mein Schritt:
Ich bring' einen Kameraden für Tod und Leben mit.
Und muß ich vorher sterben — sterben im grauen Tuch,
Dann grüßt mir meine Mutter: ich dank' ihr für das Buch!

Hinter der Front im Osten.

Die langen Kriegsmonate haben zu Wasser und zu Lande schon ungeheure Kulturwerte vernichtet, das ist keine Frage. Aber in den weiten polnischen Ebenen haben sie vielfach gerade zu als Kulturbringer gewirkt. Zwar hat der Krieg auch hier schlimm genug gewüstet. Die Fluren sind zerstampft, und weit und breit sind fast alle Wohnstätten ein Raub der



Feld-Wetterstation auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Aufnahme von Gebr. Haeckel.



Mit Holz beladener Panjeschlitten in Lida.

Flammen geworden; aber ein Panjehaus ist schnell genug neugebaut, und, unter richtiger Anleitung nach deutscher Kulturmethode bearbeitet, wird die fruchtbare Scholle des polnischen Landes in Zukunft doppelte Erträge geben. Für das mit deutschem Blute eroberte Land ist das Leben und Treiben unserer Feldgrauen dort Anschauungsunterricht und Vorbild. Während der Krieg noch tobt, baut der Deutsche hinter der Front die Grundlagen zu neuer Kultur: so wird auch hier neues Leben aus den Ruinen erblühen. — Augen machen die Panjes und ihr Anhang besonders, wenn sie eine wissenschaftliche Betätigung unserer Feldgrauen beobachten, z. B. auf einer Feldwetterstation. Da werden u. A. jeden Vor- und Nachmittag mittels Pilotballons und Theodoliten Windmessungen vorgenommen. Der Papierball, der etwa ¾ Meter Durchmesser hat, ist mit Wasserstoffgas gefüllt und steigt selbst bei dunstigem Wetter leicht in die Höhe.



Ein Feldgrauer mit einem Polen beim Holzsägen.



Deutsche Soldaten und Polen als Zimmerleute. Aufnahmen von Gebr. Haeckel.

Die Mauer. Von Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter.

Wilna, Anfang April.

Gestern war ein Frühlingstag in Wilna. Die Sonne funkelte über die vielen Kuppeln und Türme der Kirchenstadt, leuchtete in die engen Gassen des Judenviertels, machte aus dem Schloßberg etwas, das Rheinburgensehnsucht weckte, ließ die braune, mächtig Hochwasser führende Wilija in lebendiger Schönheit glänzen. Am Himmel, am ganz hellblauen, seidenen Frühlingshimmel zogen dünne, weiße, flattrige Wölkchen. Wie Schrapnellwolken. Da war es wieder, was man zehn Minuten an diesem Morgen fast vergessen, aber immer leicht gefühlt hatte. Wie Schrapnellwolken. Wie die Wolken, die ununterbrochen am Waldrand über Wilezly zerweht waren. Zehn Tage lang. Plötzlich weiß ich auch, daß ich heute Nacht den gewitterdunklen Ton der Kanonade vergeblich erwartete, fast erstaunt. Ich war eben diesseits der Mauer, auf viele Meilen von ihr entfernt.

Eine Woche lang habe ich gesehen, wie in Sturmwellen die braune Flut der russischen Infanterie gegen das unzerbrechliche Gefüge von Pflicht, Heldentum und Entsagung antobte, wie die Artillerie Tag für Tag, Nacht für Nacht auf sie einhämmerte.

In dem kleinen Ort, wo ich übernachtete, sah man das Mündungsfeuer der russischen Artillerie von dem hochgelegenen Marktplatz jede Nacht grell wie Blitze. Die Scheinwerfer schickten weiße Lichtkegel in das Grau der Nächte. Das Wetter zog in diesen Tagen vom 18. bis zum 29. März alle Register. Leichter Frost. Tauwetter. Regen mit Schnee vermischt. Nordwind mit starkem Frost. Verhangene Nächte gab es, in denen man keinen Schritt das Grau durchdringen konnte, Sternennächte, die hell und in leuchtender Schönheit auf das immer gleiche blutige Bild sahen.

Sie standen tagelang bis an den Leib im Wasser, sie standen im harten Frost. Das Trommelfeuer im Westen mag stärker sein und anhaltender, aber dafür sind die Vorkehrungen anders. Im sumpfigen Boden ist es nicht möglich, Fuchslöcher zu graben. Es sagten mir manche, die beide Fronten kannten: „Eklich ist beides. Verteufelt schwer. Aber dies da bei Postawy nimmts mit allem auf, mit allem."

Es war wichtig. Auch für die Russen. Wie Garben in guten Sommern lagen sie da in dichten Hocken. Das Bild wandte ein russischer Offizier an. Ich habe sie liegen sehen, die dichten braunen Klumpen. Nachts soll das Schreien der Schwerverwundeten gräßlich gewesen sein. Als ich nach der Feldwache ging, war der Artillerielärm lauter als jede Stimme. Wenn russische Mannschaften ohne Waffen kamen, ließen die Unsern die Toten und Schwerverwundeten fortbringen; erst als sie an einer Stelle die Gutmütigkeit ausnutzten, um schwache und beschädigte Stellen unseres Drahtverhaus auszukundschaften, schossen die Unsern.

Wenn der Sturm kam, die Welle aus dem Waldrand heranbrauste, war freilich von Gutmütigkeit nichts zu spüren. Vielmehr kam der grimmige Humor, der dicht neben dem Tode wächst, zu seinem Recht. „Die vierzehn kommen auf meine Rechnung!" sagte ein Mann vom Maschinengewehr von einem lothringischen Regiment zu den Schützen. Dann sichelte das Gewehr. Vierzehn Tote. Als das Trommelfeuer auf eine Feldwache am stärksten anschwoll, jagte plötzlich ein Hase auf die deutsche Stellung zu. „Meine Jagdbüchse," schrie der Rittmeister. Es war, als ob die paar Dutzend Kavalleristen, die die Feldwache verteidigten, an nichts anderes zu denken hätten, als daß dieser Hase erlegt werden müsse. Das geängstigte Tier kam näher. Eine neue Schrapnellage fiel vor dem Platz des Rittmeisters und — das Tierchen lag getroffen zwischen der Linie. Sofort sprangen zwei Mann hin und brachten ihrem Rittmeister die Beute. Am 28., dem ersten Mittag, da es wieder Ruhe gab, wurde der Hase gegessen.

Vom 28. an war eigentlich schon entschieden, daß der großzügige Angriffsplan der Russen aufgegeben war. Deutlich waren die beiden Stoßkeile festzustellen, die nordöstlich von Postawy und südlich des Naroczsees gegen unsere Stellung getrieben werden sollten. Das Ziel war Wilna; das Ziel war, alle in dem Dreieck liegenden deutschen Truppen abzuschneiden. Als Plan scheint's von ziemlicher Einsicht im Ansetzen der Massen zu sprechen; in der Ausführung war's zu spät. Zunächst: zu spät. Das furchtbare „Zu spät", das allen Plänen und allem Planen der Ententebrüder die Überschrift gibt, stand auch über dem blutigen Kapitel der russischen Märzoffensive. Denn während der Angriffe setzte das Tauwetter ein mit einer Gewalt, die schließlich jede Bewegung hemmte. Aber nicht das „Zu spät" entschied allein; es gab noch einmal zwei, drei Tage, an denen Kälte herrschte. Hier verbluteten sich ganze russische Divisionen. Ein Regiment, von dem unser Kaiser Inhaber war, wurde im „Hindenburg-Wald" einfach bis zur Vernichtung zusammenkartätscht. Divisionen wurden zur Hälfte mit Rekruten, die hinter der Linie bereitstanden, wieder neu aufgefüllt, und dann zum zweiten Male zusammengeschossen, so daß sie aus der Front genommen werden mußten. „Die deutschen Maschinengewehre stehen überall," sagte ein russischer Offizier, „und sie sicheln überall alles zu Tode." Ein Maschinengewehr verschoß in den ersten vier Tagen über 10 000 Schuß. Wenn trotzdem in den Höhepunkten des Angriffs russische Abteilungen deutsche Grabenstücke schließlich besetzten, wußten die meist führerlosen Stürmer mit ihrem Erfolg nichts anzufangen, während auf unserer Seite jeder Mann mit Gegenarbeit einsetzte. Ein Schreinermeister säuberte im Handgranatenkampf ein ganzes Grabenstück, Telephonisten warfen mit Handgranaten, als es Mann auf Mann ging, und setzten sich dann wieder an ihren Klappenschrank, als wäre alles die selbstverständlichste Sache von der Welt. „Mein Sturmbock und mein Prellstein," hat Hindenburg die Armee genannt, die den stärksten Ansturm ausgehalten hatte, und dann ist er zu den Truppen gefahren, ihnen zu danken. An einem strahlenden Frühlingstag, der alles noch goldner machte, dankte der Führer den Helden, die Prellbock und Mauer waren und sind gegen russische Flut.

Die Ägäischen Inseln. Von Wilhelm Koenig.

Welche Aufregung herrschte in der englischen Presse, als durch griechische Schiffer die ersten Gerüchte herumgetragen wurden, deutsche Unterseeboote seien im Mittelmeer! Vermutungen blitzten auf, Befürchtungen. Den Grundton bildete freilich dann immer wieder die selbstsichere Behauptung: Die Kriegsschiffe Altenglands „beherrschen" das Mittelmeer, und so viele, viele hundert Meilen von seiner „Basis" entfernt, kann es kein U-Boot wagen, eine starke, feindliche Flotte anzugreifen. Aber dieser Trost hielt nur solange vor, bis das erste deutsche Unterseeboot einen ernsthaften Angriff auf die englischen Schiffe machte und den großen Panzer „Triumph", obgleich er von mehreren Zerstörern und einer Reihe von Wachtschiffen begleitet war, vor den Dardanellen torpedierte und versenkte. Seit dieser Zeit (es war in den letzten Tagen des Mai 1915) suchen die zahlreichen englischen und französischen Kriegsschiffe wie Spürhunde nach einer „Basis" der deutschen U-Boote, die sie in einer der Buchten der Ägäischen Inseln vermuten, haben aber bisher noch nicht den geringsten Beweis finden können, der auf das Vorhandensein eines solchen Nothafens zur Neuausrüstung der längere Zeit in Dienst gewesenen Unterseeboote schließen ließe.

Wie es möglich war, daß sich unsere mit todesmutiger Begeisterung dem Feind immer wieder die Stirn bietenden U-Boote hier im griechischen Meere, so weit von der Heimat entfernt, halten konnten, wird vielleicht erst bekannt werden, wenn einmal wieder Friede ist. Und dann wird man staunen. Vielleicht wird aber auch im Interesse der Sicherheit unseres Vaterlandes nie der Schleier gelüftet werden, der über diesen Dingen liegt. Und dann wird man sich bescheiden müssen.

Wie schwierig es aber ist, die Buchten der Ägäischen Inseln nach einem Stützpunkt der deutschen Unterseeboote abzusuchen, obgleich sich Hunderte von Schiffen der Entente an dieser Suche beteiligt haben, wird vielleicht durch die nachfolgenden Ausführungen klar werden.

Wenn man von Griechenland spricht, denkt man gewöhnlich nur an den südlichen Teil der Balkanhalbinsel, das Ländergebiet von den Grenzen von Bulgarien, dem ehemaligen Serbien und von Albanien an, bis südwärts zum Kap Matapan, das als äußerster Ausläufer des Peloponnes seine Felsennase in das Mittelländische Meer hineinsteckt. Daß auch die griechischen Inseln für das Königreich Hellas eine große Bedeutung haben, übersieht man leicht. Aber ganz mit Unrecht. Freilich ist es ja richtig, daß der festländische Teil dieses aufstrebenden Mittelmeerstaates sowohl nach Flächeninhalt als nach der Anzahl der Bewohner weitaus der größere ist; aber ebenso richtig ist, daß die Inseln, streng genommen, den wichtigeren Teil bilden. Und zwar liegt dies in der Natur des Landes begründet.

Das griechische Festland ist fast überall von schroffen und hohen Gebirgen durchzogen; Tiefland und Ebene gehören geradezu zu den Ausnahmen. So kommt es, daß das ackerbauarme Land hauptsächlich von Hirten bevölkert ist, die in ihrer Weltabgeschiedenheit ein bedürfnisloses Dasein führen. Auf den Inseln dagegen werden die kühnen Seefahrer groß, deren Sehnen in die Weite geht und die überall an den Küsten des Mittelländischen Meeres Handel treiben und damit ihrem Heimatland Reichtum und Bedeutung verschaffen. Ob man in Gibraltar mit dem Dampfschiff anlangt, oder in Tunis, oder in Port Said oder in Konstantinopel, oder in Smyrna, oder einem anderen Hafenorte des Mittelmeeres, überall trifft man auf den griechischen Händler; er ist vielleicht deshalb unbeliebt,

weil er es meisterlich versteht, seine Kunden zu übervorteilen, aber trotzdem spielt er überall eine große Rolle, weil er weiß, sich unentbehrlich zu machen.

Der Bodenfläche nach sind die griechischen Inseln nicht übermäßig bedeutend. Sie bedecken zusammengerechnet eine Fläche, die etwas größer ist als das Königreich Dänemark. Aber es handelt sich bei ihnen nicht, wie bei jenem nordischen Inselreich, um wenige große Inseln, sondern um zahlreiche kleine. Eine nennenswerte Ausdehnung haben eigentlich nur drei oder vier von den griechischen Inseln; im ürigen sind sie ein Gewirr, ja ein ganzes Heer von Inselchen, Eilanden und Klippen, — geradezu unwahrscheinlich viele. Wer in der Geographie gut zu Hause ist, kennt z. B. etwa fünf jonische Inseln und zählt die an den Fingern her: Korfu, Leukas, Ithaka, Kephalonia und Zante. Tatsächlich handelt es sich aber um einhundertsechzehn Inseln! Das ist gewiß schon reichlich. Und doch sind die östlich von dem hellenischen Festlande gelegenen Inseln des Ägäischen Meeres noch weit reicher gegliedert. Es sind nämlich rund dreihundert verschiedene Inseln. Einzelne von ihnen sind freilich sehr klein. Ist schon das griechische Festland gebirgig, so sind es die Inseln in noch viel höherem Grade. Diese letzteren haben fast ohne jede Ausnahme zwei bezeichnende Eigenschaften: sie sind im Innern von schroffen und zerklüfteten Gebirgen erfüllt, und der Strand ist sehr buchtenreich und mit Klippen übersät. Aus dieser Natur der Landschaft, außerdem aber auch aus der Lage kann man einen Schluß ziehen auf die Entstehung der Inseln. Schroff und steil aus einem zum Teil sehr tiefen Meere aufsteigend, sind sie anzusehen als die höchsten Spitzen von unterseeischen Hochgebirgen, die sich im Bogen als eine Art Landbrücke von den Bergketten des Festlandes zu den Gebirgen Kleinasiens hinüberspannen. Die südlichste von diesen Inselreihen kann als die Fortsetzung der Gebirgszüge des Peloponnes gelten. Über Cerigo und etwa vierzig kleinen Inseln greifen die Gebirge hinüber nach der Insel Kreta, die, mit höheren und niedrigeren Bergen erfüllt, im Ida bis zu zweitausendfünfhundert Meter aufsteigt. Wohl dasselbe Gebirgssystem ist es, dessen Felsen in Rhodos und den zahlreichen kleinen Nebeninseln auftauchen, und das sich dann in den gewaltigen Kettengebirgen des Taurus und des Antitaurus auf kleinasiatischem Gebiet fortsetzt. In gleicher Weise ziehen sich von den Gebirgslandschaften von Nauplia, von Attika, von Euböa und von den osthellenischen Gebirgen der Halbinsel Magnesia über sehr zahlreiche Inseln Bergketten hinüber nach dem kleinasiatischem Festlande.

Im großen Ganzen unterscheidet man unter den Ägäischen Inseln zwei größere Gruppen von Eilanden, die Kykladen und die Sporaden, die im Kreis liegenden und die weit herum zersprengten. Beide Namen stammen schon aus dem Altertum. Der letztere Name ist ohne weiteres verständlich; denn zu dieser Inselgruppe gehören nicht nur alle die an der kleinasiatischen Küste liegenden Inselchen zwischen Rhodos und Chios, sondern auch der weit davon entfernte Archipel im Osten von Euböa. Diese Inseln sind wirklich weit herum zersprengt. Aber weshalb die anderen im Kreise liegen sollen, sieht man nicht recht ein, wenn man eine gute Sonderkarte der Ägäischen Inselwelt betrachtet. Aber es ist nun einmal Tatsache. Die alten Griechen stellten sich vor, daß die zweihundertelf Inselchen der Kykladen im Kreise um das kleine Delos gelagert seien, und damit muß man sich bescheiden. Auf Delos war das Hauptheiligtum des Apollo, den alle ionischen Griechen als Nationalgott verehrten und zu dessen Festen hier die Ionier von den entferntesten Kolonien zusammenströmten. Vielleicht hing es mit dem Apollokult zusammen, daß man sein Heiligtum, wenn auch nicht als den Mittelpunkt der Welt, so doch als den der hier liegenden großen Inselgruppe ausgab. Vielleicht aber ist die Benennung auch nur daraus zu erklären, daß die geographischen Kenntnisse jener Zeiten doch nur recht gering waren, da genaue kartographische Aufzeichnungen der Inseln ja fehlten. Wie ein Treppenwitz der Weltgeschichte wirkt es übrigens, daß dies ehemals so hochbedeutende Delos heute öde und unbewohnt ist.

Die Kykladeninseln sind fast sämtlich Felseneilande. Von ferne gesehen, zeigen sie meist nur wenig gegliederte Formen, das heißt, sie erscheinen wie ein aus den Fluten des Meeres sich jäh erhebender Bergwall. Kommt man dann aber heran, so entdeckt man in das Innere führende Täler, und im Innern selbst ein Gewirr von Gebirgsketten, Talkesseln, Klippen und Bergspitzen. Auf einigen erheben sich auch Kegelberge bis zu tausend Meter Höhe. Wundervoll ist von diesen Bergspitzen bei durchsichtiger klarer Luft der Rundblick auf das wechselvolle Gelände, auf das Meer, das um den Fuß der Insel brandet, und auf die schaumumzogenen Felseneilande weiter draußen in den blauen Fluten. Berühmt in dieser Beziehung ist die Höhe über dem Städtchen Hermupolis auf der Insel Syra, die viel eher den Anspruch erheben könnte, im Mittelpunkte der Kykladen zu liegen, als Delos. Das altberühmte Delos, dessen Ruinenstätten in den letzten Jahren durch französische Gelehrte ausgegraben worden sind, und seine Nachbarinsel, ebenso aber Mykonnos und Tenos liegen fast zum Greifen nahe vor den Blicken des Beschauers; außerdem aber läßt sich die ganze Inselwelt bis zu den im Dämmer verschwimmenden Bergen Euböas und des griechischen Festlandes im Norden überblicken. Einige wenige von den Kykladeninseln sind auch vulkanischen Ursprungs. Einen tätigen Feuerberg besitzt aber nur noch Santorin, wo sich vor fünfzig Jahren plötzlich unter furchtbarem Getöse und heftigen vulkanischen Ausbrüchen ein neues Inselchen aus den Fluten erhob.

Viele von den Kykladeninseln sind fruchtbar und auch gut unter Kultur. Gewesen sind es einst alle; hießen sie doch im Altertum „die Perlen von Hellas". Aber eine unvernünftige Waldzerstörung, die seit Jahrhunderten hier getrieben worden ist, hat große Gebiete von ihnen wasserarm werden lassen, und kahle Felsen starren jetzt da, wo früher in kunstvoll angelegten Terrassen Weinreben, Feige und Ölbaum gediehen. So kommt es, daß die Inseln sehr verschieden dicht bevölkert sind; ja, es gibt eine große Zahl von kleineren Eilanden, die überhaupt keine regelmäßigen Bewohner aufweisen. Nur Fischer schlagen einmal vorübergehend hier ein Zelt auf und zünden Feuer an, oder ein Schafhirte bringt in mühseliger Überfahrt seine kleine Herde dorthin, um das an geschützten Stellen üppig wachsende Gras abweiden zu lassen. Diese griechischen Schafe sind sehr anspruchslos. Es ist eine kleine Art mit langen Hörnern, die ziemlich reichlich, aber doch recht grobe Wolle liefert. An die Schafmilch, aus der auch Butter und Käse bereitet wird, muß der Fremde sich erst gewöhnen. Auf einigen von diesen unbewohnten Inseln, die besonders unzugänglich und felsig sind, finden sich verwilderte Ziegen, die in den Klüften mit der Geschicklichkeit der Gemsen klettern.

Andere von den Kykladeninseln wieder, die gut bewässert sind, zeigen im schroffen Gegensatz zu den bisher erwähnten eine geradezu üppige Fruchtbarkeit. Weizen gedeiht und Wein, Korinthen, Apfelsinen, Datteln und Feigen. Auf anderen wächst Baumwolle. Wieder andere ziehen mächtige Maulbeerbäume, mit deren Blättern die Seidenraupen gefüttert werden. Auch die Pistazien zieht man vielfach in größeren Beständen, deren wohlriechende Harzausschwitzung als Mastix bezeichnet wird. Bei uns in Deutschland kennen diesen Mastix viele Menschen überhaupt nicht. Im Orient aber spielt er eine große Rolle: Likören und Zuckerbäckereien muß er seinen charaktervollen Wohlgeschmack leihen, daneben aber ist er den orientalischen Damen, den Türkinnen und Armenierinnen nicht weniger als den Griechinnen, ein ständiger Begleiter, da das Kauen des Mastix die Zähne rein halten und das Zahnfleisch kräftigen soll.

Neben den Früchten des Ackerbaus sind für die Ägäischen Inseln wirtschaftlich von großer Bedeutung die Erzeugnisse der Viehzucht, besonders Wolle und Häute. Auch Mineralien, die hier gegraben werden, tragen dazu bei, den Wohlstand der Bewohner zu heben. Recht guter Marmor findet sich auf einer ganzen Reihe von Inseln; auf anderen Silber, Blei und Eisen, dann wieder Porzellanerde und Töpferthon, Schmirgel, Ocker und Asbest und schließlich Schwefel. Der Bergbau auf den griechischen Inseln steht erst noch in den Anfängen und dürfte großer Steigerung in der Ausbeute fähig sein.

Im allgemeinen gilt alles, was von den Kykladen gesagt worden ist, auch von den Sporaden. Doch sind sie fast ausnahmslos fruchtbar und infolgedessen viel stärker bevölkert. Hier kann man die im ganzen Mittelmeerbecken nur zu oft verkannte Tatsache erhärtet finden, daß überall da, wo für Waldbestände gesorgt wird, regelmäßige Regenfälle den Boden für landwirtschaftliche Kulturen geeignet machen. Sogar die Euböa vorgelagerte Sporadeninsel Skyros, die im Altertum als unfruchtbar und steinig bekannt war, ist heute recht befriedigend angebaut; den größten Ertrag freilich zieht sie aus ihren großen Herden prächtiger Ziegen, die einen großen Ruf haben.

Bewohnt sind die Ägäischen Inseln zum weitaus größten Teil von Griechen, das heißt aber im Grunde genommen nichts anderes, als daß die Bewohner fast ausnahmslos Griechisch sprechen, denn volklich sind die Inselgriechen in noch weit höherem Maße als die Bewohner des Festlandes von Hellas ein recht buntscheckiges Gemisch der verschiedenartigsten Volksstämme. Nur auf wenigen abgelegenen Inseln hat sich das Griechentum einigermaßen rein erhalten. Sonst sind die Bewohner stark mit Albanesen und Italienern durchsetzt, und mit Slawen. Aber das griechische Volkstum hat sich so kräftig erwiesen, daß alle diese ursprünglichen Fremdkörper fast völlig aufgesogen worden sind. Nicht nur, daß sie sämtlich das Griechische als Muttersprache angenommen haben. Wichtiger vielleicht ist noch, daß die meisten auch zur griechisch-orthodoxen Kirche übergetreten sind. Die Hydrioten, z. B., die Bewohner der kleinen Insel Hydra, die der Halbinsel Argolis vorgelagert ist, sind fast reine Albanesen und unterscheiden sich in der Sprache doch nur dialektisch von den Bewohnern der benachbarten Inseln, und römisch-katholische Ge-

meinden mit Bischöfen findet man eigentlich nur in dem schon erwähnten Hermupolis auf Syra und auf Tenos.

In der politischen Verteilung der Ägäischen Inseln sind in den letzten Jahrzehnten sehr bedeutende Veränderungen eingetreten. Beim Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts gehörten zu Griechenland nur die Kykladen und die nördlichen Sporaden; Kreta und die sämtlichen anderen Sporaden dagegen waren türkischer Besitz. In den Balkankriegen der letzten Jahre sind aber fast die gesamten Inseln für die Türkei verloren gegangen, da deren Flotte nicht ausreichte, um sie wirksam gegen die andringenden Feinde zu schützen.

Das Abbröckeln begann, als im Jahre 1911 die Italiener der Türkei den Krieg erklärten und, schnell entschlossen, die südlichen Sporadeninseln besetzten, jene zwölf größeren Inseln von Rhodos im Süden bis nach Ikari im Norden, die den in den Zeitungen so oft erwähnten Dodekanes-Archipel bilden, dessen Namen man auf fast allen Karten vergeblich sucht. Diese In-Besitznahme machte natürlich in Griechenland sehr böses Blut, denn Italiener wohnen hier nur vereinzelt; die Bewohner sind vielmehr zum weitaus überwiegenden Teile Griechen. Aber daran kehrte man sich in Italien nicht, da man dort nur darauf bedacht war, ein Faustpfand zu besitzen, um bei der „Aufteilung der Türkei“, von der man träumte, die Hand auf wichtige Gebiete Kleinasiens legen zu können. **Auch nach dem Friedensschlusse wurde der Dodekanes-Archipel nicht von den Italienern herausgegeben, und so ist es gekommen, daß er bei den Verhandlungen zwischen Griechenland und dem Vierverband die wichtigste Rolle gespielt hat.** **Die Griechen verlangen ihn auf jeden Fall, und die Italiener wollen ihn durchaus nicht hergeben. So sitzt England zwischen zwei Stühlen, denn wie es sich auch entscheidet, macht es sich einen der beiden den Dodekanes beanspruchenden Staaten zum Feinde.**

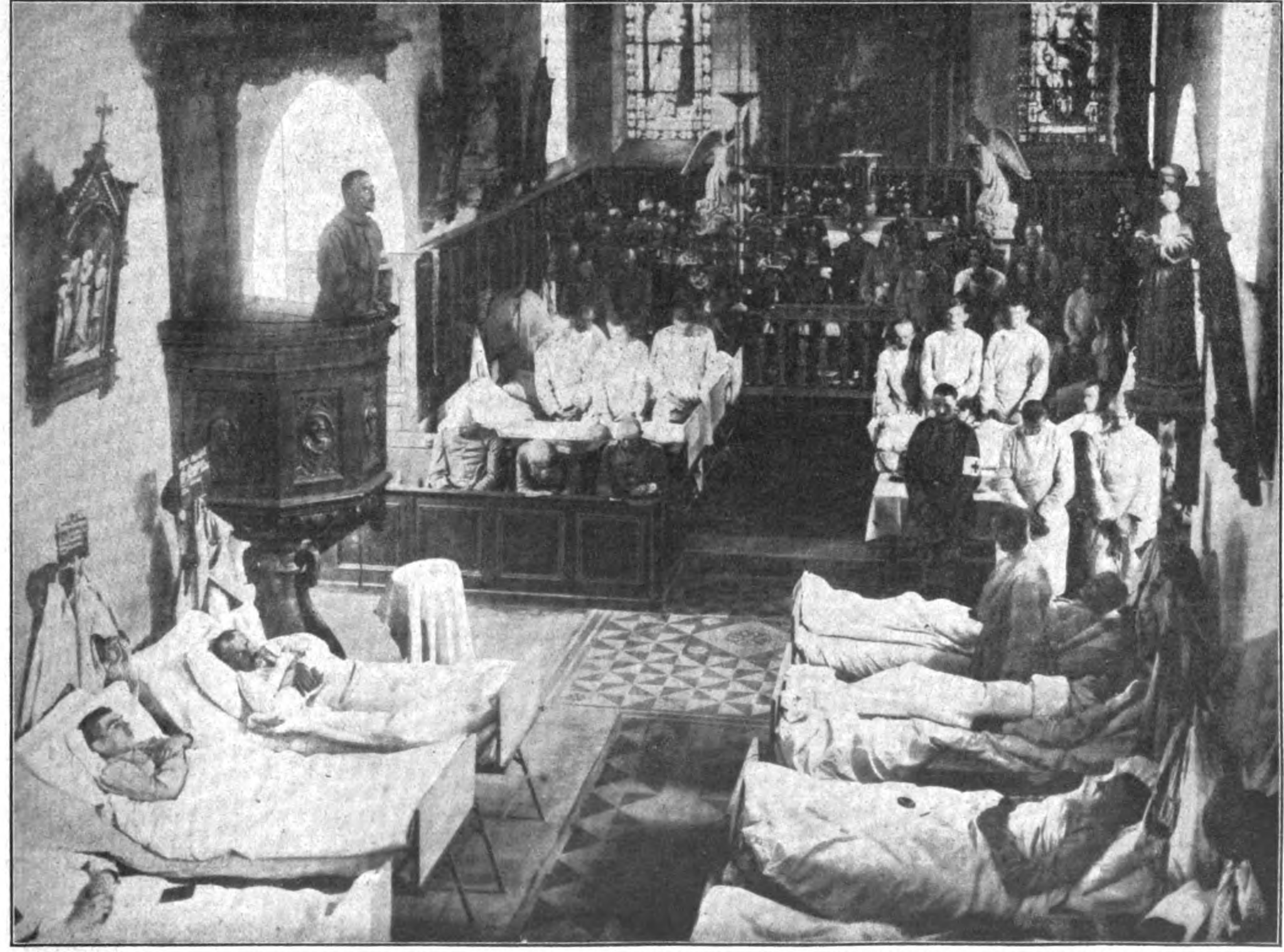
Am bedeutsamsten war für die Türkei, daß Kreta endgiltig an Griechenland verloren ging. Noch im Jahre 1887 hatten die Großmächte diese wichtige Insel mit ihren 330 000 Einwohnern wenn auch nicht als türkischen Besitz, so doch als ein unter türkischer Suzeränität stehendes selbständiges Gebiet anerkannt, und fast zehn Jahre hat dann Prinz Georg von Griechenland, der Bruder des Königs Konstantin, hier unter dem Schutze der Großmächte als Generalkommissar gewaltet. Als aber im Jahre 1912 auch Griechenland im Bunde mit den übrigen Balkanmächten den Türken den Krieg erklärte, besetzte es von vornherein Kreta, und dessen Abgeordnete traten, von Jubel begrüßt, in die griechische Kammer ein. Außerdem aber nahm es die wichtigsten bisher noch türkischen Inseln in Besitz, besonders Karpathos (zwischen Kreta und Rhodos), Samos, Chios, Mytilini, Limnos und Samothraki. So besaßen die Türken beim Beginn des Weltkrieges eigentlich nur die beiden Hüter des Dardanelleneinganges, Tenedos und Imbros, im Grunde recht unwichtige Inseln, die aber dadurch eine gewisse Bedeutung erlangt haben, daß die Engländer sie zu Stützpunkten bei ihrem verfehlten Dardanellenunternehmen machten.

Nach Beendigung des Weltkrieges wird die Verteilung der Ägäischen Inseln den Diplomaten noch manche Nuß zu knacken geben.

Eine Fahrt im Lazarettzug.

Endlich ist die notwendige Ausbesserung an unserem Heizwagen vollendet, und wir können wieder unsern Heimatort verlassen. Wie wir am anderen Morgen erwachen, sind wir bereits auf Frankreichs Boden. Lange gleiten sonnige Landschaftsbilder an unseren Augen vorüber. Nun fahren wir ganz langsam über eine von unsern Pionieren erbaute Holzbrücke. Die Trümmer einer, vom Feind gesprengten Eisenbrücke hängen noch an den Ufern und schauen aus dem Wasser heraus. Weiter abwärts sind große Kähne versenkt. Die hohen Uferbäume sind gefällt, die Sträucher niedergebrannt. Schützengräben und Unterstände sind halb eingefallen. Reste von Drahtverhauen und Sandsäcken liegen umher. Aus der Ferne wird die Ruine eines Gehöftes sichtbar. Und nun fahren wir an ein paar Gräbern mit schlichten Holzkreuzen vorüber. Wir sind plötzlich nach Bildern tiefsten Friedens an den Krieg erinnert worden.

Unser erstes Ziel ist eine kleine französische Stadt, die von einem hohen Bergkegel beherrscht wird. Der Tunnel ist gesprengt und verschüttet. Aber unsere Eisenbahntruppen haben kurzerhand die Gleise um den Berg herum mitten durch die Stadt gelegt. Ein paar Häuser mußten allerdings niedergelegt werden. An einem Haus ist eine Ecke abgerissen, und



Gottesdienst in einer zum Lazarett eingerichteten Kirche des westlichen Kriegsschauplatzes. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

man schaut in die leeren Zimmer hinein. Durch ein anderes ist eine Bresche gelegt. Wir fahren buchstäblich durch das Haus hindurch.

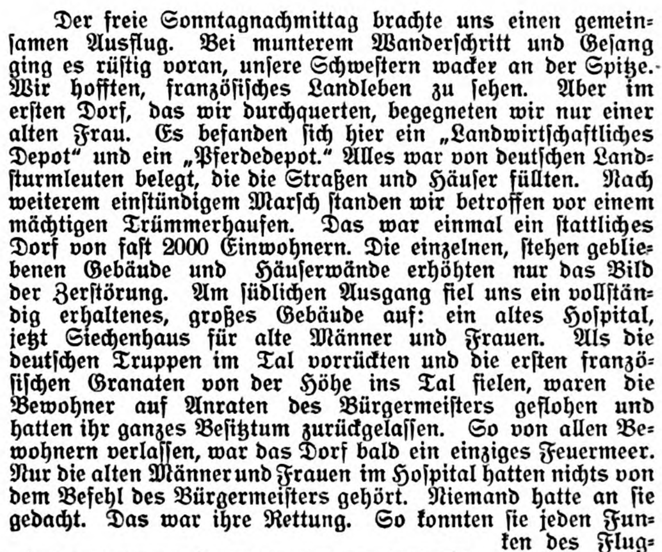
Je mehr wir uns unserer Etappeninspektion nähern, um so lebhafter wird neben uns auf der breiten Heerstraße das Treiben. Kraftwagen sausen ohne Aufhören dahin. Bagagekolonnen, Reiter, Radfahrerkompagnien eilen vorüber. Auf den Feldern überwachen deutsche Gendarmen die Bestellung der Äcker. Zahlreiche russische Gefangene müssen dabei helfen. Wir begegnen ihnen später noch einmal bei den Aufräumungsarbeiten eines eingeäscherten Dorfes. Der Traum der Franzosen ist also in Erfüllung gegangen: ein ganzes Heer von Russen ist durch ganz Deutschland bis nach Nordfrankreich gekommen! Kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof sehen wir noch einen traurigen Zug kranker, hinkender, verbundener Pferde langsam auf der staubigen Staße dahinschleichen. Auch die stumme Kreatur trägt die Leiden des Krieges.

Vor einigen Stunden hat ein anderer, voll besetzter Lazarettzug den Bahnhof verlassen. So müssen wir hier drei Tage liegen, bis wieder 250 Verwundete gesammelt sind. Der Aufenthalt ist uns eine willkommene Gelegenheit, etwas von Stadt und Land kennen zu lernen, vor allem aber die letzte reinigende, ordnende Hand an die Krankenwagen zu legen und sie mit frischen Blumen auszuschmücken. Soll doch der erste Eindruck für unsere verwundeten Kameraden freundlich sein. Am nächsten Tag grüßt uns ein strahlender Sonntagmorgen. Unsere vier Schwestern und der größte Teil der freiwilligen Krankenpfleger benutzten den langersehnten, freien Sonntag — meist laden wir gerade am Sonntag ein oder aus — zu einem Kirchgang. Wir gehen vom Bahnhof nach dem Innern der Stadt. Eine große Feuersbrunst hat während des erbitterten Kampfes um die Stadt den mittleren Teil vollständig eingeäschert. Über dem Trümmerhaufen thront auf stattlichem Hügel die unversehrt gebliebene, alte gotische Kirche. Das Innere ist durch zwei gleichmäßige Schiffe mit großen Chören in zwei Teile geteilt. Je ein Schiff ist für den evangelischen und katholischen Gottesdienst eingerichtet. Das Fehlen aller Bänke erhöht die schöne Raumwirkung. Zuerst findet der katholische Gottesdienst statt. Zwei feldgraue, bärtige Landwehrmänner sind die Ministranten beim Hochamt. Eine Stunde später beginnt der evangelische Gottesdienst. Wir hören eine volkstümliche, kräftige Soldatenpredigt, die vor den Gefahren, die besonders den Etappentruppen drohen, warnt. In reicher, an die israelitische Prophetensprache erinnernder Bilderspache fordert sie zu Entsagung und Opfern auf. Ein packendes Bild am Schluß der Rede: vor einiger Zeit ist in Leipzig in der Nähe des Völkerschlachtdenkmals ein großer Tanzsaal abgebrannt. Der Feuerschein erleuchtete das Denkmal. So soll auch im deutschen Feldheer alles Leichte und Böse aufbrennen und ausbrennen und dadurch der Himmel, das Vaterland, in neuem, hellem Licht erstrahlen.

Auf dem Rückweg besichtigen wir ein stattliches Soldatenheim, das unsern Kriegern eine reiche Auswahl von Zeitungen, Zeitschriften und Unterhaltungsspielen darbietet. An der Wand des weiten Lesesaales grüßt uns ein großes, humorvolles Plakat:

Kamerad tritt ein!
Ein Heim soll es sein
Und nicht, bedenke,
Eine wüste Schenke.
Nimm ab die Mütz',
Dann geh' und sitz'
Gemütlich
Und friedlich;

Und sauf nicht und rauf nicht
Und sing nicht und spring nicht!
Sei sauber und nett,
Spuck nicht aufs Parkett,
Benimm dich genau,
Als ob deine Frau
Hier schalte und walte —
Du kennst deine Alte!



Der freie Sonntagnachmittag brachte uns einen gemeinsamen Ausflug. Bei munterem Wanderschritt und Gesang ging es rüstig voran, unsere Schwestern wacker an der Spitze. Wir hofften, französisches Landleben zu sehen. Aber im ersten Dorf, das wir durchquerten, begegneten wir nur einer alten Frau. Es befanden sich hier ein „Landwirtschaftliches Depot“ und ein „Pferdedepot.“ Alles war von deutschen Landsturmleuten belegt, die die Straßen und Häuser füllten. Nach weiterem einstündigem Marsch standen wir betroffen vor einem mächtigen Trümmerhaufen. Das war einmal ein stattliches Dorf von fast 2000 Einwohnern. Die einzelnen, stehen gebliebenen Gebäude und Häuserwände erhöhten nur das Bild der Zerstörung. Am südlichen Ausgang fiel uns ein vollständig erhaltenes, großes Gebäude auf: ein altes Hospital, jetzt Siechenhaus für alte Männer und Frauen. Als die deutschen Truppen im Tal vorrückten und die ersten französischen Granaten von der Höhe ins Tal fielen, waren die Bewohner auf Anraten des Bürgermeisters geflohen und hatten ihr ganzes Besitztum zurückgelassen. So von allen Bewohnern verlassen, war das Dorf bald ein einziges Feuermeer. Nur die alten Männer und Frauen im Hospital hatten nichts von dem Befehl des Bürgermeisters gehört. Niemand hatte an sie gedacht. Das war ihre Rettung. So konnten sie jeden Funken des Flugfeuers sofort löschen. Die leitende barmherzige Schwester begrüßte uns zu unserer Überraschung trotz des fremden Akzents in fließendem Deutsch. Sie war in Westfalen geboren und früher zunächst in belgischen Schulen und Krankenhäusern verwendet worden. Sie erzählte uns von den Vorgängen an dem Tag und in der Nacht des Schreckens und führte uns bereitwilligst umher. — Eine besondere Freude war es uns bei dieser 20. Fahrt unseres Lazarettzuges, daß unsere Landesfürstin mit ihrer Hofdame, beide als Rote Kreuz-Schwestern, mitfuhren. Sie wollten bei uns nur als Schwester Luise und Schwester Ernestine gelten, wohnten im Schwesternwagen und fanden mit unseren vier ständigen Schwestern kaum Platz an dem kleinen Eßtisch im „Wohnzimmer“. Die hohe Frau verbat sich bei der ersten Mahlzeit entschieden das seither im Zuge nicht übliche Mundtuch. Unser Erstaunen wuchs aber, als sie eigenhändig einen Fußteppich zum Fenster ausschüttelte und das Reinigen ihrer Schuhe auch gegen den Willen der Hofdame selbst übernahm. Als nach einem Ausflug die Schuhe recht schmutzig geworden waren und darum Heinzelmännchen auf Anstiften der Hofdame in der Nacht das Putzen vorgenommen hatten, konnte sie am anderen Morgen ganz ärgerlich sein: „Gerade dieses Mal hätte ich sie gern selbst sauber gemacht.“ Wie immer bei unserem Eintreffen auf der Etappenstation kamen unsere biederen Landsturmleute zu unserem Zug, um die mitgebrachten Liebesgaben: Socken, Taschentücher, Hosenträger, Zeitschriften, kleine Unterhaltungsbücher in Empfang zu nehmen. Unsere Landesfürstin übernahm dieses Mal die Verteilung, knüpfte mit diesem und jenem ein Gespräch an und frug besonders nach Landsleuten. Besondere Freude machte es ihr, mit den Schwestern und unseren Ärzten die verschiedenen Etappenlazarette der Stadt zu besuchen und dort, wie später auf unserer Fahrt, von Bett zu Bett den Verwundeten Zigarren, Schokolade und Obst auszuteilen. Zwei kleine Erlebnisse machten ihr viel Spaß. Als ein Landsturmmann vernahm, daß „Schwester Luise“ aus der heimatlichen Hauptstadt sei, schüttete er sein Herz aus und unterstrich besonders kräftig die Mängel seines bei Hofe sehr bekannten Majors. Ein anderer Landsmann meinte treuherzig: „Hören Sie, Sie kommen mir bekannt vor. Haben wir nicht früher einmal im Verein



Apotheke eines Lazarettzuges. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

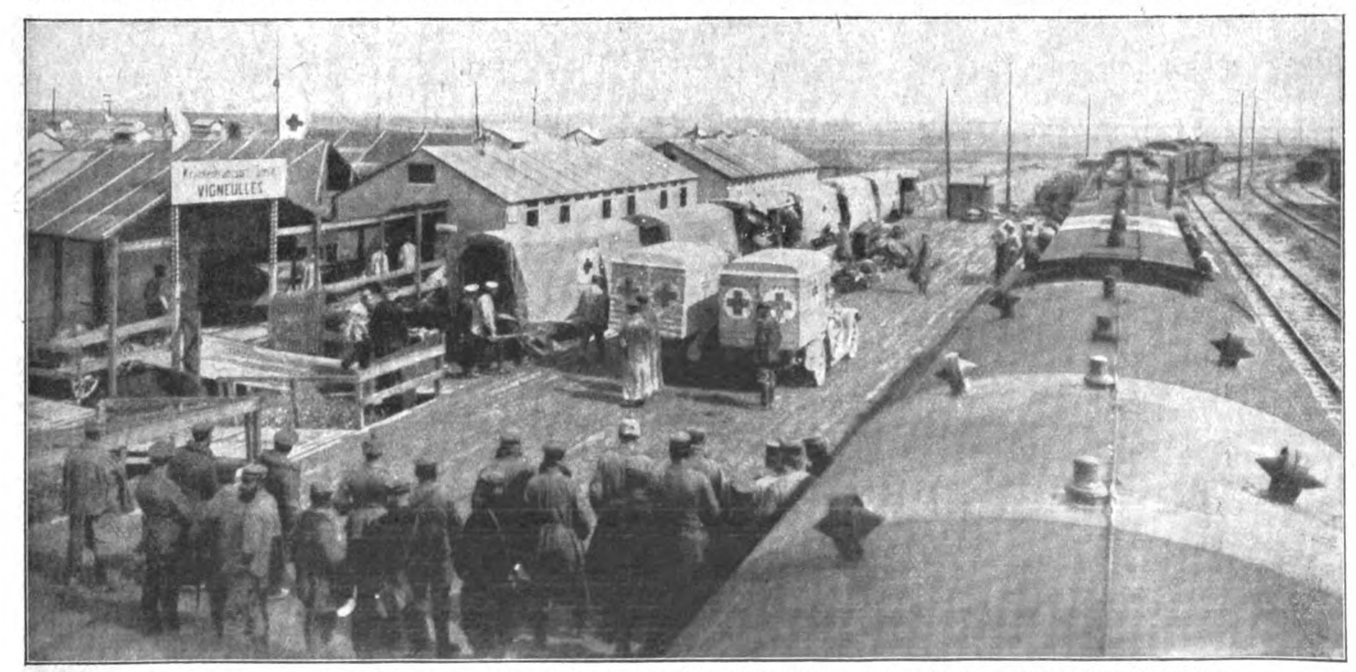
„Eintracht zusammen getanzt?" — Am Dienstag morgen durften wir endlich unsere wertvolle Fracht laden. Dank der Hilfe vieler Kraft- und anderer Wagen und geschulter Sanitätsmannschaften sind in vier Stunden 250 Leicht- und Schwerverwundete aus den Etappenlazaretten in unsere Krankenwagen gebracht und gebettet. Aus den weißen Verbänden schauen uns erwartungsvolle, dankbare Blicke entgegen. Die meisten haben gerade erst die frohe Kunde vernommen, daß sie nach Deutschland kommen. Nach oft vielen entsagungsreichen Monaten lautet die Losung wieder: nach der Heimat. Die Freude, Frau und Kinder bald wiedersehen zu können, überwiegt bei manchem Landwehrmann die Schmerzen der Verwundung. Wer nennt die Menge der verschiedenen Verwundungen und Verstümmelungen, die wir sehen? Unser besonderes Mitleid erregen immer diejenigen Kameraden, die einen Arm oder ein Bein verloren haben. Dieses Mal fallen uns zahlreiche Verbrennungen durch Brandgranaten auf. Nur die Augen, Nase und Mund, oft schwarz und verunstaltet, sehen aus den dicken Verbänden hinaus. Glücklicherweise sieht es meist schlimmer aus, als es ist. Sie sind oft rasch wieder geheilt. Anders ist es bei Nervenstörungen. Unaufhörlich zuckt der Körper und krampfen sich die Hände zusammen. Meist bewußtlos, phantasiert der Unglückliche, spricht und singt durcheinander. Ein Bild höchster, geistiger Unruhe.



Plauderstündchen der Pflegerinnen im Schwesternraum.

Es ist nicht leicht, in dem ständig fahrenden Zug zu pflegen und zu bewirten. Jedem Pfleger sind in seinem Krankenwagen 12 Betten anvertraut. Es gilt, mit Speisen und Getränken von den Enden des Zuges durch zwölf und mehr Wagen und über die Plattformen bis zum Küchenwagen zu eilen, gewandt das Gleichgewicht zu halten und geschickt auszuteilen. Einige Verwundete müssen wie Kinder gefüttert werden. Für jede Handreichung aber zeigen sie eine rührende Dankbarkeit. Sie sind erstaunt über die praktische Einrichtung des Lazarettzuges, der sie so leicht und bequem auf federnden Betten nach der Heimat bringt. Viele, müde und abgespannt, sinken durch das stete Bewegen und Schütteln in einen leichten Schlaf. Sie sehen in ihren Träumen Haus und Hof, Weib und Kind vor sich. Plötzlich fahren sie beim Anziehen des Zuges erschreckt auf: sie durchleben noch einmal das Wüten der letzten Schlacht. Bei anderen ist jede Müdigkeit verflogen. Aufgeregte Erwartung hält sie munter. Sie erzählen lebhaft von ihrem Heimatort und noch mehr von ihren Erlebnissen an der Front. Ihre Zuversicht, daß die Feinde niemals unsere Reihen ernstlich durchbrechen werden, ist unbegrenzt. Je lebhafter und interessanter einer durch seine Schilderungen die Kameraden zu fesseln weiß, um so mehr mischt sich Wahrheit und Dichtung durcheinander. Da erzählte mir ein flotter Musketier, wie in der Nähe seiner biwakierenden Kompagnie eine Granate, ein Blindgänger einschlug. Um durch unvorsichtige Annäherung ein Unglück zu vermeiden, befahl der Hauptmann, ein paar Pfähle mit verbindenden Latten um den Blindgänger zu stecken. Ein besonders heller Rekrut machte sich an die Arbeit. Kräftig tönten die Schläge, die auf die Pfähle fielen. Der Hauptmann sah sich um: benutzte der Rekrut in aller Seelenruhe den Blindgänger selbst zum Einrammen der Pfähle! Die schöne „wahre" Geschichte mußte ich sofort meiner Frau mitteilen. Sie schrieb mir darauf, daß sie dieses Erlebnis bereits vor Monaten in verschiedenen Zeitungen als Anekdote gelesen habe. Ich hatte mir also einen gehörigen Bären aufbinden lassen.

Mit großem Jubel wird von allen Verwundeten das Überfahren der Grenze begrüßt. Das ist also wieder deutsches Land, das liebe Heimatland! Alle Felder wohl bestellt, kein Haus zerstört, die Straßen sauber. Die vielen Schriften



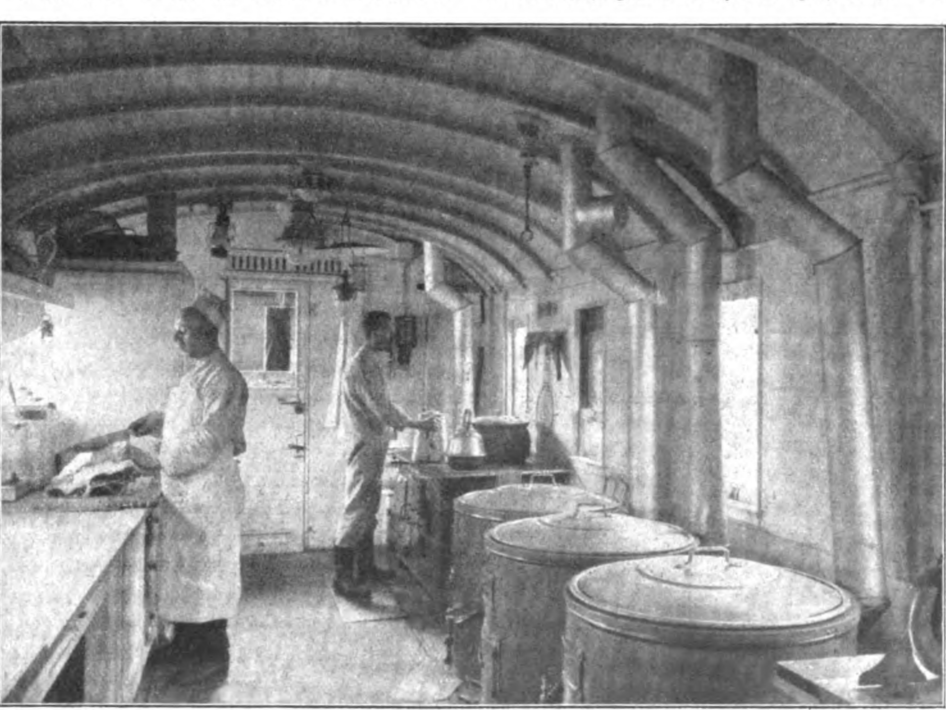
Barackenlager des Roten Kreuzes auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

ernsten und heiteren Inhalts, die über jedem Bett in einem Netz bereit liegen, werden wenig mehr benutzt. Jeder bemüht sich, einen Ausblick aus dem Fenster zu gewinnen. Draußen aber beginnt, so oft wir an Dörfern und belebten Straßen vorüberfahren, ein lebhaftes Grüßen und Winken mit Händen und Tüchern. Deutsche Frauen und Männer bieten ihren tapferen, heimkehrenden Brüdern den Willkommengruß der Heimat. Keinem geliebten Landesfürsten könnten sie bei seiner Fahrt durchs Land ein herzlicheres Willkommen bieten. Hier tritt eine Mutter mit dem Jüngsten auf dem Arm vor die Haustüre und winkt mit der Hand. Da öffnet sich eine Dachluke, und ein junger Mädchenkopf kommt zum Vorschein. Am lautesten jubeln die Kinder. Ein paar herzhafte Buben, die Schulranzen auf dem Buckel, klettern rasch den Bahndamm hinauf, um alles möglichst aus der Nähe zu sehen. Das Willkommen der Alten ist stiller. Ein Greis mit weißem Bart hält stumm seinen Hut in der Hand. Eine Greisin trocknet sich ein paar Tränen aus den Augen. Denkt sie an den fernen Sohn oder Enkel, von dem sie lange nichts gehört hat oder der bereits in fremder Erde ruht? Nun hält unser Zug auf freier Strecke bei einem Dorf. Drinnen in der Schule, die wir nicht sehen können, ist offenbar Gesangsstunde. Die Kinder singen „Die Wacht am Rhein", dann „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir . . ." und nun laut und kräftig: „Deutschland, Deutschland über alles . . ." Es ist plötzlich ganz still in unseren Wagen geworden. Alles lauscht auf den frischen Kindergesang und freut sich dieses Morgengrußes deutscher Knaben und Mädchen. Wie lange mußten viele ihn entbehren! Kein bestelltes Ständchen eines Gesangvereins hätte die Herzen unserer heimkehrenden Kämpfer mehr ergreifen und erfreuen können, als dieser zufällige Gesang von frohen Kinderlippen. — Wir fahren nach Süddeutschland hinein und durften noch eine köstliche Probe deutschen, tiefen Gemüts erleben. Wir haben im Zug einen leicht verwundeten Schwaben. Je näher es der Heimat zugeht, um so weniger läßt es ihn in Ruhe: „I hätt halt gern mei Mutter g'sproche." Seiner dringenden Bitte folgend, wird an seine Mutter in G., durch das wir fahren müssen, telegraphiert, und richtig, als wir einfahren, läuft auch schon ein Mütterchen, mit einem Körbchen am Arm, aufgeregt am Zug entlang und ruft: „Do isch mei Sohn drinna, do isch mei Sohn drinna!" Endlich ist sie am richtigen Wagen. In einem Oberbett liegt ihr Sohn. Sie stürzt auf ihn los und streichelt ihm mit beiden Händen zärtlich die Wangen: „Bischt wieder do, mei Bua, bischt arg verwondet?" Der Sohn ist gegenüber diesen Zärtlichkeitsausbrüchen ganz verlegen vor seinen Kameraden und findet keine Worte. Aber nun will die Alte ihren Sohn nicht mehr verlassen. Bis nach U. will sie wenigstens mitfahren. Ausnahmsweise wird die kurze Fahrt ihr von dem Chefarzt gestattet. Überglücklich sitzt sie neben ihrem Sohn und öffnet ihr Körbchen. Jeder Verwundete im Wagen erhält etwas, und auch der Stationsarzt und der Chefarzt müssen unbedingt einen Apfel annehmen. —

Ecke im Offizierkrankenwagen.

Nach 48stündiger Fahrt erreichen wir endlich unser Ziel, eine süddeutsche Großstadt.

Wir landen hier immer besonders gern, da das Ausladen nirgends so ausgezeichnet geordnet ist und darum so rasch vonstatten geht, wie hier. Wir fahren unmittelbar an die Rampe einer mächtigen Güterhalle. Zahlreiche Tragbahren sind hier bereits aufgestellt. Gut eingeübte Mannschaften der freiwilligen Sanitätskolonne greifen tüchtig zu. In einer Stunde ist unser ganzer Zug geleert. Zunächst dürfen die Gehfähigen sich in der Halle an Tischen niederlassen, und die andern werden in langen Reihen auf ihren Tragbahren nebeneinander gelegt. Liebenswürdige Damen der Stadt bewirten sie mit Kaffee, Kuchen und Zigarren. Zarte Hände legen als besonderen Gruß auf jede Bahre eine langstielige Rose. Inzwischen sind auf der entgegengesetzten Rampe der Güterhalle elektrische Straßenbahnwagen angefahren. Sie sind zum Teil zum Einschieben der Tragbahren eingerichtet. Zahlreiche Droschken und Kraftwagen übernehmen ebenfalls die Überführung nach den heimischen Lazaretten. Ein letztes Grüßen und Winken mit den herzlichsten Wünschen



Küche eines Lazarettzuges. Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

für eine baldige Heilung und Genesung, und schneller, als uns lieb ist, haben uns die verwundeten Brüder, denen wir in den letzten 48 Stunden nahe gekommen waren, für immer verlassen. Wir wissen sie in der Heimat in guter Obhut. Zu unseren leeren Wagen zurückkehrend, gibt es sogleich tüchtige Arbeit: Die Betten werden abgezogen, die Wäsche wird gesammelt, eine erste Reinigung der Wagen vorgenommen. Bald kommen auch bereits die Lieferanten mit den telephonisch bestellten Waren. Neuer Proviant an Fleisch, Brot und Getränken wird gefaßt, Liebesgaben für die Feldlazarette und Besatzungstruppen vom Roten Kreuz werden in Empfang genommen.

Doch unsere Abfahrt verzögert sich. Wir erhalten nach getaner Arbeit einen kurzen Urlaub zur Besichtigung der Stadt. Das heimatliche Leben in seinem emsigen, geschäftigen Treiben umflutet uns. Wir schöpfen aus den heimatlichen Städtebildern neue Freude an unserem großen, schönen Vaterland und neue Liebe zu unserer Arbeit. Mit frischem Mut fahren wir am anderen Morgen wieder nach dem Westen, um verwundete Brüder, die für uns so viel schwere Opfer gebracht haben, heimzuholen.

Die vorläufige Bilanz des Weltkriegs. Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann.

Während Deutschlands Feinde seit Beginn des Kampfes nicht müde geworden sind, ihre Kriegsziele der Welt zu verkünden und immer wieder feierlich zu versichern, daß sie die Waffen nicht niederlegen werden, ehe sie ihren Zweck erreicht hätten, ist bei uns die Erörterung der Kriegsziele bekanntlich aus guten Gründen verboten worden. Zum ersten Male hat der Kanzler in den ersten Apriltagen den Schleier gelüftet, der bisher die Auffassung der verbündeten Regierungen in dieser Angelegenheit verhüllt hat. „Sinn und Ziel dieses Krieges," führte er aus, „ist uns ein Deutschland, so fest gefügt, so stark beschirmt, daß niemand wieder in die Versuchung gerät, uns vernichten zu wollen, daß jedermann in der weiten Welt unser Recht auf Betätigung unserer friedlichen Kräfte anerkennen muß. Dieses Deutschland, nicht die Vernichtung fremder Nationen, ist das, was wir erreichen wollen." Um diesen Zweck unter den heutigen veränderten Umständen zu verwirklichen, müsse Deutschland im Osten wie im Westen sich gegen einen neuen Angriff feindlicher Nachbarn sicherstellen. So wenig es seine ungeschützte Ostgrenze nochmals dem Überfall russischer Heere preisgeben könne, so wenig werde es dulden, daß Belgien wieder ein englisch-französischer Vasallenstaat werde und nochmals als Bollwerk gegen Deutschland ausgebaut werden könne!

Die öffentliche Meinung der Mittelmächte hat diese der Lage der Dinge voll entsprechende und von der bittersten Notwendigkeit vorgeschriebene Erklärung fast einstimmig mit Beifall aufgenommen. Die Gegner haben, wie nicht anders zu erwarten, mit Wutgeheul geantwortet. In ihrem Namen hat der englische Premierminister in Paris erklärt, daß sie nicht eher das Schwert in die Scheide stecken würden, als bis sie die im November 1914 von ihm kundgegebenen Ziele erreicht hätten. Deutschland habe eine militärische Bedrohung für seine Nachbarn gebildet und die Oberherrschaft über sie erstrebt. Es habe während der letzten zehn Jahre bei mehreren Anlässen seine Absicht gezeigt, Europa unter gleichzeitiger Bedrohung Vorschriften zu machen. Durch die Verletzung der Neutralität Belgiens habe es bewiesen, daß es sein Übergewicht selbst um den Preis eines allgemeinen Krieges herstellen wolle. Die Verbündeten würden daher das Schwert nicht in die Scheide stecken, bevor sie die militärische Herrschaft Preußens ganz und endgültig vernichtet hätten. Damit würden sie den Weg für ein internationales System ebnen, das den Grundsatz gleicher Rechte für alle zivilisierten Staaten sicherstellen werde. „Wir wollen," rief er, „als Ergebnis des Kriegs den Grundsatz festlegen, daß internationale Probleme durch freie Unterhandlung unter gleichen Bedingungen zwischen freien Völkern behandelt werden müssen und daß eine solche Übereinkunft nicht länger durch das überwältigende Gebot einer Regierung, die von einer militärischen Kaste überwacht ist, aufgehalten und beherrscht wird." —

Wenn man nicht wüßte, daß Mr. Asquith als Minister noch derselbe sehr trockne und humorlose Durchschnittsbrite geblieben ist, der er früher als Rechtsanwalt war, könnte man zu dem Verdacht neigen, daß er bei dem Pariser Festmahl, wo er seine Rede hielt, sich über seine Zuhörer lustig gemacht habe. Fehlte es doch unter ihnen gewiß nicht an Männern, denen Englands Politik im neunzehnten Jahrhundert, und insbesondere sein Verhalten gegen Dänemark, Rußland, die Türkei, gegen Persien, Frankreich, Spanien, Portugal und Griechenland genau bekannt war. Welcher internationale Gerichtshof würde wohl je bei einem Vergleiche deutscher und britischer Vergangenheit zu dem Schlusse kommen, den der englische Premier zu ziehen die Kühnheit hatte, daß Deutschland innerhalb der letzten zehn Jahre, „nur um sein Übergewicht herzustellen, die Grundlage der europäischen Politik wie sie durch Verträge festgelegt ist, „zerrissen habe?" Wer nicht absichtlich die Augen den aller Welt offenkundigen Tatsachen verschließt oder von dem britischen Dünkel erfüllt ist, der für England allein das Recht der Verfügung über die Welt als ein Vorrecht in Anspruch nimmt, kann sich wohl nicht im Zweifel darüber befinden, welcher Staat in Wahrheit seit mehr als hundert Jahren den angeblichen Grundsatz, daß internationale Fragen durch freie Unterhandlung unter gleichen Bedingungen zwischen freien Völkern behandelt werden müssen, niemals in Wirklichkeit anerkannt hat! Leider ist aber, trotzdem Englands wahre politische Grundsätze und Überlieferungen seit mehr als hundert Jahren aller Welt bekannt geworden sind, von keiner Seite außerhalb Deutschlands gegen Asquiths Worte ein ernsthafter Einspruch erfolgt. Haß und Eifersucht scheinen stärker zu sein als offenkundige, weltbekannte Tatsachen. Selbst in den neutralen Ländern gibt es leider Leute genug, die sich anstellen, als glaubten sie Asquiths verleumderische Beschuldigung, daß Deutschland seit zehn Jahren den Krieg geplant und darnach gestrebt habe, Europa seinen Willen aufzuzwingen. Keine Stimme erhebt sich, die auf den wahren Sachverhalt und die durch viele Jahre, vor aller Augen durchgeführte, gegen Deutschlands Bestand von Anfang an gerichtete Einkreisungspolitik Englands hinweist. Niemand erinnert daran, daß gerade Deutschlands von England so besonders unangenehm empfundene Weltpolitik den besten Beweis für unsere friedlichen Absichten geliefert hat. Würde wohl das Deutsche Reich so große Summen für Handelsstützpunkte und Kolonien in Ostasien und der Südsee bis zu Kriegsbeginn fortgesetzt geopfert und die größten Unternehmungen in überseeischen Ländern aus allen Kräften gefördert haben, wenn es auch nur im entferntesten mit der Möglichkeit eines Krieges gegen England gerechnet hätte?

Mit Recht haben holländische Zeitungen aus dieser Sachlage den Schluß gezogen, daß der Friede noch in sehr weitem Felde stehe, wenn die von Asquith vertretenen Ansichten wirklich dauernd maßgebend bleiben sollten. England und seine Freunde müßten ja dann nicht nur erst alles zurückerobern, was sie auf dem europäischen Festlande verloren haben. Um die Mittelmächte auf die Knie zu zwingen, würden sie vielmehr deren Heere auch noch innerhalb ihrer eignen Grenzen vernichten müssen, wenn es nicht gelänge, sie durch Hunger und Beraubung der unentbehrlichsten Rohstoffe wehrlos zu machen. Daß zu letzterem nach den Erfahrungen des Kriegs und der ganzen Lage ebenso wenig Aussicht ist, wie zur Verwirklichung des ersteren Wunsches, darüber besteht aber bei den nüchternen Beobachtern auch außerhalb der Grenzen der Mittelmächte kaum ein Zweifel. Diesen Erwägungen wird man sich trotz aller Reden der Ententeminister und trotz alles Hasses und aller Wut gegen Deutschland und seine Verbündeten nicht entschlagen können. Zusammen mit den wirtschaftlichen Nöten, die infolge des Kriegs ganz Europa heimsuchen und die Kriegslust weiter Kreise allmählich dämpfen, werden sie sicherlich Wirkungen üben, die Herrn Asquith und Genossen wenig in den Kram passen dürften. Abgesehen davon aber wäre es fast unverständlich, wenn nicht in naher Zukunft schon bei den stets so nüchternen und kühl rechnenden Briten noch ein anderer Gesichtspunkt in den Vordergrund träte.

Was hat England bei dem fast zwei Jahre währenden verzweifelten Ringen bisher verloren und gewonnen? Was hat es von einer Fortsetzung der Kämpfe zu erhoffen oder zu befürchten? — Auf seine Gewinnliste kann es die Vernichtung des überseeischen und eines großen Teils des europäischen Außenhandels Deutschlands, Unterbindung eines erheblichen Teils der deutschen Schiffahrt und Fischerei, die Wegnahme der meisten deutschen Kolonien buchen. Auf der Verlustliste hat es die großen Aufwendungen für Kriegszwecke, die Vorschüsse an die Verbündeten, den Tod vieler Tausende junger Leute, den Verlust des deutsch-österreichischen Marktes, die Vernichtung seiner Vormachtstellung im Orient, vor allem aber das zu rasche Emporkommen der Vereinigten Staaten und Japans in Rechnung zu setzen. Die Festsetzung auf verschiedenen neuen Punkten im Mittelmeere, die Schwächung Rußlands und Frankreichs dürften diese Verluste auf die Länge kaum aufwiegen. — Die Vorteile, die der Krieg England gebracht und in deren Erwartung es seit so langen Jahren ihn sorgsam vorbereitet hat, dürften bei einer Fortsetzung der Kämpfe kaum wachsen. Deutschland ist bereits von allen überseeischen Ländern abgeschnitten und kann in Handel und Schiffahrt nicht weiter geschädigt werden. Je enger es abgesperrt wird, um so mehr wächst nur die Erfindungsgabe seiner Gelehrten und Gewerbetreibenden. Schon hat es Salpeter, Kupfer, Kautschuk, Öle, Fette und Metalle, die es vom Auslande früher bezog, durch eigene Erzeugnisse zu ersetzen verstanden. Es ist gar nicht ausgeschlossen,

daß weitere Absperrung neue, noch bedeutsamere Erfindungen innerhalb seiner Grenzen veranlaßt. Was wird dann aus den Ländern, die bisher die Mittelmächte mit den Milliardenwerten ihrer Rohstoffe versorgten, was aus Englands Handel und Schiffahrt, die den Verkehr zu so großem Teile vermittelten? Je länger ferner die etwa 150 Millionen-Bevölkerung der Mittelmächte von der Außenwelt abgesperrt wird, um so mehr kommt das ihrer eigenen, von jedem Weltmarkt befreiten Volkswirtschaft, ja selbst ihren Finanzen zu gute. Sie werden dann geradezu gezwungen, einen geschlossenen Handelsstaat, der sich in jeder Hinsicht selbstgenügt, aus sich heraus zu bilden, und sie werden geneigt werden, sich auch nach dem Kriege gegen die Außenwelt abzusperren. Nicht genug damit, muß die Verlängerung des Krieges das schon tief verschuldete Rußland finanziell wie wirtschaftlich vernichten. Seine schon vor dem Kriege notleidende Landwirtschaft muß bei längerer Sperrung des geldbringenden Außenhandels ersticken. Das vieler Millionen kräftiger Leute beraubte Land kann bei dem steten Rückgang der eigenen Einnahmen, nach dem Verluste der reichen, dicht bevölkerten westlichen Provinzen mit ihren Kohlen- und Holzschätzen nicht einmal mehr die Zinsen der früheren Schulden aufbringen, geschweige denn die der ungezählten Milliardenausgaben des Kriegs. Nicht viel anders dürfte die Fortsetzung der opferreichen und aussichtslosen Kämpfe auf Englands zweiten Lehnsmann, Italien, wirken. Auch hier dürfte eine ungeheure wirtschaftliche und politische Schwächung drohen. Am ärgsten wird Frankreich durch weitere Verlängerung des Kampfes geschwächt werden. Nach der Besetzung des größten Teils seiner Kohlenfelder, der Wegnahme seiner gewerbereichsten und steuerkräftigsten Provinzen, der Vernichtung von Millionenwerten und der Tötung seiner Jugend wird es geradezu in die Unmöglichkeit kommen, in absehbarer Zeit noch in den Wettbewerb mit den Mittelmächten zu treten. Es wird Mühe haben, nur seinen Schuldverpflichtungen Genüge zu tun, an Betrieb von Handel, Gewerbe und Schiffahrt im früheren Umfange dürfte es nicht denken können. Gewiß würde das England weiter nicht betrüben. Frankreich wird ihm ja dann ein noch willenloserer Vasall als jetzt sein. Aber es wird England nicht entgehen, daß jede Schwächung Frankreichs die Stärkung Deutschlands bedeutet, und daß dieses gewiß nicht versäumen wird, die durch Frankreichs und Rußlands Niedergang gebotenen Vorteile ebenso kräftig auszunutzen, wie das England zu tun sich vornimmt. Je stärker der aussichtslose, Milliarden verschlingende Kampf die Kräfte Rußlands und Frankreichs schwächt, um so günstiger wird die Lage für die Mittelmächte in Europa, um so drohender werden die England von Japan und den Vereinigten Staaten drohenden Gefahren.

Der großen, politisch auch in England ungeschulten Masse liegen solche Erwägungen wahrscheinlich fern. Bei ihr wirken viel kräftiger die vor Augen stehenden Tatsachen der Absperrung Deutschlands, der Wegnahme seiner Kolonien, der Vernichtung seiner Handelsflotte, der Einschließung seiner Kriegsschiffe in den Heimathäfen. Kein Wunder, wenn man hier, fern vom Schuß, im Schutze der wogenumbrandeten Insel gern von völliger Zerschmetterung des „Fatherlands", von der Niederzwingung der „damned Germans" träumt und dazu gern noch einige Milliarden opfern würde. Das Vergnügen dieser Kreise wird aber — je länger, je stärker — durch den Untersee- und Luftkrieg in ungeahnter Weise gestört. Mit dem ruhigen Zusehen vom sicheren englischen Winkel aus, wie die Völker aufeinanderschlagen, ist es in diesem Kriege aus. Der Handel auf dem Weltmeer ist diesmal nicht wie vor hundert Jahren Englands unbestrittenes Alleinrecht. Bald hier, bald da wird von deutschen Unterseebooten und Minen ein englisches oder Ententeschiff versenkt. Kein Schiff, das England dient, ist in diesem Kampfe sicher. „Amphitrites freies Reich" kann der Brite trotz allen Bemühens nicht wie vor hundert Jahren wie sein eigen Haus schließen. Diesmal streckt auch Deutschland seine Schiffe „wie Polypenarme" aus, und der Schaden, den es den Briten zufügt, ist ganz erheblich größer als der, den sein Handel von ihnen erleiden kann. — Noch schlimmer empfindet es die Bevölkerung des Inselreichs, daß sie auf ihren für unangreifbar gehaltenen Klippen ihres Lebens nicht mehr sicher ist. Alle Augenblicke werfen deutsche Luftschiffe auf ihre Hafenanlagen, Docks, Fabriken und Befestigungen Bomben. Nie wissen die Leute im voraus, welcher Teil Englands in der kommenden Nacht angegriffen werden wird. Niemand ist mehr seines Lebens und Eigentums sicher. Den Briten, die seit drei Jahrhunderten nie einen Feind in ihren Gauen gesehen hatten, die ihre zahllosen Kriege nur mit dem Geldbeutel führten und sich über die Deutschen lustig machten, die mit der Waffe dem Vaterland dienen müßten, wird plötzlich zu Gemüte geführt, wie den Bewohnern Deutschlands zu Mute ist, die immer auf der Hut vor Angriffen auf Leib und Leben sein mußten. Diese schrecklichen, unvermuteten Luftangriffe stören nicht allein den Briten die überlieferte Freude an geld- und gewinnbringenden, sonst gefahrlosen Kriegen, sondern sie beeinträchtigen auch sehr erheblich Englands für das Festland verfügbare Macht. Notgedrungen muß es Tausende von Geschützen und ganze Divisionen Soldaten in der Heimat an zahllosen Punkten verteilen, um den Luftangriffen begegnen zu können. Je öfter sie sich wiederholen, um so mehr muß England Leute innerhalb seiner Grenzen unter die Waffen stellen, um so mehr Opfer zur Verteidigung gegen die Zeppeline bringen. Seine sonstige Kriegsfähigkeit wird damit geschwächt, und die Begeisterung der Insulaner für den Krieg als Geschäft von Tag zu Tag vermindert. In dem Augenblicke, wo die Einsicht, daß der Krieg mit Deutschland ein schlechtes Geschäft zu werden droht, weiter in Englands Bevölkerung um sich greift, wird die Regierung ihre bisherige Politik nicht mehr fortsetzen können. Die nüchterne Erwägung des Gewinns und möglichen Verlusts wird dann für England den Ausschlag geben.

Dieser Augenblick dürfte um so eher kommen, je fester Deutschland und seine Verbündeten sich zeigen, je weniger sie kleinmütigen Stimmen Gehör schenken. Deutschland, das den Krieg niemals gewollt, das vielmehr seit Jahrzehnten die ungeheuersten Opfer gebracht hat, um durch seine Rüstungen die Gegner von ihren feindlichen Absichten abzuschrecken und zum Frieden zu nötigen, ist, wie der Reichskanzler in seiner letzten großen Rede es aufs neue betont hat, jederzeit zum Niederlegen der Waffen bereit. Bei Beginn des Krieges hätte es sich mit Ersatz seiner Opfer und einiger bescheidener Bürgschaften gegen künftige Überfälle begnügt. Jetzt, nach fast zweijährigem Kampfe, nach ungeheuren Aufwendungen an Gut und Blut, kann es sich damit nicht mehr zufrieden geben. Jetzt muß es nicht allein Sicherheit vor ferneren Angriffen sondern mehr verlangen. Die Möglichkeit dazu bieten ihm die Eroberungen, die es mit seinen Verbündeten im Osten, Westen und Süden gemacht hat. Durch sie können die Mittelmächte sich nicht allein gegen neue Angriffe sicherstellen, sie können mit ihrer Hilfe sich auch für die erlittenen Schäden bezahlt machen. Dazu beweisen sie der Welt, daß die Pläne der übermächtigen Feinde zu schanden gemacht worden sind; das dürfte die Nachwelt von einer Wiederaufnahme der französisch-englisch-russischen Pläne abschrecken.

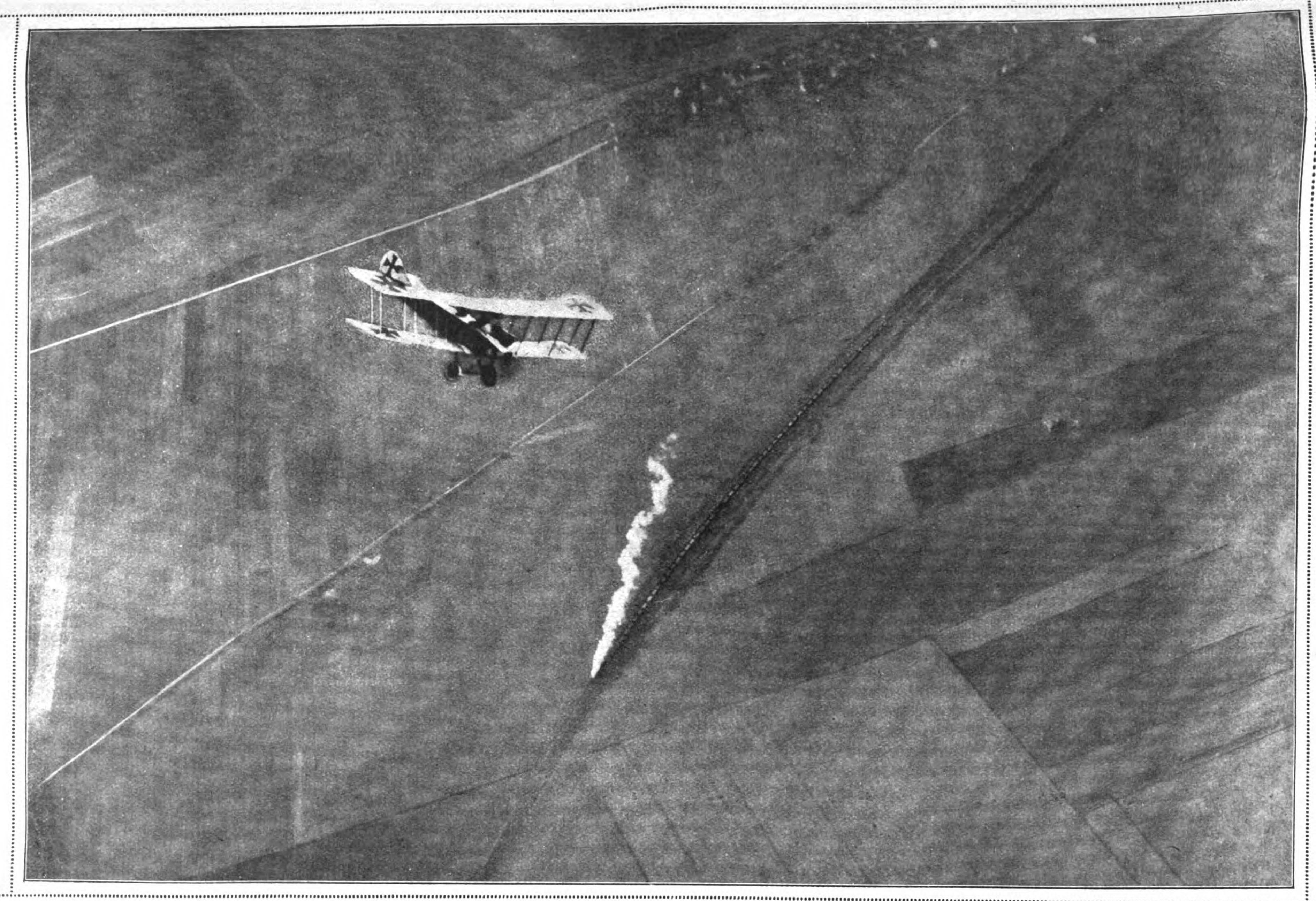
Die Kosten des von England im Verein mit Frankreich und Rußland heraufbeschworenen Weltkriegs werden aller Wahrscheinlichkeit nach von den beiden letzteren und von den durch sie verführten kleinen Staaten in irgend einer Form zu tragen sein.

Daß aber England, der Hauptschuldige, diesmal ebenso straflos ausgehen wird, wie nach dem siebenjährigen Kriege, den Napoleonischen Kämpfen, dem Krimkrieg, wollen wir nicht hoffen. Stark werden zur Beeinträchtigung des englischen Gewinns Japan und die Vereinigten Staaten beigetragen haben. Sie haben sich in dem Kriege nicht nur in ungeahnter Weise bereichert, sondern auch politisch verstärkt. Japan ist heute der Herrscher des Stillen Ozeans; weder in Ostasien noch in der Südsee und Australien wird fortan eine andere Macht mitzureden haben. Die Vereinigten Staaten sind die unumschränkten Herren Amerikas geworden. Die Hilfe, die sie England in so reichem Maße geleistet haben, wird letzterem teuer zu stehen kommen. Japan wie die Union werden nach jeder Richtung hin um so mächtiger, je länger der Krieg dauert. Darüber wird man sich auch in London kaum im Zweifel befinden. Diese Erwägung aber wird dort voraussichtlich schwerer ins Gewicht fallen, als alle Vorstellungen und Bitten der bedrängten Ententegenossen es können.

Je nachdrücklicher Deutschland und seine Verbündeten ihre Schläge austeilen, je weniger sie Neigung zeigen, einzulenken oder auch nur einen Deut ihrer berechtigten Ansprüche nachzugeben, um so eher werden die nüchternen Erwägungen, die hier angestellt sind, an Boden in der Welt gewinnen. Je mehr aber geschäftliche Überlegungen in den Vordergrund treten, um so mehr werden die Hetzer und Hasser allenthalben an Einfluß verlieren.

Der Fähnrich und zwei Mann. Ein Stellungskriegsstückchen. Von Hans von Goerke.

Sie hatten da vorne am Kanal eine Sappe gegen die Engländer vorgetrieben. Es war eine recht eklige Arbeit gewesen; mit jedem Spatenstich grub man ein Wasserloch, und mit jedem Meter, den man mehr vorwärts kam, wurde man mehr flankiert. Und zwar gleich von zwei Seiten: über den Kanal weg und von Osten her. Aber die Sappe kam trotzdem vorwärts, sie schob sich zwischen die englischen Gräben, sie wurde zu einem Keil, zu einem Pfahl im Fleisch der feindlichen Stellung. Bei Tage bepflasterte die englische Artillerie die Sappe mit dicken Granaten und warf die Grabenwände ein, bei Nacht wurde aber alles wiederhergestellt, und weitergearbeitet.



Ein deutscher Flieger versucht einen französischen Munitionszug auf der Strecke nach Verdun mit Bomben zu belegen.

Nach einiger Zeit mühseliger Arbeit stand die Sappe fest. Sie hatte vorne einen hübschen Sappenkopf, von dem aus sich die englischen Gräben nun wieder flankieren ließen. Wirkung und Gegenwirkung. Der Kopf war so hübsch, daß es sich wohl lohnte ein Maschinengewehr hineinzubringen, was auch geschah. Sehr gemütlich war es da vorne ja nicht, aber gemütlich ist es nie an Stellen, die dem Feinde unangenehm sind. Dafür tackte unser Maschinengewehr, sobald sich eine braune Mütze oder ein runder Stahlhelm über der feindlichen Böschung zeigten.

Viel Leute hatten wir nicht dort im Sappenkopf. Gerade die Maschinengewehrbedienung und eine Patrouille. Das genügte auch bei Tage. Warum mehr Menschen der amerikanischen Munition aussetzen?

Die Engländer im Nachbargraben wurden nach und nach immer ruhiger. Es kamen immer weniger Köpfe über der Grabenböschung zum Vorschein. Ein deutsches Maschinengewehr auf 80 Schritt neben sich zu haben, gehört sicher auch nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, besonders wenn sich dies auch von Kalibern über 20 cm nicht zum Schweigen bringen läßt.

Dem Kompagnieführer, in dessen Abschnitt die Sappe lag, wurde die Ruhe beim Tommy nach und nach unheimlich. Er blickte hier durch eine Schießscharte zum feindlichen Graben hinüber, beobachtete dort durch den Sehschlitz eines Schutzschildes, pirschte sich zum Sappenkopf vor und hob den Kopf über den Grabenrand: nichts war zu sehen, alles war mucksmäuschenstill.

„Verteufelt; die Kerls scheinen das Grabenstück geräumt zu haben!" — Es war die logische Folgerung. Der Fähnrich stand in der Nähe: Schlank, groß, forsch, neunzehnjährig, und eben von seiner ersten Verwundung genesen. „Fähnrich, wollen Sie mal nachsehen, ob noch der Kamerad da drüben zu Hause ist?" Die jungen Blauaugen blitzen. „Jawohl, Herr Leutnant." — „Na, dann Gott befohlen, los! — Nehmen Sie sich noch Jemand mit!" Freiwillige vor! Da kommt der schlaksige Bankbeamte aus dem Thüringischen, der für einen rechten Parademarsch so garnicht geschaffen wäre, und der kleine untersetzte Bauernjunge aus der Mark, der dem Bankmann mit dem Scheitel nur bis an die Achselklappe reicht. Es kommen noch mehr, aber der Fähnrich hat an den zweien genug. Es ist ja heller lichter Tag, und da ist's eine verdonnerte Sache, gegen einen Graben Patrouille zu gehen, von dem man nichts Genaues weiß und zu dem der Weg noch von anderen Grabenecken und Beobachtungsstellen einzusehen ist. Eine unangenehme Sache, denn der Tommy hat nicht nur Gewehre und Kanonen, er hat auch noch Hand- und Gewehrgranaten, hat Minen- und Ladungswerfer und andere schöne Dinge mehr, die alle auf das Stück zwischen den beiden Gräben hinlangen. Fünf sieht man aber eher wie drei, trotzdem man drei außerhalb der Deckung auch sehr schnell erkennen kann. Da ist also „der Fähnrich und zwei Mann," das heißt: drei Herzen auf dem rechten Fleck! Sie stehen am Eingang der Sappe in den Graben. „Also, Gott befohlen — los!" — „Kinder, Mund halten und nachkommen!" sagt der Fähnrich. Die andern beiden wissen schon, um was es sich handelt.

Gebückt geht es in der Sappe vorwärts. Die Engländer liegen mit ihrem Artilleriefeuer gerade auf einer anderen Stelle, also ist es verhältnismäßig ruhig und sicher. Man kann auch annehmen, daß die feindliche Artilleriebeobachtung zur Zeit nicht allzuscharf auf die Sappe merkt. Das kann sich natürlich jeden Augenblick ändern, denn die Scherenfernrohraugen streifen unentwegt das Gelände ab, und wo sich etwas rührt, halten sie an und blicken schärfer; die Quittung bleibt dann meist nicht aus: mit Singen und Pfeifen kommen die Schrapnells oder die Granaten.

Im Sappenkopf gibt's noch eine kurze Rücksprache mit den Leuten am Maschinengewehr. „Wenn ich Feuer bekomme", instruiert der Fähnrich, „dann kämmt ihr mir sofort die Böschung ab, damit die Tommys den Kopf und die Gewehre wieder einziehen. Also aufmerken!" Die Bedienung nickt. „'s ist gut." — „Los, raus aus dem Graben!"

Die Granaten haben Löcher in den Boden geschlagen, runde natürliche Löcher, auf deren Grund eine schmutzige Pfütze steht. Diese Löcher geben den dreien jetzt Deckung. Von Trichter zu Trichter springen sie vor. Oft verheddern sich im kurzen Lauf die Beine in den Resten der zerschossenen Drahthindernisse, oft ist an ein Laufen nicht zu denken; mühsam müssen die drei durch den tiefen Lehmboden zum nächsten Granatloch waten, bis an die Kniee einsinkend und stets in der Furcht, daß einer der „Knobelbecher" im Schlamm stecken bleibt.

In jedem Trichter wird eine Atem- und Beratungspause gemacht. Die Köpfe heben sich vorsichtig über den Rand, spähen nach dem feindlichen Graben hinüber, blicken zurück nach unserem Sappenkopf: die drei müssen sich neu zurechtfinden. Man verläuft sich nämlich gar zu leicht zwischen den Gräben, selbst wenn der Weg nur 100 Meter lang ist. Der Boden hat keine Merkzeichen: er ist eine halbschwimmende Bahnfläche, voller Löcher, überzogen mit einem Gewirr von Drähten, spanischen Reitern, Drahtspiralen; Holz- und Eisenpfähle stehen schief und krumm unregelmäßig umher; alles ist drei-, viermal umgeworfen und ineinandergewirbelt durch die platzenden Geschosse, die über ein Jahr Tag für Tag diese Stelle zerfetzen.

Aber der Fähnrich hat klare Augen und eine gute Nase. Er findet seinen Weg schon: „Wir müssen den Luders in den Rücken" sagt er und schlägt einen Haken gegen den Kanal. Drüben bleibt alles still, auch das Artilleriefeuer liegt noch wo anders. Der Tommy paßt nicht auf. Um so besser. — Nach einer Stunde Springens, Kriechens, Ausschauhaltens, hebt der kleine Märker mit einem Male die Hand: „Herr Fähnrich — da!" Er winkt nach halb rechts rückwärts. „Runter!!" schreit halblaut der Fähnrich. Schwapp liegen die drei platt im Lehm, nur die Köpfe sind gehoben. Es ist ein bischen viel, was sie da sehen. Zwischen ihnen und dem neuen Sappenkopf liegt jetzt der halbeingefallene englische Graben. „Sind die Kerls faul", denkt der Fähnrich als Erstes, „wenn unser Graben so aussähe, würden wir schön auf den Schwung gebracht werden!" Dann blickt er genauer hin. Im feindlichen Grabenstück nicht 50 Schritt von ihnen, hocken etwa 30 Engländer; einige schaufeln ein wenig im Modder, die anderen sind an die Böschung gekauert und saugen an ihren kurzen Pfeifen Zigaretten.

Der lange Bankmann nimmt die Flinte an die Backe. „Nicht schießen" flüstert der Fähnrich. „Wir müssen näher heran." Das Herz klopft ihm: dreißig gegen drei ist viel. Aber er hat keine Furcht vor den Tommys. „Vorkriechen!" — Jetzt sind sie auf 30 Schritt heran. Die Gewehre liegen im Anschlag: „Hands up!" brüllt der Fähnrich und noch mal: „Hands up!" Die Engländer springen auf, greifen nach ihren Flinten, schicken ein paar Kugeln zu der Patrouille. Da tackt aus der Sappe das deutsche Maschinengewehr, und schnell sinken die Feinde nieder hinter die Böschung. „Hands up!" Einer will noch schießen. Da macht der Bankmann den Finger krumm und legt ihn auf den nassen Lehm. Die meisten werfen jetzt gleich die Gewehre fort; den anderen werden noch ein paar Kugeln hinübergeschickt, da geben auch sie den Widerstand auf. Nur einer hebt noch einen Revolver und schießt nach den Dreien. „Ein Offizier!" Das ist ein Fressen für unsern Fähnrich. „Hands up!" ruft er und jagt ihm am Kopf eine Kugel vorbei. Da sinkt auch der Browning.

Nun gehen die Drei aufrecht vor. Sehr angenehm ist die Lage immer noch nicht, denn jeden Augenblick kann Unterstützung für die Engländer kommen. Es heißt schnell handeln.

Der Fähnrich winkt zur Sappe, die drüben verstehen. Die Zwei andern halten die Gewehre schußbereit und blicken nach allen Seiten. Der Fähnrich weist nach unser Sappe, schickt den Ersten aus dem Graben. Dem Ersten folgt der Zweite. Einzeln marschieren sie hinüber zu unserer Linie: Gefangen.

„Pühühsss — funk!" Da pfeifen die englischen Schrapnells heran. Der Beobachter da drüben hat den Vorgang bemerkt. Daß es seine eigenen Landsleute sind, auf die er feuert, kümmert ihn wenig, sie haben sich ja ergeben! ‚Ungemütlich!' denkt der Fähnrich. Aber er rührt sich nicht vom Platze. Erst müssen die Gefangenen in Sicherheit sein. Die haben es jetzt mit einem Mal eilig vor den eigenen Schrapnells. In der halben Zeit sind sie im deutschen Graben, wo sie von kräftigen Fäusten empfangen werden. Als letzte verlassen der Fähnrich und seine zwei Mann den englischen Posten.

Drüben schüttelt man ihnen die Hände. Dann kommt Tätigkeit in die Kompagnie, erst einzeln, dann in Gruppen geht es hinüber in das genommene Stück; mit Spaten und Äxten, mit Faschinen und Schutzschilden. Die englischen Schrapnells sausen über die Köpfe — aber trotzdem wird der feindliche Graben „umgedreht" — er ist unser. Der Fähnrich hat ihn mit zwei Mann genommen.

Einen Leutnant und 28 rifflemen führt der Fähnrich nach rückwärts — seine Gefangenen. Er bringt sie zum Regiment, zur Brigade, zur Division und schließlich zum Generalkommando. Überall wird er beglückwünscht. Der Kommandierende General läßt sich die Drei vorstellen, belobt sie und verleiht ihnen im Namen Seiner Majestät das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Wie die drei Augenpaare glänzen, als das schwarz-weiße Band im Knopfloch befestigt ist und das Kreuz leise klingend gegen den dritten Waffenrockknopf schlägt! — „Schade", sagt ein Offizier vom Generalkommando, „daß der Fähnrich noch nicht das Kreuz 2-ter hatte; er hätte sich die Erste Klasse heute holen können". — „Die holt der sich bald nach!" meinte ein anderer.

Vier Wochen später war unser Fähnrich Leutnant. — Es ist schon etwas Schönes um einen deutschen Fähnrich mit zwei Mann!



Husarenpatrouille auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Aufnahme Photothek.

Patrouillenritte. Von Hofprediger Dr. Vogel.

Neulich wurde die Frage aufgeworfen, wozu mehr persönlicher Schneid gehöre, ob bei der Infanterie, wenn's heißt: Sprung — auf! Marsch, Marsch! und nun der todesmutige Ansprung und wilde Sturmangriff gegen die festverschanzte feindliche Stellung bis hin zum blutigen Bajonettkampfe durchgeführt wird — oder ob bei der Kavallerie, wenn's gilt, „Patrouille gegen den Feind" zu reiten?

Dort, bei der Infanterie, kennt der Soldat die Stellung und sieht seinen Feind — hier, bei der Kavallerie, weiß der Reiter wenig oder nichts von seinem Gegner. Meist weiß er überhaupt gar nicht, was der Waldrand da drüben birgt, ob das Dorf da vorn besetzt ist, ob hinter den Fenstern im Städtchen verschüchterte Einwohner sitzen oder heimtückische Franktireurs sich bergen. Beim Infanteriesturm zündet die Begeisterung; die gewaltige Hochwelle der ganzen großen, hurra-schreienden, vorwärtsstürmenden Männermasse trägt jeden einzelnen und reißt auch den Zagen mächtig mit fort. Anders bei der Patrouille; ganz wenige sind auf sich allein angewiesen, sie trägt und stärkt nicht das große Ganze, wohl aber ist sich jeder der ihn fortgesetzt umschwebenden besonderen Gefahren voll bewußt: dein Pferd kann lahm, verwundet werden oder stürzen, du selbst kannst angeschossen werden, kein Arzt verbindet dich, kein Lazarett nimmt dich auf, du bleibst allein liegen und verkommst oder fällst in die Hand feindlicher Einwohner.

Und noch ein anderes: Bei der Infanterie **muß** jeder seinen Mann stehen, ob er will oder nicht, denn er kämpft unter den Augen aller — der Mann, vollends der Führer der Patrouille aber ist ohne Beobachtung, er **könnte** in gefahrvoller Lage ausweichen und sich drücken, ihn zwingt und drängt zu kühn entschlossenem Handeln kein äußerer Zwang, nur eines: das Gewissen, der kategorische Imperativ der Pflichttreue bis zum Tod! Er weiß, du sollst soweit wie möglich vorwärts fühlen, soviel wie möglich sehen und dann berichten. Und all diese Beobachtungen und Meldungen werden dann grundlegend für die Entschlüsse und wirken oft umgestaltend auf die Maßnahmen der höheren Führung des Ganzen.

Darum ist trotz aller Gefahr, eben wegen seiner hohen Wichtigkeit gerade der Patrouillendienst neben der Attacke der schönste für den deutschen Reiter. Auch Unteroffiziere und Mannschaften empfinden das aufs stärkste und erzählen blitzenden Auges davon, daß sie sich nie so dienstfreudig, so waffenfroh, so tatendurstig und so frei gefühlt haben als bei dieser Art des Kriegsdienstes.

Und allen Gefahren gegenüber fühlen sie sich getragen von dem stillen Glauben:

Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen
Und der dich behütet, schläft nicht ...

Dies beides, diese Vermählung germanischer Waffenfreudigkeit und christlicher Zuversicht, bildet „das deutsche Geheimnis", an dem unsere Feinde jetzt bewundernd herumraten, diese Brunnenstube des großen, rauschenden, glänzenden Stromes der deutschen Erfolge im gegenwärtigen Weltkriege.

Am 11. August 1914 hatte eine Eskadron des 3. Garde-Ulanenregiments zwei Offizier-Patrouillen zu stellen, die eine sollte gegen die Maas, die andere gegen Custinne aufklären; die Führung dieser letztgenannten wurde dem Leutnant Johann August Prinzen zu Stolberg-Roßla übertragen. Um vier Uhr früh ritt die Patrouille ab, vom Führer der Bagage in aller Eile noch mit einer Tasse heißen Kaffees gestärkt. Es war ein herrlicher Sommermorgen, leichter Nebel schwebte noch über Belgiens üppigen Wiesen und Koppeln, hier und da sah man deutsche Feldwachstellungen und ebenfalls ausrückende Patrouillen anderer Truppenteile, sonst schien überall tiefster Friede zu herrschen. Der Führer mustert mit zufriedenem Blick noch einmal seine Leute, alles rechte „Stobige", wie der frühere Spott- und jetzige Ehrenname die Gelben Ulanen benennt, alles Leute, auf die er sich fest verlassen kann und die gleich ihm nicht nur darauf brennen, freudig ihre Soldatenpflicht als Aufklärungspatrouille zu tun, sondern am liebsten an den Feind heranwollen. Das Dorf Montgauthier ward vom Feinde frei befunden, auch waren nirgends Spuren von Kraftwagen zu erblicken, in denen aufklärende Infanterie, wie vermutet wurde, vorbefördert sein konnte. In Custinne ließ sich ebenfalls nichts vom Feinde feststellen. Dort war man nunmehr auch auf der Vormarschstraße der mit uns operierenden 5. Kavallerie-Division und konnte somit zurückkehren. Darum ließ der Prinz 2 Kilometer nordöstlich des Dorfes an einer Waldecke absitzen und schrieb seine Meldung. Gerade in diesem Augenblick, es war um ein viertel zehn Uhr, kam auf der Chaussee vom Dorfe her in schärfster Gangart ein Wachtmeister mit acht Mann eines anderen Regiments angejagt und rief, sie würden von einer feindlichen Schwadron verfolgt. Gleich darauf zeigte sich auch schon in einer Entfernung von 500 Meter ein Zug derselben, der in eiligster Verfolgung herankam. Die andere Patrouille war verschwunden, und der Prinz mit fünf Ulanen — einige waren inzwischen mit Meldungen zur Division zurückgeschickt — allein. Jetzt galt es, rasch, entschlossen und umsichtig handeln. Der Bursche Plewnia wurde mit den Pferden in den Wald geschickt, die anderen besetzten den Chausseegraben und brachten ihre Karabiner in Anschlag. — Die Herzen pochten, die Muskeln strafften sich, die Augen suchten über Kimme und Korn hinweg das ahnungslos heranjagende Ziel. Wie eine Windsbraut in Kolonne zu vieren kam der feindliche Zug — es waren 16. Dragoner aus Reims — angebraust. Jetzt kracht die Salve der kleinen Schar in ihre Reihen hinein. Entsetzt werfen die Franzosen sofort ihre Rosse herum, Gestürzte, Verwundete und Tote zurücklassend. Kaum ist Zeit zum Durchladen, da ist auch schon der zweite Zug heran. Auch diesem ergeht es nicht besser. Den Oberkörper auf den Hals ihrer Pferde niedergebeugt trieben die fränkischen Reter diese unter lautem Geschrei zu schnellster Gangart an, ohne von ihren Lanzen, die sie sehr wohl hätten verwenden können, Gebrauch zu machen. Nur die Offiziere und einige Unteroffiziere feuerten im Vorbeijagen blindlings ihre Revolver ab. Schwer verwundet

sank der Führer der Schwadron, ein Oberleutnant, mit seinem toten Roß neben dem Prinzen Stolberg zur Erde. Aber auch unsere Patrouille hatte einen Verlust zu beklagen: der treue Bursche, von einer Pistolenkugel durch Unterleib und Rückgrat getroffen, lag schwerverwundet am Boden. Trotzdem schon Todesdunkel ihn umschattete, hielt er doch die Zügel der ihm anvertrauten Pferde krampfhaft in der erstarrenden Hand. Er starb gleich darauf in den Armen seines herbeigeeilten Herrn. Da kam der dritte, stärkste Zug der feindlichen Schwadron. Der Prinz ergriff den Karabiner des toten Burschen, denn seine Pistole war zweimal ausgeschossen. Mit dem Rest der Patronen wurden die Herankommenden unter Feuer genommen — auch sie hatten kein Glück. Außer den Toten lagen zwanzig Pferde auf der Straße. Oberleutnant Dormand und mit ihm zehn andere Verwundete wurden gefangen genommen. Der französische Offizier bat den Prinzen, ihn nicht, wie es bei den Deutschen üblich sein solle, als Gefangenen zu erschießen, er sei verheiratet und habe Kinder. Übrigens führte er Karten für die Gegend Straßburg, Mainz und Würzburg bei sich!

So wurde durch die gefürchteten altdeutschen Heerestugenden, Entschlossenheit und feste Manneszucht, einer schwachen Patrouille und ihres Führers eine ganze feindliche Schwadron zersprengt. Die Geflüchteten gerieten dann weiterhin ins Feuer der 5. Kavallerie-Division, so daß nur wenige entkommen sein mögen. Unsere Patrouille gab ihre Gefangenen dort ab, ließ sich bei der Maschinengewehr-Abteilung mit neuer Munition versehen und traf bei Ciney wieder zur Division. Mit gezogenem, erbeuteten Offizierpalasch meldete sich Prinz Stolberg beim Kommandeur und konnte mit Stolz von seinem Erfolge Meldung erstatten. Dann kamen sie mit ihren Beutepferden zum Regiment zurück, wo sie mit freudigem Zuruf begrüßt wurden, hatten sie doch als erste vom Regiment Gefangene gemacht.

⌘ ⌘ ⌘

Aber es geht nicht immer so gut und ruhmvoll ab, sondern es kostet oft bittere Verluste. Um dieselbe Zeit sollte nach eingegangener Fliegermeldung ein feindliches Bataillon die Maas überschritten haben. Eine Patrouille von zwanzig Mann wurde entsandt, um nähere Aufklärung zu verschaffen. Früh um halb sechs Uhr rückten sie aus; die Dörfer, durch die man kam, machten durchweg einen friedlichen Eindruck, und die Reiter konnten sich darauf beschränken, die noch unversehrten Telephon- und Telegraphenleitungen vermittels Drahtscheren zu zerstören. Gegen zwei Uhr erreichte man Yvoir an der Maas. In einem vor dem Ort liegenden Hause stand der Besitzer mit seinen beiden Töchtern in der Türe. „Sind Franzosen hiergewesen?“ fragte der Führer. „Jawohl, heute vormittag,“ lautete die Antwort. Links vom weiteren Verlauf der Chaussee lag eine ziemlich steile Höhe mit Gebüsch; dort hinauf bog die Patrouille ab, um zu beobachten. Kaum aber war man dort angekommen, als der Chausseegraben unten auch schon von feindlichen Schützen besetzt war, die, mit fünf Schritt Abstand ausgeschwärmt, die Höhe unter Feuer nahmen. Vielleicht waren sie telephonisch verständigt, denn man hatte es unterlassen, zwischen dem letzten Dorf, durch das man kam, und Yvoir die Leitung zu zerstören. Zum Attackieren hinab war die Höhe zu steil, Deckung droben war nicht vorhanden, und nach rückwärts fiel der Berg schroff gegen die Maas ab. So blieb nichts anderes übrig, als auf dem gekommenen Wege, schräg an der besetzten Chaussee vorbei, Rückweg und Rettung zu versuchen. Einige Leute, die junge Remonten ritten, kamen nicht schnell genug auf die unruhig gewordenen Tiere hinauf und wurden abgeschossen, andere fielen unterwegs, auch der Führer stürzte, rettete sich jedoch zu Fuß ins Gebüsch; sein Pferd lief weiter. Ein Mann, dessen eigenes Tier mit acht Schuß zusammenbrach, griff das ledige Tier und entkam darauf. Im nächsten Dorf fanden sich von den zwanzig nur drei unversehrt und zwei verwundet zusammen. Die ersteren erreichten am Abend ihr Regiment, die letzteren gerieten in Gefangenschaft; einer ist verschollen, der andere kam nach Namur, wo er bei dem Fall der Festung bald wieder befreit wurde. Wieder einer meldete später seine Gefangenschaft in England, der Führer kehrte am dritten Tage zu Fuß und ein Mann auf einem Fahrrad zurück. Er hatte sich am Abhang des Berges in ein Fuchsloch verkrochen und mußte dort den Rest des Tages und die halbe Nacht in qualvoller Enge aushalten.

⌘ ⌘ ⌘

Am 3. Oktober 1914 entsandte die Vorhut der Garde-Kavalleriedivision den Oberleutnant Erbgrafen Neipperg vom Regiment der Gardes du Corps mit dem Auftrage, die Straße auf Henin—Liétard—Béthune aufzuklären und den Verbleib des Feindes festzustellen. Der Führer suchte sich aus der Schwadron die bewährtesten Patrouillenreiter heraus, und schon lange vor Sonnenaufgang ging's in den grauen, kalten Herbstnebel hinein. Nach längerem Ritt trafen sie an einer einsamen Scheune auf die ersten frischen Spuren eines dort ausgefochtenen Kampfes. Auf Stroh gebettet lagen stöhnend und jammernd gegen vierzig schwerverwundete Franzosen; ein echter Bayer, mit kurzer Pfeife im Mundwinkel, hielt draußen an der Tür die Wache, während drinnen ein gefangener Sanitätssoldat seine Landsleute pflegte. Im Hofe konnten die Pferde getränkt, Beschlag und Sattelzeug nachgesehen werden, dann ward wieder aufgesessen, und es ging dem immer näher schallenden Kanonendonner entgegen. Auf den Höhen vor Drocourt umschwirrten aus dem Kampf abgeirrte Kugeln wie müde Schwalben unsere Reiter. Gleich darauf wurden sie Augenzeugen, wie die Bayern vor ihnen das Dorf Rouvroy erstürmten; durch den Donner der Geschütze und das Knattern der Gewehre schallte das wilde Hurra der Stürmenden herüber. —

Hinter zwei großen Strohdiemen hat ein Divisionsstab seinen Gefechtsstand. Die Patrouille meldet sich, und der Kommandeur macht den Führer mit der gegenwärtigen Stellung des Feindes und Kampfes bekannt; er rät ihm, wenn er auf Henin—Liétard reitet, recht vorsichtig zu sein, die Gegend wimmele von Franktireurs.

Bald wurden die Fördertürme und Halden dieses Städtchens, im großen Kohlenrevier gelegen, sichtbar, also Schritt, vorsichtig sich herangefühlt und dann hinein. Scharf hält jeder Mann Ausschau nach rechts und links, genau müssen sie auf Häuser, Höfe und Gärten achten, denn hier ist heißer Boden; jeden Augenblick können die Schüsse von Franktireurs oder in Zivil verkleideter Soldaten krachen. Auf der Straße stehen äußerst fragwürdig erscheinende junge Burschen herum, die sich unauffällig rasche Zeichen geben. So kommt die Patrouille auf den Markt, da erscheinen plötzlich aus einer Nebenstraße Radfahrer — Gott sei Dank! es sind Deutsche, deutsche Jäger; hinter der Spitze folgt die Kompagnie und der Hauptmann im Auto. Das war eine angenehme Überraschung, und so ist denn der Gruß, den Gardes du Corps und Jäger austauschen, ein recht freudiger.

Vereint ging es weiter; in dieser Stärke ließ sich die Stadt schon eher durchschreiten. Die Reiter blieben vorn, die Jäger folgten nach.

Gleich hinter dem Eisenbahndurchgang von Henin—Liétard sieht man schon die Häuser des Grubenortes Billy-Montigny, denn ein großes, stadtartiges Dorf reiht sich hier ans andere. Auf der Chaussee dorthin trieben sich wieder halbwüchsige Burschen herum, die beim Anblick der fremden Reiter mit den Armen fuchtelten und dann querfeldein davonliefen. Der geübte Patrouillenführer weiß schon, solch auffälliges Gebaren von Zivilisten bedeutet nichts Gutes. Darum halt! und mit dem Glase das vorliegende Gelände erst mal scharf abgesucht. Richtig! Da ist etwas. Unmittelbar vor den ersten Häusern hebt sich deutlich ein schwarzer Kopf aus dem Rübenfelde — näher heran! Da zeigt sich auch der frische Aufwurf eines Schützengrabens; auf beiden Seiten der Chaussee zieht er sich dahin, und besetzt ist er auch. Im nächsten Augenblick pfeift eine zu hochgehende Salve über die Köpfe unserer Reiter hinweg. Zurück! Die Fühlung mit dem Feinde ist erreicht. Die nachfolgenden Jäger müssen benachrichtigt und auch an die Division kann eine Meldung entsandt werden.

Zu diesem Zwecke geht die Patrouille in den Hof einer großen Fabrikanlage; vor die Einfahrt wird ein Posten gestellt, die andern ziehen mit den Pferden hinter die hohe Mauer, die das Ganze umschließt, wo sie gegen Sicht und Schuß gedeckt sind. Der Graf geht ins Pförtnerhäuschen, setzt sich an den Tisch und schreibt seine Meldung. Auf einmal schrillt neben ihm die Glocke des Telephons — auch ein Laut, den man seit vielen Wochen, seit Potsdam, nicht mehr gehört hat! Gespannt nimmt er den Hörer ans Ohr —

„Êtes-vous encore la?“ fragte hastig die Stimme einer Französin.

„Mais oui!“ antwortete der Graf.

„Courrez vite chez le capitaine et dites-lui, qu'il parte aussi vite que possible, parce qu'il arrive de la cavallerie, de l'infanterie, des mitrailleuses et des canons!“

Wer war der capitaine und wo war er? Wahrscheinlich doch in der nächsten Nähe — dann ließe sich der eben gehörte, interessante Auftrag ausführen, und man könnte monsieur mit seinen Leuten festnehmen, ehe er vor den deutschen Truppen ausreißt. Darum die vorsichtige Gegenfrage: „Mais, où puis-je trouver le capitaine? De quel côté le chercher?“

„Mais, nous l'avons déjà arrangé hier! Du côté de Lens! Ça ne sert à rien de faire résistance, les Allemands sont trop forts, il y en a trop, qu'il se retire avec ses soldats ...“ ein Knacken, und die Leitung ist unterbrochen, trotz aller Bemühungen, die andere Stelle antwortet nicht mehr. Geschah die Zerstörung der Leitung draußen von anderer Hand, oder hatte die unbekannte Schöne aus den verfänglichen Gegenfragen plötzlich Lunte gerochen und war ihr mit Schrecken und Entrüstung die Erleuchtung gekommen: du sprichst bereits mit dem Feinde?

Der Jägerhauptmann trat ein und ließ sich über den Graben vor Billy aufklären. Einige Pferdehalter blieben

zurück, die andern pirschten als Schützen mit einem Zuge der Jäger mit vor. Hin und her pfeifen die Kugeln, der Graben wird vom Gegner geräumt, vier tote Zivilisten, die sich bei näherer Untersuchung auch als Soldaten herausstellten, sind darin liegen geblieben, aber aus den nahen Häusern schießt es weiter. Dagegen ist nicht anzukommen; doch die Patrouille wird mal herumfühlen, was der Ort eigentlich birgt.

Wieder umpfeifen sie dabei Kugeln, aber diesmal kommen sie hinter einem Strohdiemen hervor; im Galopp geht's darauf los, und schon laufen ihnen ein paar junge Kerle in blauen Arbeiterkitteln entgegen, die Hände in die Höhe gehalten zum Zeichen der Ergebung. Sie werden festgenommen und genau untersucht. Die Blusen, die sie trugen, waren ganz neu, der Preis stand noch darinnen, darunter kam ein französisches Kommißhemde zum Vorschein; auch Untersachen und Stiefel waren mit Stempel und Regimentsnummer versehen, selbst sein Soldbuch führte der eine der Helden bei sich. Nun half alles Leugnen nichts mehr, und sie räumten denn auch ein, aktive, aber verkleidete Soldaten zu sein. Die Strafe für solch hinterlistige, echt französische Kampfesweise ward sofort an ihnen vollstreckt. Das Dorf selbst erwies sich als stark vom Feinde besetzt; auch die Jäger, die inzwischen einige Häuser genommen hatten, kamen nicht weiter vor, erst als die Artillerie sich der Sache annahm, gab's Luft.

Früh brach der Abend herein, der Zweck der Patrouille war erfüllt, in dem Haus eines geflüchteten Bergwerksdirektors quartierte sich der Führer zur Nacht ein. Im Schreibtisch, den er zufällig aufzog, liegen schöne photographische Negative, sie zeigen, wie französische Offiziere und Unteroffiziere Bergarbeitern im Schießen, Ausnützen des Geländes und im Bau von Schützengräben Anleitung geben. Es ist keine Jugendwehr, sondern viele von ihnen befinden sich deutlich schon in einem Alter, in dem sie jegliche Dienstpflicht bereits längst hinter sich haben. Das war die Organisation des Franktireurkrieges! Und so ließen diese gefundenen Aufnahmen unseren Führer am Abend des schweren Tages zufällig noch hinter die Kulissen schauen und lehrten ihn vieles verstehen, was im großen Drama des Krieges an besonderen Schwierigkeiten unseren Truppen, wie besonders unseren Patrouillen, täglich entgegentrat.



Feldartillerie an der Aisne. Gemälde von Wilhelm Schreuer.

31

Deutsche Dardanellenfahrt. Von Hans von Hülsen.

Nachts, wenn zu Hause
Die Mütter und kleinen Brüder schlafen gehn,
Dann sitzen sie noch wach in der stählernen Klause.
Zehn wachen, es schlafen zehn.
Und ist nichts als der Wogen Gebrause
Und das Mahlen des Motors. Da spricht der Kap'tän:
„Jungens, der Tag war heut wunderschön!
Seid mir alle an Deck gekrochen.
Habt ihr die Sommerluft gerochen?"
Einer sagt: „Was schert mich die Luft
Und der sommerliche Duft?!
Wünsche nur immer, wir machten die Klappe zu
Und gingen zwanzig Faden 'runter:
Bloß da unten bin ich munter
Und hab' vor den dummen Gedanken Ruh ..."
Er schweigt. Ihn fragt der Kapitän:
„Was denkst du denn immer Dummes, min Sähn?"
Der andere runzelt die blonde Braue,
Als ob er sich's nicht zu sagen getraue.
„Na, man 'raus mit der Sprache!" — „Ach, bloß so.
Ich denke bloß immer an die über See,
An die ‚Emden' und an den Spee.
Und wenn ich bei denen wär', wär' ich froh.
Ja, die sind Helden! — Aber hier?!
Was sind wir?!
Wir gondeln nun schon vier Wochen umher,
Sehen nichts als das olle Meer,
Schlafen und wachen, wie am Lande,
Sonnen uns auf Deck, wie am Ostseestrande,
Fahren immer die Kreuz und Quer,
Ohne nur einmal zum Schuß zu kommen — —
Sehn Sie, Herr Kap'tän, das macht mich beklommen.
Wär' ich bei Coronel gewesen
Oder auch bei den Falklandsinseln,
Und hätte diesen englischen Hochmutspinseln
Gründlich das Einmaleins gelesen ...
Aber hier!"
Es lächelt der Kapitän:
„Junge, wer wird denn so hitzig sein!
Aber ich wette, ihr seid es alle,
Alle zwanzig in diesem engen Stalle,
Und das ist gerade fein.
Doch es ist nun einmal unsre Pflicht!
Nun geht und weckt die Schicht!
Löscht das Licht!
Ihr selber könnt schlafen gehn,
Es ist zehn."
Nun sind sie verschwunden. Das Licht verglüht.
Nur die Bussole leuchtet noch helle.
Immer mahlend rumort die Welle
Und der Motor stampft, nimmermüd ...
Der Kapitän hält die Hand am Steuergriff
Und blickt hinab auf die zitternde Nadel:
Draußen ist Sturm ... und das kleine Schiff
Schlingert und rollt ... Doch ohne Tadel
Hält er den Kurs: Ost! Immer Ost!
Das ist ihm seit Wochen Last und Trost,
Seit er der grauen Irischen See
Und ihren Nebeln und Minen entronnen
Und mit einer kecken Wendung nach Lee
Die blaue Weite des Ozeans gewonnen ...
Er denkt zurück, träumend gelehnt an die Wand von Stahl:
Wilhelmshaven, ein Tag im Mai.
Vor ihm steht der Admiral
(Weißer Bart, Augen wie Stahl
Und die Stirne wundervoll frei),
Der fährt mit dem Finger entlang auf der Karte:
„Kapitänleut'nant, Sie wissen, was ich erwarte.
Ihr Boot war immer unser Stolz.
Und grüßen Sie Liman und von der Goltz."
Er schaut durchs Sehrohr: kein Feind in aller Ferne —
Nur die blau-samtene, südliche Nacht
Und am Himmelsrund ein Reigen silberner Sterne.
Er kennt diese Pracht:
Früher, vor dem Kriege, vor ein paar Jahren,
Als er mit „Frauenlob" in diesen Breiten gefahren,
Da haben sie oft, Leutnants und Kadetten,
Bei Bier oder Wein und Zigaretten
Die blauen Nächte an Deck verwacht — — —
Nun sieht er nur, durch des Sehrohrs schwarzen Schacht,
Von ferne die Sterne, die damals so nahe schienen,
Und gleitet selbst in der Tiefe dahin, bei Hai und Delphinen ...
Und er zieht die Uhr und hält sie ans Licht:
Im Fieber rötet sich sein Gesicht
Und fester krampft sich die Hand ums Steuerrad:
Drei Stunden noch, dann kommt sie, die Stunde der Tat!
Die Stunde, die Stunde, seit Wochen ersehnt und erharrt,
Die Stunde, für die er Torpedo und Pulver gespart. —
Und wieder nimmt er das Rohr vors Gesicht:
Schon verbleichen die silbernen Sterne,
Und im Osten dämmert rosig das Morgenlicht.
Aber da — ganz zart, ganz ferne —
Schimmert bläulich ein leicht geschwungenes Band:
Das ist Land! Das ist das Land!!
Und davor, wie schlafende, träge Tiere,
Liegen auf der blauen Flut der Schiffe viere ..
Der Kapitän winkt den Rohrmeister 'ran
Und läßt ihn durch das Sehrohr blicken:
„Dunnerkiel! Dat is'n Ziel!" stammelt der voll Entzücken.
„Rohre parat? — Jetzt gilt die Tat!
Wecken Sie die Leute, es gäbe Beute ..."
Nun sind sie dran. Der Führer steht
Am Rohr und späht.
Die Rechte umklammert das Steuer wie einen Säbel,
Die Linke liegt lose auf dem todbringenden Hebel —
Stählern gespannt sind alle Glieder.
‚Jetzt!' denkt er: ‚jetzt!' — und drückt ihn nieder ...:
Und aus dem Rohr mit Gezisch fliegt der bronzene Fisch,
Wühlt sich durchs Wasser, prallt auf und dringt mit Getöse
In des schlafenden Ungetüms Gekröse — — —
Der Motor rast, daß die stählernen Wände beben,
Als fühlte er: es geht ums Leben,
Die Welle schreit —
Sekunden werden zur träge tropfenden Ewigkeit ..
„Durch!" sagt mit heiserer Stimme der Kapitän:
„Freiwache kann schlafen gehn."
— Da sind zwei Augen, die sich in Wonne weiden
Und keinen Spee mehr beneiden ...
Der Tag verstreicht, wie die vielen, vielen öden Tage.
Doch durch die Seelen der Männer, die seit Wochen
Wie das lebendige Herz des stählernen Fisches pochen,
Schreitet stumm und groß eine scheue Frage.
Es ist, als ob jeder durch die eisernen Wände
Die Fremde empfände:
Die Wunder des Ufers, des Himmels, die sie nicht sehn — —
Und schweigend sucht ihr Auge den Kapitän.
Der lächelt nur und blickt auf die Nadel nieder
Und richtet das Rohr und späht und lächelt wieder.
— Doch am Nachmittag, plötzlich, da ist auf seinem Gesicht
Ein unerklärliches Licht
Und ein Zittern in seinen Eisenhänden
Und auf seinen Lippen ein holdes Verschwenden
Von freundlichen Worten, daß alle sich fragend ansehn —
Und dann befiehlt der Kapitän:
„Nehmt die Torpedos aus dem Rohr.
Leert die Tanks. Wir gehen empor." — —
O holder Tag, wer könnte schöner sein!
Sie klettern empor und sind an Deck
Und bleiben gebannt vor Schreck:
Vor ihnen schwimmt, auf der abendlich-stillen Silberflut,
Zärtlich gemalt von sinkender Sonne Purpurglut,
Zierlich und zackig, von üppigem Grün durchzogen,
Märchenhaft eine Stadt: Minaretts, Moscheen und Bogen,
Hügelansteigend das Meer der Häuser, tiefbuchtend der Hafen,
Drin an verwitterten Tauen viele Schiffe schlafen — —
Sie stehen und staunen: Rohrmeister, Matrose und Maat,
Und blicken sich fragend an und wissen nicht Rat.
Nur einer, der als Junge vielleicht einen Bilderbogen gesehn,
Sagt sinnend vor sich hin: „Konstantinopel ..."
Da lacht der Kap'tän:
„Recht hast du, mein Junge! Es ist kein Spuk dabei!
Wir sind hier bei Allah in der Türkei!
Was ihr da vor euch seht,
Ist Konstantinopel, wie es im Buche steht.
'ne hübsche Stadt, was? — Aber denkt nicht an Feiern und Ruhn:
Hier gibt es höllisch zu tun!
Wir müssen den Franzmann kitzeln und müssen den Englischmann zwicken —
Aber zuerst wollen wir Papa Goltz die Hände drücken!"

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

19. April 1916: Der Steinbruch südlich Haudromont genommen. Gefechte bei Thiaumont und auf der Combres-Höhe. — Südwestlich Tarnopol Minensprengung. Kämpfe am Col di Lana. — Generalfeldmarschall Frhr. v. d. Goltz in Mesopotamien am Flecktyphus gestorben. — Trapezunt im Kaukasus von den Russen besetzt.

20. April: Fortschritte an der Straße Langemarck-Ypern; 600 m Graben besetzt. Französischer Gasangriff östlich Tracy le Mont gescheitert. Kämpfe am Caillette-Walde. Geschütztätigkeit in der Woëvre-Ebene und südöstlich Verdun. — Der Gipfel des Col di Lana von den Italienern besetzt.

21. April: Heftige französische Angriffe bei „Toter Mann" westlich der Maas. Kämpfe um den Steinbruch bei Haudraumont, südlich der Feste Douaumont und im Caillette-Walde. — Angriffe bei Garbunowka, nordwestlich Dünaburg. — Russische Truppen in Marseille gelandet. — Triest mit Fliegerbomben belegt. Gefechte am Col di Lana und im Sugana-Abschnitt.

22. April: Graben an der Straße Langemarck-Ypern z. T. wieder verloren. Minensprengung am Kanal von La Bassée. Kämpfe bei „La Fille Morte" in den Argonnen, bei „Toter Mann", am Caurettes-Wäldchen, am Steinbruch Haudraumont und südlich Douaumont. — Russische Angriffe südöstlich Garbunowka und nordwestlich Dubno. — Kämpfe bei Monfalcone und am Col di Lana.

23. April: Gefechte südlich St. Eloi und beiderseits der Straße Bapaume—Albert. Gasangriff bei Tracy le Val. Fortschritte an der Höhe „Toter Mann". — Russischer Vorstoß südlich des Narocz-Sees abgeschlagen. — Kämpfe am Südwestrand der Hochfläche von Doberdo und am Col di Lana. — Deutscher Fliegerangriff auf die Insel Oesel.

24. April: Gefechte südlich St. Eloi, nordöstlich Avocourt und bei Thiaumont. — Russische Minensprengung östlich Dobronoutz. — Heftige Angriffe an der Hochfläche von Doberdo und am Col di Lana.

25. April: Handgranatenkämpfe nordöstlich Avocourt. Angriffe bei „Toter Mann" abgewiesen. — Neue Angriffe bei Garbunowka zusammengebrochen. — Englisches U-Boot versenkt. — Unruhen in Irland. — Fortschritte nordwestlich San Martino. Kämpfe bei Zagora und am Col di Lana.

26. April: Kämpfe südlich des Kanals von La Bassée, westlich Givenchy en Gohelle und auf den Maashöhen. Fortschritte nordöstlich Celles in den Vogesen. — Fliegerangriff auf Dünaburg. Angriffe deutscher Luftschiffe auf Colchester und Ramsgate, Cambridge, Norwich, Lincoln, Harwich. Angriff unserer Flotte auf Great Yarmouth und Lowestoft.

27. April: Gefechte südöstlich Ypern und südlich St. Eloi, bei Givenchy, nördlich der Somme. — Luftschiffangriff gegen Margate. — Dünamünde mit Luftbomben belegt. — Auf der Doggerbank größeres englisches Schiff vernichtet. — Schlappe der Engländer bei Katia, östlich vom Suezkanal.

28. April: Gefechte östlich Vermelles. — Das englische Flaggschiff „Russell" im Mittelmeer gesunken.

29. April: Gefechte zwischen dem Kanal von La Bassée und Arras; Fortschritte bei Givenchy en Gohelle. Angriffe gegen „Toter Mann" abgewiesen. — Deutscher Vorstoß südlich des Narocz-Sees: 5600 Gefangene. Fortschritte bei Mlynow. — Die englische Armee von Kut el Amara (Mesopotamien) kapituliert.

30. April: Angriffe bei Givenchy en Gohelle und bei „Toter Mann" sowie auf die anschließenden Linien bis nördlich des Caurettes-Wäldchens abgeschlagen. — Südlich des Narocz-Sees vier russische Geschütze erbeutet. Nördlich Mlynow unsere Abteilungen ein wenig zurückgenommen. — Im Adamello-Gebiet Kämpfe am Topete-Paß.

1. Mai: Heftige Kämpfe an der Höhe „Toter Mann". — Im Adamello-Gebiete feindliche Angriffe, die sich hauptsächlich gegen den Fargorida-Paß richteten, abgewiesen.

2. Mai: Fortschritte bei Loos. Handgranatenkämpfe bei Avocourt; Angriffe südlich der Feste Douaumont und im Caillette-Walde abgeschlagen. — Viele Luftkämpfe im Rigaischen Meerbusen. — In den Dolomiten auf der Croda del Ancona und am Rufreddo Angriffe ab eschlagen.

3. Mai: Fortschritte nördlich Dixmude. In Gegend des Four de Paris (Argonnen) stießen unsere Patrouillen bis über den zweiten französischen Graben vor. — Die Kämpfe im Adamello-Gebiet dauern fort. Bei Riva und im Raum des Col di Lana kam es zu heftigen Artilleriekämpfen.

Beim Prinzen Eitel Friedrich. — I. Von Fedor von Zobeltitz.

Die Leser des „Daheim" entsinnen sich vielleicht noch meiner Fahrten im Dienste des Johanniterordens nach Belgien, Polen, Galizien und an die serbisch-ungarische Grenze, von denen ich hier erzählen konnte. Vor kurzem führte mich nun ein Auftrag des Ordens zu dem durchlauchtigsten Herrenmeister selbst. Wenn ich auch diese höchst interessante Reise hier in kurzen Zügen zu schildern versuche, so kann es natürlich nur unter selbstverständlicher Berücksichtigung aller jener Verhältnisse geschehen, die das allgemeine militärische Wohl erfordern. Es tut indessen nichts zur Sache, wenn ich diesen und jenen Namen verschweige und diesen oder jenen Ort lediglich mit den Anfangsbuchstaben bezeichne . . .

Im Juni vorigen Jahres hoffte ich den Prinzen Eitel Friedrich in Galizien zu treffen. Aber seine Truppen waren so flink, daß sie schon wieder auf russischem Gebiet standen, ehe unser Liebesgabentransport Jaroslau, die damalige Etappenstation, erreicht hatte. Die erste Garde-Infanterie-Division hielt gewissermaßen einen Siegesflug über die Ebenen und durch die Berge und Wälder Galiziens; es ging unaufhaltsam vorwärts, und als die Russen von dem österreichischen Gebiet endgültig verdrängt worden waren, konnte auch die Division des Prinzen wieder ein wenig aufatmen. Nun kam sie nach dem Westen, und zwar in vorläufige Ruhe. So lange es dauert.



Prinz Eitel Friedrich von Preußen.
Aufnahme des Hofphotographen W. Niederastroth (Selle & Kuntze).

Also mein Weg führte wieder einmal nach Westen. Den erreicht man heute bequemer als es in den ersten Herbsttagen 1914 möglich war. Wenn man damals von Köln nach Brüssel wollte, konnte man in Militärzügen drei Tage auf der Strecke liegen, und ein Stückchen weiter machte man noch angenehmere Geduldsproben durch. Jetzt gibt es sogar ein „Amtliches Kursbuch für die Eisenbahnen des deutschen Militärbetriebs auf dem westlichen Kriegsschauplatz mit den deutschen Anschlußstrecken", bearbeitet von der Militär-Generaldirektion der Eisenbahnen in Brüssel. Das ist auch ein Zeichen der Zeit, auf das wir stolz sein können: es zeigt von neuem die mustergültige Organisation der Verbindungen zwischen der äußersten Front und dem Heimatsgebiet. Wenn man die dem Kursbuch beigefügte Übersichtskarte betrachtet, sieht man, daß von der Linie Aachen-Trier-Metz-Straßburg westwärts das Schienennetz fast bis an die Front reicht: von Ostende über Lille, Douai,

Cambrai, St. Quentin, Noyon bis zur Grenze von Luxemburg und Elsaß-Lothringen. Ostende ist der nördlichste Punkt des besetzten Gebiets. Von dort kann man über Lille und Mézières-Charleville oder über Brüssel-Lüttich-Köln nach Berlin — oder über Metz-Saarbrücken bis nach Kattowitz — oder meinetwegen über Lüttich-Münster-Bremen bis Kiel — oder über Lüttich-Köln-Frankfurt nach München und Wien — oder über Heidelberg bis an die Schweizer Grenze, und zwar beinahe genau so rasch wie in Friedenszeiten. Allerdings dürfen die durchlaufenden Wagen in den Zügen der Hauptstrecken nur von Militärpersonen benutzt werden, anderen Reisenden nur, wenn sie die vorgeschriebenen Ausweise im Dienste oder Auftrage der Heeresverwaltung besitzen. Auch besteht Paßzwang, und die Bahnverwaltung übernimmt keine „Verpflichtung" zur Beförderung von Personen und Gütern, wie sie sonst üblich ist; sie kann gegebenenfalls Züge ausfallen lassen, wenn es im militärischen Interesse liegt, anderseits aber auch gestatten, daß Strecken, die noch nicht der Öffentlichkeit übergeben sind, von Privatpersonen benutzt werden. Denn natürlich wird das Netz der großen Fernverbindungen von zahllosen Seitenlinien durchquert, an die sich an bestimmten Punkten Kleinbahnen anschließen, die wiederum in Feldbahnen übergehen, so daß die Beförderung von Material beispielsweise bis an die Schützengräben und die vorgeschobensten Stellungen möglich ist. An einigen Stellen der Westfront wird die gleiche Bahnlinie von Freund und Feind benützt; ich stand gelegentlich auf einem Meßturm im Bereiche der zweiten Armee, von dem aus ich einen französischen Zug auf demselben Schienenwege dampfen sah, auf dem ich selbst auf der von uns besetzten Seite gefahren war. Unserm Feldeisenbahnwesen gebührt ein besonderer Lorbeerkranz.

Ich mußte zunächst nach St. Quentin. Das war eine leichte Fahrt. Ich stieg nachmittags halb vier in Berlin in den fahrplanmäßigen Zug, war um Mitternacht in Köln und fand dort sofort Anschluß nach meinem Zielpunkt und zwar in einem Schlafwagen, dem nichts an Bequemlichkeit fehlte, als die mangelnde Waschgelegenheit. Die war nämlich aus Nickel gewesen und der Enteignung zum Opfer gefallen, und ein Ersatz hatte noch nicht beschafft werden können.

Die Nachtfahrt von Köln aus ging über Lüttich—Namur—Maubeuge. In der Morgenfrühe huschte der Zug durch Le Cateau und Busigny, durch grünendes Wiesengelände und frisch umbrochene Äcker, an kleinen Städten, Dörfern und Weilern vorüber, in denen nichts mehr an Krieg und Verwüstung erinnerte. Nun sind wir schon in der alten Picardie, in dem Gebiet der Somme und Oise mit ihren Kreideebenen und fruchtbaren Weiden. Ein Pfiff: St. Quentin, und ich krame rasch ein paar geschichtliche Erinnerungen zusammen. Ein Unglücksort für die Franzosen. Im Jahre 1557 besiegte hier die Armee Philipps II. von Spanien unter Emanuel von Savoyen das Heer Heinrichs II., und im Januar 1870 siegten die Deutschen unter Goeben über die beiden Korps des Generals Faidherbe. In den letzten heißen Augusttagen 1914 schlugen die Deutschen auf denselben blutgetränkten Feldern die Franzosen abermals gewaltig auf das Haupt, und hier war es auch, wo Prinz Eitel Friedrich bei einem Sturmangriff selbst zur Trommel griff und die Schlägel rührte. Die kleine Begebenheit ist sogar durch die französischen Blätter gegangen, und Rudolf Presber hat sie in einem hübschen Gedicht verherrlicht. „Es war ein Augenblick der Gefahr", erzählte mir der Prinz, als ich nach dem Geschehnis fragte; „der Angriff war heiß, und mir schien, als wankten beim Ansturm die vorderen Reihen. Da entriß ich denn dem Mann die Trommel und schlug selber los — und nun ging es von neuem vorwärts. . . ." Es liegt in der Schlichtheit seines Wesens, daß er das kühne Vordringen nur als ein Nebenbei betrachtet und eine Selbstverständlichkeit.

In St. Quentin erwartete mich der Kraftwagen des Prinzen, und jetzt ging es bei prachtvollem Wetter durch die Frühlingslandschaft. Der Lenz ist hier schon weiter vorgeschritten als bei uns; Kirsch- und Mandelbäume stehen in Blüte, und am Raine entfaltet auch der Schlehdorn seine rosigen und weißen Federbüschel. Die Gegend ist anfänglich ziemlich flach und eintönig. Wir überschreiten die Sperre eines Bahndamms; auf gut gehaltener, jedenfalls vortrefflich ausgebesserter Straße saust unser Wagen zwischen frisch bestellten Äckern und saftigen Wiesengründen südwestlich. Überall in den Dörfern am Wege liegen deutsche Truppen, aber wenn nicht in der Ferne dumpfer Geschützdonner rollte, würde man kaum an kriegerische Zeiten denken. Ein unendlicher Friede liegt über der Landschaft. Auf den Weiden grasen Rinderheerden, in den Koppeln springen übermütig die Pferde umher, auf den Äckern arbeiten unsere Soldaten gemeinsam mit russischen Gefangenen und französischen Landleuten. Viele von den letzteren sind freilich nicht übrig geblieben. Die Jungmannschaften sind eingezogen, doch was noch die Arme rühren kann, muß hinaus auf das Feld. Die Frühjahrsbestellung ist von Wichtigkeit, die Wintersaat steht gut. Landwirtschaftliche Maschinen wurden aus Deutschland verschrieben; mancherlei fand man noch in den Wirtschaften vor, meist englische, vielfach jedoch auch deutsche Fabrikate. Bei dem schweren und fetten Lehmboden spielt der Dampfpflug eine gewichtige Rolle; die Bestellung ist nicht immer leicht, aber auch in diesem Falle bewährt sich die deutsche Umsicht und Gründlichkeit. Sachverständige Offiziere, meist selbst Gutsbesitzer, führen die Oberaufsicht; Unteroffiziere, Bauernsöhne von daheim, befehligen die Arbeiterkolonnen; Holztafeln mit Inschriften auf den Feldern zeigen an, daß hier Winterrogen, da Sommerweizen, drüben Hafer und Luzerne stehen. Die Äcker werden trocken gelegt, Gräben leiten das Wasser ab; an den Straßen zieht sich das Drahtgeflecht der elektrischen Leitungen für den Fernsprech- und Telegraphenverkehr und den Starkstrom entlang, der die Sägewerke und die Fabrikanlagen treibt. Was irgendwie benutzbar gemacht werden konnte, wurde wieder in Stand gesetzt. Ein großer und starker Wille regiert hier dieselbe Kraft, die weiter vorn die Operationen leitet: eine Strategie, die auch die Stille im Sturm, die Friedenspausen im Kriege zu nützen weiß.

Der Wagen rasselt über das Pflaster eines Somme-Städtchens: das ist Ham. Im Bergfried seines alten Schlosses saß dermaleinst Napoleon III. als Prinz Louis Bonaparte gefangen. Das war nach der mißlungenen Begebenheit von Boulogne, als er mit Montholon, Persigny, Conneau und fünfzig bewaffneten Begleitern die Garnison zu gewinnen versuchte und in das Wasser plumpste, da er sich im Augenblicke der Gefährdung in sein Boot zu retten gedachte. Die Pairskammer zu Paris machte kurzen Prozeß mit ihm und verurteilte ihn zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Fast sechs Jahre saß er in Ham, bis es ihm an einem Maitage des Jahres 1846 gelang, in der Verkleidung eines Arbeiters zu flüchten und nach London zurückzukehren. Aber die Zitadelle von Ham barg noch berühmtere Gefangene als den Mann des zweiten Dezembers, so Ludwig von Bourbon, den Prinzen Condé und vor allem Jeanne d'Arc, die Heldin von Orleans, bevor sie nach Rouen überführt wurde. In der alten Picardie ist Johanna noch die reine Heilige, deren Seele als weiße Taube aus den Flammen des Scheiterhaufens gen Himmel stieg. Die Landschaft, durch die wir fahren, hält ihre Erinnerung fest; bei Lagny, Pont l'Erreque, Roye und weiter herunter bis Compiègne flatterte ihre weiße Fahne mit den Lilien, und selbst in dem kleinsten Dörfchen hat man ihr Denksteine und Standbilder errichtet. Aber in diesen Standbildern ist sie selten die Heldin, sondern trotz ihrer Panzerung meist immer das rührende Mädchen, das in seherischer Verzückung das nationale Empfindungsleben zu neuem Aufschwung führte: steht auch immer in schöner Theaterstellung, und wo es angeht, ist ihr Kleid geschlitzt; denn alles Rührende schließt nach französischer Auffassung einen Hauch von Sinnlichkeit nicht aus.

Moräste erstrecken sich rings um Ham. Dann wird die Landschaft abwechselungsreicher. Wir machen der besseren Straße halber einen kleinen Umweg über Nesle, wo der picardische Troubadour Blondel de Nesle geboren worden sein soll, den alte Sagen mit Richard Löwenherz in Verbindung bringen. Nun geht es südlich, den Grenzen des Besetzungsgebiets zu. Das merkt man. Der Geschützdonner wird lebhafter, in der sommerlichen Luft flattern kleine weiße Wölkchen auf und verschwimmen wieder im Äther: ein feindlicher Flieger wird beschossen. Zahllose solcher Luftkämpfe konnte ich beobachten. Die Abwehrkanonen sind in ununterbrochener Tätigkeit, aber sie treffen selten ihr Ziel. Sie sind, im Grunde genommen, nur zum Verjagen da. Die rasche Beweglichkeit der Flugzeuge und die Luftspiegelung machen einen Treffer vom Zufall abhängig; nur in der Höhe selbst kann der Kampf zwischen feindlichen Fliegern vorteilhaft ausgefochten werden.

Auch hier überall wohlbestellte Äcker. Auf den Weiden erholen sich die Gäule von Druse und Räude. Ein Flüßchen schlängelt sich durch das Wiesengrün. Rechts schieben sich bewaldete Höhen vor: unsere letzten Stellungen. Dahinter liegt der Franzose. Hie und da führt die Straße noch durch Baumreihen von kanadischen Pappeln, in deren Wipfeln ein Gewirr von Misteln dunkle Flecken bildet. Krähen haben in ihnen ihre Nester gebaut. Sie krächzen umher; ein ganzer Schwarm steigt mit mißtönigem Geschrei zum Himmel auf. Viele Baumreihen hat man niederlegen müssen. Mancherlei ästhetische Werte hat der Krieg vernichtet; aber in den Schützengräben wird viel Holz gebraucht, um die Erde zu stützen und die Unterstände zu sichern, und besser ein Baum fällt, als ein Menschenleben. Eine leichte Wendung der Straße, und wir sind am Ziele: im Dorfe A., dem Standquartier der Division.

Ein stattliches Dorf wie die meisten der Picardie, aber nicht so freundlich wie unsere heimischen Dörfer. Die Häuser sind städtischer; es fehlen die moosbewachsenen Strohdächer, die spitzen Giebel, das Grün der Auen, das Anheimelnde und Trauliche. An der ersten Straßenecke lesen wir auf einer Holztafel „Kronprinzenstraße". Hier sind, wie überall, die Straßennamen verdeutscht oder vielmehr in

deutsche umgewandelt worden. Die Bezeichnungen „Helgoländerstraße", „An der Außenalster", „Altonaerweg", weisen darauf hin, daß hanseatische Regimenter früher hier gelegen haben. An einer Mauer hängt noch ein vernagelter französischer Briefkasten: „Dimanche. 7." ist auf dem Schild zu lesen. Welcher siebente und welcher Sonntag gemeint ist, läßt sich nicht feststellen; der Regen hat die Schrift verwaschen. Daneben flattern die Papierfetzen der ersten Kundgebung an die Bevölkerung im Winde; das ist lange Monate her — zweimal vergingen Herbst und Winter darüber, die Schwalben zogen davon und kehrten zurück; in ihrem Nest auf der Schmiede fanden Storch und Störchin sich wieder zusammen. In diesen langen Monaten ist die Bevölkerung auch ruhig und fügsam geworden. Anfänglich regten sich wohl Trotz und Widerstand, gegebene Befehle wurden nicht beachtet, kein Mensch grüßte; aus verfinsterten Mienen sprühten wütende Blicke. Jetzt wird die Mütze vom Kopfe gerissen, wo ein Offizier sich zeigt; die Leute sind willig geworden, man verträgt sich gut.

Eine lange Mauer aus verwittertem Gestein, darüber das junge Grün alter Bäume. Dann biegen wir in einen Park ein und halten vor einem äußerlich recht niedlichen Schlößchen, dem Quartier des Stabs. In der Halle reicht mir die Königliche Hoheit begrüßend die Hand.

Ich bin keine byzantinische Natur und bin nicht hofmännisch geschult. Aber ich bin Monarchist und Legitimist und liebe mein Königshaus und bringe eine besonders warmherzige Verehrung dem Prinzen Eitel Friedrich entgegen, der einmal — das ist fast zehn Jahre her — auf meinem kleinen Landsitz im Manöverquartier lag und mir und meinen literarischen Arbeiten seitdem ein überaus gütiges Wohlwollen bezeugt hat. Ich habe ihn seit dieser Zeit öfters gesehen, aber er scheint zu den Unveränderlichen zu gehören: mit seiner hochgewachsenen starken Soldatenfigur, dem frischen, offenen Antlitz und den sonnigen Augen. Er ist in erster Linie Soldat, und seine Soldaten gehen für ihn durchs Feuer, denn er hat für sie immer ein offenes Herz und Ohr und sorgt wahrhaftig für sie wie ein Vater für seine Kinder. Aber der Prinz ist nicht allein Soldat; bei seiner regen Geistigkeit interessiert er sich für Alles, kennt die ganze neuere Literatur in ihren vielfachen Strömungen, ist auch in der Kunstgeschichte erstaunlich bewandert und weiß selbst auf entlegeneren Gebieten gut Bescheid. Es fällt mir schwer, ihn zu schildern, wie er ist, und es wäre so leicht. Aber täte ich es — vielleicht würde man mich doch, wenn auch ungerechterweise, des Byzantinismus beschuldigen, wo mich nur ein Empfinden aufrichtigster Verehrung für den Menschen leitet.

Ich wurde im Schlosse einquartiert. Es gehört einem Grafen B. d' A., den man indeß in den Genealogischen Almanachen vergeblich suchen würde. In der kleinen Halle sind auf der Holztäfelung freilich allerhand Wappen in bunten Farben mit Jahreszahlen gemalt, beginnend so etwa um 1350 und endigend in unsern Tagen. Man könnte annehmen, daß das die heraldischen Zeichen der Familie seien, vielleicht die Wappen der Angeheirateten, aber ein handfester Genealoge wird ohne weiteres erkennen, daß in diesen farbigen Schildereien der Phantasie breitester Spielraum gelassen worden ist. Das schadet ja auch nichts; trotz der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Republik hält der jüngere Adel Frankreichs, der natürlich immer nur von päpstlichen Gnaden sein kann, viel darauf, die Geschlechterfolge bis in verlorene Zeiten zurückzuschieben. Auch Graf B. d' A. ist päpstlicher Adel, und da er in der Picardie angesessen ist, wo die Erinnerung an die große Königszeit noch immer in Legenden und Sagen und tausend buntschillernden Geschichtchen lebt, so versteht es sich von selbst, daß er zu den sogenannten Royalisten gehört. Er war Diplomat, soll als junger Mensch auch einmal in Berlin gewesen sein — ein Herr vom Stabe wollte von dem zurückgebliebenen Kastellan sogar gehört haben, er habe eine geborene Berlinerin zur Frau gehabt. Jedenfalls befinden sich in der kleinen Bücherei des Schlosses auch einige deutsche Werke neben vielen französischen Klassikern und zahlreichen Reisebeschreibungen, zumal über Indo-China, wo der Bruder des Grafen gefallen ist. Ein Ölbild im Empfangsraum zeigt ihn mit gezogenem Säbel zum Sturm vorgehend, ein anderes Bild den Grafen selbst im Diplomatenfrack mit einem Brustpanzer von Orden als schönen alten Herrn mit grauem Kopf und langem, weißem Schnurrbart. Ein Bildnis der Gräfin habe ich nicht entdecken können, dagegen eine ganze Anzahl Kopien älterer Meister, die zum Teil recht gut ausgeführt sind.

Das Schlößchen ist ein ganz französischer Bau, schmal wie ein Handtuch, aber mit Turm und Zinnen, einem eingebauten alten Portal, das sich närrisch genug von den roten Ziegeln der Umgebung abhebt, und mit vielen ineinander geschachtelten Zimmern, Zimmerchen und Löchern. Hübsch ist der Park. Die Landschaftsgärtnerei versteht der Franzose. Von der Rampe aus schweift der Blick über eine weite, von alten Bäumen und Buschwerk eingefaßte Rasenfläche in einen scheinbar sich endlos hinziehenden Baumweg. Ähnliche Durchblicke habe ich auch in anderen französischen Parkanlagen gefunden. Im Park arbeiten gefangene Russen unter der Aufsicht eines Unteroffiziers, der gelernter Gärtner ist. Alles wird gut im Stande gehalten; die Bäume sind gestutzt, die Rosen verschnitten, neue Blumen wurden gepflanzt, neuer Rasen wurde gesät. Auch im Schlosse hält man auf Schonung. Daß man die Kamine vermauert und als besseren Schutz gegen die Winterkälte eiserne Öfen in die Gemächer gesetzt hat, wird der Graf ebenso wenig übel nehmen, wie die Anlage elektrischer Beleuchtung, für die er eigentlich nur dankbar sein kann. Aber vielleicht gefällt ihm der Anbau nicht, den man für die Geschäftsräumlichkeiten für nötig hielt, dann kann er ihn wieder abreißen lassen. Anders ist es mit dem „Heldenkeller", der unter einem Tumulus im Park angelegt wurde. Da die deutschen Quartiere an der Front immer von feindlichem Granatfeuer wie auch von Fliegerbomben bedroht sind, so hat man überall bombensichere Unterstände erbaut, in denen man bei starker Gefährdung Schutz suchen kann. Auch für den Divisionsstab wurde eine solche Zufluchtsstätte geschaffen, die man in heiterer Laune „Heldenkeller" getauft hat: eine kleine Anzahl durch starke Betonierung geschützter unterirdischer Räume, die elektrisch beleuchtet werden können und in denen es sich schließlich ganz behaglich wohnen läßt, wenn oben die Granaten platzen und die Schrapnells pfeifen. Ein Rasenhügel wölbt sich über dem Ganzen, und freundliches Rhododendron wächst am Eingang. Bis jetzt ist das Schloß allerdings noch nicht unter Feuer genommen worden; vermutlich hat der Graf gebeten, sein Besitztum zu schonen. Wenn er einmal heimkehrt, kann er sich über den Unterstand freuen. Ich habe mein Lebtag keine schöneren Weinkeller gesehen. Ausgelassene Feste kann er hier geben und auch den Keller besuchen, ohne daß seine Dienerschaft es merkt, denn ein unterirdischer Gang verbindet ihn mit dem Schlosse. Nach hundert Jahren spinnt vielleicht die Sage ihre Fäden über dies seltsame Verließ; es ist auch nicht ausgeschlossen, daß dann Schatzgräber nach verborgener Beute forschen werden — aber sie werden kaum mehr finden als einige gelerte Flaschen Brauneberger und Burgeff grün.

Walona und seine Bedeutung als Kriegshafen.

Wer Walona besitzt, der ist Herr der Adria. Das war schon seit Jahren die Überzeugung jedes Österreichers und jedes Italieners. Und beide Teile waren fest entschlossen, unter keinen Umständen dem Gegner diesen wichtigsten und besten Hafen zu überlassen. Könnten doch die Kriegsflotten der ganzen Welt gleichzeitig in ihm ankern, geschützt vor Sturm und Feinden.

Nur die berühmte Bocche di Cattaro kann sich annähernd mit dem Hafen von Walona messen. Allerdings lag der größte Teil derselben bisher unter den Geschützen des montenegrinischen Lowtschen und hatte somit nur bedingten Wert. Daher war auch Italien stets entschlossen, jeden österreichischen Angriff gegen den Lowtschen als Kriegsfall aufzufassen. Man wollte dem damaligen teuren Verbündeten unter keinen Umständen einen brauchbaren Hafen an der mittleren Adria überlassen, weil man selber dort keinen besaß. Die ganze adriatische Küste Italiens hat nämlich, mit Ausnahme von Venedig, keinen einzigen guten Kriegshafen. Bari und Brindisi sind offene Reeden mit kleinen Kunsthäfen.

Dazu liegt Walona noch an der engsten Stelle der Adria, die dort nur fünfundsiebzig Kilometer breit ist. Wer also diesen Hafen besitzt und ihn genügend befestigt, der kann sich in der Tat wohl als den Herrscher der Adria betrachten. Die weiter südlich gelegene Straße von Korfu ließe sich allenfalls noch als Flottenstützpunkt ausbauen. Daher setzte Italien auf der Londoner Konferenz von 1913 seinen ganzen Einfluß ein, um das Korfu gegenüberliegende Festland dem neugeschaffenen Fürstentum Albanien zu sichern, das als Gegner nie zu fürchten war.

Jetzt hat Griechenland die günstige Gelegenheit ergriffen, um sich in den Besitz dieses südlichsten Teiles von Albanien zu setzen. Die dortigen Albaner sind griechisch-orthodox und durchaus damit einverstanden. Darob ist Italien step ergrimmt, und der Vierverband hat Einspruch dagegen erhoben. Es wird ihm aber wohl kaum etwas helfen.

Auch nördlich Walona gibt es bis Cattaro keinen guten Hafen mehr. Durazzo ist eine Reede mit einer schwer zu überwindenden Barre, und St. Giovanni di Medua, dieser Hafen mit dem wundervollen Namen, der aus sechs Häusern mit fünfundzwanzig malariakranken Einwohnern besteht, hat nur Platz für etwa drei Dampfer. Dulcigno und Antivari sind offene Reeden.

Die große Bedeutung Walonas ist somit nicht zu bezweifeln. Wenn sich daher Österreich-Ungarn und Italien,

unterstützt von Deutschland, auf der Londoner Konferenz so kraftvoll für die Schaffung eines Fürstentums Albanien einsetzten, so geschah es vor allen Dingen, weil man Walona keinem der angrenzenden Staaten überlassen wollte.

Eine albanische Grenzregulierungskommission wurde eingesetzt. Sie bestand aus je einem Generalstabsoffizier der sechs Großmächte und hatte ihre Arbeiten an der Grenze zwischen Serbien und Albanien gerade beendigt, als der Weltkrieg ausbrach. Als einzige Dame befand sich Frau von Laffert, die Frau des deutschen Abgeordneten bei dieser internationalen Kommission. Sie wird demnächst ihre Erlebnisse in diesem bisher noch so wenig bekannten, wildesten Lande Europas herausgeben.


Albanische Landarbeiter.

In der Kommission waren die Abgeordneten des Dreibundes und der Engländer, der seinen Freund, den Italiener, stets unterstützte, für eine möglichst weite Ausdehnung der Grenzen Albaniens. Der italienische Abgeordnete, der sehr gewandte Oberst Marafini, der jetzt auch bei der Verteidigung Walonas eine Rolle spielen wird, zeichnete sich besonders als ein grimmiger Feind der Serben und Montenegriner aus. Er wird jetzt umlernen müssen. Auch sein Gehilfe, der italienische Konsul Galanti aus Üsküb, konnte nicht oft genug die Grausamkeiten und Nichtswürdigkeiten der serbischen Regierung und ihrer Soldateska hervorheben.

Albanien ward also vor allem durch die gegenseitige Eifersucht Österreich-Ungarns und Italiens zu einem selbständigen Staatswesen. Und beide Staaten versuchten mit allen Mitteln ihre Stellung im Lande zu heben. Der österreichische Einfluß war besonders im Norden bei den Katholiken bemerkbar. Italien war mehr an der Küste tätig, wo auch der größte Teil der Bevölkerung italienisch verstand.

Der Fürst hatte das wenig schöne Fiebernest Durazzo als Residenz gewählt. Dort stand er gänzlich unter dem Einfluß des von Italien bestochenen Essad Toptani. Außer Tirana und Walona hat er nichts von seinem landschaftlich so schönen Lande kennen gelernt. Selbst Skutari, die wunderbar schön gelegene, größeste und gesündeste Stadt Albaniens hat er nie gesehen. — — —

Einige Monate vor Kriegsausbruch, kurz ehe der Fürst die Stadt besuchte, war ich zum letzten Male in Walona. Der scheußlich schlingernde, wenig bequeme Triester Dampfer Urano brachte mich dorthin. Der furchtbare Kasten wurde bald darauf in der Adria versackt. Unmittelbar vor der Hafeneinfahrt liegt die Insel Saseno. Sie ist jetzt von den Italienern befestigt und sperrt den Zugang vom Meere her. Dahinter öffnet sich eine weite, zwanzig Kilometer lange Bucht, an deren östlichem Teile einige wenige Häuser stehen. Hier booteten wir aus. Am Strande sah ich einige Gruppen albanischer Gendarmerie langsamen Schritt üben. Ob sie sich damit für den zu erwartenden Feldzug gegen Griechenland oder zum Empfange des Fürsten vorbereiten wollen, blieb mir verborgen.

Vergebens versuchte ich, einen der vielen herumlungernden Albaner zu bewegen, mir beim Ausladen meines Gepäcks zu helfen. Die Söhne Skanderbegs verschmähen die Arbeit grundsätzlich. Schließlich fanden sich ein paar Zigeuner, die mir halfen. Außer den Frauen sind es die einzigen Leute, die in Albanien arbeiten, wofür sie auch aufs tiefste verachtet werden.

Auf holperigem Pfade und in einer furchtbaren Droschke ging es zur eigentlichen Stadt hinauf, die ziemlich hoch über dem Hafen liegt. Die Aussicht von oben über den seeartigen großen Hafen hinweg ist sehr schön, aber nicht zu vergleichen mit dem Bilde, das man am Skutari-See oder gar an dem schönsten See Europas, dem See von Ochrida, hat. Auch die Stadt enttäuscht. Man sieht nur wenige bessere Häuser, und diese sind meist mit den sehr hohen Steinmauern umgeben, die jeden unberufenen Blick abhalten sollen. Die Stadt hat nicht einmal von außen gesehen viel Malerisches, was doch sonst alle Städte des Orients auszeichnet. Nur die weißen Minaretts der Moscheen, die überall aus dem dunklen Grün


Walona, gegen das Meer gesehen. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

dieser Gartenstadt hervorschauen, wirken, wie überall, reizend. — Natürlich war das einzige Gasthaus bis auf den letzten Platz besetzt. Den Namen dieses recht fragwürdigen Ausschanks habe ich vergessen; es hieß aber sicher Hotel Europa, denn jedes Hotel auf dem Balkan heißt so, während jedes Kaffeehaus sich Café Balkan nennt. Der erwartete Besuch des Fürsten hatte eine Menge Menschen nach Walona gezogen. Albanische Scheichs aus dem Innern und griechische Banditengestalten von der Grenze, holländische Gendarmerieoffiziere und italienische Spekulanten, Zeitungsreporter, dazu einige recht gewöhnliche Pariser Dämchen, das bildete die Fremdenschaar. — Mit Mühe fand ich ein Nachtquartier bei einem Griechen, das mir durch die gleichzeitige Anwesenheit von Wanzen und Moskitos den Geschmack an Walona verdorben hat. Wer dort nichts zu tun hat, der soll lieber fort bleiben; denn wenn man vom Mai bis September nicht täglich sein Maß Chinin schluckt, dann hat man binnen drei Tagen das schönste Fieber, das einen als Andenken jedes Frühjahr aufs neue heimsucht.



Straßenleben in Walona.

Wenigstens konnte ich im Hotel etwas zu essen bekommen. Von Knoblauch und Hammelfett will ich schweigen. Wer diese beiden gesunden, aber nicht jedermann behagenden Zutaten einer jeglichen Mahlzeit nicht liebt, der darf den Balkan überhaupt nicht besuchen. Ich traf dort gleich einen Bekannten, einen Neffen von Essad Toptani, den ich im Hause Essads in Tirana kennen gelernt hatte. Er war der richtige Typ eines Albaners, der im Auslande mit dem oberflächlichen Schliff unserer Kultur auch alle deren Schattenseiten aufgenommen hat. Ein wenig erfreuliches Gewächs, aber leider unter den jüngeren Albanern der besseren Stände die Regel. Er erzählte mir entrüstet, daß der italienische Gesandte, Baron Aleotti, versucht habe, von seinem Onkel, dem damals noch allmächtigen Minister, irgend eine Konzession für eine italienische Gesellschaft zu erhalten, wofür er ihm zwanzigtausend Lire geboten hätte. Ich begriff vollkommen, daß er nur über die geringe Höhe der Summe entrüstet war. — Man unterscheidet in Albanien die Bestechlichen und die Unbestechlichen. Erstere sind schon für zehn Kronen für alles zu haben; letztere sind erheblich teurer, und man wirkt unbedingt beleidigend, wenn man jemand zu billig einschätzt. Im Hotel wohnte ein junger Albaner aus der in Walona angesessenen Familie der Vlora mit seiner Braut, die eine französische

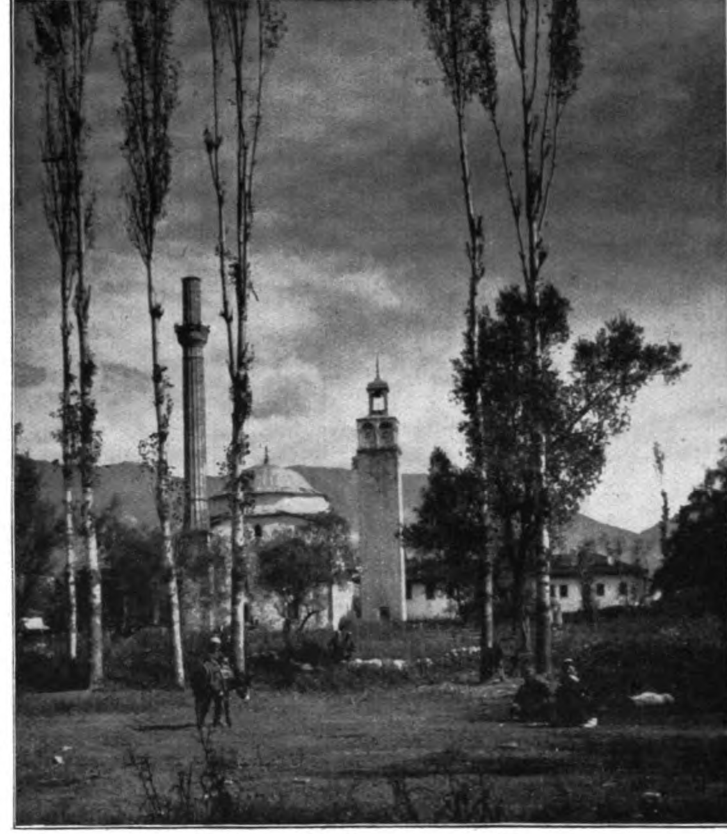


Einige Teilnehmer der albanischen Grenzkommission.

Gräfin sein sollte. Seine Familie wollte bisher die Einwilligung zur Heirat nicht geben. Ich fand die Gräfin recht verblüht und unwahrscheinlich.

Hier lernte ich auch einige der holländischen Instruktionsoffiziere für die albanische Gendarmerie kennen, die einen sehr guten Eindruck machten. Besonders gefiel mir der Leutnant Fabius, der bald darauf auf eigene Faust zwei Italiener in Durazzo als Verräter verhaftete, wobei er durchaus im Recht war. Auf Italiens Verlangen sollte Fabius sich entschuldigen, was er aber selbst dem Fürsten gegenüber verweigerte und lieber seine Entlassung nahm.

Einige Tage später, nachdem ich Walona verlassen hatte, hielt der Fürst dort seinen Einzug. Es war, glaube ich, das letzte Mal, daß er in einer Stadt seines Landes mit einigen wenigen Hurrarufen begrüßt wurde. Die nicht sehr erbauliche Komödie des Fürstentums Albanien neigte sich schon ihrem Ende zu. — — —



Moschee aus der Umgegend von Walona.

Betrachten wir jetzt die Lage auf beiden Seiten. Die Italiener haben etwa sechzigtausend Mann bei Walona gelandet und den Gebirgszug, der den Hafen im Südosten und Osten umgibt und der stellenweise bis zu einer Höhe von zweitausend Meter emporragt, feldmäßig befestigt. Dazu haben sie genügend schwere Artillerie herangeschafft, was auf dem Seewege keine Schwierigkeiten macht. Sie haben also Walona festungsmäßig ausgebaut und scheinen entschlossen, es um jeden Preis zu halten.

Wollten die Österreicher und Bulgaren Walona mit Aussicht auf Erfolg angreifen, so müßten sie mindestens den Italienern gleichstarke Kräfte an Soldaten und Artillerie dort vereinigen. Vergessen wir nicht, daß Albanien ein noch gänzlich wildes Land ist, dessen Verbindungswege fast überall nur Saumtierpfade sind. Der Wagen ist im Innern des Landes noch unbekannt, weil jede Verwendungsmöglichkeit fehlt. Als Vorbedingung einer Operation gegen Walona müßte zunächst mindestens eine Fahrstraße gebaut werden.

Die Schwierigkeiten sind also groß; viel Zeit wird vergehen; aber eines Tages werden die Truppen Österreich-Ungarns doch an die Tore Walonas klopfen, und eines ungestörten Besitzes werden sich die Italiener dort nicht zu erfreuen haben. — Ähnlich schwierig liegen die Verhältnisse für die Bulgaren. Die gute Straße Monastir—Koritza—Argyrokastro ist an ihrer nächsten Stelle fast noch hundert Kilometer von Walona entfernt. Auch hier sind somit noch umfangreiche Wegebauten erforderlich. Und die nächste in Betracht kommende Eisenbahnstation Veles ist genau so weit von Walona entfernt wie Cattaro.

Auf dieser ungeheuren Strecke muß also alle Verpflegung (in Albanien findet man so gut wie nichts) und alle Munition zu Wagen vorgeschafft werden. Nimmt man eine Tagesleistung der Kolonnen von fünfzehn bis zwanzig Kilometer an, kann man verstehen, daß in Albanien Aufgaben zu lösen sind, an denen mancher Generalstabsoffizier verzweifeln könnte.

Und trotzdem wird man es nach meiner Überzeugung versuchen. Und sollte es unterdessen den Italienern gelingen, Walona derartig stark zu befestigen, daß seine Eroberung unmöglich erscheint, so wird man wenigstens den italienischen Besitz auf die unmittelbare Umgebung der Stadt beschränken. Walona ohne großes Hinterland hat nur bedingten Wert und wäre nach der Erschließung Albaniens durch Eisenbahnen jeder Zeit der Gefahr eines wirksamen Angriffes ausgesetzt. — Genau die gleichen Schwierigkeiten würden die Italiener haben, wenn sie von Walona als Operationsbasis aus einen Angriff in Richtung Durazzo oder Monastir machen würden. Außerdem liegt für sie dort kein Ziel, das eine derartig schwierige Operation rechtfertigen würde. Nur um etwas mehr Land von Albanien wieder in die Hand zu bekommen, werden sie sich niemals einer Gefahr aussetzen. Dazu kommt die Feindschaft der Bevölkerung, die in diesem unwegsamen Gebirgslande von größter Bedeutung ist.

Seit die Italiener mit den Todfeinden der Albaner, den Serben und Montenegrinern, verbündet sind, ist der Haß gegen Italien allgemein. Daran ändert nichts, daß einige der Großgrundbesitzer, wie Essad, von Italien bestochen sind. Essads Familie, die Toptani, waren stets als Blutsauger des armen Volkes berüchtigt und weit mehr gefürchtet als geliebt. Auch der dicke Bib Doda, der „Fürst der Mirditen", mit seiner ebenso dicken wie gewöhnlichen italienischen Frau, die sich Prinzessin nennen läßt, hat wegen seiner italienischen Neigungen ausgespielt. Die ganze katholische und auch die muselmanische Bevölkerung neigt jetzt zu Österreich-Ungarn, unter dessen weitsichtiger Regierung in Bosnien sich die dortigen Muhammedaner zu den kaisertreuesten Untertanen entwickelt haben. Und die griechisch-orthodoxen Albaner im südlichsten Teile des Landes fühlen sich völlig als Griechen und hassen die Italiener, wie es nur ein Grieche vermag. Hier wird Italien keine reine Freude beschieden sein. — Wenn nun aber die Italiener im Besitze des Hafens von



Inneres einer Moschee in Tirana.

Walona und dessen näherer Umgebung blieben, wären sie damit tatsächlich die Herren der Adria?

Jede Seeherrschaft ist lediglich durch eine überlegene Flotte und nicht durch noch so viele gute Häfen oder Flottenstützpunkte bedingt.

Nur wenn die Italiener zugleich mit dem Besitze von Walona auch über die stärkere Flotte verfügten, könnten sie ein Auslaufen der Österreich-Ungarischen Flotte aus der Adria erschweren. Ganz verhindern z. B. bei Nacht ließe es sich nie.

Albanien ist rettungslos für die Italiener verloren. Und damit ist einer ihrer wichtigsten nationalen Wünsche gescheitert, für das sie viel Geld und viele Arbeit verwandt haben. Ob sie sich vorläufig in Walona halten können oder nicht, das ist für Österreich-Ungarn nur noch eine Frage zweiter Ordnung.

Heldenkampf und Meuchelmord. Wirklichkeitsbilder von Wilhelm Schreiner.

Ein warmer Sommerabend sank in den Westen. Matt stahlblau wölbt sich der Himmel über See und Sand. Wolkenlos. Nur fern am Horizont lagert eine niedrige Nebelbank, durch die sich müdes Mondlicht quält. Hart über den Wellen blinkt in sekundenlangen Pausen das Feuer der Rottumer Baake herüber. Tiefdunkel wogt die See, darüber strahlt in ungetrübtem Glanz am westlichen Himmel die Venus. Kein Laut unterbricht die Stille und den Rhythmus der langsam steigenden Wellen der neuen Flut. Still liegt Dorf und Land und dunkel wie See und Strand. Kein Fenster erleuchtet, kein Laut in den Gassen, kein Licht im Leuchtturm, kein Mensch am Strand. Aber welches Leben hier oben vor etwas mehr als einem Jahr, hier auf dem breiten Gang über der Wandelhalle! Da wehte der Takt ungarischer Tänze in gedämpften Geigenklängen aus den hell erleuchteten Sälen über Hunderte hin, die hier allabendlich leise oder laut den Tag ausklingen ließen. Freilich war's schöner zu zweit auf den Buhnenköpfen da vorn, wenn die Flut kam gegen Mitternacht und die Brechwellen donnernd heranrollten — ein mächtiges Andante majestoso. Heute zeigt der Strand nur den Abdruck nägelbeschlagener Soldatenstiefel, heute hallen die Fliesen hier oben am Ende der Strandstraße nur wider vom lauten eintönigen Tritt des Postens. Borkum ist Festung. Und heute ist Krieg.

Die Nacht sinkt schnell. Aber sie ist zu schön, als daß die Koje lockte. Stundenlang könnt' ich so sitzen, lauschen und schauen in Dunkel und Stille. Fern kam ich vom Main nach der Nordseeküste, zur Flotte, und durfte ihr Schaffen schauen, jetzt eben im Krieg. Und die Seele ist voll des Erlebten, und das Herz voll Freude im Bewußtsein unsrer Kraft. Wie ich unsre „Blauen" sah an der Front im Norden bei Arbeit und Dienst in harter Pflicht, das füllt mir die Seele noch ganz. Nun weiß ich die Brüder vor mir da draußen die Wache halten im nächtlichen Meer, Britannien zu und stündlich warten auf einen Feind, der nicht kommt, und kenne dies Leben, hart und einsam, von dem niemand spricht und von dem so viele nichts wissen im Vaterland. Steckt doch noch jetzt in meiner Tasche ein Brief, der unbeantwortet blieb und doch so mahnte: „Was macht denn die Flotte? Man hört so wenig. Stecken am Ende die teuren Kasten doch wie die Ratten im Loch?" Nun weiß ich leider, daß nicht bloß der eine so fragt. Auch ist es richtig, daß man wirklich wenig hört von der Flotte; doch bedeutet das nicht, daß sie wenig tut. Doch ist's einmal nötig, schweigen zu lernen; denn wir ringen Eins zu Vier in der Stärke, und zum andern sind unsere Berichte so kurz und so knapp, daß wir oft durch sie keine Vorstellung gewinnen von dem, was geschah. Und die Gedanken durchmessen fragend die kurze Spanne der jüngsten zwei Wochen, fragend nach dem, was geschah.

Stärker brandet die See, spült immer weiter über den flachen Strand. Bleich leuchten die weißen Kämme durch das Dunkel. Immer wieder, jetzt hier, jetzt da, in unablässigem Drängen. Und mit der Wogen Kommen und Gehen an der nächtlichen Küste sandigem Saum wechselt vor meinem Auge Bild um Bild, gleitet herauf aus der Tiefe . . . leuchtet . . . und schwindet . . .

❀ ❀ ❀

Hinter leichten Nebeln birgt sich die englische Ostküste. Zerstörerketten sperren die Einfahrt zum Firth of Forth, dort ankern britische Geschwader. Im Morgennebel, der sich dauernd dichtet, achtet keiner des langsamen Handelsdampfers, der unter der Flagge der 5 und 6 Kompagnie nordwärts steuert auf Fife Neß zu. Oft wechselt sein Kurs; in bestimmten Zeitabständen spritzen die Wellen hoch unter seinem Heck, aber schon auf zweihundert Meter kann niemand erkennen: War's nur ein Schraubenstrudel oder . . .? Jetzt schieben sie auf Gleitschienen sorgsam eine Art Boje übers Heck des Dampfers. Halt! Achtung! . . . Mine frei! . . . Mine ab!! — Da platscht sie hinunter ins Kielwasser. So säumt S. M. H. „Meteor" die Ostküste Englands mit viel hundert Minen. War eine tollkühne Fahrt durch den Ring der britischen Bewachungsstreitkräfte hindurch. Hei, nun ist's geschafft, die Minen liegen. Aber noch heißt's hinauf in den Norden, um mit den letzten Teufelseiern weitere Fahrstraßen zu verseuchen. Unterwegs kommt mancher Dampfer entgegen und manches Fischerboot; keins ahnt in ihm ein deutsches Fahrzeug. Hier oben an Old Englands Küste!? So fängt er sie leicht. Und steht am Abend des 7. August nach erledigtem Auftrag südöstlich der Orkneys. Da sichtet der Mann im Auslug Backbord voraus einen großen Dampfer, der auf den „Meteor" zuhält. Jetzt gibt's Arbeit für die Geschütze! Auf wenige hundert Meter herangekommen, heißt der Engländer das Flaggensignal: „Sofort stoppen!" Da schlagen auch schon die deutschen Granaten in die Bordwand des gänzlich überraschten englischen Hilfskreuzers „The Ramsey". Der Brite sinkt, kaum daß er zum Antworten kommt. Vierzig Mann kann der „Meteor" retten. Aber dann geht's mit Volldampf nach Osten. Denn so kurz das Gefecht war, dem Briten blieb Zeit, rings in die Runde um Hilfe zu rufen, drahtlos durch Funkspruch. Die Meute verhofft, und andern Tags hasten hinter dem Hilfsschiff her vier englische Kreuzer. Sie kriegen ihn nicht; der deutsche Dampfer steht unter einem Knorr, wie damals schon Anno 70 der „Meteor", der den „Bouvet" abschoß auf der Reede von Havanna. Am Dienstag versenkt der Kommandant noch ein norwegisches Schiff mit Grubenholz, also Bannware, in aller Seelenruhe nicht weit von Fanö. Ehe der „Jason", lichterloh brennend, versinkt, entscheidet sich das Schicksal des „Meteor" durch Funksprüche eines Marineluftschiffs, das im Süden aufkommt. Der Kommandant weiß, was sein muß, winkt einem dänischen Segler, der östlich, von Hornsriff-Feuerschiff, heranschiebt, längsseits, birgt auf ihm die Besatzung und die gefangenen Engländer, dann Sprengpatrone in den Kesselraum des „Meteor". Der Kommandant verläßt als letzter das sinkende Schiff. Als die Mastspitzen eben in den Wellen verschwinden, taucht die Meute auf am Horizont. Vier englische Kreuzer. Rings war der „Meteor" umstellt gewesen. Der Segler entwischt im sinkenden Abend.

❀ ❀ ❀

Noch geht der Däne mit der Mannschaft des „Meteor" in nächtlicher Nordsee vor steifem Wind auf Helgoland zu, da steht ein deutsches Luftgeschwader über den Londoner Docks. Unerreichbar den englischen Abwehrgeschützen. Flieger hinauf! Doch die neblige Nacht täuscht, keiner findet den Gegner, aber einer stürzt ab. — Lichtlos liegen die Kriegsschiffe auf der Temse. Aber der Strom leuchtet im dunkeln Land als helleres Band. Die Bomben fallen gutgezielt. In der Londoner Admiralität häufen sich die Meldungen: Luftschiffe über der Temse, über den Docks, Kriegsschiffe beschädigt, von der Torpedowerft in Harwich die gleiche Meldung, vom Humber. Die Engländer schlafen schlecht von 9. auf 10. August.

❀ ❀ ❀

„Lynx" läuft mit großer Fahrt aus dem Firth of Forth. Die See ist unruhig, die Sicht schlecht. Wenige Meilen von der Küste trifft ihn ein Stoß, — eine dumpfe Explosion, zischender Dampf aus geplatzten Kesseln verbrüht, die noch leben. So reift die Saat des „Meteor". England trauert um einen seiner neuesten Zerstörer. —

❀ ❀ ❀

Vierundzwanzig Stunden später, in der Nacht zum 13., splittern die Scheinwerfer von Harwich wie wild ihre Garben in die Luft. Und die Bomben fallen doch. Die Abwehrgeschütze bellen, und die Schrapnellhülsen hageln auf die eigne Stadt nieder. Das L-Geschwader zieht unversehrt ostwärts zur Heimat.

❀ ❀ ❀

An Deck des „Royal Eward" herrscht aufgeräumte Stimmung. Dreitausend Mann frischer Truppen trägt er zur Türkenfront. Ein buntes Gemisch. Eng ist's wahrhaftig, doch der Tag blaut klar und heiß über der wenig bewegten Ägeis. Morgen am 15. spätestens werden sie ja in Lemnos ankern.

Zur selben Zeit läuft unter dem Horizont ein englisches Hospitalschiff westlich von Kos mit südlichem Kurs. Da kommen Notrufe: S. O. S. . . . Als der Kapitän näher an Kos herangeht, kommt halbüberflutet ein Tauchboot entgegen mit deutscher Flagge. Ein Winkspruch. Nun wissen sie, wo es zu retten gilt. Doch nur wenige werden gerettet. Denn der große „Royal Edward" hatte zum Sinken bloß zehn Minuten gebraucht. —

❀ ❀ ❀

Die Sonne des 16. August ist kaum wach und umwebt die Fabrikstadt Harrington an der Irischen See und ihre Werke und Schlote mit fast unwirklichem Morgenglanz, da steigt unfern der Küste der schlanke Leib eines deutschen

Tauchboots hoch. Auf der Plattform des Turmes werden zuerst Gestalten sichtbar, dann fliegt auch achtern die Lucke hoch, die Verschlußteile des Geschützes werden ans Rohr geschraubt, die Kappe gelöst, Granaten aus dem Schacht heraufgereicht. Schußfertig steht die Bedienung. Ein Kommando vom Turm, und das Feuern beginnt. Nach drei Schüssen: Schnellfeuer! Das Ziel ist fest. Wenige Sekunden verstreichen. Da zuckt eine hohe Stichflamme aus den Benzollagern gen Himmel: die Tanks brennen. Wie ein Ungetüm legt sich der Qualm in den glänzenden Morgen und beschattet die See. Das Boot taucht. Vor Withehaven von neuem: Feuer! In die Forts hinein. Eh die Antwort kommt, ist die Spur verweht.

⌘ ⌘ ⌘

Der 17. August weicht der aufsteigenden Nacht. Dort, wo vor wenig Tagen der „Meteor“ in die Fluten tauchte, steht eine britische Aufklärungsgruppe; ein moderner Kreuzer vom Typ der Arethusaklasse, kenntlich am ausladenden Bug und den drei niedrigen Schloten über dem schlanken zerstörerartigen Leib mit nur einem Pfahlmast. Acht Zerstörer in seinem Gefolge, Boote neuester Bauart. Natürlich alle abgeblendet. Nur das Hornsrif-Feuerschiff zeigt ein stetes rötliches Licht, leise mit den Wogen schwankend.

Von Süden her pürscht sich eine deutsche Halbflotille heran. Mit gemäßigster Fahrt, damit nicht im noch matten Schein des westlichen Himmels die aufschäumenden Bugwellen zu Verrätern werden; der Gegner läuft schon nicht davon. Auf der Brücke des Führerboots steht der Flotillenchef, das Nachtglas vor den Augen. Mit gedämpfter Stimme gibt er seine Befehle; unwillkürlich. Die Luftaufklärer haben den Feind gemeldet. Hei, welche Freude, nun 'ranzukommen! Sonst duckt sich der Feind und sichert sich sorglich. Hier endlich ist eine Pürsch für die schwarzen Jäger. Die fünf Boote drängen sich dicht aneinander — Normalstellung — im Keil — Bug am Heck des Vordermanns.

Träge leuchtet das Feuerschiff wie ein schwacher Punkt über den Wellen. Ab und zu schieben sich wie Schatten die Umrisse der patrouillierenden Engländer vor seinem Licht vorüber. Nach und nach erkennt der Führer die Aufstellung des Gegners. Auf den Kreuzer hält er zu. Noch liegt die Meute eng aufgeschlossen. Da blitzt, nach dem Feind zu unsichtbar, ein kurzes Signal auf dem Führerboot auf: Kiellinie formieren! Lautlos und lichtlos geht der Formationswechsel vor sich. — Wieder ein kurzes Signal. Alle Fahrt! hat der Mann am Maschinentelegraphen zu wiederholen, der Zeiger schwingt auf das betreffende Feld. Nun schäumt die Welle am Bug! Mit 30 Knoten jagen die Boote heran. Näher und näher. Erst als bei einer scharfen Drehung nach Backbord der matte Blitz der Lanzierrohrpatronen aufzuckt, stellt der Engländer die Scheinwerfer an. Doch eh sie die flüchtigen Boote fassen, sind die Torpedos am Ziel. Wie ein Stein sackt der eine Zerstörer zur Tiefe. Auch der Kreuzer verliert Fahrt, schlingert mit Schlagseite, ein zweiter Treffer schickt ihn hinter dem Bruder her in die Tiefe. Wild knallen die Zerstörer mit ihren Geschützen in die Nacht, ohne zu treffen, da eignes Scheinwerferlicht sie blendet. Die deutschen Boote deckt die Nacht. — — —

⌘ ⌘ ⌘

Zur selben Zeit erzittert die City von London unter dem Donner der Bomben deutscher Marineluftschiffe. Sie kannten den Weg schon vom 9. her. Die Themse entlang. Tief unten brütet die Millionenstadt. Dunkel. Nur wenig Lichter schimmern herauf. Kaum schweben sie drüber, da blitzt das Mündungsfeuer der Abwehrkanonen an allen Ecken und Enden. Aber weit unter den Schiffen platzen die Geschosse. Und wieder sinkt Bombe um Bombe.

Das Gestänge zittert bei der rasenden Fahrt, die Nerven sind gespannt zum Zerreißen, aber die Pflicht hat sie zu Stahl gehärtet. Der Befehl wird erfüllt. Ist erfüllt. Unversehrt wendet das Geschwader in leichten Wolkenschleiern zur Nordsee zurück und zur Heimat. Drunten aber schwelen die Reste ganzer Häuserblocks, Fabriken liegen in Trümmern, in die Docks schäumt die Flut. London zittert. — — —

⌘ ⌘ ⌘

In schwerer Arbeit keuchen die Minensucher in dem westlichen Fahrwasser der Bucht von Riga, bahnen, gedeckt durch die Kanonen der hinter ihnen dampfenden Geschwader, Fahrstraßen durch Minenfelder und Netzsperren. Der Anfang vom Zehnten soll Fortsetzung finden.

Immer wieder versuchen die russischen Torpedoboote die Arbeit; zu stören, schwer beschädigt ziehen sie ab, einen ihrer Zerstörer sehen sie nicht wieder. Tag und Nacht geht die Arbeit. Ein scharfes Ringen mit unsichtbaren Gegnern für die Helden der Minenfegerdivisionen. Am 19. August wird die Einfahrt frei. Torpedoboote und Suchdivisionen voraus, dringen die deutschen Streitkräfte vor. Der Gegner weicht aus und sucht am Abend durch den Moonsund zu verduften. Am Eingang liegt die „Slawan“, gleicht mit ihren zahlreichen Kasemattgeschützen einer schwimmenden Batterie. „Korejetz“ und „Ssiwutsch“ sind zusammengeschossen, durch Torpedos versenkt. Aber die „Slawa“ hält sich.

Tollkühn geht ein deutsches Boot nahe heran auf Torpedoschuß. Zu seinem Verhängnis. Die Übermacht russischer Zerstörer drängt es auf ein Minenfeld. Mit Schaudern sehen die zur Unterstützung herandampfenden Schwesterboote, wie es mit äußerster Kraft, den sichern Tod vor Augen, drüber hinjagt . . . Fast stockt für Augenblicke das Feuer auf beiden Seiten. Da! Die Mine! Im verseuchten Fahrwasser können unsere Kreuzer und Linienschiffe nur bestimmte Straßen benutzen, bestimmte Formationen nur fahren. Sie greifen mehrfach in den Kampf ein, auf weite Entfernungen, aber der Russe stellt sich nicht mehr. — Rings blitzen die Scheinwerfer durch die Nacht. Werden die russischen U-Boote feiern? Näher schieben sich die deutschen Geschwader an Riga heran. — — —

⌘ ⌘ ⌘

Die Flut braust donnernd über die Buhnen. Ein leiser Wind spielt mit dem Dünengras und weht leichte Sandwellen über die Fließen des Bodens. Die Nacht hat Augen. Rings weiß ich sie lauern und spähen. Hinter den Dünen. Immer bereit. Und draußen, weit draußen. Rings um England spähen die Boote, die schlanken, kleinen. In den wenigen Tagen, an die ich denke, fielen den Tapferen zwanzig zur Beute, zwanzig feindliche Schiffe. So schaut das Auge Bild um Bild, sie kommen und gehen, leuchten und schwinden, und der Kampf, den sie künden, ist Heldenkampf!

Bis dahin schrieb ich vor Monden schon. Doch fehlte mir immer noch eine Farbe im bunten Bild; die den Geist des Gegners mir zeigte. Heut weiß ich, warum ich zögern mußte heut, kenn' ich die Farbe, die noch gefehlt. Mordblut ist es, rostiges Rot. Der Hintergrund ist's, der dem Heldischen in unsrer Brüder Ringen erst zum vollen, lichten Leuchten hilft. Könnt' ich dies Bild nur unauslöschlich in jedes Deutschen Seele graben mit allen Schauern seiner Wirklichkeit.

Ein heitrer Tag blaut über der Irischen See, ruhig und glatt liegen die Wogen. Träge schaukelt der „Nicosian“ ohne Fahrt auf den Wellen. Kapitän Manning liest den Winkspruch des in einiger Entfernung aufgetauchten U-Bootes ab: „Sie führen Bannware; Ihr Schiff wird zerstört, ich gebe Ihnen zehn Minuten, um die Bemannung in Sicherheit zu bringen“. Unverzüglich gibt der Kapitän den Befehl, die Rettungsboote zu fieren. Das U-Boot scheint es eilig zu haben, denn kaum sind die Boote abgestoßen, da kracht schon der erste Schuß über die Köpfe der Rudernden hin. Absichtlich zwar schießt der deutsche Kommandant ihretwegen hoch. „Wollen die armen Teufel nicht noch mehr in Angst bringen.“ Er nimmt wieder das Glas vor die Augen und lugt scharf aus nach einem Dampfer, der schon eine Weile über dem Horizont steht und auf die beiden Schiffe zuhält. Nach wenigen Minuten kann der Signalgast bestätigen: „Amerikaner, Herr Kap'tänleutnant, viereinhalb tausend Tonnen schätze ich, Amerikanische Flagge im Top, desgleichen Sternenbanner an die Bordwand gemalt.“ „Na, dann können wir den Nicosian fröhlich erledigen; seine Leute werden ja dann sicher geborgen“. Auf neunzig Meter geht der Kommandant mit seinem Boot heran. Dann kracht Schuß auf Schuß, jeder sitzt.

Da schiebt sich hinter dem „Nicosian“ der Dampfer mit amerikanischer Flagge hervor: englische Matrosen stehen an der Reeling, die Gewehre im Anschlag. Das Sternenbanner sinkt, und noch während die englische Kriegsflagge hochgeht, knattern die Schüsse. Der Geschützführer auf dem deutschen Boot knickt lautlos zusammen und wird abgespült. Hastige Kommandos. Hier hilft nur Eins: Tauchen! Einige Leute erreichen den Turm und verschwinden im Innern.

Auf dem englischen Hilfskreuzer sind die amerikanischen Farben von der Bordwand verschwunden; jetzt kommt der erste Kanonenschuß herüber. Beim zweiten — auf die lächerlich nahe Entfernung — gehen Sehrohr und Flagge über Bord, das U-Boot beginnt mit schwerer Backbordschlagseite zu sacken. Wem es gelingt, von der Mannschaft wieder an Deck zu kommen, der strebt nach dem Heck, das am längsten über Wasser bleibt. Die Kleider fliegen vom Leibe. Elf Mann verlassen das sinkende Boot. Die andern gehn mit in die Tiefe.

Während die Rettungsboote des „Nicosian“ den Hilfskreuzer erreichen und zum Kommandanten geführt werden, der händereibend ob des gelungenen Piratenstreichs auf der Brücke sie erwartet, gelingt es fünf von den Schwimmern übers Fallreep an Bord des „Nicosian“ zu kommen. Die sechs andern klammern sich an die von den Davids in See herunterhängenden Gleittaue der Rettungsboote. Auf Befehl des Kommandanten des nur wenig entfernt gestoppten Briten nehmen die englischen Matrosen die im Wasser sich an die Taue klammernden Männer unter Feuer. Ein vergnügtes Scheibenschießen. Eine Hand nach der andern erstarrt und läßt den Halt los, ein Kopf nach dem andern verschwindet in den Wellen.

Da macht einer der Kommandanten aufmerksam, es seien noch fünf dieser „damned Germans“ an Bord des „Nicosian“

geklettert. Sofort geht er mit seinem Schiff längsseits und schickt ein Kommando Seesoldaten hinüber. „Macht keine Gefangene!“ heißt der Befehl. In den unteren Gängen des „Nicosian“ stellt der Schiffszimmermann den ersten deutschen Matrosen. „Hands up!“ Der gehorcht und nähert sich mit erhobenen Händen. Britischer Gefangener. Da knallt ihn mit lächelnder Miene der Brite auf wenige Schritt mit dem Revolver zusammen. „Einen hab ich“, meldet er durch eine Luke seinem Kommandanten hinüber. Die Jagd geht weiter. Einer nach dem andern wird so erledigt. Die zwei Letzten stöbert der erste Maschinist in einem Kohlenbunker auf, verschließt die Tür und ruft die Kameraden herbei: „Jungens, hier hab ich zwei drin!“ Die Tür wird geklafft, die Schüsse krachen. Nun kann old England beruhigt sein. Die sind tot.

Mit lebhafter Freude verfolgt die übrige Besatzung des Hilfskreuzers die Vorgänge an Bord des „Nicosian“. Da taucht hinter dessen Heck hervor der letzte Deutsche. Der Kommandant des Tauchboots schwimmt auf den Briten zu. Wieder läßt dessen Kommandant die Mannschaft an die Reeling treten und feuern. Rings um den Schwimmer schlagen die Geschosse aufspritzend ins Wasser. Der deutsche Kommandant hebt im Schwimmen die Hand zum Zeichen, daß er sich ergibt. Ein breites Lachen zieht über das Gesicht seines Gegners. Neue Schüsse krachen hinunter. In den Mund trifft den Deutschen ein Geschoß, Blut rinnt am Kinn herunter, man sieht wie er die Zähne zusammenbeißt vor Schmerz. Da fegt wieder eine Salve her. Stumm rollt der letzte Deutsche auf den Rücken, ins Genick getroffen. Dann sinkt er langsam in die Tiefe .... „Steward, nun geben Sie aber unsern Leuten Wisky!“ So feiert der englische Kommandant den Mord.

William Mc Bride ist sein Name, und „Baralong“ heißt sein Schiff. Die Namen sollen unsterblich sein, wie ihre Schande ....

⌘ ⌘ ⌘

Härte dich, Herz! Nun kennst du den Gegner. Er ficht mit Mord. Wir können nicht meucheln, wie er, zur Antwort. Rein bleibt das Schwert. Doch auch das Schwert des Richters ist rein!

Denn diesen Meuchelmord vom 19. August 1915 hat Großbritannien mit Flagge und Namen gedeckt. Und darum werden sich die Begriffe, solang wir leben, immer wieder neu in das Bewußtsein rufen, und fest verklammern: „Baralong“ und „Schlächter“, — „England“ und „Mord!“

Du aber strahle nur reiner auf diesem Hintergrunde britischen Meuchelmords, nur hehrer, du deutscher Heldengeist!

Unser Generalfeldmarschall!

Dem Gedächtnis unseres Mitarbeiters Colmar Frhr. v. d. Goltz. Von Hanns v. Zobeltitz.

Fern der heißgeliebten Heimat, fern dem Kriegsgebiet unserer deutschen Heere starb Feldmarschall v. d. Goltz am 19. April den Heldentod. Aber nicht im Kampf von einer feindlichen Kugel niedergestreckt. Die große Tragik ist's, daß er einer tückischen Krankheit, dem Flecktyphus, erlag.

Den Feldmarschall zweier Kaiserreiche hat man ihn genannt. Mit Recht, denn er trug den deutschen und den türkischen Marschallsstab. Im türkischen Feldlager ist er gestorben, an der Spitze eines türkischen Heeres. Die Türkei liebte er; ihr widmete er durch lange Jahre seine Dienste, und sein Name wird in den Annalen des türkischen Reiches fortleben. Sein Herz aber gehörte dem Vaterlande, gehörte Preußen und Deutschland. Nie war er bei uns fremd geworden; immer wieder hatte er nach längerer oder kürzerer Abwesenheit in Befehlsstellen des deutschen Heeres gewirkt. Und was er fern, in der Türkei, tat, galt nicht zuletzt auch unserem Reich, bis in seine letzten Tage.

Das reiche Leben des Generalfeldmarschalls ist oft geschildert worden. Wohl jede deutsche Zeitung hat anläßlich seines Hinscheidens sein Wirken, seinen Aufstieg eingehend geschildert. Es erübrigt wohl, an dieser Stelle noch einmal von dem Lebenslauf des Feldmarschalls zu handeln. Aber vielleicht fesseln einige eigne Beziehungen zu ihm, die seine ganze Art wohl gut kennzeichnen. In aller Bescheidenheit: Beziehungen zwischen ihm und mir; dann seine Beziehungen zum Daheim, dem er durch lange, lange Jahre ein treuer Freund war.

Unmittelbar nach dem Kriege von 1870 war es, den wir Alten den großen Krieg nannten, auf den wir so unsagbar stolz waren und der uns nun, inmitten des jetzigen ungeheuren Weltenbrandes, oft — vielleicht zu Unrecht — recht klein erscheinen will. Vor einer Klasse von Fähnrichen auf der Kriegsschule Potsdam, die alle schon draußen im Felde gestanden, von denen so mancher das Eiserne Kreuz trug, stand ein junger schlanker Hauptmann und lehrte, wie man's damals hieß, Terrainlehre. Kaum daß ihm das Gebiet sonderlich lag; es mochte ihm recht trocken vorkommen, und ein Jahr darauf vertauschte er's mit der erquicklicheren Taktik. Aber er tat seine Pflicht, wie er später immer seine Pflicht getan hat, auch wenn sie ihm hart erscheinen mochte. Wir aber, die wir zu seinen Füßen saßen, fühlten an dem jungen Offizier etwas besonderes heraus. Der Eine oder Andere wußte von ihm, daß er trotz seiner Jugend im Felde draußen bereits dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl angehört hatte, und alle empfanden, wie er sich mühte, dem ledernen Stoff, den er vorzutragen hatte, Leben und Wärme zu geben und — daß er das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Ich habe es, glaube ich, schon einmal an anderer Stelle erzählt, darf es aber gewiß wiederholen. Unter uns saß Einer, der draußen sehr brav gewesen war und dessen Brust auch das Kreuz schmückte; in der Klasse aber war er einer der Allerschlechtesten, und die schwierige Kunst des „Aufnehmens“, die unheimlich eng mit Trigonometrie und anderen häßlichen Dingen verquickt ist, lag ihm weltenfern. Als nun gar die Stunde der Prüfung kam und zu ihr, wie üblich, höhere Vorgesetzte erschienen, war er wie auf den Mund geschlagen. Der schlanke Hauptmann aber hatte Mitleid mit dem braven Jungen. Er wollte ihm in den Prüfungsnöten helfen, und er wußte, wie das anzufangen war. Erste Frage: „Wie heißt das Instrument, Fähnrich, mit dem man in der Regel durch Kippen die Distanzen mißt?“ Der Fähnrich starrt einen Augenblick; dann schießt er erleichtert los: „Kippregel, Herr Hauptmann!“ — „Gut. Und wie nennt man die hölzerne Latte, die auch beim Ermitteln der Distanzen gebraucht wird?“ „Distanzlatte, Herr Hauptmann“. — „Recht gut ... der Nächste.“ Selbst die strengen Vorgesetzten mußten lächeln, der Fähnrich aber war wenigstens in dem einen Fach gerettet. Übrigens waren wir, an allerlei Kriegsfreiheit gewohnt, damals eine ziemlich wilde Gesellschaft. So mancher ist bald in die Brüche gegangen. Aber einige haben sich dafür desto besser bewährt: ich brauche wohl nur zu berichten, daß zu uns zwei jetzige Heerführer, v. Gallwitz und v. Scholtz, gehörten und der treffliche Korpsführer v. Mudra.

Im Jahre 1873 erschien das erste, bedeutsame kriegsgeschichtliche Werk von Goltz: „Die Operationen der 2. Armee bis zur Kapitulation von Metz.“ Gleichzeitig hatte er aber auch eine recht umfassende schriftstellerische Tätigkeit aufgenommen, die sich auf ganz anderen Gebieten bewegte. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß es nicht zuletzt pekuniäre Gründe waren, die ihn veranlaßten, sich als Feuilletonist und Erzähler zu betätigen — wie das bei manchem anderen Offizier, z. B. bei mir, auch der Fall war. Aber für ihn, — und wiederum auch für mich, kam der Appetit beim Essen. Man erkennt seine kleinere oder größere Sondergabe, freut sich kleinerer oder größerer Erfolge, und schließlich fesselt die leichtere Arbeit neben der strengeren wissenschaftlichen immer mehr. Für v. d. Goltz wurde sie ganz unentbehrlich. Als Generalfeldmarschall schrieb er so gerne wie als junger Hauptmann im Generalstab.

Sehr früh trat er auch mit dem Daheim in Verbindung. Schon 1873, im 9. Jahrgang, findet sich ein längerer Beitrag von ihm „Unter den drei Linden.“ Bereits der Titel verrät, daß er, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ein geborener Journalist war. Ein Anderer hätte als Überschrift vielleicht gewählt: „Beim Prinzen Friedrich Karl“ oder „Im Jagdschloß Dreilinden.“ Es wäre auch so gegangen. Goltz aber fühlte mit Sicherheit, daß sein Titel, der zugleich anreizte und verschleierte, ungleich zugkräftiger war.

Durch Jahre hindurch blieb er dem Daheim ein treuer Mitarbeiter. Man darf seine, bald umfangreicheren, bald kürzeren Arbeiten freilich nicht unter seinem Namen suchen. Er zeichnete fast immer W. v. Dünheim, und der Kürschnersche Literaturkalender führte noch im letzten Jahrgang dies Pseudonym auf. Bisweilen hüllte er sich aber auch in den Deckmantel des „Dreizehnten“ ein — des dreizehnten Gastes bei Tisch nämlich — und schrieb unter dieser Spitze allerliebste gesellschaftliche Plaudereien, immer reizvoll, oft mit feinster Laune. Außer an das „Daheim“ gab er seine Beiträge meist an „Ueber Land und Meer“ und in die Vossische Zeitung. Auch als Erzähler versuchte er sich. Im Jahre 1875 erschien sein Roman „Angeline“, ein Novellenband folgte, und, wenn ich recht unterrichtet bin, hat er noch weitere Romane geschrieben, wohl unter anderem Namen, die er jedoch vom Buchverlag zurückhielt. Er tat vielleicht recht daran. Denn so prachtvoll er zu plaudern verstand, so trefflich und zielsicher er ein ihm gestelltes Thema anzupacken wußte, die eigentliche Fabulierkunst war ihm doch wohl nicht gegeben.

Dann schliefen seine Beziehungen zum Daheim ein; auf Jahre hinaus nahm ihn überhaupt der Dienst, im Vaterland und in der Türkei, nahm ihn schwere kriegsgeschichtliche Arbeit fast ausschließlich in Anspruch. Der Dienst: Goltz war zwar, wie man ehedem etwas ironisch zu sagen pflegte, ein ‚gelehrtes Huhn‘. Aber das war auch das merkwürdige an ihm, daß er zugleich ein praktischer Soldat, Frontoffizier, war. Es erregte bei seinen Vorgesetzten, hat man mir wieder-

holt erzählt, einiges Erstaunen, wie vortrefflich er sich bewährte, als er 1877 eine Kompagnie erhielt; und in allen späteren Stellungen erwies er sich ebenso als grunderfahrener Offizier, der für die geringsten Einzelheiten des täglichen Dienstes stets ein scharfes Auge und tiefes Verständnis hatte: als Führer einer Division in Frankfurt an der Oder, als oberster Leiter des Ingenieurkorps, endlich auf der Grenzwacht als Kommandierender General des I. Armeekorps.

Nachdem ich in die Schriftleitung des Daheim eingetreten war, versuchte ich die abgerissenen Fäden mit dem damals gerade aus der Türkei Heimgekehrten wieder anzuknüpfen, und es gelang mir. Seitdem ist er, nicht so regelmäßig wie einst, aber doch immer wieder für uns tätig gewesen und für Velhagen und Klasings Monatshefte. Er war freilich nicht mehr der Plauderer von ehedem; er wählte ernstere Stoffe, mit Vorliebe Erinnerungen aus seiner schweren Arbeitszeit im osmanischen Reiche. Viele, viele Briefe haben wir über seine Beiträge gewechselt. Ein vortrefflicher Briefschreiber war er; einer von jenen, mehr und mehr aussterbenden, denen ein Brief an einen guten Bekannten nie eine Arbeit, vielmehr ein Vergnügen erscheint, die auch gelegentlich vom eigentlichen Thema abweichen und scheinbar Fernerliegendes erörtern. Als er Generalinspekteur geworden war und in größerer Ruhe wieder in Berlin lebte, kam er auch öfter nach der Tauentzienstraße in unsere Schriftleitung; meist unmittelbar von einem Ritt im Tiergarten; er fühlte sich ja nie wohler als im Sattel. Dann saß er gern mit mir und plauderte, heiteres und ernstes. Ich erinnere mich besonders einer eingehenden Unterhaltung über unser Offizierkorps, dessen Gedeihen, dessen Erziehung ihm immer besonders am Herzen lag. So manches, was er damals sagte, hat in dem gewaltigen Ringen der Gegenwart erhöhte Bedeutung erlangt. Er wünschte zumal, daß der Offizier viel früher, als es damals der Fall war, in die Stellung eines Kompagnieführers gelangte; „wer nach fünf oder sechs Jahren Dienstzeit nicht imstande ist, eine Kompagnie zu führen, der ist überhaupt nichts wert.“ Heute führen im Felde viel jüngere Herren eine Kompagnie — und tun's nach allem, was ich höre, sehr gut. Er wünschte ferner eine stärkere Heranziehung tüchtiger Unteroffiziere als Offizierdiensttuer: auch dieser Forderung ist im Felde reichlich und mit Erfolg Genüge geschehen.

Nicht lange vor Kriegsausbruch mußte ich den Generalfeldmarschall in seiner Wohnung aufsuchen, um eine redaktionelle Angelegenheit zu besprechen. Es war eine etwas peinliche Aufgabe. Er hatte uns einen ausgezeichneten, hochinteressanten Beitrag gegeben. In diesem aber befanden sich einige, an sich zwar durchaus logisch aufgebaute, aber ungeheuer lange und etwas verzwickte Sätze, die man wohl zwei- oder dreimal lesen mußte, um hinter den eigentlichen Sinn zu kommen. So wollte ich ihn denn bitten, die Sätze aufzulösen, zu vereinfachen, dem Verständnis des Lesers näher zu bringen. Bei so manchem anderen Mitarbeiter habe ich mit der gleichen Bitte recht üble Erfahrungen machen müssen: sie fanden gerade ihre stilistischen Ungeheuer besonders schön. Ganz anders Goltz. Er lachte — prächtig konnte er lachen. Und dann nickte er: „Ich weiß genau, woran es liegt. Es ist eine Alterserscheinung bei mir, lieber Zobeltitz. Körperlich geht es mir immer noch ausgezeichnet, geistig fühle ich mich ganz frisch. Aber seit ein paar Jahren baue ich immer längere Sätze. Sie haben ganz recht. Geben Sie nur her.“ Wir schüttelten uns die Hände, und die Sache war abgetan.

Es war überhaupt ein herrliches Arbeiten mit Goltz. Niemals kam ein Beitrag zu spät, immer lief er zur vereinbarten Stunde ein. Stets in sauberster klarster Ausfertigung; entweder in Maschinenschrift oder in seiner schönen gleichmäßigen Handschrift, die jedenfalls keine Alterserlahmung zeigte, vielmehr bis zuletzt ganz unverändert war.

Bis zuletzt —

Als der Krieg ausbrach, gedachte er noch einmal des Daheim. Kurz ehe er als Generalgouvernenr nach Belgien ging, schrieb er uns flammende, begeisternde Worte, denen er den schönen Titel setzte: „Der Geist unseres Heeres“. Ich kann es mir nicht versagen, die letzten Sätze hier zu wiederholen, denn sie haben Gültigkeit jetzt wie damals und werden immer Gültigkeit behalten: „In Heer und Flotte lebt das Bewußtsein, Hüter germanischer Sitte und germanischer Kultur zu sein, Beschützer der germanischen Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Das Höchste, was wir kennen, steht auf dem Spiel. Es muß erhalten werden. Unser Heer empfindet die ganze erhebende Größe dieser Aufgabe im tiefsten Herzen und ebenso die Pflicht, sich ihrer würdig zu erweisen. Ernst, schweigsam, entschlossen, tapfer und siegesgewiß zieht es in den furchtbaren Streit gegen Übermacht. Vertrauen auf Gott und seinen Kaiser trägt es fest in der Seele. Es wird siegen, weil auch der letzte Mann in Reih und Glied weiß, daß wir siegen müssen. Dies ist der Geist unseres Heeres. Gott segne es und stehe ihm zur Seite!“

Das war der Abschiedsgruß unseres lieben Generalfeldmarschalls an das Daheim.

Vom Austausch der Schwerverwundeten.

Hunderttausende von russischen und französischen Soldaten sind z. T. seit vielen Monaten im Herzen von Deutschland, aber nicht als Sieger, sondern als Kriegsgefangene; und ebenso sind eine ganze Reihe von Tausenden deutscher Soldaten bei unseren Feinden in Gefangenschaft geraten. Die Russen sind besonders zahlreich; sie haben sich ja bei Hindenburgs weltberühmt gewordenen Siegen und dann wieder bei unserer großen Offensive immer zu Tausenden ergeben. Mit den Franzosen, ganz besonders aber mit unseren deutschen Soldaten, die in Gefangenschaft kamen, war es gewöhnlich anders. Da handelte es sich entweder um kleinere Truppenteile, Patrouillen oder vorgeschobene Posten, die abgeschnitten wurden, oder es waren ganz besonders tapfere Männer, die bei Sturmangriffen zu weit vorgingen. Eine kleinere Anzahl der Kriegsgefangenen besteht auch aus den Unglücklichen, die schwerverletzt auf den Schlachtfeldern aufgelesen und in den Lazaretten gepflegt und geheilt worden sind. Vielfach hat aber alle Kunst der Ärzte nicht hingereicht, um diesen Armen ihre volle Gesundheit wiederzugeben. Manch einer bleibt sein Leben lang ein Krüppel, andere haben sonst Schaden genommen, so daß sie für immer siech bleiben werden.

Die gesunden Kriegsgefangenen werden von den Staaten, in deren Gewalt sie sich befinden, sorgsam bewacht. Denn jeder einzelne, dem die Flucht gelingt, würde ja dazu beitragen, die Streitkraft der Feinde zu erhöhen. Anders die Kriegsbeschädigten und Siechen. Sie sind nicht mehr im Stande, die Waffen zu tragen, und ihre fernere Zurückhaltung in Feindesland hat also keinen rechten Zweck. So sind denn nach langen Verhandlungen sowohl mit den Franzosen, als mit den Russen die endgiltig kriegsuntüchtigen Kriegsgefangenen, vorläufig wenigstens zum geringen Teile ausgetauscht worden. Dieser Austausch erfolgt über neutrale Länder. Die Schweiz vermittelt den Austausch mit den Franzosen, Schweden den mit den Russen.

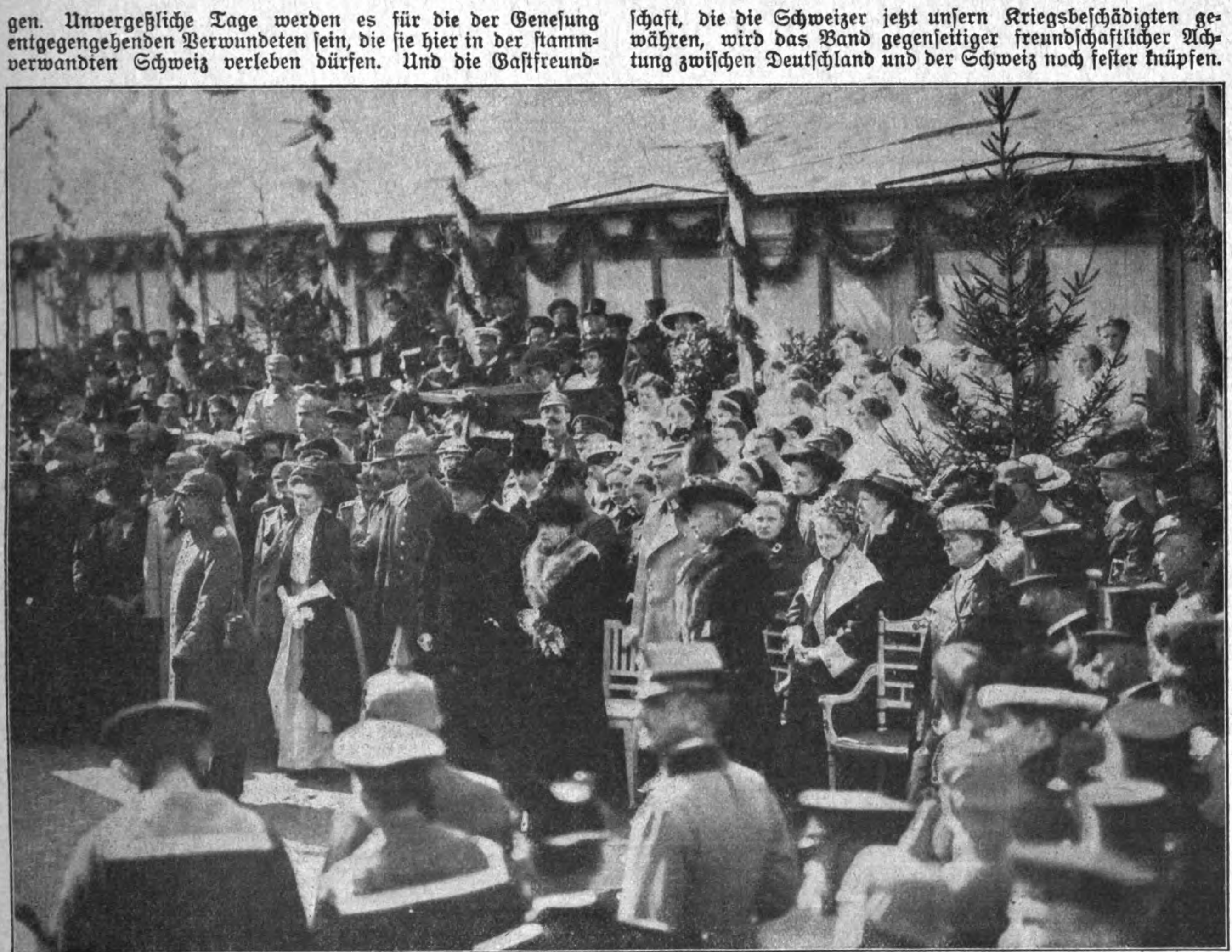
Mehrfach bereits sind kleinere Abteilungen von Kriegsbeschädigten mit den Franzosen ausgetauscht worden, und jedesmal sind die heimkehrenden Krieger an den deutschen Grenzen freudig begrüßt worden. Mit Rußland ist es erst in den letzten Tagen gelungen, einen solchen Austausch durchzuführen. Der Empfang dieses ersten Trupps aus Rußland invalide zurückkehrender deutscher Soldaten hat sich dafür aber ganz besonders feierlich abgespielt. Das Schiff, das sie bringen sollte, war nach Saßnitz bestimmt. Dort war in dem kleinen malerischen Hafen am Fuße der Kreidefelsen von Rügen ein Empfangszelt aufgeschlagen, das mit deutschen Fahnen und den Flaggen unserer Bundesgenossen geschmückt war. Zum Empfange der Krieger war unsere Kaiserin mit großem Gefolge gekommen, außerdem waren erschienen der in Rügen begüterte Fürst und die Fürstin von Putbus, der stellvertretende Kommandierende General des 2. Armeekorps, Freiherr v. Vietinghoff-Scheel, und der pommersche Oberpräsident v. Waldow. Dem Schiffe entstiegen 230 Verwundete, 69 Deutsche, die übrigen Österreicher. Welches Glück, nach so langer Zeit und so vielen Leiden wieder auf heimischem oder doch befreundetem Boden zu stehen! Die Kaiserin begrüßte am Eingang der Empfangshalle jeden Einzelnen und überreichte ihm ein Andenken. Die Kleidung der Verwundeten, für die bereits die Schweden mit rührender Aufmerksamkeit und Treue gesorgt hatten, war schmuck und tadellos; auch waren die Verwundeten voll des Lobes über die gute Aufnahme in Schweden.

Nicht einen eigentlichen Austausch aber auch die Befreiung aus drückender Kriegsgefangenschaft verdanken zahlreiche unserer tapferen Soldaten dem Eingreifen des Papstes, der bei den feindlichen Staaten anregte, die Schwerverwundeten, die guter Pflege dringend bedürftig sind, in der neutralen Schweiz unterzubringen; so sind die Franzosen in die wälschen Teile des Landes gebracht worden, unsere Soldaten dagegen in die landschaftlich so unvergleichlich herrlichen Gegenden der deutschen Schweiz. Und unsere tapferen Krieger haben es gut in dem schönen und kernigen Lande, dessen Gastfreundschaft sie genießen. Zwar sind sie interniert; aber sie haben Freiheit, sich im Freien zu ergehen, und haben Freiheit, ihren Gedanken und Empfindungen Ausdruck zu verleihen. So fand am Ostermontag in Brunnen am Vierwaldstätter See eine vaterländische Feier statt, in der Fürst Bülow eine zündende Ansprache hielt. Zahlreiche Angehörige der Gefangenen waren dazu aus Deutschland gekommen, und Vertreter der deutschen Gesandtschaft und des Kriegsministers waren zuge-



Deutsche verwundete Krieger in Brunnen am Vierwaldstättersee.

gen. Unvergeßliche Tage werden es für die der Genesung entgegengehenden Verwundeten sein, die sie hier in der stammverwandten Schweiz verleben dürfen. Und die Gastfreundschaft, die die Schweizer jetzt unsern Kriegsbeschädigten gewähren, wird das Band gegenseitiger freundschaftlicher Achtung zwischen Deutschland und der Schweiz noch fester knüpfen.



Kaiserin Auguste Viktoria beim Empfang der ausgetauschten österreichisch-ungarischen und deutschen Verwundeten in Saßnitz.
Aufnahme von Max Dreblow.

43

Schützengraben-Betrachtungen. Von Hauptmann Erich Deetjen.

Es ist nicht zu leugnen, es besteht ein gewisser Gegensatz zwischen Heimat und Front, bei uneingeschränktester Anerkennung der opferwilligen Liebestätigkeit und der fleißigen, unermüdlichen Arbeit daheim. Aber die Spannung ist da, jeder Offizier, jeder Mann fühlt sie. Unausgesprochene Fragen richten sich an die Heimat, und die Antwort ist häufig nicht befriedigend. Zurückkehrende Urlauber und wiederhergestellte Verwundete berichten; dann hocken sie im Quartier, im Unterstand beieinander, brüten, stellen Betrachtungen an: Wie wird's nach dem Frieden zu Hause werden; sind die in der Heimat auch so wie wir zu anderen Menschen geworden, haben sie Einkehr bei sich gehalten? — Und die Zurückkommenden schütteln den Kopf, zucken die Achseln und erzählen: Mit Einkehr und Umkehr hat's bei den meisten noch gute Weile! — Es sind Leute aus allen Berufen und Gesellschaftsklassen, die so sprechen und unbefriedigt an die Front zurückkehren. Die Sorge um die Zukunft ist's, die immer wieder derartige Gespräche wach werden läßt. Wenn die große Heimkehr naht, wollen sie auch wirklich Frieden haben, jenen inneren Frieden, der draußen herrschte, erworben durch den Ernst des Todes und die Abrechnung mit sich selbst; schonungslos haben sie sich im Spiegel der Wahrheit betrachtet.

Die Trauer des Landes, seine Anteilnahme ist tief und ehrlich, aber ihr Ernst reicht naturgemäß doch nicht an den unmittelbaren des Todes, der täglich mit seinen Fittichen über der Front schwebt. Dort ist die Prüfung schwerwiegender und andauernder. — Daheim ist mancherlei Ablenkung, während in den Stellungen trotz mancher fröhlichen Stunde die Todesmahnung niemals verschwindet. Auch ist dieser Frohsinn ein geläuterter, ausgehend von Männern, die mit sich und der Welt innerlich abgeschlossen, innere Einkehr gehalten haben. Diese Abrechnung mit sich ist oft nicht ganz leicht, sie erfordert unbegrenzte Ehrlichkeit gegen sich selbst: nur nicht wieder trügerischen Schein aufrichten, endlich aus dem Wust von Lüge und Hohlheit hinaus! Das ist ja das Gute des Krieges, daß er mit seiner Pflugschar den verkümmerten Boden, auf dem die Menschenseelen wachsen, so tief aufreißt, den Wurzeln Luft gibt und ihnen neuen Lebensatem einflößt.

Damit hat's im ganzen noch gute Weile, sagen die Zurückkehrenden. Und sie haben recht. Es gibt noch viel wucherndes Unkraut, das der Saat den Atem benehmen kann. Die Welt ist gepflügt, und viele Millionen Opfer sind gefallen. Schon heute läßt sich sagen, daß sie nicht vergebens dahingegangen sind, denn auf den Schlachtfeldern ist eine neue Saat aufgegangen, die der Heimat einst zum Segen gereichen soll. Aber das Unkraut muß gejätet werden, sonst kann die Saat sich nicht entwickeln.

Wenn heute mancher im Lande über die Lebensmittelteuerung und Verluste in seinem Beruf klagt, so ist dies verständlich, solange solche Klagen Maß halten und von wirklich Schwerbetroffenen ausgehen. Es berührt aber unangenehm, daß die beweglichsten Klagen nicht aus den ärmsten, sondern oft aus wohlhabenden Kreisen des Mittelstandes kommen, von jenen, die gar nichts verlieren, gar nichts opfern wollen, laut aber Anklagen erheben und Kritik an allem, was ihnen unbequem ist, üben. Diese Leute sind die nämlichen, die in ihrer Engherzigkeit und Kleinheit nicht die Größe der jetzigen Zeit erfassen können, nicht die Opfer der andern, der Ärmsten sehen, in ihrem Hirn es noch immer nicht begreifen können, daß alle diese Opfer nötig waren, um nicht unser ganzes Sein in Frage zu stellen.

Wenden wir uns von diesen Auswüchsen zu den breiten Schichten des Volkes, die es gewohnt sind, unselbständig im Strome mitzuschwimmen. Es gibt leider auch heute noch zu viele unter ihnen, die es versäumt haben, an die Bilanz ihres geistigen Lebens zu gehen und zweifelhafte Werte gewissenhaft in Abzug zu bringen.

In vieler Beziehung ist man sich Rechenschaft schuldig; besonders naheliegend ist heute das Verhältnis zu unserem Kaiser, dessen Geburtstag wir wieder einmal gefeiert haben. Der Kaiser! Bald drei Jahrzehnte sehen wir ihn als Reichsoberhaupt. Heute an der Schwelle eines Sieges über eine Welt von Feinden. — Kein Mann wie er stand so im Mittelpunkt aller Kritik. In dem hastenden Treiben, der Jagd nach Glück und Gewinn war schnell ein Urteil fertig, das gewissenhafte Prüfung aller Unterlagen vermissen ließ. Vornehme Zurückhaltung fand man selten. Hier und da wurde wohl anerkannt, daß das Ausland uns im Grunde genommen glühend um unsern Kaiser beneidete. Trotz mancher Kritik galt „the Kaiser" und „le Kaiser" dort als eine scharf umrissene Persönlichkeit, die schwer ihresgleichen unter den Zeitgenossen fand. Sie nahmen ihn bitter ernst, sie griffen ihn an, denn sie fühlten seine Stärke. — Dem eigenen Volke, dem Volke der Nörgler und Besserwisser war es vorbehalten, seinen Monarchen nicht zu verstehen, ihm in Wort und Schrift entgegenzutreten. Mochte er so oder so handeln, stets war zügellose Kritik bei der Hand.

Mit Bismarcks Sturz begann es, als der alte Titan dem neuen Kurs weichen mußte, an dessen Berechtigung damals niemand glauben wollte. Es kam der Sturm über die Abtretung von Witu-Land; wer wollte etwas von Helgoland wissen, diesem verödeten Felsen, der eines Tages in den Fluten versinken würde. — Man denke sich Helgoland heute in englischem Besitz; die rauchenden Trümmer Hamburgs, die Sperrung des Nordostseekanals dürften die Antwort geben, der Engländer kniete uns auf der Brust. — Die Schaffung unserer Flotte, Kaiser Wilhelms persönliches Werk, wurde bekämpft, weil wir damit England herausforderten. Man sprach von uferlosen Flottenplänen, von der „gräßlichen" Flotte, — sogar in sonst nationaldenkenden Kreisen. Man begriff den Kaiser nicht, man verstand nicht, daß die Entwicklung Deutschlands nicht an den eigenen Grenzen haltmachen durfte, um der Erstickungsgefahr zu entgehen. Es leuchtete wenigen ein, daß nur unter dem Schutz einer achtunggebietenden Flotte der deutsche Handel über See hinaus sich ausbreiten konnte. Und selbst als es zu dämmern anfing, da wurde noch geknausert. Wie großzügig der Engländer seine Kapitalien in Gründungen nationaler Art steckte und dementsprechend auch reich ernten konnte, dafür fehlte dem vorsichtigen, ängstlich wägenden Deutschen die Erkenntnis; seine Erfolge blieben somit bescheiden. Um wieviel günstiger stände es heute um den deutschen Handel, wenn der Reichstag den wiederholten Forderungen auf Ausbau unserer Kreuzerflotte mehr Verständnis entgegengebracht hätte. Was hat uns diese falsche Sparsamkeit genützt? Wir werden doch wieder Schiffe bauen müssen und mehr denn je, damit unser Handel unter dem Schutz der deutschen Flagge dazu beitragen kann, die Kriegsschäden zu heilen und neue Früchte zu pflücken.

Und heute nun, nach den Augusttagen des Jahres 1914, ist endlich der großen Masse des Volkes die Besinnung wiedergekommen, wie einerseits der Kaiser bis zur letzten möglichen Minute seinem Volke den Frieden erhalten hat, wie er andererseits rechtzeitig für des Landes Wohl und Ehre das Schwert zog; an der Front ist man der vergiftenden Luft aller Wehleiderei, der Besserwissenwoller, der Eigensüchtigen und Miesmacher entrückt, da herrscht Größe, weiter Blick, freies Aufatmen; möge auch der Heimat frische Luft von hier aus zuströmen. — Wie kläglich hat manches politische Parteiprogramm Schiffbruch gelitten; ob sie's wohl heute einsehen und Farbe bekennen? — Wie griffen die Neunmalweisen unsere Schutzzollpolitik an! Wer hat letzten Endes dem deutschen Volke durch Fernhaltung der Freihandelspolitik Hunger und Untergang in diesen Kriegszeiten erspart? — Der Kaiser, der der ruhende Pol in der Reichspolitik ist, während Minister und Parlamentsmehrheiten wechseln.

Wer so seine Gedanken wandern läßt über vergangene trübe Zeiten, der muß, wenn er nicht ganz geistig erblindet ist und noch einen Funken Gerechtigkeitsgefühl in sich spürt, einsehen, was wir dem Kaiser alles abzubitten haben, wie sehr wir uns an ihm, als Mensch wie an Monarch, versündigt haben. Die Zeit nach dem Kriege wird lehren, ob auch ein ganzes Volk Gerechtigkeitssinn besitzt und genügend Freimut, um seine Irrtümer, seine begangenen Fehler einzusehen.

Die Geschichte hat uns das Steuer der Weltgeschicke gegen unsern Willen in die Hand gedrückt. Nun müssen wir es leiten, damit am deutschen Wesen die Welt gesunde und Frieden findet. Nicht mit Weltbürgerschwärmerei und krankhaftem Ästhetentum, sondern mit fester Hand. Diese schicksalsschwere Aufgabe kann das deutsche Volk aber nur dann erfüllen, wenn es auch nach Friedensschluß in sich einig bleibt und nicht in alte Fehler zurückfällt. — Manche Stürme dürften uns zwar nicht erspart bleiben, wir können sie aber beherrschen, wenn die Besonnenen Maß halten und ihren Einfluß auf die Massen geltend machen. Nicht Öl in die Flammen gießen, sondern die gegenseitige Achtung, die draußen im Felde der eine vor dem anderen erworben, weiter aufrechthalten, vor ihm selbst und seinen notwendigen Lebensbedingungen. —

Ein fürchterliches Erwachen, ein sich selbst Zerfleischen wird eines Tages bei unsern Feinden eintreten. Dann werden wir, die Sieger, wie damals 1870/71, als die Kommune in Paris zu den Füßen der deutschen Einschließungsarmeen tobte, mit Gewehr bei Fuß dem Kampfe zuschauen und aus ihm weiteren Nutzen ziehen. Dazu brauchen wir auch ferner innere Geschlossenheit, inneren Frieden. — Möge es der vornehmste Dank der Heimat an die siegreich heimkehrenden Kämpfer sein, daß sie ihnen den Frieden erhält, das mit dem Schwert Errungene nicht neuerlich gefährdet. — Das ist der Wunsch Tausender aus der Front! —



Schützengraben im Woëvre-Gebiet. Gemälde von Hans Meyerkassel, zurzeit im Woëvre-Gebiet.

Schützengraben-Betrachtungen. Von Hauptmann Erich Deetjen.

Es ist nicht zu leugnen, es besteht ein gewisser Gegensatz zwischen Heimat und Front, bei uneingeschränktester Anerkennung der opferwilligen Liebestätigkeit und der fleißigen, unermüdlichen Arbeit daheim. Aber die Spannung ist da, jeder Offizier, jeder Mann fühlt sie. Unausgesprochene Fragen richten sich an die Heimat, und die Antwort ist häufig nicht befriedigend. Zurückkehrende Urlauber und wiederhergestellte Verwundete berichten; dann hocken sie im Quartier, im Unterstand beieinander, brüten, stellen Betrachtungen an: Wie wird's nach dem Frieden zu Hause werden; sind die in der Heimat auch so wie wir zu anderen Menschen geworden, haben sie Einkehr bei sich gehalten? — Und die Zurückkommenden schütteln den Kopf, zucken die Achseln und erzählen: Mit Einkehr und Umkehr hat's bei den meisten noch gute Weile! — Es sind Leute aus allen Berufen und Gesellschaftsklassen, die so sprechen und unbefriedigt an die Front zurückkehren. Die Sorge um die Zukunft ist's, die immer wieder derartige Gespräche wach werden läßt. Wenn die große Heimkehr naht, wollen sie auch wirklich Frieden haben, jenen inneren Frieden, der draußen herrschte, erworben durch den Ernst des Todes und die Abrechnung mit sich selbst; schonungslos haben sie sich im Spiegel der Wahrheit betrachtet.

Die Trauer des Landes, seine Anteilnahme ist tief und ehrlich, aber ihr Ernst reicht naturgemäß doch nicht an den unmittelbaren des Todes, der täglich mit seinen Fittichen über der Front schwebt. Dort ist die Prüfung schwerwiegender und andauernder. — Daheim ist mancherlei Ablenkung, während in den Stellungen trotz mancher fröhlichen Stunde die Todesmahnung niemals verschwindet. Auch ist dieser Frohsinn ein geläuterter, ausgehend von Männern, die mit sich und der Welt innerlich abgeschlossen, innere Einkehr gehalten haben. Diese Abrechnung mit sich ist oft nicht ganz leicht, sie erfordert unbegrenzte Ehrlichkeit gegen sich selbst: nur nicht wieder trügerischen Schein aufrichten, endlich aus dem Wust von Lüge und Hohlheit hinaus! Das ist ja das Gute des Krieges, daß er mit seiner Pflugschar den verkümmerten Boden, auf dem die Menschenseelen wachsen, so tief aufreißt, den Wurzeln Luft gibt und ihnen neuen Lebensatem einflößt.

Damit hat's im ganzen noch gute Weile, sagen die Zurückkehrenden. Und sie haben recht. Es gibt noch viel wucherndes Unkraut, das der Saat den Atem benehmen kann. Die Welt ist gepflügt, und viele Millionen Opfer sind gefallen. Schon heute läßt sich sagen, daß sie nicht vergebens dahingegangen sind, denn auf den Schlachtfeldern ist eine neue Saat aufgegangen, die der Heimat einst zum Segen gereichen soll. Aber das Unkraut muß gejätet werden, sonst kann die Saat sich nicht entwickeln.

Wenn heute mancher im Lande über die Lebensmittelteuerung und Verluste in seinem Beruf klagt, so ist dies verständlich, solange solche Klagen Maß halten und von wirklich Schwerbetroffenen ausgehen. Es berührt aber unangenehm, daß die beweglichsten Klagen nicht aus den ärmsten, sondern oft aus wohlhabenden Kreisen des Mittelstandes kommen, von jenen, die gar nichts verlieren, gar nichts opfern wollen, laut aber Anklagen erheben und Kritik an allem, was ihnen unbequem ist, üben. Diese Leute sind die nämlichen, die in ihrer Engherzigkeit und Kleinheit nicht die Größe der jetzigen Zeit erfassen können, nicht die Opfer der andern, der Ärmsten sehen, in ihrem Hirn es noch immer nicht begreifen können, daß alle diese Opfer nötig waren, um nicht unser ganzes Sein in Frage zu stellen.

Wenden wir uns von diesen Auswüchsen zu den breiten Schichten des Volkes, die es gewohnt sind, unselbständig im Strome mitzuschwimmen. Es gibt leider auch heute noch zu viele unter ihnen, die es versäumt haben, an die Bilanz ihres geistigen Lebens zu gehen und zweifelhafte Werte gewissenhaft in Abzug zu bringen.

In vieler Beziehung ist man sich Rechenschaft schuldig; besonders naheliegend ist heute das Verhältnis zu unserem Kaiser, dessen Geburtstag wir wieder einmal gefeiert haben. Der Kaiser! Bald drei Jahrzehnte sehen wir ihn als Reichsoberhaupt. Heute an der Schwelle eines Sieges über eine Welt von Feinden. — Kein Mann wie er stand so im Mittelpunkt aller Kritik. In dem hastenden Treiben, der Jagd nach Glück und Gewinn war schnell ein Urteil fertig, das gewissenhafte Prüfung aller Unterlagen vermissen ließ. Vornehme Zurückhaltung fand man selten. Hier und da wurde wohl anerkannt, daß das Ausland uns im Grunde genommen glühend um unsern Kaiser beneidete. Trotz mancher Kritik galt „the Kaiser" und „le Kaiser" dort als eine scharf umrissene Persönlichkeit, die schwer ihresgleichen unter den Zeitgenossen fand. Sie nahmen ihn bitter ernst, sie griffen ihn an, denn sie fühlten seine Stärke. — Dem eigenen Volke, dem Volke der Nörgler und Besserwisser war es vorbehalten, seinen Monarchen nicht zu verstehen, ihm in Wort und Schrift entgegenzutreten. Mochte er so oder so handeln, stets war zügellose Kritik bei der Hand.

Mit Bismarcks Sturz begann es, als der alte Titan dem neuen Kurs weichen mußte, an dessen Berechtigung damals niemand glauben wollte. Es kam der Sturm über die Abtretung von Witu-Land; wer wollte etwas von Helgoland wissen, diesem verödeten Felsen, der eines Tages in den Fluten versinken würde. — Man denke sich Helgoland heute in englischem Besitz; die rauchenden Trümmer Hamburgs, die Sperrung des Nordostseekanals dürften die Antwort geben, der Engländer kniete uns auf der Brust. — Die Schaffung unserer Flotte, Kaiser Wilhelms persönliches Werk, wurde bekämpft, weil wir damit England herausforderten. Man sprach von uferlosen Flottenplänen, von der „gräßlichen" Flotte, — sogar in sonst nationaldenkenden Kreisen. Man begriff den Kaiser nicht, man verstand nicht, daß die Entwicklung Deutschlands nicht an den eigenen Grenzen haltmachen durfte, um der Erstickungsgefahr zu entgehen. Es leuchtete wenigen ein, daß nur unter dem Schutz einer achtunggebietenden Flotte der deutsche Handel über See hinaus sich ausbreiten konnte. Und selbst als es zu dämmern anfing, da wurde noch geknausert. Wie großzügig der Engländer seine Kapitalien in Gründungen nationaler Art steckte und dementsprechend auch reich ernten konnte, dafür fehlte dem vorsichtigen, ängstlich wägenden Deutschen die Erkenntnis; seine Erfolge blieben somit bescheiden. Um wieviel günstiger stände es heute um den deutschen Handel, wenn der Reichstag den wiederholten Forderungen auf Ausbau unserer Kreuzerflotte mehr Verständnis entgegengebracht hätte. Was hat uns diese falsche Sparsamkeit genützt? Wir werden doch wieder Schiffe bauen müssen und mehr denn je, damit unser Handel unter dem Schutz der deutschen Flagge dazu beitragen kann, die Kriegsschäden zu heilen und neue Früchte zu pflücken.

Und heute nun, nach den Augusttagen des Jahres 1914, ist endlich der großen Masse des Volkes die Besinnung wiedergekommen, wie einerseits der Kaiser bis zur letzten möglichen Minute seinem Volke den Frieden erhalten hat, wie er andererseits rechtzeitig für des Landes Wohl und Ehre das Schwert zog; an der Front ist man der vergiftenden Luft aller Wehleiderei, der Besserwissenwoller, der Eigensüchtigen und Miesmacher entrückt, da herrscht Größe, weiter Blick, freies Aufatmen; möge auch der Heimat frische Luft von hier aus zuströmen. — Wie kläglich hat manches politische Parteiprogramm Schiffbruch gelitten; ob sie's wohl heute einsehen und Farbe bekennen? — Wie griffen die Neunmalweisen unsere Schutzzollpolitik an! Wer hat letzten Endes dem deutschen Volke durch Fernhaltung der Freihandelspolitik Hunger und Untergang in diesen Kriegszeiten erspart? — Der Kaiser, der der ruhende Pol in der Reichspolitik ist, während Minister und Parlamentsmehrheiten wechseln.

Wer so seine Gedanken wandern läßt über vergangene trübe Zeiten, der muß, wenn er nicht ganz geistig erblindet ist und noch einen Funken Gerechtigkeitsgefühl in sich spürt, einsehen, was wir dem Kaiser alles abzubitten haben, wie sehr wir uns an ihm, als Mensch wie an Monarch, versündigt haben. Die Zeit nach dem Kriege wird lehren, ob auch ein ganzes Volk Gerechtigkeitssinn besitzt und genügend Freimut, um seine Irrtümer, seine begangenen Fehler einzusehen.

Die Geschichte hat uns das Steuer der Weltgeschicke gegen unsern Willen in die Hand gedrückt. Nun müssen wir es leiten, damit am deutschen Wesen die Welt gesunde und Frieden findet. Nicht mit Weltbürgerschwärmerei und krankhaftem Ästhetentum, sondern mit fester Hand. Diese schicksalsschwere Aufgabe kann das deutsche Volk aber nur dann erfüllen, wenn es auch nach Friedensschluß in sich einig bleibt und nicht in alte Fehler zurückfällt. — Manche Stürme dürften uns zwar nicht erspart bleiben, wir können sie aber beherrschen, wenn die Besonnenen Maß halten und ihren Einfluß auf die Massen geltend machen. Nicht Öl in die Flammen gießen, sondern die gegenseitige Achtung, die draußen im Felde der eine vor dem anderen erworben, weiter aufrechthalten, vor ihm selbst und seinen notwendigen Lebensbedingungen. —

Ein fürchterliches Erwachen, ein sich selbst Zerfleischen wird eines Tages bei unsern Feinden eintreten. Dann werden wir, die Sieger, wie damals 1870/71, als die Kommune in Paris zu den Füßen der deutschen Einschließungsarmeen tobte, mit Gewehr bei Fuß dem Kampfe zuschauen und aus ihm weiteren Nutzen ziehen. Dazu brauchen wir auch ferner innere Geschlossenheit, inneren Frieden. — Möge es der vornehmste Dank der Heimat an die siegreich heimkehrenden Kämpfer sein, daß sie ihnen den Frieden erhält, das mit dem Schwert Errungene nicht neuerlich gefährdet. — Das ist der Wunsch Tausender aus der Front! —



Schützengraben im Woëvre-Gebiet. Gemälde von Hans Meyerkassel, zurzeit im Woëvre-Gebiet.

Die Karpathenschlacht.

Zum Jahrestag des großen Durchbruchs in Galizien von Franz Carl Endres, Kaiserl. Ottomanischer Major a. D.*)

Leicht war das Heldentum der alten Zeit. Da stand man in seinem Panzer und schlug mit dem breiten Schwert, da hielt man den Schild und fing des Feindes Hiebe auf. Wer persönlich geschickter im Gebrauch der Waffe war, kam heil und lorbeergeschmückt aus dem Kampfe. Und wenig waren der Streiter im Kampf. Der einzelne wog sein gut Teil auf der Wage des Erfolges.

Res venit ad populum. Heute kämpfen Millionen, und der Geist des Ganzen, der Masse, des Volkes siegt. Von ungefähr kommt die Kugel und trifft den Besten, noch ehe er den Feind geschaut; aus heiterem Himmel schlägt der Blitz der schweren Granate in das in Bereitschaft harrende Bataillon und zerreißt Körper und Herzen, vernichtet den Furchtlosen neben dem Zitternden. Keine Kunst, keine Tapferkeit, keine Geschicklichkeit, kein Panzerhemd schützt den einzelnen vor dem, was allen droht. Erst die Statistik bezeugt die verhältnismäßig geringeren Verluste der besseren Truppe, wenn sie mit einer schlechteren zusammenstößt. Was hilft das aber dem einzelnen?!

Das Heldentum der heutigen Tage ist schwerer geworden. Entsagungsvoller, weil dem Zufall mehr ausgesetzt. Es ist ein Heldentum des Gemütes und der Nerven geworden, ist nicht mehr eines der Faust und des Armes. Das Volk ist der Held, und der einzelne ist bei größter Tat nur ein Symptom seines Volkes. Nur, wenn Hunderttausende zu Helden werden, kann eine Millionenschlacht zum Siege werden.

Glänzende Führergestalten führen den Geist des Volkes auf genialen Bahnen der strategischen Überlegung zum Siege. Vergiß es nicht, Deutschland, daß ohne den Geist deines Volkes alle geniale Berechnung zusammenbricht, wie ein Traum, wenn der harte Tag von Osten kommt.

Der kleine Mann des Volkes, der stirbt, gewinnt deine Kriege, Germania! Vergiß es nicht, wenn aus dem Blut von Hunderttausenden der Lorbeer sproßt.

⌘ ⌘ ⌘

Vergiß du es aber nicht, Mann des Volkes, daß die Masse wehrlos ist, wenn sie der Leitung entbehrt, des eisernen Willens des einen, der sie führt, des klugen Kopfes des einen, in dem die Idee entsteht. Alle Kraftlinien der Masse müssen in einer Richtung laufen; dann entsteht Kraftäußerung, die allein den Erfolg verbürgt. Denn auch beim Feinde ist Masse und Wille und Kraft. Nur das „Mehr" bei uns schafft den Sieg. Drum danke deinen Führern, Volk, wenn du mit Recht dir deiner Kraft bewußt wirst.

Ein Führergedanke war zum Ausgangspunkt der großen Durchbruchsschlacht in den Karpathen, die am 1. Mai 1915 begann und am 10. Mai schon dem Sieger über 100000 Gefangene, 60 Geschütze und 200 Maschinengewehre in die Hände gab.

Man war sich gegenüber gelegen am Hang der langen, waldbedeckten Karpathen und dann vom Ruszkapaß über Bartfeld-Gorlice und Tarnow. Przemysl, vor dem Tausende von Russen in mörderischen Sturmangriffen gefallen waren, war in Feindeshand gesunken, ehrenhaft und nach wütender Gegenwehr. Und war uns doch ein Dorn im Auge, daß über den Werken der Festung fremde Fahnen flatterten.

Ein großes Stück Vaterland lag ohnmächtig in den brutalen Armen des Feindes. Die vom X. österreichischen Korps hatten Eltern und Kinder, Frauen und Mädchen dort unten in der galizischen Ebene.

Jede neue Nachricht über russische Gewalt ließ den Zorn aufs neue aufwallen. Wohl hatte man durch heißen Kampf in Schnee und Winterkälte die Karpathenpässe wieder den Russen entrissen, wohl lagen die unermeßlichen Ebenen Ungarns geschützt vor feindlicher Verwüstung, aber das war alles noch kein großer, entscheidender Sieg,

Noch starrten die russischen Linien die unseren an, und im Osten bis Rumänien, im Nordwesten bis zum polnischen Kriegstheater kein Raum, den Feind in der Flanke zu fassen, seine Front aufzurollen, die Heimat, die vor Schmerzen seufzte, zu befreien!

Da blitzt der Gedanke auf: Durchbruch zwischen Karpathenkamm und mittlerem Dunajec.

Durchbruch! Ein furchtbares Wort! Durch! Durch die Labyrinthe der Drahthindernisse, entgegen den bis an die Mützen gedeckten Feinden, hinein in das ratternde Feuer der Maschinengewehre, vorwärts in die schwarzen Vulkanwolken der schweren Granaten!

Der Führergedanke blitzt auf, und hunderttausend Herzen bereiten sich, dem Tod entgegenzuschreien: „Durch! Durch!"

So wird der Wille zur Tat. Glücklich das Volk, dessen Führer „wollen", glücklich der Feldherr, dessen Heer nur darauf wartet, seinen Willen in hunderttausend in gleicher Richtung brausenden Einzelwillen in den Feind zu tragen.

Helden des Willens und der Tat! Dies sei deutscher Ehrenname bis in fernste Jahrhunderte.

⌘ ⌘ ⌘

Mit dem Willen allein ist es nicht getan. An turmhohen Mauern zerschellt das edelste ansprengende Pferd. Der Intellekt sucht die besten Wege für die Tat, die Organisation, die Ordnung, der Fleiß, die Gewissenhaftigkeit bereiten die Tat vor, bekämpfen jeden denkbaren bösen Zufall schon im voraus, schaffen der höchsten Kühnheit des Gedankens die denkbar höchste Wahrscheinlichkeit des Gelingens, die denkbar größte Sicherheit des Erfolges.

Überlegenheit muß geschaffen werden. Während die Zeitungen „nichts Neues" aus Westgalizien melden, sammeln sich große deutsche Truppenmassen hinter der Linie Bartfeld-Gorlice-Tarnow. Schon am 25. April werden die besten Stellungen für die massenhafte neue Artillerie — leichte und schwere, Kanonen und Haubitzen aller Kaliber — vorbereitet. Die ganze Artillerie wird in Stellung gebracht, und am Sonntag, den 2. Mai, Punkt 6 Uhr morgens donnern mit der Gewalt einer Katastrophe 1500 Geschütze auf einmal auf die überraschten Russen, nachdem die Artillerie am 1. sich nur eingeschossen, in der Nacht vom 1. zum 2. nur ein langsames Feuer unterhalten hatte.

Hell strahlte die Maiensonne auf die Landschaft, aber sie ward verdunkelt durch die Tausende von berstenden, krachenden, heulenden Granaten, durch den Hagel von Kugeln und Sprengstücken, der über den russischen Linien niederprasselte und alles Lebende vernichtete.

Das war ein salve deutschen Willens und deutscher Kraft!

Gleich sorgfältige Vorbereitung bedurfte die Infanterie für ihren Angriff. Die feindlichen Stellungen, an einzelnen Orten oft in siebenfachen Reihen hintereinander, mußten erkundet werden, ohne daß übertriebene Tätigkeit den Verdacht des Feindes erregte. Wie schwarze Raubvögel schießen die Flieger in die klare Frühlingsluft und werden allmählich, indem sie dem Auge entschwinden, zu zarten, zitternden Libellen.

Jedes Bataillon will seinen „Willen", das ist sein Angriffsziel. Vorarbeiten muß sich die Infanterie in mühsamen Nächten bis nahe an die feindliche Stellung, um zum Sturm anzusetzen, wenn die Artillerie ihre Arbeit getan.

Der Pionier, der Held der Helden, immer bei der Infanterie, ganz vorn. Er muß die Hindernisse zerschneiden, Handgranaten werfen, Sturmgeräte heranschleppen. Er darf als erster sterben. Das ist sein Stolz und seine Ehre.

⌘ ⌘ ⌘

Der blanke Stahl zerschmettert feindlichen Willen. Solange die Erde lebt und solange sie leben wird, wird der Sieg dadurch errungen, daß der Feind das Herankommen des Bajonetts — damit ist alles vereint, was blanke Waffe heißt — mit seinen durch Feuer geschwächten Nerven und gelichteten Reihen nicht mehr erträgt oder, wenn er es erträgt, mit durchbohrter Brust zusammenbricht.

Alles andere ist Vorbereitung, Mitwirkung, Unterstützung, Erleichterung. In den Verlustlisten der Infanterie steht die Geschichte des Sieges geschrieben.

⌘ ⌘ ⌘

Gemeinsam vergossenes Blut verbindet. Deutschland und Österreich sind eins geworden im Tode der Helden, im Jauchzen des Sieges. Als das österreichische Oberkommando von Krakau, nachdem alle Vorbereitungen zur Schlacht getroffen waren, in seinem Sonderzug die ganze Front am Dunajec und der Biala abfuhr, da kam es an den Tirolern vorbei, an Bayern und Ungarn, an Totenkopfhusaren und Hannoveranern, an alten und jungen Köpfen, aber an lauter Herzen von Brüdern.

Von 6 Uhr bis 10 Uhr morgens wüteten die deutsch-österreichischen Geschütze. Tarnow wurde von den berühmten

---

*) Verfasser machte den Weltkrieg von August 1914 bis März 1915 im türkischen Heere mit, die letzten Monate als Generalstabschef der türkischen 1. Armee. Er wurde von schwerer Malaria befallen und in der Folge von einem Herzleiden, das ihn zum Invaliden machte.

42 cm=Mörsern beschossen. Ein einziges Geschoß, sagt der Bericht, hüllte fast die ganze Stadt in Rauch. Ganze Marschkolonnen der Russen wurden vernichtet. Gorlice sank in Trümmer.

Und nun um 10 Uhr vormittags ein plötzliches Schweigen der tiefen Donnerstimmen. Schützenlinien und Sturmkolonnen brechen vor. Der Infanterieangriff beginnt aus nächster Nähe. Alles gehorcht einem Willen. Da wird Macht aus der Masse, niederwerfende, siegende Macht!

Und wieviel Organisation ist auch hier wieder notwendig, um diese unendlich lange Front einheitlich vorzubringen. Die Telegraphen= und Telephonapparate haben die ganze Nacht gespielt, Autos mit Befehlsempfängern, Generalstabsoffizieren und Adjutanten sind hin und her gefahren. Das österreichische Große Hauptquartier hat seine letzten Besprechungen mit seinen Armeeoberkommandos hinter sich.

Den eigentlichen Durchbruchstruppen schließen sich beiderseits zahlreiche Armeekorps an. Jeder Durchbruch gerät, wenn er auf verhältnismäßig schmaler Front geführt wird, in die Gefahr, selbst nach Durchstoßen der feindlichen Front, in den eigenen Flanken gepackt zu werden.

Daher geht eine riesige Schlachtlinie von 85 km Front gegen die Russen vor. Kein Schlachtfeld im Jahre 1870/71 hat auch nur annähernd diese gigantische Ausdehnung. Von Malastow bis über Tarnow hinaus ist alles in Bewegung.

Im südlichen Teil der Schlachtfront greifen Österreicher und Bayern den 270 m hoch über ihren Sturmstellungen sich erhebenden Zameczykoberg an. Der rote Berg von Spichern ist ein Hügel dagegen. Weiter nördlich stürmen die braven Schlesier die Höhen bei Sekowa und Sokol, bei Gorlice greifen auch Neuformationen, die mit den alten Truppen an Kampfbegeisterung wetteifern, an. Schon während der Einleitung durch das Feuer schwerster Kaliber verlassen russische Trains und Kavallerie fluchtartig die Stadt. Die Schützengräben waren halbkreisförmig um die Stadt gezogen, südöstlich, westlich und nördlich vom Stadtrande. Die wurden nun zum Ziel für die schweren österreichischen Mörser, deren glänzende Schießleistungen noch vom belgischen Feldzug her in der Erinnerung ganz Europas sind.

Während sie feuern, schleichen die Pioniere wie Raubtiere durch das Gelände vor und kommen mit ihren Scheren bis an die Drahtverhaue der Russen. Sie sind bei ihrem Heldenwerk nicht minder durch die eigene Artillerie gefährdet, als durch die Kugeln des Feindes; denn eine einschlagende Granate wirbelt viele Kubikmeter Erde mit allem, was auf ihr steht, in die Höhe, dicke Pfähle brechen wie Zündhölzchen; Klötze, Steine, Mauerteile, Holzstämme sausen pfeifend durch die Luft. Es ist die Hölle los dort am Rande vor Gorlice!

Aber der stille, anspruchslose Pionier tut seine Pflicht. Ein Draht nach dem anderen fällt seiner Schere zum Opfer. Ein Kamerad nach dem anderen den russischen Kugeln.

Einstweilen ist die Feldartillerie nach vorn geholt worden. Die Gräben werden sturmreif gemacht, das heißt derartig mit Feuer zugedeckt, daß die angreifende Infanterie ohne zu schlimme Verluste vorkommt.

Unaufhaltsam dringen die Schützenlinien vor, endlich stürzen sie sich in vollem Lauf in das Gewirr der Drähte und der Gräben. Das Bajonett blitzt auf, Messer und Faust erheben sich, Finger krallen sich um Kehlen. Es ist ein letztes, röchelndes Wüten. Dann ist der Feind geflohen, gefangen oder tot.

Weiter! Weiter! Die Stadt liegt vor den Stürmenden im Flammen und Rauch. In Trümmern und Schutt wird weiter gekämpft. Reserven der Russen kommen heran, sie werden von der Artillerie gepackt, zerzaust, zerstreut. Was noch standhält, wird von der aus der Stadt vorbrechenden Infanterie angegriffen und vernichtet.

„Durch! Durch!" Das ist die Losung der Deutschen und ihrer Brüder.

Währenddessen stürmt die preußische Garde die Höhen östlich der Biala und überwindet bei Staßkowka sieben hintereinander liegende Stellungen der Russen.

Noch weiter nördlich überschreitet der Angreifer den Dunajec, findet aber bei Tarnow heftigsten Widerstand.

Doch war bis dahin im Süden bei Malostow, Gromnik, Gorlice die Entscheidung dieses ersten Tages schon gefallen. In 16 km Breite sind die russischen Linien durchstoßen; 4 km tief in ihren riesigen Heereskörper ist der Stoß gedrungen.

Dann kam die Nacht, die Erschöpfung, der Gedanke an Vollendung für den morgigen Tag, der den Kämpfen Einhalt tat.

Die kühle Frühlingsnacht wird durchleuchtet von der in Brand geratenen Naphthaquelle von Gorlice, deren haushohe Flammen wie ein Symbol des Krieges in die Höhe lecken und viele hundert Meter hoch den Rauch gegen den Sternenhimmel senden.

Schon war die Beute beträchtlich. Was hatten die Russen allein an Handfeuerwaffen und Infanteriemunition in den Gräben zurückgelassen! 20000 Gefangene, 22 Geschütze und 50 Maschinengewehre fielen den Siegern in die Hände.

Aber es war nur ein Teil der ganzen Arbeit geschehen. Das taktische Ziel war noch nicht ganz erreicht, die vollendete strategische Wirkung konnte erst eintreten, wenn nun nach Wegnahme von Tarnow die gesamte Front der Russen zerbrach.

Ausharren im Siege! Das ist viel schwerer, als der Laie es meint. Für Führer und Truppe! Man hat nach heißen Stunden furchtbarer Gefahr endlich, endlich das Ziel, das man sich steckte, und das ist bei der Truppe naturgemäß nur die feindliche Stellung, erreicht. Nun fällt ein Gefühl der Genugtuung, der Erschlaffung auf die Seele, deren Flügel müde sind. Und nun heißt es: „Es ist erst halbe Arbeit. Vorwärts! Jetzt gilt es erst, zu vollenden!"

Helden des Willens sind da nötig. Und Helden des Willens, der unerschütterliche General von Mackensen an der Spitze, waren zur Stelle.

⌘ ⌘ ⌘

Noch hielten Teile der russischen Front, noch bauten sich vor denen, die die erste Stellung genommen, eine zweite und dritte auf.

Sie zu überwinden, den Erfolg des ersten Schlachttages zum entscheidenden Siege zu machen, mußten schwere Kämpfe am 3. und 4. Mai ausgefochten werden.

Zäh sind die Schlachten der Gegenwart, und langsam reift der endgültige Zusammenbruch. Der russische Führer Radko Dimitriew hat auch seinen Willen und seine Kraft, und in seinen Truppen, dem IX., X., XII., XXIV. Armeekorps, der 3. kaukasischen Division und einigen Reserve=Divisionen, steckt manch Stück Heldentum.

Während die russische Gruppe bei Tarnow noch hält, flutet der südliche Teil der Front hinter die Wisloka zurück. Auf den Höhen östlich des Flusses fassen sie noch einmal Fuß, die Schlacht entbrennt aufs neue.

Aber schon macht sich eine strategische Wirkung geltend. Die Verbündeten dringen am 4. und 5. Mai gegen Jaslo und Zmigrod vor. Vom taktischen Standpunkt ist das Verfolgung des geschlagenen Feindes, vom strategischen Standpunkt aber schon eine gefährliche Bedrohung der russischen Nachbararmee in den Beskiden, in der Linie Zbora=Sztropko=Lupkow. Die siegreichen Truppen stehen nach ihrem Durchbruch im Rücken dieser russischen Armee, die vernichtet ist, wenn sie sich nicht schleunigst der Umklammerung entzieht.

Pünktlich trifft denn auch die Nachricht ein, daß auch diese russische Armee zurückgeht. Aber für ihren rechten Flügel ist es schon zu spät. Denn General Emmich, der bei Zmigrod die Wislokabrücke noch unbeschädigt fand, erkennt die strategische Lage und bringt seine Truppen in einem Gewaltmarsch bis Jasiolka nördlich Dukla vor. Hier empfangen sie die auf der Paßstraße zurückgehenden Russen der Beskidenarmee, nehmen sie gefangen oder werfen sie der nun über die Karpathen vordringenden österreichischen Armee Boroevic wieder in die Hände. Und Tausende von Gefangenen sind die Frucht dieses deutschen Führergedankens.

Selbständigkeit der Unterführung, bei uns jedem Leutnant gepredigt, hier hat sie, den Gedanken der obersten Führung genial erfassend, Wunder gewirkt.

⌘ ⌘ ⌘

Wir wollen die Tapferkeit des Feindes anerkennen! Noch am 6. Mai morgens ist Tarnow, noch mittags sind einige Höhen östlich des Dunajec und der Biala in den Händen der Russen, während südlich dieser wie Löwen kämpfenden Teile der Verbündeten schon Jaslo und Dukla in Händen haben.

Erst um 10 Uhr vormittags an diesem Tage gelingt es der linken Flügelarmee des Erzherzogs Joseph Ferdinand, den gewaltigen feindlichen Widerstand bei Tarnow zu brechen und die Stadt zu nehmen.

Sie war ein Kernpunkt der russischen Stellung, schon als Kreuzungspunkt von vier Bahnlinien und als Verbindungspunkt zur Nidafront hinüber für die russische Heerführung von höchster Bedeutung. Und ein Befehl von Radko Dimitriew, die Stadt bis zum letzten Mann zu halten, feuerte Offiziere und Soldaten an. Da hatten unsere Truppen wirkliche Helden vor sich. Trotz eines Regens von Granaten und Schrapnells, trotzdem die schweren Kaliber Hunderte von Verteidigern auf einmal zerrissen und verschütteten, wankten die Russen nicht.

Keine Reserve konnte sie erreichen, denn die Durchgänge durch die Stadt wurden durch Tausende und aber Tausende über den Straßen platzende Granaten gesperrt. Im Süden mochte man bei eigenen Gefechtspausen vernehmen, daß der Gefechtslärm sich nach Osten bewegte. Nahe nördlich überschritt der Angreifer den Dunajec bei Otfinow und ging auf Dabrowa und Zabno vor.

Tarnow glich einer Insel im brausenden Meere des rings zusammenbrechenden Willens. Tarnow allein war die Verkörperung eines starken Willens.

Endlich aber stürzten die Angreifer von Westen, von Norden und Süden gegen die Stadt vor, und damit war

auch dieses Drama zu Ende. Nur wenige der Verteidiger, die brav und treu ihre Pflicht getan hatten, entkamen dem Tod oder der Gefangennahme.

Gegen den Massenwillen der Verbündeten konnte der Wille einer Teilkraft auf die Dauer nicht bestehen.

Wieder eine große Lehre! Die Armee muß in allen Teilen, allen Organen vorzüglich sein, um große Erfolge zu gewinnen. Der oberste Führer muß sich auf jeden einzelnen seiner Hunderttausende verlassen können.

Das ist mit anderen Worten: Das ganze Volk, das seine Söhne und Väter dem Heere gibt, muß jenen Willen zum Siege haben, der auch im Kampfe Berge versetzt und das Unmögliche möglich macht.

Da kann sich russisches Volk mit deutschem nicht messen.

⌘ ⌘ ⌘

Am 6. Mai überschreitet die Armee Mackensen die Wisloka; die erzherzogliche Armee, links gestaffelt, hat Tarnow und die ganze Dunajeclinie bis zur Mündung in die Weichsel in der Hand. Rechts von Mackensen geht die Armee Boroevic vor, und ihr linker Flügel nimmt fast die ganze russische 48. Infanterie-Division gefangen, deren Reste in die eisernen Arme Emmichs laufen (am 7. Mai).

Unzählige Gefangene werden nun gemacht. Die Auflösung fällt wie eine fressende Krankheit in die Scharen der Russen. Zwei russische Armeen werden mit gewaltigem Rotstift aus der Kriegsgliederung des Zaren gestrichen: Die Armee Radko Dimitriews und die VIII.

Am 6. Mai abends ist die große Schlacht, einer der außerordentlich wenigen Durchbrüche der gesamten Kriegsgeschichte aller Zeiten, gelungen.

Diejenigen, die mit dem Brustton der Überzeugung in Wort und Schrift behaupteten: „Der Durchbruch ist in der modernen Zeit unmöglich“, werden nun schweigen müssen. Und das zum Heile unserer Infanterie. Wir anderen aber, die wir von jeher an den Durchbruch als Schlachtform glaubten, weil wir an die Vorzüglichkeit unserer Truppen glaubten, können uns auf die großen Tage von Gorlice berufen.

Es kommt überall im Leben auf den Willen an. Der Krieg ist das kennzeichnende Unterscheidungsmerkmal des Willens.

Was noch folgt ist Ernte! Aber keine leichte! In täglichen Kämpfen geht es vorwärts. Radko Dimitriew will am San seine fliehende, durcheinandergekommene, demoralisierte Armee zum Halten bringen. Er denkt noch an offensive Verteidigung. Noch hat er vorwärts Radymko, im San-Wislok-Winkel und bei Jaroslau starke Brückenköpfe in Händen. Noch klammert er seine Hoffnungen an Przemysl!

Vergeblich! Die Sanlinie zerbricht. Am 23. Mai stehen bayrische Truppen schon vor Przemysl. Die Festung fällt, von den furchtbaren 42er Geschossen wie ein Kartenhaus in die Luft gewirbelt, in den ersten Tagen des Juni. Und weiter geht es! Lemberg fällt. Galizien ist frei! Die Heimat gehört wieder uns!

Die strategischen Folgen des Durchbruchs sind ungeheuer. Die Gesamtlage hat sich geändert. Die polnische Front der Russen wankt. Wütende Angriffe auf die Flügel der siegreichen Verbündeten in der Bukowina einerseits, bei Krasnik andererseits, können das Bild nicht mehr ändern.

Politische Folgen reihen sich an die militärischen. Rumänien verliert an Vertrauen zum Vierverband.

⌘ ⌘ ⌘

Sieg! läuten die Glocken in Deutschland und Österreich. Sieg! ruft die Menge in den Städten des Orients. Deutsches Heldentum hat ein frisches Wehen in den Wald der Herzen gebracht und ein frisches Hoffen.

Der kraftvolle Wille unserer Helden hat einen neuen, kraftvollen Willen in der Heimat geboren. Und der heißt: Sieg.

Wie ein Alpdruck liegt dieser Wille des Volkes auf den Feinden.

Schon sind ihre Träume vom deutschen Willen schwer! Mög' ihr Erwachen noch schwerer sein.

Der Sommer glänzte und glitzerte auf das Blatt, das ich schrieb. Dann fiel Schnee. Und nun donnern wieder die Kanonen, nun ist wieder an allen Fronten der Kampf entbrannt. — Wann wird es Frieden geben, den jedermann herbeisehnt? Wer will das heute schon sagen? Laßt nur den Willen zum Siegen nicht sterben, dann wird euch die Krone des Sieges sein!



Österreichisch-ungarische Truppen überschreiten einen Fluß. „Kilophot“, G. m. b. H., Wien.

Lombardzyde.

„Sprung auf! — Marsch, marsch!“ Aus den Gräben
Wirft sich blitzartig das Seebataillon vor. [empor
Manchen Braven trifft schon das feindliche Blei,
Mit jagenden Pulsen geht's dran vorbei.
Und bald, durch Dünen und Polder und Schlick,
Weichen die Rothosen langsam zurück.
Kaum sind bis zum Dorfrand die Unsern gekommen,
Da war auch die letzte Stellung genommen. —
Auf einmal kurz vor mir ein dichtes Gedränge:
Hurra! Das ersehnte Handgemenge!
Granaten heulen, Gewehrkugeln summen,
Ganz dicht schon der schweren Geschütze Brummen.
Die Häuser brennen, der Einschlag kracht ...
„Vorwärts endlich! Platz gemacht!“

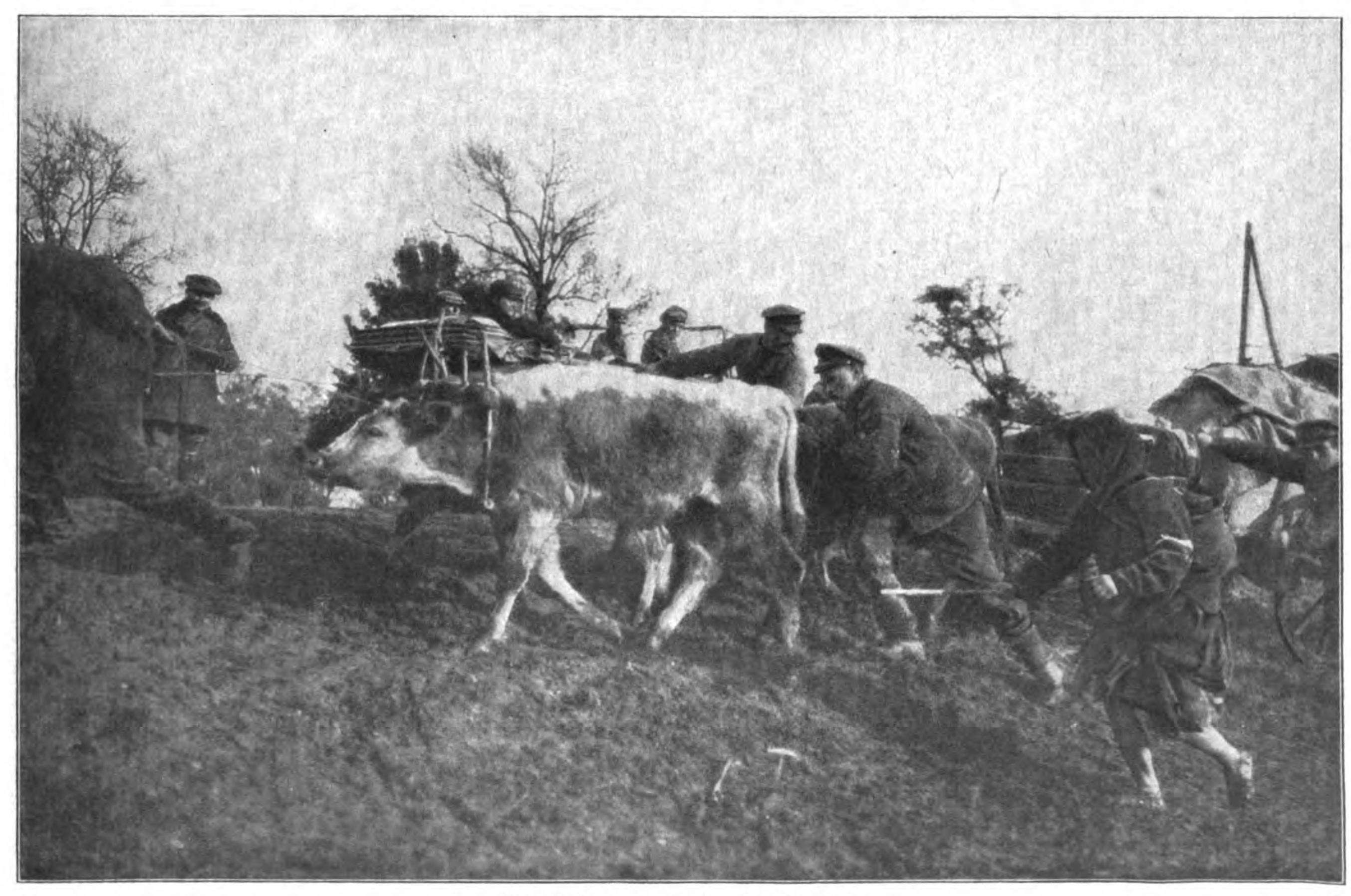
Und ich dränge mich in den Knäuel hinein,
Doch da war kein Kampf! — In der Mitte allein
Ein baumlanger Kerl, wie die Heldenväter,
Und daneben ein winziger Offizierstellvertreter.
Die hielten sich trotz des Sturmangriffs Hast
Wohl fünf Minuten schon innig umfaßt.
Und der Lange fragt lachend, im Arm sein Gewehr:
„Nä, Sträsemännchen, wo gommst tu bloß här?“
Und dann hob den Kleinen der Enakssohn
Auf die mächtigen Schultern und trabte davon,
Hinein in den Kampf mit der lustigen Last
Und lachte hell trotz des Sturmangriffs Hast. —

Hermann Katsch.

Autokriegsfahrten auf dem Balkan. Von Wilhelm Conrad Gomoll.

Die Balkanländer ... wie fern haben sie uns gelegen! Weit im Süden hinter den breitgelagerten Pußten Ungarns, hinter der großen Donau-Stromschranke lagen sie als eine fremde Welt. Gar manchen reisefreudigen Menschen lockten sie, doch nur wenigen wurden sie ein erreichtes Ziel, und der Orient, der dort unten seine Pforten auftut, blieb ein oft geträumter, bunter Traum, der nicht Wirklichkeit werden konnte. In den Zeiten des Friedens ist es so gewesen; der Krieg aber, der so vieles änderte und umstieß, hob auch die Hemmungen auf, stieß die Grenzen nieder, schlug Brücken in die Ferne und ließ ein Heer von Tausenden von deutschen Männern gegen Süden fahren, um mit den Waffen in der Hand die Pforte des Orients zu stürmen und in Besitz zu nehmen.

Mit Singsang und Klingklang ist die in West und Ost kampferprobte Heerschar aufgebrochen. An Österreich-Ungarns Bahnstrecken schallten deutsche Lieder, und nach den heißen Tagen von Semendria und Belgrad ging es über den Strom nach Serbien hinein. Vor der Halbinsel Ram hatten nicht umsonst die schweren Geschütze ihr wildes Trommellied er-



Mit Vorspann im Gruzatal in Serbien.

tönen lassen, als es galt, die erste Tür einzustoßen, durch die der Weg in König Peters Reich führen sollte. Mit Sturm und Brausen sind jene Tage erfüllt gewesen, und als die Einfallstore geöffnet worden waren, als die Kampftruppen, vom Siegeswillen durchglüht, die zähe gehaltenen Stellungen des verblendeten, aber anerkennenswert tapferen Gegners in stetem Vorwärtsdrängen von Abschnitt zu Abschnitt niederrannten, folgten die Trosse nach, die die Schwere des serbischen Herbst- und Winterfeldzuges nicht weniger vielseitig und stark erleben sollten.

Eine Völkerwanderung ist es gewesen — eine Völkerwanderung in neuzeitiger Aufmachung —, die aus dem Norden nach dem Süden ging. Ungeheuerliche Bilder sah man wieder. Die Eisenbahnen führten die verladenen Wagentrosse, Pferde und Automobile zur Donau heran. Endlose Züge waren das, die durch Ungarn rollten. Hoch bepackt mit Kriegsgerät aller Art und darunter immer wieder Kraftwagen für den Personenverkehr und die gewaltigen Ungetüme der Lastwagenzüge, die als graue Riesenschlangen über die Straße Serbiens den nach Süden vorstoßenden Kampftruppen folgen sollten. Was aber gerade diesen Kolonnen bevorstand, lag damals noch rätselhaft verschleiert.

Gewiß, man war auf manches gefaßt; denn jeder Mann, der nach König Peters Reich, sei es auf der Kriegsbrücke hinübermarschierte oder auf einem der riesigen Donau-Transportkähne zum serbischen Ufer schwamm, wußte, daß es nicht ins Schlaraffenland ging. Von Tag zu Tag mit den Verwundetentransporten, mit Kurieren, die in besonderem Auftrage zurück mußten, hörten die noch rückwärts versammelten Truppen von den im feindlichen Lande herrschenden Zuständen: verwahrloste Städte, die der Krieg zum Teil in Trümmerhaufen umgewandelt hatte, schmutzstarrende Dörfer mit elenden, baufälligen Häusern und Hütten, die es mit den heimischen Viehställen nicht aufnehmen konnten. Und dann Landstraßen, die im Dreck versunken waren, die regelrecht breiten Schlammbächen glichen.



In den Schnee-Einsamkeiten des albanisch-mazedonischen Grenzgebirges.

Nicht allein das serbische Heer, sondern auch das serbische Land war der Feind! Mit jedem neuen Morgen haben wir auch das immer wieder erfahren müssen; denn der Widerstand, den das serbische Bergland unserm Vordringen entgegensetzte, war nachhaltiger in seiner Zähigkeit, als der, den die serbische Heeresmasse selbst unsern feldgrauen Kriegern gegenüber aufzubringen vermochte. Großes haben die deutschen im Morawatale angreifenden Stoßgruppen geleistet, und ebenso sind die westlich davon über Belgrad und aus der Macva zusammen mit den Österreichern und Ungarn vorgehenden deutschen Kräfte im steten Siegeslaufe vorangedrungen. Doch durch ihren schnellen Vormarsch legten sie den Trossen ungeheuer schwer zu erfüllende Verpflichtungen auf. Munition, Lebensmittel, tausend Dinge, die das Heer zum Kampfe braucht, sollten täglich nachgeführt werden, um die Armeen gefechtskräftig zu erhalten. Und damit begann das, was wir mit Recht die „große serbische Not" getauft haben: es begann der Kampf mit der Landstraße.

Je weiter der Vormarsch ging, je tiefer wir eindrangen, desto größer sind die Opfer gewesen, die dieser Kampf gefordert hat. Zu tausenden sind im Laufe der Monate die Pferde gefallen. Zerbrochenes Wagengerät lag an allen Straßen. Das Land sah aus wie eine Sammelstätte für Kriegstrümmer, und doch brachte es Serbien nicht fertig, die zum Strafgerichtshalten eingedrungenen Armeen in ihrem Vormarsch zu hemmen oder gar ganz ins Stocken zu bringen. Die deutsch-österreichisch-ungarische Offensive versagte nicht; die Sturmwelle, die in das Land hineingebrochen war, flutete unaufhaltsam vorwärts, und das war das Große, Gewaltige des Balkanfeldzuges, daß die Heere trotz aller von Tag zu Tag sich wiederholenden und stetig steigenden Schwierigkeiten stets gefechtskräftig und schlagbereit blieben. Aus der Erfahrung heraus schuf man hinter der Front Etappen- und Hilfsstationen, die bis zur Wiederinstandsetzung der vom Feinde zerstörten Eisenbahnstrecken die wichtigste Rolle spielten. Zwischen ihnen pendelten durch Tag und Nacht die Trosse einher, und nicht die kleinste Arbeit haben dabei die schweren Automobil-Lastzüge auf sich nehmen müssen. Sie waren damals die Mädchen für alles. Lebensmittel und Munition fuhren sie heran. Das Land warf sich gegen sie auf. Es schien oft, als ob die Straßen den Druck ihrer Räder nicht dulden wollten, die sie, von den knirschenden Getrieben vorwärtsgedrängt, tief aufwühlten. Mühevolle Arbeit hatten die Motoren zu leisten, und daß sie es immer wieder zu Wege brachten, die schweren 3000- und 5000-Tonnenwagen durch völlig versumpfte Landstriche den aufgegebenen Zielen entgegenzuführen, ist auch ein Triumph der deutschen Industrie, die ja an diesem Kriege so starken Anteil nimmt und durch ihre Überlegenheit das Heer stärkt und den endgültigen Sieg für uns zu gewährleisten hilft.

Es sind merkwürdige Dinge vorgekommen, und in der Frage, was das Automobil zu leisten imstande ist, haben wir draußen im Felde gründlich umgelernt. Wohl ist die Kraft des Autos schon seit langem nicht mehr unterschätzt worden, und doch neigte man dazu, ihm die Verwandtschaft mit einem rohen Ei nicht ganz abzusprechen. Man schützte es vor Stößen, vor übermäßig schweren Erschütterungen. Brach ein wild gewordener Wagen in der Großstadt einmal über die Bordsteine des Bürgersteiges aus, so erschrak der Besitzer, weil er glaubte, daß die Lebensfähigkeit seines Fahrzeugs nun unbedingt beträchtlich gelitten haben müsse. Und draußen? . . . Bergauf, bergab, über Straßen, die mehr Sümpfe genannt zu werden verdienen, über Steinhalden, durch Bäche, die den Weg sperren, über den harten Fels, der nackt und glatt als steil aufsteigende Paßstraße angetroffen wird, ging es hinauf bis zu Höhen von eintausendzweihundert Metern, und dann durch die Bergwildnisse der mazedonischen Gebirge, über Straßen mit hundert kurzen Biegungen, gegen die die Kehren der Beskiden, über die wir in Galizien fuhren, ein Kinderspiel gewesen sind. Und noch mehr. Auf der vereisten Ibartalstraße, eingezwängt in die rastlos sich vorwärtsschiebende Heereskette der nach dem Sandschak Novipazar vormarschierenden Truppenfolgen, sah ich die Wagen stampfen, daß es von den Felsen des Berglandes wiederhallte. Und zuletzt ratterten wir in Südmazedonien durch die Gebirge der Babuna Planina, über die Paßstraße zwischen Prespa- und Ochrida-See, und schließlich ging es auch in das tief verschneite, weiße Bergland von Albanien hinein, wo uns nur das vollständige Fehlen der Straße eine Grenze im weiteren Vorgehen setzte.

Wie es für die Kampftruppen Ortsnamen gibt, die durch schwere Schlachttage, durch blutig heiße Stunden aus dem Unbekannten herausgehoben, Bedeutung gewonnen haben, so gibt es auch auf dem Balkan Stätten, die unter den Kraftfahrern niemand vergessen wird. Es knüpfen sich Erinnerungen an überschwemmte und schlüpfrige Dammstraßen, an Moräste, die die Räder wie mit Saugarmen festhielten, an Paßstraßen, die unter meterhohem Schnee lagen, auf denen sich die Gummireifen der mahlenden Räder heiß rieben und die Schneekettenhalter verbogen, bis sie brachen. Erinnerungen werden lebendig an Ochsen- und Pferdevorspanne, an ganze Kompagnien, die, an Taue verteilt, festgefahrene Wagen aus grauen, lehmbreiigen Sümpfen, in die sich die Straße verwandelt hatte, herauszogen. Und alles das ist mit Humor ertragen worden. Was auch kam, um sich hindernd in den Weg zu stellen, es mußte Mittel

geben, um es überwinden zu können, und schier unerschöpflich ist die Fülle von Einfällen, mit denen sich die Kraftfahrtruppen zu helfen wußten.

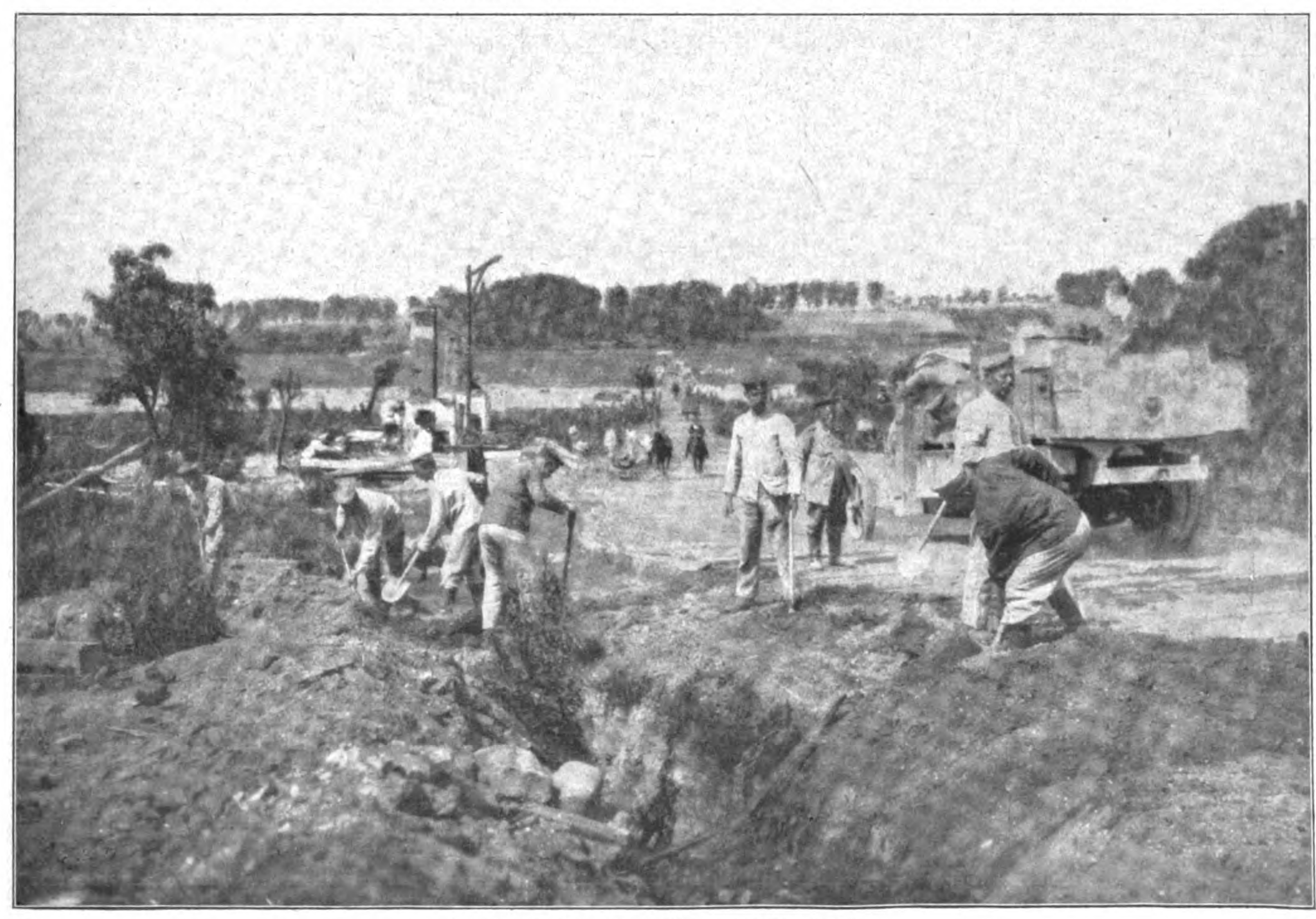
Im Morawatale sperrte eines Tages ein tief ausgewaschener Bach die Straße. Die Brücke war von den Serben vernichtet worden und noch nicht wieder hergestellt. Kurz entschlossen rissen die Mannschaften der Kolonne, die vorwärts mußte, ein paar Ställe ein und schufen durch Bohlenlagen eine Art Floßbrücke, über die dann tagelang der Verkehr ungestört hin und her ging. Im Tal der Westlichen Morawa traf ich einmal eine roh gezimmerte Autofähre, die die fehlende Brücke ersetzen mußte. Sie war kein Werk der Pioniere, die ja für gewöhnlich die immer bereiten Helfer sind, sondern auch in diesem Falle hatten sich die Kraftfahrer allein zu helfen gewußt, um dem gegebenen Befehl, auf einer abkürzenden Straße schnell vorwärtszukommen, entsprechen zu können. Besonders liebliche Erinnerungen knüpfen sich für uns alle an eine andere Ortschaft im Morawatale, an Lapovo, das durch den schnellen Vormarsch der Gallwitzschen Armee bald zu einem Hauptetappenort geworden war, zu dem es als Bahnknotenpunkt wie berufen erschien. Ich sah das Dorf zum ersten Male inmitten durchmarschierender bayerischer Infanterie, und nie zuvor habe ich Menschen so wettern hören wie an diesem Tage; denn von drei Schritten, die der Mann voran machte, rutschte er im Schlamm der Straße einen wieder zurück. Ich will das Bild der Ortschaft zeichnen, wie ich es sah; denn es steht mir in der Erinnerung noch klar vor den Augen.



Festgefahren auf der Straße von Markowac im Morawatal.

Bayern . . . die armen Kerle! . . . Den Helm im Nacken, schweißtriefend die Stirn, den Waffenrock weit aufgeknöpft — auch die Offiziere! —, das Hemd geöffnet, daß die Brust frei war, den Oberkörper nach vorn gebeugt, auf dem Rücken die schwere Last des Gepäcks, die Knarre über der Schulter, oft genug den Kolben nach oben, so drückten sie sich förmlich Schritt für Schritt vorwärts in harter körperlicher Arbeit. — Dreißig Kilometer Marsch auf serbischer Straße durch das verschlammte Morawatal und dann, als Beigabe des verwilderten Landes, den Marsch durch Lapovo! Die es mitgemacht haben, werden ja später selber noch davon erzählen, und wenn sie das Unglaublichste sagen, daß sich dem Hörer die Haare sträuben, so wird es gewiß nicht zu viel sein; sie werden eher noch die Hälfte verschweigen, weil die Kraft der Sprache nicht ausreicht, das Furchtbare zu schildern, was ihnen dort entgegentrat.

Lapovo hat sich einen üblen Beinamen erworben. Wir



Straßenbau im unteren Morawatal in Serbien.

nennen es nur „das Grab der Automobile"; denn heil kam kein Wagen durch die Straßen des Dorfes, das sich fast fünf Kilometer lang an der westlichen Hauptstraße des Morawatales entwickelt hat. Unsere Fußmannschaften haben dort schweißtriefend die Bitterkeit eines serbischen Marschtages erkannt; sie schafften sich durch einen zähen, tonigen Brei vorwärts, in dem ihnen das Schuhzeug stekken blieb, wenn sie die Füße aus dem Schlamm zogen. Aber auch der Kavallerie ging es nicht besser; denn die Hälfte der Pferde lahmte, wenn eine Schwadron über die Straße gezogen war, und manchem Tiere hatte der saugende Morast die Eisen von den Hufen gerissen, so daß dem Fahnenschmied reichliche Arbeit entstand. Und die Automobile!... Im Schmutz der Straße saßen sie fest. Sie lagen mitten im Wege. Die Tanks waren zerschlagen, die Federn geknickt und die Achsen gebrochen. Personen- und Lastwagen häuften sich. Sie wurden zusammen mit anderen Gefährten der festgefahrenen Fuhrparkkolonnen zu einer Ausstellung invalider Kriegsgeräte, wie man sie sich kaum reichlicher denken kann. Kotbespritzt die Fahrer und Beifahrer, bis zur Unkenntlichkeit beschmutzt, grau an Gesicht und Händen, die schwarzen Lederanzüge mit einem Schlammüberzug behaftet, so arbeiteten sie an den Wagen, so lagen sie zum Teil unter den Maschinen, um zu löten, zu schrauben und die Wagen wieder flottzumachen.



An den Gestaden des Ochridasees in Albanien. Aufnahme von R. Sennecke.

Dort wie auf so mancher anderen Straße habe ich kennen gelernt, was es heißt, Soldat der Kraftfahrtruppe zu sein. Gewiß, es konnte Tage, Wochen, Monate geben, die auf Einzelkommandos den Dienst zu einer Freude machten, wenn das Land in guten Abschnitten durchflogen wurde, und wenn sich die fremde Welt des Balkans mit ihren tausend bunten Farben, mit der unendlichen Fülle ihrer Reize und Absonderlichkeiten vor den Augen auftat. Dann aber wieder kamen Stunden, kamen Tage voll Schwere, und all das Schöne war ausgelöscht. Ja, dann versank die Schönheit des Landes — denn Serbien ist trotz seiner Verwilderung und Zurückgebliebenheit ein romantisch schönes Land — es gab nur noch Schattenseiten und Hindernisse. Jede Faser des Körpers wurde angespannt durch den Dienst, und es galt alle Kraft zusammenzureißen, um die Aufträge durchführen zu können, die dem einzelnen Manne wie der Kolonne im ganzen gestellt worden waren.



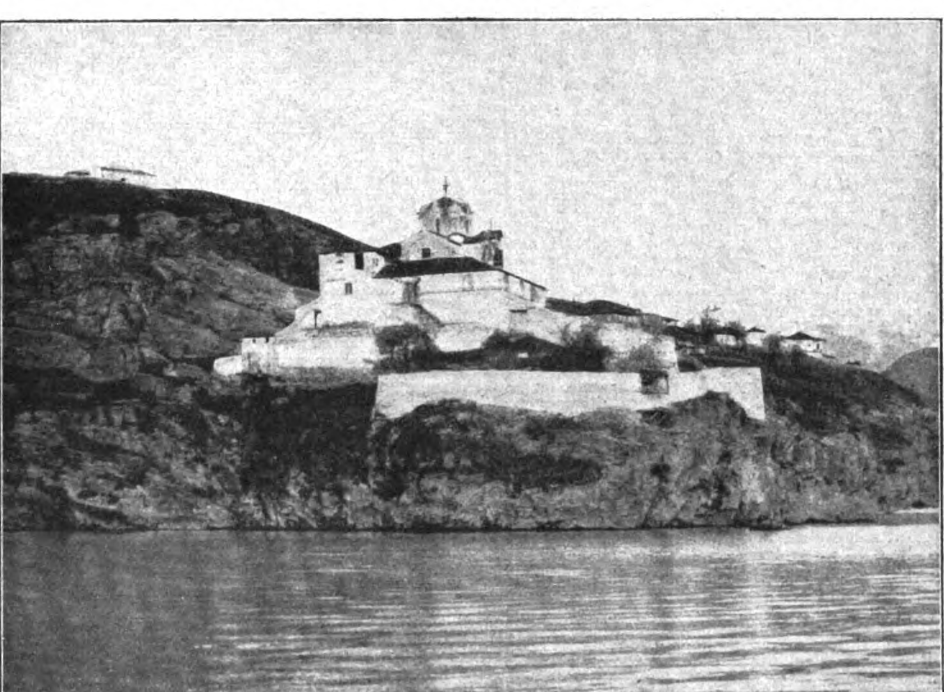
Das alte griechische Kloster Sveti Bogorodiza am Ochridasee. Aufnahme von R. Sennecke.

Es ist das alte Lied von den Wegen. Ein Lied, das immer neu bleiben wird, solange wir jetzt und in kommender Zeit von diesen Kriegsgebieten sprechen werden. Für die Kraftwagen war es aber immer besonders schwer. In trockenen Zeiten kamen die Fahrer im Staube um. Sie sahen aus wie von oben bis unten mit Zement bestreut. Bei Regen und Schnee versanken die Wagen im Brei der Straßen, und die langen Etappenwege, die es zu überwinden galt, wurden dadurch nicht kürzer. In Rußland habe ich Leute gesprochen, die bis zu einundzwanzig Stunden am Tage die Hände am Steuerrade der schwer hin und her schlagenden Lastwagen gehalten haben. Es war schon eine Leistung, als Beifahrer auf solchen Fahrten glatt durchzuhalten, geschweige denn den Wagen immer fest in den Händen zu haben. Und so wie dort während des großen Vormarsches waren auch auf dem Balkan die Automobilkolonnen vielfach die Blutadern des Heeres. Munition, Verpflegung und Sanitätsdienst, kurz alles hatten sie zu bewältigen, seitdem die Truppen dem fliehenden Feinde unter ständigen Kämpfen und Gewaltmärschen auf den Fersen blieben. Täglich wurden die Etappenstraßen länger und länger; denn wenn auch unsere Eisenbahntruppen wahre Wunder an Schnelligkeit beim Wiederaufbau der vom Feinde zerstörten Strecken leisteten, so konnten sie doch nicht den Bedürfnissen der schnell vorstoßenden Kampftruppen Genüge leisten. — Auch in Serbien und Mazedonien sah ich unsere Leute auf diesen Fahrten, die die gleichen hohen Anforderungen stellten, steif wie aus Stahl geschmiedet, wie mit dem Steuerrade zusammengeschweißt, auf den harten Bänken der Wagen sitzen. Sie sahen nicht mehr menschenähnlich aus; denn aus Oel, Dreckspritzern und Staub bildete sich eine Kruste auf ihrer Haut. Sie hatten die Farbe der Straße; sie sahen alle aus, als ob sie durch den Wegeschmutz gewälzt worden wären. Nerven konnten diese Menschen nicht haben; denn in jeder Sekunde schüttelte sie der Wagen so durcheinander, daß einem „normalen"

Menschen Hören und Sehen vergehen würde. Auch ihr Dienst verlangt Aufopferung bis zum letzten und ist nichts anderes als ein Teil der gewaltigen heldischen Kraft, die das Heer, das Volk in diesem Kriege aufbringt. Was sie tun, gehört zu dem, was nur von einer geringen Zahl aus der großen Masse richtig eingewertet wird, weil es in Stille vor sich geht, weil es nur selten aufgedeckt und in das helle Licht gerückt wird. Und doch gilt auch das oft gebrauchte Wort, das so leicht hinzusprechen ist: „Jeder an seinem Platze tut seine Pflicht" ganz besonders für die Mannschaften der Kraftfahrtruppen. Schon in Rußland, mehr aber noch in Serbien und Mazedonien, war der Kampf mit dem Lande, den sie in Erfüllung ihres Dienstes führten, so etwas wie eine unaufhörliche Schlacht. Serbien war für sie ein dreimal bekreuzigter Boden; denn was ihnen bisher auch als Aufgabe gestellt worden ist, wurde dort doch noch übertroffen durch die an sich schon verwahrlosten Straßen, die unter dem Kriegsgetümmel noch mehr litten und schließlich dem Zustand der örtlichen Wegelosigkeit verfielen, der trotz allem und allem überwunden werden mußte. — Berg und Tal und was es sonst auf gewöhnlichen Straßen an Schwierigkeiten gibt, das ist für die Kraftfahrer der Armee nicht da. Wenn nicht gerade Eis oder Neuschnee die Pässe vorübergehend unüberwindbar machte, so gab es auch im Gebirge keine Aufenthalte, keine Hindernisse. Bei Vranje ist es gewesen und im Winter, auf jener Paßstraße, die sich den inhaltsschweren Beinamen „der Leidensweg" erworben hat, wo die größte Kraftprobe abgegeben werden mußte. Auf dem Vormarsch nach Süden hatten sich Infanterie, Kavallerie und Artillerie auf dem schmalen, steilen Felsenwege „vorwärtsgeschleuft". Es war abschnittweise marschiert worden, da die Truppen nicht glatt über die Paßstraße vorwärtskommen konnten.

„Der Leidensweg von Vranje" . . . Was liegt nicht in dieser Bezeichnung! Und die Truppen haben sie selbst geprägt. Der Name ist die Summe schwerster Erfahrungen. Und nachdem die Kampftruppen den Paß überwunden hatten, wurden anschließend die Troßzüge und darunter auch die Automobil-Lastfahrkolonnen im Marsch gesetzt. Stundenlang haben die Motoren gerattert, stundenlang haben sich die Räder gedreht, als ob sie die Steine blank schleifen sollten, und stundenlang haben die Mannschaften an den Wagen geschoben, gegengestemmt mit der ganzen Kraft ihrer Körper. Vorspanne von Menschen und Tieren standen durch Wochen in Schweiß gebadet auf dieser Straße. Ehe so ein Wagen auf die Paßhöhe hinaufkam, das währte in Höllenarbeit drei Tage. An der schlimmsten Stelle, an der die Straße schmal und steil in die Urgesteinsmassen geschlagen worden ist, hat man die Wagen in rastlosem Mühen vom Morgengrauen bis zum Hereinbrechen des Abenddunkels um einhundert Meter vorwärtsgebracht! Mit Drahtseilen und Winden wurde gearbeitet, und schließlich, als man den ersten Wagen auf dem Scheitelpunkt des Passes hatte, wurde die motorische Kraft dazu eingespannt, um die anderen Kolosse auf die Höhe hinaufzubringen. Was unmöglich schien, wurde möglich gemacht, und der „Leidensweg von Vranje" spielt heute nur noch eine Rolle in den Erinnerungen unserer Leute, die auch dort ein Zeugnis für ihre Unverwüstlichkeit abgegeben haben.

Kriegsautofahrten . . . sie bilden ein eigenes Vergnügen. Nur wer sie tun muß, wird sich den besonderen „Genuß" verschaffen; denn es ist nicht angenehm, sich in einen Zementsack zu verwandeln oder den Schmutz der Straße als etwas zum eigenen Leibe Gehörendes zu betrachten. — Auch die Fahrten in den Personenwagen gehören nicht zu dem, was man eine reine Freude nennen kann; denn häufig genug gleichen die Straßen im Berggelände den Rutschbahnen eines Lunaparkes, und man wird darauf mit Rippenstößen bedacht wie bei einer Fahrt im „Wackeltopp". Kürzlich erst lernte ich diesen Genuß wieder einmal in Südmazedonien kennen und mußte ihn in einer mehrstündigen Fahrt bis zur Neige auskosten. Eine Straße, die unter feindlichem Feuer lag, ein kurzer Abschnitt nur, forderte, da er nicht befahren werden durfte, einen großen Umweg, und diese neue „Straße", die auf keiner Karte eingezeichnet war, weil sie erst von unseren Truppen geschaffen wurde, führte über Steinhalden, durch ein Flußbett, durch Maulbeerwälder, deren dicht stehende Bäume mit Ruten nach einem schlugen, über kleine vier, fünf Meter hohe, wahllos hintereinander liegende Hügel und Erdwellen, auf denen zudem noch Steingeröll lag und Baumstubben aus der Erde guckten. Durcheinandergerüttelt, wie von einem wütenden Boxer zusammengeschlagen, saßen wir in dem Wagen, der sich bog, der quietschte, knarrte, ächzte, der die Federn krachen ließ. — Wir waren froh, als das Ziel erreicht war und wir, kreuzlahm gestoßen wie nach einem Erdbeben, die ruhige glatte Erde wieder unter den Füßen hatten.



Das Kloster des heiligen Johann am Ochridasee. Aufnahme von R. Sennecke.

Die Kapitulation einer englischen Armee in Kut el Amara. Von Gustav Uhl.

Unsere unversöhnlichsten Feinde, die Engländer, die den entsetzlichen Weltkrieg kaltherzig angezettelt haben, der nun schon fast zwei Jahre lang tobt, haben in der zweiten Hälfte des April recht trübe Erfahrungen gemacht. Daß eines ihrer großen Kampfschiffe im Mittelmeer auf eine Mine lief und vernichtet in den Fluten versank, war schon peinlich. Dann aber wurden sie überfallen von zwei Ereignissen, die geeignet sind, ihr Ansehen in der Welt bedenklich zu mindern. Erst brach in Irland ein Aufstand aus, der zwar nur wenig vorbereitet war und so in wenigen Tagen niedergeschlagen werden konnte, aber doch wieder laut in alle Lande hinausschreit, daß Paddy (der Ire) seinen Bedrücker John Bull geradezu tötlich haßt. Und dann wurde in Mesopotamien eine Division erstklassiger englischer Soldaten gefangen genommen! Die englischen Staatsmänner verkündigen doch immer wieder in ihren hauptsächlich zum Fenster hinaus gehaltenen Reden, daß Albion „die Freiheit der kleinen Nationen" auf seine Fahne geschrieben habe. Wie, und dasselbe Albion fesselt mit blutigen Ketten ein kleines Volk, das sich seit Jahrhunderten dagegen wehrt, von England beglückt zu werden? Wie reimt sich das zusammen, fragt da mancher Neutrale. Und waren es nicht auch die englischen Staatsmänner, die am Beginn des Krieges mehrfach durch das amtliche Reutersche Depeschenbüro in der alten und der neuen Welt die Lügennachricht verbreiten ließen, in Deutschland sei Revolution ausgebrochen, besonders in Berlin flösse in erbitterten Straßenkämpfen viel Blut? Da hat also wieder einmal das Sprichwort Recht behalten, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll! Die Kapitulation in Kut el Amara hat den geheimnisvollen Schein der Unbesiegbarkeit der Rotröcke völlig vernichtet, den die Engländer im ganzen Orient über ihre Truppen zu breiten gewußt hatten. Die Niederlage bei den Dardanellen hatte dem Ansehen Englands im fernen Osten schon viel geschadet; noch mehr geschadet aber hat die Gefangennahme der Heeres-

gruppe des Generals Townshend. Der Putsch in Dublin ist für England ebenso beschämend wie der Zusammenbruch in Kut el Amara; die Mittelmächte aber haben alle Veranlassung, sich über beides von Herzen zu freuen!

Als der Vormarsch der englischen Truppen auf Bagdad Ende November 1915 bei den Ruinenfeldern von Ktesiphon zum Stehen gebracht worden war, habe ich die Lage im Euphrat—Tigris-Lande an dieser Stelle (in Nummer 12 des Daheim; dort ist auch eine übersichtliche Kartenskizze von Mesopotamien) eingehend dargelegt. Ich sagte damals: „Wie der Fortgang dieses englischen Zuges zur Eroberung von Bagdad sein wird, entzieht sich der Vermutung. Aber ich glaube, wir können ruhig abwarten, wie das Waffenglück entscheiden wird, sobald es unsern türkischen Freunden gelungen ist, größere Verstärkungen zum Schutze des bedrohten Bagdad heranzuziehen."

Hieran möchte ich anknüpfen. Gleich nachdem die englischen Truppen in sehr verlustreichen Angriffen die Stellungen der Türken bei Selman Pak vergeblich bestürmt hatten, gingen die Türken ihrerseits zum Angriff über und trieben die Engländer den Tigris abwärts vor sich her. Dieser Rückzug der Truppen des Generals Townshend artete zum Teil gar in wilde Flucht aus, und erst in Kut el Amara, mehr als zweihundert Kilometer stromabwärts von Ktesiphon, gelang es, sie wieder zu sammeln. Denn hier war auf dem Hinmarsch ein großes Etappenlager angelegt worden; hier fanden sich also Verstärkungen, Munition und Lebensmittel. Kut el Amara war auch leicht zu befestigen und dann ein ziemlich sicherer Zufluchtsort. Der Tigris windet sich bekanntlich in vielfach geradezu mäandrischen Krümmungen durch die Ebene. Oft kehrt er nach zehn Kilometer Lauf in mächtig ausholender Schleife fast wieder ebensoweit zurück, und die Landbrücke, die zu dem vom Strom umflossenen Sacke führt, ist nur wenige Kilometer breit. In solch einer Tigrisschleife nun liegt das von Arabern bewohnte Städtchen Kut el Amara; der Bogen des Flusses ist nach Norden zu offen.

Mit fieberhafter Eile wurden nun die Befestigungen, welche die offene Seite der sonst rings vom Tigris geschützten Stellung decken sollten, weiter ausgebaut. Major von Restorff, der bis zuletzt Adjutant des verstorbenen Generalfeldmarschalls Freiherrn v. d. Goltz war, weiß diese sehr anschaulich zu beschreiben. „Es entstanden allmählich drei Linien Schützengräben mit starken 30 bis 50 m breiten Drahthindernissen hintereinander. Als vierte Linie wurde zum Abschluß noch eine solche von Stützpunkten angelegt. Dieses starke Befestigungssystem zog sich, den Tigrisbogen verriegelnd, in einer Ausdehnung von 4 Kilometern auf dem linken Flußufer hin. Den westlichen Flügel aber bildete ein lang hingezogener „Han", (Wirtschaftsgebäude eines größeren arabischen Landwirtschaftsbetriebes) mit einer etwa 500 m langen Lehmmauer." Es ist dies das „Schloß", das in den Berichten des türkischen Generalstabs mehrfach erwähnt worden ist.

Der Tigris ist an dieser Stelle wohl ziemlich breit; trotzdem aber konnten die rings auf dem anderen Ufer liegenden türkischen Einschließungstruppen mit ihren Büchsen und Maschinengewehren über ihn hinüberlangen und den Engländern das Wasserholen recht erschweren. So ließ General Townshend auch auf dem rechten Ufer des Stromes, westlich von der Stelle, wo der Schatt el Hai, ein nicht unbedeutender Verbindungsarm nach dem Euphrat, in den Tigris einmündet, einen starken Brückenkopf anlegen. Hierzu wurden wieder die Gebäude eines arabischen „Han" benutzt, an die sich ebenfalls nach allen Regeln der Kunst ausgebaute Schützengräben und Drahtverhaue schlossen. „Gegen diesen Brückenkopf", erzählt Major von Restorff, „und gegen das weiter oben erwähnte „Schloß" richteten sich die Hauptangriffe der türkischen Belagerungstruppen." Aber General Townshend fühlte sich nach Anlegung dieser Befestigungen ziemlich sicher, und als bald nach der Einschließung Oberst Nurreddin Bey ihn aufforderte, sich zu ergeben, wies er dies kurzer Hand zurück: er vertraute darauf, daß er durch frische Truppen, die aus Indien herbeieilten, entsetzt werden würde. Aber es sollte anders kommen.

Es trägt vielleicht zum besseren Verständnis bei, wenn ich hier den Gang der Ereignisse noch einmal kurz zusammenfasse. Schon bald, nachdem die Türkei auf der Seite der Mittelmächte in den Weltkrieg eingetreten war, mobilisierte England seine indischen Truppen und machte den Versuch, das aussichtreiche Mesopotamien unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Bereits am 8. November 1914 wurde das türkische kleine Fort Fau an der Mündung des Schatt el Arab in den Persischen Meerbusen von den Engländern besetzt. Sie hatten dazu aus der nahe benachbarten Stadt Koweit, einem britischen „Protektorat", Truppen hinübergeworfen, denen es leicht gelang, die ganz kleine Grenzwache der Türken zu überrennen. Die dicht dabeiliegende Stadt gleichen Namens wurde von englischen Schiffen beschossen und dann ebenfalls besetzt. Sobald so ein Stützpunkt am Schatt el Arab in den Händen der Engländer war, ließen sie auf großen Transportdampfern aus Indien die eigentlichen Expeditionstruppen überführen; es handelte sich hauptsächlich um die 6. Poona-Division, der die Pungabi-Regimenter 24, 66, 76 und die 7. Gurkhas angehörten.

Zunächst ging nun der Vormarsch der Engländer ziemlich schnell, denn die wichtige Stadt Basrah konnte bereits am 21. November 1914 besetzt werden und Korna (am Einfluß des alten Euphratlaufes in den Tigris) am 7. Dezember. Dann aber trat eine Pause ein, denn inzwischen waren einzelne, wenn auch nur schwächere Truppen der Türken an beiden Strömen heranmarschiert. Einen gewissen Erfolg hatte von diesen besonders die von dem türkischen Oberst Oskeri Bey geführte Unternehmung, die, von dem damals türkischen Stützpunkt Kut el Amara aus dem Schatt el Hai folgte und über Nasrije in der Richtung nach Basra vordrang. So gelang es, die Engländer ein halbes Jahr in der Gegend von Korna aufzuhalten; wenigstens kamen sie nur langsam und ständig von den Türken beunruhigt vorwärts, und erst am 3. Juni konnte Townshend die wichtige Stadt Amara am Einflusse des Schatt el Tib in den Tigris einnehmen. Eine zweite englische Armee, die von Korna aus weiter nach Westen marschierte und dabei dem Laufe des Euphrat folgte, kam nach Überwindung der hier sehr hinderlichen Sümpfe am 10. Juli nach Suk-esch-Schejuch und am 25. Juli nach Nasrije. Da sich aber die auf diesen Wegen entgegenstellenden Schwierigkeiten als unüberwindlich erwiesen, wurde noch vor Samaue halt gemacht, und es ist seitdem auch nicht von den Engländern versucht worden, am Euphrat weiter vorzudringen.

General Townshend dagegen rückte mit seiner Heeresabteilung nach Überschreitung des aus den persischen Grenzgebirgen kommenden Nebenflusses Schatt el Tib auf dem linken Ufer des Tigris weiter vor. Zunächst marschierte er rund 75 km. der Karawanenstraße folgend, in nordwestlicher Richtung, dann ging er, um einen großen Bogen des Stromes abzuschneiden, auf einer Schiffbrücke auf das andere Ufer hinüber und schlug sich, jetzt also auf dem rechten Flußufer, langsam aber ständig immer weiter durch, um Kut el Amara anzugreifen. Unterhalb der diesen Ort umschließenden Tigrisschleife, bei dem Heiligengrabe Iman Ali, wurde eine zweite Schiffbrücke geschlagen, und die Engländer gingen wieder auf das linke Flußufer hinüber. Die Türken wehrten sich hier ganz besonders heftig, aber es gelang General Townshend am 28. September 1915 die Truppen des Padischah in umfassendem Vormarsch abermals zurückzuschlagen und am 29. September in die Stadt einzuziehen.

Von nun an aber boten sich dem weiteren Vormarsch des englischen Generals immer neue Hindernisse, da die Türken in wachsender Anzahl Widerstand leisteten. Die Stoßkraft seiner Truppe war außerdem stark geschwächt, weil die Muhammedaner in den indischen Regimentern unzuverlässig wurden und nur mit eiserner Strenge und blutigen Strafen zur Disziplin angehalten werden konnten. Trotzdem aber war er bis zum 22. November bis auf die Ruinenfelder von Ktesiphon vorgedrungen, nur etwa noch 40 km von Bagdad entfernt. In starker Unterschätzung der ihm jetzt gegenüberstehenden Feinde, griff er die festen türkischen Stellungen bei Selman Pak an; aber seine Truppen holten sich mehrere Tage hinter einander immer wieder blutige Köpfe. In diesen Kämpfen vom 23. bis 26. November 1915 versetzten die Türken den englischen Truppen einen so starken Schlag, daß diese unter Zurücklassung ihres Gepäcks flüchten mußten; viertausend bis fünftausend Mann ließen die Engländer dabei an Toten, Verwundeten und Gefangenen zurück.

Um die bedrängte Division des Generals Townshend zu unterstützen, hatten die Engländer hier auch ihre Kanonenboote herangeführt, die durch Geschützfeuer auf die türkischen Linien wirken sollten. Aber bei dem niedrigen Wasserstande im Herbst scheinen sie in ihrer Bewegungsfreiheit stark beschränkt gewesen zu sein. Jedenfalls wurden zwei von ihnen durch die gut zielende türkische Artillerie vernichtet und versenkt, während ein drittes, „Firefly", noch gebrauchsfähig aufgebracht werden konnte und fortan prächtige Dienste gegen die Engländer leistete.

Von den dicht nachdrängenden Türken unter Oberst Nurreddin Bey immer aufs Neue verfolgt und beunruhigt, schlug sich General Townshend schließlich, wie schon erwähnt, bis zu dem Etappenorte Kut el Amara durch, wo er am 2. Dezember 1915 von den Türken eingeschlossen wurde. Das war jetzt freilich ein anderer Einzug als zwei Monate vorher: damals Sieger, jetzt besiegt und verfolgt!

Als General Townshend sich in Kut el Amara festgesetzt hatte, wurden durch die Engländer von Indien her alle irgend verfügbaren militärischen Kräfte in Bewegung gesetzt, um ihn zu befreien. Ende Dezember schon landeten die dreizehnte Maharatta- und die siebente Lahore-Division bei Iman Ali Gharbi am Tigris. Nun drangen zwei Entsatzkolonnen vor: General Aylmer auf dem rechten Ufer des Tigris und General Kemball auf dem linken. Aylmer ging nicht, wie die englische Etappenlinie läuft, bei Scheikh Saad nahe Ischahrije über den Tigris, sondern blieb, wie gesagt, auf

dem linken Flußufer. Beide sind sie jedoch nicht weit gekommen, denn inzwischen war Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz herbeigeeilt, um in dieser überaus wichtigen Kriegslage selbst den Oberbefehl zu übernehmen. Und dem großen militärischen Geschick unseres unvergeßlichen Truppenführers gelang es denn auch in den zahlreichen blutigen Gefechten bei Wadi Kilal und bei Felahie die Engländer immer wieder zurückzuweisen.

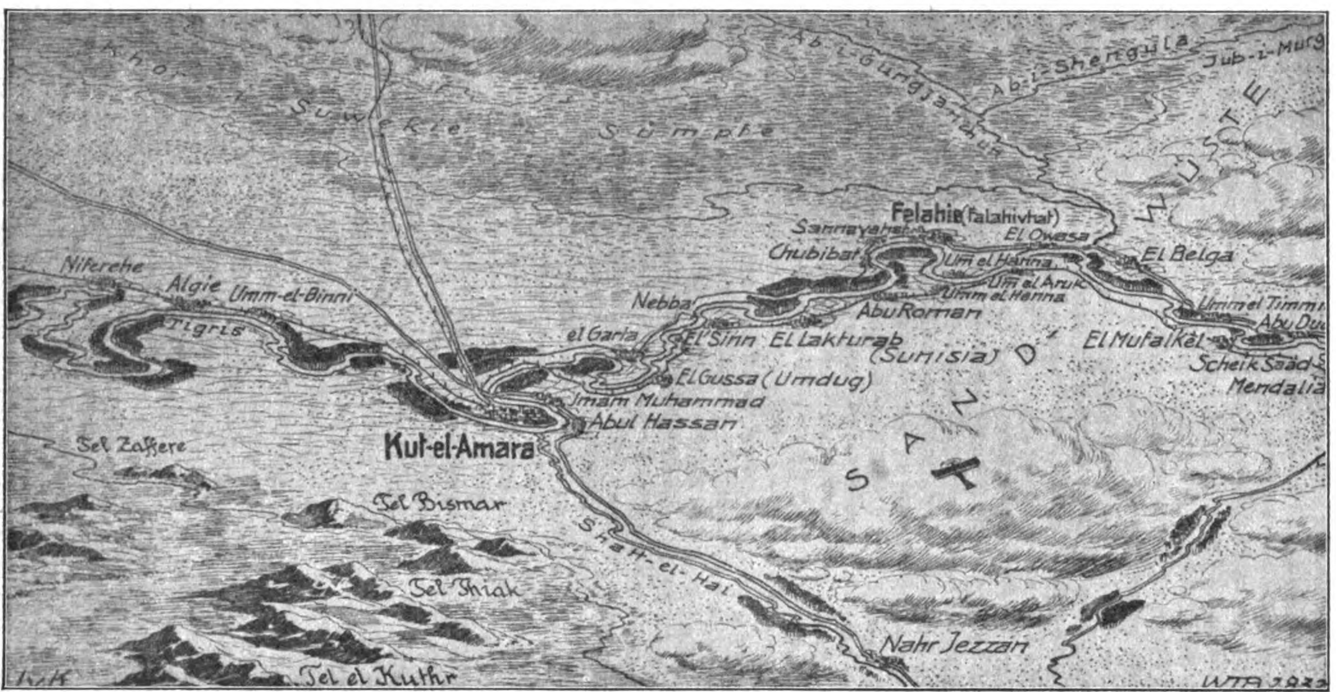
Dies Herbeieilen des greisen Feldmarschalls nach Mesopotamien war übrigens eine Leistung, die gerade bewundernswürdig ist.

Aus der Zeit, wo v. d. Goltz zwischen den englischen Truppen stand (auf der einen Seite hielt er die in Kut el Amara eingeschlossenen Truppen des Generals Townshend fest und auf der anderen wehrte er die immer erneuten Angriffe der Entsatztruppen bei Wadi Kilal und bei Felahie ab), erzählt Major von Restorff eine kleine Geschichte. Eines Tages warf ein englischer Flieger an dem Lagerplatze von Freiher v. d. Goltz ein schweres Kreuz aus Eisen ab. Auf die eine Seite dieses Kreuzes hatte er die Worte geschrieben: „Gott strafe England", und auf die andere: „I don't think" (Ich glaube es aber nicht). Ob der junge Herr, der diese Worte schrieb, jetzt in türkischer Gefangenschaft wohl wieder einmal an sie gedacht hat?

Wie es bei so vielen Festungen gewesen ist, war es auch bei Kut el Amara: den Feinden konnten die Belagerten widerstehen, aber nicht dem Hunger. Freilich trieben die Engländer die arabischen Eingeborenen aus der Stadt, um weniger Esser zu haben; aber die Vorräte waren doch schon recht knapp geworden. Einige Male gelang es wohl einem Flieger einen Sack Mehl aus der Luft herabzuwerfen; aber selbst, wenn die Gaben heil angekommen sind, so war das nur Nahrung für einen Tag! Schließlich machten die Entsatztruppen den Versuch, ein Schiff mit Lebensmitteln nach Kut el Amara gelangen zu lassen; aber dies wurde von den Türken versenkt. Dies Schiff trug wohl die letzte Hoffnung der vom Hunger ebenso wie vom Feinde bedrängten Besatzung; seinem Untergang folgte ohne Verzug die bedingungslose Übergabe des Generals Townshend.

Am 26. April schickte er einen Parlamentär an den Oberbefehlshaber der türkischen Irakarmee und ließ ihn wissen, daß er bereit sei Kut el Amara zu übergeben, falls ihm und seiner Armee freier Abzug gewährt würde. Es wurde ihm geantwortet, daß ihm kein anderer Ausweg bliebe als der der bedingungslosen Übergabe. Der englische Oberbefehlshaber machte dann neue Vorschläge. Sei es, daß er nicht die günstige Lage der türkischen Armee kannte oder daß er glaubte die türkischen Führer mit Geld gewinnen zu können, bot er den Belagerern an, alle seine Geschütze und eine Million Pfund Sterling zu übergeben. Man wiederholte ihm aber, was man zuerst geantwortet hatte. Da nun General Townshend alle Hoffnung verloren hatte, so ergab er sich mit der gesamten englischen Armee von Kut el Amara dem Befehlshaber der siegreichen türkischen Armee. Fünf Generäle, 277 englische und 274 indische Offiziere sowie 13 300 Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht.

Die Türken können mit vollem Rechte auf den glänzenden Sieg von Kut el Amara stolz sein, den sie über die englischen Waffen davongetragen haben, und ganz Deutschland freut sich mit ihnen.



Kut el Amara und Umgebung aus der Vogelschau.

Der Knabe im Kriege. Von Will Vesper.

Als ich auszog, war ich ein Knabe,
Noch kein Haar um das Kinn.
Ich merke es an meinem Barte,
Daß ich Mann geworden bin.

Reif wurde ich auch zu der Liebe,
Davon ich lange nichts verstand.
Ich meine nicht zu einem Weibe, —
Angetraut bin ich dem Vaterland.

Beim Prinzen Eitel Friedrich. — II. Von Fedor von Zobeltitz.

Ich traf an einem Sonntag Vormittag ein und konnte gleich an dem Gottesdienst teilnehmen. Das Dorf hat eine hübsche alte Kirche, von einem melancholischen Friedhof umgeben, auf dem auch ein paar Ahnen des Grafen d'A. zur Ruhe gebettet sind. Die bunten Fensterscheiben des Gotteshauses leuchten in der Sonne; neben dem Altar steht eine naive Gipsstatue der nie fehlenden Jeanne d'Arc, ein rosiger Schimmer erwachenden Lenzes füllt das Kirchenschiff. Auf allen Bänken Feldgraue, auf den vorderen die Offiziere, im Chorgestühl der Divisionskommandeur mit seinem Stabe, auf dem Podest Pfarrer v. B. als freiwilliger Kriegsgeistlicher in der vorgeschriebenen Amtstracht mit dem großen Silberkreuz auf der Brust. Gesang leitet die Sonntagsfeier ein, ein Bläserchor begleitet ihn. Eine feierliche Stunde! Draußen schweigt

auch das Geschützfeuer, das ewige Donnergrollen, die gewohnte Alltagsmusik. Die Franzosen heiligen den Sonntag auf ihre Art. Am Sonnabend Nachmittag machen sie gern Gefechtsschluß; da beginnt die Urlaubszeit, und wer kann, eilt nach Paris. Das ist nicht weit von ihrer Front; der Zug bringt sie in drei Stunden nach der Hauptstadt. Auf der guten Chaussee könnten auch wir im Auto Paris schon in anderthalb Stunden erreichen — wenn nämlich nicht die französischen Stellungen dazwischen lägen. Vom Fesselballon aus, der im nahen B. an der Strippe hängt, will ein scharfer Beobachter sogar einmal den Eiffelturm erkannt haben. Aber vielleicht war es nur ein Nebelstreif . . .

Der geistliche Herr spricht knapp, gut, zu Herzen gehend. Dann ertönt neuer Gesang, und wieder setzen die Bläser ein: „Nun danket alle Gott", des alten Martin Rinckart ewig junges Lied, das schon im Kriege der dreißig Jahre zum Himmel scholl. Die Feier ist aus. Draußen marschieren die Soldaten an ihrem Kommandeur vorüber, im Schritt und Tritt und Tritt und Schritt, mit Augen rechts und strammem Beinwurf — eine kleine Parade, wie in der Friedenszeit. Das ist der „Drill" des alten Dessauers, aus dem sich die soldatische Tatkraft entwickelt. Die Leute haben im Osten schwere Tage erlebt, als sie den Russen auf den Fersen waren, und haben hier im Westen manchen blutigen Strauß ausfechten müssen, ehe sie zu einer verhältnismäßigen Ruhe kamen. Aber die dienstliche Straffheit hat nicht aufgehört — es ist wahrhaft bewundernswert, welch prachtvoller Geist in ihnen lebt. Es ist der Geist, den unsere Feinde töten möchten und der doch unausrottbar ist: das, was sie unter dem wohlfeilen Schlagwort „Militarismus" verstehen und was im letzten Grunde nichts ist, als eine glühende Vaterlandsliebe, eine freudige Lebensbejahung, eine unerschütterliche Kraft der Seele — Mannszucht im weitesten und edelsten Sinne.

Der Frühstückskreis im Schlosse ist heute größer als gewöhnlich. Sogenannte Gastabende finden allwöchentlich statt; sonst pflegt der Prinz mit den Herren seines Stabes allein zu sein. Jeder der Herren hat selbstverständlich sein besonderes Amt. Die meisten Herren wohnen im Schlosse, nur der Mann des Fernspruchs ist im Dorfe einquartiert. Erstaunlich, welchen Aufschwung das Fernsprechwesen im Feldzug genommen hat! Der Ruf durch die Luft tönt von einem Ende des Besetzungsgebiets zum anderen und weit darüber hinaus, oft bis zum Heimatsort. Er schallt durch die Wälder und dröhnt unter der Erde, er erreicht die entferntesten Stellungen und dringt durch die Schützengräben. Im Osten war ich gelegentlich bei einem Oberkommando in einer Juninacht am Waldrain. Die Herren speisten in Eile was die Feldküche bot, denn der Tag hatte ihnen keine Zeit zum Essen gelassen; — und inzwischen leitete der Oberkommandierende das Gefecht, das sich auf der anderen Seite des Waldes entsponnen hatte, telephonisch. Ruhig und klar sprach er seine Befehle in das Schallrohr — und biß in den Pausen abwechselnd in den Wurstzipfel und in das Kommißbrot. Neben den Fernruf ist der Funkspruch getreten, der redende Blitz. Aber den Blitz kann man fangen. Oft genug gerät ein Funkspruch in unrechte Hände und gibt da Aufschlüsse, wo er sie nicht geben soll. Man kann auch hineinsprechen in den redenden Blitz, kann ihn ablenken und in Verwirrung bringen. Wenn man Schriftsteller ist, regt sich bei allen diesen Wundern die Phantasie. Romanstoffe findet man hier draußen zu Hauf. Sie liegen auf jeder Scholle und jeder Schwelle und schwirren umher wie ruhelose Gedanken.

Um ein Uhr ist Frühstück im Schlosse, um acht Uhr Abendessen. Der Speisezettel ist einfach; es gibt immer nur ein Gericht, eine Suppe vorher und feiertäglich noch eine süße Speise. Aber der Koch verdient Achtung; er versteht sein Gewerbe. Nun kommt die Zeit der jungen Gemüse. Für sie sorgt der große Gemüsegarten hinter dem Park, den der Obergärtner in Unteroffiziersuniform in guter Ordnung hält. Radieschen und Salat gibt es schon; Bohnen, Schoten, Mohrrüben, neue Kartoffeln grünen der Reife entgegen, die Artischocken blähen sich, die Tomaten entfalten ihr Kleid. Ein leichter Mosel ist das Hauptgetränk; er wird auch zur Bowle gemischt, wenn eine Sendung Waldmeister oder eine Ananas eintrifft. Bier liefert die Korpsbrauerei. Ja, auch das gibt es. Man hat sich einer verödeten Brauerei bemächtigt; eine Granate hat das Dach durchlöchert, aber die Schrotmühlen und Malzquetschen und Maischbottiche und Hopfenseiher, das ist alles noch da — und auch ein bayrischer Brauer tauchte auf, der die Sache in seine starken Hände nahm und wohlschmeckend zu Ende führte.

Nach dem Abendessen bleibt der Prinz noch gern ein Plauderstündchen mit seinen Herren zusammen. Diese Abendstunden stehen mir in besonders freundlichem Gedenken. Die Unterhaltung wechselt; man spricht von hunderterlei. Man tauscht auch Erinnerungen aus an die gemeinsamen Kriegsfahrten im Osten und Westen, an heiße Tage und blutige Gefechte; Anekdotisches mischt sich mit Ernsthaftem, aber im allgemeinen behält doch immer der Humor sein gutes Recht. Der ist deutsches Erbteil, und er geht auch den Soldaten an der Front selten aus.

Spaziergänge im Dorf und in der näheren Umgebung bieten mancherlei Interessantes. Das Dorf ist stark belegt, aber man hat es verstanden, sich behaglich einzurichten. Ein paar Kasinos konnte ich mir ansehen. Die Bauernhäuser wurden ausgebaut, wo es notwendig erschien; hier vermauerte man eine Tür, dort brach man eine neue durch; mit praktischem Blick verbindet sich überall Sinn für Häuslichkeit und ein guter Geschmack, der mit einfachsten Mitteln Erstaunliches zu erzielen versteht. Die rohen Zimmerwände werden mit gefärbter Sackleinewand bespannt, schmale Holzleisten teilen sie in Felder ein, ein Fries zieht sich unterhalb der Decke entlang, den eine künstlerische Hand mit lustigen Sinnbildern geschmückt hat. Auch den Hausrat hat man zumeist erst schaffen müssen; man zimmerte Klubsessel aus Ahornholz, schnitzte Kronen und Leuchter, stellte aus Kisten einen Schreibtisch her und verwandelte eine alte Bank durch darauf genagelte bunte Decken und Kissen in einen schwellenden Diwan. So haben auch die Unteroffiziere und Soldaten sich ihre Kantinen gemütlich einzurichten verstanden. Die ersten Regimenter, die hier einquartiert wurden, legten gewissermaßen den Grund. Sie besetzten die leerstehenden Häuser, fegten den Schmutz hinaus und richteten sich auf ihre Weise ein. Da wurden die Wände frisch gekalkt, die Fußböden ausgemauert, die Decken gestrichen. Dann hieß es: „Schmücke dein Heim." Der Karikaturist der Kompagnie sorgte für Wandgemälde; Girlanden und Kränze aus Tannengrün wurden aufgehängt, man zimmerte wohl auch einen Podest für die Musik und für gelegentliche deklamatorische Aufführungen und zierte ihn mit alten Buntdruckgardinen und legte in einer Ecke eine Laube an, die man mit Bilderbogen auszierte. Nun zogen die Truppen ab, neue kamen in die alten Quartiere und machten sich daran, das vorgefundene Nest noch hübscher auszugestalten. Man weiß ja nie, wie lange man bleibt, und will wenigstens seine Gemütlichkeit haben. Diese Neigung zum Behaglichen ist auch ganz deutsch. Kein Gärtchen vor den Häusern ist verwildert. Die Erde ist rigolt und in Beete geteilt, schon grünt der junge Rasen, und nun wartet man gespannt auf die ersten Frühlingsblumen. Es liegt etwas Rührendes in diesem Sinn für das Anmutige unter dem pfeifenden Odem des Krieges . . .

Wir durchschreiten ein Wäldchen und erklimmen zwischen Eichenheistern und Brombeerknäueln eine kleine Anhöhe. Vor uns steht ein Beobachtungsposten, ein Meßturm der Artillerie. Wir steigen im Innern auf schmalen Treppen und gebrechlichen Leitern empor. Eine Stimme von oben donnert uns zu: „Wer da?" — aber wir können genügende Auskunft geben und stehen nun auf der Spitze. Ein winziges Loch, das gerade Platz für einen Stuhl, für das Fernrohr und den Fernsprecher bietet. Hier haust der Beobachter. Tag und Nacht sitzt ein Mann in diesem luftigen Kämmerchen und meldet jede Bewegung in der feindlichen Linie an seine Kommandostelle. Die Luft ist heute etwas unsichtig, die Ferne dunstig — dennoch erkenne ich durch das Vergrößerungsglas deutlich die Stellung des Gegners, und wenn ich das Glas drehe, taucht vor mir ein Rundblick von kleinen Höhen, Waldtälern, Dörfern, zerschossenen Gehöften auf: die Stätten der letzten Kämpfe. Aus Nebelgrau recken zwei Finger sich in die Höhe: die Türme der Kathedrale von Noyon.

An einem sonnigen Nachmittag fuhr mich der Prinz in seinem Auto nach Noyon. Ein Zug Urlauber begegnete uns. Zwei Plätze im Auto waren noch frei, also wurden zwei Mann aufgeladen. So selige Gesichter habe ich nicht oft gesehen. Es kommt aber auch nicht alle Tage vor, daß ein königlicher Prinz seine Soldaten eigenhändig zum Bahnhof fährt. Man kann mir schon glauben, wenn ich sage, daß er von seinen Leuten unglaublich verehrt wird. Es geht durch die Noyonnais, so nennt man hier die Umgegend der alten Stadt, von der schon Cäsar in seiner Geschichte der gallischen Kriege spricht und in der Calvin geboren wurde. Ein verschlummertes Nest, ein echt französisches Provinzstädtchen. Der Franzose schont es sichtlich, aber den Bahnhof trifft er oft mit seinen Geschossen. Zweimal schon hat man diesen Bahnhof verlegen müssen; man schob ihn immer weiter zurück, nach Chauny zu, in eine Gegend, in die des Feindes Kugeln nicht reichen. Die Kathedrale ist der Stolz Noyons; Pippin der Kleine gründete sie, Karl der Große ließ sie erweitern; was heute steht, mag dem zwölften Jahrhundert entstammen. Ringsum reihen sich spitzgieblige kleine Häuser; altes Trümmerwerk, wohl ein verfallener Klosterbau, lehnt sich an ihre Nordseite, und im Westen schließt der wunderliche Holzbau eines ehemaligen bischöflichen Archivs sich an. Auch das Stadthaus stammt aus besseren Tagen; an seiner zierlich gegliederten Fassade hat man die Statuen von den Sockeln genommen, und so stehen die Nischen leer. Hat man die Kugeln der Deutschen gefürchtet oder die der eigenen Landsleute? — „Und die Deutschen sitzen noch immer in Noyon", pflegt eine



Soldaten beim Hahnenkampfspiel hinter der Front im Westen. Aufnahme des Hofphotographen G. Berger, Potsdam.

auch das Geschützfeuer, das ewige Donnergrollen, die gewohnte Alltagsmusik. Die Franzosen heiligen den Sonntag auf ihre Art. Am Sonnabend Nachmittag machen sie gern Gefechtsschluß; da beginnt die Urlaubszeit, und wer kann, eilt nach Paris. Das ist nicht weit von ihrer Front; der Zug bringt sie in drei Stunden nach der Hauptstadt. Auf der guten Chaussee könnten auch wir im Auto Paris schon in anderthalb Stunden erreichen — wenn nämlich nicht die französischen Stellungen dazwischen lägen. Vom Fesselballon aus, der im nahen B. an der Strippe hängt, will ein scharfer Beobachter sogar einmal den Eiffelturm erkannt haben. Aber vielleicht war es nur ein Nebelstreif . . .

Der geistliche Herr spricht knapp, gut, zu Herzen gehend. Dann ertönt neuer Gesang, und wieder setzen die Bläser ein: „Nun danket alle Gott", des alten Martin Rinckart ewig junges Lied, das schon im Kriege der dreißig Jahre zum Himmel scholl. Die Feier ist aus. Draußen marschieren die Soldaten an ihrem Kommandeur vorüber, im Schritt und Tritt und Tritt und Schritt, mit Augen rechts und strammem Beinwurf — eine kleine Parade, wie in der Friedenszeit. Das ist der „Drill" des alten Dessauers, aus dem sich die soldatische Tatkraft entwickelt. Die Leute haben im Osten schwere Tage erlebt, als sie den Russen auf den Fersen waren, und haben hier im Westen manchen blutigen Strauß ausfechten müssen, ehe sie zu einer verhältnismäßigen Ruhe kamen. Aber die dienstliche Straffheit hat nicht aufgehört — es ist wahrhaft bewundernswert, welch prachtvoller Geist in ihnen lebt. Es ist der Geist, den unsere Feinde töten möchten und der doch unausrottbar ist: das, was sie unter dem wohlfeilen Schlagwort „Militarismus" verstehen und was im letzten Grunde nichts ist, als eine glühende Vaterlandsliebe, eine freudige Lebensbejahung, eine unerschütterliche Kraft der Seele — Mannszucht im weitesten und edelsten Sinne.

Der Frühstückskreis im Schlosse ist heute größer als gewöhnlich. Sogenannte Gastabende finden allwöchentlich statt; sonst pflegt der Prinz mit den Herren seines Stabes allein zu sein. Jeder der Herren hat selbstverständlich sein besonderes Amt. Die meisten Herren wohnen im Schlosse, nur der Mann des Fernspruchs ist im Dorfe einquartiert. Erstaunlich, welchen Aufschwung das Fernsprechwesen im Feldzug genommen hat! Der Ruf durch die Luft tönt von einem Ende des Besetzungsgebiets zum anderen und weit darüber hinaus, oft bis zum Heimatsort. Er schallt durch die Wälder und dröhnt unter der Erde, er erreicht die entferntesten Stellungen und dringt durch die Schützengräben. Im Osten war ich gelegentlich bei einem Oberkommando in einer Juninacht am Waldrain. Die Herren speisten in Eile was die Feldküche bot, denn der Tag hatte ihnen keine Zeit zum Essen gelassen; — und inzwischen leitete der Oberkommandierende das Gefecht, das sich auf der anderen Seite des Waldes entsponnen hatte, telephonisch. Ruhig und klar sprach er seine Befehle in das Schallrohr — und biß in den Pausen abwechselnd in den Wurstzipfel und in das Kommißbrot. Neben den Fernruf ist der Funkspruch getreten, der redende Blitz. Aber den Blitz kann man fangen. Oft genug gerät ein Funkspruch in unrechte Hände und gibt da Aufschlüsse, wo er sie nicht geben soll. Man kann auch hineinsprechen in den redenden Blitz, kann ihn ablenken und in Verwirrung bringen. Wenn man Schriftsteller ist, regt sich bei allen diesen Wundern die Phantasie. Romanstoffe findet man hier draußen zu Hauf. Sie liegen auf jeder Scholle und jeder Schwelle und schwirren umher wie ruhelose Gedanken.

Um ein Uhr ist Frühstück im Schlosse, um acht Uhr Abendessen. Der Speisezettel ist einfach; es gibt immer nur ein Gericht, eine Suppe vorher und feiertäglich noch eine süße Speise. Aber der Koch verdient Achtung; er versteht sein Gewerbe. Nun kommt die Zeit der jungen Gemüse. Für sie sorgt der große Gemüsegarten hinter dem Park, den der Obergärtner in Unteroffiziersuniform in guter Ordnung hält. Radieschen und Salat gibt es schon; Bohnen, Schoten, Mohrrüben, neue Kartoffeln grünen der Reife entgegen, die Artischocken blähen sich, die Tomaten entfalten ihr Kleid. Ein leichter Mosel ist das Hauptgetränk; er wird auch zur Bowle gemischt, wenn eine Sendung Waldmeister oder eine Ananas eintrifft. Bier liefert der Korpsbrauerei. Ja, auch das gibt es. Man hat sich einer verödeten Brauerei bemächtigt; eine Granate hat das Dach durchlöchert, aber die Schrotmühlen und Malzquetschen und Maischbottiche und Hopfenseiher, das ist alles noch da — und auch ein bayrischer Brauer tauchte auf, der die Sache in seine starken Hände nahm und wohlschmeckend zu Ende führte.

Nach dem Abendessen bleibt der Prinz noch gern ein Plauderstündchen mit seinen Herren zusammen. Diese Abendstunden stehen mir in besonders freundlichem Gedenken. Die Unterhaltung wechselt; man spricht von hunderterlei. Man tauscht auch Erinnerungen aus an die gemeinsamen Kriegsfahrten im Osten und Westen, an heiße Tage und blutige Gefechte; Anekdotisches mischt sich mit Ernsthaftem, aber im allgemeinen behält doch immer der Humor sein gutes Recht. Der ist deutsches Erbteil, und er geht auch den Soldaten an der Front selten aus.

Spaziergänge im Dorf und in der näheren Umgebung bieten mancherlei Interessantes. Das Dorf ist stark belegt, aber man hat es verstanden, sich behaglich einzurichten. Ein paar Kasinos konnte ich mir ansehen. Die Bauernhäuser wurden ausgebaut, wo es notwendig erschien; hier vermauerte man eine Tür, dort brach man eine neue durch; mit praktischem Blick verbindet sich überall Sinn für Häuslichkeit und ein guter Geschmack, der mit einfachsten Mitteln Erstaunliches zu erzielen versteht. Die rohen Zimmerwände werden mit gefärbter Sackleinewand bespannt, schmale Holzleisten teilen sie in Felder ein, ein Fries zieht sich unterhalb der Decke entlang, den eine künstlerische Hand mit lustigen Sinnbildern geschmückt hat. Auch den Hausrat hat man zumeist erst schaffen müssen; man zimmerte Klubsessel aus Ahornholz, schnitzte Kronen und Leuchter, stellte aus Kisten einen Schreibtisch her und verwandelte eine alte Bank durch darauf genagelte bunte Decken und Kissen in einen schwellenden Diwan. So haben auch die Unteroffiziere und Soldaten sich ihre Kantinen gemütlich einzurichten verstanden. Die ersten Regimenter, die hier einquartiert wurden, legten gewissermaßen den Grund. Sie besetzten die leerstehenden Häuser, fegten den Schmutz hinaus und richteten sich auf ihre Weise ein. Da wurden die Wände frisch gekalkt, die Fußböden ausgemauert, die Decken gestrichen. Dann hieß es: „Schmücke dein Heim." Der Karikaturist der Kompagnie sorgte für Wandgemälde; Girlanden und Kränze aus Tannengrün wurden aufgehängt, man zimmerte wohl auch einen Podest für die Musik und für gelegentliche deklamatorische Aufführungen und zierte ihn mit alten Buntdruckgardinen und legte in einer Ecke eine Laube an, die man mit Bilderbogen auszierte. Nun zogen die Truppen ab, neue kamen in die alten Quartiere und machten sich daran, das vorgefundene Nest noch hübscher auszugestalten. Man weiß ja nie, wie lange man bleibt, und will wenigstens seine Gemütlichkeit haben. Diese Neigung zum Behaglichen ist auch ganz deutsch. Kein Gärtchen vor den Häusern ist verwildert. Die Erde ist rigolt und in Beete geteilt, schon grünt der junge Rasen, und nun wartet man gespannt auf die ersten Frühlingsblumen. Es liegt etwas Rührendes in diesem Sinn für das Anmutige unter dem pfeifenden Odem des Krieges . . .

Wir durchschreiten ein Wäldchen und erklimmen zwischen Eichenheistern und Brombeerknäueln eine kleine Anhöhe. Vor uns steht ein Beobachtungsposten, ein Meßturm der Artillerie. Wir steigen im Innern auf schmalen Treppen und gebrechlichen Leitern empor. Eine Stimme von oben donnert uns zu: „Wer da?" — aber wir können genügende Auskunft geben und stehen nun auf der Spitze. Ein winziges Loch, das gerade Platz für einen Stuhl, für das Fernrohr und den Fernsprecher bietet. Hier haust der Beobachter. Tag und Nacht sitzt ein Mann in diesem luftigen Kämmerchen und meldet jede Bewegung in der feindlichen Linie an seine Kommandostelle. Die Luft ist heute etwas unsichtig, die Ferne dunstig — dennoch erkenne ich durch das Vergrößerungsglas deutlich die Stellung des Gegners, und wenn ich das Glas drehe, taucht vor mir ein Rundblick von kleinen Höhen, Waldtälern, Dörfern, zerschossenen Gehöften auf: die Stätten der letzten Kämpfe. Aus Nebelgrau recken zwei Finger sich in die Höhe: die Türme der Kathedrale von Noyon.

An einem sonnigen Nachmittag fuhr mich der Prinz in seinem Auto nach Noyon. Ein Zug Urlauber begegnete uns. Zwei Plätze im Auto waren noch frei, also wurden zwei Mann aufgeladen. So selige Gesichter habe ich nicht oft gesehen. Es kommt aber auch nicht alle Tage vor, daß ein königlicher Prinz seine Soldaten eigenhändig zum Bahnhof fährt. Man kann mir schon glauben, wenn ich sage, daß er von seinen Leuten unglaublich verehrt wird. Es geht durch die Noyonnais, so nennt man hier die Umgegend der alten Stadt, von der schon Cäsar in seiner Geschichte der gallischen Kriege spricht und in der Calvin geboren wurde. Ein verschlummertes Nest, ein echt französisches Provinzstädtchen. Der Franzose schont es sichtlich, aber den Bahnhof trifft er oft mit seinen Geschossen. Zweimal schon hat man diesen Bahnhof verlegen müssen; man schob ihn immer weiter zurück, nach Chauny zu, in eine Gegend, in die des Feindes Kugeln nicht reichen. Die Kathedrale ist der Stolz Noyons; Pippin der Kleine gründete sie, Karl der Große ließ sie erweitern; was heute steht, mag dem zwölften Jahrhundert entstammen. Ringsum reihen sich spitzgieblige kleine Häuser; altes Trümmerwerk, wohl ein verfallener Klosterbau, lehnt sich an ihre Nordseite, und im Westen schließt der wunderliche Holzbau eines ehemaligen bischöflichen Archivs sich an. Auch das Stadthaus stammt aus besseren Tagen; an seiner zierlich gegliederten Fassade hat man die Statuen von den Sockeln genommen, und so stehen die Nischen leer. Hat man die Kugeln der Deutschen gefürchtet oder die der eigenen Landsleute? — „Und die Deutschen sitzen noch immer in Noyon", pflegt eine



Soldaten beim Hahnenkampfspiel hinter der Front im Westen. Aufnahme des Hofphotographen G. Berger, Potsdam.

große französische Zeitung ihre militärischen Wochenübersichten zu schließen. Vorläufig werden wir da auch wohl sitzen bleiben, und die Noyonaisen haben sich ganz gut in das Unvermeidliche gefügt. Die paar tausend Einwohner sind nicht boshaften Schlages; sie leben von der feindlichen Einquartierung und machen freundliche Gesichter. Deutsche Ansichtskarten kann man in französischen Geschäften kaufen, ein Hôtel de Paris ist in ein „Deutsches Haus" verwandelt worden, und auch hier prangen neben den französischen deutsche Straßennamen. Nur eine kleine Anzahl reicherer Leute hat beim Herannahen der Deutschen die Stadt verlassen. Sie werden ihr Eigentum unberührt wiederfinden, wenn sie heimkehren. Wir besuchten einen Husarenoffizier, der in dem Hause eines Advokaten Quartier gefunden hat. Das muß ein Mann von Kultur sein; er besitzt eine schöne Gemäldegalerie und eine umfangreiche, gut gepflegte Bibliothek in teilweise sehr kostbaren Einbänden. Wie würde es hier aussehen, wenn statt der Deutschen die Russen eingezogen wären! —

An einem sommerlich anmutenden Frühlingstage stiegen wir auf den L.-Berg, auf dem einst Johanna von Orleans ihre Fahne flattern ließ. Das ist auch im Lenz gewesen, und vielleicht brannte damals die Sonne wie heute und tupfte ebenso ihre Goldflecken auf das lichtsprossende Grün der Buchen und Birken. Viel hat man herunterschlagen müssen, aber das Unterholz ist dankbar dafür und reckt sich dem Himmel entgegen. Ein Idyll im Kriege. Wir treffen Soldaten, die zwischen dem Gesträuch und im Dämmer der Schluchten nach wilden Blumen für den Unterstand ihres Hauptmanns suchen. Hier liegen die vorgeschobensten Beobachtungsstationen, doch die nahe Gefahr hat Laune, Geschmack und Stimmung nicht beeinträchtigen können. Haust zwischen diesen lenzgefiederten Bäumen wirklich die „rauhe Soldateska?" Da taucht eine niedliche Laube auf; drüben hat man einen riesigen erratischen Block benutzt, um unter seinem Schutze eine freundliche Veranda zu errichten; hier wieder führt zwischen girlandenumwundenen Eichensäulen eine breite Treppe in den wohnlich eingerichteten Eingangsraum eines Unterstands. Von diesen Unterständen ist viel erzählt worden, manche Feder hat sie beschrieben. Aber alle Bequemlichkeit der Ausstattung verliert ihren Wert, wenn diese unterirdischen Gelässe nicht so angelegt sind, daß sie tatsächlich als „bombensicher" gelten können. Eine starke Betonierung bietet den besten Schutz; leider ist das nötige Material nicht immer zur Stelle, sondern muß oft erst von weit her beschafft werden. Auch ein Riesenfernglas fand ich in einem Unterstande: ein sogenanntes Mastfernrohr, das eine Beobachtung auf weite Fernen ermöglicht. In den Wipfeln der Bäume hängen anscheinende Wildkanzeln, aber es sind keine: es sind gleichfalls Beobachtungsposten, und das mächtige Gerüst, das wie ein fröhlicher Aussichtsturm aus Farngewirr zwischen Buchen, Pappeln und Eichen emporstrebt, dient denselben Zwecken. Dieser ganze heitere Frühlingswald, der auf den ersten Blick wie ein Lusthain erscheint, in dem der Frohsinn sich austoben kann, ist eine kriegerische Anlage geworden.

Wir steigen aufwärts zu einem weiten Platz, der den Mannschaften für ihre sportlichen Übungen und zum Fußballspiel geeignet schien. Ein paar Wochen hindurch war man hier auch unbelästigt, aber eines Tages erschienen feindliche Flieger in der Höhe, und plötzlich sausten Granaten mitten unter die harmlos Spielenden, töteten einen Mann und verwundeten einen zweiten. Die Flieger hatten den Geschossen die Richtung gegeben; noch sieht man die gewaltigen Erdtrichter, die sie gerissen haben, doch über die zackigen Ränder wuchert schon wieder Unkraut, durch das sich weiße Winden schlingen und flinke Eidechsen huschen. Hier stand einmal eine Mühle, und ihre Flügel mögen sich lustig gedreht haben, denn der Ort ist gut gewählt, und wenn der Müller hoch oben aus seinem Fensterchen guckte, mag er eine hübsche Aussicht gehabt haben. Aber diese romantische Mühle war ein bequemer Richtungspunkt für den Feind, und so mußte man sie denn niederlegen. Sie wurde in die Luft gesprengt, und es sind nur Trümmer übrig geblieben, übereinander getürmte Steine, Geröll und Schutt. Doch die Aussicht ist geblieben. Unten breitet die Talsenke sich aus. Das grüne Band der Wiesen und Weiden und das ackerbraune ist von den Unseren Schritt für Schritt erkämpft worden. Die Erde hat viel Blut getrunken. Die Mutter Erde zog das Leben an sich und trägt es nun fruchtbereit neuem Leben entgegen.

Abstieg durch eine schmale Schlucht. Ein Wässerchen sickert über lehmigen Boden. Hie und da haben sich kleine Pfützen gebildet, ölig und metallisch schimmernd. Dann verbreitert sich die Schlucht zu einem gefüllten Blumenkorb. An geschützten Stellen geht der Frühling im Galopp vor, da sprießt überall eine wilde und farbige Flora. Nun quer über ein Wiesenstück, auf dem ein Feldgrauer im Schweiße seines Angesichts einem geflüchteten Gaule nachläuft, zu einem hübschen Gutshof. Der Besitzer war trotz der Einquartierung an seinem Platze geblieben und hatte sich gut mit den Unsern vertragen, bis ihm die Mittel zur weiteren Bewirtschaftung ausgingen und er über ein neutrales Land in das unbesetzte Frankreich zu seinen Verwandten geschafft wurde. Nicht alle Eigentümer haben ohne weiteres Reißaus genommen. In einem Schlößchen in der Nähe hat eine greise Marquise bis heute ausgehalten und empfängt alle Abend nach dem Essen die bei ihr einquartierten Offiziere auf eine halbe Stunde mit der Würde der geborenen Aristokratin. Es soll eine prächtige alte Dame sein, die viel von dem Paris des zweiten Kaiserreichs und von der schönen Eugenie zu erzählen weiß.

Der Gutshof ist gut gehalten. In den Wohnzimmern des Besitzers ist nichts verändert worden. Auf einem Tische stehen noch Bronze- und Silberstücke, die landwirtschaftlichen Preise, die er gelegentlich erhalten hat, und an einer Wand hängt das Bild einer etwas auffallenden Dame, die mir ein Hauptmann lächelnd als die Gattin des Hausherrn vorstellte. Es soll aber Kleopatra sein, und wenn man näher hinschaut, entdeckt man auch die Schlange, die sich die Nilkönigin in einem Augenblick unangebrachter Schwermut an den Busen legte. Aus einem ehemaligen Kuhstall hat man ein hübsches Kasino geschaffen. Alle Stühle sind aus hellem Birkenholz gezimmert, die Tische aus Pappelholz; zu den Kronleuchtern verwendete man Wagenräder und Kuhketten, die mit Tannenreisern umsponnen sind. Der Krieg hat die Phantasie nicht lahm gelegt. Er hat sie noch erfinderischer gemacht.

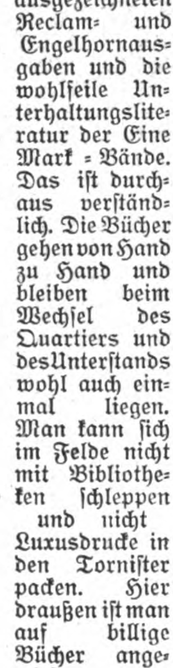
Weiter über Stock und Stein nach dem Dorfe C. Da ist wieder viel zu sehen. Hier liegt u. a. ein großes Sägewerk, das elektrisch betrieben wird; die Baumstämme werden zersägt und zerkleinert, und das Holz wird auf Feldbahnen an die Schützengräben und Unterstände geführt. Eine allgemeine Waschanstalt ist noch im Entstehen; von einem großen Gebäude grüßt uns die Tafel „Soldatenheim". Auch ein Erholungsheim für Genesende ist eingerichtet worden mit Zimmern für leichter Erkrankte und einem Sonnenbad, das natürlich nicht so üppig eingerichtet ist wie im Weißen Hirsch bei Dresden. Es sind einfache Holzpritschen, auf die man sich im Naturzustande ausstrecken kann. Die Heilkraft der Sonne wirkt besonders bei Furunkulose. Im „Regimentshaus" finden wir wieder ein gemütliches Kasino mit den Bildnissen des Kronprinzen und des Prinzen Eitel Friedrich und farbigen Steindrucken von Röchling und Knötel an den Wänden. Eine eingebaute Nische bildet einen Plauderwinkel mit den feldüblichen Holzklubsesseln, und wenn wir die auf dem Tische ausliegenden Zeitungen zur Hand nehmen, sehen wir, daß sie nur zwei Tage alt sind. Die Postverbindung ist also gut.

Am Nachmittag Ausflug nach dem Städtchen B. südlich des Forêt de Bouvresse, über dessen Wipfelmeer der Turm einer alten Abtei herüberwinkt. Ehemalige Klöster stehen noch häufig in der Gegend, aber den malerischen Mönchstrachten von einst begegnet man nicht mehr. Die geistlichen Herren sind meist düstere Erscheinungen; sie haben sich am schwersten in die Notwendigkeit zu finden verstanden. Vor B. auf einem Hügel wieder die unvermeidliche Jeanne d'Arc, hier in Bronze, mit kurzem Rock und mit dem straffen Typus eines hübschen Landmädchens. Auch die ersten lebendigen hübschen Landmädchen sah ich in B., und alle hatten ein freundliches Lächeln auf den Zügen, und das nahm mich sofort für das Städtchen ein und ließ mich das holprige Pflaster und den einsetzenden Regensturm besser ertragen. Wir besichtigten ein Feldlazarett in einem früheren Schulhause, das etwa zwölf Zimmer enthält. Nur ein einziger Schwerkranker befand sich im Hause, an dessen Aufkommen gezweifelt wurde, die übrigen waren leicht verwundet oder litten an Hals- und Darmkatarrhen, an Quetschungen und dergleichen mehr. Alles war blendend sauber gehalten; der Prinz sprach jeden Einzelnen an, erkundigte sich nach dem Ort und der Art der Verwundung und erhielt in vorschriftsmäßigem Dienstton zuweilen die drolligsten Antworten. „Was fehlt Dir denn, mein Sohn?" — „Mir hat einer mit 'm Holzkloben übern Kopp gehauen ..." „Wer denn — ein Feind?" — „Nein, mein bester Freund" ... „Das ist ja eine angenehme Freundschaft. Hast Du Dich nicht gewehrt?" — „Ich wollte gern, aber da war er schon ausgekniffen" ... Dem Manne hatte die Freundschaft ein Loch im Kopfe eingetragen; doch das war zufällig kein edler Teil, und das Loch heilte schon wieder.

In einer „Ferme" am Ausgang von B. liegen Husaren. Wir wandern durch die Ställe und freuen uns, daß die Gäule bei aller Magerkeit des Futters in gutem Zustande sind. Die meisten hätten schon ausgezeichnet werden können, wenn es für Pferde so etwas gäbe; sie haben den ganzen Feldzug hinter sich, haben im Herbst 1914 im Westen unter Feuer gestanden und im Frühjahr 1915 im Osten die Kosaken kennen gelernt, ehe sie von neuem nach Frankreich kamen. Ein paar verwundet gewesene sind längst wieder geheilt, nur die Räude hat hie und da noch ihre Tupfen auf dem Fell zurückgelassen; aber selbst dieser Schönheitsfehler

vergeht wieder. Stramm wie die Gäule sind auch ihre Reiter geblieben. Es ist eine Freude, diese flinken Husaren zu sehen, hübsche Jungen mit frischen Gesichtern und dicken Backen. Not leiden sie derzeit nicht. — Zurück durch das Städtchen. Eine Feldbuchhandlung hält uns auf. Die buchhändlerische Organisation im Etappen- und Besetzungsgebiet ist so glänzend wie die militärische. Ich hörte, man klage in Buchhändlerkreisen darüber, daß die Einrichtung zum größten Teile Verlegern übergeben worden sei, statt den großen Sortimentern. Das ist eine Sache für sich. Aber die Trefflichkeit der Organisation ist gar nicht zu leugnen. Ich habe Dutzende von Feldbuchhandlungen besuchen können. In den größeren Städten unterscheiden sie sich in nichts von unseren üblichen Sortimentshandlungen; man findet da alles, auch teurere Werke wissenschaftlicher Natur, während an den kleineren Orten der vordersten Front natürlich die billigere Ware vorherrscht, vor allem die ausgezeichneten Reclam- und Engelhornausgaben und die wohlfeile Unterhaltungsliteratur der Eine Mark-Bände. Das ist durchaus verständlich. Die Bücher gehen von Hand zu Hand und bleiben beim Wechsel des Quartiers und des Unterstands wohl auch einmal liegen. Man kann sich im Felde nicht mit Bibliotheken schleppen und nicht Luxusdrucke in den Tornister packen. Hier draußen ist man auf billige Bücher angewiesen.





Deutsche Feldbuchhandlung in einer französischen Stadt.

Englands Achillesferse. Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann.

Die Gefangennahme des vielgenannten Irenführers Sir Roger Casement und die Erhebung der Iren in Dublin — die die Engländer völlig unterdrückt haben wollen, wer weiß aber auf wie lange — haben mit einem Schlage die Aufmerksamkeit der Welt von dem eben alle Gemüter beschäftigenden Streite des Präsidenten Wilson mit Deutschland abgelenkt. Irland die „Insel der Heiligen", das „grüne Eiland", dessen geistliche Sendboten vor mehr als tausend Jahren einen so bedeutenden Anteil an der Bekehrung der alten Germanen zum Christentum gehabt haben, ist in den Vordergrund getreten. Eben noch träumten viele Briten davon, nunmehr am Ziele ihrer langen Bemühungen glücklich angelangt zu sein und Deutschland, nachdem sie ihm die wichtige Waffe gegen ihre Seetyrannei aus der Hand geschlagen, bald auf die Knie zwingen zu können, da bricht an ihrem eignen Leibe ein altes bösartiges Geschwür zu einem Zeitpunkte wieder auf, wo sie es am wenigsten erwarteten. — Man weiß in Deutschland sehr wenig von Irland und hat selbst in den gebildeten Kreisen bisher den Klagen und Wünschen der Iren recht verständnis- und teilnahmslos gegenüber gestanden. Nur wenige Vergnügungsreisende verirrten sich ja nach der sehr regenreichen, dünnbevölkerten und stark in der Entwicklung zurückgebliebenen „grünen Insel". Sie begnügten sich, die idyllischen Seeen von Killarney, die merkwürdigen Klippen der Nordostküste, und die Städte Belfast und Dublin zu besuchen oder das dünnbevölkerte Innere im Auto zu durchreisen und kamen gewöhnlich mit Klagen über die Ärmlichkeit und den Schmutz der Bevölkerung sowie die Mangelhaftigkeit der Unterkunfts- und Verpflegungsstätten zurück. Gläubig wurde daher hingenommen, was englischerseits an Erzählungen von der Faulheit, Verkommenheit und ewigen Unzufriedenheit der Iren verbreitet ist. Für den hartnäckigen Kampf der Abgeordneten Irlands im englischen Parlamente hatte man in der Welt so wenig Verständnis wie für die Bestrebungen der zahlreichen Iren in den Vereinigten Staaten, die sich doch nie dazu hergegeben haben, ihr bedrängtes Vaterland zu verleugnen und seine Feinde zu unterstützen. Für Polen und Griechen, Armenier und Buren haben sich in Deutschland Millionen begeistert, die Gewaltpolitik Englands gegenüber Irland aber hielt man fast allgemein für berechtigt. Man kannte eben die wahre Sachlage nicht. England hatte dafür gesorgt, daß den Iren in der Welt nicht ähnliche Freunde und Fürsprecher erwuchsen wie andern bedrängten Völkern.

Der jetzige Krieg wird hierin einen gründlichen Umschwung zur Folge haben. So lange das deutsche Volk sich nicht Sicherheit für sein Leben und Eigentum in Europa und Freiheit für Handel und Schiffahrt auf dem Weltmeer errungen hat, so lange wird auch die irische Frage nicht mehr zur Ruhe kommen. Was den Bemühungen Sir Roger Casements und seiner Freunde nicht gelungen ist, das haben nun Asquith und Wilson erreicht. In Deutschland ist das Verständnis für die Beschwerden der Iren und für die Bedeutung ihrer Insel erwacht. Damit dürfte eine neue Zeit für letztere anbrechen. Vielleicht glückt deutscher Tapferkeit und deutscher Beharrlichkeit, was Ludwig XIV. und Napoleon I., die als erste die Wichtigkeit Irlands beim Kampfe gegen England erkannt haben, nicht zu erreichen vermochten. Den wenigsten Deutschen ist heutzutage bewußt, welche Anstrengungen seinerzeit Ludwig XIV. gemacht hat, um den Briten Irland zu entwinden. Wie einige Jahrzehnte zuvor die Spanier beim Kampfe gegen die Königin Elisabeth, hat er sehr beträchtliche Opfer an Menschen und Geld gebracht, um es Jacob II. zu ermöglichen, sich nach seiner Vertreibung aus England in Irland zu behaupten. Ein beträchtlicher Teil von Macaulays englischer Geschichte ist der Schilderung dieses Krieges in Irland gewidmet. Ein politischer Kopf ersten Ranges wie Montesquieu hat es als einen der größten Fehler des Sonnenkönigs bezeichnet, daß er nicht viel kräftigere Anstrengungen gemacht hat. Irland den Briten damals zu entwinden. Napoleon I. entging ebensowenig die Wichtigkeit der Herrschaft über die zwischen dem Weltmeer und England liegende Insel bei Kriegen gegen die Briten. Mehr als einmal hat er einen Zug nach der Insel geplant, und damit größten Schrecken in England erregt. Als er der Gefangenschaft in Elba entronnen war, erwartete man in London mit Bestimmtheit einen Angriff auf Irland. Der irische Staatssekretär schrieb damals: „Ich bin überzeugt, daß Bonaparte, wenn er wieder zur Macht gelangt, nicht nochmals Irland übersehen wird." — „Das ganze Königreich Irland befindet sich in einem derartigen Zustand sorgfältig vorbereiteten Hochverrats, daß nur noch ein einziger Funke notwendig ist, um die Rebellion zum offenen Ausbruch zu bringen." Daß Napoleon diesen Plan nicht zur Ausführung gebracht und England statt dessen auf andern Feldern niederzuringen versucht hat, war, wie Napoleon selbst erkannt hat, sein verhängnisvollster Fehler. Er hat in St. Helena eines Tages erklärt: „Wäre ich nach Irland gegangen, statt nach Aegypten, so wäre das englische Weltreich zu Ende gewesen!"

Die große Wichtigkeit Irlands für die Briten beruht nicht allein in seiner geographischen Lage, sondern auch in seiner Eigenschaft als Quelle von Menschen und landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Es ist wenig bekannt, daß der Handel Englands mit Irland den mit Frankreich übersteigt und dem mit den Vereinigten Staaten und Deutschland nahe gekommen ist. Im Jahre 1913 hatte der Warenaustausch Englands mit

Irland einen Wert von 2 814 000 000 Mark gegenüber einem solchen von 2 824 000 000 mit Deutschland und von 1 746 000 000 mit Frankreich. Nach den Schätzungen Sachkundiger hat England im Laufe von hundert Jahren etwa zwei Millionen Soldaten und Matrosen aus Irland bezogen und seinen Bauern an Abgaben nicht weniger als sechseinehalbe Milliarde Mark abgenommen! Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die Bevölkerung Irlands seit 1841 von 8 175 000 Köpfen auf 4 390 000 zurückgegangen ist und Hungersnöte auf der grünen Insel zu den ständigen Erscheinungen gehören. — Die britischen Machthaber betrachteten Irland von altersher nicht anders als Indien. Der Besitz beider Länder ist für sie unter den verschiedensten Gesichtspunkten eine unbedingte Notwendigkeit. Sie behandeln sie deshalb nicht als Teile des eignen Landes, sondern als unterworfene, lediglich von militärischen und politischen Gesichtspunkten aus zu beurteilende Gebiete, wie das schon 1689 Richard Fox in seiner Geschichte Irlands offen ausgesprochen hat. „Wer die Lage, Häfen, die Fruchtbarkeit und andern Vorzüge Irlands in Erwägung zieht, wird begreifen, daß es um jeden Preis unter Englands Herrschaft gehalten werden muß. Käme es in feindliche Hände, so würde es England unmöglich sein zu gedeihen und vielleicht unmöglich überhaupt zu bestehen. Zum Beweise genügt es auf die Tatsache hinzuweisen, daß Irland auf dem Welthandelswege liegt, und daß alle nach Osten, Westen und Süden segelnden Schiffe den Wettkampf mit Brest und Baltimore aufnehmen müssen. Würde nur die Ausfuhr der irischen Wolle erlaubt, möchte ich hinzufügen, so wäre die englische Weberei bald ruiniert".

Nur wenn man sich diese Sachlage vor Augen hält, kann man die Eifersucht begreifen, mit der England Jahrhunderte lang alle Fremden von Irland fernzuhalten versucht hat, und die Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit, die von jeher sein Verhalten zu den Iren kennzeichneten. Schon zu den Zeiten Friedrichs von Hohenstaufen erblickte Eduard III. in einer Reise des aus Irland stammenden kaiserlichen Kanzlers nach seiner Heimat eine Rücksichtslosigkeit. Als drei deutsche Ritter 1572 mit amtlichen Empfehlungen Irland besuchten, wurde dem Vizekönig von London aus vertraulich nahe gelegt, tunlichst zu verhindern, daß sie mehr als Dublin zu sehen bekämen! In Irland war eben damals wie vorher und später so viel vor fremden Augen zu verbergen, daß es eigentlich unbegreiflich ist, daß die Welt, die sonst überall Mißständen auf die Spur kommt, sich so viele Jahrhunderte hindurch über die englische Gewaltherrschaft in Irland täuschen lassen konnte. Von 1155 an, wo ein römischer Papst den Engländern das Eigentum über die unabhängige Insel in derselben Weise eingeräumt hat, wie einige Jahrhunderte später Alexander VI. die Welt zwischen Spanien und Portugal teilte, haben die Herrscher Englands kein Mittel gescheut, um Irlands festen Besitz sich zu sichern. Feuer und Schwert, Gift, Dolch, Kerker und Galgen sind von ihnen zahllose Male gebraucht worden. Lord Salisburys Ahnherr, Elisabeths Vertrauter, Cecil, wollte den irischen Nationalhelden O'Neill durch eine vergiftete Hostie aus dem Wege schaffen und ließ den großen Maccarthy durch Gift beseitigen. Mit Zustimmung der Königin suchte er auch den jungen Grafen Desmond vergiften zu lassen. Kann es da Wunder nehmen, wenn damals ein Ire an König Philipp II. von Spanien schrieb: „Die Herrschaft der Engländer ist ärger als die Pharaos. Sie sind nicht mit allen Schätzen zufrieden, sondern dürsten aus Grausamkeit nach unserm Blute und unserer gänzlichen Vernichtung . . . Nero stand einst an Grausamkeit hinter der Königin zurück!" Irlands Geschichte seit der ersten Eroberung durch England im zwölften Jahrhundert ist daher eine ununterbrochene Folge von Gewalttaten, Mißbräuchen, Erpressungen der Eroberer und Bildern des Elends der eingesessenen Bevölkerung, die sich etwa alle hundert Jahre zu einer gewaltsamen Erhebung aufraffte. Ende des sechszehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hatte England jedesmal Jahre hindurch zu kämpfen, um aufständischer Bewegungen in Irland Herr zu werden, die einmal von Spanien, zweimal von Frankreich unterstützt worden sind. Im neunzehnten Jahrhundert ist Irland überhaupt niemals dauernd zur Ruhe gekommen. Die vielen Millionen von Iren, die allmählich nach den Vereinigten Staaten übergesiedelt waren, haben ununterbrochen ihre unterdrückten Brüder zu Hause mit Geld und Waffen versorgt und zu immer neuen Erhebungen in den Stand gesetzt. Mit ihrer Hilfe vermochte zunächst der Irenführer O'Connel England 1829 zur Aufhebung der die Rechte der Katholiken beschränkenden Gesetze zu nötigen. Vierzig Jahre später erzwangen die Iren nach neuen langen Kämpfen die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in Irland, im Jahre darauf einen gewissen Schutz der irischen Pächter gegen ihre englischen Grundherren. Unter Parnells fähiger Führung im englischen Parlamente begannen dann die Iren Rückgabe des einstmals von England konfiszierten Landes an die Iren und Regierung durch ein eigenes Parlament zu verlangen.

Die Engländer widersetzten sich diesen Forderungen mit allen denkbaren Mitteln. Die Iren antworteten mit Gewalttaten und Morden in ihrer Heimat und hartnäckigem Widerstande im englischen Unterhause. Es begann die Zeit der vielstündigen Dauerreden und zahllosen, immer neuen irischen Anträge, die allmählich eine geordnete Erledigung der Geschäfte unmöglich machten. Da die großen englischen Parteien im Parlamente einander ziemlich die Wage hielten, wurde es den Liberalen bald ebenso unmöglich wie den Tories die Regierung ohne Unterstützung der Iren zu behaupten, die bei Abstimmungen den Ausschlag gaben. Die Lage wurde damit in England allmählich unerträglich. Es blieb den Staatsleitern nichts übrig, als auf irgend eine Weise der irischen Schwierigkeit Herr zu werden. Zunächst wurde versucht, Parnell unschädlich zu machen. Die „Times" veröffentlichte 1888 eine Anzahl Briefe, die beweisen sollten, daß Parnell in den Mord hoher Beamter in Dublin 1882 verwickelt gewesen sei. Aber Parnell gelang es nachzuweisen, daß die „Times" sich gefälschter Aktenstücke bedient hatte. Das Blatt wurde zu einer sehr hohen Geldstrafe verurteilt und stark in seinem Ansehen geschädigt. Gladstone mußte sich entschließen, die Verleihung einer eignen Verwaltung an Irland ins Auge zu fassen. Damit aber wurde Englands seit Jahrhunderten streng durchgeführte Zwangspolitik gegenüber Irland aufgegeben und nicht nur das Interesse aller an der Ausbeutung der Insel beteiligten englischen Adelsfamilien schwer bedroht, sondern auch Englands Weltstellung bedenklich gefährdet. Kein Wunder, wenn sich lauter Widerspruch in England und auch in den Kreisen der sich bedroht fühlenden englischen Kolonie in Nordirland, Ulster, regte und Gladstone gestürzt wurde.

Die irische Frage trat von da an in England in den unmittelbaren Vordergrund und hat Englands gesamte Politik tiefgreifend beeinflußt. Nach langem Widerstand mußte das englische Parlament sich entschließen, den Iren Selbstregierung zu bewilligen, obwohl die Bewohner Ulsters mit gewaltsamem Widerstand gegen die Durchführung des Gesetzes drohten. Im Herbste 1914 hat die englische Regierung der Bill ihre Zustimmung erteilt, wenn sie auch ihre Ausführung bis nach Beendigung des Krieges vertagt hat. — Es fehlt nicht an Stimmen, die in der irischen Verlegenheit eine der Hauptursachen für Englands Eintritt in den Weltkrieg erblicken. Mr. Asquith und Genossen hofften damit aus der Verlegenheit herauszukommen und gleichzeitig einen neuen Kampf in Irland zu vermeiden, der zwischen den Iren und den Ulstermännern sehr ernstlich drohte. Vor allem gewannen sie Zeit. Während des Kriegs, der von ihrer Seite vorwiegend mit irischen Soldaten geführt werden sollte, dachten sie auch wohl eine solche Schwächung Irlands zu erreichen, daß es wieder für längere Zeit sich mit der englischen Zwangsherrschaft abfinden würde.

Sollte England, was freilich nicht zu erwarten ist, nicht nur ohne ernstliche Verluste, sondern sogar noch mit erhöhtem Ansehen aus dem Kriege hervorgehen, so würde Mr. Asquiths Rechnung wohl stimmen. Irland käme dann für die nächsten Jahrzehnte in eine noch abhängigere Stellung als bisher, und von einer Durchführung der im Jahre 1914 bewilligten Selbstregierung würde so bald wohl nicht die Rede sein. Darüber sind sich weitblickendere Iren nicht im Zweifel. Der so lange im englischen Staatsdienste tätig gewesene und in die Mittel und Wege der britischen Politik genau eingeweihte Sir Roger Casement schrieb daher schon am 1. September 1914 in New York: „In diesem Kriege kämpft Deutschland nicht allein für seinen eignen Bestand, sondern auch für die Freiheit des Weltmeers und, im Falle seines Sieges, für die Freiheit Irlands. In diesem Kriege hat Irland nur einen Feind. Möge daher jedes irische Herz, jede irische Hand, jede irische Börse mit Deutschland gehen!... Ein deutscher Seesieg wäre die Totenglocke für Englands Meertyrannei, er wäre die Totenglocke für Englands Herrschaft in Irland!" Die Iren in den Vereinigten Staaten sollen, verschiedenen Nachrichten zufolge, größtenteils Casements Auffassung teilen. Wie weit man in Irland selbst in den irischen Kreisen ihre Richtigkeit erkannt hat, läßt sich heutzutage natürlich nicht beurteilen. Die heutige bewaffnete Erhebung beweist jedenfalls, daß die Mehrheit der Iren ihren alten Wünschen und Zielen treu geblieben ist und nicht hinter den irischen Vertretern im Parlamente steht, die ihren Frieden mit England gemacht haben. Ob freilich die Iren imstande sein werden, nach dem ersten Mißerfolg dennoch ihr Ziel zu erreichen, entzieht sich einstweilen jeder Beurteilung im Auslande. — Zusammen mit der schweren Niederlage der englischen Macht in Mesopotamien, die sicherlich nicht ohne Folgen für die Entwicklung im fernern Orient bleiben wird, ist jedenfalls das neue Aufbrechen der irischen Wunde für England im gegenwärtigen Augenblicke höchst unangenehm. Schon weiß es nicht, wo es die Truppen für die verschiedenen, weitentlegenen Kriegsschauplätze und für die Verteidigung Englands gegen Luftangriffe hernehmen soll. Und in diesem Augenblicke muß es jetzt noch Tausende nach Irland werfen und mit Gehorsamsverweigerung seiner irischen Streitkräfte rechnen!

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

4. Mai 1916: Zwischen Armentières und Arras rege Gefechtstätigkeit; bei Lens, Souchez und Neuville Minenkämpfe. Im Maasgebiete heftiges Artilleriefeuer; Angriffe auf »Toter Mann« abgewiesen. — Gefechte am Tolmeiner Brückenkopf, bei Flitsch und an der Kärntner Front. Italienisches Luftschiff bei Görz abgeschossen; Ravenna mit Luftbomben belegt. — Marineluftschiffe greifen den mittleren und nördlichen Teil der englischen Ostküste an. — Im Monat April sind 96 feindliche Handelsschiffe mit 225000 Brutto-Registertonnen vernichtet.

5. Mai: Kämpfe zwischen Armentières und Arras sowie bei Givenchy en Gohelle. Links der Maas Fortschritte bei Avocourt und Haucourt; Angriff auf »Toter Mann« abgewiesen. — Im Luftkrieg sind an der Westfront im April 26 feindliche Flugzeuge durch unsere Kampfflieger abgeschossen, 9 erbeutet und 10 durch Abwehrkanonen vernichtet, zusammen 45; unsere eigenen Verluste belaufen sich auf 22 Flugzeuge.

6. Mai: Gefechte bei Armentières, Givenchy en Gohelle und Vienne le Château (Argonnen); Erfolge südöstlich Haucourt. Viele französische Fesselballons rissen sich im Sturm los; mehr als 15 sind in unseren Linien geborgen. — Deutsches Luftschiff bei Saloniki verloren. — Kämpfe am Rombon und bei Lusern (Hochfläche von Lafraun).

7. Mai: Heftige Artilleriekämpfe auf den Maashöhen. — Russische Torpedoboote beschießen die Nordostküste von Kurland zwischen Rojen und Markgrafen. — Unser Luftschiff »L 7« westsüdwestlich von Horns Riff bei Jütland vernichtet. Das englische Unterseeboot »E 31« zum Sinken gebracht.

8. Mai: Das ganze Grabensystem am Nordhang der Höhe 304 erstürmt und unsere Linie bis auf die Höhe selbst vorgeschoben. Gefechte am Westhang des »Toten Mannes« und bei Thiaumont. — Kämpfe am Görzer Brückenkopf, bei San Martino, San Michele und bei Riva.

9. Mai: Fortschritte südlich des Termitenhügels (Haucourt); Angriffe auf Höhe 403 und beim Thiaumont-Gehöft abgewiesen. — Englischer Zerstörer durch unsere Torpedoboote schwer beschädigt. — Heftige Kämpfe auf der Straße Fieri—Walona.

10. Mai: Gefecht in den Argonnen; Erfolge südlich der Höhe 304. — Südlich Garbunowka (westlich Dünaburg) russischer Vorstoß abgewiesen. — Vergebliche Angriffe auf San Martino.

11. Mai: Luftangriff auf Dünkirchen und Adinkerke. Angriffe auf »Toten Mann« und Höhe 304 abgeschlagen. Gefechte im Camardwalde und Caillettewalde. — Nördlich des Bahnhofs Selburg 500 m feindlichen Graben erstürmt. — Erhöhte Artillerietätigkeit zwischen Peutelstein und Buchenstein.

12. Mai: Südöstlich des Hohenzollernwerkes bei Hulluch mehrere Linien der englischen Stellung erstürmt. Bei »Fille Morte« (Argonnen) scheiterte ein Angriff der Franzosen. — Bahnhof Horodzieja an der Linie Kraschin—Minsk mit Luftbomben belegt. — Angriffe auf den Mrzli Vrh abgewiesen.

13. Mai: Westlich der Maas Kämpfe bei Avocourt, Malancourt und südwestlich des »Toten Mannes«; östlich der Maas Angriffe am Steinbruch beim Ablainwalde zurückgewiesen. — Neue Kämpfe nördlich des Bahnhofs Selburg. — Am Nordhang des Monte San Michele mehrere Angriffe abgeschlagen.

14. Mai: Gefechte am Ploegsteertwalde (nördlich Armentières) und Givenchy en Gohelle; Angriff auf Höhe 304 abgeschlagen. — Auf der Hochfläche von Doberdo heftige Handgranatenangriffe. — Walona mit Luftbomben belegt.

15. Mai: Vergebliche Angriffe bei Hulluch sowie am Westhange des »Toten Mannes« und beim Caillettewalde. — Luftangriff auf Monfalcone und Cervignano. Fortschritte bei San Martino und nördlich des Tolmeiner Brückenkopfes.

16. Mai: Feindliche Unternehmungen auf dem westlichen Maasufer gegen Höhe 304 und nördlich Vaux les Palmeix (südwestlich Combres) abgewiesen. — Siegreiche Gefechte östlich Monfalcone und westlich San Martino. In Südtirol die ersten feindlichen Stellungen auf dem Armenterra-Rücken (südlich des Suganer Tales), auf der Hochfläche von Vielgereuth nördlich des Terragnolotales und südlich von Rovreit genommen: 65 Offiziere und 2500 Mann gefangen.

Um Verdun.

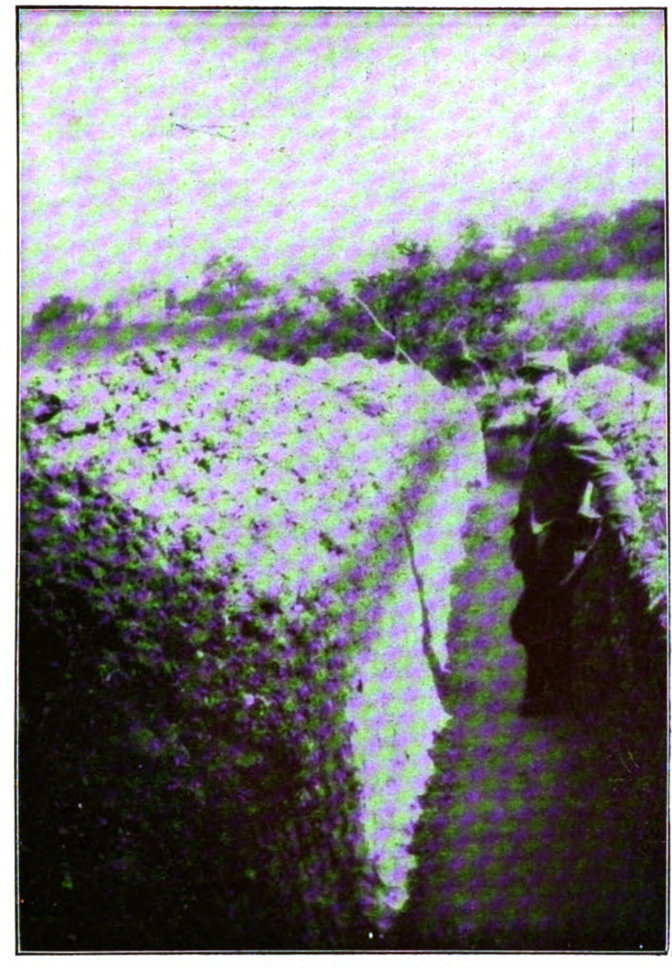
Seit Monaten toben nun schon erbitterte Kämpfe um Verdun. Die Franzosen haben begriffen, daß mit diesem Eckpfeiler ihrer großen Verteidigungslinie für sie alles auf dem Spiele steht, und werfen besinnungslos ihre Reserven an die bedrohten Stellen. Die deutsche Heeresverwaltung hat nach den Gefangenen, die ständig eingebracht werden, feststellen können, daß von unseren Feinden nach einander 51 Divisionen ins Feuer geschickt worden sind, reichlich das Doppelte von dem, was wir an Truppen dort eingesetzt haben.

Im Osten der Maas halten wir nach wie vor das in glänzendem Ansturm überwältigte Fort Douaumont und das Gelände beiderseits des Gehöftes Thiaumont gegen alle französischen Angriffe; und das Panzerfort Vaux, das schon einmal für kurze Zeit in unseren Händen war, aber der französischen Übermacht gegenüber nicht behauptet werden konnte, wird unaufhörlich von unseren schweren Mörsern beschossen. Bei der furchtbaren Wirkung der Geschosse wird von den Befestigungen bald nicht mehr viel übrig sein. Im Westen der Maas aber tragen unsere tapferen Soldaten den Angriff immer näher an die dort liegenden Befestigungen heran. Zwar langsam sind hier die Fortschritte, aber sicher. In den letzten Tagen wurde trotz hartnäckiger Gegenwehr und wütender Gegenstöße des Feindes die lange umkämpfte Höhe 304 erstürmt. Ein herrlicher Erfolg, der auch wieder einmal eine größere Anzahl von Gefangenen einbrachte.

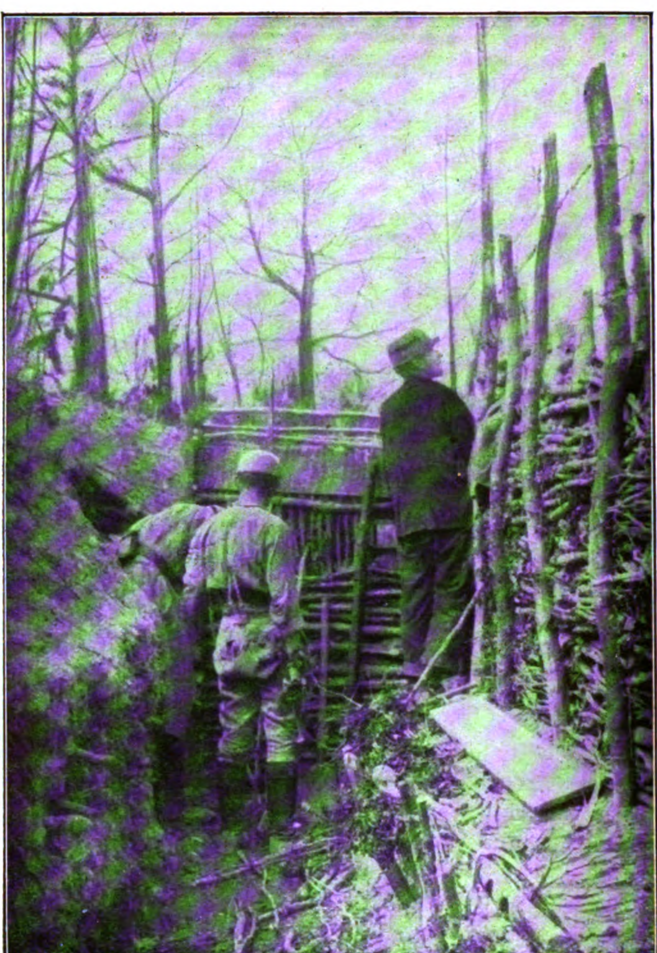
In einem der eroberten Schützengräben fanden sich eine ganze Sammlung von französischen Aufnahmen, die von unseren Lesern mit Interesse werden betrachtet werden.



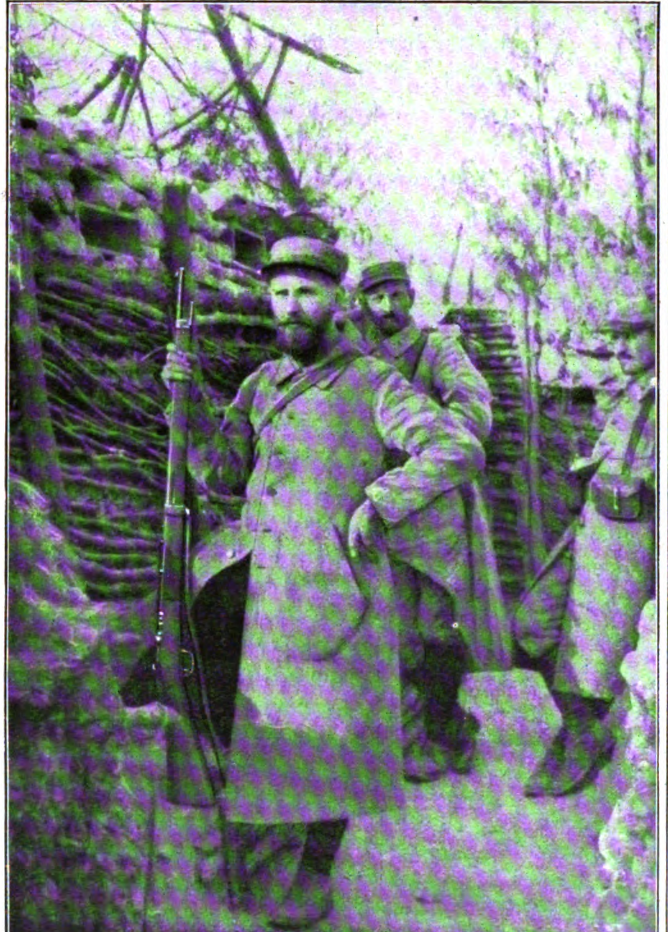
Französische Gefangene aus den Kämpfen vor Verdun.



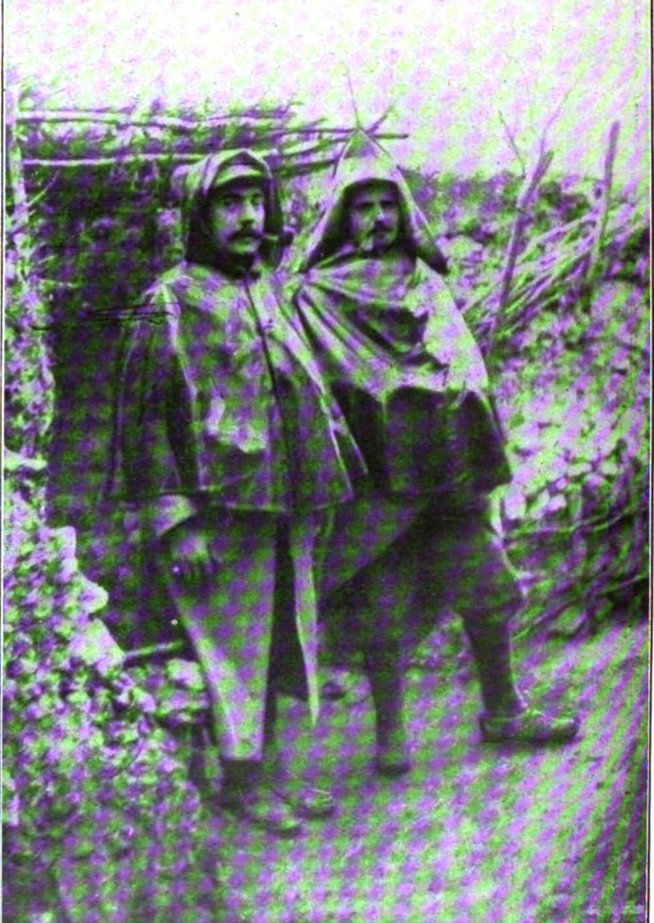
Vorgeschobene französische Sappe in der Woëvre-Ebene.



Ausbessern eines französischen Grabens an der Maas.



Französischer Beobachtungsposten an der Maas.



Französische Infanteristen in Wasserschutzmänteln.

Bilder aus den Kämpfen bei Verdun, gefunden in einem französischen Schützengraben.

Ein Jahr italienischer Operationen.

Am 4. Mai 1915 kündigte Italien den Dreibundvertrag, von dem es bisher allein gelebt hatte. Am 21. Mai erklärte die Regierung den Kriegszustand in Italien, und der Präsident Manfredi schloß die Sitzung des Senats mit den Worten: „Italien kennt die Schmach, die es zu rächen gilt, es kennt den Ruf der unerlösten Gebiete; es steht, auf welcher Seite für das Recht und die Zivilisation gekämpft wird und wünscht, daß sich der Senat mit dem Lande vereinige, um den Sieg zu verklären."

Diese Verklärung ist uns Italien schuldig geblieben. Der Sieg wandelte sich in eine der größten Bloßstellungen der Kriegsgeschichte aller Zeiten.

Italien, das von den Instinkten „der Straße" sich leiten ließ und mit seiner Kriegserklärung an Österreich einer der größten Unwahrhaftigkeiten der Jahrhunderte sich schuldig machte, meineidig und wie ein Apache handelte, ist heute schon furchtbar bestraft. Seine Jugend liegt begraben, seine weniger rücksichtsvollen gegenwärtigen Freunde verachten es im geheimen; denn, mag Frankreich auch unser Feind sein, heilige Verträge hätte es nie gebrochen. Und selbst England, dessen äußere Politik in ihrer Unsittlichkeit in einem merkwürdigen Gegensatz zum Anstand des gebildeten Engländers steht, wäre niemals einer so bettlerhaften Gemeinheit fähig gewesen, von Rußland ganz zu schweigen.

Zum kriegerischen Herold Italiens wurde ein Weiberknecht: Gabriele d'Annunzio. Von ihm gesegnet, zog die Armee in das Feld.

Sofort machte sich vollendete Unfähigkeit in der Kriegführung geltend. Die Österreicher hatten fast zu wenig Truppen am Isonzo und in den Alpen zurückgelassen. Ein kühner Angriff der Italiener, gleich in den ersten Tagen des Krieges, hätte sie in den Besitz der Isonzolinie bringen können. Ein Vergleich mit unseren deutschen „Gewittersturmoperationen" in Belgien liegt nahe und spricht Bände! In Deutschland Kühnheit, Kraft, Organisation und schweigendes Schaffen — in Italien Verzagtheit, Schwäche, Unordnung, aber pathetisches Geschrei.

Bis die Italiener dann endlich Ernst machten, waren die Österreicher für diesen Feind stark genug. Die Gelegenheit, politisch mit höchster Gemeinheit vorbereitet, allerdings auch auf politischem Gebiet zu spät ergriffen, war militärisch schon vor dem ersten Schuß versäumt.

Die sofortige Besetzung Valonas dagegen war eine überstürzte Unklugheit der Italiener. Sie entfremdete Griechenland dem Vierverband.

Erst um den 9. Juni ging die italienische erste Armee (Herzog von Aosta) und nördlich von ihr die zweite Armee (General Frugoni) gegen die Isonzolinie vor. Ihre Vortruppen rannten auf die längst fertigen, befestigten Linien der Österreicher. Diese hatten den Oberbefehl über die Truppen gegen Italien dem bei der Armee sehr beliebten Erzherzog Eugen übertragen, der zwei große Verteidigungsabschnitte bildete. Er gab den Befehl in Tirol dem General von Dankl, den am Isonzo dem General Svetozar Boroevic von Boyna. Dankl kannte Tirol wie seine Tasche, und Boroevic, der am Duklapaß die ganze Zähigkeit seines Willens gezeigt hatte, war der rechte Mann für die gefährlichste Stelle der Monarchie.

Von Juni 1915 bis zum Jahresende haben die Italiener in vier großen Angriffen versucht, die Isonzostellung der Österreicher zu durchbrechen. Nebenbei versuchten sie es dann hin und wieder auch gegen die Tiroler Front. Gleicher Mißerfolg überall. Diese vier Stürme gegen den Isonzo, denen sich 1916 noch ein fünfter anschloß, nennt man die Isonzoschlachten.

Die erste Isonzoschlacht begann am 30. Juni, nachdem bis dahin schon sehr ernste Vortruppenkämpfe stattgefunden hatten, mit einem Angriff von vier italienischen Divisionen gegen die von den Österreichern gehaltenen Höhen östlich Monfalcone. Der Angriff scheiterte völlig und wurde am 1. Juli ebenso ergebnislos wiederholt. Am 2. Juli verlegten die Italiener, wohl in der Meinung, daß die Österreicher alle ihre Reserven an den Südflügel geschoben hätten, die Hauptangriffsrichtung gegen Görz. Auch dieser italienische Angriff brachte keinen Erfolg. Am 3. Juli erweiterte sich die italienische Angriffsfront auf die ganze Strecke von Görz nach Süden bis an das Meer. Am 5. Juli endlich griff auch die dritte italienische Armee ein, und alles setzte zum Sturm an, der unter furchtbaren Verlusten abgewiesen wurde.

Eine augenblickliche Erschöpfung ließ die Kampfhandlung der Italiener für die nächsten vierzehn Tage ruhen. Kleinere Unternehmungen mit örtlichen Zwecken und Artilleriekämpfe füllten diese Pause aus.

Erst am 18. Juli entbrennt dann die zweite Isonzoschlacht. Schon am frühen Morgen eröffnet die italienische Artillerie aus allen Kalibern ein riesiges Feuer gegen die österreichischen Stellungen von Görz an südwärts. Darauf beginnt der Sturm der Infanterie. Den ganzen Tag über wird aufs heftigste gekämpft, Messer und Faust der Dalmatiner wüten unter den verhaßten Welschen. Wahrlich, diesen Treubrüchigen gegenüber bedarf es keines ermunternden Wortes der kaiserlichen Offiziere. Der Haß glüht jedem Isonzoverteidiger aus den Augen. Über Nacht wird an einzelnen Stellen gekämpft, und am Morgen des 19. beginnt der große Kampf wieder allenthalben. Geradenwegs auf Podgora—Görz stürmt die elfte italienische Division, gegen die Hochebene rasen ungezählte Massen italienischer Infanterie. Bei Sdraussina, Polazzo, Redipuglia, Vermegliasso liegen ihre Gräber.

Aber ungeschwächt tobt die Schlacht am 20. weiter. Heute gelingt es den Italienern, am Monte San Michele sich festzusetzen; aber schon am 21. treibt sie ein österreichischer Gegenangriff aus den genommenen Stellungen.

Am 22. versucht der Angreifer sein Heil mit Trommelfeuer der Artillerie, und erst nachts setzt er zum Sturm an. Ein Menschenopfer sondergleichen. Bei Podgora greifen zehn Infanterieregimenter (30 000 Mann) nacheinander an. Sie werden vernichtet. An vielen Stellen kommt es zum Handgemenge, zu furchtbarem Würgen in den Gräben, zu nächtlichen Szenen wildester Kampfgier.

Bis Plava und Tolmein hinauf „tut" die italienische Artillerie „mit".

Der italienische Angriff erstickt im dampfenden Blute. Die Söhne Italiens sterben zu Tausenden, gehorsam dem Gebot des Pöbels.

Am 25. Juli ein neues todeskampfartiges Aufflackern des italienischen Angriffes! Dann ist auch diese Schlacht ohne jeden Erfolg, aber mit entsetzlichen Verlusten zu Ende.

Mitte Juni begannen in den Alpen die Patrouillenkämpfe. Es würde uns zu weit führen, die einzelnen Gefechte hier auch nur zu nennen. Zudem waren die Alpen italienischer Nebenkriegsschauplatz, wenigstens dem Grundgedanken nach. Es läßt sich heute natürlich noch nicht mit Bestimmtheit feststellen, inwiefern die Italiener den Fehler gemacht haben, zu viel Kräfte auf diesem Nebenkriegsschauplatz einzusetzen. Es scheint, daß sie manchmal, vor allem nachdem eine gewisse Verzweiflung über die andauernden Mißerfolge am Isonzo bei ihnen eintrat, den ernstlichen Versuch machten, hier in den Alpen einen größeren Angriff einzuleiten. Das mußte von vornherein als eine Art Entsagung aufgefaßt werden.

Niemand greift Österreich durch Tirol an, wo tausend Mittel die schrittweise Verteidigung erleichtern, wenn er über den Isonzo angreifen kann, wo der taktische Erfolg sofort greifbare Wirkung hat.

Am 10. Juli gingen die Italiener gegen die Stellungen östlich des Kreuzbergsattels zum ersten Male mit starken Kräften vor, vielleicht um die Aufmerksamkeit von ihrer am 18. Juli am Isonzo beginnenden, von uns soeben skizzierten Offensive abzulenken.

Erst im Oktober raffen sich die Italiener wieder zur dritten großen Offensive gegen den Isonzo auf; fast gleichzeitig mit ihrer Kriegserklärung an Bulgarien. Schon am 17. Oktober beginnen vereinzelte heftige Angriffe, die am 18. an Ausdehnung zunehmen. Diesmal werden auch der Krn und der Tolmeiner Brückenkopf angegriffen, gleichzeitig wird es an der Tiroler Front lebendig. Die ganze Front von der Schweizer Grenze bis an das Meer hallt vom Kanonendonner wider. Bei Vielgereuth, am Col di Lana, am Monte Sabotino und bei Schluderbach wird gekämpft. Am 21. Oktober setzte nach 50stündigem Artilleriefeuer der entscheidende Angriff der Italiener gegen den Isonzo ein. Die Hauptangriffspunkte und der österreichische Stützpunkt auf dem Krn, sowie Mrzli Vrh und Südfront des Tolmeiner Brückenkopfs, von da an südlich bis an das Meer. Wieder wiederholen die Italiener ihre wütenden Angriffe durch Tage und hören auch in den Alpen nicht auf zu stürmen. Nur vorübergehend gelingt ihnen der Einbruch in einzelne Gräben der Isonzostellung. Aber Boroevic hat seine Reserven zur Hand, und überall, wo die Italiener einen kleinen Geländevorteil errungen haben, setzt der Gegenangriff der Österreicher ein, der sie mit vernichtenden Verlusten hinauswirft.

Fünf italienische Armeen sind in Tätigkeit. Die dritte greift die Hochfläche von Doberdo an, sie steht am rechten Flügel der italienischen Gesamtfront. Links von ihr reicht die 2. Armee bis an das Flitscher Becken. Von zwei weiteren Armeen greift eine die Dolomitenfront, die andere Südtirol an. Die erste Armee, die schon sehr gelitten hat, steht vielleicht irgendwo als Heeresreserve. An einem Tag (27. Oktober) stürmen die Italiener sechsmal den Col di Lana, alles umsonst: tausende von Leichen türmen sich vor den österreichischen Linien.

Seit 18. Oktober wütet die Schlacht am Isonzo ohne Unterbrechung, am 28. werden neue Truppenmassen an der Front eingeschoben. Mindestens 25 Divisionen führen diesen letzten Hauptangriff durch. Sicher 150 000 Mann Verluste sind das einzige Ergebnis.

Man merkt im italienischen Generalstab, daß man seine Kräfte zersplittert hat und holt am 1. November Brigaden

von den Alpenfronten. Man glaubt, bei Görz mit einer letzten Anstrengung durchzukommen. Aber auch diese letzten Kräfte zerschmelzen wie Erzstücke, die man in einen riesigen Hochofen geworfen hat. Am 4. November ist auch dieser dritte große Angriff endgültig gescheitert.

Aber nur wenige Tage gönnten sich die Italiener Ruhe. Zahllose Züge brachten aus dem ganzen Lande Ersatzmannschaften an die Front, um die klaffenden Lücken des Heeres zu füllen.

Schon am 10. November begann der vierte große Angriff. Nun richteten die Italiener konzentrierte Anstrengungen gegen Görz und die Hochfläche von Doberdo. Sie erreichten, daß die Stadt Görz in Trümmer fiel. Die „Erlösung", die sie in hochtönenden Redensarten den Grenzgebieten zu bringen versprachen, fand in dieser sinnlosen Zerstörung der Stadt Görz merkwürdigen Ausdruck. Die italienischen Infanterieangriffe waren dabei matt und begannen erst eigentlich am 18. November wieder sehr heftig zu werden. Wieder werden Verstärkungen von der Alpenfront geholt. Um den 24. November steigert sich die Kampftätigkeit am Isonzo ins Gewaltige. Die Italiener wollen durch, koste es was es wolle. Bei Görz tobt die Tag und Nacht währende Schlacht am heftigsten.

Erst Anfang Dezember geben die Italiener nach abermaligen entsetzlichen Verlusten ihre vierte Offensive auf.

Ebenso betrüblich — für Italien — waren die sonstigen Ergebnisse des Jahres. In Libyen müssen die Besatzungstruppen bis an die Küste zurückgehen. Die Flotte erlitt andauernd Verluste, ohne irgend etwas Nennenswertes zu leisten. Und über dem Ganzen thronte die Geldnot, wie über einem schlecht geleiteten Kaufhause. Die Anleihe im Lande war eine Komödie. Albanien ging allmählich verloren, und als 1916 die Oesterreicher einmarschierten, da war der adriatische Traum zu Ende. Der Süden für Griechenland, der Norden für Oesterreich! Nur in Walona stehen heute noch Italiener und warten, bis irgend jemand gerade Zeit hat, sie hinauszuwerfen.

Nach dem völligen Zusammenbruch der vierten Isonzooffensive verfiel das italienische Heer in völlige Untätigkeit. Ja schon zu Beginn des Jahres 1916 machte sich der italienische Generalstab darüber Gedanken, wie man einer etwaigen Offensive der Österreicher begegnen könne. Auf die verschiedenen Verlockungen Frankreichs, sich am Salonikiabenteuer zu beteiligen, oder gar eine Armee auf französischem Boden zu verwenden, antwortete man in Italien ablehnend. Ende Februar beginnen die Österreicher kleine Offensivstöße aus ihrer Isonzofront heraus, die hinreichend Nervosität in Italien erzeugten.

War schon die vierte Isonzooffensive der Italiener zum größten Teil durch politische Motive veranlaßt, so war das bei der fünften, die am 10. März einsetzte, noch in erhöhtem Maß der Fall. In ihr ist eine deutlich ausgeprägte artilleristische Vorbereitung weniger als bei den früheren Offensiven zutage getreten. Am 12. wird Selz angegriffen, am 13. Podgora und der Nordteil der Doberdohochfläche mit sieben Stürmen auf San Martino, am 14. und 15. die Doberdohochfläche und der Görzer Brückenkopf.

Vierzehn Jahrgänge Landsturm stehen schon in den angreifenden italienischen Bataillonen!

Am 17. März erlahmte auch die letzte Isonzooffensive. Die Österreicher bezeichnen sie sehr gut als „einen italienischen Ehrenvorstoß anläßlich der deutschen Offensive im Westen." Aber diesmal stoßen die Österreicher nach und erweitern ihre Stellungen am Tolmeiner Brückenkopf am Südrand des Mrzli Vrts, am Krn, bei Peoma und vorwärts der Podgorahöhe und erwecken die nur sehr unvollständig verhehlte Bestürzung der italienischen Presse vor neuem österreichischen Eindringen. Schon wird das italienische Volk getröstet mit Gedanken, wie z. B. man werde den Feinden schon einen heißen Empfang bereiten. Wo ist die „Verklärung des Sieges?"

Der italienische Kriegsminister Zupelli tritt daraufhin am 6. April zurück. — Die Kriegführung der Italiener wird nun „ganz politisch" und damit strategisch planlos. Überall versucht man örtliche Erfolge zu erzielen, überall schießt die Artillerie im letzten Grunde, um den Franzosen mit einem Schein von Recht zu sagen: „Lieber Freund Du siehst, wir brauchen unsere Leute im eigenen Lande." Die Besetzung des Col di Lana-Gipfels war das einzige und überdies strategisch nicht verwertbare Ergebnis.

Ein Jahr lang Krieg, 10 Milliarden Lire Ausgaben über 600 000 Mann Verluste, und keinen Schritt Landgewinn, nicht einen Sieg, aber Versagen auf Versagen und Enttäuschung auf Enttäuschung!

Und auf österreichischer Seite eine Armee, die alle Unterlegenheit an Zahl ausgeglichen hat durch Treue und den Heldenmut ihrer braven Soldaten, durch das feste Durchhalten ihrer Offiziere, durch die geschickte, energische und taktisch glänzende Führung ihres kroatischen Oberkommandierenden. Eine Armee, die heute stärker ist, als sie je war, stärker an allem, an Material und Vertrauen, stärker aber auch an dem heißen Soldatenwunsch hinunterzusteigen, in die frühlingsgrünen Fluren Oberitaliens und dort den aus den Tirolerbergen kommenden Brüdern die Hand zu reichen.

Das ist Italiens Ernte. Wer Pöbelsaat ausstreut, darf keine Verklärung des Sieges erwarten.

Die „Straße" hat diesen Krieg gewollt, der Straße hat sich eine schwache Regierung gebeugt, und beide haben ein ganzes Volk verführt. Manch anständiger Mann in Italien ist schamrot geworden, und viele, mehr als man glaubt, verfluchen diesen Krieg. Aber die Regierung fällt, wenn sie nachgibt. Nun sie den Schreiern der Straße gefolgt ist, bleibt ihr keine Wahl: der Fluch der bösen Tat, der fortzeugend Böses muß gebären, hat hier sein weltgeschichtliches Beispiel, und hunderttausende von Toten klagen die bestochenen, gewissenlosen Kreaturen an, die ein ganzes Volk ins Verderben stießen.

Ob keinem von ihnen das Gewissen schlägt, wenn die Stunde der einjährigen Wiederkehr der Kriegserklärung da sein wird? Gabriele wird in „Damengesellschaft" sich über diese Erinnerung hinwegtrinken, — aber die Anderen? Die betrogenen Betrüger?

Im besetzten Montenegro. Von Karl Graf Scapinelli.

Mit 7 Aufnahmen des Verfassers.

Mitte Jänner haben plötzlich die Kanonen der Österreicher und Ungarn von der herrlichen Bocche di Cattaro aus zu sprechen angefangen und sich dabei auch eines kleinen, aber sehr erbitterten und zähen Gegners erinnert, der ihnen im Rücken auf den Spitzen des riesigen Lowtschenblocks seit Monaten auflauerte: des Montenegriners. — In einem Tag und einer Nacht war der Widerstand dieses Gegners gebrochen, und über die steilen Hänge eines von der Bucht über siebzehnhundert Meter aufsteigenden Berges sind die Truppen im Sturm vorgerückt, haben die Montenegriner zurückgeworfen und sind ihnen über die Hochfläche oben am Berg nach, nach Njegusi und auf den Weg zur Hauptstadt Cetinje! Aber schon vorher kamen ihnen da und dort die Aeltesten der Gemeinden entgegen, brachten Salz und Wein dar und baten um Frieden. Nicht der Herrscher, der sie schnöde verließ, nein, das Volk begehrte den Waffenstillstand. — Auf dem Weg nach Albanien habe ich jetzt, wenige



Österreichisch-ungarischer Automobilpark in Njegusi.

Monate nach der Besetzung, ein gut Teil Montenegros mehr als einmal durchquert, bin von Njegust nach Cetinje, von dort nach Rijeka und Virpazar, nach Antivari und Podgoritza gezogen und habe das ganze Land ruhig gefunden, ja mehr noch als das: friedensfroh!

Dieses unglückliche Land, das die Kriege der letzten Jahre bis aufs Innerste aufgerüttelt, das Greis und Jungen, das Weib und Mädel in die Reihen seiner Kämpfer gestellt hat, ist in jeder Beziehung am Ende seiner Kraft gewesen. Die Lebensmittel waren völlig erschöpft, und der Durchzug der Serben hat ihnen noch das letzte geraubt, was sie vielleicht für sich gerettet hatten. Aber nach dem Verlust der letzten Vorräte kam ihnen freilich die Erkenntnis, daß auch sie dasselbe Schicksal wie die Serben erreichen würde, wie diese wankenden, gebrochenen, am Ende aller Kraft angelangten Gestalten.

Stärker wie der Wille, unbedingt in thörichter Verblendung auszuharren und sich nach und nach das ganze Land erobern und zugrunde richten zu lassen, war doch in diesem Volke der Wunsch, weiterzuleben, sein Bergland, an dem es wie selten ein Volk hängt, sich zu erhalten. Und dieser starke Wille, der aus der Tiefe des Volkes emporbrach, trägt heute schon seinen Segen für das Land.

Was der Besucher Montenegros jetzt sieht, deutet kaum mehr auf Krieg hin, wenn man die gelassene Ruhe der Menschen beobachtet!

Schon nachdem wir über die höchste Stelle des Bergpasses an der Grenze hinüber sind und die ersten elenden Hütten der Montenegriner auftauchen sehen, haben wir durch die paar bunten Gestalten, die davor sich so behaglich in der Sonne strecken, den Eindruck, daß hier die Leute sehr froh sind, endlich Friede und Ruhe zu haben.

Nach außen hin tragen noch alle das Kleid des Krieges, die feldbraune Uniform ihres Heeres, aber sie tragen es sowohl zur Arbeit, wie zum Spazierengehen, vielleicht als das einzige ganze Stück Kleidung, das ihnen geblieben ist.

Bunter, lebendiger noch wird das Bild, wenn wir in Cetinje einfahren, in diese kleine Hauptstadt eines kleinen Reiches, wo Beamte und Soldaten, die Hauptrolle zu spielen pflegten. Aber siehe da, wie vor dem Krieg ist es auch nach demselben: Cetinje wimmelt von Menschen, wimmelt von Lustwandelnden! Auch hier herrscht auf der Straße noch das Feldbraun vor, sei es, daß es als schlichter Soldatenmantel uns ins Auge fällt, sei es, daß es von der ordensbesetzten Brust eines montenegrinischen Generals her uns entgegenstrahlt! Sie tragen auch im Frieden ihr Kriegsgewand mit Stolz, und kein Österreicher und Ungar wird dies ihnen wehren, da sie tapfer und tüchtig gewesen sind, bis zum Schluß.



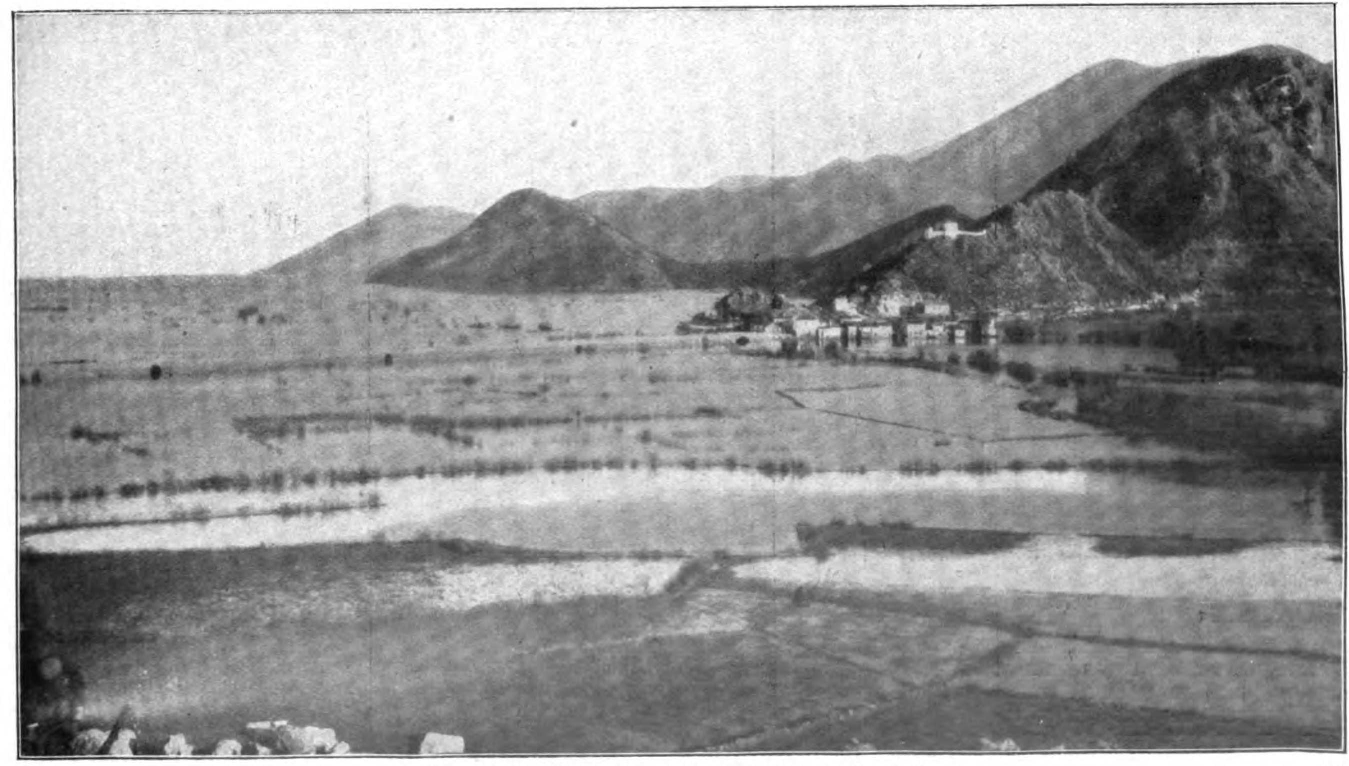
Montenegrinische Offiziere (in der Mitte ein General).

Daß ihnen die Waffen genommen wurden, scheinen sie weniger zu empfinden, da man ihnen wenigstens die historischen Stücke gelassen hat. Auch glaubt man garnicht, wie leicht ein netter Spazierstock den Degen und die Flinte entbehrlich macht.

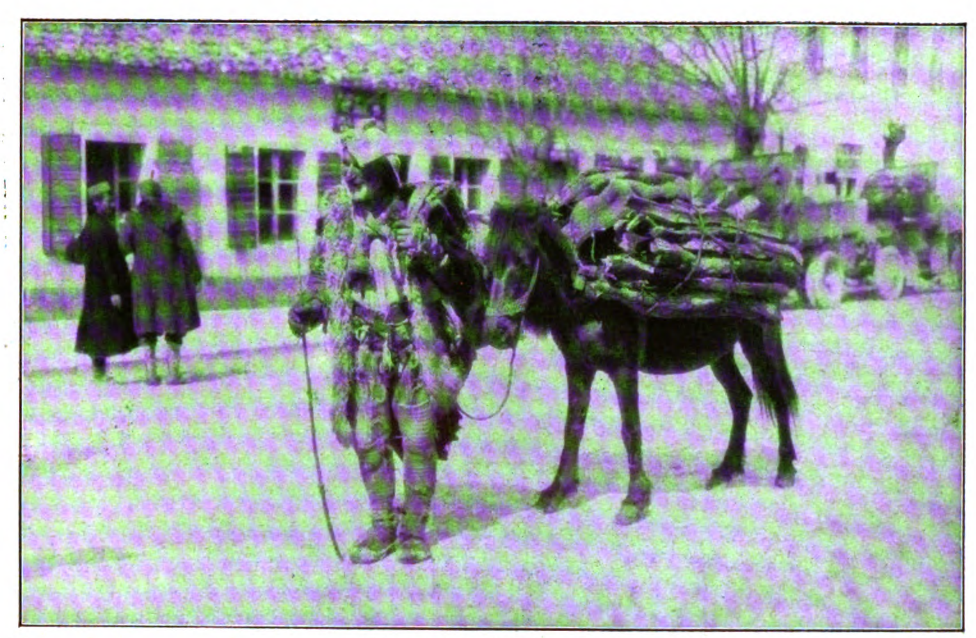
Bunter noch als in der eigentlichen Haupt- und Residenzstadt ist das Leben in Podgoritza, wo zu dem rein montenegrinischen Einschlag noch türkische und albanische Einflüsse sich geltend machen und das Straßenbild bestimmen. Ueberall aber scheint ein großer Feiertag angebrochen, eine große Ruhepause, nach der sich das Volk anscheinend nur sehr schwer entschließt, wieder tüchtig an die Arbeit zu gehen.

Als hätten sich alle, die noch am Leben, die gesund und heil aus dem Feld zurückgekommen sind, zu einer großen Musterung einzufinden, so sieht es überall in Montenegro in den größeren Orten aus. Frieden ist, plötzlich Frieden! Und das Volk kann es noch kaum fassen! Langsam, ganz langsam muß es sich erst wieder daran gewöhnen.

Da gibt es freilich neben dem fröhlichen Straßenbummel, den die Montenegriner mit Freuden betreiben, noch ein par andere Mittel! Da gibt es vor allem die unzähligen kleinen Kaffeestuben, in denen man so guten türkischen Mokka zu trinken bekommt, und dazu raucht man die herrlichen selbstgedrehten Zigaretten aus heimischem Tabak, der ja zum Glück noch billig ist, anscheinend das einzige, was noch zum alten Preise zu haben ist.



Virpazar am Skutarisee und überschwemmtes Hinterland.



Alter Albaner aus Podgoritza.

Und so setzt man sich vor das Häuschen, vor den Kaffeeschank, recht behaglich in die Sonne. Bekannte Überlebende werden hier empfangen, und weise Reden werden geführt! Wo wohl der Herr König jetzt weile? Na, er muß wohl sehr, sehr viel Geld mitgenommen haben, denn das schöne bunte Papier, das er ausgegeben, gelte ja auf einmal gar nichts mehr!

Und wenn man sich nicht an der Straßenecke trifft oder im Kaffeehaus, sieht man sich ganz sicher am Marktplatz bei den paar Höckerinnen, die vor sich noch wenige Waren aufgespeichert haben. „Na, was kosten die Fische?" fragt man, und dann werden die hohen Preise besprochen. Gewiß, sie sind seit der Besetzung durch die Österreicher und Ungarn bedeutend zurückgegangen, aber reichlich hoch erscheinen sie denen, deren Geld nicht mehr viel wert ist, noch immer.

Ein schweres Stück Arbeit war in kurzer Zeit für die Stadtkommandanten und Kreisvorsteher, die die Monarchie aus der Reihe ihrer sprachenkundigen Offiziere aufstellte, erwachsen. Die dringendste Frage war, möglichst rasch Mehl und Brot ins Land zu bringen, denn daran fehlte es vor allem.

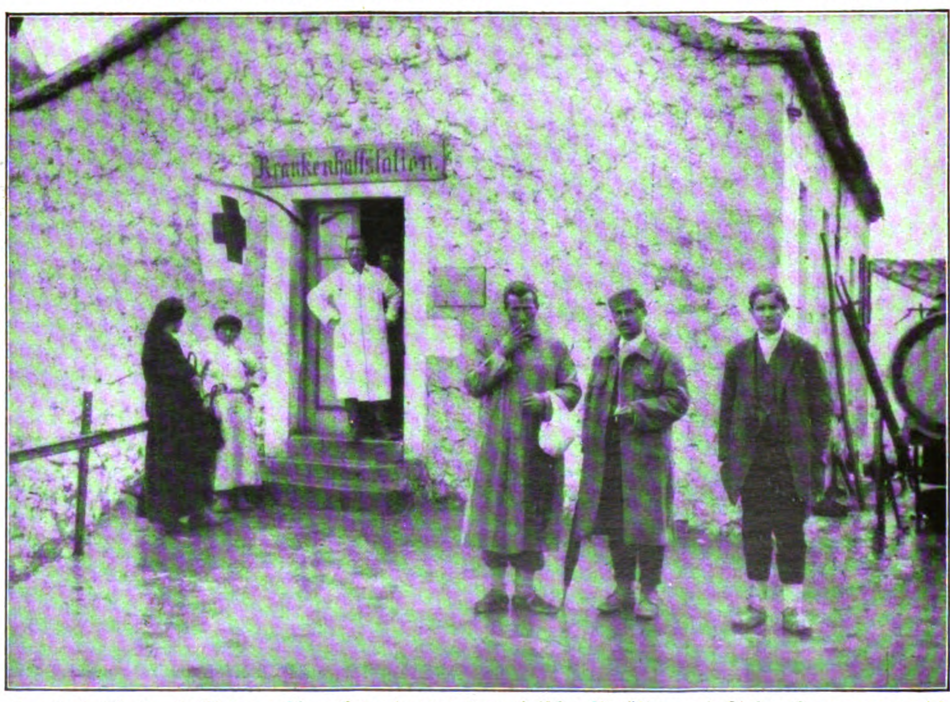
Der einzige Weg ist die schmale Lowtschenstraße, und darüber müssen nicht nur die Truppen bis ins innerste Albanien versorgt werden, sondern auch die Bevölkerung von Montenegro und Albanien muß hierauf Lebensmittel zugeführt bekommen. Vierhundert Lastautos fuhren täglich in der ersten Zeit nach der Besetzung über den Lowtschen, jetzt hat man zwei Seilbahnen über diesen Bergkoloß erbaut und hat so die Straße entlastet.

Brot und Mehl! Das sind die ersten Dinge, die die Montenegriner von dem Sieger begehren. In allen Orten und Städten, durch die ich kam, habe ich Auslieferungsstellen gesehen, um die sich das Volk drängte. Große fesche österreichische Bosniaken halten mit aufgepflanztem Bajonett die Ordnung vor den Ausgabestellen aufrecht, und bald lernen die Frauen und Kinder auch hier Geduld und Warten.

Von weit, weit her kommen die Leute um Lebensmittel. Auf einmal muß der Feind alles für sie haben. Die ganze Einfalt des Volkes aber auch ihr Glaube an die unermeßlichen Reichtümer der Nachbarmonarchie spricht oft aus ihnen. „Ihr seid ja so reich, ihr könnt alles zahlen!" sagen die Kaufleute häufig. — Auf den kahlen, schroffen Felshängen mitten in einem montenegrinischen Ort habe ich mehrere Tage nacheinander immer wieder das ganze Volk der Umgebung lagern sehen, bunte Gestalten aus der Farbkiste eines Landes hervorgeholt, phantastisch gekleidet, schön gewachsen, mit edlen Zügen! Weit, weit den



Austeilung von Brotmarken in Podgoritza.



Krankenhaltstation in Virpazar, die auch von der montenegrinischen Bevölkerung in Anspruch genommen wird.

Hügel hinan alles voll Menschen: Frauen, Männer und Kinder, die alle geduldig und still auf Brot und Mehl harren.

Wie das Bild der Bergpredigt mutete es an, als die Menschen kamen, um das Brotwunder zu erleben. Und wirklich, dieses alte Wunder aus den ersten Tagen des Evangeliums es wiederholt sich; wieder wird einem armen Volk das Brot reichlich zugeteilt.

Aber sie nehmen es nicht als Wunder, die guten Menschen, sondern fast als etwas, was ihnen gebührt.

Am fröhlichsten freilich sind bei all diesen Anlässen die Kinder, ob sie die schwarzen Käppis mit Nikitas I. Namenszug tragen oder den roten Fez der Türken, der Muhammedaner, oder den weißen der Albaner, sie freuen sich, daß sie wieder lustig sein dürfen.

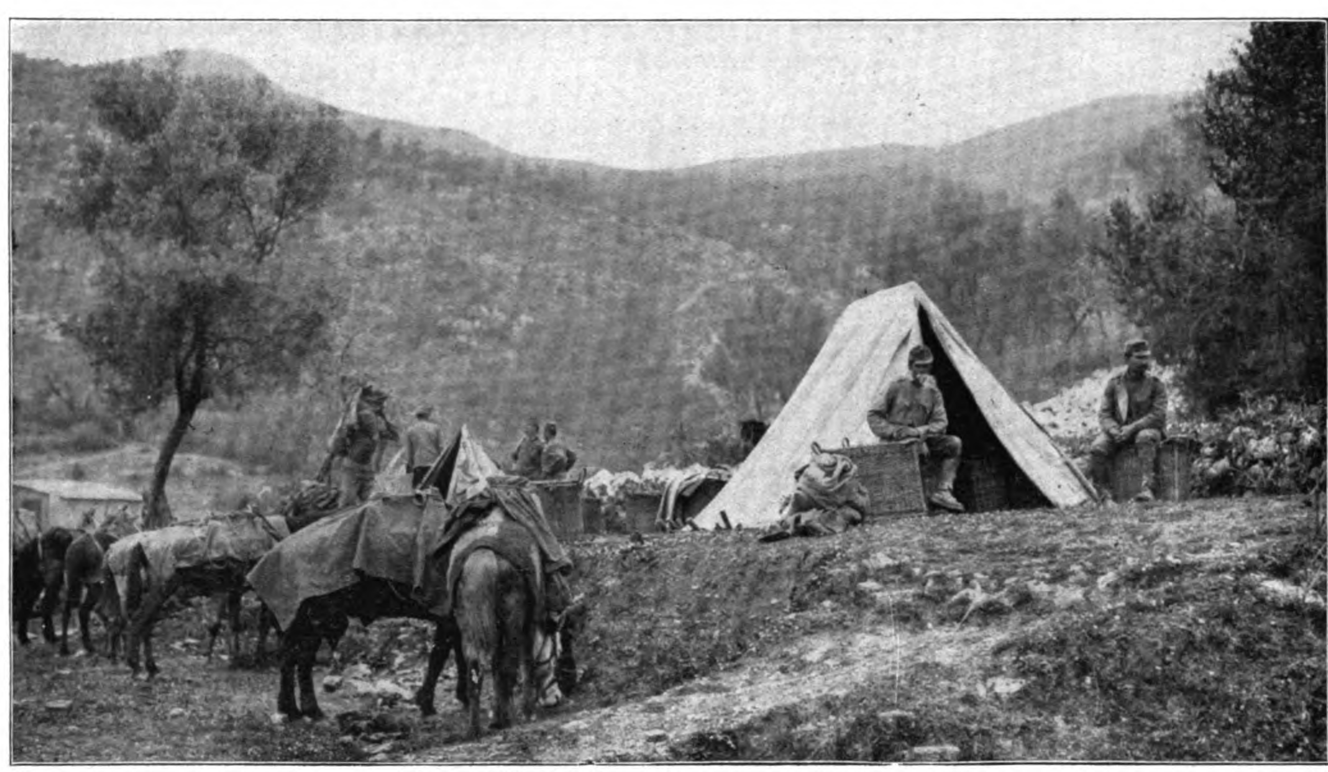
Auf der Straße spielen sie, und in der Schule, wo ihnen der Hodscha, wenn sie Muhammedaner sind, den Koran lehrt, sind sie auch recht vergnügt. Er schaut sehr klug drein der kleine Nachwuchs der Montenegriner, ob er im Türkenviertel von Podgoritza oder in der ersten Häuserzeile von Cetinje geboren ist, und sicher ließe sich aus ihm ein fleißiges und aufgeschlossenes Volk machen.

Was die Zukunft freilich Montenegro bringen wird, weiß niemand, und auch die meisten im Lande, ob hoch oder nieder, sind sich dessen nicht klar. Die Gegenwart liegt ihnen zu nahe und zu sehr am Herzen. Ohne Oesterreich-Ungarns tätiger Hilfe, das wissen sie alle, können sie jetzt garnichts unternehmen.

Die Frage der Verproviantierung steht vor allem an der Spitze der Tagesfragen, die zweite Frage, die ehestens gelöst werden muß, ist die der Valuta, denn für das viele Papiergeld ist keinerlei Golddeckung da; hier werden österreichische Banken vor allem an die Heilung schreiten. Der Anbau des kargen Bodens, die Steuereinziehung und vieles andere ist zu regeln, und darüber vergißt ein jeder die Frage nach der Zukunft. Fast möchte man annehmen, daß hier wie in Albanien, nur ein Wunsch für die Zukunft vorhanden ist, der Wunsch endlich in Ordnung und Ruhe zu leben.

Ein Teil des Volkes muß auch wieder langsam an Arbeit gewöhnt werden, ein anderer muß unterrichtet werden, wie sich auch aus dem steinigen Grund dieses Berglandes mehr als Nichts holen läßt. Konnte man im österreichischen Karst ganze Wälder entstehen lassen, so wird auch hier manches möglich sein.

Stein, Stein, liegt noch fast überall herum, wenigstens in den meisten Teilen Montenegros. Wer will, daß daraus Brot werde, darf sich nicht nur auf ein Wunder verlassen, er muß auch selbst mit Hand anlegen, auch an seine Kraft glauben!



Ein Lager österreichisch-ungarischer Truppen in Montenegro.

Die Rettung untergegangener U-Bootsbesetzungen. Von Ernst Trebesius.

Von allen Schiffsgattungen unserer Kriegsflotte hat die der Unterseeboote im bisherigen Verlauf des Seekrieges die größten Erfolge zu verzeichnen gehabt. Weder die gewaltigen, mit schweren Panzerplatten umwandeten und mit Geschützen allergrößten Kalibers ausgerüsteten Schlachtschiffe, noch die ebenso kampfkräftigen aber weit schnelleren Panzerkreuzer, noch die flinken Vorposten der Seestreitkräfte, die kleinen Kreuzer und Torpedoboote, können eine solche Reihe glänzender Erfolge aufweisen, wie die jüngste der Seekriegswaffen, die Unterseeboote. Und diese Erfolge verdankt diese Schiffsgattung in erster Linie ihrer Eigenart, die ihr ein unbemerktes Heranschleichen an den Feind gestattet. Neben der Besonderheit der Bauart und der eigentümlichen Taktik dieser Waffe im allgemeinen ist es die unübertreffliche Güte und Vollkommenheit des Baumittels, sowie die vorzügliche Schulung und der unwiderstehliche Tatendrang unserer Unterseebootsbesatzungen im besonderen, die unseren deutschen Unterseebooten so einzigartige Erfolge bescherten.

Nun werden freilich die Lorbeeren von den blauen Jungen auf diesen schwanken Fahrzeugen in schwerster, aufreibendster Pflichterfüllung erworben. Keine andere Waffe stellt, abgesehen von den Flugzeugen, so außerordentlich hohe Anforderungen an die geistigen und körperlichen Fähigkeiten des Einzelnen, wie gerade die Unterseeboote. Das geringste Versagen, ein einziger Fehlgriff kann der gesamten Besatzung Tod und Verderben bereiten. Und auch von außen lauern ständig alle möglichen Gefahren.

Entbehrt dieser Schiffstyp doch gemeinsam mit den Torpedobooten jeglicher Panzerung. Auch das kleinste Geschoß feindlicher Geschütze dringt, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen, gleich ins Innerste hinein und vermag dort seine verheerende Wirkung auszuüben. Der tragische Untergang unseres unvergeßlichen Seehelden Otto Weddigen spricht eine beredte Sprache für die Gefahren, denen die U-Bootsbesatzungen zu jeder Stunde ausgesetzt sind, zumal bei englischer Hinterlist.

Man hat natürlich nichts unversucht gelassen, um die Gefahren, die sich im Betriebe ohne äußere Einflüsse ergeben können, möglichst auszuschalten. Gegen die äußeren Gefahren, wie Leckwerden der Außenhaut durch Zusammenstoß, durch feindliche Geschosse usw. gibt es natürlich keine besonderen Schutzmittel. Wohl aber hat man Vorkehrungen getroffen, um der Besatzung eines havarierten Bootes die Möglichkeit zu geben, sich aus eigener Kraft, ausgerüstet mit geeigneten Apparaten, aus dem Wrack zu retten, denn nur in seltesten Fällen, im Kriege überhaupt nicht, werden rettungsbereite Schiffe zur Stelle sein. Gesetzt aber auch, dies wäre dennoch der Fall, so könnten diese Schiffe auch nichts zur Rettung der

Mannschaften eines gesunkenen Bootes unternehmen, sofern sie nicht einen Taucher und die dazugehörige Ausrüstung an Bord haben. Das Hauptaugenmerk mußte daher auf die Schaffung von Apparaten, mit deren Hilfe sich die Besatzung selbst aus dem gesunkenen Boot befreien kann, gelegt werden. Die richtige Lösung dieses ungemein wichtigen Problems war naturgemäß eine sehr schwierige. Sie wurde von den einzelnen Regierungen verschiedenartig in Angriff genommen.

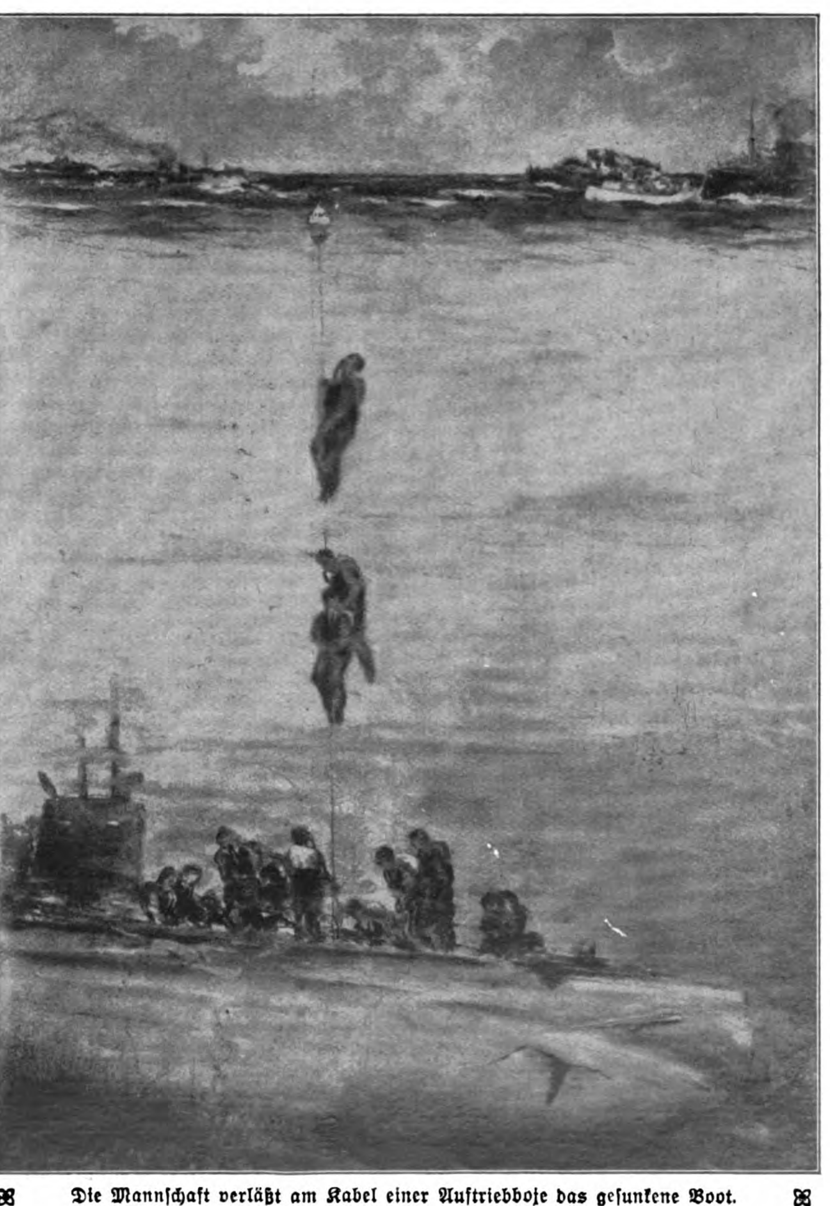
Im Unterseebootsbetriebe der Vereinigten Staaten wurden bereits einige Jahre vor dem Kriege Versuche mit einem Rettungsanzug, ähnlich dem der Taucher, angestellt. Dieser Anzug war in besonderen luftdichten Kammern aufgehängt. In diese Kammern, die nur nach unten zu mit dem übrigen Schiffsraum in Verbindung standen, flüchtete die Besatzung eines beschädigten Bootes. Das von unten in die Kammern eindringende Wasser konnte nur soweit ansteigen, als die darüber befindliche zusammengepreßte Luft es gestattete. Und dieser Luftvorrat ermöglichte nicht nur ein längeres Verweilen in dem gesunkenen Boot, sondern den Mannschaften fanden auch Zeit, die Taucherrüstung anzulegen und alsdann nach Oeffnung der Luken das Wrack zu verlassen. Dieser Rettungsapparat war allerdings noch recht mangelhaft, und so wurden weitere Versuche angestellt.

Auf den deutschen Unterseebooten gelangte ein Rettungsapparat zur Einführung, wie er in den beistehenden Abbildungen des Drägerschen „Tauchretters" dargestellt ist. Dieser Tauchretter besteht aus einem unabhängigen Sauerstoff-Atmungs-Apparat mit selbsttätiger Lufterneuerung. Die einzelnen Teile sind alle auf einer Schwimmweste derart angeordnet, daß sie nach dem Anlegen dieser Weste an richtiger Stelle sich befinden. Der Atmungs-Apparat besteht aus dem Sauerstoffzylinder, der Drägerkohlensäureaufsaugungspatrone, dem Atmungssack auf dem Rücken, dem Mundatmungsstück nebst Nasenklemmer und den erforderlichen Verbindungsschläuchen. Zwei Atmungsklappen im Mundstück bewirken, daß die ein- und ausgeatmete Luft aus dem Atmungssack ständig durch die Kalipatrone hindurchströmen muß und gereinigt wieder in den Atmungssack zurückkehrt. Die Kalipatrone verzehrt die Kohlensäure vollständig. Der erforderliche Sauerstoff wird dem Sauerstoffzylinder entnommen.

Das Anlegen des „Tauchretters" erfordert nur den Bruchteil einer Minute. Auf das Kommando: „Klar bei Tauchretter"! eilt die gesamte Besatzung sofort zu den Apparaten und legt sie an; das Boot wird alsdann nach Öffnen der Luken in vorher bestimmter Reihenfolge verlassen. Die Luken dürfen freilich nicht ohne weiteres geöffnet werden, sofern das eingedrungene Wasser nicht schon den Bootskörper soweit ausgefüllt hat, daß von außen kein Druck mehr wirkt. Befindet sich z. B. das gesunkene Boot in 20 Meter Tiefe, so steht sein Außenkörper unter 2 Atmosphären Druck, während im Boot nur, falls die wasserdichten Querschotten rechtzeitig geschlossen werden konnten, der Druck der gewöhnlichen Atmosphäre der Erdoberfläche vorhanden ist. Vor dem Öffnen der Luken muß der Druckunterschied ausgeglichen werden. Dies geschieht durch Öffnen der Bodenklappen, durch die Wasser in die entsprechende Kammer tritt und den Druckausgleich herbeiführt.

Sobald dies geschehen ist, kann die Besatzung das Wrack verlassen. Einer nach dem andern zwängt sich durch die geöffnete Luke, ergreift das Kabel und läßt sich, mit den Händen am Seil immer höher greifend, nach oben treiben. Die Schwimmweste und der Luftsack unterstützen dabei die Tätigkeit der Arme, da sie Auftrieb haben. Der Aufstieg aus einer Wassertiefe von mehr als 30 Meter darf freilich nicht in einem Zug erfolgen, da sich sonst Erkrankungen einstellen könnten. In etwa 15 Meter unter dem Wasserspiegel muß daher für einige Minuten mit kräftiger Bewegung der Füße gerastet werden, um die Blutzirkulation recht lebhaft zu gestalten. Alsdann steigt der Auftauchende weitere 10 Meter empor und macht in etwa 5 Meter Wasser wiederum eine Pause. Danach kann schließlich der völlige Aufstieg vor sich gehen. Die Metereinteilung an den Tauen ermöglicht das Innehalten in den erwähnten Tiefen. Liegt das Wrack in weniger tiefem Wasser, so kann der Aufstieg in freiem Auftrieb, also ohne Taue vorgenommen werden. An der Oberfläche angekommen, läßt sich der Tauchretter durch eine einfache und sicher arbeitende Vorrichtung abwerfen, wobei nur die Schwimmweste am Körper verbleibt. Jedem Tauchretter ist in einer Metallflasche eine Erfrischung beigegeben. Damit die Rettung möglichst schnell von statten geht, können die Mannschaften paarweise aufsteigen. — Aus dieser kurzen Schilderung geht wohl schon hervor, daß der Auftrieb aus tiefliegendem Boot ganz gewaltige Anforderungen an die Ruhe und Kaltblütigkeit der Besatzung stellt. Doch diese beiden Eigenschaften sind ja bei den Unterseebootsleuten, die sich ausschließlich aus Freiwilligen zusammensetzen, eine Selbstverständlichkeit.

In Friedenszeiten, und schließlich auch im Kriege, sofern es eben die Umstände erlauben, wird man natürlich versuchen, auch das gesunkene Boot zu retten. Die deutsche Marine (ihrem Vorbild folgten auch andere Staaten) hat sich für diesen Zweck ein Sonderfahrzeug, das Unterseebootsschiff „Vulkan" erbauen lassen, mit dessen Hilfe die gesunkenen Boote geborgen werden können. Der „Vulkan" besteht aus zwei vollständigen Bootskörpern, die durch einen brückenartigen Eisenbau oberhalb der Decks miteinander verbunden sind. Die Hebung eines gesunkenen Bootes geht nun in der Weise vor sich, daß das Hebeschiff zunächst über das Wrack fährt. Alsdann läßt es starke Ketten hinab, die von Tauchern um den Bootsrumpf gelegt oder in den für solche Zwecke eingelegten Oesen befestigt werden. Nunmehr treten starke Dampfwinden in Tätigkeit, die die herabgelassenen Ketten durch Maschinen aufwickeln und damit auch das Wrack mit emporheben. Oben angelangt, werden bewegte gewaltige Riegel aus beiden Bootsrümpfen des Hebeschiffes seitlich hinausgeschoben, und auf diesen Riegeln ruht das gehobene Unterseeboot bis zur Rückkehr in den nächsten Hafen wie in einem Dock. Sofern die Besatzung das Wrack noch



Die Mannschaft verläßt am Kabel einer Auftriebboje das gesunkene Boot.



Generalfeldmarschall Colmar Freiherr v. d. Goltz.
Gestorben am 19. April 1916 in seinem Hauptquartier in der Türkei. Hofphot. E. Bieber, Berlin.



nicht verließ, kann sie jetzt in kurzer Zeit aus ihrem Gefängnis befreit werden. Die Maschinen zur eigenen Fortbewegung und zur Betätigung der Windewerke hat das Hebefahrzeug sämtlich an Bord.

Häufig genug wird es geschehen, daß der Unfall eines Unterseebootes von anderen Schiffen garnicht bemerkt wird. Es könnte also gar nichts unternommen werden, wenn das gesunkene Unterseeboot nicht imstande wäre, auch in einem solchen Falle mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. In letzter Zeit sind nun einige Erfindungen gemacht worden, die dies ermöglichen. Es handelt sich um eine selbsttätig arbeitende Schwimmboje, die sich auslöst, sobald das gesunkene Boot den Meeresboden erreicht hat. Sie steigt auf und ruft durch elektrische Wellen Hilfe herbei. Die Boje, die natürlich dauernd mit dem Boot durch ein Kabel verbunden bleibt, kann außerdem mit Leuchtraketen ausgerüstet werden. Diese steigen, nachdem die Boje die Oberfläche des Wassers erreicht hat, hoch und machen die nächste Umgebung aufmerksam. Erfüllt diese Erfindung alle Ansprüche, so wird sie einen großen Fortschritt im Rettungswesen für U-Bootsbesatzungen bedeuten. Bekanntlich hat man auch auf den deutschen U-Booten seit einigen Jahren Telephonbojen eingebaut. Sobald ein Fahrzeug versinkt, wird sie gelöst, damit sie nach oben steigen und eine telephonische Verbindung mit der Außenwelt herstellen kann. Das zur Rettung herbeigeeilte Fahrzeug kann auf diese Weise gemeinsam mit der eingeschlossenen Besatzung beraten, welche Schritte zur schnellsten Befreiung der Eingeschlossenen führen können.




Vorder- und Rückansicht eines Draeger-Tauchretters für U-Boote.

Beim Prinzen Eitel Friedrich. – III. Von Fedor von Zobeltitz.

Um drei Uhr nachts klopfte die Ordonnanz an meine Zimmertür, um mich zu wecken. Eine unbequeme Zeit, aber die beste zur Besichtigung der Schützengräben, denn bei Sonnenaufgang beginnt gewöhnlich der Feind zu poltern, und dann wird es ungemütlich. Die Gasmaske vervollständigt diesmal die Uniform. Sie ist mir am Abend vorher vom ärztlichen Beistand des Stabes sorgsam angepaßt worden, denn sie nützt natürlich nur, wenn sie vollkommen anschließt. Vielleicht brauche ich sie gar nicht, aber Gasüberfälle kommen in diesem Winkel häufiger vor, und Vorsicht schadet nie. Auch der Prinz und der ihn begleitende Generalstabshauptmann Freiherr v. F. sind mit Masken bewehrt; im übrigen tut es gut, sich warm anzuziehen, denn die Nacht ist bitter kalt und der Kraftwagen natürlich offen.

Kein Stern am Himmel, nur dicke Wolkenschleppen. Es ist so finster, daß man kaum die Hand vor Augen sehen kann. Doch der Fahrer kennt seinen Weg, und noch leuchten die Scheinwerfer voran. Tiefe Stille, man hört nur das Rattern des Wagens. Der gleitet durch das schlummernde Dorf und biegt in einen schmalen Weg ein; phantastische Schatten quirlen rechts und links auf: Buschwerk, gekappte Bäume, Steinhaufen. Einmal ruft uns ein Posten an. Der Mann muß heiser sein; sein Ruf klingt wie ein Käuzchenschrei. Dann geht es weiter bis an den Rand eines Wäldchens, das hier eine schwarze Bogenlinie bildet. Halt. Der Fahrer springt vom Sitz und löscht die Scheinwerfer. Jetzt sind die Lichtaugen tot. Langsam und vorsichtig tappt sich der Wagen weiter vorwärts. Der Weg wird schlechter, die Räder sinken ein, wir neigen uns bald rechts, bald links wie ein unsicherer Parlamentarier. Trotz der Dunkelheit erkenne ich Birkenstämme und das Gewirr von Ästen und Zweigen. Wir fahren also quer durch den Wald. Nicht lange, kaum zwanzig Minuten; dann heben die Umrisse einiger Gebäude sich dicht vor uns ab, eine hohe Offiziersgestalt tritt an den Wagen und erstattet eine Meldung.

Nun heraus aus dem Auto. Wohin jetzt? Ich ahne es nicht. Vorläufig, so scheint es, über einen Sturzacker, schwarz wie Tinte. Aber die Stille ist gewichen. Es knattert hier und da, Gewehrschüsse fallen, und der kurze Donner von Minenwerfern böllert dazwischen. Auch die Dunkelheit hält nicht an. Unaufhörlich blitzen an der feindlichen Front Leuchtraketen auf, ziehen eine Feuerlinie durch die Luft, tauchen im Niederfall die Gegend in einen mählich verdämmernden milchweißen Schein. Es liegt Stimmung in diesem Bilde, aber es ist unmöglich, die Stimmung festzuhalten. Ich stolpere weiter. Ich atme auf, nun habe ich wieder die Generalstäbler neben mir. „Wo ist der Kommandeur?" frage ich. In diesem Augenblick sehe ich ihn. Er gleitet in einen Graben, der sich vor uns öffnet. Wir gleiten nach. Das Gefühl der Anpassungsfähigkeit verstärkt sich in mir; ich mache, was die andern tun. Vor mir bückt man sich. Dies Bücken halte ich für eine Notwendigkeit und bücke mich auch. Vor mir patscht man durch eine Wasserlache. Ich patsche nach. Aber das Patschen scheint ein Echo zu wecken, und nun sehe ich, daß wir nicht mehr ganz unter uns sind: ein paar Unteroffiziere sind hilfespendende Begleiter geworden. Schatten des Charon, euch braucht man! Sie reichen mir die Hände und helfen mir aus dem Graben heraus und helfen mir diensteifrig in einen neuen Graben hinein. Das wäre hier kein Tanzsaal, meint einer. Auch ein Illusionist kann das nicht behaupten.

Nun sind wir wieder auf freiem Felde. Nein, wir marschieren auf dem Geleise einer kleinen Feldbahn. Dunkle Gestalten begegnen uns, wagenschiebend, leise miteinander flüsternd. Ein Flüstern scheint auch vor uns herzugehen, als wache die Erde auf; Huschendes zieht vorüber; es blitzt auf und wird plötzlich ganz hell; dann stürzt wieder die Nacht herab. Alles wie bei einer Reinhardtschen Inszenierung. Zumal die Lichtreflexe wirken wunderlich. Sie fahren silbertuschend über das Land, streifen ockergelb den Himmel, ziehen ein bläuliches Band um den Horizont. Es sind die Taster der Nacht. Aber ihre Wirksamkeit wird bestritten. Wir verwenden sie selten.

Endlich haben wir die ersten Schützengräben erreicht. Die technische Erklärung dieser verblüffenden Anlage von Verteidigungsstellungen muß ich einem Fachmann überlassen. Ich kann mich nur laienhaft ausdrücken. Drei riesige Stellungen bauen sich hintereinander auf — besser: sind in die Erde geschnitten. Vorn liegen die Kampfgräben; zahlreiche Quergräben verbinden sie mit den dahinter sich öffnenden und stellen die rückwärtigen Verkehrswege zwischen den Parallelen her. Der alte Vaubansche Festungsbegriff ist hier in die Verteidigungsstellung übertragen worden; die Sappe hat sich wieder Beachtung erworben. Also hinab in den Graben! Anfänglich marschiert es sich ganz gut, aber man wandelt hintereinander, und ich muß die Augen offen behalten, damit die Vorgänger in dem Gewirr der Gruben nicht meinen Blicken entschwinden, denn in diesem Labyrinth hat keine freundliche Ariadne einen Faden hinterlassen, an dem der Ortsunkundige sich weitertasten könnte. Es ist noch immer sehr dunkel; hin und wieder lassen wir die elektrische Laterne aufflammen, hin und wieder treten wir auch in einen weichlichen Brei gleichwie in den Urschlamm der Natur. Immerhin, es geht noch. Aber dann verengen sich die Gräben.

Draußen war es kalt, hier wird es warm. Schweißtropfen perlen mir auf der Stirn und rinnen über Nase und Wangen. Stille ringsum. Die Mannschaften liegen noch in den Unterständen, die sich da und dort öffnen wie Eingänge zu der Unterwelt. Treppenstufen oder schiefe Ebenen führen hinab. Man grub sich tief in die Erde hinein, aber die Paläste des Minos unten baute der menschliche Maulwurf sich behaglich aus.

Allgemach wird es heller. Grauender Morgen lugt auch in die Gräben hinein. Ich trete auf den Aufbau eines Horchpostens und äuge vorsichtig über das zerwühlte Feld. Wenn ich mich über die Brustwehr schwingen und zweihundert Meter geradeaus laufen wollte, so fiele ich in die feindlichen Gräben hinein. Aber ich würde gar nicht so weit kommen. Hier liegen sich die Gegner ziemlich dicht auf der Nase, und es ballert häufig herüber und hinüber. Bei steigendem Morgenlicht wird die Gegend deutlicher. Aus den Riesenwindungen zweigen Seitengräben sich ab. Das ist eine unterirdische Stadt, die auch ihre Straßennamen hat. „Alsenweg", lese ich auf einer Tafel, „Berlinerstraße" und „Helgoländerweg" auf einer anderen. Wohin führen sie? Ich zerbreche mir nicht den Kopf darüber, ich muß weiter. Jetzt kommen wir an Stellen, die durch Granateneinschlag zerstört worden sind. Hier wird gearbeitet; die Soldaten machen Front und lassen uns vorüber. Doch der Marsch wird ungemütlich. Ich sinke bis über die Knie in flüssigen Lehmboden und tauche die Stiefel dann wieder in ein spritzendes Wasserloch. Eine Ahnung überkommt mich, wie wenig erfreulich der Aufenthalt in den Schützengräben bei schlechtem Wetter sein muß. Dann sickert und brodelt das Regen- und Grundwasser auch bis in die Unterstände, und die Ratten werden lebendig. Ratten, Flöhe und Läuse sind hier genau so wie im Osten die Feinde der Menschheit in dieser Troglodytenwelt. Der Schützengrabenhumor, von dem unsre Witzblätter so Lustiges zu erzählen wissen, geht den armen Jungen zuweilen auch aus. Es gibt Tage und Nächte, an die man nicht ohne Erschütterung zurückdenken kann. Wenn es über die Erde blitzt und die Handgranaten pfeifen, wenn die Luft zittert im Brüllen der großen Geschütze und giftige Gase durch die Gräben treiben, dann mag der Geier Humor behalten. Der Humor hält auch schwer Stand, wenn die Winterkälte an den Knochen zehrt oder wenn der Regen tagein tagaus vom Himmel gießt und die Sohlen der Gräben in Matsch verwandelt. Ein Regimentskommandeur erzählte mir, daß er sich in dieser Regenzeit allmorgendlich habe aus den Schlammassen „herauswinden" und wie ein Wäschestück „auswringen" lassen müssen, um wieder zu dem Erdenglück einer angemessenen Trockenheit zurückkehren zu können. Und, wie gesagt, ein Weniges von diesen Annehmlichkeiten spürte ich selbst bei dem Spaziergang durch die „schlechten Stellen", durch den Lehmbrei und die Wasserpfützen. Auch an den Marsch über die Holzroste muß man sich erst gewöhnen, einen Knüppeldamm, auf dessen ewiger Schlüpfrigkeit man nur vorwärtsglitschen und -gleiten kann. Und greift die hilfesuchende Hand dann rechts und links an die Seitenwände, so findet sie auch da keinen stützenden Halt — die zehn Finger versinken vielmehr ebenso wie Füße und Beine in dem flüssigen Lehm: der ganze Mensch wird zu einem vorsintflutlichen Lehmkloß. Die Böschungen bestehen hier fast durchweg aus Lehm, mit Tuff und Muschelkalk durchsetzt, und sind nicht leicht zu befestigen. Aufmauerungen mit Steinen erweisen sich vielfach als notwendig; dazwischen sieht man Weidengeflecht, Sandsäcke und Holzabsteifungen. Dicke Kabeltaue kriechen an den Wänden entlang, bis zu den entferntesten Stellen führen die Fernsprechleitungen. Hie und da hängen ausgehöhlte viereckige Eisenstücke, Gongs, die Alarm schlagen, wenn ein Gasangriff erwartet wird. Dann werden in Eile die Masken vorgebunden, die außerordentlich vervollkommnet worden sind und die Mannschaften in Fabelwesen aus einer phantastischen Welt verwandeln.

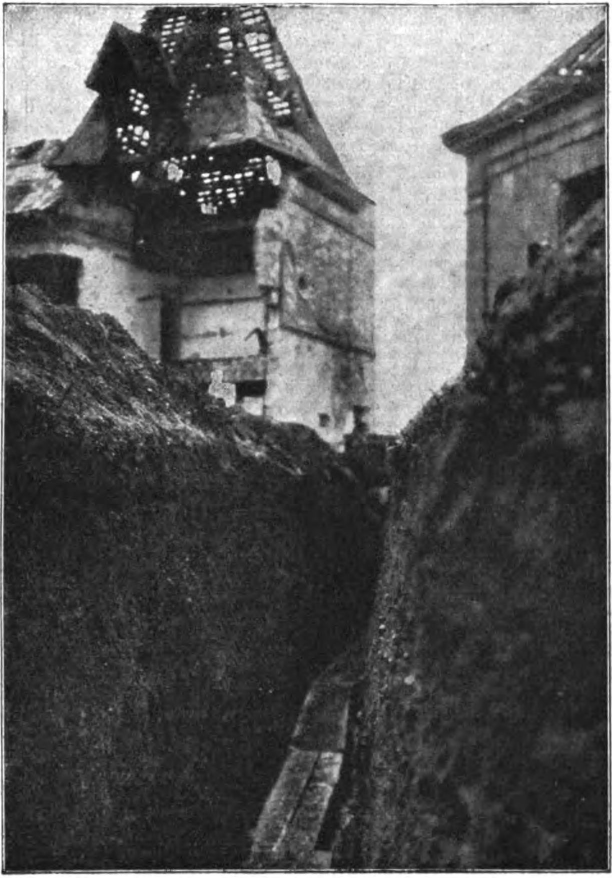
Inzwischen wird es heller und heller. Die Beobachtungsposten werden seltener, die Grabenlinien führen weiter vom Feinde ab. Wir biegen in den „Turm-Gang" ein, so genannt nach einem Rolandsturm, dessen Ruine in der Nähe liegt, denn der Sagenkreis von dem tapferen, starken und frommen Paladin des großen Kaisers Karl spinnt sich auch über die Picardie. Jetzt wandelt es sich bedeutend angenehmer. Die Sohle ist betoniert, die Gräben verbreitern sich, die Böschungen sind fest gefügt. Kühlende Morgenluft schlägt uns entgegen. Wir sind in dem Grabengebiet eines neuen Regiments; der Kommandeur und sein Adjutant treten dem Prinzen mit dienstlicher Meldung entgegen und geleiten uns weiter. Aber der Marsch, der uns viele Kilometer weit durch die Schützengräben geführt hat, ist bald beendet. Wir steigen langsam aufwärts und stehen nun wieder auf freiem Felde. Ich schaue auf die Uhr. Es ist beinahe acht; wir sind gut vier Stunden gelaufen. Über das Feld treiben graue Nebelschwaden. Es donnert in der Ferne. Der Feind rührt sich wieder, doch er ist heute nicht bösartig. Wir schreiten querfeldein, leicht hangan durch taufeuchtes Gestrüpp, über den morschen Brückenbau eines Flüßchens. Der Horizont klärt sich auf. Steigende Sonne drängt sich durch die Wolkenballen, der Tag wird freundlich. Gehöfte und Dörfer tauchen auf; viele von ihnen tragen Namen in Verbindung mit „Roy": Beweis dafür, wie stark die Anhänger des Königstums in der Picardie nach der Revolution ihre Erinnerung bekannten, denn das „Roy" wurde meist erst damals den Namen der Schlösser, Städtchen und Güter beigefügt.

Wir schreiten am Ufer des Flusses entlang, der einen historischen Namen trägt und durch ein sinnreiches Kanalnetz mit den beiden großen Strömen der Landschaft verbunden ist. Jetzt ist der Morgen wach, die Vögel zwitschern, ein Storch sucht sich Gewürm und Frösche im feucht schillernden Wiesengrund. Am Flusse knien Soldaten und säubern ihre Wäsche: wieder ein Friedensbild. Aber ein paar Schritte weiter um so stärkere Spuren des Krieges. Das ist L., ein stattlicher Flecken mit hübschen Landhäusern, der früher häufig von Pariser Sommerfrischlern besucht wurde. Die Franzosen belegen ihn gern mit Granaten, weil sie wissen, es macht sich gut, wenn man den bekannten Ortsnamen „zwischen Somme und Oise" in den Generalstabsberichten anführt. Alle die anderen kleinen Flecken hier draußen kennt der Pariser nicht; doch wenn er von L. liest, wird er aufmerksamer. Was? Auch da sitzen die Deutschen — na, man hats ihnen wenigstens ordentlich gegeben! Zuweilen gibt man es ihnen freilich nur in der Phantasie. So hatte der französische Tagesbericht vom 3. April gemeldet, zwischen Somme und Oise sei die Artillerie besonders tätig in der Gegend von P. und L. gewesen, „wo die deutschen Schützengräben durch unser Feuer verschüttet wurden". Darüber wollen wir Näheres erfahren. L. ist allerdings arg verwüstet worden. Haus um Haus wurde in Trümmer gelegt. Die Geschosse schlugen durch Dächer und Stockwerke und spritzten in die Keller hinein. Überall zusammengestürzte Mauern. Auch die Kirche hat schwer gelitten; ein paar bemalte Gipsbilder von Heiligen hat man vor die Tür gestellt, als sollen sie das Gotteshaus bewachen. Zum Unterstand des Kommandeurs. Wir klimmen hinab und öffnen die Tür: das Schwarz tiefer Nacht schlägt uns entgegen. Der Divisionär tastet sich vorwärts. „Ist Niemand hier?" fragt er. Da schrickt aus Kehlgegurgel und Schnarchtönen irgendwo eine menschliche Stimme empor. Die elektrische Lampe leuchtet auf. Der übliche Unterstandsraum: ein Bett im Winkel, im Bette ein verschlafener Graf. Aber er hat ein gutes Anrecht auf die Verschlafenheit, denn Abend und Nacht waren stürmisch. Am liebsten möchte er aus dem Bette fahren, um im Hemd Meldung zu erstatten, doch der Prinz bedeutet ihn, ruhig liegen zu bleiben; er will nur Näheres über die angeblich „verschütteten Schützengräben" des französischen Generalstabsberichts wissen. Da schwillt dem Kommandeur im Bette die Zornader. „Es ist eine Frechheit!" ruft er erbittert; „Königliche Hoheit, gewiß, sie haben wieder einen Granatenhagel herübergesandt, den gewohnheitsmäßigen, den sie für ihre Berichte brauchen, aber kein Stückchen unsrer Schützengräben ist verschüttet worden. Es ist eine Frechheit!" schließt er in neu erwachendem Grimm und schüttelt drohend die weiße Hembrust. Der Prinz nickt. „Danke schön, ich dachte es mir. Nun schlafen Sie weiter" . . . und wir klettern wieder an das Tageslicht.

Hinter L. steigt das Gelände ein wenig an. Diese Höhe ist ein gefährlicher Durchgang. Wer sich da oben sehen läßt, wird vom Feinde rücksichtslos angeblafft. Aber ringsum ziehen sich die Schützengräben der zweiten Stellung. Hinein! Sie umschlängeln in weitem Kreise die dem Feuer ausgesetzte Anhöhe; jenseits von ihr sind wir wieder in Sicherheit und können von neuem hinaus. Dorf D. liegt vor uns. Hier haben sich im Herbst vierzehn scharfe Kämpfe gegen französische Territorialkräfte entsponnen. Eine Parkmauer ist nach mittelalterlicher Befestigungskunst zur Verteidigung eingerichtet worden; man hat Schießlöcher in die Steine geschlagen. Dahinter grinsten damals die schwarzbraunen Teufelsgesichter einiger Turkoregimenter. Aber sie grinsten nicht lange. Unser Artilleriefeuer vertrieb sie; es rückte näher und näher und konnte auch das Schlößchen im Park nicht schonen. Es war einst ein Herzogssitz, doch die Zeiten verdünnten das Gold der Herzogskrone, und da verkaufte der alte Aristokrat (wurde mir erzählt) das hübsche Anwesen an einen Mann, der keine Krone besaß, sich aber in einem betriebsamen Viehhandel ein großes Vermögen erworben hatte. Nun fühlte auch der Viehhändler sich blaublütig, setzte ein „de" vor seinen Namen und kam sich so herzoglich vor, daß er sogar die in Stein gehauenen Wappen am Schlosse beibehielt. Vielleicht hat ein findiger Genealoge nachgewiesen, daß er eigentlich von dem Herzogsgeschlecht abstamme. Das läßt sich im republikanischen Frankreich ohne alle Hilfsmittel machen. Das Schloß liegt heute in Trümmern. Der älteste Teil ist zweifellos der Rundturm, aber auf seinen gewaltigen Grundmauern baute man ein lockeres Gefüge auf und klexte rechts und links Flügel im Präfekturstil Napoleons an und schmückte sie mit Erkern, Vorbauen, Türmchen und Zinnen. Das alles ist noch gut zu erkennen. Im übrigen

haben die Geschosse schonungslos gewütet. Hier und da steht man noch einen Säulenstumpf, ein hübsches Kapitäl, ein Stück Täfelung. Der Speisesaal zerriß in der Mitte, der schwarze Marmor des Kamins glitt in die Tiefe, aus dem Schutt ragt ein Teil der Fußbodentäfelung hervor. Aber die steinernen Löwen des Tores recken noch ihre Pranken und blecken die Zungen vor dem Jammer der Zeit.

Auch in die Kirche dahinter fuhren die Feuergrüße. Durch die hohe Wölbung schaut der Blick ungehindert zum blauen Himmel. Einem Petrus hat ein Granatsplitter die erhobene Hand genommen. In einem Winkel neben der Sakristei liegen hunderte von zerscherbelten Weinflaschen. Der kleine Friedhof hat seine stille Schwermut behalten; die Verwilderung der Anlage, das wuchernde Unkraut, die Feldblumen, alles das paßt zu dem Zuständlichen. Gleich daneben hat abermals ein fröhliches Leben sich geregt. Über der Tür eines kleinen Hauses prangt die Inschrift „Ratskeller“. Vor anderthalb Jahren lagen deutsche Jäger in D. im Quartier, und die munteren Jungen hatten sich eine nette Kantine geschaffen. Inzwischen polterte der Franzose wieder mit seinen Geschossen in die Behaglichkeit. Aber die Wände des „Ratskellers“ sind doch noch stehen geblieben, und die ganz reizenden Wandbilder, in Wasserfarben entworfen, spotteten der Granaten. Hier hat der Humor sich ausgetobt; es muß in der Tat ein Künstler gewesen sein, der diese Karikaturen schuf: lustige Bilder aus dem Feld- und Lagerleben, ganz köstlich in Erfindung und Zeichnung. In der Nähe der Tür fletscht ein gemalter Hund die Zähne; man hat ihn an eine Kette gelegt, und die Kette ist echt, ein Überbleibsel aus dem „Milieu“ von früher. Der Ratskeller war sicher einmal ein Stallgebäude.



Verbindungsgraben nach den vorderen Stellungen durch ein zerschossenes Dorf. Aufnahme von R. Guschmann.

Nun finden wir unsern Wagen wieder und fahren zu unserm Standquartier zurück. Da sind inzwischen zwei gefangene Franzosen abgeliefert worden. Eine unsrer Erkundungsabteilungen hat die Nacht zu einem kecken Wagnis benutzt, die Drahthindernisse durchschnitten, ist in den feindlichen Graben gedrungen und hat, während noch alles in den Unterständen schnarchte, die Grabenwache an den Kragen genommen. Baron B., der Dolmetsch, verhört die Beiden soeben. Der Eine ist ein mürrischer Kauz, aus dem nicht viel herauszukriegen ist, der Andere aber ist ein frischer Südländer, der ununterbrochen schwatzt. Man braucht ihn nicht erst zum Reden aufzufordern. Er ist ursprünglich Käsehändler, und sein „Fromage de Brie“ ging auch nach Deutschland. „Ja natürlich“, sagt er, „wir Franzosen haben große Verluste erlitten, das Essen ist elend, immerhin, man gibt uns Schnaps, wenn es ans Stürmen geht, und dann werden wir wild.“ „Wild“, sagt er, doch er zeigt dabei lächelnd seine weißen Zähne. Er belustigt sich über sich selbst. Er erzählt auch, man wünsche sehnlichst das Ende des Krieges, „aber“, fügt er hinzu, „alle wollen bis zum letzten Ende kämpfen.“ Was ist das letzte Ende, und wann kommt es? —

Die Reichsbuchwoche. Von Wilhelm Koenig.

Seit einiger Zeit begegnet man in den Zeitungen wieder und immer wieder dem Worte „Reichsbuchwoche“, das auch aus Tausenden von Schaufenstern uns in den größten Plakaten entgegenleuchtet. Natürlich zum Besten unserer Feldgrauen! Wie die Wollwoche im Herbst 1915 ungeahnte Mengen älterer und neuerer Wollsachen mobil machte, die nutzlos in Kisten und Schränken aufgestapelt lagen, so soll die Reichsbuchwoche dafür sorgen, daß für unsere Soldaten im Felde und in den Lazaretten geistige Nahrung in genügender Menge bereit gestellt wird. Der Gedanke ist nicht ganz neu. Schon vor fast einem Jahre, in den Tagen vom 13. bis 19. Juni 1915, war eine „Allgemeine Kriegsbuchwoche zum Sammeln von Lesestoff fürs Feld“ veranstaltet worden, die aber leider nicht genügend vorbereitet und nicht straff organisiert war, so daß der Erfolg zu wünschen übrig ließ. Aber diesmal ist alles aufs beste in die Wege geleitet, und da wird das Ziel auch erreicht werden.

Um den Mangel an Lesestoff bei unseren Truppen zu heben, war damals in den mittleren und höheren Schulen des ganzen Reiches eine Sammlung von Büchern geplant. Wenn auch Dickens den Mund ganz gewiß ein wenig voll nahm, als er die Deutschen das Volk der Dichter und Denker nannte, soviel ist jedenfalls sicher, daß in Deutschland s e h r viel gedacht und gedichtet und gelesen wird. Erscheinen bei uns doch Jahr für Jahr mehr Bücher und Zeitschriften als in der ganzen anderen Welt zusammen genommen. Und daß unsere Feldgrauen, die doch die lebenskräftige männliche Blüte unseres Volkes darstellen, doch auch hungern und dürsten nach der geistigen Kost, die sie aus ihrem bürgerlichen Leben gewöhnt sind, ist doch selbstverständlich. Der militärische Beruf stellt zwar im allgemeinen ganz ungeheure Anforderungen an die Kräfte seiner Jünger; aber überall finden sich doch hier und da freie Stunden, in denen der Geist sich sehnt, auszuruhen von den ihn sonst umtosenden Schrecken. Liebesgaben sind bei solchen Gelegenheiten schön, viel mehr aber noch ist der Soldat in solcher Stunde dankbar für ein anregendes Buch. Darüber vergißt er dann, für Stunden wenigstens, alle Mühsal, die er seit Wochen und Monaten erduldet hat: Hunger und Durst und Ungeziefer und Todesschrecken und Wunden, und ist glücklich in der Einbildung.

Jene erste Sammlung von Büchern war so gedacht, daß die Schüler aller Klassen je mindestens e i n Buch für unsere Feldgrauen stiften und in der genannten Woche in ihren Schulen abliefern sollten. Alles sollte dabei willkommen sein, da ja in unserem großen Volksheere alle Schichten der Bildung und des Standes vertreten sind. Ausgeschlossen von der Sammlung sollten nur sein Schädlinge und Ueberflüssigkeiten, wozu in erster Linie abgelegte Hefte von Detektivgeschichten und anderer Schundliteratur gehören — denn die krankhafte Aufpeitschung der Vorstellungskraft kann auf die verwundeten oder in einer Kampfpause stehenden Truppen nur von schlechtem Einfluß sein.

Die Königin von Rumänien hat vor kurzem in einer Betrachtung ausgeführt, wie doch dieser Krieg die Maschinen so siegreich über die Menschen gemacht habe — die wunderbaren Kriegsmaschinen, die als Großkampfschiffe, Unterseeboote oder Luftkreuzer Meer und Luft durchziehen, die als Motorbatterien, 42 cm-Mörser und Minenwerfer Tod und Verderben in die Reihen der Feinde werfen oder als Kriegs-Lastautomobile die kämpfende Truppe mit Nahrung und Munition versehen. Das scheint wohl richtig, ist es aber nicht, denn die Maschine ist erst ersonnen durch den Menschengeist, und auch wenn sie vorhanden ist, ist sie tot ohne den Menschengeist, der sie führt. Nicht die Maschine triumphiert in diesem Kriege, sondern der Geist, der sie ersonnen hat und sie leitet und lenkt. Und dieser Geist, der unsere Krieger unüberwindlich macht, muß wieder und immer wieder genährt und angeregt werden.

Die Reichskriegswoche im vorigen Jahre hat, wie gesagt, nicht das geleistet, was man von ihr erhofft hatte; freilich einige tausend Zentner von Büchern sind trotzdem immerhin zusammengekommen. Aber was will das heißen bei den vielen Millionen von Händen, die sich sehnend nach Büchern ausstrecken! Auch sonst waren ja übrigens schon ganze Eisenbahnladungen von Schriften hinausgesandt worden ins Feld. Die deutschen Verlagsbuchhandlungen, die bereits bei so vielen Gelegenheiten Beweise ihrer großherzigen Denkungsweise gegeben haben, boten von dem Besten, was sie zu geben hatten, ungezählte Tausende von Bänden, und trotzdem reicht der Lesestoff für unsere Feldgrauen immer noch nicht hin und nicht her. Sind es doch zu viele Stellen, die versorgt werden müssen.

Eine Zusammenstellung des Roten Kreuzes zeigt dies sehr anschaulich. Danach waren bis Ende September 1915 durch diese Organisation an unsere Truppen — 4 009 882 Bände zur Verteilung gelangt. Eine schwindelnde Zahl, wenn man sie im ganzen betrachtet, die aber zum Teil in recht kleine Zahlen zerflattert, wenn man die einzelnen Stellen betrachtet, an die die Bücher gegeben wurden. Die Lazarette erhielten 1 816 558 Bände, das Feldheer 1 110 280, die Flotte 170 631, die Truppenübungs- und Lagerplätze 58 031, die Truppenverpflegungsstätten und die Bahnhöfe 110 013, die Lazarettzüge 23 723, die Feldlazarette 75 064, die Kriegs- und Etappenlazarette 105 244, die Soldatenheime 38 141, die Kriegsgefangenen 6 144, und durch die Feldgeistlichen gelangten zur Verteilung 486 054 Bände.

In den sieben Monaten, die seit der Veröffentlichung dieser Zahlen vergangen sind, ist die Versorgung unserer Truppen mit Lesestoff natürlich nicht erlahmt, im Gegenteil ist auf diesem Gebiete fast mehr gearbeitet worden als vorher. Es sind zum Teil die fliegenden Divisionsbüchereien entstanden, von denen wir an dieser Stelle berichteten, auch sind in den Etappenorten viele Feldbuchhandlungen eingerichtet worden, in denen die Soldaten sich alle die Bücher kaufen können, nach denen ihr Herz sich sehnt. Aber man darf nicht vergessen, daß das Buch im Felde meist ein recht kurzlebiges Dasein führt. Ist ein Bändchen interessant, so wandert es aus einer Hand in die andere und wird zerknüllt und zerfetzt; kommt es dann noch einmal in den Regen, so löst es sich auf und ist erledigt. Deshalb muß immer wieder für Ersatz der ausscheidenden und für weitere neue Bücher gesorgt werden. Für den Einzelnen schon, der einen Lieben im Felde zu stehen hat, gelten die Worte:

Leg allen deinen Liebesgaben
Ein Büchlein bei, den Geist zu laben

oder der andere Merkvers, der ebenso kunstlos gereimt, aber auch ebenso beachtenswert ist:

Dem Feldgrauen sende ein Buch;
Es ist ihm ein lieber Besuch!

Trotzdem also schon viele, viele Millionen von Büchern hinausgegangen sind zu unsern unter den Waffen stehenden Brüdern, müssen immer neue Millionen folgen. Jeder Mann im Felde müßte ein gutes Buch bekommen, das ihm — seinem Verständnis angepaßt — die Ewigkeiten des Wahren, Guten und Schönen vermittelt. Und dazu also soll die Reichsbuchwoche beitragen, die in diesem Jahre auf dem 28. Mai bis 3. Juni fällt. Daß der schöne Gedanke zur fruchtbaren Tat werde, muß jeder sein Teil beitragen! Auch du, lieber Leser, liebe Leserin, auch du mußt dein Teil beitragen; es ist unumgängliche Pflicht! Daß in der Reichsbuchwoche diesmal viele Millionen von Büchern zusammengetragen werden, sei eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes; und eine **Ehrenpflicht** wollen wir doch erfüllen. —

Die Silhouette, die unter diesen Zeilen steht, ist in diesen Tagen an den Fenstern von vielen tausend Buchhandlungen zu sehen und schärft immer wieder die Gewissen. Es ist eine Art Triptichon. Die beiden kleinen Flügelbilder, die einen Fußsoldaten und einen Reiter auf einsamer Wacht zeigen, rahmen ein großes Mittelbild ein: lesende Soldaten im Unterstand. Es ist gewiß ein lesehungriger Soldat gewesen, der den scherzhaften Reim geschrieben hat:

Der Unterstand ist schlecht möbliert,
Der nicht ein Dutzend Bücher führt.

Nun, der hier gezeigte Unterstand ist auf der Höhe, denn eine Bank im Hintergrunde ist mit Büchern belegt und auch unter ihr liegen noch einige. Der Gedanke, daß der harte Beruf des Soldaten mit seiner oft drückenden seelischen Einsamkeit während der Zeit der Ruhe durch die Zwiesprache mit einem guten Buch als einem geistigen Gefährten wenigstens etwas gelindert werden kann, ist mit einfachen Mitteln und leicht faßlich im Bilde dargestellt. Und unser aller **Pflicht** ist es, wie gesagt, diesen edlen Gedanken in die Tat umzusetzen!

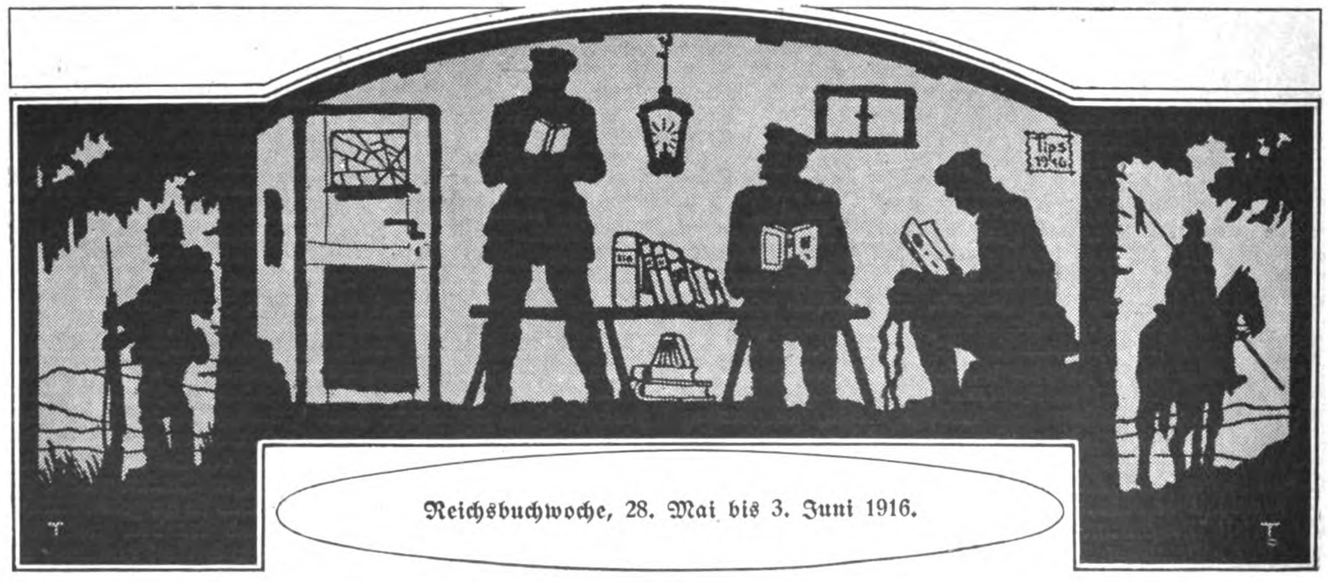
Aber was für Bücher sollen wir denn senden? —

Zunächst etwas Äußerliches. Für das Feld kommen im allgemeinen nur kleine, leichte in Betracht; denn es sind fast immer nur einzelne Stunden, die zum Lesen zur Verfügung stehen. Unhandliche Prachtbände, große, schwere Wälzer von gebundenen Zeitschriften, Nachschlagebücher und wissenschaftliche Kompendien würden also ihren Zweck verfehlen. Worauf es ankommt, das ist, dem einfachen Mann wie dem Gebildeten Unterhaltung und Anregung zu bieten. Dabei sollte aber alles Seichte und Gefühlsverlogene fehlen, ebenso wie die Schädlinge und Überflüssigkeiten, von denen im Eingange schon die Rede war. An der Spitze stehen sollen die deutschen Dichter alter und neuerer Zeit, in deren unterhaltenden Werken in Geschichten, Erzählungen und Romanen sich die beste Kraft unseres Volkstums verkörpert findet. Vor allem erwünscht sind auch kräftig humoristische Bücher, sowie Sammlungen von Anekdoten; aber auch bessere spannende und stofflich interessante Abenteurer- und Reiseromane dürfen nicht fehlen, desgleichen vaterländische Geschichts- und Lebensbilder. Und nicht zu vergessen ernste Bücher, die von den ewigen Dingen reden! Denn für den Soldaten im Felde gilt in höherem Grade noch als für uns alle Hamlets Wort, daß bereit sein alles ist. Und wer kann sich bereit nennen, der nicht über sie im Klaren ist?

Wenn jemand seine Bücherei plündern will, um in der Reichsbücherwoche seinen Beitrag zu leisten, mag er es tun. Aber, wohlgemerkt: Schenke nicht das, wofür du keine Verwendung hast; schenke vielmehr die Bücher, die dir selbst lieb und wert sind! Praktischer aber dürfte es sein, in die Buchhandlung zu gehen und dort geeignete Bücher zu erstehen. Wir haben in Deutschland dutzende von billigen Sammlungen guter Werke: Wiesbadener Volksbücher, Reclam, Meyers Volksbücher, Engelhorns Romanbibliothek, Ullsteinbücher, Velhagen & Klasings Volksbücher, die Ausgaben der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung usw. usw.; wir haben außerdem aber billige und dabei gute Bücher in fast unzählbarer Menge; aus diesem Reichtum von Schätzen wird der deutsche Buchhändler Geeignetes zur Auswahl bieten können.

Entgegengenommen werden die Büchergaben, die die Liebe des deutschen Volkes in der Reichsbücherwoche unserm Heere stiften wird, in allen Verkaufsstellen, wo die Silhouette angeheftet ist, die unter diesen Zeilen steht. Alles Gedruckte, was während der Reichsbücherwoche gekauft wird, verpacken die Angestellten in den Läden der Buchhändler und sorgen dafür, daß es an die Sammelstelle weitergeleitet wird; der Käufer braucht also nur zu kaufen und seinen Namen, oder wenn er die Bücher besonderen Empfängern zugedacht hat, auch noch deren Namen daraufzuschreiben.

Es ist zu hoffen, daß in der Reichsbücherwoche ein recht breiter Strom von Büchern von der Heimat hinausflutet zu den Feldgrauen draußen, die ihr Leben einsetzen, um das Vaterland vor den Feinden zu schützen. Wer von uns in der Heimat will da zurückbleiben?



Reichsbuchwoche, 28. Mai bis 3. Juni 1916.

Kriegsnotgeld. Von Geh. Regierungsrat G. G. Winkel in Königsberg.

Schon hat das deutsche Volk 36 Milliarden Mark in Schuldverschreibungen des Reiches übernommen! Die Sprache, die aus dieser Riesensumme spricht, wird von unsern Feinden nur zu wohl verstanden werden, wenn sie sich auch so stellen, als ob sie nicht hören könnten. Die Zeichnungen und noch mehr die auch auf die vierte Reichsanleihe schon erfolgten Einzahlungen zeugen von dem unerschütterlichen Siegeswillen und von der Siegeszuversicht des ganzen Volkes. Nicht nur durchhalten wollen wir, sondern auch durchsiegen! Aber, wie merkwürdig: zu derselben Zeit, in der wir der ganzen Welt beweisen konnten, daß unsere Finanzkraft noch immer ungeschwächt ist, daß wir immer noch großes Geld genug haben, zu derselben Zeit war das kleine Geld z. T. wie von der Bildfläche verschwunden. Es war wieder einmal eine Kleingeldnot ausgebrochen, genau so, wie sie im August des Jahres 1914 zu Anfang des Krieges bestand. Jedermann ging mit seinen Fünf- und Zehnpfennig-Stücken auf das sparsamste um, und in den Läden bekam man an den Kassen grüne und rote Briefmarken heraus. Die Hausfrau mußte die Briefmarken annehmen, weil kein anderes Kleingeld da war, aber der Schaffner der Elektrischen Bahn wies sie zurück, weil er das kleine Papier in seiner großen Geldtasche nicht brauchen konnte.

Nur ein Unterschied war zwischen damals und jetzt: während die heutige Kleingeldnot allgemein durch das ganze Reich geht, merkte man von der damaligen Knappheit des kleinen Geldes nur an den Ost- und Westgrenzen in der Nähe der Kriegsschauplätze etwas. Mitteldeutschland blieb davon unberührt, ebenso wie man sich dort vielfach auch jetzt noch gar keine richtige Vorstellung vom Kriege machen kann. Mag es auch kopflos gewesen sein, wenn einfache Leute alles Bargeld ängstlich an sich hielten und ihr Papiergeld an den Mann zu bringen suchten, wenn Kaufleute gelegentlich die Annahme von Papiergeld ablehnten, weil es ihnen zu unsicher erschien, — mag man das als unpatriotisch schelten, die Tatsache als solche steht fest. Besonders bei uns im Osten, in unserer vom Feinde bedrohten Provinz Ostpreußen, machte sich der von Tag zu Tag steigende Mangel an Scheidemünze immer drückender fühlbar. Er wirkte überaus hemmend auf Handel und Verkehr und legte diesen zeitweise fast völlig lahm. Waren doch beispielsweise bei der Reichsbankstelle in Elbing, auf die einige Landkreise des Regierungsbezirkes Königsberg angewiesen sind, Hundertmarkscheine das kleinste Wechselgeld, und auch diese manchmal überhaupt nicht zu haben!

Die zu Anfang August des Jahres 1914 erfolgte vermehrte Ausgabe von Silbergeld und die Ausgabe der kleinen Darlehnskassenscheine der Reichsbank änderte darin nichts. Was sollte da geschehen, um dieser Not abzuhelfen? Nun, man machte in dieser Not eben Notgeld. Ausgabestellen waren die Magistrate, die Landräte, die Spar- und Darlehnskassen, hier und da auch einige gewerbliche Betriebe, insbesondere die großen Hüttenwerke.

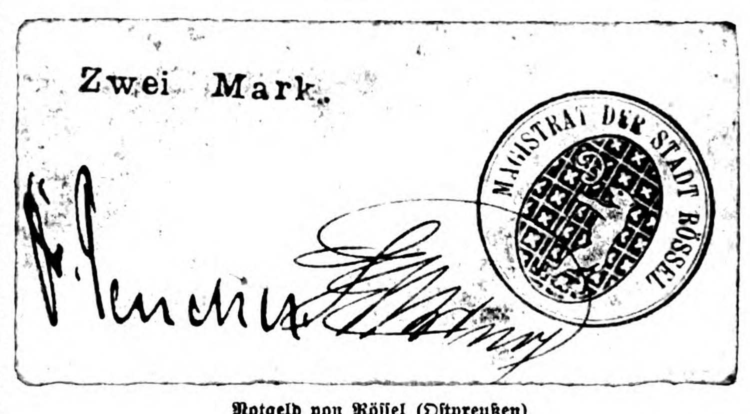
Das Notgeld ist indessen keine neue Erfindung. Notgeld hat es leider schon recht oft gegeben. Meist war es aus einem geringwertigen Metall geprägt, wie zur Zeit Friedrichs des Großen: „Außen Friedrich, innen Ephraim", oder sogar einfach aus Blech, wie im Jahre 1885 in Philippopel, als dort anläßlich der Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien eine große geschäftliche Aufregung eintrat und im Zusammenhang damit das Kleingeld plötzlich vollständig verschwand. Nachdem zunächst ein deutscher Kaufmann Feller Blechmarken zu einem Piaster ausgegeben hatte, ließ ein pfiffiger Orientale österreichische Silbersechser der Ausgabe 1849 aus Blech stanzen und brachte davon für rund 120 000 ℳ in Umlauf, selbstredend ohne je an die Einlösung zu denken.



Notgeld von Obersitzko (Posen).



Notgeld von Deutsch Eylau (Westpreußen).



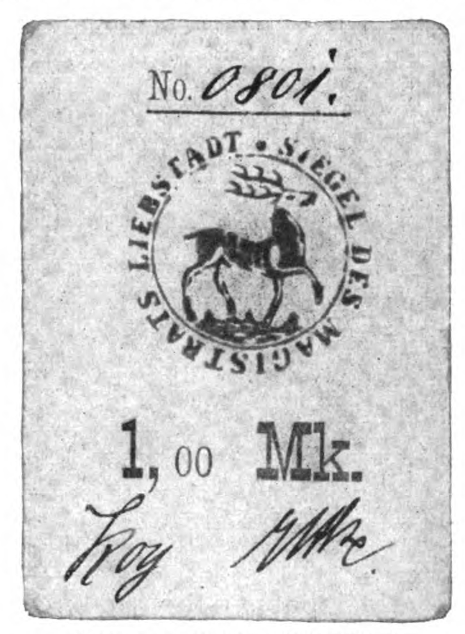
Notgeld von Rössel (Ostpreußen).

Außer Metall wurden auch Leder, Zeug und Papier zur Herstellung von Notgeld verwendet. Ich entsinne mich, daß ich früher einmal Ledergeld von irgendwelchen russischen Semstwos besessen habe, und ich habe heute noch zwei Notgeldscheine aus Baumwolle zu 50 und 15 Kopeken, die von einem Webereibesitzer Louis Geyer in Lodz in der Zeit vor der letzten polnischen Revolution (Anfang der sechziger Jahre) ausgegeben sind.

Bei Notgeld aus Papier denken wir natürlich in erster Linie an die berüchtigten französischen Assignaten (die es in veränderter Form auch heute wieder gibt), doch hatten wir auch bei uns in Preußen schon ähnliches, z. B. die Groschenzettel aus der Belagerung von Kolberg und die Talerscheine von Erfurt aus dem Jahre 1813. In Österreich gab es derartiges Notgeld in den Jahren 1794, 1848 und 1849.

Die Wiedereinführung des papiernen Notgeldes bei uns vollzog sich im Kriegsjahre 1914 außerordentlich rasch und nahm einen über aus großen Umfang an. Die kleinste Druckerei und die Schreibmaschine oder auch die bloße Feder genügten zur Herstellung der Scheine. Zum Ausschreiben von künstlerischen Entwürfen, wie auch zur Einholung von Genehmigungen der vorgesetzten Behörden war gar keine Zeit. Jeder Magistrat stattete sein Notgeld aus, wie er wollte, und die Behörden drückten beide Augen zu. Sie hatten auch wichtigeres zu tun, als wegen der Herausgabe von Fünfpfennigscheinen für Orte von 2000 Einwohnern an die Zentralbehörden zu berichten, wie das, da die Notgeldscheine zweifellos Inhaberpapiere sind, an und für sich bei Beachtung von § 795 des Bürgerlichen Gesetzbuchs nötig gewesen wäre.

Man nannte die Scheine in der Regel Gutscheine, doch finden sich auch die Bezeichnungen: Kriegswechselscheine, Spar-



Notgeld von Liebstadt (Ostpreußen).



Aus dem Kriegsgefangenen-Lager in Pr. Holland (Ostpreußen).

einlage, Stadtkassenbon u. a. m. Ganz mit dem richtigen Namen nennt die Stadt Strelno ihre Scheine Kriegsnotgeld. Die kleine Stadt Wiehe in der Provinz Sachsen nimmt den Mund etwas voll und sagt zu ihren Scheinen über 50 Pfennige (nur dieser eine Wert ist ausgegeben) Schuldschein. Wer aber ganz vorsichtig ist, wie der Elbinger Magistrat, der sagt: Platzanweisung.

Das Bürgerliche Brauhaus in Bremen darf sich rühmen, die Not der Zeit zuerst erkannt und das erste Notgeld am 31. Juli 1914 ausgegeben zu haben. Dann erscheinen die Ostpreußen auf dem Plan: Preußisch Holland mit dem 1. August und Allenstein mit dem 2. August. Vom 3., 4. und 5. August haben wir schon eine ganze Menge Notgeld aus Ost- und Westpreußen. Sehr bald folgen Posen, Schlesien, Westfalen, die Rheinprovinz und die Reichslande. Aus Mitteldeutschland gibt es nur vereinzelte Scheine. Überhaupt machen sich die nachbarlichen Einflüsse sehr geltend, insbesondere soweit Fabriken oder, wie in Oberschlesien, die Hüttenwerke in Frage kommen.

Der Anzahl nach belaufen sich die Ausgabestellen in Ostpreußen auf 18, in Westpreußen auf 27, in Posen auf 74, in Schlesien auf 64, in Westfalen auf 31, in der Rheinprovinz auf 10, in den Reichslanden auf 18 und im übrigen Reich auf 28. Die Zahlen schwanken etwas, je nachdem man den Begriff des Notgeldes enger oder weniger eng faßt. Die Höhe der ausgegebenen Werte wechselt von 5, 10 und 25 Pfennigen bis zu 10 und 20 ℳ. Den Gesamtwert aller ausgegebenen Scheine hat der Staatssekretär des Reichsamts des Innern in einer dem Reichstage vorgelegten Denkschrift vom 23. November 1914 über wirtschaftliche Maßnahmen aus Anlaß des Krieges auf 6 287 740 ℳ berechnet. Nach einer späteren Berechnung werden etwa $6^1/_2$ Millionen herauskommen. Davon entfallen beispielsweise auf Ostpreußen rund 233 000 ℳ. Wennschon in diesem Aufsatz in der Hauptsache nur von reichsdeutschem Notgeld die Rede sein soll, so will ich doch an der Hand meiner über 1500 Nummern zählenden Sammlung hier einfließen lassen, daß mir aus dem Auslande noch folgende Ausgabestellen bekannt sind: Österreich 36, Russisch Polen und Kurland 9, Frankreich 120, Holland 7, Belgien 29. Außerdem soll noch Notgeld ausgegeben worden sein in Dänemark, Schweden, Italien, in der Schweiz und in Tsingtau. Aus Dänemark und Schweden habe ich je einen Schein. Es ist mir aber doch fraglich, ob es sich hier um wirkliches Notgeld in unserem Sinne handelt. Dagegen gehört der Schein zu einem Perper aus Montenegro, den man mir als Notgeld geschickt hat, in der Tat hierher. Der darauf als Ausgabetag stehende 25. Juli 1914 führte mich anfangs irre. Die Montenegriner haben ja aber den Julianischen Kalender, und so ist ihr 25. Juli gleichbedeutend mit unserm 6. August. Auch das feindliche Rußland — nicht nur das von uns besetzte — kann mit einer Art Notgeld aufwarten. Ich habe eine blaue 10 Kopeken-Briefmarke, die auf der Rückseite einen Aufdruck trägt, der besagt, daß diese Briefmarke von jedermann an Stelle von barem Geld angenommen werden muß. Einen gleichen Aufdruck werden auch wohl noch andere russische Briefmarkenwerte haben.

Mannigfach ist die Form, in der die Bekanntmachungen über die Ausgabe des Notgeldes erlassen wurden. Da die vorgesetzten Behörden ihre Hand dabei nicht im Spiele hatten, machte es jeder Magistrat, wie er wollte. In Liebstadt in Ostpreußen ließ man es bei dem ortsüblichen Ausklingeln bewenden. Die Bekanntmachung lautete:

„Da das Kleingeld augenblicklich sehr knapp ist, werden von der Kämmereikasse für die Zeit des Bedarfs Gutscheine von 0,50, 1,00, 2,00 und 3,00 ℳ ausgegeben, die den vollen Wert des Geldes haben und von sämtlichen Geschäften, sowie auf der Kaiserlichen Post, Kämmerei und Sparkasse in Zahlung genommen werden."

Liebstadt, den 6. August 1914. Der Magistrat.

In Reichenbach in Ostpreußen hat der Ortspfarrer die Absicht, daß Notgeld von dem Spar- und Darlehnskassenverein ausgegeben werden sollte, abgekanzelt, indem er am 9. August von der Kanzel zu einer Hausväterversammlung mit dem Hinweis einlud, daß in dieser Versammlung über die Ausgabe von Kriegsnotgeld nähere Mitteilungen gemacht werden sollten. — Also ganz wie zu Großvaters Zeiten!

Größere Städte erließen natürlich richtige gedruckte Bekanntmachungen durch die Zeitungen und durch Maueranschläge. So verkündete z. B. das ostpreußische Städtchen Rastenburg:


Gutschein von Arys (Ostpreußen).



Gutschein von Tilsit mit der Unterschrift des Oberbürgermeisters Pohl.

„Da die hiesigen Banken seit einigen Tagen geschlossen sind und Bargeld daher nicht gezahlt werden kann, so werden statt dessen bis auf weiteres Gutscheine, zunächst in der Höhe von 50 Pfg., an diejenigen Familien, die auf Kriegsunterstützungen Anspruch haben, ausgegeben. Für diese Gutscheine verbürgt sich die Stadtgemeinde Rastenburg."

Rastenburg, den 24. August 1914. Pieper. Küßner.

In Heilsberg heißt es:

„Von heute ab werden in der Stadtkasse, um dem Mangel an kleiner, barer Münze zu begegnen, gegen Papiergeld zum Nennbetrag Gutscheine zu 1 ℳ, 50 Pfg., 5 Pfg. umgewechselt. Für diese Gutscheine verbürgt sich der Magistrat, wenn sie mit seinem Stempel und mit je zwei Namen von Magistratsmitgliedern handschriftlich unterzeichnet sind. Kaufleute und Gewerbetreibende werden gebeten, diese Gutscheine in Zahlung zu nehmen, die bei der Stadtkasse wieder in bares Geld eingetauscht werden."

Heilsberg, den 10. August 1914.

Der Magistrat. Breuer.

In Bischofstein sagt der Magistrat sogar ganz kurz und entschieden: „Kaufleute und Gewerbetreibende sind verpflichtet, die Scheine in Zahlung zu nehmen." Ähnlich hat es der Landrat in Marggrabowa gemacht, der die Androhung hinzufügte, daß er im Weigerungsfalle die Geschäfte schließen lassen würde. Nun — die Gewerbetreibenden werden überall soviel Gemeinsinn gehabt haben, daß sie es zu Zwangsmaßregeln nicht kommen ließen, und es sind auch wohl in den meisten Fällen Vereinbarungen mit ihnen voraufgegangen. Jedenfalls hat man an keiner Stelle von irgendwelchen Schwierigkeiten gehört.

Die Einlösung der Scheine bei den Stadt- oder Kreiskassen war meist an die Form gebunden, daß ein bestimmter Mindestbetrag in Scheinen vorgelegt werden mußte. In der Regel sind 20 ℳ genannt. So kamen dann die Gutscheine allmählich wieder an die Ausgabestellen zurück, die sie, falls noch verwendbar und das Bedürfnis vorhanden, von neuem in Umlauf setzten. — Doch war an manchen Orten der Kleingeldmangel schon nach einigen Wochen so weit behoben, daß die zurückgegebenen Scheine bei den Kassen behalten werden konnten. Im übrigen wurde ein bestimmter Schlußtag für die Rücklieferung festgesetzt, von dem ab die noch nicht eingelösten Scheine die Gültigkeit verlieren sollten.

Die Mehrzahl der Scheine ist im Buchdruck hergestellt. Die Unterschriften zweier Magistratsmitglieder und der Druckstempel mit dem Stadtwappen boten ja im allgemeinen genügende Sicherheit, da die Scheine meist nur im eigenen Stadtgebiet benutzt wurden und die Unterschriften dort jedermann bekannt waren. Öfter aber sind auch kleine banknotenähnliche Kunstwerke entstanden, wie in Tilsit, Elbing, Schneidemühl und Gebweiler im Elsaß. Die allereinfachsten Scheine hat



Österreichisches Lagergeld von Katzenau bei Linz.



Kriegsgefangenen-Lager in Cassel.



Notgeld von Mitau in Kurland.



Bon von Lille.



Notgeld von Gebweiler im Elsaß.

wohl Obersitzko herausgegeben: ein rechteckiges Stückchen gelbbraunes Packpapier mit zwei Stempeln, einer Unterschrift und mit Wert und Nummern in Schreibmaschinenschrift. Die Gutsverwaltung von Lopischewo bei Ritschenwalde hat zerschnittene Spielkarten verwendet. In Arys hat man Sechzehntel-Bogen Schreibpapier genommen und alles Nötige handschriftlich hinzugesetzt, auch natürlich den Stadtstempel draufgedrückt. Ähnlich machten es einige schlesische Orte, sowie Miloslaw, Ritschenwalde, Rakwitz in Posen und Ammerschweier im Elsaß. Einzelne Städte haben den verschiedenen Werten verschiedene Farben gegeben, was gewiß sehr zweckmäßig war, andere wiederum — namentlich im Westen — haben verschiedenfarbig gemusterte Streifen auf weißem Untergrund vorgezogen. Sehr hübsch hat Deutsch-Eylau auf seine Scheine gedruckt: „Gott mit uns!" Ebenso Bischofswerder. „Im festen Vertrauen auf den Sieg!"

Wenn auf den Scheinen ein Vermerk über die Haftung gemacht ist, so ist das meist in der Form geschehen „Verbürgt durch den Magistrat". Ganz vorsichtig ist die Kreiskommunalkasse in Marggrabowa gewesen. Sie sagt: „Inhaber dieser Karte hat an die Kreiskommunalkasse des Kreises Oletzko eine Forderung von . . ℳ, der Betrag wird bei Rückgabe dieser Karte gezahlt." Ein Vermerk, daß die Gutscheine nur bis zu einem bestimmten Tage Gültigkeit haben, findet sich auf den ostpreußischen Scheinen nirgends, ganz im Gegensatz zu vielen Scheinen aus Posen, Schlesien und dem Westen, gar nicht zu reden von Frankreich: Remboursable trois mois après la signature de la paix ober après la guerre.

Überall hat man mit der Ausgabe des Notgeldes die besten Erfahrungen gemacht. Wie aus einzelnen Bekanntmachungen zu ersehen ist, hatten sich sogar einige Staatskassen ausdrücklich zur Annahme bereit erklärt. Hinsichtlich der Post geht das schon aus dem Wortlaut der Liebstadter



Holländisches Notgeld von Vlissingen.



Kriegsgefangenen-Lager in Erfurt.



Kriegsgefangenen-Lager in Hameln.



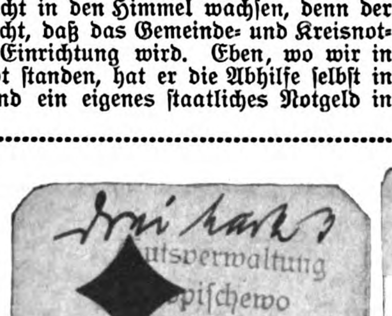
Notgeld auf Baumwolle. Lodz. Etwa 1860.

Bekanntmachung hervor. Für Preußisch Holland ist allem Anschein nach das gleiche anzunehmen. Aus Ragnit teilt der Bürgermeister mit, daß sich während des Russeneinfalls die Gerichtskasse zur Bestreitung notwendiger Ausgaben von der Stadt eine größere Summe in Gutscheinen geborgt habe; das gleiche hätten die Vorsteher der Staats- und Kleinbahn getan, die von ihren Behörden keine Gelder zur Bezahlung der Gehälter erlangen konnten. Auch die Gemeindevorsteher der Umgegend von Ragnit liehen sich Beträge in Stadt-Gutscheinen, um die staatliche Kriegsfamilienunterstützung auszahlen zu können. Endlich wurden in Ragnit auch die Alters-, Invaliden- und Unfallrenten vorzugsweise in Gutscheinen ausgezahlt.

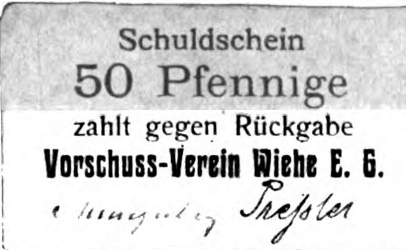
Französisches Notgeld von Lille.

Fast ebenso wurde die Sache im Kreise Marggrabowa gehandhabt, wo schließlich für rund 80 000 ℳ Gutscheine ausgegeben waren und die Bauern sich so sehr an die Scheine gewöhnt hatten, daß sie an den Landrat mit der Bitte herangetreten sind, er möge die Gutscheine auch für die Friedenszeit beibehalten. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn der Staat erlaubt es gar nicht, daß das Gemeinde- und Kreisnotgeld zu einer ständigen Einrichtung wird. Eben, wo wir in einer neuen Kleingeldnot standen, hat er die Abhilfe selbst in die Hand genommen und ein eigenes staatliches Notgeld in der Gestalt von eisernen Fünf- und Zehnpfennig-Stücken prägen lassen. Dieses neue Geld ist wirkliches Kriegsnotgeld und nichts anderes. Neuprägungen von Nickel- und Kupfermünzen verbieten sich während des Krieges, da diese beiden Metalle zu anderen Zwecken notwendiger gebraucht werden. Dagegen ist mit dem Prägen von Silbermünzen (Fünfzigpfennig-Stücken) bisher noch fortgefahren worden. Die Prägung von eisernen Zwei- und Einpfennig-Stücken wurde von der Reichsregierung abgelehnt, weil die Schaffung einer neuen Münzart technische Vorbereitungen erfordert, die längere Zeit in Anspruch nehmen, und weil anderseits erwartet werden darf, daß mit der Ausprägung der neuen Fünfpfennig-Stücke genug Kupfergeld für den Verkehr frei wird. — Zu dem Notgeld im weiteren Sinne gehört auch das Lagergeld aus den Kriegsgefangenen-Lagern, das wir neuerdings nach dem Vorgange von Österreich geschaffen haben. Dort hat man es bis zu den kleinsten Werten von einem Heller herunter anscheinend in allen Gefangenlagern. Von uns habe ich das Lagergeld bisher nur aus den Lagern von Erfurt, Pr. Holland, Cassel und Hameln, doch bin ich einer weiteren Anzahl von Ausgabestellen schon auf der Spur. Das Lagergeld von Hameln sieht einer Briefmarke zum Verwechseln ähnlich. Aus dem Aufdruck „X. Armeekorps" und dem Blaustempelüberdruck Hameln — auf älteren Stücken ist der Lagername mit einem Lochstempel hineingezwickt — schließe ich, daß diese Art der Lagermarken einheitlich für das ganze X. Korps gilt und daß der Name des Lagers jedesmal hineingezwickt oder darüber gestempelt wird. Die Österreicher haben solches Lagergeld auch in Metall hergestellt. So habe ich es von Braunau am Inn (durchlocht wie die belgischen Kongomünzen), von Kleinmünchen, von Grödig und von Freistadt in Ober-Österreich.

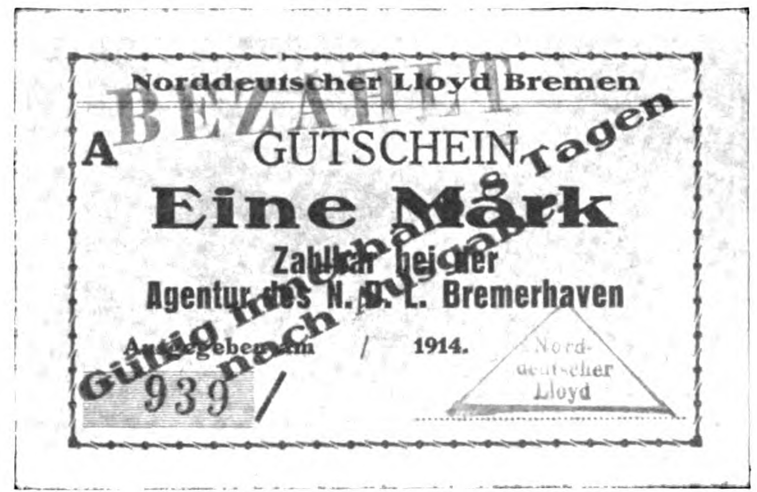
Gleichfalls metallenes Notgeld sind die 25, 10 und 5 Centimesstücke aus grauem Metall (Zink?), die unsere Zivilverwaltung in Brüssel für Belgien hat herstellen lassen. Dort gibt es auch metallenes Stadtnotgeld, das mir in viereckigen Stücken zu 50 Cent., 1 und 2 Franken von der Stadt Gent bekannt ist. Die Stücke sind offenbar von Messing, doch scheint die eine Seite einen Kupferüberzug zu haben. Die runde Münzenform hat man auch für die papiernen 5 und 10 Centimesstücke von Lille und Wattrelos gewählt, und sehr spaßig sind die Wertmarken einer Firma M. Pam & Co. in Landskron in Böhmen, die Pappe verarbeitet und deshalb ihr Notgeld in dicken, runden Pappscheiben zu einer Krone und zu 50 Hellern ausgegeben hat. Ähnliche runde Pappscheiben, aber wesentlich dünner, zu 1, 2 und 3 Pfennig, hat auch eine Aktiengesellschaft Tietz in Coblenz.



Notgeld von Lopischewo.



Notgeld von Wiehe (Prov. Sachsen).



Notgeld des Norddeutschen Lloyd, Bremen.

Daß die Kleingeldnot nicht nur bei uns und in Österreich bestand, sondern auch bei

unseren Feinden, geht schon aus den oben angeführten Zahlen hervor. In Russisch-Polen und in Kurland ist es allerdings wohl nicht der „Feind“ gewesen, der den wirtschaftlichen Nöten durch Ausgabe von Notgeld abzuhelfen gesucht hat, sondern es hat sich unsere Zivilverwaltung der Sache annehmen müssen. Mir sind bis jetzt Scheine bekannt von Bendzin, Czenstochau, Sosnowice, Zawiercie, Wlozlawek, Lodz, Libau, Windau und Mitau.

In Frankreich hat man sofort bei Ausbruch des Krieges alles Geld aus den östlichen Gebietsteilen nach Paris geschafft und dafür „Bons“ ausgegeben. Wie planmäßig man vorging, zeigt das Beispiel von St. Quentin, wo die Stadtverwaltung schon am 3. August 1914 eine Millionen-Anleihe aufnahm, um alles Bargeld in Sicherheit bringen zu können. Andere Städte machten es ebenso, und überall gab es nun Bons, deren Geltungsbereich auf den Ausgabeort beschränkt blieb oder die doch wenigstens in den Nachbarorten nur ungern oder gar nicht genommen wurden. Erst unsere Verwaltung brachte Ordnung in diese Planlosigkeit, wie sie das immer tut, wenn sie sich auf längere Dauer einrichtet. Die Ausgabestellen wurden beschränkt und gelegentlich ganze Arrondissements zur Bürgschaftsleistung verpflichtet. So habe ich in meiner Sammlung einen Bon, auf dem 70 namentlich aufgeführte Gemeinden als gemeinschaftliche Bürgen einer Anleihe von 2300000 Franken verpflichtet sind. Für die Anleihe eines anderen Bons haften sogar 221 Gemeinden. In solchen Bons zahlen die Gemeinden die ihnen auferlegten Kontributionen und ihre Steuern an uns, während wir anderseits die Leistungen der Gemeinden, die Löhne für die Zivilarbeiter usw. ebenfalls mit diesen Bons bezahlen. Auch unsere Soldaten dürfen ihre Ausgaben an die Franzosen nur in Bons machen. Zu diesem Zweck sind überall Wechselstuben eingerichtet, in denen unsere Truppen ihren Sold gegen französische Gemeindescheine eintauschen können.

In Belgien liegen die Verhältnisse ebenso. Bis gegen Ende vorigen Jahres waren von den Belgiern 484 Millionen in solchen Scheinen als Beitreibung bezahlt worden, und von da ab sollten es monatlich 40 Millionen sein.

Dabei ist allerdings allmählich die Bezahlung in deutschen Scheinen verlangt worden, und das wird dazu führen, daß die Notbons im Laufe der Monate schließlich ganz aus dem Verkehr verschwinden.

Das werden besonders die Sammler bedauern. Denn von allen seit Beginn des Krieges angelegten Kriegssammlungen scheinen gerade die Kriegsnotgeldsammlungen sich einer besonderen Beliebtheit zu erfreuen. Die Nachfrage nach den Scheinen ist stellenweise so groß geworden, daß die Städte mit der Abgabe der Scheine an Sammler ein geradezu glänzendes Geschäft gemacht haben. Ja, einige Städte, die in ihrer Kurzsichtigkeit nach der Einziehung der Scheine nichts Eiligeres zu tun hatten, als sie möglichst bald zu vernichten, haben schleunigst Nachdrucke veranstaltet, und nun streiten sich die Sammler darüber, ob sie diese Scheine als echt betrachten und bewerten sollen oder nicht.

Die Notgeldsammlung hat eines vor vielen anderen Sammlungen voraus: man kann es in ihr, wenn man sich auf reichsdeutsche Scheine beschränkt, zu einer gewissen Vollständigkeit bringen. Aber auch der Nicht-Sammler sollte das Notgeld als eine recht bemerkenswerte wirtschaftliche Begleiterscheinung des großen Krieges betrachten und es dementsprechend auch besser würdigen, als das oft stellenweise geschieht.

Das Notgeld ist eine ernste Erinnerung an die schwere und große Zeit, in der wir leben, und jede solche Erinnerung müssen wir heilig halten!



Unser Kaiser im Gespräch mit einem serbischen Kriegsknaben, der unseren Regimentern nachgelaufen war und seitdem bei der Truppe ist.

Aufnahme des Hofphotographen G. Berger, Potsdam.

Das Luftbombardement von Triest. Von Karl Fr. Nowak.

Plötzlich dröhnte, hallte und tobte die ganze Stadt. Sie hatte sich bis dahin träge im Nachmittagsschlaf gedehnt, mit leeren, toten Straßen, in denen kein Mensch zu sehen war. Dann aber fiel ein Schuß: noch einer, noch einer . . . Es war ein blitzschneller Umschwung von Sekunden, eine jähe Verwandlung aus Idyll und Traumschlaf in eine unerwartete, unwillkürlich hervorbrechende Jagd, in Hölle und rasenden Kampf, die vielleicht nur der gerade Angekommene nicht verstand. Die ganze Stadt aber, alle Triestiner wußten es jetzt: die italienischen Flieger waren wieder da . . .

Niemand hatte ihr Herannahen bemerkt. Das Wetter war leicht dunstig; über Triest selbst standen graue Wolken, nur über dem Meer durchbrach die Sonne den Nebelflor und überflimmerte den Seespiegel mit mattem, metallischem Glänzen. Es war schwer, gegen dieses Glänzen in den Himmelsumkreis der Sonnenscheibe scharf auszuspähen: gerade dies unsichere Licht, das die Wachen und Schützen behindern mußte, hatten die Flieger sich ausgesucht.

Und sonderbar: die leeren Straßen, in denen man bis jetzt die Spaziergänger hatte suchen können, die leeren Straßen füllten sich auf einmal jäh und schnell. Sie wimmelten plötzlich, indes die Flieger noch im Heranschweben waren, überall von Menschen. Es litt sie nicht in den Häusern, die ihnen doch sicherlich einigen Schutz geben mußten, wenn wirklich Bomben geworfen werden sollten. Tausend Menschen, Männer, Weiber, Kinder, wirbelten auf der Piazza Grande durcheinander. Ströme von ihnen wollten zur Mole hinaus. Die Polizei hatte nicht wenig zu tun, sie wenigstens von dort zurück zu drängen. Es war wie bei einem Erdbeben: als wären die Häuser die Gefahr, als müßte der freie Himmel um jeden Preis gewonnen werden. Aus freiem Himmel aber zogen von rechts und links, dann westlich durch die Mitte je zwei Flieger daher. Sie näherten sich schnell dem Weichbild der Stadt. Die Leute standen und starrten wie verzaubert auf die sechs schwarzen, langsam, fast feierlich herankommenden Raubflieger. Und die drei Schüsse sind längst ein wildes Rollen, Knallen und Donnern geworden. Es schwillt in zwei Augenblicken zu hundertstimmigem Chor und fegt auch schon in klirrenden Scherben die ganze unwahre Stille des Nachmittags vor sich her, von der man jetzt erst spürt, wie sehr sie nur ein Lauern, ein Horchen und Warten hinter geladenen Geschützen war. Der Schrei der Abwehrbatterien überrast jetzt die Stadt aus allen Richtungen. Sekundenschnell fallen die Schläge, sie fallen ineinander, sie jagen hintereinander her, nur die Maschinengewehre sind manchmal noch aus dem Gekrach herauszuhören, — als unsichtbare Schnüre, aber doch unwillkürlich als Schnur empfunden, springen, knirschen und zischen sie quer in die Luft: Rrrr . . . rr . . Ra . . . Rrrrrr . . . . Und wieder ein neuer Klang in dem plötzlich losgelassenen Wirrwarr. Gläsern und schrill. Aha: die ersten Schrapnells . . Selbst die verschlafenen Taubenschwärme auf dem Municipio sind jetzt endlich aufgefahren. Es ist wunderlich, wie sie erschreckt von den Simsen aufgescheucht sind, wie sie unsicher flattern und schweben, wie sie auf einmal nicht wissen, wohin, ratlos in dem Höllenlärm. Sie wollen zum Platz hinab, und es sieht aus, als fielen sie alle von den Simsen herunter, in einer schiefen, verworrenen Kette. Und jetzt ist die Bewegung der Menge auf der Piazza, jetzt erst die Furcht und Flucht der Menschen genau so, wie die rastlose Taubenkette. Denn es gibt nichts mehr zu lachen. Die Neugier wird Angst, denn oben, hoch oben sind schon die ersten Flieger wirklich da. Langsam schweben sie, sehr gemessen und unbeirrt, vom Meer her über die Stadt, zwei große, schwere, schwarze Vögel, hinter denen die Sonne steht, schwarze Raubtiere mit ungeheuren Fängen, die ruhig sich die Opfer wählen. Durch die Menschen peitscht ein unsichtbarer Sturm. Sie schäumen nun in großen Bogen rechts und links, wie Wellen unterm Wind in krausen, schnellen Linien über den Seespiegel flüchten, sie schäumen an den Uferbord der Häuser zurück. Die Flieger kommen von drei Seiten, jetzt sind sie alle genau über der Stadt. Das Schießen und Böllern, die Abwehrgeschütze und Maschinengewehre sind endlich ein atemloses Pfauchen, ein Poltern und Krachen ohne Sekundenunterbrechung geworden. Das Echo auf dem Meer haut wie auf eine große Trommel drein, dann kollert und rollt es durch das Winkelwerk der Straßen, daß die Fenster klirren, überlaut, wie durch einen Hohlraum. Die Menschen auf der Piazza sind auf die Stühle, dicht an der Kaffeehauswand gestiegen. Viele rennen in die offenen Tore, rennen in Panik davon, aber im nächsten Augenblick kommen sie wieder zurück: Wo sind die großen schwarzen Vögel? Gerade über uns? Oder schon darüber hinweg? Die Neugierde treibt sie auf's neue, läßt sie immer wieder stärker kreiseln, als die Furcht.

Die Beleuchtung rundum wird jetzt fahl. Drüben steht zwar die Sonne über dem Meer. Ueber der Stadt aber stehen die Wolken. Grau und kalt. Mitleidlos, wenn die Flieger zielen wollen. Ein unheimlicher, dumpfer Krach schlägt unvermittelt dann in das Konzert. Die surrenden Gespräche, die Kommentare, die Scherze der Menge verstummen. Es ist, als fiele ein schwerer Gegenstand, ein Schrank oder eine Kommode, von oben in die Straße, wo er aus den Fugen ging.

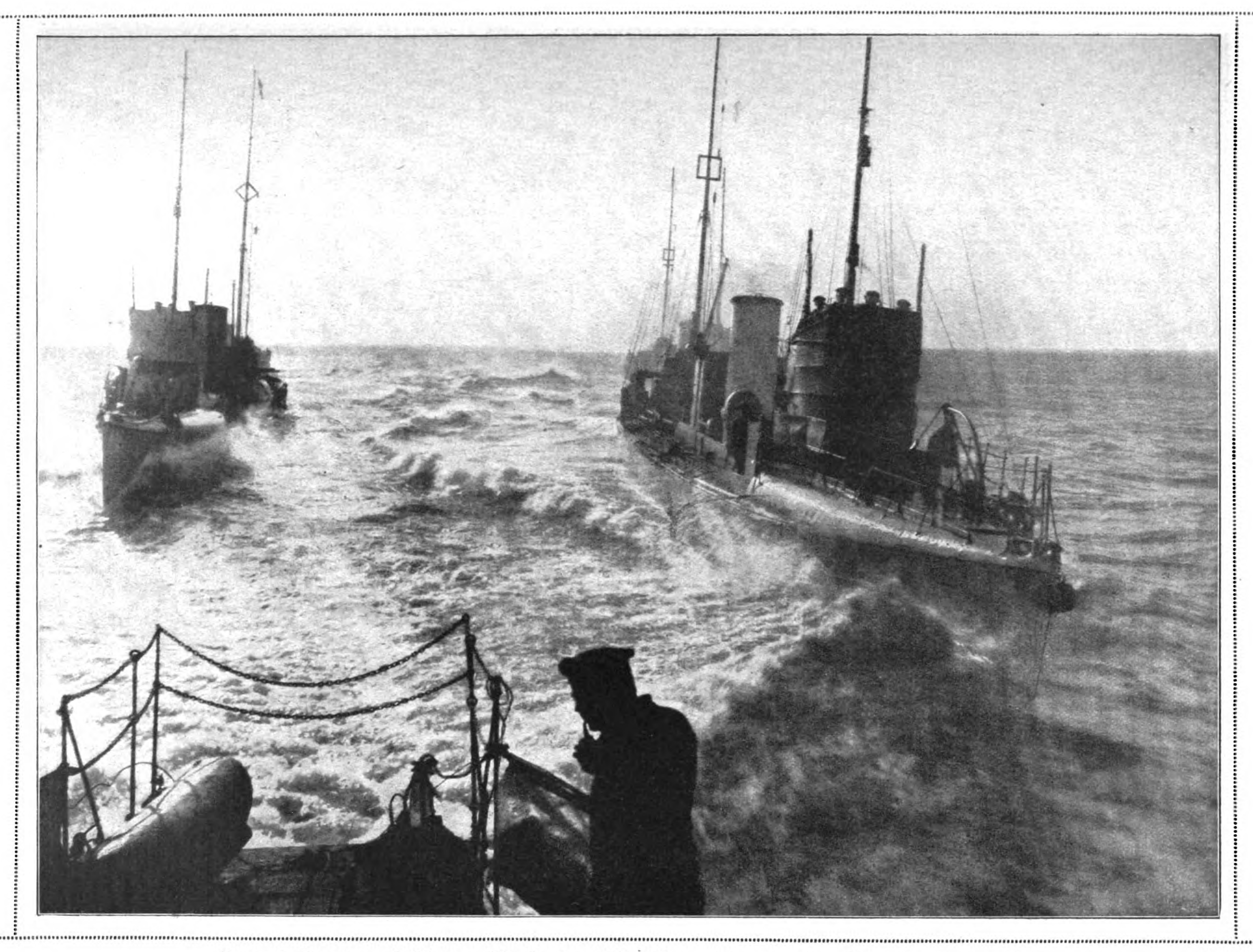
„Bomba" . . ., sagte das kleine Fräulein neben mir, das bisher immer gelächelt hatte. Das Lächeln war auf dem hübschen Gesicht noch stehen geblieben, aber es war ein Lächeln in der Erstarrung, das hübsche Gesichtchen wurde leichenblaß. „Ecco! Ecco! . . . Bomba! Bomba! Bomba! . . ." Von oben dröhnt ein Schrank, eine Kommode nach der anderen in die Straßen hinunter.

„Bomba! Bomba! Bomba!" Jetzt schreien sie von allen Seiten. So war die Sache nicht gemeint gewesen. Oft und oft waren die Flieger schon herübergekommen, als ein Schauspiel, als ein Besuch, sie hatten nur einmal oder zweimal eine Bombe geworfen, draußen irgendwo. Gegen Sprengstücke von Schrapnells konnte man sich schützen. Man kroch in die Haustore. Aber Bomben, wirkliche Bomben, die die Dächer durchschlagen, die die Häuser zerreißen? Fäuste ballen sich, Wutschreie zischen. Und die Schrapnells der Abwehrkanonen besäen nunmehr den Himmel. Rauchflocken tanzen, Rauchbälle spielen in der Luft. Sie wehen als Schleifen und Bänder, einmal ist's sogar ein großer, weißer, geometrisch tadelloser Ring: immer näher, immer näher an den schwarzen Fliegern. Einmal will einer tiefer gehen. Da platzen die Schrapnells fast in Meterweite; schleunigst geht er wieder nach oben. Jawohl, euch herunterzuholen, mit Abwehrgeschützen und pfeifenden Maschinengewehren, die Sonne obendrein im Gesicht, ist mehr als schwer. Selten gelingt dies Zufällige. Aber so sicher, so haarscharf gefährlich schießen doch unsere Leute, daß ihr gern dort oben bleibt, 3000 Meter über den Dächern! — Und ein Kampfflieger steigt auf. Schraubt sich höher und höher: einer gegen sechs. Ein Ticken und Tacken von oben her. Jetzt beginnt auch unser Flieger seine Arbeit. Er hat das Gefecht sofort aufgenommen. Die sechs Caproni schweben nunmehr gerade über der Piazza Grande. Eine Windwelle fegt die Menschen wieder auf die andere Seite. Das alte Weib auf dem Platz erschrickt, sie setzt sich in Trab. Ein Prasseln und Knattern: Schrapnellfetzen hageln auf den Platz, Füllkugeln gehen als Regen nieder und rollen herum. Ein echter, rechter Gassenbub, achtjährig, mit braunem, lustigem Spitzbubengesicht, den Glimmstengel im Mund, einen Korb mit Gipsfiguren in der Hand, bildhübsch und schmutzig, Savoyardenknabe ohne Salonmalerei, zieht endlich die eine Hand aus der Tasche und beginnt kreuz und quer über den Platz zu laufen. Er sammelt Schrapnellstücke und Füllkugeln. Und jetzt sammeln alle Leute. Klirrr . . . Ein Platzregen von Eisen. Ein Stück schlägt an einen Telegraphenmast. Unheimlich ist der Klang: wie zersplitterndes Glas, scharf und hell und kalt, nicht zu überhören. Tückisch und unerwartet. Von irgendwoher. Und die Symbole haben recht: So rührt er einen an . . .

Dann gleiten die Flieger davon. Schneller, immer schneller übers Meer weg. Und unser Flieger treibt sie: einer die sechs . . Es ist vorbei. Die Vorstellung ist aus. Und die Menge wirbelt schon wieder. Sie schnattert, sie gestikuliert. Das Abenteuer war zum erstenmal schlimm und gefährlich gewesen. Aber alle Gesichter glänzen: sie fühlen sich alle als Helden. Und nichts ist geschehen. Und alle Gesichter wurden erst eine Stunde später schreckensbleich und starr. Eine Nachricht durchlief die Stadt. Es war kein Abenteuer, es war der Krieg gewesen in friedlicher Stadt. Eine Kirche zerstört. Neun Menschen tot. Fünf Kinder als Leichen gebettet. Siebzehn stöhnten mit zerfetzten Gliedern. Die sechs Caproni hatten alles getan, um ihre Sympathie den Brüdern zu erweisen, die sie „erlösen" wollen. Der Abendkorso beginnt. Heute gibt es auf dem Molo San Carlo nur Gespräche der Erbitterung.

Feldgespräch. Von A. Reinemann.

„Kamerad, wo bist du zu Haus?"
„Hier, im Felde drauß'."
„Ich mein', wo deine Heimat tät liegen."
„Da, wo wir die Feinde besiegen."



Torpedoboote auf Patrouille in der Nordsee. Aufnahme der Eiko-Film G. m. b. H.

Beim Prinzen Eitel Friedrich. — IV. Von Fedor von Zobeltitz.

Auch die Gasttage im prinzlichen Quartier gingen zu Ende. Am letzten Morgen, den ich im Schlößchen A. verbrachte, klirrten plötzlich alle Fenster, und die Tür zu meinem Zimmer sprang von selbst auf. Ein gewaltiges Krachen erschütterte die Luft einmal, zweimal. Dann hörte ich eine fröhliche Männerstimme singen: „Ich glaube, ich glaube, Da oben fliegt 'ne Taube . . ." Flog auch. Ein feindlicher Luftheld hatte in der Nähe zwei Bomben fallen lassen. Aber sie trafen nicht. Sie platzten auf freiem Felde und rissen ein paar Löcher in die Erde. Man gewöhnt sich an derlei Nebengeräusche.

Einmal landete auch einer unsrer Flieger auf dem ihm bequem liegenden Gelände unweit des Dorfes. Der landwirtschaftliche Beirat ärgerte sich darüber, denn neugierig strömten natürlich die Mannschaften von allen Seiten herbei und zertrampelten ihm die Wintersaat. Sanft ruhte das Flugzeug auf der Erde, ein Riesenvogel mit Menschenverstand. Der Flieger und sein Beobachter hatten nur einen Besuch machen wollen; sie hatten noch viel vor — sie gedachten die gesamte feindliche Front von der Nordsee bis Soissons abzufliegen und freuten sich auf die Luftfahrt. Ich hoffe, sie wird gelungen sein.

Dann kam der Abschied für mich. Meinen Bericht hatte ich erstattet, meine Aktenstücke in der Mappe. Aber über das Dienstliche hinaus hatte mir der Aufenthalt eine Fülle neuer Anregungen geboten, und wenn ich mich bei meinem durchlauchtigsten Herrenmeister herzlichst bedankte, so kam das wahrhaftig aus ehrlichem Herzen und war keine landläufige Redensart.

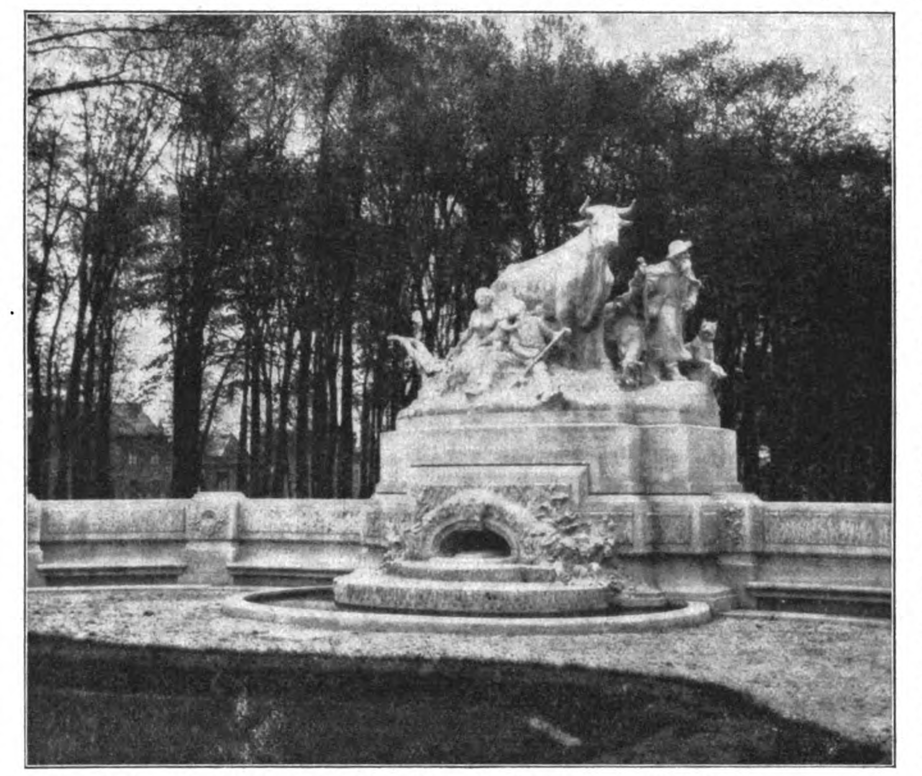
Der Kraftwagen des Prinzen fuhr mich wieder nach St.-Quentin zurück, wo ich einen Tag zu bleiben gedachte. Der Etappenkommandant, Exzellenz N., ein alter Kadettenkamerad von mir, hatte leider soeben einen notwendig gewordenen Erholungsurlaub angetreten, sonst hätte ich bei ihm wohnen können. Aber es war nicht schwer, mir Quartier zu beschaffen. Ich hatte die Wahl zwischen einer Privatwohnung am Boulevard Henri Martin und einem Hotelzimmer und wählte das letztere, weil das Gasthaus sehr bequem in nächster Nähe des Bahnhofs liegt. Es ist nur für Offiziere geöffnet und von dem bekannten Hotelbesitzer Kasten in Hannover eingerichtet worden, der auch die Bierstube im Erdgeschoß betreibt, in der man vorzüglich speisen kann. Wer einmal schlemmen möchte, geht in die Kastensche Weinstube am Rathausplatz, wo man nichts von den Nöten der Tage spürt; Kasten hat auch eine Kriegsmarketenderei für die Mannschaften eingerichtet — materiell herrscht also Hannover derzeit in der alten Märtyrerstadt des heiligen Quintinus.

Es ist nicht viel los in St.-Quentin, indes kann man schon einen Tag hier ohne aufsteigende Langeweile verbummeln. Der feldgraue Oberton ist der deutsche Anstrich. Man hört mehr deutsch als französisch auf den Straßen, und daß auch die Einwohner sich um die deutsche Sprache mühen, erweisen die zahlreichen Sprachführer in den Schaufenstern der Buchhandlungen. Die gute Verbindung mit dem Reiche ermöglicht es zudem, daß häufig deutsche Truppen im Theater spielen; Plakate an den Straßenecken erzählen mir von Konzerten, bunten Abenden, Vorlesungen und derlei; das große Kino auf der Grand' Place macht sicher auch seine Geschäfte. Die Rue d'Isle führt vom Bahnhofe aus nordwärts in sanfter Steigung nach der inneren Stadt, zunächst über die Kanalbrücke mit den heiteren, echt gallisch anmutenden Bronzefiguren der Schelde, Seine, Somme und Oise und dann weiter über den Platz des achten Oktober, auf dem sich das von Barrias geschaffene schöne Denkmal zur Erinnerung an die Kämpfe von Siebzig erhebt. Die auf dem Sockel abgebildete Moulin Tout Vent war auch jetzt wieder wie damals und wie noch früher die Zeugin blutigen Ringens um den Lorbeer des Sieges. Merkwürdig ist die Grand' Place, aber charakteristisch für französische Verhältnisse. Das Stadthaus, Ende des vierzehnten Jahrhunderts entstanden und im folgenden Jahrhundert ausgebaut und verschönert, ist ein wundervoller Bau mit leichter und zierlicher, höchst anmutiger Fassade; aber niedrige, häßliche, verkümmerte, schmale und unansehnliche Gebäude rahmen es von beiden Seiten ein. Das Stadthaus erzählt von dem architektonischen Geschmack vergangener Zeiten, die Umgebung von der Geschmacklosigkeit der Gegenwart, die sich auch in dem Sandsteinbau des Crédit Lyonnais, der jetzt die Stadtkommandantur beherbergt, ausspricht. Genau so bedrängt von unschönen Baulichkeiten wie das Rathaus ist die herrliche Basilika, eine der eindrucksreichsten Schöpfungen gotischer Architektur. Die Sage will wissen, daß sie sich auf derselben Stelle erhebt, wo der heilige Quintin den Märtyrertod erlitt, dem eine römische Dame, die heilige Eusebia, ein Grabmal errichtete, das noch im sechsten Jahrhundert, wie Gregor von Tours berichtet, von zahllosen frommen Pilgern besucht wurde. Der Grundstein zu der Basilika wurde jedenfalls erst Ausgangs des zwölften Jahrhunderts gelegt, ungefähr gleichzeitig mit dem der Kathedralen von Laon und Noyon; aus dieser Zeit stammt vor allem die Choranlage, der Ausbau der übrigen Teile fällt dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zu. Das Innere der in Kreuzesform angelegten Kirche — eine Seltenheit in Frankreich — wirkt durch die hohen schlanken Säulen gewaltig und würdig; den stärksten Eindruck empfand ich aber bei der Betrachtung der beiden Hauptportale, des sogenannten Großen und des Portals Lamoureux. Das Große Portal ist das älteste; es schiebt sich wie ein Festungstor in den riesigen massiven Turm, den es in einer Wölbung von erstaunlicher Kühnheit durchhöhlt. Man hat das Gefühl, als fehle hier nur noch die Zugbrücke und als müßten jeden Augenblick aus dem Dämmer der Eingangshalle Gewappnete treten. Das Portal Lamoureux, ein Werk Colard Noëls vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, entzückt durch die Feinheit seiner architektonischen Gliederung und die anmutige Leichtigkeit seiner Form.

Vor der Basilika hat Langlet seinem berühmten Landsmann Quentin de Latour ein Denkmal errichtet. Aber ein schöneres Denkmal ist ihm in dem reizenden kleinen Museum in der Rue Lécuyer gesetzt worden, auf das mich ein feldgrauer Freund aufmerksam machte. Von den rund hundert bekannten Pastellbildnissen, die man von Latour kennt, befinden sich hier allein achtzig, darunter ganz köstliche von Voltaire, d'Alembert, dem Prinzen Moritz von Sachsen, der Favard und der Pompadour. Man schwelgt in der Schönheit dieser duftigen, sicher ein wenig weichlichen, aber doch mit wundervoller Kunst gewissermaßen hingehauchten Pastelle. Auch sonst ist dieses niedliche Museum reich an anziehenden Schätzen; eine Miniaturensammlung, eine Sammlung Elfenbeinschnitzereien und eine Anzahl römischer Altertümer aus jener Zeit, da St.-Quentin noch Augusta Veromanduorum hieß, stehen mir in besonders lebhafter Erinnerung. Die antikrömischen Gläser mit regenbogenartigem Farbenspiel, die hier in Fülle ausgegraben hat, übertreffen an leuchtendem Glanz der Tönung noch die berühmten Glasfunde von Aquileja. Damit sind die Sehenswürdigkeiten der Stadt allerdings erschöpft. Die Industrie St.-Quentins, vor Allem seine großen Spinnereien und Posamentenfabriken, hat der Krieg lahm gelegt. Der stattliche Justizpalast und das Lyzeum sind in Lazarette umgewandelt worden. Vor dem Lyzeum grüßte ich ehrfurchtsvoll das Standbild des hier geborenen Historikers Henri Martin, des einzigen Geschichtsschreibers Frankreichs, der die Wahrheit über die patriotische Phrase stellte. Hanotaux hat ihm eine Biographie gewidmet; er hätte sich ihn auch zum Vorbild nehmen können. Aber wenn man Hannotaux' fortlaufende Geschichte des gegenwärtigen Krieges liest, kommt man doch zu der Überzeugung, daß selbst die feinereu und geschulteren Köpfe Frankreichs der großen Massenpsychose des Hasses unterlegen sind. Die Abende von St.-Quentin dünken mich wie ein Sinnbild auf die Verdunkelung dieser Geister. Da liegt nämlich tiefe Finsternis über der Stadt, und auch aus den Fenstern darf kein Lichtstrahl auf die Straße dringen. Wenn man ausgehen will, muß man eine Laterne mitnehmen, und es sieht dann aus, als huschten und flögen viele Hunderte von Glühwürmchen durch die dunklen Gassen.

Von St.-Quentin nach Cambrai sind etwa zwei Stunden Bahnfahrt. Als ich in Cambrai ausstieg, dachte ich natürlich gleich an den „Damenfrieden" von 1529, der die Stadt berühmt gemacht hat, und an die „Liga von Cambrai", der Platen ein langweiliges Büchelchen widmete. Anziehender für unsere Tage ist die englische Besetzung von 1815; drei Jahre lang war damals die freundliche Scheldestadt das Hauptquartier des großbritannischen Heeres, und wenn Bouly in seiner „Histoire de Cambrai" erzählt, die Engländer hätten sich damals wie „räuberische Normannen" benommen, so trifft dies vielleicht mehr zu als die Geschichten von dem deutschen Hunnenschrecken unserer Tage. Kambryk, auch Camerik ist der deutsche Name für die Stadt, die bis zu der Eroberung durch Ludwig XIV. zum alten deutschen Reiche gehörte, obschon ihre bischöfliche Diözese im Erzbistum Reims lag. Erinnerungen an diese deutsche Vergangenheit spürt man freilich vergeblich nach. Ich bummelte ein Stündchen durch die hübschen Anlagen zwischen den drei Armen der Schelde, sah mir das schöne Stadthaus an, bezeugte dem Grabmal Fénelons in der alten Kathedrale meine Achtung und blieb dann ein Weilchen vor dem Standbild des Baptiste stehen, dem Cambrai am meisten zu danken hat, weil er durch die Erfindung der nach ihm genannten Batistgewebe, der feinen Kammertuche, die Industrie der Stadt begründete. Dann hatte ich genug, und es war auch ganz gut so, denn nun meldete sich ein schlanker Gardeulan mit einem freiherrlichen Namen, der auch in der modernen Literatur wohlbekannt ist, um mich in das Gebiet einer anderen Garde-Infanterie-Division zu bringen. Da sollte ich Gast eines Regimentskommandeurs sein, des Oberstleutnants v. R., der wiederum der Schwiegersohn meines, den Lesern dieses Blattes nicht unbekannten Bruders Hanns ist.

Bis zum Standquartier des Regimentsstabs konnte man abermals die Bahn benutzen. Das ist J., ein großes Dorf oder ein kleines Städtchen, ein sogenannter Marktflecken. Der Stab liegt natürlich im Schlosse, einem viereckigen Kasten mit prächtigen Ausblicken über saftige Wiesenniederungen, Parkanlagen, ein blaues Wasserband, einen sonnenglitzernden See. Das Haus selbst mehr zweckmäßig als schön erbaut, mit großen hohen Zimmern und einer Innenausstattung, die zwischen den Versuchen einer etwas unsteten Sammlernatur und banaler Geschmacklosigkeit schwankt. Das Wertvollste an Möbeln und Bildern wird man rechtzeitig bei Seite geschafft haben; was blieb, sind einige Stühle mit verharrschten Gobelinüberzügen, ein großer, ungemein kunstvoll geschnitzter Tisch javanischer Arbeit und eine seltsame Vase auf dem Kaminsims des Speisesaals, die man für eine antike Aschenurne hielt, bis ich nachweisen konnte, daß es sich um einen einfachen Apparat zum Wärmen der Finger handelte, einen in Ost- und Südfrankreich wie in Italien und Spanien unentbehrlichen Hausgegenstand für die Winterzeit. Die Besitzer des Schlosses sind zweifellos vorsichtige Leute gewesen. Ein Weinkeller wurde nicht gefunden. Man wird ihn vermauert haben. Aber wir suchen garnicht darnach. Schonung des feindlichen Eigentums ist die Losung. Und wir schonen wirklich. Gar nicht weit von J. liegt Lens. Das haben die Engländer so außerordentlich geschont, daß es heute nur noch ein wüster Trümmerhaufe ist.



Schmuckdenkmal im Stadtpark von St. Quentin. Photographie von Prof. Dr. Georg Wegener.

Im Schlosse J. hat sich also der Regimentsstab eingerichtet. Mit der anbefohlenen Schonung. Aber elektrische Beleuchtung hat man auch hier angelegt. Eine Wasserleitung war nicht vorhanden. Auf derlei gibt man nicht viel in französischen Schlössern, und es wäre doch für bestimmte Kammern abseits der Korridore eine dringende Notwendigkeit. Dies Kammersystem ist hier wie im Osten von einer himmelschreienden Gräulichkeit; es ist typisch französisch. Mein Zimmer lag im ersten Stockwerk; neben dem eingebauten Alkoven öffneten sich Rumpelkammern mit tausenderlei altem Durcheinander. Auch die Wandschränke waren vollgestopft mit zerbrochenem Porzellan, mit Lumpen und Lappen. Eine Ewige Lampe hing in einer Ecke, doch sie war längst erloschen. Um so heller leuchteten im Speisezimmer die elektrischen Notbirnen. Heut gab es ein Festessen, unterbrochen von dienstlichen Meldungen am Fernsprecher. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. An Austern ist seltener Mangel wie an frischem Fleisch. Diesmal haben wir sogar zweierlei Braten: einen Hammelrücken von saftiger Schönheit und, getrennt von ihm durch Spargelgemüse, ein lebensmüde gewordenes und dementsprechend schmeckendes Huhn. Der Kommandeur schüttelt den Kopf über diese Verschwendung, doch der eifrige Vorstand der Verpflegungskommission (der wieder einmal einen berühmten Namen trägt) verteidigt sich: „Gäste am Tisch . . .“ Ich bin nämlich nicht der einzige Gast; auch die Herren des Füsilierbataillons sind geladen, und denen hat man eine besondere Ueberraschung zugedacht. Der Stab befindet sich im Besitz einer Kuh; die Kuh heißt Marie und wird allgemein verhätschelt, wird auch beneidet. Sie spendete Milch, solange es anging; dann erfüllte sie ihre Mutterpflichten und gab einem Kälbchen das Leben, das Agnes getauft wurde. Mit dieser Enkelin des Regiments wollte man in großmütiger Aufwallung dem F.-Bataillon eine Herzensfreude bereiten. „Führen Sie Fräulein Agnes herein,“ ruft der Kommandeur den Ordonnanzen zu. Die Saaltür öffnet sich, und mehr hineingeschoben als hineingeleitet wird das girlandenbekränzte, verschüchterte, noch nicht an den Verkehr mit hochstehenden Persönlichkeiten gewöhnte, ängstlich blökende Kalb. Der Kommandeur erhebt sich und hält dem Major ein feierliche Ansprache; der Major dankt ebenso feierlich. Nun gehört Agnes dem F.-Bataillon. Sie muß allerdings noch mit der Flasche gesäugt werden; doch auch ein Kalb entwöhnt sich, wächst heran, wird groß und stark und berufsfreudig. Das Glück ist so unermeßlich, daß uns das F.-Bataillon nach aufgehobener Tafel einladet, den neuen Unterstand seines nahen Quartiers zu besichtigen.

In zwei Wagen fahren wir durch die Nacht ohne die sonst übliche Brummusikbegleitung feindlichen Geschützfeuers in das etwa eine halbe Stunde entfernte Nachbardorf. Da halten wir denn nun vor dem „F.-Unterstand“, der aber keine Schrecken hat, sondern sich als ein allerliebstes kleines Kasino entpuppt, das auch einen eigenen „Traiteur“ besitzt. Und zwar ist das ein leibhaftiger Italiener mit einem echt italienischen Namen und einem Lazzaronigesicht, ein Piemontese, der sich ehemals als Fechtmeister in des Wortes verwegenster Bedeutung durchs Leben „schlug“, bei Kriegsausbruch freiwillig in die deutsche Armee trat, auch glücklich zum Unteroffizier aufrückte, aber doch besser als Küchenmeister wie als heldenhafter Draufgänger zu verwenden ist. Der Fechtmeister ist ein „gastrosophischer Künstler“ geworden, der uns im Handumdrehen getrüffelte Eier und heiße Käsebrötchen vorsetzte, ohne daß man wußte, woher er so plötzlich und so schnell diese Leckerbissen beschafft hatte. Aber das ist sein Geheimnis, und der Hauptwitz seiner fliegenden Schlemmerbude bleibt die Tatsache, daß er in das ziemlich eintönige Allerlei des Stellungskrieges zuweilen einen fröhlichen Atemzug materieller Kultur zu zaubern weiß, den man der draußen an der Front natürlich um so freudiger begrüßt, als man keinen Augenblick des kommenden Morgens sicher ist. Morgen — wo sind wir da?! Der junge Tag kann auch einen neuen Befehl bringen. Der neue Befehl kann das Regiment obenhinauf werfen den Engländern entgegen oder nach unten, hinein in den Feuerregen von Verdun. Warum sollen wir uns heute die getrüffelten Eier und das Glas Mitternachtssekt nicht schmecken lassen? — Ich habe einen alten General kennen gelernt, der den Befehl erlassen hatte, daß in seinem Etappenkasino kein Schaumwein getrunken werden dürfe. „Die an der Front verdienen die Auffrischung,“ erklärte er, „aber hinter der Front gibt es keinen Sekt.“ Damit bin ich einverstanden.

Am nächsten Morgen konnte ich einigen Dienststunden beiwohnen. Die Ställe wurden besichtigt, dann die Gewehre, dann das Schuhzeug — Stiefelappell. Und wieder freute ich mich über das prächtige Aussehen der Mannschaften. Zwischendurch führte ein Wissender mich in das Wirtshaus des Dorfs, um mir die Schönheit von J. zu zeigen: eine niedliche Siebzehnjährige, blond und grauäugig, mit frischem Gesicht und weißen Zähnen, scharf bewacht von den Eltern. Liebeleien sind nicht erlaubt, und als uns Jeanette erzählt, sie könne die Engländer nicht leiden, schneidet der Alte eine finstere Miene, und als sie hinzufügt, alle Deutschen, die sie kennen gelernt, seien „des gens honnêtes“ gewesen, brummt der mütterliche Drache vor sich hin. Auch hier scheiden sich Alter und Jugend . . .

Der Rückweg führte mich über Lille. Das war mir um so interessanter, als ich Lille kurz nach der Einnahme kennen gelernt hatte — in wilden und stürmischen Tagen. Darüber sind achtzehn Monate in das Land gegangen; heute ist Lille ruhig geworden, sehr ruhig, auch ziemlich langweilig. Nur wenn die Engländer einmal hineinpfeffern, stürmt die Erregung los. Die Explosion des Munitionsmagazins vor der Porte de Douai schob die Bevölkerung gewissermaßen instinktiv

den Tommys zu. Ein ungeheurer Trichter mit zerfetzten und zerhackten Rändern bezeichnet die Stelle, wo das Magazin stand. Die Wirkung der Explosion muß schrecklich gewesen sein: ein großer Teil des äußeren Stadtviertels stürzte zusammen wie unter der Gewalt eines Erdbebens, und eine qualmende Wolke schlug himmelwärts.

Selbstverständlich besuchte ich auch unsern Freund Paul Oskar Höcker in der Redaktion der „Liller Kriegszeitung". Eine feldgraue Redaktion: Höcker als Hauptmann, Ingenieur Heinrich als Leutnant, Dr. Weiglin als Unteroffizier. Die Herren führten mich durch das ganze Haus und zeigten mir die Einrichtung, auch eine interessante Entdeckung, die man gelegentlich gemacht hatte: eine Anzahl Zinkplatten mit Aufnahmen des ersten Bombardements; die Platten waren aber derartig umgezeichnet und retuschiert worden, daß die Zerstörungen viel umfangreicher und grimmiger erschienen und im Illustrationsabzuge natürlich als neues „authentisches" Beweismaterial für die Barbarei der Boches dienen sollten. Der gute Vorsatz ist diesmal allerdings vereitelt worden. Leutnant Heinrich als technischer Theaterbeirat zeigte mir auch die deutsche Bühne Lilles, das neue, halbfertig gewordene Theater mit seinem aufgepappten Louisseize-Kitsch, auf das die Liller unendlich stolz waren und das im Herbst 1914 eröffnet werden sollte. Aber der Krieg kam mit Donnergetöse dazwischen, und nun hat sich die Liller Bühne in ein deutsches Theater verwandelt. In der Wandelhalle lächelt von der Decke herab zwar immer noch der gemalte Engelsreigen mit Pariser Grisettengesichtern, aber an der Schmalwand steht Wotan mit seinen Wölfen und Raben, und von den anderen Wänden schauen der deutsche Kaiser und der Bayernkönig, schauen das Schloß an der Spree und die Münchener Bavaria herab, und in den Farben der Trikoloren zwischen den Bildern und Büsten ist das Blau zu einem leuchtenden Schwarz geworden. Ich könnte lange erzählen von all den Aushilfsmitteln, zu denen man greifen mußte, um das Theater im Laufe von vierzehn Tagen instand zu setzen; doch der Raum ist knapp. Jedenfalls hat Lille nun sein Theater, und die Liller möchten wohl gern hineingehen, aber das läßt sich nicht machen: es ist nur für unsre Feldgrauen da. Das Personal der Stuttgarter Hofbühne gab hier vor kurzem ein Gastspiel, und augenblicklich spielt eine besonders zu diesem Zweck zusammengestellte Truppe; ich konnte ein paar Probeszenen aus der „Fledermaus" hören. Ich wohnte in dem gleichen Hotel, in dem man mich vor anderthalb Jahren einquartiert hatte, und schlief wieder in einem ausgezeichneten Bette. Mich dünkt, dies Bett war mit das beste an Lille.

Raffaels berühmtes „Mädchen von Lille" ist nicht zu sehen, das Wicar-Museum geschlossen, ebenso die Stadtbibliothek mit ihrer kostbaren Handschriftensammlung; aber die ganz goldene Jeanne d' Arc läßt sich noch immer von der Sonne beglitzern und zeugt reizend für den Kunstgeschmack des Frankreichs von heute.

Die letzte Reisestation war Brüssel, das ich im Verlaufe des Krieges so ziemlich in allen Wandlungen des Temperaments gesehen habe: jammernd, verbost, wütend, gelassener werdend, geduckt, fügsam, gleichgültig. Nun ist es, wenigstens äußerlich, wieder das leichtsinnige, nervös zuckende Klein-Paris geworden, ein Fleckchen Erde für den Urlaubsleutnant, der von der Front kommt und den das rosarote Monokel der Jugend alles in lichtheiteren Farben sehen läßt. Die Theater sind geöffnet, die Tingeltangel, die Kinos und Konzertstätten, die Tanzsäle; über die Boulevards flutet der Strom der Menschen vorüber an den glänzenden Auslagen der Schauläden; man lacht und plaudert — deutsch, französisch und flämisch schwirren die Sprachen durcheinander — es ist wie sonst, bis man vielleicht stutzend vor einem großen gelben Plakat an einer Straßenecke stehen bleibt, auf dem das Gouvernement verkündet, daß wieder ein halbes Dutzend Spione beiderlei Geschlechts gefangen genommen und abgeurteilt worden sind. Und da verschärft sich unwillkürlich der Blick und schaut tiefer und durchdringt die glitzernde Oberfläche und taucht bis auf den brodelnden Grund . . .

Draußen! Aus dem Tagebuche eines Kriegsfreiwilligen.

Er wird immer einer der trübsten und dunkelsten Tage meines Lebens bleiben — der Tag, da ich körperlich und seelisch gebrochen ins Lazarett eingeliefert wurde. Viele Tage sind seitdem dahingegangen, ich bin allmählich, ganz allmählich wieder genesen; die Nerven haben sich beruhigt, in meine Seele ist ein köstlicher Friede eingezogen. Ich habe mich an das Leben hier im Lazarett gewöhnt, sehr schnell sogar gewöhnt, obwohl es doch so himmelweit von dem da draußen an der Front verschieden ist. Ich wundere mich nicht mehr, wenn ich nachts aufwache und höre keinen Kanonendonner, fühle nicht mehr das Zittern und Beben der Erde beim Aufschlagen der Minen. Ich betrachte es als selbstverständlich, daß ich nachts nicht alle drei Stunden geweckt werde, um auf Posten ziehen zu müssen. So fremd ist mir diese Welt geworden, in der ich noch vor wenig Wochen heimisch war. Und doch: an jedem Tage, den ich hier im Lazarett liege, wird ein Gefühl in mir stärker, das nie ganz erloschen ist: die Sehnsucht nach der Front. Ich bin freiwillig in den Krieg gezogen, und ich bin gern hinausgezogen. Und wenn ich auch viele Enttäuschungen erlebt habe draußen, so bereue ich doch nicht, daß ich mit hinausgegangen bin mit all den grauen, ernsten Männern. Freilich fehlen sie nicht — die trüben Stunden, wo die Verzweiflung sich ins Herz schleicht und die Reue kommt über alles, was geschehen ist. Aber das Geschehene wird dadurch nicht ungeschehen gemacht. Und kommen denn im bürgerlichen Leben nicht oft genug ähnliche Augenblicke? — Sind das aber nicht nur kleine Augenblicke der Schwäche, die ein Zufall, ein Lächeln verweht? — So auch im Felde! Das Surren einer Kugel, das Aufblitzen eines Geschützes verscheucht alle trüben Gedanken und läßt den kecken Mut des Kriegers die Oberhand gewinnen. Und welch' köstliche Stimmungen, welch' herrliche Augenblicke bringt doch das Leben an der Front! — Stimmungen und Augenblicke, wie man sie voll Sehnsucht einst in den Indianergeschichten las, wie man sie vielleicht hin und wieder auf der Bühne findet, ohne das unsere Sehnsucht an ihre Wirklichkeit geglaubt hätte. Diese Stimmungen werden nun hier im Felde in der Tat Wirklichkeit. Es scheint fast, als ob der Trieb nach der Tiefe, nach dem Schmutz im Menschen liege. Da hat man nun zwei Stunden auf Posten gestanden in der Nacht, im strömenden Regen. Dann kommt man in den Unterstand, schüttelt sich wie ein Pudel und hängt den Mantel an das Feuer, das ein Kamerad mit viel Mühe in dem alten Ofen gemacht hat. Der Unterstand ist voll Qualm — aber er ist ein wenig warm, und das ist die Hauptsache. Und nun streckt man sich auf's Stroh; eine Zigarette wird angezündet, ein Kamerad spielt auf der Mundharmonika: „nach der Heimat möcht' ich wieder" — — — und dann all' die kleinen, niedlichen Melodien, die uns einst in einer besseren Zeit vertraut waren. Und es ist Nacht! — Schweigen im Unterstande; durch die Dunkelheit schimmern die Zigaretten als kleine rote Pünkchen. Viele Stunden hab' ich so auf meinem faulen Stroh voll Ungeziefer gelegen und dachte an das Lager, das ich einst gewohnt war, an Teppiche und Kronleuchter, und an all' den Luxus, mit dem unsere verfeinerte Kultur das armselige Leben umgeben zu müssen glaubt. Und ich dachte, was für ein eigenartiges Wesen doch der Mensch ist, mit was für Firlefanz er sich umgibt und wie er doch dabei immer derselbe bleibt — derselbe kleine Narr, der sucht und sucht und sich in Sehnsucht verzehrt, ohne jemals Ziel und Grenze seines Sehnens zu finden. So träumte ich oft, und in meine Gedanken hinein verflochten sich die Töne der simplen Musik und riefen immer wieder Längstvergessenes in mir wach.

So kamen und gingen die Gedanken, während ich im Unterstande lag und die schnarrenden Töne der Mundharmonika die Erinnerungen weckten. Und Stille herrscht in unserer Höhle — andächtige, feierliche Stille. Keiner spricht ein Wort, jeder träumt seinen eigenen Traum vom Glücke der Heimat, der Vergangenheit und Zukunft; und manch einer greift verstohlen nach der Brusttasche, wo das Bild seines Mädchens, ein lieber Brief, eine Locke ruht. Und draußen donnern die Kanonen, speien Minen und Schrapnells Tod und Verderben. Doch die da drinnen achten nicht darauf; die Nerven werden abgehärtet hier draußen, und eine tiefe Ruhe überkommt uns, eine herrliche Unempfindsamkeit gegen alles Kleinliche, gegen alles, was da hinter uns liegt, und gegen alles, was da kommen könnte. Frei, ungebunden, sorgenlos und sorglos wird man im Felde. Heute rot — morgen tot! Warum sich zermürben in kleinlicher Sorge?... Aber das darf man nicht falsch verstehen! Leichtfüße sind wir deswegen doch nicht. Denn die bangenden Augenblicke zwischen Leben und Tod, die täglich, ja stündlich in unser Leben treten, machen den Menschen um vieles reicher und innerlicher. Alles Unwahre und Unreine schwindet, und nur das Edle, Echte behält Wert. Eine Frömmigkeit eigener Art beseelt uns. Der Glaube an eine höhere Macht, die schützend, sorgend und rettend in unser Leben eingreift, wird groß und stark. Aber dieser Glaube ist streng innerlich und geheim; verborgen allem Fragen und Forschen sitzt die ethische und moralische Kraft des Krieges im Herzen — ein eigener Richter und Wegweiser.

An all' das muß ich denken, während ich hier im Lazarett liege. Und wie ein Traum liegt alles Vergangene hinter mir, wie ein banger, wüster Traum, mit schauerlicher Schönheit und Romantik darinnen. Und so fern ist alles mir, so fremd, als hätte ich's gelesen oder erzählen hören. Aber nein! Da ist etwas in mir, etwas, das die Wirklichkeit beweist:

die Sehnsucht! Leise, geheim, aber doch so glühend und verzehrend lebt diese Sehnsucht in mir, die Sehnsucht nach der Front. Wenn der Abend kommt und ein Kamerad die Mundharmonika hervorzieht und ihr die alten, vertrauten Töne aus dem Unterstande entlockt, dann schließe ich die Augen und träume, ich sei wieder vorn bei den grauen, schmutzigen Kameraden und läge in unserem Unterstande, sechs Meter unter der Erde. Aber dann erwache ich, die Wirklichkeit drängt sich mir auf, und eine tiefe Trauer befällt mich; ich grolle dem Schicksale, das mich aus einer Bahn riß, wo ich zwar kein Glück und keine Freude, aber doch in ernster Pflichterfüllung Befriedigung empfand. Dann fallen mir die Lider zu, und bald umfängt mich ein leichter Schlummer mit zahllosen, wirren Träumen; den schweren traumlosen Schlaf der Front kenne ich schon lange nicht mehr. Und dann wache ich auf — mitten in der Nacht! Aber nur selten noch fahre ich im Bette hoch, erschreckt von der tiefen Stille, die mich umgibt, und meine Gedanken eilen hinaus zu den Kameraden, die da im Horchloche sitzen und nach dem Feinde spähen. Wenn dann der Regen an die Scheiben klatscht und der Wind heult, dann fröstelt mich im warmen Bette — solche Nächte habe ich draußen verbringen können ohne Schutz, ohne Dach? Und ich habe nicht gemurrt und nicht geklagt, ich betrachtete das als selbstverständlich. Und nun sehne ich mich wieder hinaus? — — — In all' meinem Fühlen und Denken ist nur der eine Wunsch: hinaus an die Front und vor den Feind! Ich schüttele den Kopf und begreife nichts, am wenigsten mich selbst.

So ist der Mensch!

Und wenn dann früh die Schwester kommt, die Temperatur mißt, Staub wischt und Betten überzieht, dann begreife ich wieder nicht, wie man die Frau so aus seinem Leben verbannen und vollständig entbehren kann. An der ganzen Front vorn und bis weit ins Etappengebiet hinein kommt uns kein weibliches Wesen zu Gesicht. Männerstaaten sind hier entstanden, Staaten, wo der Feldgraue, ob er von hoher oder niederer Geburt, ob er arm oder reich ist, alle Arbeiten erledigt. Hier kann man es erleben, daß Adlige oder reiche Kaufmannssöhne mit Besen und Hacke hantieren, und diese Bilder sind noch nicht die scherzhaftesten in diesen Männerstaaten. Schwer ist das Dasein hier, schwerer oft als draußen in der Stellung. Denn heißen diese Tage, ein paar Kilometer hinter der Front, auch Ruhetage, so bieten sie nur in den seltensten Fällen Ruhe und Erholung. Da müssen Sachen und Waffen gereinigt, Straßenbauten ausgeführt, Bretter, Balken, Schienen und dergl. abgeladen werden. Es wird noch exerziert und gedrillt, und abends geht es mit Hacke und Schaufel wieder hinaus in den Graben, wo die halbe Nacht hindurch geschanzt wird. Aber alle Mühsal und alle Qual wird mit Humor und Gleichmut ertragen und mit eisernem Willen auch die härteste und schwerste Arbeit durchgeführt. Und Lachen und Scherzen hört man überall, wo immer man Feldgraue zusammenfindet.

Alles das erschien mir selbstverständlich, solange ich draußen an der Front und mit dabei war; und ich dachte nicht daran, wie wunderbar doch diese Ausdauer, diese Ergebenheit, dieser unerschütterliche Gleichmut der Seele hier draußen sind. Wenn aber, da ich hier liege und mit brennenden Augen hinüberstarre dorthin, wo die Faust ist und von woher leise, kaum vernehmlich, Kanonendonner tönt, kommt mir alles das zum Bewußtsein. Und dann staune ich über den straffen Willen, der da im Menschen ist und den er oft nicht erkennt, ja von dessen Dasein er gar keine Ahnung hat. Jetzt, da die Notwendigkeit es gebietet, bricht dieser Wille allenthalben hervor und verrichtet Wunder über Wunder. Und nun begreife ich auch, daß der Mann das Weib so aus seinem Leben verbannen konnte.

Doch ich will meine Betrachtungen abbrechen, denn dieses Thema kann man nie erschöpfen, wie auch das stumme Heldentum, das hier Monat um Monat zur Schau getragen wird, niemals ganz gewürdigt werden kann. Aber vielleicht ist manchem bei meinen Zeilen klar geworden, warum, trotz des schweren Daseins, das wir hier führen, doch immer noch so viel Humor und Lebenslust, soviel Heiterkeit und Harmonie aus den Feldpostbriefen klingt. Es ist die tiefe, deutsche Seele und die gesunde deutsche Natur, die sich immer wieder durch alles Dunkle zu Licht und Leben durchringt. — —

Gedenket der Reichsbuchwoche vom 28. Mai bis 3. Juni 1916!

(Vergl. Aufsatz in Nummer 34 des „Daheim“.)

Der Freiheitskampf der Iren. Von Gustav Uhl.

In dem gewaltigen Weltkriege, der nun bereits seit zweiundzwanzig Monaten wütet und, wie es scheint, mehr oder weniger alle Völker der Erde in ihren Grundlagen aufwühlt, hat eine kleine Episode von erschütternder Tragik für wenige Tage freilich nur die Aufmerksamkeit der Alten und der Neuen Welt erregt: das seit Jahrhunderten von den Engländern geknechtete Irland erklärte sich als Freistaat und machte den Versuch, das verhaßte Joch John Bulls abzuwerfen. Es handelte sich dabei anscheinend um eine von langer Hand vorbereitete das ganze Land umfassende Bewegung; verfügten doch die Freiheitskämpfer nach guten Nachrichten über mehr als dreißigtausend Gewehre und, wie es scheint, um wohlgefüllte geheime Munitionslager. Aber die Organisation ließ zu wünschen oder war vielleicht noch nicht beendet. Es macht den Eindruck, als sei die Erhebung durch den Übereifer einiger Hitzköpfe vorzeitig zum Ausbruch gekommen, so daß es den englischen Truppen verhältnismäßig leicht war, die außer in Dublin immer nur in vereinzelten Trupps auftretenden Iren zu entwaffnen.

Vor fünfzig Jahren flackerte schon einmal eine Art Aufstand in Irland auf, als die Fenier in den Jahren 1865 und 1867 auf der „Grünen Insel“ und im Jahre 1866 in Amerika gegen Kanada die Waffen erhoben. Aber damals wie heute scheiterte das Unternehmen an der fehlenden Organisation. Mit dem Niederschlagen der Tumulte war die Bewegung damals freilich nicht tot gemacht; denn die radikalste Gruppe der Fenier, die „Unbesieglichen“, hatten sich im Jahre 1880 neu zusammengeschlossen und versuchten zunächst durch Arbeitseinstellungen die Grundherren mürbe zu machen. In guter Erinnerung ist ja noch, wie die irische Landliga den Pachtgutsverwalter Boycott ächtete und dadurch in der Folge zu grunde richtete. Der Name dieses Mannes ist seitdem die Bezeichnung für den Verruf eines mißliebigen Arbeitgebers durch die organisierte Arbeiterschaft. Bald aber gingen die Fenier weiter und machten sich zum Ziel, durch den Mord besonders verhaßter englischer Beamter die Aufregung unter dem irischen Volke nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Die Erdolchung des Lord Cavendish und des Unterstaatssekretärs Burke durch sieben Verschworene der irischen „Invincibles“ im Phönixpark von Dublin am 6. Mai 1882 beleuchtete wie ein Blitz die große Gefahr, die England hier entstand Die mehr und mehr wachsende Erkenntnis der irischen Gefahr hat das englische Parlament übrigens bewogen, Irland im Laufe der Jahrzehnte eine Reihe von Freiheiten zu gewähren, die die allerdrückendsten Nöte des im übrigen nach wie vor geknechteten Volkes wenigstens ein wenig linderten. Hierher gehören die katholischen Befreiungsakte, die Zehntenakte, die Kirchen-Entstaatlichungsakte und die beiden Landakte. Aber es würde zu weit führen, wollte ich auf alle diese Fragen eingehen.

Nachdem die Fenierbewegung gewaltsam unterdrückt war, wurde den Führern des irischen Volkes klar, daß das schnelle Schwinden des nationalen Lebens auf der „Grünen Insel“ die größte Gefahr für alle politischen Rechte Irlands wäre. Jahr für Jahr verließen ja fünfzig- bis sechzigtausend Irländer den heimischen Boden, um in der Fremde ihre Zukunft zu suchen. Die meisten davon gingen nach den Vereinigten Staaten und waren hier als kleiner Bruchteil in fremdsprachlicher Umgebung in der Gefahr, ihre Muttersprache zu verlernen. Die keltische Sprache schien damit dem Aussterben verfallen zu sein. Die Gebildeten des Landes mißachteten überdies ganz offensichtig die irische Mundart, die aus den Schulen und dem Gottesdienste mehr und mehr verschwand, und nur die unteren Volksschichten hielten zäh an der angestammten Muttersprache fest. Hier setzte nun die Sinn Fein-Bewegung ein, die sich die Erhaltung und Neubelebung der irischen Sprache zur vornehmsten Aufgabe machte. Und man muß anerkennen, daß sie in verhältnismäßig kurzer Zeit außerordentlich viel erreicht hat. Irische Seminare bildeten Lehrer und Geistliche heran, irische Schulen widmeten sich mit unermüdlichem Eifer der keltischen Sprache, und jetzt erhalten hunderttausende von Schülern der niederen und mittleren Schulen irischen Sprachunterricht. Mit der Zeit leisteten auch Handel, Industrie und die Verkehrsunternehmungen dieser Bewegung eine wertvolle Hilfe, indem sie bei der Besetzung von Stellen nur Bewerber mit irischen Sprachkenntnissen berücksichtigten, und heute erscheint auch ein Teil der Presse in keltischer Sprache. Der „Gälische Bund“ entstand und breitete sich in zahllosen Zweigvereinen über das Land aus, allein und ausgesprochenerweise zu dem Zweck, sobald als möglich die irische Sprache zur herrschenden im öffentlichen Leben des Landes und in seiner Literatur zu machen. Die großzügig ge-

leitete Sinn Fein-Bewegung, die jetzt die fähigsten Köpfe der irischen Bevölkerung in ihren Reihen hat, war aber außerdem bemüht, die Bewohnerzahl des arg entvölkerten Landes zu heben. So ließ sie es sich zur Eindämmung der Auswanderung angelegen sein, eine heimische Industrie zu schaffen, und auch diese Bestrebungen haben ganz achtbare Erfolge aufzuweisen. Tragen und verbrauchen doch die Mitglieder der nationalen Vereine nur Erzeugnisse der irischen Industrie. — Die Worte „Sinn Fein" gehören der gälischen, also altirischen Sprache an und bedeuten „Wir selbst"; sie deuten auf die Bestrebungen der Gesellschaft zur völligen Lostrennung Irlands von Großbritannien.

Diese SinnFein-Bewegung ist die Grundlage der jetzt in einem Aufstand so viel von sich reden machenden irischen Befreiungsversuche. Während beim Beginn des Weltkrieges sich verhältnismäßig viele Iren hatten für die Armee anwerben lassen, nahm ihre Zahl um so mehr ab, je größer die Verlegenheiten Englands in Aegypten, Mesopotamien, Indien, auf Galipoli usw. wurden. Und schließlich erließen die Sinn Feiner dann Ende März eine öffentliche Bekanntmachung, in der der Regierung mit dürren Worten angekündigt wurde, daß jeder Versuch, die irische „Bürgerarmee" zu entwaffnen, auf ernsten Widerstand stoßen würde. So war die Spannung zum Höchsten gestiegen, und es bedurfte nur eines Funkens, um das Pulverfaß auffliegen zu lassen. — Der in den weitesten Kreisen am besten bekannte Führer der Iren in ihrem Freiheitskampfe war Sir Roger Casement, der mit solchem Erfolge in Amerika sowohl als in Europa für die Sache seiner unterdrückten Volksgenossen tätig war, daß die Engländer ihn zu ermorden versuchten, da er ihnen im höchsten Grade unbequem war. Beim Versuch einer Landung auf der „Grünen Insel" wurde er gefangen genommen und sieht jetzt seiner Verurteilung entgegen.

Roger Casement.

Am Ostermontag hielt die mehrere Tausend Mitglieder zählende irische „Bürgerarmee" von Dublin im Phönixpark eine Parade ab. Diese war zwar etwas geräuschvoll, wie das irische Art ist, aber ganz friedlich verlaufen, und die Freiwilligen marschierten in die Stadt zurück. Bezeichnender Weise waren bei dieser Parade aber die Gewehre geladen und die Bajonette aufgepflanzt. Auf dem Wege in die Stadt trafen die Freiwilligen nun zufällig auf eine Abteilung der Garnison von Dublin, die nach der entgegengesetzten Seite marschierte. Hierbei kam der gegenseitige Haß zum Ausbruch. Wie sich alles im Einzelnen zugetragen hat, wird wohl nie festgestellt werden; wahrscheinlich ist aber, daß die aneinander vorbeiziehenden englischen und irischen Soldaten sich gegenseitig reizten und beschimpften. Tatsache ist jedenfalls, daß plötzlich zwei Mann der Bürgerarmee die Gewehre an die Backe rissen und auf die Soldaten schossen und daß diese sofort das Feuer erwiderten. Drei Offiziere und mehrere Mann sowie eine Anzahl der Iren fielen bei dieser Gelegenheit.

Nachdem einmal Blut geflossen war, zogen die Sinn Feiner die Folgerungen. Von allen Seiten strömten ihnen bewaffnete Gesinnungsgenossen zu, und sie konnten daran gehen, die wichtigsten Gebäude der Stadt zu besetzen. Zunächst wohlüberlegterweise das Hauptpostamt, wo alle Telegraphenapparate zerstört und alle Drähte zerschnitten wurden. Weiter das Gerichtsgebäude, die Eisenbahnstation, zahlreiche große Geschäfts- und Fabrikhäuser und den großen Platz St.-Stephens Green; das Schloß dagegen konnte nicht überrumpelt werden. Polizei und Militär waren zunächst völlig machtlos; bald aber wurden aus dem Lager von Curragh bedeutende Verstärkungen herangezogen, und nun begann eine regelrechte Belagerung der Aufrührer, wobei die von jenen besetzten Gebäude mit Kanonen und Maschinen-



Ruinen in der Sackville Street von Dublin.



Die Sackville Street von Dublin, die Hauptverkehrsgegend der irischen Hauptstadt, vor ihrer Zerstörung.



Die O'Connell's-Brücke in der Sackville Street von Dublin, wo die heftigsten Kämpfe zwischen den Freiheitskämpfern und den englischen Truppen stattfanden.

gewehren beschossen wurden. Hierbei beteiligte sich auch die Marine; denn die Freiheitshalle wurde durch das Kanonenboot „Liffey“ in Trümmer geschossen. Bei diesen Kämpfen gerieten eine ganze Reihe von Gebäuden in Brand, und der Pöbel ließ sich diese Gelegenheit natürlich nicht entgehen, zu plündern. Noch am Sonnabend berichtete Lord French, dem die Niederwerfung des Aufstandes übertragen war, in der Gegend der Sackville Street leisteten die Empörer ernstlichen Widerstand. Auf die Dauer aber konnten sich die Sinn-Feiner nicht halten, weder in Dublin noch in den kleinen Städten und auf dem Lande, wo ebenfalls Aufstandsversuche gemacht worden waren. Sie ergaben sich auf Gnade und Ungnade, und eine ganze Reihe der Anführer wurde standrechtlich erschossen. — Der so plötzlich entflammte Aufstand der Iren ist für diesmal blutig niedergeschlagen. Es ist aber keine Frage, daß die Sachlage damit nicht geändert ist. Eine englische Zeitung berichtete, ein verwundeter Sinn-Feiner habe bei seiner Überführung ins Lazarett gesagt: „Wir wissen jetzt, welche Fehler wir begangen haben, und werden sie das nächste Mal vermeiden.“ Das ist bezeichnend für die Denkungsweise der Iren auf der Grünen Insel. Und daß diese sich nicht ändert, dafür werden schon die Millionen ihrer Stammesgenossen in Amerika sorgen, die England und die Engländer aus tiefstem Herzen hassen. Die englischen Zeitungen gaben gleich beim Bekanntwerden des Putsches das Stichwort aus: der Aufstand in Dublin sei auf deutsche Hetzarbeit zurückzuführen. Nun, von Feinden umringt, haben wir wirklich anderes zu tun! Die Zahl der klarer denkenden Engländer mehrt sich denn auch, die anerkennen, daß die Iren zahlreiche begründete Ursachen zu Beschwerden hatten und haben, und das englische Oberhaus, das mit der gegenwärtigen Regierung von Großbritannien vielfach durchaus nicht einverstanden ist, hat in den letzten Tagen eine von Lord Loreburne eingebrachte Entschließung angenommen, das Haus möge seine tiefe Mißbilligung der Verwaltung Irlands in Verbindung mit den jüngsten Unruhen aussprechen. — Irland wird gewiß noch für lange Zeit der politische Wetterwinkel Englands bleiben.



Frauen mit gerettetem Hausrat.



Verwüstung in einer Straße Dublins. Im Hintergrund die Nelson-Säule.

Die Post der Kriegsgefangenen. Von Ernst Niemann.

Die Notwendigkeit des Krieges liegt in der Natur der menschlichen Gesellschaft. Alle Kongresse, alle die verbindenden Beziehungen, die Handel, Verkehr, Kunst und Wissenschaft knüpften, haben nicht vermocht, daß das Zeichen des Schwertes am Himmel der Kulturvölker verblaßte. Das aber haben wir aus der internationalen Lebensgemeinschaft doch gewonnen, daß neben der harten Straße des eisenumgürteten Krieges die milden Pfade der Menschlichkeit und Gesittung laufen. Waren in früheren Zeiten die Gefangenen der Willkür des Feindes ausgesetzt, in dessen Gewalt sie sich befanden, so genießen sie heute völkerrechtlich gesetzten Schutz und allgemein gültige Rechte, die ihnen grundsätzlich nicht versagt werden dürfen. Dazu gehört auch das Recht des Nachrichtenverkehrs mit der Heimat.

Die Gefangenenpost ist eine der jüngsten völkerrechtlichen Errungenschaften, denn noch im siebziger Kriege durfte der von der deutschen Post den französischen Kriegsgefangenen gewährte Verkehr mit ihrer Heimat als eine in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Fürsorge gerühmt werden. Dabei ist dieser Postverkehr eine der größten Wohltaten, die den Gefangenen erwiesen werden kann. Die Antäussage gilt für alle Völker. Der Herzenswärme, die nur die Familie geben kann, bedürfen alle Menschen, bedürfen besonders diejenigen, auf die das bittere Los der Gefangenschaft gefallen ist und die, umgeben von der Eiseskälte einer innerlich feindseligen Bevölkerung, in ihrem seelischen Gleichgewicht doch fast immer ein wenig aus der Lage gebracht worden sind. Und die Frauen und Mütter in Canada, Frankreich, England und Rußland fragen nach ihren Männern und Söhnen wie die Frauen und Mütter Mitteleuropas nach den ihrigen. Die zweiundzwanzig Kriegsmonate haben uns mehr als einmal das Bild der verzweifelten Ungeduld und der seelischen Zermürbung gezeigt, wenn es nach blutigen Schlachten ringsum von Vernichtung und großem Sterben raunte und flüsterte und die Daheimgebliebenen wochenlang heißen Auges in das dunkle Meer der Nachrichtenlosigkeit starrten, aus dem keine Kunde kam, weder vom Leben noch vom Tode. Und wie es dann wieder licht und froh um die wurde, denen nach solchen qualvollen Wochen der zitternden Hoffnung und bangen Erwartung der Briefträger eine Postkarte aus dem feindlichen Gefangenenlager brachte, ein paar kurze Zeilen von der Hand des Teuersten! Gefangen — aber er lebt!

Mit dieser Postkarte ist das zerrissene Band zwischen Heimat und Gefangenen wieder geknüpft, und wenn wir vor dem Späherblick der Zensoren den Gänsekiel auch ein wenig im Zaume halten müssen und nicht alles schreiben dürfen, was uns gerade in den Sinn kommt, der Gefangene in Feindesland tritt doch wieder in Fühlung mit der aufrichtenden Kraft des Vaterlandes und in den seelischen Zusammenhang mit den Seinen.

Die Möglichkeit, Briefe mit der Heimat auszutauschen, ist den Gefangenen durch die Haager Vereinbarung von 1907 gewährleistet, und der Weltpostverein steuert die Portofreiheit bei. Das ist das Grundsätzliche. Aber die kriegführenden Staaten sind über diese ursprünglichen Abmachungen insofern hinausgegangen, als sie auch Pakete und Geldsendungen zulassen. Sie haben damit einen Weg geschaffen, auf dem die Heimat den Gefangenen auch mit Gaben der Liebe nahe sein und ihre Lage freundlicher gestalten kann. Denn wenn in den Gefangenenlagern auch keine Nahrungssorgen herrschen, ihre Küchenzettel sind recht sachlich und einfach gehalten und nehmen auf die feineren Schwingungen der Zungennerven wenig Rücksicht. Das kleine kulinarische Rankenwerk, das die Gewohnheit so nach und nach um die bare Lebensnotdurft der Kulturmenschen gezogen hat, muß die Liebe und Güte der Heimat nähren. Geld tut's ja auch; die Lagerkantinen pflegen Tabak, Reizkost, Zubrot, süßes Zeug, kurz, alle Schätze eines hergebrachten Landkrämerladens zu führen. Indessen: nichts geht über die appetitlichen „Futterkistchen" und Päckchen unserer Frauen und Mütter, mit denen zugleich die freundlichen Geister der Heimat in die Lager schleichen.

Die Gefangenenpost geht ihre eigenen besonderen Wege. Sie muß, da zwischen den feindlichen Staaten jeder unmittelbare Verkehr aufgehoben ist, zunächst neutrales Land aufsuchen, das den Liebesdienst des Vermittlers übernimmt. Als solches vermitteln die Schweiz mit Frankreich, Holland mit England, Schweden mit Rußland. Es ist ein schweres Stück uneigennütziger Arbeit, das diese Länder damit übernommen haben; der Lohn ist lediglich die Befriedigung, die das Mithelfen bei einem menschenfreundlichen Werk gewährt. Insbesondere sind es die Schweiz und Schweden, deren Sammelstellen Bern und Malmö täglich eine Flut von Hunderttausenden von Postsendungen nach beiden Richtungen durchströmen. Deutschland allein beherbergt ja $1\frac{1}{2}$ Million feindliche Kriegsgefangene, für die monatlich 7 Millionen Sendungen eingehen, während an gefangene Deutsche etwa $4\frac{1}{2}$ Millionen bei den Reichspostanstalten eingeliefert werden. Aber die Zahl schreckt weder den deutschen Postmann, noch die neutralen Samariter. Das, was die Arbeit so erschwert, ist das besondere technische Drum und Dran, ist auch das häufige Unvermögen der aus allen Völkerschaften in den Gefangenenlagern zusammengewürfelten, sprachlich gemischten Gesellschaft, eine nach den Regeln der deutschen Ordnung einwandfreie Adresse zu machen. In den deutschen Gefangenenlagern wird ja allen den Einsichtigen gern geholfen, die einfach bekennen, daß ihnen beim Schreiben die Buchstaben im Wege sind. Aber bei den Sendungen, die von dem feindlichen Völkergemisch da draußen fremdsprachig ins Land kommen, ist oft schwer, Briefträger zu spielen. Selbst wenn die Maruschka ihren Dorfpopen findet, der ihr Mitteilungsbedürfnis an Iwan zu Döberitz in Schriftworte fügt, oder der Hindu einen Erleuchteten seiner Kaste, der sich in der verwickelten Wissenschaft des Briefschreibens auszukennen glaubt: ihre Geistesschifflein geben der deutschen Post dennoch viel Stoff zum Nachdenken. In diesem Zusammenhang aber muß davor gewarnt werden, sich von dem Zustand der Briefschaften aus der Heimat der Engländer und Franzosen, etwa auf Kosten der Russen eine besonders lichtvolle Vorstellung zu machen. Im Gegenteil, die Briefe der Russen sind, so erstaunlich es zu vernehmen ist, im allgemeinen sorgfältiger adressiert als die aus den übrigen feindlichen Ländern. Die Franzosenangehörigen haben allerdings die Milderung zur Seite, daß ihre Regierung keine amtlichen Verlustlisten herausgibt. Da bangen die Frauen und Mütter in der Ungewißheit um ihre Männer und Söhne, von denen sie seit Wochen und Monaten ohne Nachricht sind. Ist es dann wohl zu verwundern, daß sie auf dem Wege der Gefangenenpost etwas Sicheres zu erfahren versuchen, indem sie aus allerhand zusammengehaschten Tatsachen Adressen machen, die man nur mit dem Ausdruck nachsichtigen Bedauerns betrachten kann? In dem Bemühen, alles mögliche zu tun, um den Versuchsbriefen ausführliche Wegweiser mitzugeben, werden dabei zuweilen auf erledigten Postsendungen gefundene, unverstandene amtliche Vermerke und andere Angaben sinnlos verwertet, wie: „Zurück. Aufenthaltsort nicht ermittelt" oder „Dieser Raum darf nicht beschrieben werden." Ja, man scheut nicht davor zurück, durch Vermerke, wie: „Krupp-Kanonen und Knorr-Suppen, auf die können wir uns verlassen" Licht in das Dunkel dieser Briefaufschriften zu bringen. Und das alles, während der gesuchte Franzose in der Regel längst unterm grünen Rasen des Heldengrabes ruht.

Mit deutscher Gewissenhaftigkeit werden natürlich alle erdenklichen Mittel angewendet, um die Briefe mit zweifelhaften und falschen Aufschriften an den Mann zu bringen. Für diese Hilfsbedürftigen, die täglich in die Tausende gehen, hat sich in Berlin beim Postamt 24 eine Reichsstelle, ein Lazarett, aufgetan, wo die Aufschriften untersucht, behandelt und in der Regel auch geheilt werden. Was hier an Aufklärungsarbeit geleistet wird, vermag wohl nur der richtig zu schätzen, der der Behandlung dieser postalischen Schmerzenskinder, an denen sich die Erfolge des Elementarunterrichts des Vierverbandes oft so wunderlich offenbaren, einmal beigewohnt hat. Die landläufige Findigkeit reicht zur erfolgreichen Lösung all der Adressenrätsel freilich nicht aus. Als vornehmstes Rüstzeug steht der Berliner Aufklärungsstelle die Kartensammlung (Kartothek) zur Seite, ein Rieseninstrument, das über $1\frac{1}{2}$ Million Kriegsgefangene sichere Auskunft gibt. Denn jeder Gefangene liegt hier sozusagen an der Kandare seiner Personalkarte in Berlin; jede persönliche Veränderung, die mit ihm vorgeht, wird aus den 150 Gefangenenlagern nach Berlin gemeldet und hier getreulich aufgezeichnet. Die $1\frac{1}{2}$ Millionen Karten sind in 750 Holzkästen in solcher Anordnung untergebracht, daß jede einzelne bei Bedarf sogleich zur Hand ist. Bei derselben Zentralstelle gehen auch die Russenbriefe ein, das sind Briefe und Postkarten, deren Aufschriften in russischen Schriftzeichen geschrieben sind. Täglich etwa 30000 sind's, denen 20 Beamte, ausgestattet mit dem Rüstzeug russischer Sprachkenntnisse, zu Leibe gehen und die Wege in die 97 Russenlager weisen.

Jedes einzelne Gefangenenlager ist eine abgeschlossene Welt, um die das deutsche Leben flutet; jedes hat seine Kultur, seinen Klatsch, seine Lust und sein Leid. Mag zwischen dem lauernden Unbehagen und Hochmut der Franzosen und Engländer und dem lebensfrohen Kinderblick der Russen eine große Gefühlsweite liegen, unter dem seelischen Druck der Vereinsamung stehen sie alle gleichmäßig, trotz lauter Kameradschaft zwischen den Volksgenossen. Aber was kein Humor, kein Trostwort, keine Musik dem Herzen zu geben vermag, das wird ihm, wenn die Poststunde den Funken heller Freudigkeit in die Eintönigkeit des Lagers schlägt. Ein einziger lieber Brief verscheucht die Grillen; und wenn's ein Paket ist, erhält der Frohsinn Schwingen.

Der Paketeingang bei den Gefangenenlagern ist beträchtlich; sie sind ja alle Empfangende, unsere Zwangsgäste, ganz

selten haben sie etwas abzusenden. Nur die Russen brauchen sich für heimatliche Liebesgaben nicht übermäßig zu bedanken. Durch die Einfallstore Berlin, Emmerich und Frankfurt (Main) strömen die Pakete ins Land und verteilen sich von hier aus durch die gewöhnlichen Verkehrskanäle auf die 150 Lager. Wenn dort die gefüllten Paketwagen einlaufen, stehen 10000 bis 15000 erwartungsvolle Menschen. Man erwartet eigentlich nichts, aber man kann's doch nicht wissen. Außer den Paketen der Angehörigen kommen nämlich viel Liebesgabensendungen vom Roten Kreuz und anderen Hilfsvereinen, auch große Kisten mit allerhand Lebens- und Genußmitteln an den Lagerkommandanten zur beliebigen Verteilung an die bedürftigsten seiner heimatlosen Gäste. In Belgien gibt es eine Vereinigung, die jedem belgischen Soldaten wöchentlich ein Paket schickt. Auch unsere Vereine versenden Liebesgaben an die deutschen Gefangenen, aber so etwas wie die französischen ‚marraines' haben wir meines Wissens erst seit einiger Zeit. Die marraines = Kriegspatinnen haben jede einen bestimmten Gefangenen ihres Volkes, dem sie regelmäßig Wohltaten erweisen. Ihre Sendungen stellen einen beträchtlichen Bruchteil der französischen Gefangenenpost dar. Für die Franzosen kommt ungemein viel Brot, weißes Schleckerbrot; denn auch ihr Magen steht unter der ermattenden Wirkung französischer Hochkultur.

Wenn 3000 Pakete auf einmal ins Lager strömen, müssen auch die Gefangenen ein bißchen mit zugreifen. Sie tun es gern und mit Verständnis; auch für die, die in der Heimat als Professoren, Rechtsanwälte usw. ihr gesellschaftliches Übergewicht nur gelegentlich leutselig zu ermäßigen pflegten, scheint die postalische Betätigung in dem bunten Gequirle von roten Hosen und Käppis, von blau und gelben Zuavenjacken und graugrünen Russen, ihre besonderen Reize zu haben. — Wie die Briefe, so machen auch die Pakete einen Umweg durch die Hände der Sprachkundigen der Militärprüfungsstelle. Kein Stück wird aus der Hand gegeben, das nicht vorher im Beisein des Empfängers nach verbotenen Mitteilungen und Druckwerken durchsucht worden wäre. Sie können es eben alle nicht lassen, auch die Deutschen nicht, gegen den Stachel der Militärzensur auszuschlagen. Aber man kennt die Schliche schon. Bei Postkarten und Briefen die Verklebungen und Seidenfutterverstecke und die Versuche der Schreiber, das Seil ihrer Gedanken mit verwegenen, stilistischen Kunstgriffen und Punktierungen zwischen den Zeilen zu spannen. Bei Paketen die doppelten Böden, die tollen „Matin"-Artikel, ganz absichtslos um Äpfel und Apfelsinen gewickelt, die in Schokolade und Brote eingebackenen Zettel. Wir sind nicht so empfindlich wie die Franzosen, die schon vor den Bildern feindlicher Fürsten und Heerführer und den deutschen Landesfarben davonlaufen, sehen es aber auch nicht gern, daß uns auf dem Wege der Gefangenenpost von drüben Frechheiten an den Kopf geworfen werden, wie wir es auch nicht gern haben, wenn unsere Frauen in Briefen an ihre gefangenen Männer übertrieben weinerliche Darstellungen über diese oder jene Einschränkung der Lebenshaltung geben, denn daraus machen sich unsere Gegner selbstgefällige Verse. Bei dem Gefangenenpostverkehr müssen naturgemäß auch die feindlichen Behörden willig mitwirken, und es ist unklug, die Wohltat dieses Verkehrs durch Umgehung der Verbote in Gefahr zu bringen. Man soll doch die Dinge nehmen wie sie sind und froh sein, daß es überhaupt möglich ist, auf diesem Wege den gefangenen Lieben nahe zu sein. Gewiß, die Deutschen in der Gefangenschaft und abgeschnitten von der deutschen Kultur, stehen in geistiger Not, das Gefühl der geistigen Vereinsamung gehört zu den quälendsten ihrer Leiden. Aber zu ihrer Versorgung mit Druckwerken ist die Gefangenenpost nicht der richtige Weg. Dazu haben sich die Vereine vom Roten Kreuz (Auskunft beim Zentralkomitee — Abteilung Gefangenenfürsorge — Berlin SW. 11) und andere Hilfsvereine zur Verfügung gestellt, die zwischen den Waffen ihre friedliche und segensreiche Tätigkeit entfalten.

Von der dicken Bertha und ihren Geschwistern. Plauderei von Dr. Hans Daniel.

Münchhausen, alter braver Lügenpeter — nächstens werden unsere Jungen dich absetzen! Seit 1914 kommst du mit deinem Jägerlatein immer mehr in die Brüche. Als du vor fast 120 Jahren die Augen schlossest, um von deinen Abenteuern und den Anstrengungen deiner Phantasie in der freiherrlichen Familiengruft auszuruhen, konntest du dich mit dem Bewußtsein schlafen legen, daß niemand deine Geschichtchen so leicht überbieten würde. Es hat auch keiner getan. Aber mit Siebenmeilenstiefeln rückt dir seit kurzem ein Gegner auf den Leib, der noch kühner ist als deine kühne Phantasie — ein Gegner, an den du zu allerletzt gedacht hättest: die Wirklichkeit!

Da liest man nun deine wunderbaren Abenteuer zu Wasser und zu Lande, und trifft auf den behaglich-stolzen Satz: „Was Artillerie betrifft, habe ich, ohne mich zu rühmen, meinen Meister noch nicht gefunden." — Gut, sehen wir einmal zu, was der selige Hieronymus von artilleristischen Erlebnissen zu erzählen weiß.

Er berichtet da zunächst von dem ungeheuren Geschütz, das die Türken in der Nähe von Konstantinopel aufgepflanzt hatten. Es war ganz aus Kupfer gegossen, erforderte eine Pulverladung von 330 Pfund, schoß eine Marmorkugel von 1100 Pfund Gewicht ab und ließ die Erde erbeben. Armer Münchhausen, wie bist du zurückgeblieben! Unsere schwerste Bertha, die Zweiundvierzigerin, schleudert ein Geschoß, das noch eine ganze Menge von Zentnern mehr wiegt, als deine phantastische Marmorkugel, und deine große Kanone macht also keinen Eindruck mehr.

Unstreitig wirkungsvoller ist schon das Kunststück, auf einer fliegenden Kanonenkugel durch die Luft zu reiten, um die Stellungen der Feinde auszukundschaften, und auf einer feindlichen Kugel zurückzukehren. Aber auch diese Kundschafterflüge durch die Luft machen wir heute besser und billiger, wenn sich unsere Feldgrauen dazu auch nicht auf Granaten setzen. Was bleibt also noch?... Halt! Münchhausens berühmte Schießleistung während der Belagerung von Gibraltar.

Vielleicht erinnert man sich ... er hatte sich aus London ein höchst vortreffliches Spiegelteleskop mitgebracht. Dadurch sah er, daß der Feind gerade im Begriff war, einen Sechsunddreißigpfünder nach dem Fleck, wo er mit General Elliot stand, abzufeuern. Sofort ließ Münchhausen einen Achtundvierzigpfünder holen, richtete genau und gab den Schuß im selben Augenblick ab, als der Feind drüben sein Stück löste. Da schlugen ungefähr auf der Mitte des Weges die beiden Kugeln mit fürchterlicher Stärke gegeneinander, die feindliche prallte mit voller Wucht auf ihren Ausgangspunkt zurück, und es geschahen auch sonst noch recht erstaunliche Dinge. Aber eigentlich ... ist es nicht viel erstaunlicher, daß unsere Steilfeuergeschütze ihre todbringenden Liebesgaben gleichsam gen Himmel spucken, gegen ein Ziel, das niemand sieht, und daß viele Kilometer weiter der Segen plötzlich senkrecht von oben kommt und das verdeckte Ziel zerschmettert? Nein, im artilleristischen Jägerlatein ist der alte Freiherr Hieronymus nicht mehr auf der Höhe. Wenn er heut erwachte und man ihm von den Leistungen unserer neuzeitlichen Geschütze erzählte, würde er sicherlich glauben, daß er Schule gemacht hätte.

Auch unsere Gegner haben ja an das Vorhandensein der 42 cm-Mörser nicht glauben wollen. Sie hatten längst vor Lüttich gedonnert, als ausländische Fachleute ihre Möglichkeit noch immer bestritten. Anderseits verbreitete sich bei uns das hartnäckig verfochtene Gerücht, daß wir außerdem noch 52 cm-Kanonen besäßen, die offenbar über den Kanal schießen sollten. Alle Bierbank-Strategen schworen darauf. In alter Zeit hat man ja auch tatsächlich noch viel größere Kaliber gehabt, und die „Dicke Bertha" von heute ist zwar in ihrer Wirkung, nicht aber in ihrer Größe ohne Vorläufer. Schon bald nach dem Aufkommen der Geschütze ward zur Erzielung größerer Wirkungen ihre „Seelenweite" immer mehr gesteigert. Aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts hören wir von Kanonen, die ein Kaliber von 60 cm hatten, vier Zentner schwere Steinkugeln schleuderten und in mehreren Stücken fortgeschafft werden mußten. Die „Faule Metze" in Braunschweig (um 1411) wog nicht weniger als 180 Zentner und verschoß aus ihrem drei Meter langen Rohre Steinkugeln von 76 cm Durchmesser und 750 Pfund Gewicht. Die „Tolle Grete" von Gent kam ihr fast nahe, und im Kreml zu Moskau steht sogar eine Anno 1586 gegossene, Kaiserkrone genannte Kanone, die eine Seelenweite von 91 cm besitzt. Ja, in demselben Lüttich, das an unsere „Brummer" nicht recht glauben wollte, sind 1832 und 1835 noch Riesenmörser von 60 cm Kaliber gegossen worden, die mit einer Pulverladung von 20 Pfund über 9 Zentner schwere Bomben anderthalb Kilometer weit schleuderten. Aber sie leisteten im Grunde eben nicht genug und wurden vergessen.



Deutsche Artillerie reitet durch Passchendaele (bei Ypern) im Granatfeuer. (Im Hintergrund der zerschossene Kirchhof.) Zeichnung von Prof. Hugo Ungewitter.

Doch soll hier nicht von merkwürdigen Geschützen aus alter und neuer Zeit erzählt werden, sondern von Name, Sang und Spruch, in denen sie sich von alters her verkünden. Glocken und Kanonen sind Geschwister; oft genug wird eine Form in die andere übergeführt, und nach alter schöner Sitte erhalten sie wohl Namen und Inschrift. Als die Geschütze noch seltener waren und die meisten Fürsten und Herren höchstens über eins oder zwei verfügten, trug jedes selbstverständlich seine bündige Bezeichnung. Die gewaltige Donnerbüchse, mit der Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg, die starken Mauern der Raubschlösser zerschmetterte, ist als „Faule Grete" noch heute jedem bekannt; die „Tolle Grete" von Gent und die „Faule Metze" von Braunschweig haben wir schon oben erwähnt. Aber auch eine „Schön Els", eine „Scharfe Grete", eine „Dorothea", „Augusta", „Martha" hat es gegeben, und wenn unsere Soldaten heute von der „Dicken Bertha" sprechen oder wenn der berühmte österreichisch-ungarische 30,5 cm-Mörser „Die schwarze Marie" heißt, so setzen diese Namen nur eine Tradition von sechs Jahrhunderten fort.

Neben Mädchen- sind es vor allem Tiernamen, mit denen die Kanonen früher gern belegt wurden. Die „Nachtigall" mußte ihr todbringendes Lied singen; der „Bär" mußte brummen, der „Löwe" brüllen, „Höllenhunde" heulen, der „Phönix" Rauch und Feuer blasen, der „Widder" stoßen. Auch Drache und Basilisk, Krokodil und Elefant, Wolf und Büffel findet man neben anderen zoologischen Bezeichnungen häufig, und die Schlange hat ja ganzen Geschützgattungen den Namen gegeben (Feldschlangen). Die leichteren Kaliber hießen vielfach Bremse, Hummel, Fledermaus; auf Schloß Braunfels befinden sich zwei kleinere Mörser aus den Jahren 1528 und 1529, die sogar „Zaunschlupfer" und „Rothkehlchen" heißen — nicht zu reden von den „Drosseln", „Lerchen" und „Wachteln". Vor Konstantinopel donnerte Anno 1453 eine „Stadteinnehmerin" und eine „Weitschießerin". Namen wie Mauerbrecherin, Singerin, Brummerin, Kitzlerin, schöne Treiberin erklären sich von selbst; ebenso „Unverdrossen", „Frühe auf", „Mache Fried", „Das zähe End". Und durch Bezeichnungen wie „Tummler dummel dich" und „Schnurrhindurch" schimmert schon der kernige Volkshumor.

In späteren Tagen war es bei der wachsenden Zahl der Kanonen nicht mehr möglich, jede einzelne besonders zu taufen. So wurden nur noch die verschiedenen Kaliber mit Gattungsnamen versehen. Alle 48-Pfünder heißen: Basilisken; die 40-Pfünder: Drachen; die 36-Pfünder: Adler; die 24-Pfünder: Falken; die 12-Pfünder: Geier; die 6-Pfünder: Eulen; die 3-Pfünder: Sperber. Die Mörser, aus denen man Feuerkugeln schoß, wurden „Katzenköpfe" genannt, und die Haubitzen „Feuerkatzen" oder „Feuerhunde", weil sie „wie Katzen lauern und wie Hunde wachen".

Immer gewaltiger wuchs die Stimme dieser „Helfer der Könige" an. Die „Brummer von Leuthen" sangen schon mächtig im Chore, aber zur Massenwirkung einte sie erst Napoleon, der bis zu 100 Geschütze an einer Stelle sprechen ließ. Es war alles noch ein Kinderspiel gegen das Trommelfeuer und die furchtbaren Artillerieduelle von heute. Auf ungeheure Entfernungen ist heute die Stimme der Kanonen hörbar. Im badischen Karlsruhe und vielen anderen deutschen Städten hörte man den dumpfen Donner von Verdun. Im Frühjahr 1915 war auf den Höhen um Stuttgart der Schall der schweren Geschütze aus den Südvogesen vernehmbar; die „Lungenkraft" der „Dicken Bertha" ist so groß, daß der Schall ungefähr über 230 Kilometer sich erstreckt, wovon 100 Kilometer als normales Schallgebiet zu betrachten sind, dann etwa 60 Kilometer in die rätselhafte „Zone des Schweigens" fallen, und dahinter mindestens noch weitere siebzig ihren schrecklichen Gesang vernehmen.

Gegen solche „Singerin" kann allerdings nichts aufkommen, aber auch ihre älteren Schwestern, die das Maul weniger weit aufreißen, brüllten für ihre Zeit nicht schlecht und trugen manches darauf bezügliches Sprüchlein auf ihrem ehernen Leibe. Vor dreißig Jahren hat Hans Ziegler mit vieler Mühe alle deutschen Geschützinschriften gesammelt, und wenigstens einige davon seien hier wiedergegeben. Sie gleichen sich naturgemäß in ihrer Art, aber einzelne sind von einer ganz prachtvollen Wucht und Knappheit. Auf einer Kanone von 1520 steht der Spruch:

„Ich heis der Drach.
Hüte dich, wan ich lach."

Kürzer und großartiger läßt sich das nicht sagen. Auf einem Geschütz aus der Mitte des 17. Jahrhunderts sieht man einen Wolf, der ein Schaf im Rachen hält:

„Herr Eisegrei (Isegrim) bin ich genant,
Ich werf nider mauer und wandt."

Auf dem Hohentwiel spricht eine Kanone von 1729:

„Ich alter Beer
Thu brummen sehr,
Mit meiner Pfeiff
Ich alles umkehr."

Ähnlich lauten andere Inschriften:

„Ich heis der Han,
Im Hader bin ich forn dran."

„Eine nachtegall bin ich genant,
Lieblich und süß ist mein gesangk,
Den ich zusinge, ist die Zeit langk!"

„Wann ich Hahn kräh uf Hohentwiel,
Mach ich dem Feind der Unruh viel.
Wann mein geschrey thut erschallen,
Thun viel derselben zu Boden fallen."

„De Ule bin ik genant.
Wenn ander vagel slapen,
So kame ik bi de Hand."

Doch wir wollen nicht allzuviel ins Zoologische geraten. Ein paar Beispiele andrer Art mögen uns zurückgeleiten. Ein jetzt in München aufbewahrtes Geschütz von 1544 verkündet trotzig:

„Will Niemand singen,
So sing aber ich,
Uwer Berg und Thal
Hört man mein Schall."

Die Inschrift einer lübeckischen Kanone von 1540 sagt:

„Dicke Margret het ik,
Dre Mil schet ik,
Söven Mil tröndel ik,
Wat Hand' und Föt hett, ware sik."

Über dem Bilde eines schlafenden Löwen findet sich die Mahnung: „Weck mich nit auf." Unter den Schätzen des Berliner Zeughauses gibt es ein altes Geschütz mit der Inschrift:

„Saturnus frißt die Kind allein,
Ich freß sie alle groß und klein."

In der Hauptsache hat sich auf den älteren „Brummern" der Meister verewigt, der sie goß, und daneben steht gewöhnlich der Namenszug des Fürsten, der sich das Kriegswerkzeug bestellte. Oft findet man auch fünf Buchstaben, entweder O. G. K. M. G., die Abkürzung für: „O Gott, komm mit Gnaden". Oder V. D. M. I. A. = Verbum domini manet in aeternum, Gottes Wort bleibt in Ewigkeit. Die lateinische Sprache, die sich ja wie keine zweite epigrammatisch zuspitzt, gibt natürlich fast öfter noch als das Deutsche die Spruchweisheit für die Donnerbüchsen und Feldschlangen ab. Die preußischen Geschütze tragen oder trugen das „Pro gloria et patria" und das bekannte „Ultima ratio regis".

Alle diese alten Geschützinschriften sind nun gleichsam zusammengefaßt worden in einem längeren Sprüchlein, das, wie es scheint, ein gelehrter Soldat vor Antwerpen verfaßt und auf die 42 cm-Brummer angewandt hat. In der Kriegszeitung eines Landsturmbataillons haben die Verse zuerst das Licht der Welt erblickt und sind dann schnell bekannt geworden:

„Dicke Bertha heet ick,
Tweeunveertig meet ick,
Wat ick kann, dat weet ick,
Söben Milen scheet ick,
Steen un Isen freet ick,
Dicke Muern biet ick,
Grote Löcker riet ick,
Dusend Mann, de smiet ick!
Beuse Klüten kok ick,
Blitz un Donner mok ick,
Heete Suppen broo ick,
Wiete Reisen doo ick,
Erst vor Lüttich stunn ick,
Huy un Namur funn ick,
Ok Givet, dat seehg ick,
Un Maubeuge kreeg ick!
Vor Antwerpen stoh ick,
No Paris hen go ick,
Ok no London, gläuf ick,
Op den Dag, dor teuf ick!
Is det Dag, denn brumm ick,
Is det Nacht, denn summ ick,
Ganz verdübelt, meen ick,
Meinem Kaiser deen ick,
Dicke Bertha heet ick,
Wat ick kann, dat weet ick!"

Damit mag es genug sein von Name und Sang, Spruch und Sprache der großen Brummerinnen. Nur eine Inschrift wollen wir uns gläubig noch vorsagen. Sie steht auf einer Kanone von 1703, die sich jetzt auf Schloß Braunfels befindet, und sie spricht aus, was wir ihr hoffentlich bald als Schlußwort des gewaltigen Völkerringens nachsprechen können:

„Tandem bona causa triumphat."



Deutsche Offiziere beobachten vom Schloßbergturm zu Wilna die Stadt und das Gelände. Phot. A. Grohs.

Marschgesang. Von Josef Friedrich Perkonig.

Die Dämmerflöre hingen
Sich in den Abendton,
Da kam im Takt und Singen
Ein Landsturmbataillon.

Als kränze Laub die Schläfen,
Rann ihre Liederflut,
Und keine Kugeln träfen
In jugendweiches Blut.

In Silbernebelschwaden
Ging gläubig Tritt um Tritt.
„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit."

Dies haben sie gesungen
Im blassen Abendschein.
Wer wird von allen Jungen
Der Kamerad wohl sein?...

Die Ansiedelung von Kriegsinvaliden. Von Prof. Dr. Wygodzinski (Bonn).

Unter allen Maßnahmen der Fürsorge und der Liebestätigkeit für unsere Kriegsinvaliden und deren Angehörige erfreut sich keine einer größeren Beliebtheit als die Ansiedelung. Gegenüber allen anderen Formen wirtschaftlicher Betätigung Kriegsverletzter hat die land- oder gartenwirtschaftliche, wie sie durch die Ansiedelung ermöglicht wird, eine Reihe von eindringlichen Vorzügen. Der alte Zug der Deutschen zur Naturnähe findet Befriedigung; eine Selbständigkeit wird ermöglicht, wie sie kaum ein anderer Beruf gewährt. Gegenüber Handwerk und Kleinhandel, die ähnliche soziale Vorzüge bieten können, hat die Landwirtschaft den Vorteil, daß sie einen eigentlichen Konkurrenzkampf nicht kennt, unter dem die beiden ebengenannten Berufszweige schwer leiden. Endlich ist es politisch und „kriegswirtschaftlich" von größter Wichtigkeit, im Interesse der Sicherstellung unserer Ernährung möglichst viel fleißige Hände der Landwirtschaft zuzuführen. Selbst wenn diese Kleinsiedelungen nur geringe oder gar keine Erzeugnisse dem Markt zuführen, so entlasten sie diesen doch eben von den Nahrungsansprüchen, die sonst die Kleinsiedlungsfamilien stellen würden.

Der Gedanke, Veteranen anzusiedeln, ist alt und im Laufe der Geschichte in verschiedenen Formen verwirklicht worden. Doch ist zu sagen, daß die Hauptströmung unserer Zeit — bisher wenigstens — in einer Richtung ging, die wir als „Zug zur Stadt" bezeichnen können. Diese Verstädterung des modernen Lebens ist durchaus keine Erscheinung, die allein in Deutschland zu beobachten wäre; wir sehen das gleiche in sämtlichen Kulturländern, selbst so jungen wie Amerika. Unter den zahlreichen Ursachen dieser Erscheinung sind die wichtigsten wohl der Drang zu sozialem Aufstieg und der Hunger nach einer reicheren und anregenderen Lebensgestaltung, als sie das Land zu bieten vermochte. Hier ist nicht der Ort, diese Beweggründe kritisch zu zergliedern; vor allem soll man sich hüten, die Bewegung mit billigen Schlagworten wie „Ver-

gnügungssucht“ abzutun. Die Äußerungen dieses Dranges nach einer reicheren Lebensgestaltung sind oft genug abstoßend; die Voraussetzungen, unter denen die Leute die einheimische Scholle verlassen, sind häufig, wohl in der Mehrzahl der Fälle, irrig. Aber eine so gewaltige Erscheinung wie die Landflucht ist nur dadurch zu bekämpfen, daß man den Abwanderern das, was sie suchen, in einer geeigneten Form auf dem Lande gibt; dann wird man sie zum Segen des ganzen Volkes zurückhalten, ja möglicherweise den Strom zurücklenken. Zum Segen des ganzen Volkes, denn das Land liefert, wie jetzt wohl jedem bekannt, nicht nur Nahrungsmittel, sondern auch Menschen. Der Rückgang der Geburtenziffern in den Städten Deutschlands ist der gefährlichste „innere Feind“, den wir haben; man denke nur an das uferlose Wachstum der russischen Bevölkerung. Wenn in diesem Kriege der Geist über die Masse siegte, so kommt doch einmal der Zeitpunkt, wo diese Masse derartig angewachsen ist, daß sie einfach zur brutalen Übermacht wird.

Aus den Erwägungen dieser Art heraus ist das Werk unserer inneren Kolonisation begonnen worden, die in Preußen, Mecklenburg, Oldenburg schöne Erfolge aufzuweisen hat. In diese innere Kolonisation ist die Invalidenansiedelung anzugliedern. Gegenüber mancherlei gutgemeinten, aber ganz phantastischen Plänen ist aufs nachdrücklichste darauf hinzuweisen, wie töricht es wäre, an der Summe von Erfahrungen vorbeizugehen, die seit nunmehr einem Vierteljahrhundert bei unserer inneren Kolonisation gesammelt worden sind; nur muß natürlich eine Anpassung an die neuen Probleme erfolgen, die sich aus der jetzt gestellten Aufgabe ergeben.

Dabei zuerst eine Abweisung. Keinesfalls darf daran gedacht werden, Invalidenkolonien zu bilden. Das würde sich schon wirtschaftlich rächen, da die Invaliden in ihrer Erwerbstätigkeit doch immerhin gehemmt sind; vor allem aber wäre es vom rein menschlichen Standpunkte aus verfehlt. Unsere Invaliden sollen in der Volksgemeinschaft wieder aufgehen; sie sollen nicht täglich und stündlich fühlen, daß sie anders sind als die vollgesunden Menschen. Natürlich ist nichts dagegen einzuwenden, wenn hier und da einmal eine Stadt oder ein Kreis ein paar Stellen nebeneinander für Invaliden einrichtet; nur in größerem Maßstabe darf das nicht geschehen. Nur insoweit ist die Eigenschaft als Invalide von vornherein zu berücksichtigen, als eben der Betätigungsgrad der einzelnen durch ihre Invalidität beeinträchtigt ist; hier werden sich alle Abstufungen von einer kaum merkbaren Behinderung bis zu einem Zustande finden, der nur noch wenige Reste einer wirksamen Betätigungsmöglichkeit aufweist. Das ist natürlich auf das sorgfältigste zu berücksichtigen, wenn man nicht von vornherein den Grund zu schweren späteren Enttäuschungen legen will. Unbedingt muß deshalb, bevor von einer Ansiedelung in irgendeiner Form die Rede sein kann, eine Prüfung und Auslese der Bewerber stattfinden, die sich auf die bisherigen landwirtschaftlichen Kenntnisse, die allgemeine Eignung zu diesem Berufe und die körperliche Leistungsfähigkeit zu beziehen hat. Es ist bekannt, daß es der neueren Kunst der Orthopädie gelungen ist, Verstümmelte in erstaunlicher Weise wieder zu allen möglichen Leistungen zu befähigen, wobei allerdings die Schulung und Gewöhnung eine erhebliche Willenskraft voraussetzt. An einigen Orten gibt es bereits Fürsorgestellen, die eine solche Ausbildung Invalider für den landwirtschaftlichen Beruf vornehmen; auch eine ihrem Bildungsgrad angemessene theoretische Schulung wird dabei gewährt. Wesentlich ist übrigens unter allen Umständen, daß die Frau einverstanden ist; fühlt sie sich auf dem Lande nicht wohl, so ist an ein Gedeihen der Wirtschaft nicht zu denken.

Als Material für die Invalidenansiedelung werden in erster Linie solche Leute in Betracht kommen, die bisher in unselbständiger Stellung bereits auf dem Lande tätig waren; also Knechte, vielleicht auch Verwalter kleinerer Güter, jüngere Bauernsöhne. Vielfach erwacht auch bei Städtern die Liebe zum Lande. Stammen sie vom Land, haben sie noch selbst dort gearbeitet, so wird die Rücksiedelung keine Schwierigkeiten bieten; sind es dagegen Städter im engeren Sinne, so muß jedenfalls erst eine geeignete Ausbildung in irgendeiner Form erfolgen, ehe man sie selbständig macht.

Der Ansiedler kann Landwirt im engeren Sinne werden; doch wird eine Beschränkung auf die sogenannte Kleinlandwirtschaft vorteilhaft sein. Das ist Gemüse-, Garten- und Obstbau, Bienenzucht, Kleintierzucht und Milchwirtschaft. Die körperliche Anstrengung ist bei diesen Betätigungen nicht so groß wie beim eigentlichen Ackerbau und dessen Nebenzweigen; die Arbeitskraft der Frau und der Kinder ist in diesem Falle ohne weiteres zu verwerten. Endlich, was besonders wichtig ist, die Produkte solcher Kleinlandwirtschaft, Gemüse, Milch, Eier, Honig, Geflügel usw. finden einen leichten und gut lohnenden Absatz bei der städtischen Bevölkerung, einen Absatz, der zudem noch den Vorzug hat, viel weniger von Preisschwankungen betroffen zu sein als der Ackerbau. In der Schweinezucht findet sich zugleich eine leichte Möglichkeit der Selbstversorgung mit Fleisch.

Die genannten Betriebe bezeichnet man wohl in der Wissenschaft als arbeitsintensiv; d. h. sie brauchen ein verhältnismäßig geringes Kapital, sei es in Bargeld, sei es in Form von Maschinen, sind aber imstande, große Massen Arbeit nutzbringend zu verwerten. Dies hat eine doppelte Folge, nämlich, daß die Invalidengüter im Umfang ziemlich klein sein können und daß der unbedingt notwendige Kapitalaufwand verhältnismäßig gering ist; beides ist sehr erwünscht.

Die Frage der Kapitalbeschaffung ist natürlich der schwierigste Punkt überhaupt; der Fall, daß der Ansiedelungslustige selbst genügend Geld für die Beschaffung der Stelle und des erforderlichen Inventars besitzt, wird so selten sein, daß er im ganzen außer Betracht bleiben kann. Für den größten Teil des Reichs, nämlich für Preußen, werden die Schwierigkeiten wenigstens zum Teil behoben, wenn die Ansiedelung in Form des Rentenguts erfolgt. Das vollzieht sich in der nunmehr schon durch drei Jahrzehnte erprobten Form, daß bis auf eine kleine Baranzahlung der Erwerber statt des Kaufpreises eine Rente zahlt, die zugleich Verzinsung und Amortisation des Kapitals darstellt. Ursprünglich sollte die Rente nur mit Genehmigung beider Teile abgelöst werden können; diese Bindung hat sich jedoch nicht bewährt, und nunmehr wird jeder Rentengutsbesitzer nach einer Reihe von Jahren freier Eigentümer. Gewisse Beschränkungen wie bezüglich der Erbfolge, die alle nur der Erhaltung des Gutes selbst dienen, sind dadurch gerechtfertigt, daß der Staat sich mit seinen Organen hervorragend beteiligt. Er läßt die ganze Anlage durch seine „Generalkommissionen“ vornehmen, und vor allem, er zahlt den ursprünglichen Rentengutausgeber, der Kapital haben will und nicht eine auf Jahrzehnte festgelegte Rente, durch Hingabe von Rentenbriefen aus. Diese Rentenbriefe werden von den staatlichen Rentenbanken ausgegeben, die dafür an Stelle des ersten Besitzers zu Gläubigern der Ansiedler werden. Auf diese Weise war es möglich, unter Benutzung des Staatskredits und unter eifriger Mitwirkung der staatlichen Behörden, eine Bauern- und Arbeiteransiedelung durchzuführen, deren Umfang freilich noch gering ist, an Wert aber ihresgleichen sucht.

Die Schwierigkeit der Kapitalbeschaffung für die Anzahlung bei ganz mittellosen Invaliden soll dadurch behoben werden, daß ein Teil der Invalidenrente durch einen Akt der Gesetzgebung für diesen Fall kapitalisierbar gemacht werden soll. Man wird aber in jedem einzelnen Falle dieses Mittel nur mit großer Vorsicht anwenden dürfen, damit nicht die Rente verloren geht und der Invalide, wenn auch durch seine Schuld, sich mittellos sieht.

Eine größere Schwierigkeit liegt in der Beschaffung des Hauptteils des Kapitals durch Rentenbriefe. Die Rentenbriefe standen, genau wie die Staatspapiere in allen Ländern, schon vor dem Kriege trotz ihrer unbezweifelbaren Sicherheit recht tief im Kurse; das Publikum bevorzugte eben die unsichereren, aber höher verzinslichen Industriepapiere. Bei dem ungeheuren Andrang an den Geldmarkt, der nach dem Kriege zu erwarten ist, darf nicht mit einer Änderung dieses Mißstandes gerechnet werden; im Gegenteil ist ein weiterer Kursdruck zu befürchten. Deshalb wird, wenn irgend möglich, die Kapitalbeschaffung auch noch auf anderen Wegen versucht werden müssen, und demgemäß werden auch neben dem Rentengut andere Formen zugelassen werden müssen. Man wird in weitgehendem Umfange zu individualisieren haben; jedes Vorgehen ist recht, das zu dem gewünschten Ziele führt.

Schließlich ist noch die Frage aufzuwerfen, in welchem Maße auf eine industrielle oder handwerkliche Beschäftigung der angesiedelten Kriegsinvaliden Rücksicht genommen werden soll. Natürlich ist gar nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Invalide noch das Schusterhandwerk betreibt oder Botengänge verrichtet; überhaupt wird jeder einzelne natürlich jede Erwerbsmöglichkeit ausnutzen müssen, die sich ihm in Verbindung mit seiner landwirtschaftlichen Betätigung bietet. Nur ist davor zu warnen, etwa von vornherein mit einer solchen nicht landwirtschaftlichen Beschäftigung zu rechnen und demgemäß das Gütchen so klein zuzuschneiden, daß der Mann und seine Familie davon nicht leben kann. Das würde unter Umständen eine arge und wirtschaftlich wie sozial schwer drückende Bindung an die Scholle bedeuten; zum wenigsten ist, wie es das preußische Landwirtschaftsministerium bei der Ansiedelung von Landarbeitern schon lange verlangt, darauf zu sehen, daß wenigstens mehrere Arbeitsgelegenheiten nebeneinander vorhanden sind, damit der Mann nicht ganz auf den einen Arbeitgeber angewiesen ist.

Man sieht, daß die Ansiedelung der Kriegsinvaliden eine Reihe von Aufgaben in sich birgt, wovon die wichtigsten hier angedeutet sind. Diese Schwierigkeiten sind aber keineswegs ein Grund zum Abstehen von einem solchen Beginnen, sondern nur zu sorgfältiger vorheriger Planung und Umsicht bei der Durchführung. Wird die wohlwollende Begeisterung durch besonnene Sachkunde geleitet, so wird die Invalidenansiedelung zu einer reinen Quelle des Segens für die Ansiedler selbst wie für die Volksgemeinschaft werden.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

17. Mai 1916: Handgranatenkämpfe südwestlich Lens. — Im Wardargebiet Angriffe abgeschlagen. — Kämpfe an der Hochfläche von Doberdo, in Krngebiet und in den Dolomiten. Große Fortschritte in Südtirol. Luftangriff auf Venedig. — Seegefecht an der flandrischen Küste.

18. Mai: Angriffe gegen Höhe 304 abgeschlagen. — Kämpfe bei Monfalcone und im Col di Lana-Gebiete. Auch der dritte Tag der Offensive in Südtirol bringt weitere Fortschritte: der Grenzrücken des Maggio und die Costa Bella erobert.

19. Mai: Die französischen Gräben beiderseits der Straße Haucourt—Esnes bis zur Südspitze des Camard-Waldes erobert. — Gefecht bei Monfalcone. In Südtirol Fortschritte: die Werke Campomolon und Toraro erobert. — Luftangriff auf die feindlichen Lager bei Saloniki.

20. Mai: In den Argonnen Sprengungen. Vergebliche Angriffe beiderseits der Straße Haucourt—Esnes. Luftangriff auf Dünkirchen. — Weitere Fortschritte in Südtirol: im Suganertal Rundschein (Roncegno) besetzt; ebenso Tonezzaspitzen, Passo della Vena und Monte Melignone.

21. Mai: Große Fortschritte auf den Süd- und Südwesthängen des »Toten Mannes«; rechts der Maas lebhafte Artillerietätigkeit. Neuer Luftangriff auf Dünkirchen. — In Südtirol der Gipfel des Armenterra-Rückens erobert, ebenso Cima dei Laghi, Cima di Mesole und der Borcola-Paß.

22. Mai: Südwestlich Givenchy en Gohelle mehrere Linien der Engländer in 2 km Breite erobert. Die östlichen Ausläufer der Höhe 304 erstürmt. Steinbruch bei Haudromont verloren. In Südtirol die Cima Mandriola besetzt; die Linie Monte Tormeno — Monte Majo genommen.

23. Mai: Gefechte bei Givenchy en Gohelle und Roclincourt. Angriff östlich der Höhe 304 und am Südhange des »Toten Mannes«. Heftige Kämpfe rechts der Maas. Sprengungen auf der Combreshöhe. — In Südtirol Burgen (Borgo) besetzt; das Werk Monte Verena erobert. — Luftangriff auf feindliche Schiffe im Ägäischen Meere.

24. Mai: Gefechte bei Givenchy, Hulluch und Blaireville. Angriff auf den Südwesthang des »Toten Mannes« abgewiesen; Dorf Cumières erstürmt; östlich der Maas wütende Angriffe in der Douaumont-Gegend. — Gefecht bei Pulkarn (südöstlich Riga). — In Südtirol das Panzerwerk Campolongo erobert. Seit Beginn des Angriffs 24400 Italiener (darunter 524 Offiziere) gefangen, 251 Geschütze, 101 Maschinengewehre und 16 Minenwerfer erbeutet.

25. Mai: Vergebliche Angriffe bei Cumières und im Caillettewalde; Fortschritte südlich der Feste Douaumont, den Steinbruch bei Haudromont wieder erobert. — Vergebliche Angriffe im Caillettewalde. Gefechte bei Doberdo, Flitsch, am Ploecken und bei Peutelstein. In Südtirol Striegen (Strigno) und Kempelberg besetzt; ebenso der Corno di Campo Verde und Chiesa. — Luftangriff auf Bari.

26. Mai: Handgranatenangriff auf Höhe 304 abgeschlagen. Östlich der Maas Fortschritte beim Steinbruch, an der Thiaumont-Schlucht und südlich Fort Douaumont. — In Südtirol der Civaron (südöstlich Burgen) und die Elferspitze erobert; den ganzen Höhenrücken vom Corno di Campo Verde bis Meata besetzt. Fortschritte nördlich Arsiero. — Die Insel Elba durch U-Boot beschossen.

27. Mai: Gefecht bei Festubert. — Minenkampf in den Argonnen. Angriffe auf Cumières und Douaumont restlos gescheitert. — In Südtirol das zur Befestigungsgruppe von Arsiero gehörende Panzerwerk Casa Ratti erstürmt; Fortschritte nördlich Asiago.

28. Mai: Gefechte in der Champagne. Westlich der Maas vergebliche Angriffe auf »Toter Mann« und Cumières; östlich heftiger Artilleriekampf. — In Südtirol Panzerwerk Cornolo (westlich Arsiero) und die beständige Talsperre Val d'Assa im befestigten Raum von Asiago erobert. — In Albanien an der unteren Vojusa Geplänkel.

29. Mai: Der Flugplatz von Furnes mit Luftbomben belegt. Artilleriekampf auf beiden Seiten der Maas. Angriffe auf Cumières abgewiesen. — In Südtirol das Assatal bei Roana überschritten; Befestigungen vom Monte Interrotto erobert.

30. Mai: Lebhafte Feuerkämpfe zwischen La Bassée und Arras. Fortschritte bei Cumières und im Thiaumont-Walde. — In Südtirol das Panzerwerk Punta Corbin erobert. — Deutsche und bulgarische Streitkräfte besetzen die Rupel-Enge an der Struma in Mazedonien.

Die Schläge in Südtirol.

Ein ganzes Jahr hindurch haben sich die österreichisch-ungarischen Heere in ihrem Kampfe gegen Italien damit begnügt, die unermüdlich wiederholten Angriffe ihrer Gegner abzuweisen. Hatten sie doch wichtigeres zu tun. Als die Italiener in den Weltkrieg eingriffen, war eben der Durchbruch von Gorlice gelungen, in dessen Folge Galizien von den Russen gesäubert werden konnte. Dann mußte die moskowitische Dampfwalze durch ganz Russisch-Polen zurückgerollt werden. Darauf kam die Eroberung von Serbien und Montenegro sowie der Vormarsch durch Albanien bis vor Walona. Alles dies war, wie gesagt, wichtiger als Italien. Durch diese wundervollen Erfolge, zu denen unsere herrlichen Truppen unter Mackensen in treuer Waffenbrüderschaft das Ihre beitragen konnten, erhielten aber endlich unsere Bundesgenossen soviel



Gesamtansicht von Rundschein (Roncegno) im Suganatal, das von österreichisch-ungarischen Truppen besetzt wurde.
Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Kräfte frei, daß sie daran denken konnten, nun auch gegen Italien angriffsweise vorzugehen. Gegen die Italiener, die sie verachten und hassen! Im Kampf gegen die „Katzelmacher" gibt jeder Soldat unserer Bundesgenossen sein Letztes. Das war allgemein bekannt. Und das wußten auch die Italiener selbst. Nur wußte niemand, wo dieser zu erwartende Angriff angesetzt werden würde. Zum allgemeinen Erstaunen geschah das dann in diesen Tagen im schönen Südtirol, östlich von Riva, im Trentino, das die Italiener durch den freventlich vom Zaune gebrochenen Krieg ja doch „erlösen" wollten von der „Gewaltherrschaft" der Österreicher. Und dieser Angriff hat gleich in den ersten Tagen so herrliche Erfolge gehabt, wie es niemand vermutet hätte.

Die österreichische Grenze gegen Italien ist sehr unregelmäßig, läuft sie doch meist auf Höhenrücken und über Wasserscheiden, und Gebirge pflegen nicht mit Zirkel und Richtmaß aufgebaut zu sein. Während sie im allgemeinen von West nach Ost läuft, wendet sie sich vom Stilfser Joch aus zunächst entschieden nach Süden. Über die Eisfelder des Ortler und der Adamello-Gruppe geht sie rund achtzig Kilometer bis zu dem kleinen Idrosee, biegt nun nach Osten und schneidet den nördlichen Zipfel des Gardasees ab, an dem in paradiesischer Landschaft Riva liegt. Dann geht sie noch einmal zwanzig Kilometer nach Süden, so daß das schöne Etschtal bis nach Borghetto zu Österreich gehört. Aber nur für einen kleinen Raum. Danach biegt sie wieder mehr und mehr nach Norden, bis sie in der Nähe des Kreuzbergsattels, über den vom Pustertal der Weg nach Welschland führt, den nördlichsten Punkt erreicht hat, — rund hundert Kilometer nördlicher als Borghetto im Etschtal. Von hier aus läuft die Grenze in einigermaßen regelmäßigem Halbkreis hinunter nach den Lagunen des Adriatischen Meeres, erst auf dem Grade der Karnischen Alpen, dann auf den Höhen, die den Isonzo im Westen begleiten. Daß diese fast immer im Gebirge verlaufende Grenze gegen einen entschlossenen und ebenbürtigen Feind nicht leicht zu verteidigen ist, liegt auf der Hand. Dazu kam aber, daß dieser Feind seit einem Menschenalter der Verbündete Österreich-Ungarns gewesen war. Und wenn man diesem „Freunde" auch niemals recht traute, so hielt man es doch nicht für angängig, ihm unmittelbar an der Grenze Panzerbefestigungen und Artilleriestellungen hinzubauen. Um aber für alle Fälle geschützt zu sein, so wurden wenigstens einige Meilen von der Grenze entfernt solche Befestigungen angelegt, und zwar sämtlich an strategisch hervorragend günstig gelegenen Punkten. So ergab sich dann bei Italiens Kriegserklärung an Österreich-Ungarn eine Lage, die in den Reihen unserer Feinde zunächst hellen Jubel auslöste: sobald sich italienische Truppen zeigten, gingen die ganz geringen Grenztruppen der Österreicher auf die Hauptstellungen zurück. Es sah aus, als wollte Österreich-Ungarn gar keinen ernsten Widerstand wagen. Ganz besonders war das der Fall in dem, wie oben geschildert, weit nach Süden vorspringenden Gebiet des Trentino beiderseits der Etsch. Als die Italiener dann aber weiter vorrücken wollten, stießen sie auf die überaus geschickt angelegten Feldbefestigungen und Panzerfesten der Österreicher, die ihnen gebieterisch Halt geboten und die sie in immer wiederholten für sie höchst verlustreichen Angriffen an keiner Stelle zu durchbrechen vermochten. Ein ganzes Jahr hindurch sind sie an allen Punkten, wo sie ansetzten, mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden.

Das stark befestigte Riva am Nordende des Gardasees bildete eine Art Angelpunkt der österreichischen Grenzwerke hier in Südtirol, weiter östlich kam dann, etwa in gleicher Höhe, Rovereto im Etschtal, darauf erklommen die österreichischen Schützengräben das Plateau von Folgaria und Lavarone. Ich schreibe die Namen da alle noch so, wie wir sie vor dem Kriege in der verwelschten Form gewohnt waren. Von alters her sind aber all diese Gegenden hier eigentlich deutsches Sprachgebiet und nur im Laufe der letzten Menschenalter mehr und mehr von den Italienern überschwemmt worden. So hat man sich jetzt in Österreich entschlossen, die alten deutschen Namen wieder einzuführen, und in den Kriegsberichten des österreichischen Generalstabes heißt es nicht Rovereto, sondern Rovreit und statt Plateau von Folgaria und Lavarone Hochfläche von Vielgereuth und Lafraun. Ein vielverheißender Ausblick auf die Zukunft dieser Gegenden! Von Lafraun führte die österreichische Front dann ins Suganer Tal östlich Levico und von da auf den Gipfelrand der Fassaner Alpen weiter nach Osten. — Das ist also die von vorn herein in Aussicht genommene Verteidigungslinie gewesen, und nicht an einem einzigen Punkte ist es, um es zu wiederholen, den Italienern gelungen sie einzudrücken. An einzelnen Stellen, besonders im Suganer Tal wußten sich übrigens die österreichischen Vortruppen mehrere Monate gegen einen vielmal überlegenen Feind zu halten, ehe sie auf die Hauptstellung zurückgingen. Wenn die österreichische Heeresleitung in ihren Berichten mehrfach den unvergleichlichen Mut und die selbstvergessene Hingabe der tapferen Verteidiger dieser Grenzfesten hervorhob, so fällt der Hauptteil den wackeren Tiroler Standschützen zu.

Befehlsübermittelung durch Schalltrichter in den Bergen.
Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

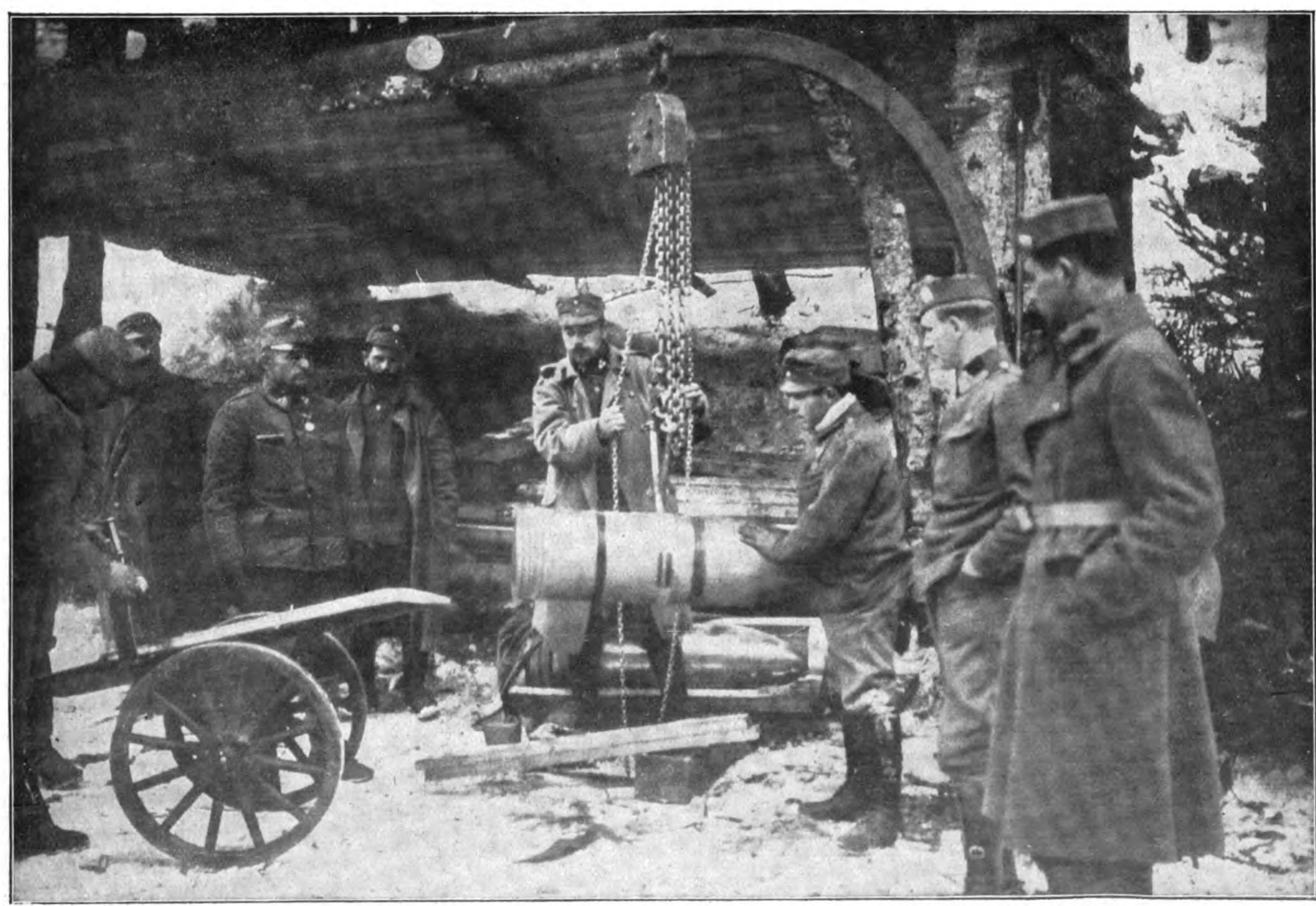
Es ist ganz lehrreich, sich das erste Kriegsjahr in Tirol zu vergegenwärtigen. Am 23. Mai war die Kriegserklärung der Italiener erfolgt, und einen Tag später überschritten ihre Alpentruppen an verschiedenen Stellen die Grenze. Besonders im Etschtal rückten sofort leichte Truppen vor. In den Ortschaften, die sie dort besetzten, belästigten sie vom ersten Tage an die Bevölkerung, die sie doch erlösen zu wollen vorgaben, durch Aushebung von Geiseln und rohe Gewaltmaßregeln. Wurde doch Ala z. B. durch recht wenig disziplinierte Garibaldianer nach allen Regeln der Kunst geplündert. Da die Italiener bald merkten, daß der Weg durchs Etschtal bei Rovreit gründlich verriegelt war, so versuchten sie über die östlich davon gelegene Hochfläche nach Trient durchzubrechen, denn Trento, wie sie es nennen, die Hauptstadt des Trentino, sollte und mußte doch vor allen Dingen „erlöst" werden. Schon am 29. Mai donnerten also die schweren italienischen Geschütze gegen die Feldstellungen und Panzerwerke von Vielgereuth und Lafraun, wie sie es dann fast ein ganzes Jahr lang mit immer nur kurzen Unterbrechungen getan haben, bis die Österreicher jetzt in glänzendem Ansturm sie erorberten und so zum Schweigen brachten.



Feldmarschall-Leutnant Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Josef (×). Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

Wie sie auf der Hochfläche von Lafraun und Vielgereuth auf unerwartet kräftigen Widerstand stießen, gingen die Italiener gegen den Monte Costron (östlich von Lafraun), den Monte Piano (südlich Landro), gegen Cortina d' Ampezzo, und Peutelstein vor, und bald darauf kam auch der Col di Lana bei Buchenstein und der Monte Cristallo daran. Diese Namen sind ja fast alle durch die Berichte des österreichischen Generalstabs, in denen sie oft und oft erwähnt sind, heute in aller Munde. Erreicht haben die Italiener damit ja freilich nichts.

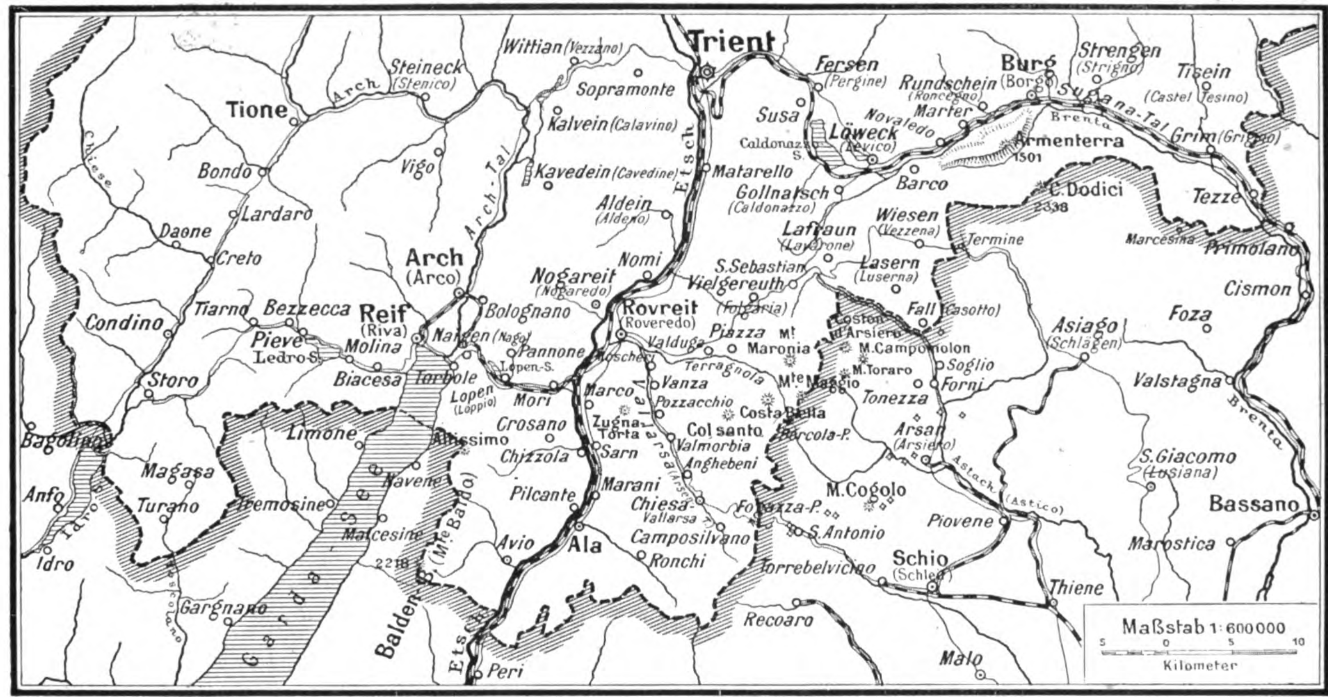
Anfangs gingen sie übrigens ziemlich vorsichtig zu Werke. Im allgemeinen beschränkten sie sich auf Artilleriefeuer, das aber bei den mit allen Hilfsmitteln der Technik glänzend ausgebauten österreichischen Feldstellungen ziemlich wirkungslos war. Unangenehm waren für die Verteidiger nur die nicht häufigen Verwundungen durch Steinsplitter, die zwar selten gefährlich, immer aber etwas schmerzhaft sind. Bald begannen dann auch regelrechte Infanterieangriffe und Durchbruchsversuche. Die erste größere Unternehmung dieser Art fand in Südtirol am 25. August statt. Nach zehntägiger auch die Nächte hindurch andauernder heftiger Beschießung steigerte die italienische Artillerie ihr Feuer gegen die Front Cima di Mezzena—Basson (im Nordabschnitt der Hochfläche von Lafraun zu größter Heftigkeit. Bis nach Mitternacht überschüttete sie die österreichischen Stellungen mit Geschossen aller Kaliber. Sodann schritten mehrere Infanterie-Regimenter und Alpini-Bataillone zum Angriff. Aber die braven Tiroler Truppen und Standschützen, von oberösterreichischen Schützen und der Artillerie hervorragend unterstützt, schlugen alle Stürme zurück. In den Morgenstunden war der feindliche Angriff endgiltig zusammengebrochen.



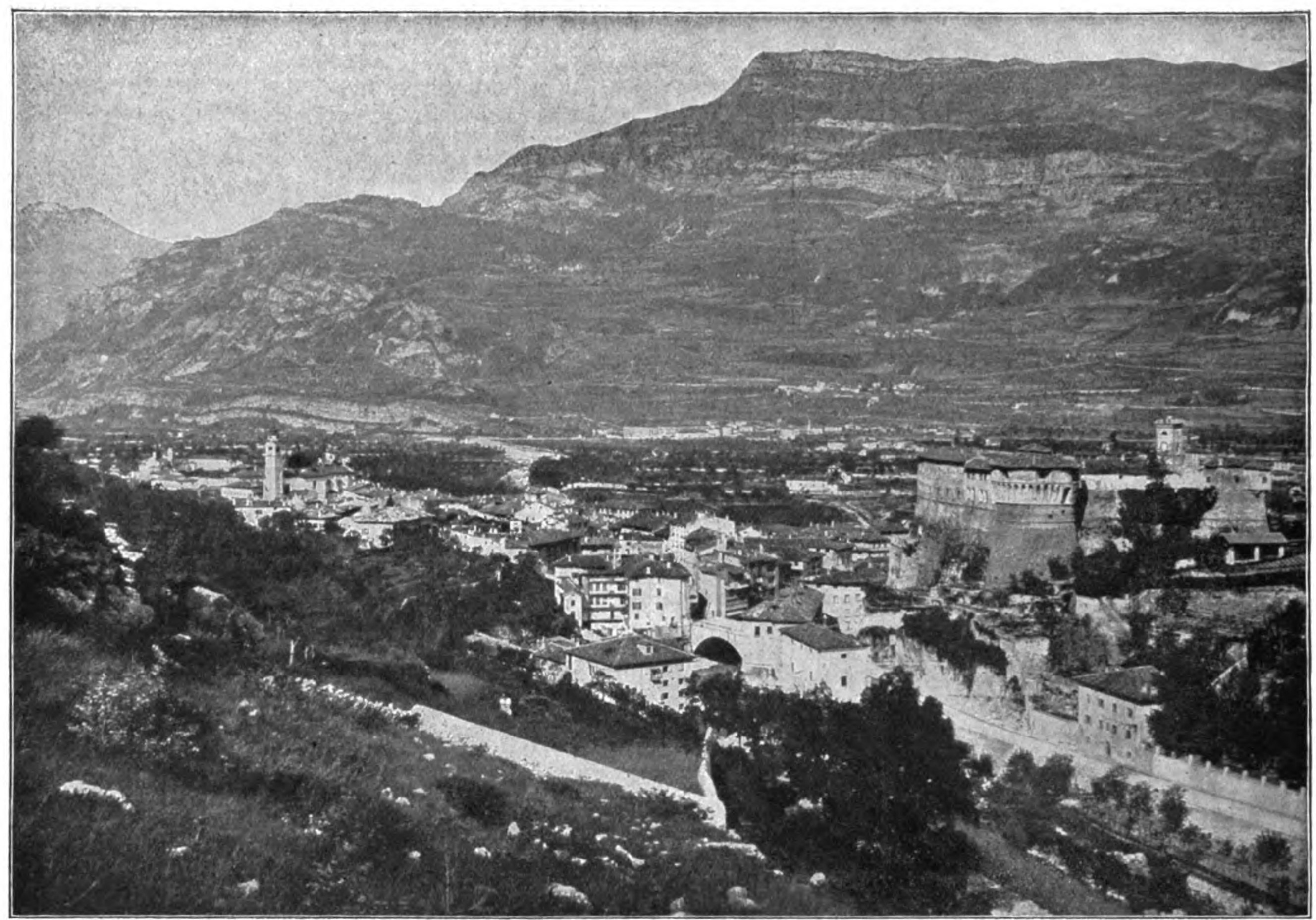
Vorbereitung zum Laden eines 31,5 cm-Mörsers. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Vielgereuth und Lafraun wollten die Italiener auf jeden Fall besitzen; deshalb gingen sie unermüdlich ein ganzes Jahr lang in verlustreichen Angriffen dagegen vor. Als nun Beschießung und Sturmangriff sich als unwirksam erwiesen hatten, versuchten sie es mit regelrechter Belagerung und arbeiteten sich vermittelst mühsamer, in den harten Felsen eingesprengter Sappen an die Werke heran. Aber auch dies führte nicht zum Ziele, denn die Verteidiger waren auf der Wacht und machten durch Wurfminen und ähnliche angenehme Mittel den Aufenthalt in den Gräben unmöglich. Die Verteidigung der Hochfläche von Vielgereuth und Lafraun ist nach den noch großartigeren Abwehrkämpfen am Isonzo vielleicht die hervorragendste Tat der österreichisch-ungarischen Truppen im ersten Kriegsjahre gegen Italien. — Die immer wiederholten Angriffe auf der langen Tiroler Front haben die Italiener im Laufe des Jahres viele und schwere Verluste gekostet. Aber an diese wie an die noch viel, viel schwereren am Isonzo hatte sich das italienische Volk, aufgestachelt durch die immer neuen Brandreden seiner Kriegshetzer, bereits so gewöhnt, daß man schon plante, am Jahrestag der Kriegserklärung „patriotische Gedenkfeiern" zu veranstalten, in denen mit großen Worten Vorschußlorbeeren an die „Besieger der Erbfeinde" gespendet werden sollten. Aber es kam anders. Gerade an der Stelle, wo die Italiener am unermüdlichsten gegen die österreichischen Werke angestürmt waren, setzten die Österreicher nun ihrerseits zum Vorstoß an. Aus den bisherigen zäh festgehaltenen Verteidigungsstellungen waren plötzlich Ausfallpforten geworden. Ein erwartungsvolles Aufatmen ging durch die Welt, als die Österreicher am 16. Mai meldeten: „Unterstützt durch überwältigende Artilleriewirkung, nahmen unsere Truppen die ersten feindlichen Stellungen auf dem Armenterrarücken (südlich des Suganertales) auf der Hochfläche von Vielgereuth, nördlich des Terragnolatales und südlich von Rovreit." Jeder erkannte, hier mußte etwas ernsthaftes im Gange sein. Und so war es auch, denn am nächsten Tage schon breiteten sich die österreichischen Truppen auf dem Armenterrarücken aus, nahmen auf der Hochfläche von Vielgereuth die feindliche Stellung Soglio—d' Aspic — Coston — Costo — Agra — Maronia, drangen in den Terragnolaabschnitt, in Piazza und Valduga ein, vertrieben die Italiener aus Moscheri und erstürmten Nachts die Zugra Torta (südlich von Rovreit). Und am dritten Tage des Angriffs nahmen die Österreicher im Angriff zwischen Astach- und Laintal (Astico- und Lenotal) den Grenzrücken des Maggio in Besitz, bemächtigten sich nach dem Überschreiten des Laintales südöstlich Platzer (Piazza) der Costa Bella und schlugen südöstlich von Moscheri auf der Zugra Torta mehrere feindliche Gegenangriffe ab. — Welche Erfolge in drei kurzen Tagen! Schon sie hatten mehr zu bedeuten als alles, was die Italiener in einem ganzen Kriegsjahre erreicht haben! Aber dabei blieb es nicht, sondern der Angriff gewann unaufhaltsam neuen Raum. Aus dem so lange schon dauernden Stellungskriege scheint ein frisch-fröhlicher Bewegungskrieg werden zu sollen. Zunächst gelang es den österreichisch-ungarischen Truppen die italienischen Werke Campomolon und Toraro zu überrennen, auch mußten die Italiener im Etschtale die Orte Marco und Mori räumen. Die beiden eroberten Grenzforts sind erst etwa sechs Jahre alt, also völlig neuzeitliche Werke. Sie waren jetzt im Kriege mit ganz schwerer Artillerie bestückt worden, die im Verein mit den Nachbarwerken unausgesetzt die Hochflächen von Vielgereuth und Lafraun mit Geschossen überschütteten. — Verfolgt man die österreichischen Erfolge von einem Tage zum andern, so wird einem ihr Geheimnis klar. Während die Italiener sich in ihren ständigen Stirnangriffen immer nur blutige Köpfe geholt hatten, gelang es den Truppen des Thronfolgers Erzherzog Karl sich in mehr und mehr ausgesprochener Bogenlinie fächerartig vorzukämpfen. Diese Methode wirkt durch die damit verbundene Umfassungsmöglichkeit auf immer größere Abschnitte feindlicher Stellungen, die dadurch abschnittsweise in Seitenfeuer geraten. Nur hieraus erklärt sich der verhältnismäßig sehr große Raumgewinn der ersten Tage des Angriffs. Die zwischen Rovreit im Etschtale und Burg, das im Suganatale an der Brenta liegt, angesetzte Angriffsarmee der Österreicher hat in glänzendem Ansturm die im Laufe des letzten Jahres entstandenen italienischen Linien auf Tiroler Boden überrannt und ist am 23. Mai, wo diese Zeilen zum Druck gehen, bereits zwischen Brand-Tal, Vallarsa und Astach-Astico bei den wichtigsten Höhenstützpunkten des stark befestigten italienischen Grenzforts Arsiero angelangt. Der Nordwestabschnitt dieser Befestigungen mit zahlreichen ständigen oder feldmäßigen Anlagen ist bereits durchbrochen. Wurden doch die Höhen Cima dei Laghi (1482 Meter) und Cima di Mesole (1726 Meter) genommen, die in Luftlinie nur 6 Kilometer vom inneren Festungsgürtel Arsieros entfernt sind. Auch der Borcolopaß, das heißt die Wasserscheide zwischen Terragnolatal und Posinatal, und den Eingang ins Posinatal, an deren Einmündung in den Astach (Astico) das befestigte Arsiero liegt, haben die österreichischen Truppen bereits fest in der Hand. Die Beute beträgt bis jetzt rund 24000 Mann, darunter 524 Offiziere, 251 Geschütze (darunter fünfzehn 28 Zentimeter-Kanonen!) und 101 Maschinengewehre. Wahrlich, der Anfang des Angriffs von Vielgereuth-Lafraun kann sich sehen lassen!

Der Angriff unserer Bundesgenossen wird in fünf verschiedenen Heeresgruppen vorgetragen. Die stärkste von ihnen ist die mittelste, die unmittelbar unter dem Befehl des jungen Erzherzogthronfolgers steht. Sie dringt auf der Hochfläche von Vielgereuth vor zwischen dem Astachtale und dem Posinatale; sie ist es auch, die die erwähnten beiden italienischen Sperrforts erobert hat und jetzt das stark befestigte Arsiero bedroht. — Links von dieser Heeresgruppe kämpft eine zweite, die vom Ostrande der Hochfläche von Lafraun nach Osten vordringt und den Feind bereits über die Grenze geworfen hat. Das italienische Sperrfort auf dem Monte Verena ist bereits gefallen; die weiteren bei Campolongo und auf dem Monte Erio werden angegriffen. — Rechts von der Hauptkolonne dringt eine dritte Heeresgruppe zwischen dem Posinatale und dem Valarsatale südwärts vor; sie nähert sich dem Monte Pasubio, der ebenfalls stark befestigt sein dürfte. — Auf dem Flügel an ihrer Seite kämpft eine vierte Heeresgruppe, die im Etschtale vordringt, wo sie Mori und Marco



Karte zu den Kämpfen in Südtirol.



Rovreit (Rovereto). Aufnahme von Würthle & Sohn in Salzburg.

sowie die Zugra Torta erstürmt hat. — Der Nordflügel endlich wird gebildet durch eine fünfte Armee, die im Suganer Tale vorgeht; Rundschein (Roncegno) und der Armenterrarücken sind bereits erstürmt, und Burgen (Borgo) mußte von den Italienern fluchtartig verlassen werden.

Schöner konnte der Jahrestag der italienischen Kriegserklärung nicht gefeiert werden, als es durch den mit strategischer Meisterschaft ausgedachten und glänzend durchgeführten großen Angriff der österreichischen Truppen unter Erzherzog Karl, dem Thronfolger, geschehen ist. Die Glückwünsche des deutschen Volkes jubeln den Erfolgen der österreichisch-ungarischen Waffenbrüder zu!

v. M.



Die Hochfläche von Vielgereuth. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

Robinsonade. Ein Stimmungsbild von der Ostfront.

Wir leben wie auf einer Insel. Diese Einsamkeit hier ist fern von allem Leben. Dichte Wälder drängen sich um sie, wenige Wege nur führen zu ihr. Man kann auch sagen: wir leben in einer Wildnis. Denn alles trägt den Stempel der noch übermächtigen, ungebändigten Naturgewalten.

Und die Einwohner? Fern sind sie unserm Anschauungskreis, ferne unseren Bedürfnissen, ferne unseren Lebensformen; sie sind Menschen wie wir, aber in allem, wodurch wir uns als solche fühlen, sind sie uns weltenfern. Sie wissen nichts von der Welt, sie können nicht schreiben, kaum lesen, sie sprechen eine Sprache, die unrein ist, weder russisch noch polnisch, noch litauisch, sondern von allem ein wenig. Sie leben im Dreck, das ist nicht zuviel gesagt, nähren sich fast ausschließlich von Kartoffeln; das Korn, das sie noch haben, mahlen sie in Handmühlen, mit zwei schweren Steinen übereinander; sie hausen zusammen in einem Loch, zum Teil auf den Öfen schlafend, und fühlen sich wohl dabei. Ihr einziges Handwerkszeug ist das Beil, ihr einziges Material ist das Holz. Damit arbeiten sie höchst geschickt, aber es ist doch alles das plumpe Leben mit der Natur aus der ersten Hand.

In dieser Umwelt, die wir ein Jahr lang im Vormarsch, im Kampfe, im Reiten durchlebten, hat uns nun der Stellungskrieg seßhaft gemacht, und Monate sind es schon her, daß wir in einem dieser Dörfer, die aus niedrigen Häusern längs der Straße bestehen, dauerndes Obdach fanden.

Zunächst das rein mechanische Zusammentreffen zweier Gegensätze: auf der einen Seite die methodische Arbeit, die bewußte Zentralisation, der ausgeprägte Sinn für peinliche Sauberkeit und Ordnung in allen Dingen, auf der anderen Seite das lässige Dahinleben, der Mangel an Gemeinsinn, das Wohlgefallen um Drunter und Drüber, die Unempfindlichkeit gegen Schmutz und Ungeziefer. Wie sich nach und nach dieses harte Nebeneinander zu einer Durchdringung, Verbindung und schließlich zur restlosen Beherrschung der Anfänge menschlicher Zivilisation, bis zur letzten Vollendung auswächst, das an seinem langsamen Fortschreiten, an den ersten Reibungen und dem später immer glatter und selbstverständlicher sich gestaltenden Verlauf aufzuzeigen, wäre der würdige Gegenstand einer gesellschaftswissenschaftlichen Abhandlung. Hier nur die Andeutung einiger Stufen und Übergänge.

Im Anfang aller Dinge steht der Ortskommandant. Im stattlichsten Bauernhaus hat er Wohnung genommen, und ein großes Schild ist das erste, das, weithin sichtbar, sein Dasein verkündet. Was am schwersten zu bewältigen scheint, ist das erste Ziel seiner Organisation: die Ortsansässigen. Wie Schäferhunde um eine herrenlose Heerde — wenn der Vergleich für die wichtige und aufreibende Arbeit erlaubt ist — durchschnüffeln seine zwei des fremden Sprachenmischmaschs mächtigen Gehilfen jedes Haus, sondern die Starken von den Schwachen, wählen die Familien aus, die in andere, weiter hinter der Front liegende Dörfer übersiedeln müssen, um für die Soldaten Platz zu schaffen. Aus den Zurückbleibenden bestimmen sie einen Obmann und einen Vertrauensmann, stellen von jedem einzelnen Namen und Art fest, drücken Passierscheine in die des Papiers sichtlich ungewohnten Hände und vermitteln die ersten Gebote und Verbote. Es geht leichter, als man dachte: die Leute sind willig und kommen aus dem Staunen über die neuen Herren nicht mehr heraus. Bald ist es ihnen zur Selbstverständlichkeit geworden, auf der Straße anzutreten, wenn der Trompeter sie zur Kontrolle ruft, und von selbst stellen sie sich in Reih und Glied.

Das Rad dreht sich. Die arbeitsfähigen Einwohner hält man zu Straßenarbeiten an, zum Baumfällen und zum Behauen, zum Grabenanlegen, zum Brückenschlagen, zum Wegeverbessern, zum Instandsetzen der Häuser; selbst neue Häuser werden errichtet, da es an Platz mangelt. In alte Kornkammern bricht man Fenster ein, Winkel und Ecken säubert man, Löcher, die von Schmutz starren und altem Gerümpel, werden gedielt, Öfen gesetzt, und überall erstehen neue Wohnstätten.

An die Straßenecken pflanzt man weithin leuchtende Wegweiser, die die krause Namenwirrnis der Karten klären; die zugigen Scheunen verwandeln sich unter kundiger Aufsicht zu warmen Ställen mit Doppeltüren, mit Fenstern, mit Stallrosten aus Baumstämmen, die die Feuchtigkeit beseitigen, überall wird für die Dauer Vernünftiges und Praktisches geschaffen.

Aber nicht nur für die nächste Dauer. Mit weiser Vorsicht ließ man vor Monaten in einen Abhang einen Eiskeller graben und mit Eis füllen aus dem nahen Flusse. Unter den Offizieren ward ein Landwirt ausgesucht, damit er hier die Bestellung der Felder, das Bereitstellen des Ackergeräts und dessen Ergänzung, für die Anlage von Gemüsebeeten, für die Fütterung und entsprechende Beschränkung des Viehbestandes, für die Verpflegung der Bevölkerung durch Aufnahme der Korn- und Kartoffel-Bestände sorge. So weit gehen diese Maßnahmen daß an den genau geführten Lohnlisten der Ortseinwohner, die für ihre Arbeit nach Tag und Stunde bezahlt werden, die Ortskommandantur Abstriche macht, um für die Bevölkerung die fehlenden Nahrungsmittel einkaufen zu können. Für häusliche Dienstleistungen wie Holzhacken und das Wäschewaschen der Frauen zeigt sich die Feldküche nicht engherzig und spendet reichlich in die vielen Krüge und Schüsseln, die täglich um die Mittagsstunde zu diesem Brunnen gehen. Daß es Höchstpreise gibt für Milch, Eier und Butter versteht sich von selbst, aber sie haben kaum noch Bedeutung, da wegen der geringen Futtermittel das Vieh wenig zahlreich ist und nur recht wenig hergibt. Die Hühner können zwar noch von den Küchenabfällen erhalten werden, aber es fehlt am männlichen Haupte in ihrer Schar, und es ist nur wie ein Zeichen für alles dieses, wenn vor kurzem auf dem Bahnhof Friedrichstraße in Berlin ein Rittmeister mit einem Hahn im Korbe den Zug nach der Ostfront bestiegen haben soll.

In kurzem sind aus den unsauberen Hütten luftige und lichte Stuben geworden, und nachdem für das gröbste vorgesorgt ist, beginnt man, sich nach Bequemlichkeit, Annehmlichkeit umzutun. In seinen freien Stunden ist es jedem, den Offizieren wie der Mannschaft, überlassen, ein übriges zu tun. Und das ist zu beachten: in seinen freien Stunden. Denn alle diese Unterkunftssorgen sind ja wichtig und auch dringlich, aber doch kommen sie erst in zweiter Reihe, da die Hauptkraft im Grabendienst und im Ausbau der Stellung verwendet werden muß.

Aber es ist Lust und Liebe am Werk, und diese „Fittiche zu großen Taten", wie der Führer zu sagen pflegt, beschwingen auch den stumpfesten Sinn, und allerorten regen sich Erfindungsgabe und Geschmack. Birkenholz, das in den Waldlichtungen in verschwenderischer Fülle steht, zeigt ungeahnte Verwendungsmöglichkeiten zu Bettgestellen, Tischen und Stühlen, zu Tür- Fenster- und Bilderrahmen, zu Kronleuchtern und Kerzenständern. Die Tischler von Beruf und die aus Neigung wetteifern an einer alten russischen Hobelbank, und immer neue Einfälle entflattern den erfindungsreichen Hirnen der Möbelzeichner. Die Schmiede, die bisher im Hufbeschlag ihre einzige Tätigkeit erblickte, wird zur Künstlerwerkstatt, von der Ofentüre und Platte anfangend bis zum Türschloß und zum gehämmerten und verschnörkelten Feuerschirm. Und dann die Maler erst. Überall ist ihres Wirkens Spur zu sehen. Über jedem Pferdestand prangt der Name des guten Tiers säuberlich schwarzumrandet; Wandbretter und Leisten, Zäune und Wagen: alles erhält geschmackvolle Zier. Die Ofensetzer lernen von ihren polnischen Kollegen die eigenartige Kunst, Öfen zu bauen, die Zug haben, sparsam sind im Holzverbrauch, dabei doch hinreichend warm machen und auch beim stärksten Wind nicht rauchen. Nicht immer glückt das auf den ersten Anhieb, dann vermeidet man eben beim zweiten Male die ersten Fehler.

Die Sammel- und Gipfelpunkte dieses Schaffens sind die Offizierswohnungen. In den ersten Tagen der Seßhaftmachung genügte halbwegs Sauberkeit des Raums und aufgeschüttetes Stroh als Lagerstadt. Nun aber betrittst Du eine ehemalige Kornkammer, nicht ohne vorher die Füße an einem geschmiedeten Fußeisen gereinigt zu haben, das einem Herrschaftshause in Westend daheim alle Ehre machen würde. Ein Vorbau bietet Windschutz und dient als Kleiderablage. Das Zimmer selbst ist von oben bis unten, an der Decke, am Boden bespannt mit grauer Leinewand, die die Worte dämpft und den Raum von vornherein anheimelnd und wohnlich macht. Bis zur Brusthöhe umkleidet eine schwarze Tapete die Wände, in peinlichster Arbeit in Längsstreifen und nach oben und unten abgeteilt durch schmale, weißsilbern schimmernde Birkenleisten. In dem grauen Grunde darüber hängen Schattenrisse in eirundem schwarzem Rahmen. Tisch, Bett, Stühle, Wandbrett, Wandschirm sind aus Birkenholz. Die Zwischenräume des Holzes überspannt grüner faltiger Stoff. Der Ofen, von gefälliger Form, ist weit und breit berühmt und leistete in den kalten Maitagen großartiges im Wärmen und Kochen. Tür und Eisenteile sind durch mattgetönte Bronze hervorgehoben. Drei Messingleuchter tragen Kerzen, deren Licht mild und gedämpft durch weißgerippte Schirmchen bricht.

Das ist das „Birkenheim", und von den anderen hat jedes seine besondere Note. Da ist die „blaue Grotte", in der die Wände mit einem freundlich, gemusterten blauen Stoff bespannt sind, der in einem größeren Orte zu kaufen und wohl eigentlich dazu bestimmt war, die Bauernmädchen zum Tanze zu gewanden. Schwarze Holzleisten grenzen ihn ein, ein schwarzes Bücherbrett schließt nach oben ab, und die satten dunklen Farben der großen, schweren, handgewebten Tücher, die die Mägde in ihren Truhen bergen und nur zu hohen Preisen abgeben, bringen Ruhe und Wärme in den heiteren leichten Ton des Blau.

Das Kasino ist Wiener Werkstätte. Gelb und Schwarz gemustert die Wandbespannung, alles Holz schwarz-weiß, das Bücherbrett, die Anrichte mit dem Leistengitter des Weinkellers,

die Wandschränke; überall sanft geschwungene Linien bis zu dem großen weißen Ofen, auf dem sich Hoffmannsche Ornamente in schwarz finden. Ein mächtiger runder Tisch in der Mitte der Stube mit einer Decke russischer Herkunft, wunderbar kräftige Farben und einfache Muster, ähnlich wie auf dem niedrigen Sprungfedersofa, ein Klubsessel für fünfe mit prächtigen Kissen.

Robinson kehrte heim, als das Schiff nahte, das Rettung brachte. Auch wir sind heimgekehrt, ohne den Ort zu wechseln. Es ist keine Wildnis mehr, keine Einöde, denn die menschliche Gesittung greift über die Orte, und durch die Unwegsamkeit kommt man aus der Nachbarschaft zum Tee oder zum kleinen Mahl. Auch ist es keine Insel mehr, denn längst ist die geordnete Verbindung mit der Heimat durch Eisenbahn und gute Fahrwege hergestellt, ein ständiger Verkehr herrscht mühelos und ohne Schwierigkeit, und selbst in den schönen Stunden des Urlaubs in der Heimat empfindet man etwas wie Sehnsucht nach der Stätte fern im Osten, irgendwo in Wald und Sumpf, die nun unsere Heimat ist, solange die großen Gewalten uns der natürlichen entziehen. E. Lochmann.

Die neuen Männer. Von Dr. Paul Rohrbach.

Einer der bedeutendsten Männer, die im neuen Deutschen Reich an leitender Stelle gewirkt haben, der Staatssekretär Clemens Delbrück, hat dem Zuviel der Arbeit, das diese Zeit so vielen in unserem Volke auferlegt, vom Schützengraben bis auf den Sessel des Generalstabschefs oder Ministers, seinen Tribut zahlen müssen. Wir hoffen zwar, daß es nur eine vorübergehende Abfindung an den kräfteverzehrenden Zwang der Kriegsjahre sein wird und daß wir gerade diese Persönlichkeit noch lange irgendwie am Werk der inneren deutschen Zukunft mittätig sehen werden: maßgebend mittätig! In Delbrück haben sich ein ungewöhnliches soziales Verständnis mit ebenso ungewöhnlicher Beherrschung des ungeheuren politischen Stoffes, der im Reichsamt des Innern zu behandeln war, vereinigt, und was wird uns hinter diesem Kriege mehr nottun, als die Organisierung des sozialen Gemeinschaftszieles innerhalb der Nation, die den Sieg gegen die Übermacht vor allen Dingen dadurch gewonnen hat, daß ihr Gemeingefühl unter dem Druck der Not mächtig alle alten Klüfte und Unterschiede überwallte!



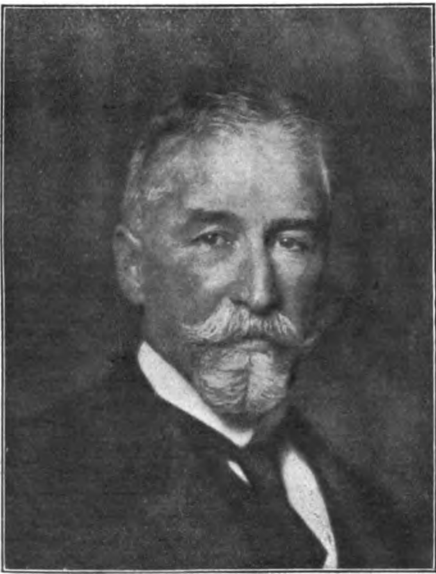
Minister des Innern Dr. Helfferich.
Aufnahme des Hofphotographen Ernst Sandau.

Für die breite Öffentlichkeit ist innerhalb der Nachfolge Delbrücks sicher der Präsident des Lebensmittelamts, Herr v. Batocki, am interessantesten. Was er tun soll, gehört organisch mit ins Reichsamt des Innern hinein. Das Volk nannte den Mann an dieser neuen Stelle, schon bevor er da war, den Lebensmitteldiktator. Etwas Diktatorisches liegt in der Tat in seiner Machtvollkommenheit; nur fehlt dieser Zivil-Verpflegungsdiktatur das, was im alten Rom gerade die Fülle der diktatorischen Gewalt ausmachte. Der römische Diktator besaß hinter seiner Befehlsgewalt die Strafgewalt zur Aufrechterhaltung der Gehorsamspflicht bis zu den Ruten und Beilen, und Beispiele sind uns überliefert, wie eisern, selbst gegen sein eigenes Fleisch und Blut, der Diktator sich Gehorsam erzwungen hat. Auf diese eiserne Strenge gegen die Lebensmittelwucherer hofft jetzt inständig und besorgt das ganze deutsche Volk: daß hinter den Anordnungen des Lebensmitteldiktators auch die eilende Strafe des Gerichts mit dem bloßen, hauenden Schwert stehen möge.

Einen Mann von prachtvoller Entschlußkraft hat der Staatssekretär Delbrück den Landrat v. Batocki genannt. Auf dies Urteil hin hat er ihn zum Oberpräsidenten von Ostpreußen vorgeschlagen und von ihm geurteilt, er solle noch höher! Man darf also wohl annehmen, daß Herr v. Batocki jetzt das tun soll und wird, was der bisherige Staatssekretär selber durchgeführt hätte, wenn er im Stande gewesen wäre, bei der Arbeit zu bleiben. Es ist mit einem gewissen Recht gesagt worden, daß die Kollegialverfassung des preußischen Staatsministeriums und der bundesstaatliche Charakter des Reichs jedes als eine Art von Hindernis für die diktatorische Regelung der Lebensmittelverteilung, ohne Einsetzung eines besonderen Amts, das unter Vermeidung jener Schwierigkeiten arbeiten kann, gewirkt haben. Jede Maßregel auf dem Versorgungsgebiet ging normaler Weise eine ganze Anzahl von Abteilungen an und ließ sich schwer durchführen, ohne daß die Abteilungen die formell



Staatssekretär des Reichsschatzamts Wirkl. Geh. Rat von Roedern.



Vizepräsident des Staatsministeriums Dr. von Breitenbach.



Präsident des Kriegsernährungsamts Oberpräsident von Batocki.

Aufnahmen des Hofphotographen Nikola Perscheid.

alle gleichviel zu sagen hatten, sich über die Sache einigten. Diese Einigung konnte nur im Geschäftsgange erfolgen, und damit war einem Verfahren, das schnell sein muß, um der Kriegsnot zu entsprechen, eigentlich schon das Urteil gesprochen. Nur der Umstand, daß die Zustände auf dem Lebensmittelmarkt sich überraschend lange leidlich ertragbar hielten, machte es möglich, nachdem das Wichtigste, die Brotversorgung, geglückt war, fast anderthalb Jahre mit Palliativmaßnahmen, mit Probieren und Debattieren durchzukommen. Dann aber begriffen die Blutsauger und Wucherer ihre Zeit und machten sich ans Werk, um ihrer Geldsäcke willen den inneren Siegesnerv des deutschen Volkes ebenso zu durchschneiden, wie die amerikanischen Humanitätsprediger und Munitionslieferanten das an unserer äußeren Stärke fertigzubringen sich bemühen. Gegen die „inneren Amerikaner“ soll Herr von Batocki uns helfen, und wenn wir wissen, daß er gerade durch das Vertrauen Delbrücks auf seinen Platz gerufen worden ist, so können wir ihm auch gern mit einem Vorschuß an gutem Vertrauen begegnen. Niemand wird von ihm erwarten, daß er knappe Vorräte wunderbar vermehren, niemand, daß er aus Kriegspreisen Friedenspreise machen kann. Was wir aber von ihm erwarten, ist, daß er, was versteckt ist, ans Licht zieht, was da ist, gleichmäßig zur Verteilung bringt, und daß er die Wucherer von ihrer Mastweide verjagt.

Das Volk sieht jetzt auf Batocki, der Politiker sieht auf den Nachfolger Delbrücks im eigentlichen Reichsamt, Helfferich. Die große Tat Helfferichs war, daß er, in Voraussicht der für den Krieg entscheidenden Wirkung, den mächtigen Aufstieg von der ersten Kriegsanleihe zur Höhe der zweiten durchgesetzt hat. Nachdem einmal die Riesensumme der zweiten Anleihe von der Nation dank dem Genie des Reichsschatzsekretärs und der Stärke unserer Waffen erstiegen war, durfte man bei dem geregelten Umlauf der Kriegsmittel innerhalb unseres eigenen Wirtschaftskörpers bestimmt darauf hoffen, daß alle folgenden Anleihen (keineswegs nur die dritte und vierte!) auf der Höhe bleiben würden. Der großartige, organisierte und auf der Grundlage unerschütterlicher Finanzgesundheit entworfene Feldzug Helfferichs liegt nicht erst vor der dritten, sondern schon vor der zweiten Anleihe. Aus diesem Grunde ist es nicht nötig, diesen Staatssekretär mit besonderer Besorgnis aus dem Reichsschatzamt in das Reichsamt des Innern übergehen zu sehen. In der Natur dessen, was er geleistet hat, liegt, (Havenstein unvergessen!) daß auch die noch kommenden Anleihen, so wie sie erforderlich werden, ausreichenden Erfolg haben werden.

Über die innern Gründe des Wechsels vom Reichsschatzamt zum Reichsamt des Innern wird besser zu reden sein, wenn die politische Entwicklung — wir rechnen auch die militärische im Clausewitzschen Sinne zur politischen — soweit fortgeschritten ist, daß die Zusammenhänge sich von selber offenbaren. Helfferich ist im Zusammenhang mit den wichtigsten Vorgängen der letzten Monate eine starke Autorität auch über das Schatzsekretariat hinaus geworden und wird als solche nach innen wie nach außen von Bedeutung bleiben. Daß er zugleich die Stellvertretung des Reichskanzlers erhalten hat, war mit der hergebrachten Bedeutung des Reichsamts des Innern gegeben und sachlich notwendig. Die Ernennung zum Vicepräsidenten des preußischen Staatsministeriums wäre ebenso wünschenswert gewesen, wenn die Rücksicht auf das weit höhere Dienstalter der preußischen Minister das gestattet hätte. Der Staatssekretär des Innern kommt so um die Möglichkeit, im preußischen Landtage das Wort für die Regierung zu nehmen. Nach den bei uns bestehenden Grundsätzen war aber trotzdem die Ernennung des hochverdienten Ministers Breitenbach eine notwendige und selbstverständliche Auszeichnung.

Auch Graf Roedern hat sich des Vertrauens von Clemens Delbrück erfreut. Persönlichkeiten, die ihm nahe stehen, charakterisieren ihn dahin, daß er in jeder Stellung, die er bisher bekleidete, gleich beim Antritt den Eindruck vielversprechender Leistungsfähigkeit gemacht hat. Auf alle Fälle können wir ihn als einen gut empfohlenen Mann auf einem Boden begrüßen, den ein bedeutender Vorgänger bis auf weiteres für jeden Nachfolger verhältnismäßig geebnet hat.

Siegesglocken. Von F. W. Wagner.

Alle Glocken sind aufgewacht,
Selig jubelnd, in tiefer Nacht.

Und ihrer Stimmen gewaltiger Schall
Steigt in die Himmel und schwingt im All —

Weit in die Lande der Ruf ergellt:
Sieg! Sieg! Und erschüttert erwacht die Welt.

Zypern und der Weltkrieg. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Die Politik der Einkreiser, daß sie Länder versprechend austeilen, über die sie nicht verfügen, ist gewiß unsolide und auf die Dauer auch gewagt, immerhin ist sie für uns nicht zur Belustigung angetan. Denn sie hat Serbien in die verhängnisschwere Verschwörung verstrickt, Italien in den Krieg gezogen, Rumänien in schwebender Kriegslust gehalten, sie hält noch für Japan, wenn's auch der Biß in den sehr sauren Apfel ist, Hollands ostindische Kolonien, die reichsten der Welt, in der großen Löhnungstasche. Die Diplomatie der Mittelmächte, an sich mehr defensiv veranlagt, könnte wohl in den Zeitpunkt gelangen, Schachzüge jener Art durch ähnliche Gegenzüge, und zwar an der richtigen Stelle, zu parieren. Insofern kann es nicht schaden, sich klarzumachen, daß Niemand so sehr im Glashaus sitzt wie England, wenn es das Recht der Nationalitäten zu Zwecken des Augenblickstrugs beteuert.

Durch Vertrag vom 4. Juni 1878 hat England der durch ihren Russenkrieg in Bedrängnis geratenen Türkei die Insel Zypern — besser „Kypern“ auszusprechen — abgedrungen. Die Vorwände, womit es diese Forderung begründete, nämlich daß es im Besitz des Stützpunktes Zypern sich eher faktiv mit der Türkei verbünden und sie in Kleinasien beschützen könne, haben im Parlament selber die „Unsittlichkeit“ dieses Vertrages von aufrichtigen Beurteilern, wie dem Herzog von Argyll, scharf kritisieren lassen, ebenso die weitere Heuchelei, daß England damit den Armeniern seine Fürsorge aus der Nähe angedeihen lasse. Gerade diese Vertragspolitik gab vielmehr die Armenier den erbitterten Kurden und Tscherkessen, ohne sie dann zu schützen, preis. Der Geheimvertrag über Zypern wurde als fertige Tatsache während des Berliner Kongresses veröffentlicht, der die Ergebnisse des russisch-türkischen Krieges abschließend ordnete. Auf jeglichen Friedenskongressen hat über alles andere verhandelt werden können, nur nicht über Englands Vorwegnahmen. Weder zu Uetrecht 1712 über Gibraltar oder die geheimen Abmachungen mit dem bedrängten Kriegsgegner, König Ludwig XIV., wodurch England große Teile von Amerika erlangte; noch 1814 auf dem Wiener Kongreß über Malta, Kapland, Ceylon, Surinam und die anderen Stellungen, die England „hatte“, indem es sie seit dem Beginn der Koalitionskriege besetzt hielt und zu behalten wünschte. Indessen die Aneignung Zyperns, so unsittlich immerhin, war doch nicht so „sinnlos“, wie der Herzog von Argyll ebenfalls meinte; sie war schon das bedachtvolle Vorspiel der Aneignung Ägyptens, was sich vier Jahre später, 1882, enthüllen sollte. Widerum die neue Notlage der Türkei auspressend, 1913 im großen Balkankriege, hat England den bisherigen Anstandsrest der türkischen Hoheit über die Insel auch noch beseitigt.

Vom Standpunkt der Nationalität sind es aber nicht so sehr die Türken als die Griechen, denen durch diese Vorgänge ihre volkliche Einigung und ihre östliche Mittelmeerstellung sozusagen vor der Nase zugeriegelt wurden. Seit vorhomerischer Zeit sind griechische, achäische Stämme die Besiedler der Insel gewesen, wo sie eine ebenfalls arische Urbevölkerung fanden, Kleinasier, die den Ausgrabungsfunden nach den Phrygiern und Troern nahegestanden haben müssen. Die semitischen Phönizier haben die Insel nie „bewohnt“, sie hatten dort nur Faktoreien und Stützpunkte, und an weiterem war diesen Händlern auch garnicht gelegen. So ist denn auch immer die Bevölkerung und Sprache griechisch geblieben; trotz späterer Zuwanderungen, von denen die türkische oder, besser gesagt, die muhammedanische die stärkste ist, machen die Griechen reichlich sieben Neuntel aller Einwohner aus.

Im Jahre 1571 ist die Insel von den Türken aus der damaligen Herrschaft der Venezianer erobert worden. Bei aller Zuversicht, die auf die andauernde Selbstermannung des heutigen Osmanenreiches zu setzen ist, hat man die Zeit ihrer Herrschaft über Zypern bis 1878 die übelste zu nennen, durch die es am meisten heruntergekommen ist. Noch war es um 1600 blühend und wohlhabend und bei den hohen Beamten der Pforte kein

Paschalik so begehrt wie dieses. Sie waren Leute, die Geld liebten und sehr viel davon brauchten, und ihre Hauptsorge war die willkürliche Verdoppelung der staatlichen Steuern, die sie einzutreiben hatten. Und außer ihnen mußten die eintreibenden Soldaten und Janitscharen, sowie die Geldmänner und städtischen Geschäftemacher, die den Herren der Insel gefällig waren, doch auch auf ihre Rechnung kommen. Zur Erhaltung des wirtschaftlichen Zustandes geschah dagegen nichts, der Bauer verlor nur allen Mut und Antrieb; die Gans mit den goldenen Eiern wurde wohl nicht auf einmal geschlachtet, aber stetig abgewürgt. Von dem herrlichen Fruchtgarten ist wenig zu sehen, der die Insel einst gewesen, womit auch im Altertum der weithin berühmte Kult der paphischen Aphrodite, der weiblichen Gottheit des meerentsteigenden Kypros, sinnbildlich zusammenhängt. Unter der lässigen Türkenaufsicht begann auch die Waldverwüstung im Gebirge durch die Harzbrenner und andere Anwohner, wodurch wieder die regelmäßige Bewässerung der Insel litt, Überschwemmungen im Wechsel mit Dürre die üble Folge wurden. Die Engländer, denen sie mehr politisch-strategisch wichtig ist, haben wohl einiges gebessert, auch ein Landwirtschaftsamt eingerichtet, doch noch keine durchgreifende Wiedererziehung des Fleißes der Bevölkerung und ihrer Arbeitsmethoden zu Wege gebracht.

Der Kupferbergbau, der dieser Insel schon in nebelhafter Frühzeit, zur Zeit der Bronzekulturen, so hohe Bedeutung gegeben, hat sich längst erschöpft. Dafür behielt sie ihren Überfluß an Weizen und anderm Getreide, und im Laufe der Zeiten trat die Ausfuhr von Salz, Oliven und Öl, Farbengewächsen, Drogen, Wein, Baumwolle, Seide hinzu. Auch wird von Zypern viel Johannisbrod verschifft, die bekannte Schotenfrucht, die seit dem Altertum morgenländisches Viehfutter und gering geachtete Speise ist; sie ist auch unter den „Trebern" zu verstehen, wovon Luthers volkstümlich kluge Bibelübersetzung den Verlorenen Sohn sich ernähren läßt. Messaria, Mittelland, war die naheliegende griechische Bezeichnung der riesigen Ebene, die sich zwischen den beiden Gebirgen dehnt, den hohen südwestlichen Bergen und der kalkigen, weißen Nordkette, die in der Schinkengestalt der Insel gleichsam den Knochen bildet. Zahlreiche Wasser, die sich zu zwei größeren Flüssen vereinigen, kommen von dem an 1900 Meter hohen Südwestgebirge herunter, und nach der Regenzeit im Dezember breiten sie über die Ebene ihre gelbe Überschwemmung aus, einen feinen fruchtbaren Schlamm zurücklassend, der manchenorts bis sechs Meter tief zu finden ist. Eben durch diesen nilhaften Vorgang wurde Zypern die große Kornkammer, wo die Ebene im Umfang von etwa 1800 Quadratkilometern von Feldern wogte, während sie weithin nun heute als bräunliche Öde liegt. In alle große Politik des Mittelmeers und Vorderasiens sind die Geschicke der wichtigen Insel verflochten. Die Könige der Assyrier, Ägypter, Perser haben sie nacheinander erobert, von den Persern hat sie die hellenische Heimat losgekämpft. Aus Alexanders Reiche vererbte sie an die ägyptischen Ptolemäer, denen sie im Jahre 58 v. Chr. die Römer nahmen. Dem oströmischen, byzantinischen Reiche versuchten sie früh die Araber abzureißen; durch einen Handstreich nahm sie im Jahre 1191 der Engländer Richard Löwenherz und verkaufte sie den Tempelherren, nach deren Ordenskommende an den Südhängen unweit Limassol der schönste Zyperwein noch heute als „Kommanderia" bekannt ist. Aus diesen Verhältnissen entstand das Kreuzfahrerkönigreich der Lusignans, und wir brauchen nicht so ganz zu vergessen, daß der zweite von ihnen, Heinrich von Lusignan, im Jahre 1194 von dem Staufer Heinrich VI. erbat, daß er, der schirmkräftige Kaiser, der den vor Akkon die Deutschen beleidigenden Engländer zum Vasallen niedergezwungen und nicht minder das hochfahrende Byzanz gedemütigt hatte, ihn mit der zyprischen Krone belehnen möge, was auch im Jahre 1197 durch Entsendung des deutschen Kanzlers geschah. Im Jahre 1489 haben dann die Venezianer eine geschickte Wendung gefunden, um ihrer Landsmännin Caterina Cornaro, die die Witwe des letzten Lusignankönigs war, die Herrschaft Zyperns abzudringen. Von all dieser alten und reichen Geschichte stehen die steinernen Zeugen, Grabkammern der Urbesiedler, antike Tempelreste, Stadtmauern, Bergkastelle, Ritterburgen, Paläste, Türme und Kirchen aus Zeiten der Byzantiner, Kreuzfahrer, Venezianer, wonach die Türken sich teilweise in diesen Bauwerken mit ihren Moscheen und Paschaserails eingerichtet haben und endlich die Gasthöfe der „Cyprus Hotel Company" in den Städten und an Touristenpunkten die englische Herrschaft künden, in deren kuriosem Munde das alte Kypros nun ein „Szaipröß" wurde . . .

Die Insel Zypern ist das Vorwerk der Sicherung Ägyptens, weshalb auch dessen berühmter Beherrscher Mehemed Ali sie in den Jahren 1832 bis 1840 in seiner Gewalt hielt. Nach dem volklichen Nationalitätenanspruch würde dagegen dem neuhellenischen Königreiche ein gleiches Recht zustehen wie auf das im Jahre 1913 erlangte Kreta. Erinnerlich ist noch, daß die Venizelospolitik den König Konstantin durch zyprische Hoffnungen, die vielleicht nicht sehr reell waren, zu verlocken suchte. Für eine willenstätige Diplomatie läge es aber nicht so fern, die Frage wieder zu beleben und ihr zum mindesten durch die Unbequemlichkeit für England Vorteile, die besser als eine Null in der Vierbundsrechnung sind, abzugewinnen.

Die Panzerburg auf Schienen. Von Karl Fr. Nowak.

Der kleine, schlanke Oberleutnant von den Wiener Deutschmeistern zeigt mir seinen Panzerzug. Es ist wirklich „sein" Zug, denn er hat sich ihn selbst und ganz allein aus recht notdürftigen Ansätzen und Grundlagen allmählich zu der rollenden, eisernen Burg ausgebaut, die jetzt der Schrecken und das wandernde Gespenst der Italiener ist . . .

„Eigentlich hab' ich das bei den Deutschmeistern net g'lernt", erzählt er mit seinem hellen, vergnügten Lachen, „Erst war ich in Serbien, ganz einfach bei der Infanterie. Aber dann hat mich so ein verwunschter Serbenschuß marschunfähig gemacht, und mit der Infanterie war's aus. Sie haben mich auch gleich ins Hinterland schicken wollen oder irgendwo in die Etappe. Herr, das war eine Katastrophe! Ich hab erklärt, wenn ich net gehen kann, so werd' ich halt reiten . . .

„Schau, hat da der Major g'sagt, beim Sturm kannst net all'weil auf'm Pferd sitzen. Ein Infanterieoffizier muß halt schon marschieren können. —

„Eine Weile hab ich mich bei der Truppe fortgefrettet. War eine schöne Zeit, wo ich draußen mit dem Stecken hinter meinen Deutschmeistern herg'humpelt bin. Aber eines Tages kommt ein Befehl: einen Offizier vom Regiment als Kommandanten eines Panzerzuges abzugeben!

„Schau, hat der Oberst g'sagt, so ein Panzerzug ist das gegebene Fressen für Dich. Da mußt Du nicht marschieren, und da kannst Du auch nicht reiten, Du Rondeliebhaber. Weißt was? Kommandier den Panzerzug. —

„Auf diese Weise bin ich zu meiner neuen Waffe gekommen. Dort steht sie, bitte nur anschau'n!"

Vor uns ein paar sagenhafte Urwaldtiere. Große, schwere, eisenbeschlagene Büffel. Das Ganze unwahrscheinlich und unheimlich. Und gefechtsbereit, unter Dampf.

„So freilich hat das Ding net ausg'schaut, wie ich's bekommen hab'." Und die Blauaugen des Oberleutnants leuchten vor Baumeisterstolz. Mein Panzerzug hat erst aus zwei offenen Loris bestanden, ferner aus einer Lokomotive. Die offenen Loris hab'n vorn ein bisserl Blech angenagelt g'habt, und die Lokomotive war verrostet. Außerdem sind in den Loris zwei alte, russische Maschinengewehr' g'standen. Aber wir haben mit der Arbeit sofort ang'fangen. Irgendwo in Ungarn, in einem Nest, hab'n wir Tag und Nacht gehämmert, geschmiedet und genagelt. Kein Fetzen Eisen war vor uns sicher. Und es hat garnet lang gedauert, da haben die Loris ein stetes Dach, ganz feste Wände, eine eiserne Brust und einen eisernen Rücken g'habt. Mit der Lokomotive, die wir auch gepanzert haben, sind wir auch ein Stück'l g'fahren. Dann hat der alte Kasten tief aufgeseufzt und ist uns auf der Strecke stehen geblieben. Wir haben ihn ganz auseinander genommen — von der Technik in Wien laß ich mir und meinem Fähnrich noch nachträglich Ingenieurdiplome ausstellen! — haben alles geölt, geschmiert, geputzt, dann den Kasten wieder zusammengebaut: seither hat er nie wieder geseufzt, und außerdem ist's ein Gaudi, mit ihm in die Italiener hineinzudampfen!" —

Leicht hat er's wirklich nicht gehabt, der Deutschmeister-Oberleutnant. Und wenn man in der Eisenburg nur ein wenig herumkriecht, so wird's aufs neue bestätigt, wie unendlich reich diese K. und K. Armee gerade an Begabungen aus dem Stegreif ist, die aus dem reinen Nichts die schönsten und brauchbarsten Dinge hervorzaubern. Die zwei offnen Loris aus Ungarn sind zwei schwere Panzerfesten geworden, gegen deren Schilde die Sprengstücke von Schrapnells oder Granaten vergeblich anschlagen, und wenn gar Infanteriegeschosse oder Maschinengewehrfeuer gegen die Wände prasseln, so prallen die kleinen so unangenehmen Kugeln ab, wie Erbsen vom Stein. Es müßten schon Granatenvolltreffer, mitten ins Eisendach sein, wenn die rollende Burg das Weiterrollen verlernen sollte. Und auch die zwei alten russischen Maschinengewehre sind des Panzerzugs längst überwundene Vergangenheit. Jetzt steckt an jeder Wagenecke ein anderes Maschinengewehr den so peinlich schnatternden Schnabel ins Freie hinaus. So dick übrigens die Panzerung ist: die Eisenwände sind doch das reinste Schachbrett unendlicher Verschiebungsmöglichkeiten. Sie sind eine unendliche Anordnung von kleinen Feldern, die ein Hebelgriff, ein leichter Druck ineinander schiebt, übereinander, untereinander, wie man's gerade braucht, um den Ausschuß ins Freie nach allen Richtungen zu haben. Jedenfalls ist der Feind gut daran, dem der Panzerzug zärtlich entgegenkommt. Er

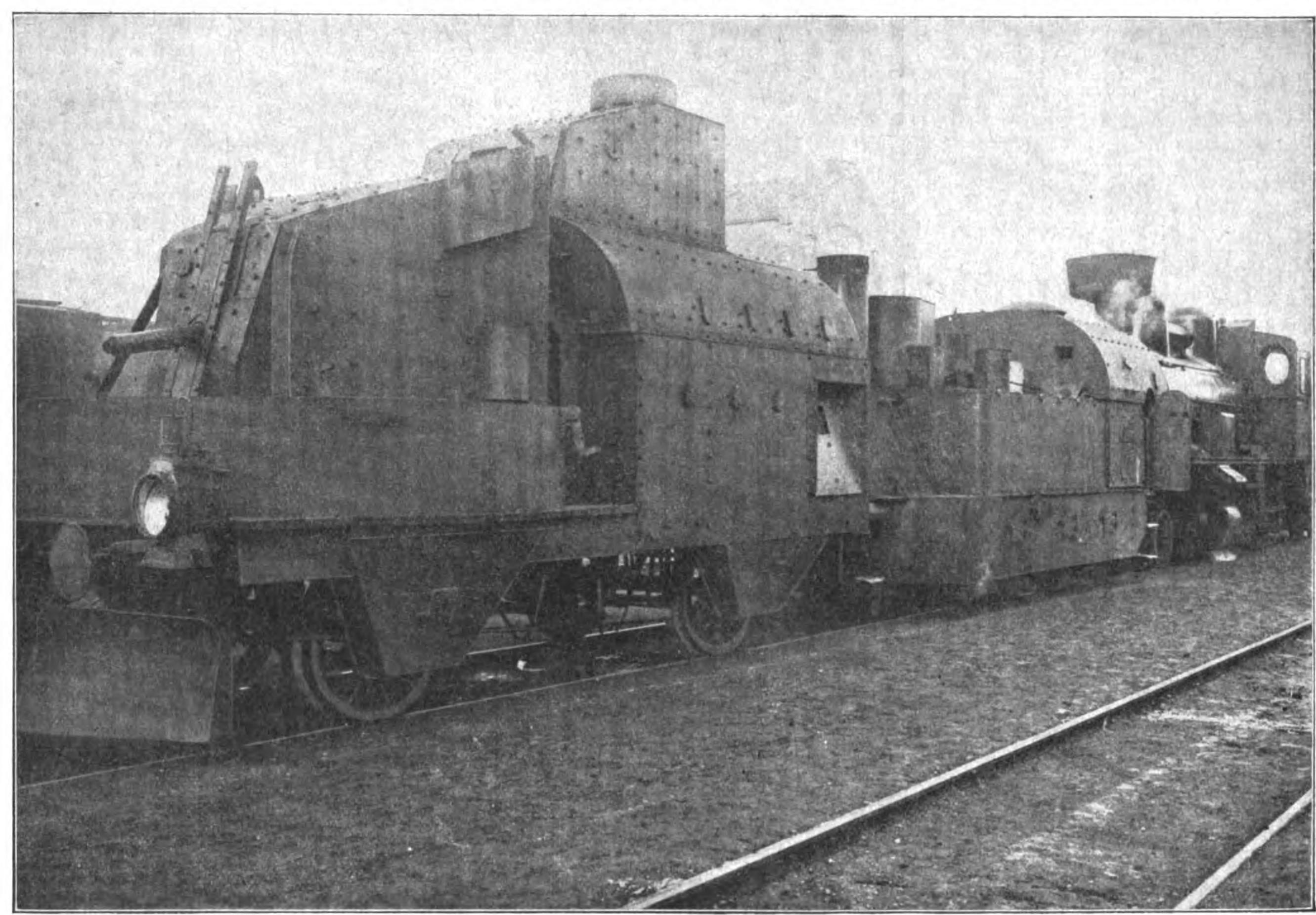
feuert auf die nächsten mit Maschinengewehren und Infanterie, die ihre Läufe gleichfalls zahlreich aus allen Scharten liegen und krachen läßt, und er schickt einen Granatenhagel oder einen Schrapnellregen auf entferntere Gegner. Denn natürlich führt der Panzerzug auch die schönsten, peinlich genau arbeitenden Haubitzen mit. Skoda hat ihm einige der zuverlässigsten Sorten zur Verfügung gestellt. Alles eingerichtet auf dem engsten Raum. Alles schiebbar, drehbar, alles unterstützt von den besten technischen Behelfen, das Ganze durch gepanzerte Brücken mit einander verbunden, die aber selten benutzt werden, weil von vorn nach hinten, von hinten in die Mitte, von der Mitte nach vorn einfach telephoniert wird, wann, wo, warum geschossen werden soll.

Für den Oberleutnant war's eine Lust, all das mit seinen Leuten zu bauen. Noch größere Lust, endlich einmal mit dem Panzerzug gegen den Feind zu rollen. Er begann seine Laufbahn mit verschiedenen Eisenbahnerkundungen im Feuergebiet. Natürlich ließen die italienischen Flieger nicht lange gewehrfeuer in eine Munitionskolonne. Sie flog auseinander. Eine Granate in die Kartenpartie. Es ist unbestimmt, ob sie zu Ende gespielt wurde. Endlich erholten sich die Italiener. Aber der gute Panzerzug war längst wieder davon.

Dieses war der erste Streich. Doch der zweite kam sogleich. War da ein unangenehmer, ganz und durchaus unangenehmer Tunnel. Die Italiener saßen darin, und ihre Stellung flankierte leider eine Stellung der k. u. k. Infanterie, ohne daß diese etwas gegen die Flankenbedrohung unternehmen konnte. Die Italiener aber saßen unter dicken Sandsäcken und allerlei anderem massiven Gerät schwer verschanzt.

„Warte!“ sprach der Oberleutnant. „Panzerzug, vorwärts marsch!“

Diesmal sahen ihn die Italiener kommen. Ihre Artillerie erklärte sich mit dem Unternehmen nicht einverstanden. Sie schoß auf Zug und Gleise, traf den Zug zwar nicht, traf aber die Schienen. Vor dem Panzerzug plötzlich ein großes Loch. Eine Sekunde lang halt: ein Teil der Mannschaft steigt aus.



98 Österreichisch-ungarischer Panzerzug. Aufnahme von Frankl. 98

auf sich warten. Sie kamen und warfen Bomben. Eine Zeitlang flogen sie um die Wette: die Flieger oben, der Panzerzug unten. Übrigens der Panzerzug: ein Maschinengewehr hinaus. Ein Flieger purzelte. Die andern verschwanden.

Aber es paßte dem Oberleutnant, seinem Fähnrich und seinen Leuten ganz und gar nicht, immer nur hinter Stahl und Eisen zu sitzen und den Feind sich darüber ärgern zu lassen, daß er gar nicht ankonnte. Also dachte sich der Herr Oberleutnant etwas ganz Besonderes aus. Wie wärs, dachte er, wenn man einmal mitten in den Feind hineinführe? Er schlich sich allein, oder vielmehr er rutschte übers nasse Grab, auf dem Bauch zwischen der italienischen Postenkette in voller Uniform nach Monfalcone hinein. Sah sich dort erst ein wenig um. Im vornehmsten Wirtshaus saß der Stab. Ein General, ein Oberst, verschiedene andere Herren von der Gegenpartei, saßen dort an langem Tisch über Karten gebeugt. Und zwar über Spielkarten. Dabei schimpften sie, da sie brave Offiziere des braven Herrn Cadorna waren und weil es wirklich gegerade regnete, beträchtlich über das Wetter. Der Deutschmeister hörte jedes Wort. Er warf keine Handgranate in das Kartenspiel, aber er schlich zurück, bestieg seine Panzerburg und steuerte sie mit Volldampf vorwärts, mitten hinein nach Monfalcone. Dort lief in aufgeregten Schwärmen plötzlich alles ganz wild in Panik durcheinander. Denn der Panzerzug feuerte schon . . . Granaten in ein paar Munitionslager. Sie flogen zum Teil in die Luft. Maschinen-Ohne sich weiter zu besinnen, machen sich die Leute ans Ausbessern. Holen das nötige Schienenzeug aus ihren Kästen: das Loch wird gestopft. Indes unternimmt der Panzerzug selbst die reinste Spazierfahrt. Fährt ein Stückchen zurück, wieder ein Stückchen vor, und abermals zurück und abermals vor, — die Scheinwerfer von drüben suchen jetzt umsonst, und die italienischen Batterien verfeuern ihre schönsten Granaten — umsonst. Eine Stunde verrinnt mit Spazierenfahren: da ist das Loch überbrückt. „Alle Mann einsteigen! Vorwärts!“ Man ist jetzt gerade gegenüber dem Tunnel. Der Panzerzug beginnt mit der Artillerievorbereitung, seine Geschütze spielen: die Tunnelstellung wird mürbe gemacht. Und dann fällt dem Oberleutnant natürlich seine infanteristische Vergangenheit ein. „Heraus aus dem Panzerzug! Alle Mann Sturm!“ Wahrhaftig, sie gehen mit aufgepflanztem Bajonett die Italiener an! Die Hälfte fällt, die meisten fliehen, der Rest gefangen. Die Tunnelstellung wird unsere Gräben nicht wieder flankieren. Der Panzerzugkommandant läßt allerlei in seinen Zug packen: Maschinengewehre, Gewehre, Munition . . . und fährt nach Hause. Mit ihm eine Gefangenenschar, die sich des seltenen Falles rühmen kann, daß sie unmittelbar aus ihrem Graben auf der Eisenbahn in die Gefangenschaft fährt.

Das ist der Panzerzugoberleutnant mit seinen Leuten. Von Hoch- und Deutschmeister Nr. 4. Jetzt selbstherrlicher Großadmiral einer Panzerflottille auf Schienen. Sein oberster Kriegsherr ist der Meinung, daß er seine Sache gut macht. Er gab ihm die „Eiserne Krone“.

Deutschlands Auslandswerte. Von Graf E. Reventlow.

Bis zum August 1914 war es ein in Deutschland stark und auch mit Bitterkeit umstrittenes Thema, ob es richtig sei, deutsches Geld im Auslande anzulegen oder nicht. Die einen sagten, man müsse wagen, man müsse an der Weltwirtschaft auch im Sinne solcher Internationalität rückhaltlos teilnehmen, denn dadurch verdiene man nicht nur viel Geld, sondern es liege auch im Wohl des Deutschen Reiches und des Deutschtumes, daß auf diese Weise deutsche Geschäftsleute überall Einfluß und Macht erhielten und mit jeder Kapitalsanlage im Auslande Keim und Grundlage zur Bildung von neuen Werten schüfen. Die anderen sagten, das sei alles ganz schön und gut, aber derartige Kapitalsanlagen im Auslande, besonders einem Deutschland und deutschem Gedeihen abgünstig gesinnten Auslande, trügen große Gefahren in sich. Man sagte außerdem voraus, was dann in der Tat schon in seinen Anfängen der Krieg mit katastrophaler Gewalt erwies: daß nur diejenigen Werte deutsches Eigentum bleiben, die sich im deutschen Machtbereiche befinden. Ungeheure Werte, die deutscher Fleiß und deutsche Unternehmungslust in das Ausland gebracht hatte, sind mit einem Schlage nach Beginn des Krieges verloren gegangen. Um mit dem sozusagen sichtbarsten Gegenstande zu beginnen: der größte Teil des deutschen überseeischen Besitzes fiel in die Hand des Feindes. Warum? Weil die deutsche Macht nicht über See reichte angesichts der vereinigten Macht unserer Gegner. Eine Frage, die hier nicht zur Erörterung steht, muß dabei angedeutet werden: ob unsere afrikanischen Kolonien sich nicht zum mindesten viel länger gehalten hätten, wenn man aus Friedenszeiten her bedeutend größere Truppenmengen dauernd dort unterhalten hätte. Ein Platz, wie Kiautschou freilich, würde sich nur auf der Grundlage eines Abkommens mit Japan haben halten lassen. Immerhin liefert gerade dieser Verlust einen überaus schlagenden Beweis dafür: wie ungeheure Werte verloren gehen, wenn sie nicht mittelbar oder unmittelbar im eigenen Machtbereich liegen. Dazu kommt, daß die Engländer vom Beginne des Krieges bis zum heutigen Tage alles deutsche Privateigentum rücksichtslos rauben oder vernichten, mit dem besonderen Gedanken, auf diese Weise einen etwaigen Aufbau des deutschen weltwirtschaftlichen Friedenswerkes unendlich zu erschweren. In den Kolonien, in den deutschen und kolonialen wie in den großbritannischen, ist der Engländer außerdem im Sinne der weißen Rasse kurzsichtig genug gewesen, deutsche Beamte vor den Eingeborenen auspeitschen zu lassen, Schwarze zu Herren und Vorgesetzten deutscher Gefangenen zu machen und ihnen jede Willkür zu gestatten, damit das deutsche Ansehen vernichtet werde. Die deutschen Kolonien in Afrika betrachtet Großbritannien in einem unverwüstlichen Optimismus, den wir ihm gern gönnen, bereits längst als britisches Eigentum.

Vor einer Reihe von Wochen reichten 23 am überseeischen Außenhandel besonders beteiligte Hamburger Firmen dem deutschen Reichskanzler das Ersuchen ein: „Die Registrierung der deutschen Forderungen an feindliche Ausländer zu veranlassen und alle Maßnahmen zu ergreifen, damit sie der Reichsregierung volle Übersicht über die geschädigten und gefährdeten deutschen Interessen gestatten, und damit sie beim Friedensschluß Ersatz in Gestalt von Faustpfändern und anderen Bürgschaften fordern könnte." Diese Eingabe berührt einen Punkt von großer Bedeutung, denn sie berührt die Grundlagen, die nötig sind, um den deutschen Überseehandel — im weitesten Sinne verstanden — nach dem Kriege wieder aufbauen zu können. Jeder Deutsche wird dieser Forderung an und für sich nur zustimmen können, mit der Maßgabe natürlich, daß keine überseeischen Werte eingetauscht werden für solche, deren wir auf dem Festlande für die deutsche Zukunft notwendig bedürfen. Das ist aber eine Forderung, die, wie wir hoffen, selbstverständlich genug ist, um einer besonderen Erörterung und Auseinandersetzung hier nicht zu bedürfen. Auf der Hand liegt jedenfalls, daß, je stärker wir England gegenüberstehen, auf dem Festlande, an und auf dem Meere, und zwar nicht nur jetzt, sondern dauernd, desto vollständiger kann man die berechtigten Forderungen der Vertreter des deutschen Außenhandels erfüllen.

Auf einen anderen sehr wichtigen Punkt möchte ich aber bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen. Das ist die Frage der deutschen Werte an Effekten und Finanzpapieren, die im feindlichen oder übelgesinnten neutralen Auslande, besonders in Großbritannien, in Friedenszeiten untergebracht worden sind und sich dort natürlich jetzt noch befinden. Dieser Besitz an Auslandswerten, insbesondere an englischen Papieren, einschließlich der umfangreichen afrikanischer Werte dieser Art, ist sehr groß, viel größer, als man gemeinhin wohl in Deutschland annimmt. Sieht man ganz ab von spekulativen Anlagen des neuen weltwirtschaftlich vorgehenden Deutschland, so bleibt auch zu beachten, daß nach alter deutscher Unsitte seit vielen Jahrzehnten deutsches Geld im Auslande, ganz besonders in London untergebracht wird, teils aus Gründen, die nicht eben als rühmlich bezeichnet werden können. Wie groß die im britischen Reiche angelegten und in London liegenden Werte sein mögen, läßt sich gerade wegen jener seit lange geübten deutschen Kapitalsunterbringung im Auslande nicht genau sagen. Die deutschen maßgebenden Männer sind sich aber darüber einig, daß die im Auslande liegenden Werte an Effekten und Kapital sehr groß sind. Helfferich nimmt diesen Wert auf zwanzig Milliarden an, Steinmann-Bucher dagegen schätzte ihn schon 1909 auf dreißig Milliarden. Der auswärtige Effektenbesitz deutscher Eigentümer wurde bereits im Jahre 1893 vom damaligen Reichsbankpräsidenten Koch auf dreizehn Milliarden geschätzt. In den Jahren 1905 und 1907 aber waren schon dreizehn Milliarden ausländischer Papiere zum Handel an den deutschen Börsen zugelassen. Alles in allem darf man annehmen, daß nach den letzten zehn Jahren so mächtigen deutschen Gedeihens bei Beginn des Krieges 1914 die deutschen Werte dieser Art im Auslande, und zwar vor allem in London, sich auf gewaltige Summen belaufen, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß gerade der ausländische deutsche Effektenbesitz von London aus greifbar ist. So sind z. B. die afrikanischen Papiere in England zu besteuern und ausländische Besitzer sind steuerfrei; diese Papiere müssen deshalb in Großbritannien bleiben.

Weiter besteht die, gerade für die jetzige Lage sehr wichtige Tatsache, daß die Londoner Zweiganstalten der deutschen Banken den Effektenbesitzern haftbar sind. Legt mithin die englische Regierung die Hand auf diese Werte, so sind die deutschen Banken den deutschen Besitzern ersatzpflichtig. Man begreift, daß eine solche Aussicht manchen deutschen Banken einige Unruhe bereitet. Selbstverständlich aber sind unsere deutschen Banken genug vaterländisch gesinnt, um zu verstehen, daß die Politik des Deutschen Reiches sich durch diese Interessen, wie groß sie auch an sich sein mögen, nicht entscheidend beeinflußt werden dürfen.

Hier muß allgemein der Grundsatz gelten bleiben, daß alle diese Einzelfragen und Einzelwerte in dem Augenblicke ganz oder gar vielfältig gelöst, bzw. eingebracht werden, wo das Deutsche Reich als unbestrittener Sieger dasteht und eisernen Willen betätigt, um seine Forderungen durchzusetzen.

Auf der anderen Seite ist die großbritannische Regierung natürlich der Ansicht, daß dieser deutsche Kapital- und Effektenbesitz in ihren Händen ein sehr wertvolles Mittel und Werkzeug für den Friedensschluß sein werde. In der großbritannischen Presse liest man dauernd, ebenso wie britische Minister häufig verkündet haben, daß Deutschland eine große Kriegsentschädigung unter allen Umständen zahlen müsse. Die Briten denken sich dabei, daß man zunächst die Hand auf diese vielen Milliarden deutscher Werte legen werde, und wir glauben nicht fehlzugehen, in der Annahme, daß man damit auf die deutsche Finanzwelt wirken will, damit sie für Rückgabe Belgiens eintritt.

Alles in allem ist das Kapital der deutschen Auslandswerte also sehr beachtenswert. Sieht man von Sonderinteressen ab — und man muß, natürlich ohne sie aus dem Auge zu verlieren, für die großen Entscheidungen von ihnen absehen —, so ergibt sich für den Deutschen die Folgerung, daß, auch so betrachtet, dieser Krieg unter allen Umständen bis zu einer siegreichen Entscheidung gegen Großbritannien geführt werden muß.

Würde er mit einem Kompromißfrieden enden, so gingen jene deutschen Werte entweder verloren, oder Deutschland müßte sie gegen andere Dinge noch wichtigerer Art und noch größeren Wertes eintauschen. Gewiß, England hat große deutsche Werte in der Hand, aber was wir Deutschen daraus folgern müssen, ist allein ein um so größerer kriegerischer Erfolg gegen England. Da liegt der Ausgleich. Er darf nirgend anderswo liegen, wenn es nicht zum schweren Schaden für Deutschland und die deutsche Zukunft sein solle.

Sehr zweckmäßig wäre aber, wenn entsprechend dieser Forderung der Hamburger Firmen nach Registrierung der deutschen Ansprüche auch alle deutschen Besitzer deutscher Effekten und deutschen Kapitales in feindlicher Hand, Art und Höhe ihres Besitzes genau anzugeben verpflichtet würden, und zwar bis zu einem bestimmten naheliegenden Zeitpunkte, damit Klarheit besteht und allen etwaigen politischen Unter- und Nebenströmungen von vornherein das Wasser abgegraben werde. Auch dieser Posten muß genau übersichtlich in die große militärische, politische und wirtschaftliche Rechnung eingestellt werden.

Für die Zukunft aber bilden hoffentlich auch diese Erfahrungen des großen Krieges eine Lehre für die Deutschen und tragen bei, in Zukunft auch das Kapital und seine Unterbringung als eine nationale Sache, keine internationale zu betrachten und zu behandeln.

Soldatenknaster. Eine Plauderei von Dr. Hans Daniel.

Kennt ihr die hübsche arabische Sage von Muhammed und der Schlange?

Als der Prophet einmal in heiligen Betrachtungen dahinwandelte, fand er am Boden eine vor Kälte erstarrte Schlange, die er mitleidig aufhob und erwärmte. Als sie sich erholt hatte, sprach sie: „Göttlicher Prophet, wisse, daß ich dich jetzt beißen werde, denn zwischen meinem Geschlechte und deinem Geschlechte kann kein Friede sein!"

Der Prophet machte ihr umsonst Vorhaltungen über ihre Undankbarkeit. „Vergißt du so schnell," fragte er, „daß ich dir das Leben gerettet habe?" Aber die Schlange wollte nichts von Dankbarkeit hören. „Wenn ich dich verschonte," sprach sie, „würdest du oder ein anderer deines Geschlechts mich doch töten. Nein, — bei Allah, ich werde dich beißen!"

„Wenn du bei Allah geschworen hast," erwiderte Muhammed, „dann will ich nicht die Ursache sein, daß du deinen Schwur brichst." Und er selber führte seine Hand zum Mund der Schlange. Da biß sie ihn. Er jedoch sog die Wunde aus und spie das Gift auf die Erde. An dieser Stelle sproßte dann eine Pflanze hervor, die das Gift der Schlange und die Barmherzigkeit des Propheten in sich vereinigt.

Die Menschen aber nannten diese Pflanze Tabak! —

Reizvoller kann man die zwiespältigen Wirkungen, die wohltätigen und gefährlichen Eigenschaften des köstlichen Krautes wohl nicht umschreiben, als es in diesem orientalischen Märchen geschieht.

Doch wenn man heute die endlose Front unserer Heere abwanderte und den grauen Kameraden im Schützengraben oder weiter zurück von der alten Sage Kunde gäbe, so würden sie lächelnd ihre Pfeife, ihre Zigarre oder Zigarette zwischen die Lippen nehmen und dem Erzähler gelassen in Ost und West das gleiche antworten: Wir draußen spüren nicht mehr das Gift der Schlange; wir spüren nur noch die Barmherzigkeit des Propheten!

Es ist eine merkwürdige, auch diesmal wieder bestätigte Erfahrung, wie außerordentlich gerade Kriege die Verbreitung des Rauchgenusses fördern. Tabak und Soldaten scheinen von Anfang an untrennbar zusammenzugehören. Seit die ersten Europäer 1492 die Eingeborenen von Guanahani gerollte Tabaksblätter in Maisblatthüllen rauchen sahen, vergingen nur ein paar Jahre, und die Spanier machten gleichfalls Rauch — erst nur zur Abwehr lästiger Insekten, dann zur Unterhaltung auf Märschen und Reisen, jedenfalls — und das ist die Hauptsache — immer nur im Freien. Kein Mensch wäre auf den Gedanken gekommen, in geschlossenem Raum Dampf zu blasen. Und derjenige Stand, der fast am meisten im Freien war, der es am nötigsten hatte, die Langeweile der Märsche sich irgendwie zu verkürzen, eben der Soldatenstand: er ward der natürliche Träger und Verbreiter des neuen tabacco-Spieles, des „Rauchtrinkens", wie man bezeichnenderweise zuerst sagte. Die Heere Karls V., die in halb Europa kämpften, machten das „holde Laster" allmählich bekannt. Besonders in den Niederlanden, die ja in innigster Verbindung mit Spanien standen, ward es aufgenommen. Nach Deutschland brachte es der Dreißigjährige Krieg. Holländische Truppen führten es 1622 am Rhein und Main ein; englische Hilfstruppen halfen dazu; das Hin und Her des endlosen Krieges verbreitete das Schmauchen dann weiter im ganzen Reich; die schwedischen Heereskörper lernten es kennen und trugen es in ihre nordische Heimat — kurz, der Weg des Tabaks ist der Weg der Soldaten. Oder pathetischer ausgedrückt: der Weg der Weltgeschichte.

So ist es ja auch später geblieben. Kaiser und Könige, Päpste und Priester konnten sich noch so sehr gegen den „höllischen Unflat" des Rauchens und Schnupfens empören: die Soldaten waren dafür, und damit war die Sache erledigt. Ob der Zar von Rußland allen Rauchern 1634 das Abschneiden der Nase androhte, ob die Türkei die Todesstrafe darauf setzte, ob in Deutschland weltliche und geistliche Obrigkeit dagegen wetterte, daß der Mund, „der Ein- und Ausgang der unsterblichen Seele, durch Einsaugen und Ausblasen des Dampfes entweiht" würde, ob Jakob I. von England in einer eigenen Schrift die „abscheuliche Unsitte" verdammte und die Tabakfelder durch angaloppierende Reiterei vernichten ließ; ob selbst Ludwig XIV., der mächtigste Herrscher der Welt, dem Rauchen den Krieg erklärte, — es nützte alles nichts. Ja, der Sonnenkönig mußte es zu seinem Entsetzen erleben, daß die Dauphine und ihre Begleitung in Nancy einst beim Pfeifenrauchen angetroffen wurden. Von wem hatten sie das teuflische Kraut? Natürlich von Soldaten. Von der Schweizergarde.

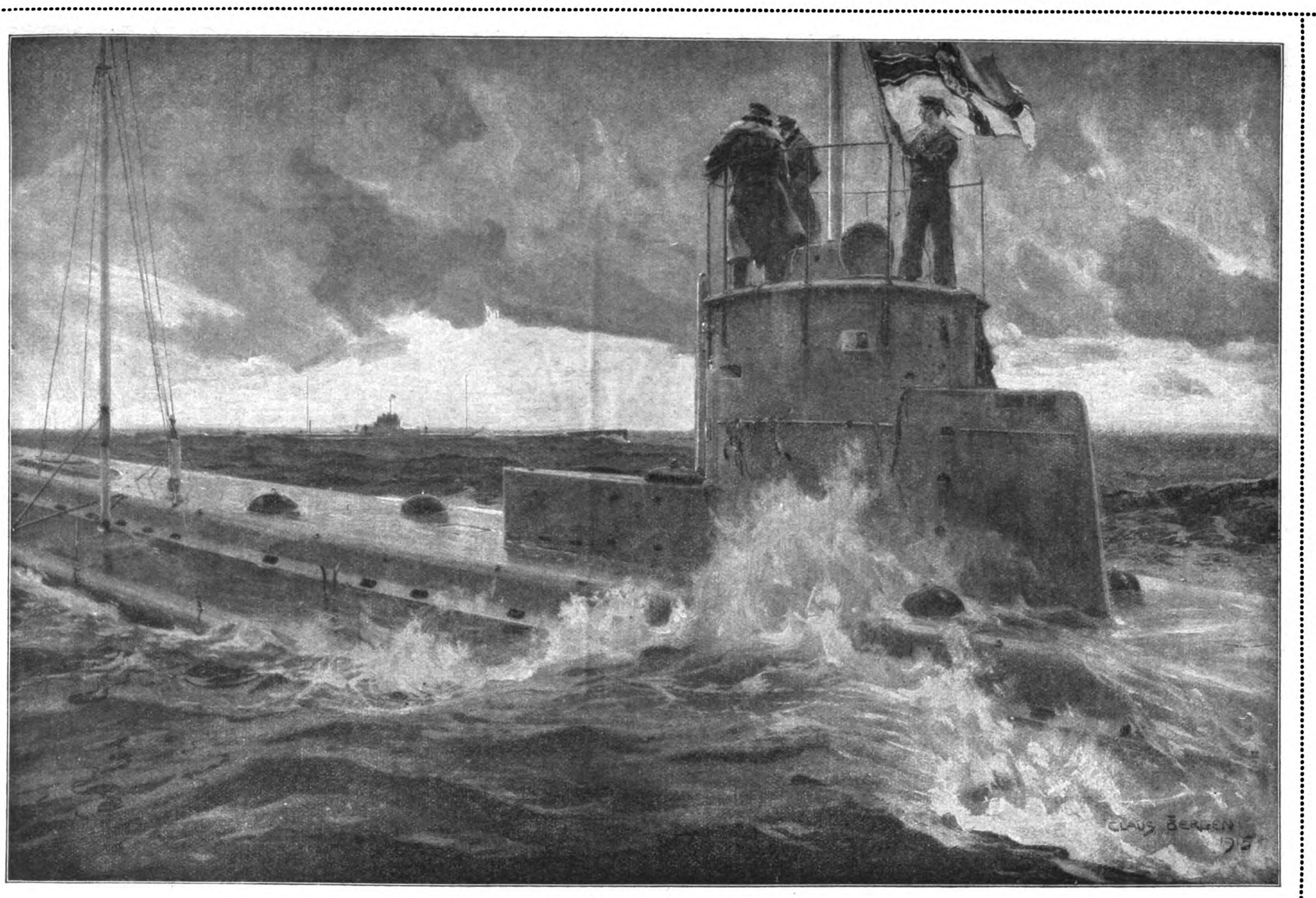
Wen wundert es noch, daß der eigentliche preußische Soldatenkönig, der die Grundlage zu Preußens Größe legte, auch der König des Tabakskollegiums war? Sein Nachfolger, das herrliche Siegergenie, roch laut zeitgenössischen Schilderungen so sehr nach Schnupftabak, daß jeder, der sich ihm nahte, leicht ins Niesen geriet. Mit Prinz Eugen, dem edlen Ritter, stand es ähnlich. Cromwell war ein starker Raucher. Seydlitz warf bei Roßbach die kurze Tabakspfeife hoch als Zeichen zum Angriff: sie war ihm einmal kurz vor dem Munde weggeschossen worden. Blücher hatte für seine holländischen Tonpfeifen einen besonderen „Piepenmeister", und wie der Piepenmeister Krischan Hennemann aus Rostock bei Belle-Alliance für ihn sorgte, ward oft erzählt. Auch die Zigarre, die Bismarck bei Königgrätz Moltke anbot, ist ja längst historisch geworden. Und ein allerliebstes Geschichtchen berichtet Detlev von Liliencron von einem dänischen General. Dem alten Manne war seine treue Lebensgefährtin gestorben, und schmerzgebeugt, auf Freundesarm gestützt, schwankte er die Treppe hinab, um dem Sarge zu folgen. Aber auf der Mitte der Treppe ward er plötzlich unruhig, kehrte um und sagte, aus seinem tiefen Gram aufschreckend: „O... ich hab' mei' Zigarren vergessen!" Erst als er die Tasche mit den Glimmstengeln am gewohnten Platze fühlte, ging der alte General seinen schweren Weg.

In den lächerlichsten Geschichten ist immer ein kleiner Weisheitskern, und ein richtiger Raucher wird den alten Soldaten verstehen. Gerade in den schwersten Lebensstunden entfaltet der Tabak seine „barmherzigen" Eigenschaften: da stärkt er, tröstet er, beruhigt er, hält er aufrecht. Das macht ihn gerade in diesem furchtbaren Kriege, der an die Nerven unserer Leute unerhörte Ansprüche stellt, zu einem solchen Helfer und Freund aller Feldgrauen. Als man einen Unteroffizier fragte, wie sie das stundenlange zermürbende Trommelfeuer hätten ertragen können, sagte er: „Wir haben geraucht."

Im Jahre 1848, das die allgemeine Rauchfreiheit brachte, wetterte die Kreuz-Zeitung noch stürmisch gegen die zigarrenrauchende Menschheit und verstieg sich zu der Behauptung, daß „die Subordination des Soldaten gegenüber dem Offizier" nicht mehr aufrechtzuerhalten sei, wenn der Soldat Zigarren rauche. Und als letztes Restchen eines alten Zopfes bestand ja auch unseres Wissens bis in die jüngste Zeit hinein die Bestimmung, daß die Soldaten in Berlin unter den Linden und im Tiergarten vom Genuß eines Glimmstengels ausgeschlossen waren.

Immerhin, die Disziplin hat durch das Rauchen nicht gelitten; ja, wie günstig der Tabak auf die Stimmung des Soldaten einwirkt, das hat die französische Regierung schon vor Jahrzehnten begriffen. Sie, die allerdings das Tabaksmonopol hat, gibt jedem „Piou-Piou" außer seinem Solde auch im Frieden eine Anweisung auf eine bestimmte Menge nur für das Militär hergestellten, im Handel nicht erhältlichen Kantinentabak. Der Nichtraucher kann ihn verkaufen, wie unsere Soldaten es etwa manchmal mit ihrem Kommißbrot tun. Im Kriege wird das französische Heer erst recht mit Tabak versorgt, und daß auch unsere Feldgrauen neuerdings Zigarren und Zigaretten geliefert erhalten, ist nur recht und billig. Es kann natürlich nicht so viel sein, wie der leidenschaftliche Raucher begehrt. Aber da setzt dann eben der Dank- und der Opferwille des Volkes ein. Die Zigarre als Liebesgabe — das ist ein ganzes Kapitel für sich, und es reicht soweit zurück, wie die Zigarre selbst: das heißt, etwas über ein Jahrhundert.

Als nach der Schlacht bei Großbeeren die preußischen Regimenter in Berlin einrückten, da schenkten ihnen die Berliner Zigarren, die etwas ganz Neues für sie waren. In Spanien, Holland, Amerika und England war der Glimmstengel schon früher bekannt, aber in Deutschland herrschten Pfeifen- und Schnupftabak noch unbeschränkt. Goethe, der im Gegensatz zu dem Schnupfer Schiller für den „Tobak" nicht das geringste übrig hatte und seinen Rauch mit Wanzen- und Knoblauchgeruch auf eine Stufe stellte, bepackte sich, wie er in der „Kampagne in Frankreich" erzählt, doch einst für gutes Geld mit Tabak, was die Taschen fassen wollten, und verteilte ihn an die Soldaten. Er ward dafür von ihnen „als der größte Wohltäter" gepriesen, der sich jemals der leidenden Menschheit erbermt hätte. Von Zigarren hört man hier noch nichts, und doch hatte schon 1788 Hans Heinrich Schlotmann in Hamburg die erste deutsche Zigarrenfabrik gegründet. Sein Schicksal ist ebenso bezeichnend wie das des deutschen Erfinders der Streichhölzer. Schlotmann konnte seine Zigarren nicht absetzen; erst als er sie nach Cuxhaven schickte, dort auf Schiffe verlud, die aus Amerika kamen und sie als billige „Importen" einführte, ließen sie sich verkaufen. Und der Streichholzerfinder Johann Friedrich Kämmerer? Ihm verbot die Regierung die Herstellung des gefährlichen Feuerzeugs, zerstörte sein Laboratorium, zog sein Vermögen ein und machte ihn zum Bettler. Aber Herr Isaac Holden in England, der die deutsche Erfindung unter einer klügeren Regierung übernahm, brachte damit sein Schäfchen ins trockene und führte bei uns ein, was ein guter Deutscher im Lande selbst nicht



Begegnung deutscher U-Boote. Aquarell von Claus Bergen.

hatte herstellen dürfen. Kämmerer wurde darüber irrsinnig; Sir Isaac Holden ward Millionär.

Aber das nur nebenbei. Genug, die Sieger von Großbeeren, die Retter Berlins, die Landwehrtruppen, die den ersten Sieg im Freiheitskampf erstritten hatten, bekamen auch die ersten Liebesgabenzigarren. Hoffentlich haben sie ihnen gutgeschmeckt, denn es ist leider eine bekannte Tatsache, daß die „Liebesgabenzigarren" in späteren Kriegen einen fürchterlichen Ruf genossen. Die alten Mitkämpfer von 1870/71 pflegen schauderhafte Dinge davon zu erzählen; der „Kladderadatsch" machte ein herzzerreißendes Gedicht darüber, und eine in sechs Paragraphen gebrachte Gebrauchsanweisung lautete ungefähr: 1) Man suche die hervorstehenden Bindfadenstücke, Roßhaare, Lederabfälle und Schweinsborsten sorgfältig herauszuziehen. 2) Die überflüssige Feuchtigkeit in der Zigarre ist durch kräftige Behandlung mit einem Nudelwalker oder einem ähnlichen Instrument zu entfernen. 3) Man lasse sich in eine Lebensversicherung aufnehmen. 4) Man übergebe seine Wertsachen dem Feldwebel und versuche einen Ort zu erreichen, der etwa drei Kilometer von jedem Heereskörper entfernt liegt. 5) Sanitätspersonal, Feldapotheke, Waschbecken, Luftpumpe und Tragbahre sind mitzunehmen. 6) Man lasse sich von zwei kräftigen Sanitätssoldaten, die mit Nasenklemmern und Essigschwamm versehen sein müssen, festhalten und versuche dann die Zigarre mit zwei Schachteln Streichhölzer in Brand zu setzen.

Trotzdem: wenn die „Liebesgaben" ausblieben, war es noch schlimmer. In einem in Ansbach erschienenen Büchlein „aus großer Zeit" erzählt ein bayrischer Leutnant von seinem Burschen Joseph Hagelmann, der erst Nuß- und Kastanienblätter, dann Kartoffelkraut, weiter unbrauchbar gewordenen Kamillentee aus dem „Verbandswagen", schließlich das Seegras aus alten Matratzen und zuletzt getrockneten Kaffeesatz geraucht hätte. „Gut schmecken tut's net," sagte er auf eine Frage, „aber dös macht nix — wenn's nur raucht." Dagegen waren dann allerdings noch die ausgeprägtesten „Stinkadores" ein Göttergeschenk.

Natürlich hat man auch schon früher nach einer guten deutschen Bezeichnung für die Zigarre gesucht. Doch die Zigarre wird nicht an ihrem ausländischen Namen sterben, sondern — wenn überhaupt — an der Zigarette. Der Siegeslauf der Zigarette in den letzten zwanzig Jahren ist ja ganz außerordentlich. Und immer wiederholt sich die alte Erfahrung, daß das Neue als bedenklich, ja wohl gar als revolutionär gilt. Erst ist es der Pfeife, dann der Zigarre, dann der Zigarette so gegangen. Man hat heut gegen die Zigaretten noch vielfach ein gefühlsmäßiges Mißtrauen, man besteuert sie bis zum Äußersten — es nützt nichts, man wird sie auf ihrem Wege nicht aufhalten. Der Weltkrieg hat sie wieder ein gutes Stück vorangebracht.

Soldaten und Tabak gehören eben untrennbar zusammen, und wir wollen den durch den Weltkrieg geschaffenen neuen Anhängern des köstlichen Krautes nur wünschen, daß sie auch späterhin im Soldaten- oder Bürgerknaster nie das Gift der Schlange spüren, sondern immer nur die „Barmherzigkeit des Propheten" ...

Die Heimat hält fest ... Von Leonhard Schrickel.

Einöde und Sumpf, soweit das Auge reicht. Selten nur ein Baum, nirgends ein Haus; nicht Mensch, nicht Tier scheint sich in diese polnische Landschaft zu wagen, durch die schwarze, schier ungangbare Wege rat- und ziellos irren, hier und da im faulig-gelben Gras oder in moorigem Schlamme vertauchend und erst nach zehn, fünfzehn Metern widerwillig und müde wieder hervorkriechend, bis sie schließlich endgültig vor einem übergetretenen Bach oder einem sumpfigen See stehen bleiben. Ab und zu trifft man auf einen kleinen Hügel, der wie durch Menschenhand geschaffen anmutet, und auf dem noch kümmerliche Reste einer in sich zusammengebrochenen oder weggefaulten, vielleicht auch im Kriegsgewühl zerschossenen und in Flammen aufgegangenen Bauernmühle liegen. Dort stößt man wohl auch einmal auf eine Krähe, die, erstaunt ob des ungewohnten Besuches, einen erst lange mustert, ehe sie mit heiserem Gekrächz schwerfällig auffliegt.

Ein bleigrauer, feuchtkalter Abend sinkt hernieder und legt sich wie eine drückende Last auf das freudlose, vereinsamte Land, an dem Lenaus und Chopins schwermütige Lieder gelitten. Wie ein toter, übertünchter Stein hängt der Mond am Himmel, und einzelne Sterne starren wie erloschene Augen durchs Dunkel herab und spiegeln sich trübe in den Lachen der Sümpfe und Wege.

Und rundum die Grabesstille der unwirtlichen Wüste. — Eine Stätte des Grauens.

Da klingt fernher ein Ton; unsicher, zaghaft, zerrissen ... und ertrinkt gurgelnd im Einerlei ... Nun Totenruhe ... Jetzt aber tastet er wieder durchs Grau daher, vernehmlicher, wenn auch schwankend und gleichsam sterbenswund. Das ist Menschenlaut! — Ein paar hundert Schritte vorwärts — und wie ein gespenstisches Urvorweltwesen ragt ein sich nach unten gabelnder, niedriger Ziegelschornstein aus der Erde, steht wie auf zwei kurzen, gespreizten Beinen: das Überbleibsel einer zerstörten und niedergesengten Bauernhütte. Und auf dem noch teilweise erhaltenen Steinherde glimmt schwelend ein mattes Feuer, an dem ein zusammengekrümmtes Weib hockt und leise in die Öde und Stille singt. Mit angehaltenem Atem lausch' ich, gepackt und gebannt von dem überraschend emporgestiegenen Bilde des Elends und unsäglichen Jammers, mit dergleichen die russischen Mordbrenner die Straße ihrer Flucht zu zeichnen wußten.

Deutsche Laute! Und jeder Ton, jedes Wort wühlt sich mir nun ins Herz und frißt sich ein.

„Braust der Herbst übers Land,
Fällt das Laub vom Geäst ..."

Eine Kinderstimme babelt dazwischen. Und nun seh' ich, gedeckt im Dunkel neben dem Schornstein, einen etwa dreijährigen Knaben, der, in den Schoß seiner Mutter gebettet, zwischen ihren umschlingenden Armen Schutz sucht vor der grenzenlosen Einöde und der näßenden Kälte der Nacht.

Die Frau zieht ihn enger an sich und lehnt ihre Wange auf seinen Scheitel und sitzt eine Weile reglos, die Lippen fest geschlossen — und doch ist mir, als hörte ich ein stummes, tiefinwendiges Weinen.

Dann beginnt sie jählings, wie vor dem Schweigen und vor aufklimmenden Gedanken sich angstvoll flüchtend, von neuem:

„Braust der Herbst übers Land,
Fällt das Laub vom Geäst;
Die Vögel fliegen vom Nest
Über den Himmelsrand
Ohne Ruh', immerzu ...
Aber die Heimat hält fest — —"

Und hastiger noch fährt sie fort, wenn auch mit flackernder, erstickender Stimme:

„Frühling sonnt ins Land —
Vergeßt den Winter! Vergeßt!
Denn schon von Neste zu Nest
Bis an den Himmelsrand:
Liederschwall überall! ...
Ach, — die Heimat hält fest — —"

Und nun wirft sie die Stirn auf, und es ist, als trotze sie mit dem Blick einem unergründlichen, dunkeln Schicksal, und wiederholt sich mit starker, stahlharter Stimme, wie um sich's in den Glauben einzuhämmern: „... Die Heimat hält fest!"

Da leidet's mich nicht länger in meinem Versteck, und ehe ich weiß, was ich will, steh' ich vor ihr und spreche sie an.

Zuerst scheint sie erschrocken, denn auch sie mag nicht vermutet haben, daß ein Fremdling sich in diese Leere verliert; aber als sie mich sprechen hört in ihrer Sprache und an meinem Mantel den deutschen Soldaten erkennt, verwindet sie alle Furcht und gibt sich, bei aller Behutsamkeit, vertrauend.

Meine erste Frage ist: „Kann ich helfen?" Aber sie bedarf meiner nicht. Sie entbehrt nichts; sie wünscht sich nichts, als — — Und nun erzählt sie. Erst zögernd und satzweise; dann, im Wiedererleben des Geschehenen, voll Hast und rückhaltlos; erzählt was sie bewegt und erfüllt bis in die tiefsten Tiefen ihres armen Lebens.

„Auf altererbtem Grunde geboren, den unsere aus Thüringen oder dem Sächsischen herein in Polen eingewanderten Urgroßväter erworben, brachten wir unsere Tage in gleichmäßiger Arbeit hin. Und es ist nicht leicht, dem Boden die Frucht abzugewinnen, die es braucht, sich durchzuschlagen und für die Kinder ein weniges zu ersparen. Seit fünf Jahren sind wir in der Ehe mitsammen, Ludwig und ich, und führten unser Leben in stiller Enge und glücklich, Herr. Sie können es nicht glauben, wie glücklich ... Da kam der Krieg. Eh' wir's erfuhren, wütete er schon an der Grenze. Noch weit von uns. Und doch fühlten wir ihn alsbald, denn abgünstige Nachbarn krochen uns an wie giftige Würmer und scheuten nicht Tag mehr, nicht Gesetz. Aber wir hielten uns ruhig und stritten nicht wider sie, denn wir sahen an anderen Kolonisten, daß die bei den Regierenden nicht Schutz fanden und kein Recht mehr bei den Richtern. Hohn und Spott und Drangsal ward ihnen zur Antwort auf ihre Beschwerden.

„Dann kam eine Nacht, da gellte ein Lärmen vorm Tore auf und riß uns aus dem Schlaf; die Tür ward erbrochen, und eine Horde schrie durchs Haus, jagte uns aus den Betten und trieb uns auf den Hof. Wir wurden beschimpft und geschlagen, und ein Kosakenhetman herrschte uns an und befahl uns, unsere Sachen zusammenzupacken und dann auf die Sohlen zu treten. Eine Stunde wollte er uns gewähren. Aber er hielt nicht Wort. Während wir in Angst und Verwirrung im Dunkel aus den Kästen rissen, was uns wert war,

und dabei wohl in der blinden Hast nach nichtigem Kram griffen und unser Bestes vergaßen, trieben sie das Vieh aus dem Stalle und spannten die Pferde vor den Wagen, den sie beluden mit allem, was ihnen unter die räuberischen, diebischen Hände kam. Dann fuhrwerkten sie vom Hofe, schreiend und fluchend, jagten uns halbnackt in die Nacht hinaus und zündeten das Haus hinter uns an, daß es uns auf den Weg leuchte und ihnen unsere Rücken zeigte, auf die sie losschlugen, die Erbarmungslosen, wenn wir ihnen nicht schnell genug liefen. Ohne Schuhe und, nur notdürftig in Kleidern, der Kälte preisgegeben, mußten wir fort, zu immer wilderer Hast angetrieben. Ich trug mein Mädchen im Arm; sechs Monate war es alt; sechs Monate, Herr, und so lieb und so schön... Mein Mann schleppte ein armseliges Bündel und keuchte neben mir, den Jungen an der Hand, über die schlimmen Wege durch die Finsternis. Die ganze Nacht. Den ganzen Tag. Und wieder eine Nacht, fast ohne Aufenthalt. Dann gab es eine kurze Rast, ein kurzes Verhör, und unter herzlosem Geschimpfe jagten sie uns mit hundert anderen wie schlechtes Vieh weiter. Durch Wälder und Felder, Schnee, Dörfer und Sümpfe, durch Nächte und Tage voll grausamer Qual. Und immer mehr Entheimte kamen dazu, daß es bald ein unabsehbarer Zug war, eine Flut unfaßlicher Not, unermeßlichen Jammers. Es starben ihrer viele am Wege, wurden verscharrt oder blieben auch liegen, und wir mußten vorbei. — —

„Nur mühsam schleppten wir uns noch von Stunde zu Stunde, tiefer ins Land, von der Angst vor dem furchtbarsten Tode gejagt und voll wilder Verzweiflung.

„Da starb mir das Kind am Herzen... Herr, vor Gott im Himmel kann ich's beschwören: ich gab ihm, was ich in den Brüsten hatte bis auf den letzten Tropfen, ob mir's auch das Leben verzehrte. Ich gab ihm alles. Aber zu wenig, zu wenig! Und hätt' ich mir die Adern aufgebissen, ich konnt' es nicht retten und mußte zusehen, wie es langsam siechte und hinschwand, mein hungerndes Wichtlein... Im Graben verscharrt' ich's. Sie schlugen mich, weil ich säumte, und traten nach mir, — aber ich krallte mich am harten Boden fest und höhlte ein winziges Grab und deckte mein Totes zu mit einer Scholle und einem Hügelchen Schnee... Da draußen, irgendwo, liegt es nun... Möcht' es der Heiland schützen vor den Schnäbeln der Vögel und den herrenlosen Hunden, und ihm ein paar Blumen wachsen lassen auf dem kreuzlosen Grab." —

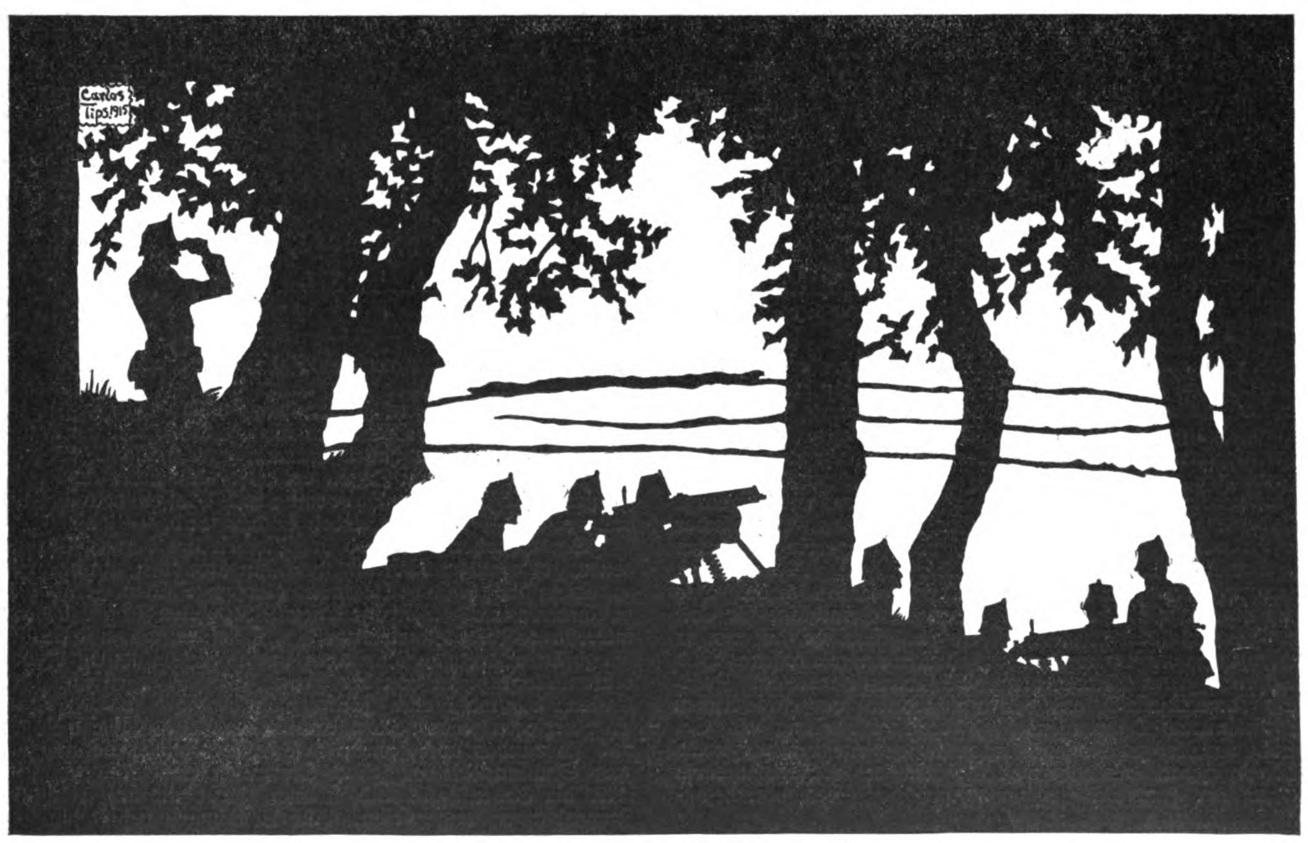
Ein Schluchzen würgt sie jetzt, und ich stehe dabei, stumm und tatlos wie ein rechter, hilfloser Toffel, und habe mit mir zu tun, daß ich nicht losflenne wie ein Waschweib.

„Wieviel Tage und Nächte wir noch durchirrt, — ich weiß nicht; als wär' mir das Hirn im Kopfe erstarrt vor Entsetzen und Weh, taumelte ich mit den andern weiter. Da brüllten eines Abends hinter uns Kanonen. — Die Deutschen! — Jetzt schwangen unsere Treiber die Knuten und Säbel und nötigten uns zu überstürzter Flucht bis hinter die Gräben, darinnen die russischen Soldaten im Anschlag lagen. Aber umsonst. Die Deutschen waren schneller und stärker und drängten heran, näher und näher und unaufhaltsam. Trieb man uns wieder zurück, wieder über die Gräben hinüber als eine lebendige Mauer: Männer und Weiber und Kinder; und als wir standen in rasendem Grauen, den Tod vor Augen, wehrlos, und uns niederwarfen, aufschreiend zu Gott, da schossen sie von hinten her in unser Gewimmel, also daß uns der Wahnsinn schüttelte und wir aufsprangen und vorstürzten in wildem Durcheinander. Und die Erde tat sich nicht auf, uns zu verschlingen und vor den Unmenschlichen zu bergen; wir rasten über Tote und Blutende hinweg und achteten es nicht, — wir rasten blindlings davon, die uns nachstürmenden Mörder vor den deutschen Geschossen mit unsern Leibern deckend. Dann riß mir ein Unbekanntes die Füße weg und über mir schlugen die Wogen der Nacht zusammen. — Als mir die Sonne wieder schien, lag ich in einem Bett und neben mir saß eine von euern Schwestern und strich mir das Haar aus der Stirn. Und in der Stube spielte mein Junge. Aber Ludwig war nicht bei mir... und kam nicht... und niemand wußte, wo er geblieben.

„Sie pflegten mich gut, und ich war bald wieder fest auf den Beinen, hatte Brot und Milch und Suppe, Fleisch und gar auch Wein, und lieb waren sie zu mir und gütig, und trösteten und sprachen mir Mut ein. Die Freundlichen... Aber hörte ich ihnen tagsüber auch zu, in den langen, endlosen Nächten lag ich am Munde meiner Sehnsucht und litt... und litt... und schaute mir nach Ludwig die Augen blind.

„Was haben sie mir nicht versprochen und verheißen, was nicht geschenkt und Gutes angetan; und wie wußten sie mir meinen Jungen fröhlich zu machen und mir seine Zukunft auszumalen, wenn ich hinüberginge einstweilen über die Grenze und dort wartete, bis sie den Mann gefunden. Aber ich konnt's nicht. Seht, Herr, ich hab' es versucht — um des Kindes willen, — aber ich **konnt's** nicht. Bis zum Wagen bin ich gekommen, da brach mir die Kraft in Stücke, und ich lief... lief... und wehrte mich gegen sie, als sie mich erhaschten und hielten. — Vor einer Woche kehrte ich heim, ob ich auch zum voraus wußte, daß ich nichts finden würde als Trümmer und kein Lager für meinen Jungen haben würde als meinen Schoß. Aber ich konnte nicht anders. Und durfte ich anders? Er **muß** ja doch kommen, der Mann: heimkehren wie wir. Wohin auch sollte er sonst? Wo anders könnte er sein? Wo anders uns suchen? Die Heimat hält fest... Und so warte ich denn — —"

Da wendet's mich ab. Eine Sturmflut von Schmerz braust in mir hoch, denn all die Heimgesuchten seh' ich da mit einem Male vor mir sitzen, wie sie harren und hoffen und... Im tiefsten Innern aber schäm' ich mich, daß ich das Land mißachtet habe, das mit so starken Wurzeln seine Kinder hält.



Maschinengewehre. Schattenriß von Carlos Lips.

Die „Vaterländische Gedenkhalle" in Lötzen.

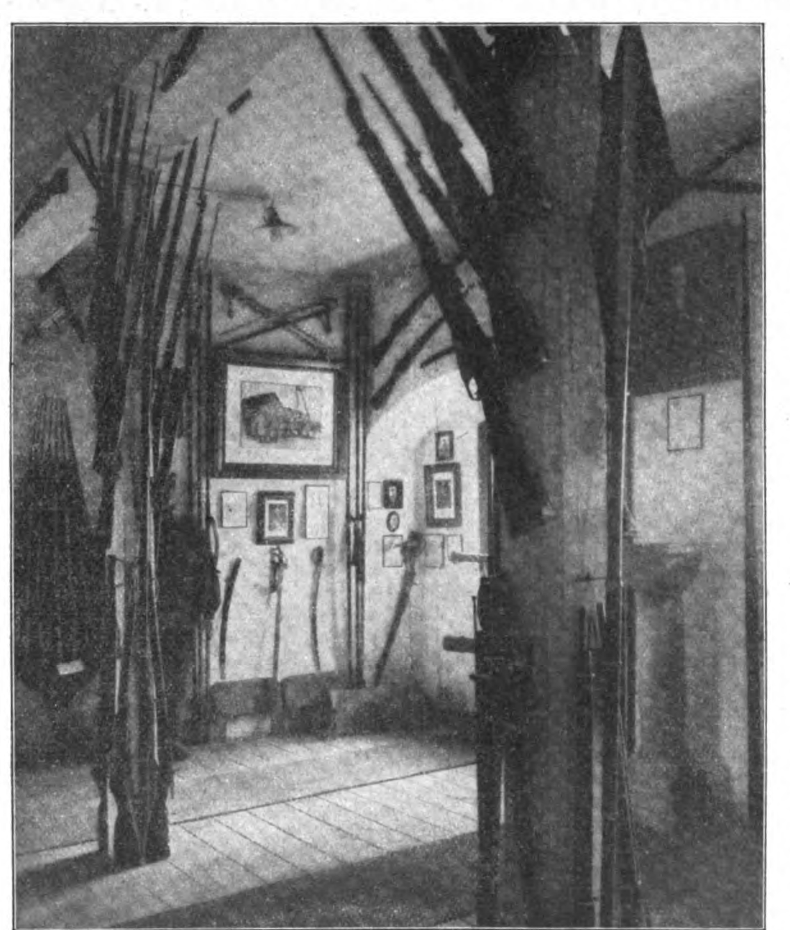
Es gehört zu den besten Seiten der deutschen Eigenart, daß sie die stille, schaffende, wissenschaftliche Kulturarbeit auch im Kriege nicht ruhen läßt. Inhaltreiche Bücher erscheinen nach wie vor, neue Hochschulen öffnen im Lande und in den besetzten Gebieten den Wißbegierigen ihre Pforten, die Heimstätten für Kunst und Kulturgeschichte finden wie sonst reichste Förderung, ja der Krieg ist kein Hemmnis für die Neugründung von solchen. Aber fast wie ein Wunder erscheint es, daß in einem kleinen, hart an der russischen Grenze gelegenen Städtchen, mitten im Kriege ein neues Museum eigener Art entstehen konnte. Das geschah im Masurenlande, dort, wo im vorigen Jahre blutige Kämpfe tobten, in Lötzen, dem Städtchen, das eng verbunden mit der Feste Boyen den russischen Scharen so tapferen und erfolgreichen Widerstand leistete. Wenn der richtige Mann eine gute Sache in die Hand nimmt, dann gelingt sie auch meistenteils. Ein besonders begabter Offizier wurde vor dem Kriege Kommandant der Feste Boyen, — Oberst Busse. Der Name Boyen, dessen bedeutendster Träger ein Wiederaufrichter des preußischen Heeres in schicksalsschwerer Zeit gewesen war, brachte ihn auf den Gedanken, in Lötzen eine Erinnerungsstätte an den vielverkannten Mann zu schaffen. Dem Gedanken folgte rasch die Tat. Das Unternehmen fand vielseitige Förderung, besonders von seiten der Familie Boyen — da kam der Krieg und Lötzens große Zeit. Die Stadt wurde für längere Zeit das Hauptquartier Hindenburgs, und nun schien es gegeben, die kleine Sammlung von Erinnerungszeichen an Boyen zu einer „Vaterländischen Gedenkhalle" zu erweitern, die alles das vereinen würde, was auf den Einfall der Russen in Ostpreußen, auf den Aufenthalt Hindenburgs in Lötzen und auf die große Zeit überhaupt Bezug haben konnte.

Ein glücklicher Zufall war es, daß bei Beginn des Krieges ganz in der Nähe von Lötzen an der Kullabrücke ein äußerst reicher Urnenfriedhof aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entdeckt wurde. Oberst Busse erhielt von dem Besitzer des Grundstücks, Hauptmann Quassowski auf Bogatzewen, die Erlaubnis zur Ausgrabung; die Arbeiten wurden sofort kräftig in Angriff genommen und unter der sachverständigen Leitung des Königl. Bezirksgeologen Dr. Heß von Wichdorff aufs sorgfältigste bis heute fortgeführt. Generalfeldmarschall von Hindenburg, der den Grabungen lebhaftes Interesse entgegenbrachte, war öfter Zeuge, wenn eine wohlerhaltene Urne dem Boden entnommen werden konnte. Ein ungewöhnlicher Reichtum an Waffen, Schmuck und Gebrauchsgegenständen, meist Beigaben der Aschenurnen, wurde zutage gefördert: Fibeln verschiedener Art, Schnallen, Armbänder und Halsringe aus Bronze und Silber, Fingerringe, Ketten aus Bernstein- und Tonperlen, Kinderspielzeug, Messer, Äxte, Speere, Pfeilspitzen, Schildbuckeln und anderes mehr. Das ergab eine feste, wissenschaftlich wertvolle Grundlage für eine neue Abteilung des Museums, eine prähistorische, die nun in den Fundergebnissen von der Kullabrücke ein geschlossenes Bild einer entlegenen Kulturperiode Masurens darbietet. Zahlreiche Einzelfundstücke aus den verschiedenen vorgeschichtlichen Zeitabschnitten Ostpreußens sind dieser Abteilung als Geschenke bereits zugeflossen, unter denen ein reichverziertes Wikingerschwert aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts n. Chr., ein Fundstück aus den masurischen Seen, von besonderem geschichtlichem Werte ist. —

Der Krieg wirbelt Vertreter der verschiedensten Berufe oft auf einen kleinen Flecken Erde zusammen; so fanden sich auch in Lötzen tüchtige Kräfte, die den würdigen Ausbau der Gedenkhalle in freiwilliger Arbeit übernehmen konnten. Denn die gesamte Einrichtung und die künstlerische Ausgestaltung der Halle ist nur aus privaten Mitteln und Schenkungen und nur durch Soldatenarbeit zustandegekommen. Leutnant John war der leitende Architekt, Dr. Heß von Wichdorff der Direktor der wissenschaftlichen Abteilung, Russenköpfe und künstlerische Ornamente meißelte der Bildhauer Kraussen aus Münster i. W. in Holz, die Malerarbeiten führte Blüthgen aus Berlin aus, prächtige Treibarbeit in Eisen ein Kunstschmied aus Braunschweig; Korbflechter, Kunsttischler und Steinmetzen waren vorhanden, ja es fand sich in einem Angestellten der Berliner Porzellanmanufaktur sogar eine geschulte Kraft für die äußerst schwierige Arbeit des Zusammensetzens von Urnen aus ihren Scherben. Alle Beteiligten waren mit Feuereifer bei der Arbeit, und so konnte Ende Februar die feierliche Einweihung der Halle erfolgen. —

Ein massiges Tor führt in den Vorraum, von dessen Wand die Worte grüßen: „Dem Kaiser, dem Befreier, den Führern, den Streitern Ostpreußens." Der erste Raum ist den Ausgrabungen gewidmet. Er enthält auch ein Aquarell vom Landsturmmann Maler Neuendorf aus Berlin, das Hindenburg zeigt, wie er an der Kullabrücke den Ausgrabungen zuschaut. Unter dieses Bild schrieb der Marschall: „Beim Anblick hochstehender, altgermanischer Kultur müssen wir uns aufs neue darüber klarwerden, daß wir nur dann Deutsche bleiben können, wenn wir unser Schwert stets scharf und unsere Jugend stets wehrhaft zu erhalten wissen.

H. Qu. Ost, 14. 1. 1916.
von Hindenburg."



Blick in die Vaterländische Gedenkhalle in Lötzen.

Der zweite, größere Raum birgt die Erinnerungen an Lötzens große Zeit. Büsten und Bilder vom Kaiser, von Hindenburg, Ludendorff und vielen anderen Fürsten und Führern, die meisten mit eigenhändigen Unterschriften, zieren die Wände, Erinnerungen an die Zeit der Belagerung in Schrift und Bild sind massenhaft vorhanden, darunter prächtige Aquarelle zerstörter Ortschaften vom Maler Rotgießer in Hamburg; die vielen russischen Waffen geben ein klares Bild von der Bewaffnung des russischen Heeres, wie sie beim Einfall im Sommer des Jahres 1914 war.

Man hat sich aber nicht damit begnügt, die Waffen in Gruppen zu vereinigen, sondern man wollte auch zeigen, mit welcher Vielheit von Stämmen, die oft kaum von der Kultur beleckt sind, wir uns haben herumschlagen müssen. Deshalb hat man die einzelnen Typen vollrund modelliert und hat die Figuren mit eroberten Uniformen und Waffen bekleidet und ausgerüstet — so kommt Leben in das Bild. —

Der Besucher staunt ob der Vielheit des bereits Vorhandenen, gar manches aber muß noch hinzukommen, um das Bild zu einem möglichst vollkommenen auszugestalten. Und hierzu können wir alle Beiträge liefern. In vielen Familien liegen interessante Feldpostkarten aus dem Osten, russische und deutsche Flugblätter, einzelne Nummern von Heereszeitungen, Augenblicksphotographien von der Front, Bleistiftskizzen usw., Andenken, die wohl eine Zeitlang aufbewahrt werden, dann aber verloren gehen. Man stifte sie der Gedenkhalle in Lötzen, und sie werden noch fernen Geschlechtern zur Erbauung und zum Studium dienen. Auch Medaillen und Plaketten sammelt die Gedenkhalle und ist auch hierin nur auf freiwillige Zuwendungen angewiesen. Alle Sendungen richtet man am besten an den Kommandanten der Feste Boyen, Herrn Oberst Busse zu Lötzen.

Prof. Dr. M. Kirmis.

Das baltische Deutschtum. Von Alice Weiß von Brückteschell.

Es fuhr wohl ein Sturm übers Meer dahin,
Der rüttelte an den Mauern.
„Wacht auf, wacht auf, Frau Königin,
Es ist nicht mehr Zeit zum Trauern!
Der nächtliche Zauberer, der Euch hält,
Muß frische Morgenluft wittern.
Frau Königinne! Es brennt die Welt,
Und Euere Mauern erzittern!“

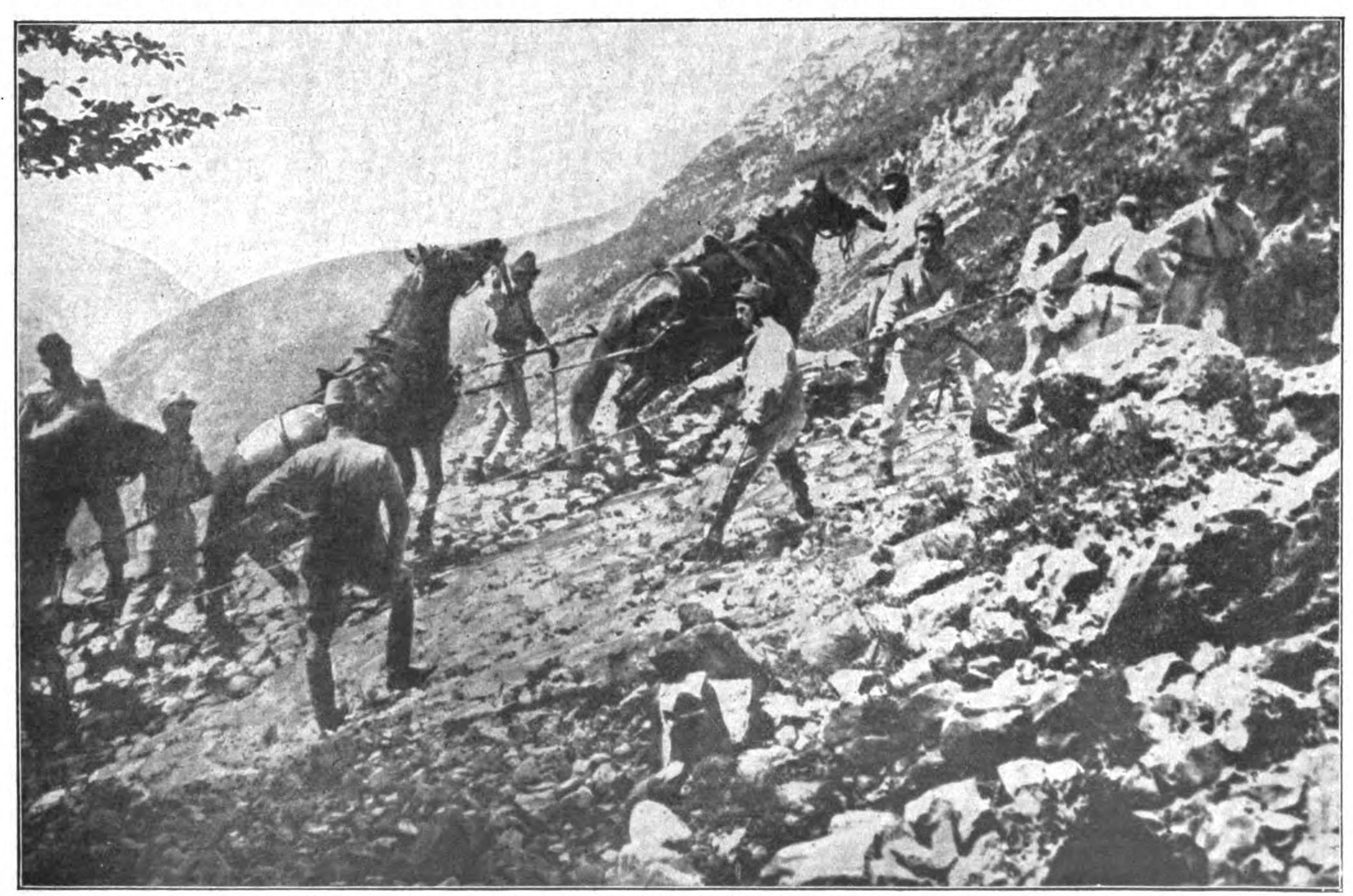
Da hob die gefangene Königin
Vom Auge die müden Lider
Und sprach: „Seit ich gefangen bin
Erträum' ich dies immer wieder.
Wohl klirrten die Ketten manches Mal
Und manches Mal sprangen die Ketten —
Sie schmiedeten stets einen neuen Stahl.
Mich kann nur die Heimat retten!“ —

„Frau Königinne, macht Euch bereit,
Die Heimat sendet Euch Grüße!“ —
„Ich habe kein purpurnes Königskleid,
Nackend sind meine Füße.
Die Königskrone auf meinem Haupt
Ist verrostet, verstaubt und zerfallen.“ —
„Frau Königin, wer an die Treue glaubt,
Trägt den köstlichsten Schmuck von allen.“

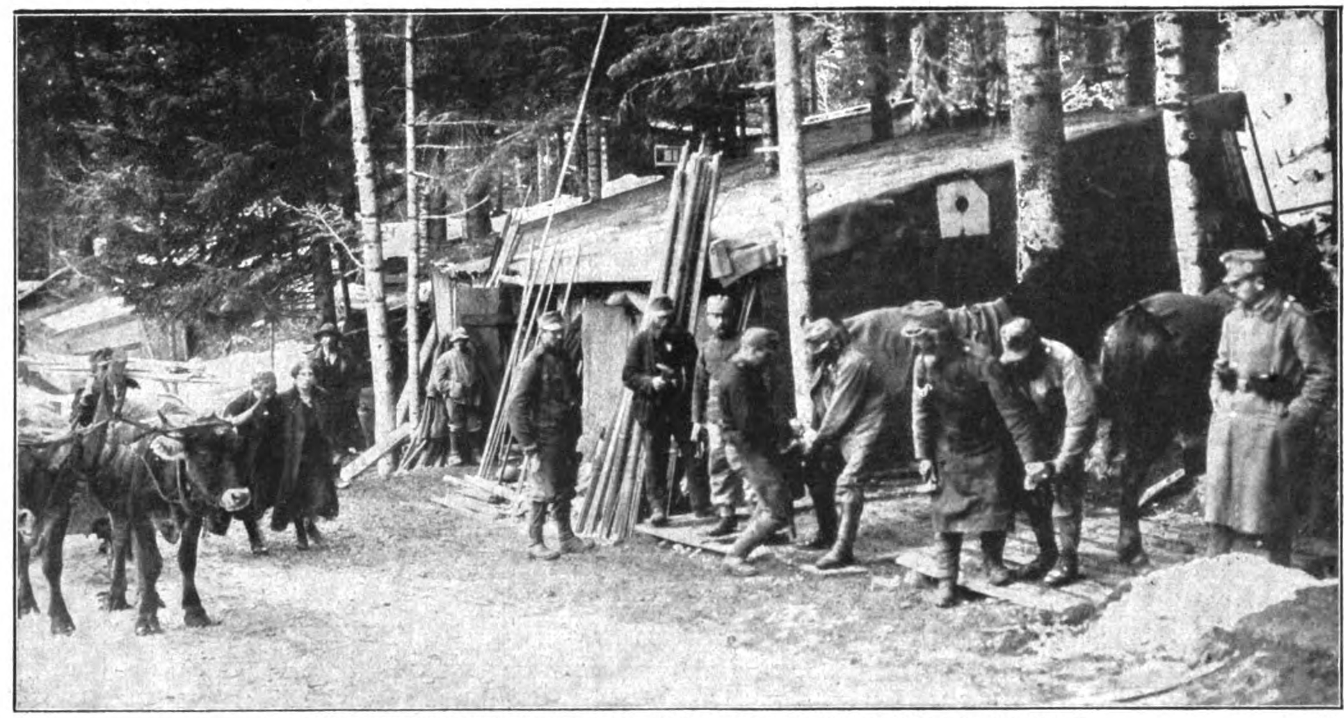
Da hat sich erhoben die Königin
Und ist ans Fenster geschritten.
„So sag', daß ich treu geblieben bin
In Ketten und Feindesmitten.“
Und die Königin faltete Hand in Hand
Und stand in stummem Gebete.
Und über dem alten Baltenland
Dämmerte Morgenröte.

Unsere Verbündeten auf italienischem Gebiet.

Der Vorstoß der österreichisch-ungarischen Heere an der Grenze von Südtirol, von dem wir letzthin berichteten, hat in sehr erfreulicher Weise immer mehr Raum gewonnen. Und je länger, je mehr zeigt es sich, wie weitblickend er angelegt und wie kraftvoll er durchgeführt worden ist. Man hat nicht des Langen und Breiten vorher viel darüber geredet, wie es von den Mächten der „Entente“ bei solchen Gelegenheiten beliebt wird, sondern eines Tages standen unvermutet und unbegreiflich schnell große Truppenmassen bereit, viele, viele Hunderte von Geschützen donnerten, und dann rannten kampferprobte Sturmkolonnen in unaufhaltsamer Begeisterung die Linien der Feinde über den Haufen und machten zu Gefangenen, was nicht gefallen oder in kopfloser Eile geflohen war. Den Italienern haben ganz besonders wieder einmal die großen Mörser der k. u. k. Armee Schrecken und Entsetzen eingeflößt. Der „Corriere della Sera“ schildert die österreichischen Angriffe als geradezu fürchterlich. Dagegen müsse selbst Verdun fast verblassen. Österreichisch-ungarische Geschütze aller Kaliber hätten die italienischen Stellungen beständig mit solchem Eisenhagel überschüttet, daß diese einfach



Schwieriger Transport eines Gebirgsgeschützes. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

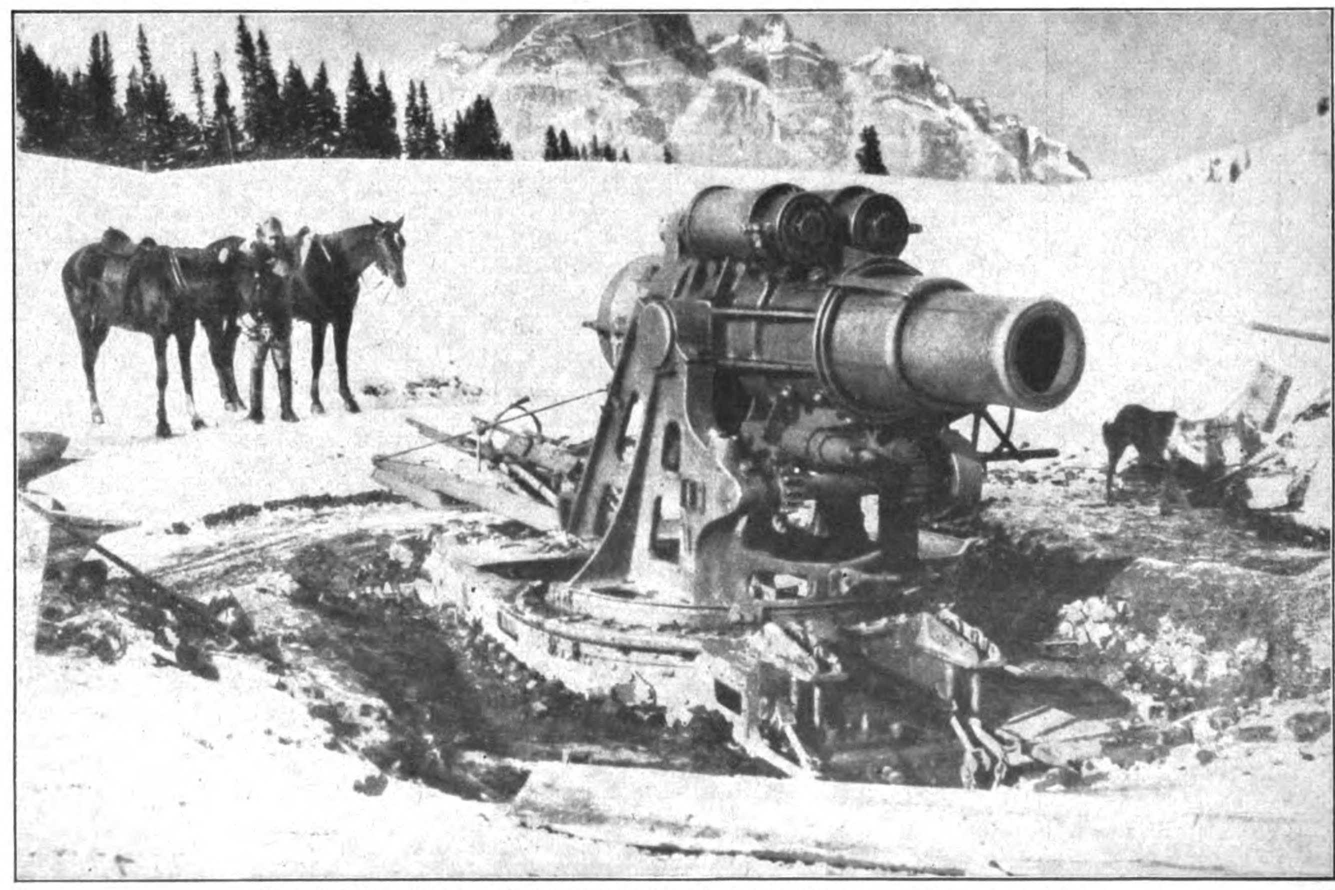


Eine österreichisch-ungarische Feldschmiede. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

fallen mußten. „Wir haben zwar Soldaten, die unvergleichlich sind und ihr Leben für nichts achten," schreibt das genannte Blatt in dem sattsam bekannten welschen Überschwang, „aber selbst sie konnten diesen endlosen Höllensturm nicht aushalten. Sie haben Übermenschliches geleistet und die Grenze der Widerstandsmöglichkeit weit überschritten; aber mehr konnten sie nicht." Nun, die herrlichen Truppen unserer Verbündeten konnten mehr; sie konnten die italienischen Truppen schlagen und aus allen ihren immer wieder neu angelegten Stellungen vertreiben. Sie konnten das, weil der Generalstab alles ganz unübertrefflich vorbereitet hatte und weil besonders der Nachschub von Lebensmitteln und Munition geradezu mustergiltig geregelt war. Alles war vorhanden bis auf die Feldschmieden, die unermüdlich den Pferden und Zugochsen die im Gebirge so dringend nötigen Hufeisen erneuerten und bis auf die Masken, die die giftigen Gase der feindlichen Granaten unwirksam machen.

Unsere anderen Bilder zeigen einen der so gefürchteten schweren Skoda-Mörser und veranschaulichen, welche Mühe und Anstrengung es kostet, diese gewaltigen Kriegsmaschinen die steilen Hänge hinaufzuschaffen. Diese Mühe haben die österreichisch-ungarischen Truppen übrigens jetzt sehr oft zu leisten, denn von Tag zu Tag fast müssen die Geschütze ja auseinandergenommen und in einer neuen Stellung wieder aufgebaut werden, um die haltmachenden Feinde von neuem zu vertreiben. Aber die Truppen tun dies immer wieder mit freudiger Hingabe.

Die größten Erfolge hatte auch in der zweiten Woche wieder die Heeresgruppe des Erzherzog-Thronfolgers, das von der Lafrauner Hochfläche ausgegangene Grazer Korps, das fast ausschließlich aus Triestinern, Trientinern, Görzern und Istriern besteht, gerade den Völkerschaften, die die Italiener ja doch „erlösen" wollten! Das auf der Höhe zwischen Arsiero und Schlägen (Asiago) liegende Panzerfort



30,5 cm-Mörser auf einer Hochebene in den Dolomiten. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

Campolongo wurde erstürmt und der 2300 Meter hohe Kempelberg vom Feinde gesäubert, worauf der Corno di Campo Verde und der anschließende ganze Höhenrücken bis Meata besetzt werden konnte. Zwar versuchten die Italiener unter dem Schutz der Forts von Schlägen in der Nacht über die Assaschlucht gegen Roana vorzustoßen; aber dieser Versuch wurde rechtzeitig bemerkt und völlig vereitelt. Auch gegen Arsiero gelang es den Angriff weiter vorzutragen. Die Feinde wurden aus den stark befestigten Stellungen bei Barcarola vertrieben, und der Gipfel des Monte Cimone konnte besetzt werden. An diesem Punkte stehen unsere Bundesgenossen also nur zwei Kilometer vom Orte Arsiero entfernt. Darauf wurde das Panzerwerk Casa Ratti erstürmt, das, südwestlich von Barcarola, die Astachtalstraße sperrte. Schließlich aber schloß das Grazer Korps in unwiderstehlichem Ansturm den Angriffsbogen um Schlägen enger. Bedeutsam ist besonders auch der nordwestlich von diesem Orte errungene Erfolg, wo das starke Panzerwerk auf dem über 1400 Meter hohen Monte Interrotto bezwungen werden konnte, die Erstürmung des Panzerwerkes Corbin und die Besetzung der südlichen Uferhöhen am Postinabach, die in den letzten Tagen des Mai gemeldet wurden. — Unsere treuen Wünsche geleiten die Verbündeten auf ihrem todesmutigen Vordringen. — v. M.



Österreichisch-ungarische Infanteristen mit Gasmasken. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Pfingsten.

Die Kornfluren blühn. Von den Bergen duftet der Wein,
Und die fiebernde Welt ist noch immer am blutigen Werke.
O Pfingstgeist, leuchtender Gottesgeist, kehr bei uns ein
Und durchbrause die Jünger mit letzter siegender Stärke!

Laß über den Waffen des Rechtes dein Gleißen stehn.
Laß das Licht der Wahrheit durch Felsen und Mauern brechen;
Laß plötzlich Jeglichen Jegliches Sprache verstehn!
Tu Einhalt den heißen, kostbaren Blutesbächen!

Deine Jünger knien in heißem Gebet insgesamt,
Die tatstark im Feld, und die still in der Heimat ringen:
Daß der heilige Geist über unseren Waffen flammt, —
Daß die Glocken bald schütternd die Taten Gottes singen! —

Kampf und Ruhe an der Front. Feldpostbrief aus dem Westen.

Die erwartete Beschießung haben wir glücklich hinter uns! Es war kein „Abtasten der Front“ mehr, wie es so zart und zahm daheim ausgedrückt zu werden pflegt, es war der ernsthafte, wenn auch nicht nachdrückliche Versuch, uns, die wir am Flusse Wacht halten, zu überrennen und vielleicht hier den Durchbruch zu erzwingen, von dem des Franzmanns Seele träumt.

Schlag elf Uhr begann das Trommeln des Gegners. „Kettenhunde“, wie die Leute die gleich bösartigen, gereizten, bissigen Hofhunden anspringenden schweren Granaten nennen, bellten ihr Höllenkonzert. Und „Blindschleichen“, wie der Humor die langsamer daherkommenden schweren Geschosse verschiedenen Kalibers nennt, belegen das von den „Kettenhunden“ verschonte Erdreich. Im Tagesbericht steht dann nur, daß ein Gasangriff des Franzmanns mißlang. Freilich, diese knappen Worte besagen für uns desto mehr. Sie bergen eine Fülle von Arbeit, Vorbereitung, Anspannung aller Kräfte, aber auch das frohe Hochgefühl erfüllter Pflicht.

Wir hatten den Wind als Bundesgenossen. Er besann sich in letzter Minute und drehte um, und das Gas schlug in die Reihen des Feindes zurück. Unsere gutschießende Artillerie erstickte den Angriff, sobald er aufflackernd heran wollte. Unsere Leute waren gut in Deckung, und die Verluste sind, Gottlob, erstaunlich gering. Mit welcher Freude verteilten wir die Auszeichnungen des Landesherrn. Wie wünschte man doppelt und dreifach so viel Kreuze und Medaillen geben zu können! Denn wie viele Helden haben wir hier draußen, nicht nur im Dreinschlagen, sondern erst recht im zähen Durchhalten, Leute, die nie Ruhe und Bedacht verlieren! Nur ein kleines Beispiel für viele. Vor der erwarteten Sache trieben wir eine Erkundung über den Fluß. Zwei Leute mußten am feindlichen Ufer eine Nacht und einen Tag versteckt und lautlos liegen bleiben, bis wir sie entdeckten und herüberholen konnten. Der eine Mann hatte die Zeit dazu benutzt, um sich eine Mützenkokarde anzunähen. Das nennt man Kaltblütigkeit und Ordnungsliebe!

Eine hervorragende Erkundung ist auch Freund H. gegangen. Tage, ja wochenlange Beobachtung gehörte freilich dazu. Er studierte Nacht und Tag die Gepflogenheiten des Feindes, hatte für gar nichts anderes mehr Sinn und Gehör. Er war nur noch Auge und Ohr. Das Glas kam nicht aus seiner Hand. Und so in beständiger Aufmerksamkeit, hatte er nach und nach herausbekommen, woher die uns gegenüberliegende feindliche Wache kam, wann sie aufzog, wo sie Deckung fand. Seine Aufgabe bestand darin, über das Wasser zu gehen und, wenn irgend möglich, Gefangene zu machen, um festzustellen, welche Truppen uns gegenüberlagen. Mit Indianerspürsinn muß sich da Indianerumsicht verbinden. Es hieß ein künstliches Gebüsch am Ufer in einer Nacht herstellen, in der Freund Mond, der im Krieg uns sehr oft mehr wie unbequem ist, schlief. Mit harter Mühe mußte im Dunkel ein Kahn über Granattrichter und Gräben herangeschleppt werden. Lautlos muß die Arbeit auch noch sein. Rosse und Bretter braucht's dazu. Endlich ist das Boot im nachtdunklen Wasser. Schiffer, die schnell und doch leise rudern, umbinden die Ruder mit Säcken, um jeden Laut, jedes Knarren zu verhüten. Ein am Baumstumpf befestigtes Seil wird mitgenommen; es soll helfen, den Kahn später rasch herüberzuziehen! Die Sache gelang ausgezeichnet trotz aller Schwierigkeiten; Freund H. kam vor dem Aufziehen der feindlichen Wache hinüber, konnte diese überwältigen und brachte zwei Gefangene mit, deren Aussagen von großem Wert waren. — —

Der Frühling ist hier in dem milden Klima unbeschreiblich schön und der reine Verschwender. Eine Unmenge Veilchen steht in den Wäldern und duftet in unserm Schützengraben. Büschel von Aronsstab, wildwachsende Orchideen und Hyazinthen, ganz riesenhafte Anemonenarten bringen wir heim. Pfirsich- und Aprikosenblüten füllen unsere mehr als einfachen Vasen. Wir sind Könige eines kleinen Gartens, in dem sogar ein Warmbeet angelegt ist. Da gedeihen Kohl- und Tomatenpflänzchen, im Gärtchen kommen Erbsen und Möhren. Maikräuter wachsen unter den Bäumen. Wie ganz anders ist dies alles gegen die Ödlandschaft im vorigen Frühjahre. Ob wir freilich den Genuß all des liebevoll Gehegten noch haben werden? Nun, jeder schafft für seinen Kameraden, der nach ihm kommt, wie er hofft, daß andere es für ihn gemacht haben!

Ich konnte heute in die Gräben des Gegners sehen. Sie müssen besonders tief sein, denn niemand war zu erspähen. Ungehindert schweift der Blick flußaufwärts. So weit Auge und Fernglas reicht, ist kein lebendes Wesen, kein einziges Zeichen des Lebens zu erblicken. Unendliche Einsamkeit. Tiefster menschenloser Erdenfrieden. Dabei weiß man, daß auf beiden Seiten alle Linien besetzt sind.

Unter den Schippern sind diesmal Goldarbeiter. Ein ziemlicher Unterschied zwischen früherer und jetziger Tätigkeit. In kurzer Zeit hat die tüchtige Truppe neunhundert Bettgestelle gebaut. Es ist auch ein Professor darunter, dessen Sonderfach Gesteinkunde ist. Daneben brachten wir Barbaren die wertvollen Gemälde der von den eigenen Landsleuten zerschossenen Kirche der Stadt nach der Kathedrale von . . . in Sicherheit. Mühsam war die Sache, da nur nachts an dem Transport der schweren Bilder gearbeitet werden konnte und da Menschenkraft die Hauptsache leisten mußte, weil Fuhrwerk nicht in die Feuerzone kann.

Eben kommt als Freudenbotschaft der Funkspruch: „Der Bahnhof von Verdun in Brand geschossen!" Das Regiment, das sich dort ausgezeichnet, hat auch hier diese Gegend, früher ein beliebtes Sommerziel der Franzosen, gestürmt und hat hier Helden bestattet. Die Engländer, denen stark zugesetzt wurde, nannten diese Gegend „Tal des Todes". Wenn wir die Schützengräben in der Stadt aufräumen, stoßen wir häufig auf große, leere viereckige Kakesdosen, wie sie gefüllt der heiße Weihnachtswunsch der Kinder daheim waren.

Wir legen nun die Einzelgräber zusammen und schaffen so Friedhöfe, die später besser zu schonen und zu schmücken sind. Es ist keine kleine Arbeit. Aus diesem Grunde ist es auch das richtigste, daß man die Angehörigen nicht nach Hause zu bringen versucht, sondern sie in Ruhe dort schlafen läßt, wo sie ihren Heldentod erlitten.

Wir denken jetzt, wo wir die Sache fürs Erste hinter uns haben und es vor der Front auffallend ruhig ist, auch wieder an die hier doppelt notwendige geistige Auffrischung. Es werden Vorträge für die in Ruhe befindlichen Offiziere gehalten — unser General selbst eröffnete den Reigen mit einem hochinteressanten — und jedes Thema ist gestattet außer Krieg, Stacheldraht und Handgranaten. Die Kriegsküche macht sich auch bei uns bemerkbar. Der Koch setzte uns einen Kuchen, aus weißen Rüben gemacht, vor; in der Farbe merkwürdig dunkel durch Kakaozusatz. Ihr könnt diese „Anregung aus dem Felde" als trefflich mundend nachmachen.

Eine große Nervenerholung war für mich ein Ausflug nach einer riesenhaften Burgruine landeinwärts, von der wir schon viel gehört hatten, die aufzusuchen uns aber der Dienst bisher keine Zeit gelassen. Endlich einmal hinaus, hinaus auch mit den Gedanken, aus Feuerlinie und Krieg!

Angelegt zum Schutz gegen die Einfälle der Normannen, ursprünglich keltische Befestigung, ragt der viereckige Riesenbau mit den Ecktürmen und dem größten existierenden „Donjon", dem Hauptturme, auf steilem von drei Seiten freiliegendem Bergkegel in die Ebene. Hinter der Burg lehnt sich das Städtchen an den Berg, umgeben und umhegt von uralter Stadtmauer mit Türmen und Befestigungen. Ich kaufte mir beim Pfarrer ein Buch „Histoire de C." Er hatte die Auflage gerade vor Kriegsausbruch aus der Druckerei erhalten und wollte damit seine Freunde erfreuen. Nun ist das Buch soviel von den merkwürdigerweise lernbegierigen Barbaren gekauft, daß er kaum noch ein paar Exemplare übrig hat. Von dem einen Turm — die Besteigung des Donjon war verboten — hatte man einen vorzüglichen Überblick über das Burgmassiv. Man konnte einen Festsaal von riesenhaften Abmessungen erkennen mit schön verzierten Nischen und Kaminen, konnte ermessen, was diese Riesenmauern und Riesentürme zu bauen an Menschenkraft gekostet hatte. Unterirdische Gänge waren vorgesehen zur Aufnahme der Besatzung bei Belagerung, zur Bewegung der Truppen von einem gefährdeten Punkt zum anderen bei der Verteidigung. Chlodwig, der Merovinger, schenkte C. dem Erzbischof, und aus dem Besitz der Kirche gelangte es in die Hände eines stolzen, angesehenen und furchtlosen Geschlechts. Im Innern des Städtchens schöne alte Straßenbilder. Sehenswert das Haus der Gabriele d'Estrées, Gräfin Beaufort, einer Geliebten Heinrich IV., die mit ihm unterwegs war, als er . . . belagerte.

Was sagt man dazu, daß wir neulich sogar ein richtiges Künstlerkonzert hier hatten? Unser unterirdischer Kirchenraum war Konzertsaal. Ein Musikprofessor hatte eine Konzertreise in die Schützengräben in die Wirklichkeit gerufen. Alles, was irgend frei war, strömte aus Sappe und Unterstand herbei. Von weither kamen die Offiziere angeritten. Mehr wie tausend Zuhörer! Der Kirchenraum war am Eingang und im Innern mit Birkenstämmchen und Kirschblütenzweigen ausgeschmückt. Auf Leiterwagen kam der an der Front schon berühmt gewordene Männerchor aus . . . an. Ich kann gar nicht sagen, wie diese deutschen Lieder, vollendet vorgetragen, auf uns wirkten, die wir so lange auf jeden künstlerischen Genuß hatten verzichten müssen. Wunderbar dies „Fridericus Rex" für Männerchor bearbeitet, von deutschen Männern gesungen voll Begeisterung und begeisternd . . . Und ich kann keinen besseren Schlußgruß hierhersetzen als das

„Fridericus Rex, mein König und Held,
Wir schlügen den Teufel für dich aus der Welt."



Unsere Krieger bei Gartenarbeiten an der Westfront. Aufnahme des Hofphotographen Carl Eberth.

Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.



Weltpfingstglocken.

Zweites Pfingsten im Weltenkrieg!
Bringst du endlich des guten Geistes Sieg?
Künden die Festglocken allerorten,
Daß es Frieden, Weltfrieden geworden?
Immer noch in der Geschütze Dampf
Tobt zwischen Wahrheit und Lüge der Kampf,
Tobt Haß durch der Feinde Doppelreihn,
Die Bänder des Geistes sollten sein.

Aber der Pfingstglocken reiner Klang
Ist heute wie ferner Siegesgesang:
Weltpfingsten kommt, Weltpfingsten kommt
Zur Stunde, die uns am meisten frommt.
Wenn der Tag der Pfingsten erfüllet ist,
Dann läuft zu Ende die Wartefrist,
Dann wölbt sich ein Friedensbogen soweit
Über der zerrissnen Menschheit Leid.

Und zahllos zieht dann der Völker Schar
An des heiligen Geistes Hochaltar.
Und es führt sie zum einen Vaterland
Der Hirt, der sie heilte, der sie verband!

Gerhard Fuchs.

Türkenflieger. Von Adolf Victor von Koerber.

Hauptmann B. trat aus dem Zelt. Sein roter Fez leuchtete über seiner feldgrauen türkischen Hauptmannsuniform. Neben dem deutschen Fliegerabzeichen und dem der österreich-ungarischen k. u. k. Feldpiloten standen ihm das eiserne Kreuz erster Klasse und ein osmanischer Ordensstern auf der Brust. B. kommandierte die türkische Dardanellen-Fliegerabteilung. Dankbar und willig hatten die osmanischen Kameraden alles angenommen, was er sie lehrte. Rastlos war seine Arbeit gewesen, ohne Rücksicht auf seine Nerven hatte er sie auf den ersten Flugzeugen eingeflogen, im Beobachten und Orientieren, im Photographieren und Auswerten, in Motorkunde und Taktik unterrichtet. Als Hilfskräfte dienten dabei deutsche Piloten, Techniker und Monteure. Daß ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen war, bewiesen die täglichen Erfolge der jungen türkischen Fliegertruppe.

Deutsche und türkische Monteure räumten gemeinsam die Maschine auf den Platz, der im ersten Morgendämmer lag.

Am Marketenderwagen lebte schon frische Bewegung, die den Schlaf abgeschüttelt hatte. Zu gerne naschen die Deutschen alle die Herrlichkeiten des Orients: Schaumkuchen, Achatlekum, verzuckerte Haselnußkerne und kandierte Aprikosen, Mesch-Mesch genannt. In den ersten Wochen lockte das alles ganz besonders. Später kehrten sie zur Tasse dickflüssigen Moccas zurück, dem wunderlabenden Morgentrost.

Der türkische Leutnant Mumir Bey meldete sich flugbereit. Mehrere andere Piloten und Offiziere folgten ihm. Der Hauptmann verteilte die Aufträge. Jetzt, wo die Offiziere alle deutsch verstanden, ging dieses ohne Dolmetscher. Er selbst hatte sich den größten und schwierigsten Auftrag vorbehalten.



Kampfflieger Hauptmann Buddeke.
Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Ein Propeller sprang an und sog die Umdrehungen aus dem Motor. Die Maschine stand startbereit. Der Hauptmann kniete sich in seinen Sitz und gab Gas. Donnernd schmetterte der Motor sein Eisenlied. Gewaltig hoch schnellte die Zahl der Umdrehungen. Ein Ruck am Schalthebel zauberte plötzlichen Stillstand.

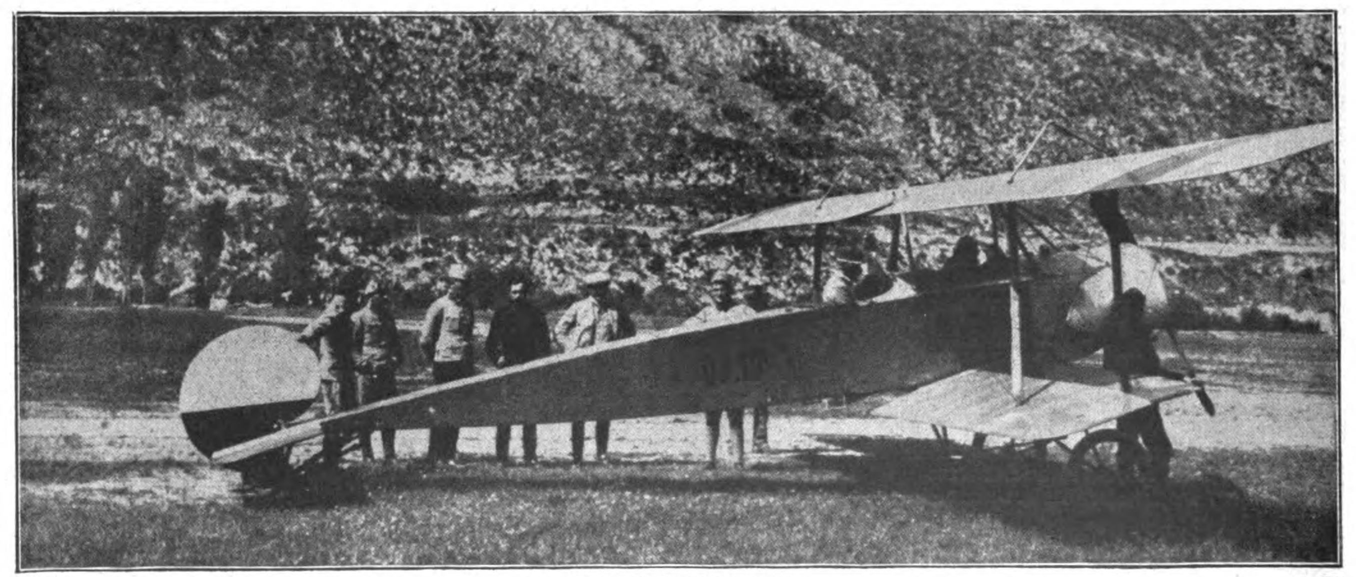
Mumir Bey verstaute die Bomben. Er galt als Künstler im Abwerfen. Seine Erfolge waren oft geradezu erstaunlich. Er besaß das scharfe Auge seiner Volksgenossen, und seine Handgelenke streckten sich schlank und sehnig.

Die ersten Sonnenstrahlen malten eine herrliche Morgenröte. Doch der Feuerball selbst zog seine Bahn noch tief unterm Horizont.

„Die Herren wollen, bitte, bald nach mir starten." Der Hauptmann prüfte Höhen- und Seitensteuer. Die Drähte zogen an. „Frei!" Ein osmanischer Kamerad, der alles lernen wollte, warf den Propeller an. Der wirbelte rasend im Kreis. Die Haltemannschaften rissen die Hände von den Flächen, und der Albatros purrte weithin über die Bahn. Der Führer zog das Höhensteuer, und aufwärts stieg der Flug.

Der Morgenwind fegte grauen Sand über das gelbe Land. Karstboden. Ringsum dunkle Tupfen aufgekleckst: niedriges Krümmerholz. Lustige Gehöfte grüßen dazwischen. Sie sind von silbergrünen Olivenbäumen umstanden, die die ersten schmalen Schatten werfen. Die Ufer säumen weißglänzende Paschaschlösser, in denen sich der Europäer Feste unerhörter Lust denkt, bei denen orientalisches Feuerwerk die Augen bengalisch bunt umflimmert, goldene Gefäße im Glanz edelster Steine glühen und wundervolle Frauen in schweigenden Harems träumen. Jetzt donnern die gepanzerten Menschen hoch darüber hin, über die Stätten der tausend Geheimnisse alttürkischer Kultur. Die Zeit ist roh, auch hier wird sie hineingreifen und, die stillen Reste zertrümmernd, Neues aufbauen.

Der Flug ging über das Dorf Krithia und von hieraus nordwestlich. Die ersten Sonnenstrahlen fielen in den Golf von Saros und beleuchteten Helles-Burun und Seddul Bahr, die äußersten Spitzen der Landzunge. Rasend trug der surrende Vogel die Flieger hinaus über die wogende Glitzerfläche, die schon seit Jahrtausenden den Eingang zur Straße der Dardanellen umlagert. Scharf südlich wandte der Kurs, gleichlaufend fast mit Kleinasiens Küste. Zur Linken blieb Kum Kaleh liegen, dessen Batterien so manchen englischen Minensucher auf den Grund geschickt haben. Nun trieben nur noch zuweilen Trümmer auf dem Meere, und die Kampffelder von Galipoli lagen einsam und verlassen. Das Einzige, was die Flieger als Erinnerung an die großen Kämpfe sahen, waren die Trichtereinschläge der großen englischen Schiffsgeschütze. Weit hinter sich ließen sie die verödeten Kampffelder, um den Feind in einem seiner Schlupfwinkel aufzusuchen. — Noch ständig stieg die Maschine mit ihrer schweren Last. Hinter dem Horizont tauchte die Insel Tenedos auf. Ein Höllenfeuer legte sich quer in die Sicht. Wer Tenedos traf, verwundete England empfindlich, diente ihm doch die Insel als Operationsbasis gegen die türkischen Küsten und als Flottenstützpunkt. Mumir spähte nach den Häfen und den Docks. Tief unter den Schrapnellwölkchen duckten sie sich wie in Angst. Der Führer drosselte jäh das Gas. Sie mußten durch! Mumir zuckte einmal zusammen, nervös oder in Spannung. Seine Augen spähten ins Visier. Schneidend sang der Gleitflug. Der Hauptmann lachte voll heraus. Hoch über ihm lag nun die sprengende Zone des alleszerreißenden Todes. Neunhundert Meter. Mumir Bey zielte mit seinem scharfen Blick. Zuck . . . die erste Bombe über Bord . . . die zweite. Im Dock flammte es auf. Ein Brand lohte. Gut



Ein türkisches Flugzeug.

getroffen! Schwarz und giftig qualmten die Großkampfschiffe im Hafen. Zuck ... der dritte, der vierte Wurf. Auf einem Linienschiff sprang ein Feuerball auseinander. Rauch und blasende Lohe stiegen auf. Wieder riß die Hand eine Bombe. Der Wurf traf das nächste Schiff. Der Führer flüsterte: „Eine Meisterhand!" Dann gab er dem Motor Vollgas. Tausend Explosionen in der Sekunde.

Der türkische Offizier zählte die Schiffseinheiten und kritzelte auf seinem Meldeblock. Ein vollzähliges Geschwader des stolzen England war dort zusammengekrochen, im griechischen Hafen von Tenedos, hinter Stahlnetzen und Minenketten, ängstlich geborgen vor den deutschen U-Booten, doch erreichbar den kühnen Türkenfliegern.

Nach Nordosten führte der Flugweg zurück. Fern zur Linken wogte Imbros im Meer, und zum Himmel der griechischen Götter empor stieg der Berg Athos, ehrwürdig, heilig, ewig. — Noch achtzig Kilometer blieben bis zum Flughafen. Die Sonne brütete in glühendem Brand. Neununddreißig Grad — und es war erst sieben Uhr morgens. Die Maschine sackte manchmal viele Meter in den Sonnenböen und Luftlöchern durch. Dann riß der Führer das Steuer hoch. Kum-Kaleh rechts — Seddul Bahr links, mitten über der Dardanellenöffnung schossen sie dahin. Mumir Bey wies halb links. Zwei feindliche Kampfflieger. Sie hofften auf sichere Beute. B. ging bedeutend tiefer. Blind folgten sie der List und jagten hinter dem Halbmondflugzeug her. So war es mit dem Abwehrkommando am Dardanellenufer verabredet, dem sich der Jagdflug rasend näherte.

Der Batterieführer, in dessen scharfgeschnittenem orientalischem Rassegesicht die Augen wie zwei Funken hin und hersprangen, lehnte sich gegen den Rohrlauf. „Achtung, Flieger in Sicht!" meldete ihm der Artillerist vom Auslug. Ein schriller Pfiff hallte durch die Batterie. Die roten pelzverbrämten Feze, die nur zum Gebet vom Kopf genommen werden, tauchten in die Unterstände hinab, gehorsam dem Kommando wie die deutschen Kameraden an Flanderns sandigen Küsten. Bald erkannte der Artillerieoffizier das eigene Flugzeug, das die jagenden Feinde listig in sein Netz lockte. Ein Kommando befahl die Mannschaft an das Geschütz. Es war mit der sinnreichen Umsicht des Orientalen so aufgestellt, daß es bisher den spähenden Blicken der Engländer stets entgangen war. Schon einen von ihnen hatte es zum Absturz gebracht, und der dürre arabische Richtkanonier brannte auf den nächsten. Der Sohn der Wüste haßt den Engländer und verachtet ihn. Schnell jagten die Flieger näher. Die Feinde, nach französischem Muster gebaute Eindecker, eröffneten das Feuer aus ihren Maschinengewehren.

Der Artillerist schätzte die Entfernung, und der Richtkanonier brummelte türkische Zahlen, stets scharf den Blick durchs Visier gerichtet. Von der Sonne des Orients braun gebrannte Hände stießen das Geschoß in den gußeisernen Lauf, klappten das Verschlußstück zu und faßten nach neuer Munition. Der arabische Gefreite tippte dem Mann am Abzug auf die Schulterklappe — zuck ... schnellt dessen Arm, das graue Zugtau mit rückwärts reißend — pautz ... brüllt die Pulverexplosion dem aus dem Lauf springenden Geschoß nach. Seinem hochaufstrebenden gewaltigen Bogen folgen gespannte Augen. Winzig jagt das Schrapnell empor, zusammenschrumpfend zu einem dunklen Kiesel. Gewaltige Entfernungen frißt der geübte Blick in sich in Sekunden: zweitausend Meter. Zuweilen kann er dem Weg des Geschosses bis zur Explosion folgen. Gelbgrün verpuffte er seinen Eisenhagel. Dann rief ein fernes Echo: bautz. Das Wölkchen lag zu niedrig. Schon das zweite stellte sich höher. Der Türkenflieger schwenkte östlich, ihm nach die Verfolger. Nun flogen sie fast parallel der Küste und boten ein faßbares Ziel. Der Geschützlauf mußte ein wenig erhöht werden. Bautz, bautz! Neun Schrapnells meldeten, daß sie am Ziel waren. Bautz ... noch eins. Weich umschlang das Wölkchen den vorderen Feind. Es umhüllte ihn völlig mit seinem dumpfigen Rauch. Sekundenweise schien er vom Himmel gewischt. In Spannung starrten die Augen der Schützen. Ihre Finger knackten in den geballten Fäusten. Einem flügellahm geschossenen Raubvogel gleich, kippend und zitternd, schwankte der Getroffene in die Tiefe. Wie Beschwörungsformeln, ein Dank an Allah, klangen die gedämpften Worte der Türken. Laute Jubelfreude kennen sie nicht.

In den Lüften.

Den Flieger peitschten die stürzenden Spiralen dicht ans Ufer. Das Flugzeug zerknickte auf der Wasserfläche zu einem wirren Trümmerball. Eine Barkasse sprudelte eifrig heran. Die Bootshaken griffen in die Drähte, dann wurden zwei Körper an Bord gehoben. Ob bewußtlos — ob zerschmettert, das würde der Bericht des Hauptquartiers am Abend vermelden. In der furchtbaren Welttragödie ein kurzer unscheinbarer Satz mehr. —

Der zweite Verfolger hatte seinen Kurs gewendet. In weitem Gleitfluge landete Hauptmann B. seine Maschine auf dem Flugplatz. Von seinem Ledersitz stieg er über in den Sattel. Hell glitzerte das Muschelzeug auf dem Hals seines prächtigen Arabers. Edel setzte das Tier die Füße, und die Hufe unter den zarten Fesseln klappten auf dem Gestein. Mumir Bey setzte sich zur Linken in Galopp. Eine Moschee lag weiß im Sonnenglanz zur Seite. Mit träumender Stimme sang ein Priester das Gebet. Das Gesicht gewandt gen Mekka, wo die Kaaba ruht, der schwarze Stein des Propheten. An dem Abwehrgeschütz warteten der Führer und seine Kanoniere. Die Fliegeroffiziere sprangen aus dem Sattel, und türkische und deutsche Hände ruhten mit kameradschaftlichem Druck fest ineinander.

Die Schlachtenloge. Von Karl Fr. Nowak.

K. u. K. Kriegspressequartier, Mai 1916.

Keine Fahrt ist ähnlich romantisch, keine so geheimnisvoll und phantastisch umschattet vom Reiz der Gefahr, wie das Niedergleiten im Schnellzug von den Karstbergen, wenn man sich dem Isonzo nähert. Ganz nahe ist unsere Front, ganz nahe sind die Italiener, kaum sechs oder sieben Kilometer weit: der Schnellzug strebt unmittelbar den Stellungen, in gerader Linie der Isonzofront entgegen. Schon eine ganze Weile gleitet er mit abgeblendeten Lichtern dahin. Ab und zu eine Bahnhofshalle, grau, formlos und gespenstisch, nur die Umrisse einer Bahnhofshalle, durch deren tiefen Raum matt und undeutlich zwei kleine, flackernde Lichter blinken. Und die Bahnhofshallen schwanken vorbei, wir halten nicht. Die Landschaft rechts und links ist schwer zu erkennen. Als unförmliche Riesen, deren Rücken ineinander verschwimmen und verschwinden, türmen die Karstkolosse sich gegen die Wolken, bis schließlich Berglandschaft und Wolkenwände eine einzige undurchdringliche Einheit werden. Ab und zu kracht ein Schuß: weit nachrollend, hundertfach gespalten, jagt das Echo durch den Karst. Die Italiener schießen von der Stobbamündung herüber, schicken aus den schwersten Kalibern ihre schwersten Granaten gegen den Bahndamm, den sie bisher nie getroffen haben, auch heute nicht treffen und nie treffen werden. Wir fahren, bei den abgeblendeten Lichtern unerkennbar, unentdeckbar, durch das schwere Dunkel der Südlandsnacht. Aber plötzlich, wie das Schießen immer schärfer, immer wilder wird, scheint es, daß den Lokomotivführer der Übermut packt. Weiß, grell, feuerfunkendurchstoben schleudert er eine lohende Rauchfahne aus seiner Maschine in die Nacht. Minutenlang bleibt sie als breites, wehendes, weithin sichtbares Tuch über dem rollenden Zug. Unten in Triest wird der Lokomotivführer sicherlich wieder seinen Rüffel bekommen. Wir fahren nicht mit stockfinsterem Expreß, damit er Feuerwerke am Weg entzünde. Aber er muß die schwere Artillerie an der Stobbamündung, die niemals trifft, ein wenig ärgern; ganz ohne Gefahr durch sichere Finsternis zu steuern, ist ohne allen Reiz. So fährt er jeden zweiten Tag mit der hellen fanfarenhaften Ankündigung: „Hier, meine Herrschaften, ist mein Zug! Probiert's!“ Und ist noch immer unbeschädigt unten eingetroffen.

Triest ist ein dunkler Traum geworden in diesem Krieg. An der weiten Bucht von Muggia, die reglos ist und weltverlassen scheint, an der Bucht von Muggia, vor den vielen Hügeln, die wie eine Kulisse die Rückwand der Stadt umstehen, liegt all das Häusergewirr verzaubert, wie in ein atembeklemmendes, unwahrscheinliches Märchen. Als wäre eine Glasglocke über ganz Triest gestülpt, die keinen Hauch aus anderm Menschenland in seine Straßen ließe, oder als ruhte die ganze Stadt irgendwo am Grunde des Meeres, stehengeblieben und unberührt seit vieltausend Jahren, vielleicht auch ein anderes, jäh entvölkertes Pompeji, dessen Bürger den Ausbruch des Vulkans, Lava und Asche fürchteten und entsetzt noch vor dem Ausbruch entflohen. An den leeren Wänden der Häuser, an den dichtverhängten Fenstern entlang, aus denen kein Lichtstrahl fällt, hallt jeder Hufschlag, da mein Wagen durch die Gassen rollt, als der geisterhafte, aufgescheuchte Ruf vom Kommen eines Eindringlings, hallt von Gasse zu Gasse, bricht sich an jeder Ecke, läuft um das Municipio und huscht um die Palazzi, die an der Mole stehen: dann kommt der eigene Schall, fremd und aufgeschreckt uns selbst an der nächsten Straßenecke wieder entgegen. Niemand zu sehen, kein Laut aus dem Häuserinnern, — verschlafene Stadt, verschollene Stadt, verwunschene Stadt. Und all das ist so merkwürdig, so bizarr und abenteuerlich, daß schließlich auch die Musik nicht mehr erstaunt, die plötzlich über die Piazza weht, süße, verträumte und lockende Musik, von der man nicht weiß, woher sie kommt, nicht weiß, wer sie durch diese Stadt schickt, die im heraufkommenden Mond mit den weißaufblinkenden Häuserreihen auf einmal nur die Szenerie einer ins Überlebensgroße gesteigerten Bühne scheint. Und der Wagen hält: wir klopfen. Schwere Riegel werden zurückgeschoben, ein Tor knarrt in den Angeln, grell fällt sekundenlang ein gelber Lichtschein auf die Straße. Rasch treten wir ein, ebenso rasch fliegt das Tor hinter uns ins Schloß. Nach dem Dunkel, nach der schwarzen Nacht der Straße steht man mit geblendeten Augen. Eine hell erleuchtete Halle. Blumenbekränzte Tische. Alle Tische dicht besetzt. Kellner im Frack eilen hin und her. Summende, surrende Gespräche. Bisweilen schäumt, wie das heiße, leidenschaftliche Leben, das sich auch dem Tode nicht ergeben will, Schaumwein aus vollen Kelchen. Auch dies ist alles wie verzaubert, alles wie ein Spuk, noch stärker in der geisterhaften Wirkung, da man aus Totenstille und Finsternis kam, geisterhafter Spuk hinter verschlossenen Läden in einem verzauberten Schloß auf dem Grunde des Meeres. Und Geiger im Frack, Geiger mit Virtuosenlocken und süßen, schmachtenden Bewegungen, wenn auch die Musik ein wenig stark ins Schmachtende gerät, Salongeiger mit verzückten Gesichtern spielen „Puccini“.

„Muß es gerade „La Bohème“ sein?“ frage ich.

„Was hat die Bohème mit dem Isonzo zu tun?“ Der kaiserliche Rat ist sehr verwundert. „Wir kämpfen mit den Italienern, mit den Alpini und Bersaglieri, draußen im Karst. Oder mit den Caproni: droben in der Luft. Über dem Hotel. Aber weder mit Leoncavallo noch mit Puccini.“

Ein dumpfes Rollen, eine ganze Reihe dumpfer Schläge mischt sich in unser Gespräch. Fast hört sich's an wie Schläge auf schwere Pauken. Aber die Kapelle arbeitet lediglich mit Geige, Cello und Baß.

„Hier haben Sie die andere Seite unserer Beziehungen zu Italien,“ fährt mein Begleiter fort. „Seit genau einem Jahr geht das draußen ohne Unterbrechung, Artillerieduell Tag und Nacht. Und hören einmal für zwanzig Minuten die Geschütze auf, so können Sie sicher sein, daß bald genug das Geknatter und Geknarre der Maschinengewehre herüberkommt. Dann geht eben — einmal wir, einmal die Italiener — die Infanterie vor.

Seit genau einem Jahr haben wir die fabelhafteste Schlacht vor den Toren, keine andere Stadt hat das. Wollen Sie sich's nicht einmal ansehen?“

Fast klingt es, wie die Einladung, während einer Vorstellung in eine befreundete Loge einzutreten. Die schweren Riegel des Tores rasseln noch einmal, wir schlendern ein Stück gegen die Mole zu, ein Stück an der Mole entlang. Der Kanonendonner rollt jetzt weit und frei übers Meer, rollt tief gegen die Felsen des Karsts; manchmal klingt's überhaupt wie das ferne, unterirdische Röhren, Donnern und Poltern, als tobte sich in versteckten, unheimlichen Karsthöhlen ein Erdbeben aus. Und ein phantastisches, gleißendes Feuerwerk steht, blendet und tanzt mitten im Dunkel der Ferne und Nacht. Leuchtkugel steigt neben Leuchtkugel empor, weit draußen aus den Gräben im Fels, in denen sie hüben und drüben auf der Lauer liegen; die Leuchtraketen prasseln in den Himmel, Rakete neben Rakete, oft ein ganzes Dutzend im gleichen Augenblick, wachend und wartend bleiben sie sekundenlang in der Höhe, drohende Sterne der Schlacht, die plötzlich bersten, zerknistern und zerstieben, plötzlich ins Nichts zurücktauchen und schon aufs neue durch abermals auffliegende Feuerkugeln abgelöst werden. Bleich streifen an ihnen die breiten Strahlenbänder der Scheinwerfer vorbei: auch sie ein Spuk und Alpdruck der Nacht. Unablässige Wanderer und Patrouillen über Felsen, Himmel und Meer: von nirgends kann hier der Feind als Überrascher nahen.

„Ganz so gespenstisch, wie nachts,“ sagt mein Gefährte, „ganz so unheimlich ist's sonst freilich nicht. Und auch Triest ist eine Gespensterstadt zwischen Abend und Morgen. Bei Tage sind alle Läden geöffnet, alle Kaffeehäuser. Niemand läßt sich stören, weder durch die Flieger, die uns immer wieder besuchen zu müssen glauben, noch durch die Isonzo-Kanonen. Im Gegenteil: die Menschen hier wissen die merkwürdige Lage sogar zu schätzen, in die sich ihre Stadt mit keiner andern in diesem Kriege teilt. Die Italiener können nicht zu uns herein, und doch liegen wir alle hier eigentlich vor der Front. Alle Zeit unmittelbar am Feind, dennoch stets völlig ruhig, daß er nie kommen dürfte. Daran gewöhnt man sich.

Allmählich wird's sogar reizvoll. Sehen Sie sich morgen nachmittags einmal die Terrassen der Kaffeehäuser an der Mole an. Die Leute sitzen dort wirklich wie in einer Theaterloge und schauen sich die Schlacht an. Natürlich sind sie längst lauter Strategen geworden. Halten unsere Artillerie und die italienischen Mörser nach dem Gehör streng auseinander. Kennen jedes feindliche Schrapnell schon an der Sprengwolke. Wo gibt es das noch? Es ist wirklich die reinste Weltkriegs-Schlachtenloge“.

Noch eine Stunde lang schlendern wir an der Riva auf und nieder. Die Leuchtraketen steigen und tanzen. Die Scheinwerfer wandern, die Kanonen singen. Zwölf Monde lang geht es schon so: und Triest schläft sorgenlos, schläft unbekümmert um den Feind vor der Tür. Plötzlich bleibt der Rat stehen, ein verrückter Einfall schießt ihm durch den Kopf, und er lacht:

„Nein, wirklich, ich glaube nicht mehr, daß sie kommen. Kein Mensch kann das mehr glauben. Und gerade darum sollte man sich beeilen. Wie denken Sie darüber? Sollte man die Terrassen nicht vermieten? Von Staats wegen müßte man das tun. Zu schauderhaften Preisen müßte man sie vermieten. So viele Amerikaner gibt es gar nicht, als sich zum Schlachtenbesuch melden würden. Es wäre ein Bombengeschäft. Denn solch eine Theaterloge kehrt in der ganzen Welt und wahrscheinlich auch in keinem zweiten Weltkriege in so vollendeter Lage jemals wieder“ — — —

Zwei Kriegserzählungen aus dem Karst. Von Ernst Decsey.

1. Der Stern mit den fünf Spitzen.

Der Wierer Hausl . . . Der rote Bart wachst ihm schon bis an die Ohren. Und die gelben Streifen am Kragen hat er verspielt. War einmal Feldwebel. Ist jetzt Infanterist. Ganz ein unterer Infanterist. Aber er wird die Leiter schon wieder hinauf. Wird schon klettern. Er schon. Ist eben dabei. Ein Gewehr hat er eingespannt. Braucht nur abzuziehen, und drüben, wo das Loch im Felsen ist, schaut keiner mehr heraus. Weg ist das Gesicht, und die Hände zum Himmel. Mit dem Wierer Hausl soll keiner 'was anfangen. Wir waren einmal ein Wildschütz.

Geht der kleine Fähnrich vorüber. Schaut den Wierer Hausl zuwider an. Und der Wierer Hausl schaut ihm zuwider nach. Wir kennen uns. Der hat mir die Streifen abgerissen, die schönen gelben Borten. Abgerissen — — Bürscherl mit „ohne Schnurrbart!" Aber ein heller Kerl; hat Recht g'habt. Hat er nicht Recht g'habt? Für den ging' der Wierer durchs Feuer. Und das Feuer ist nicht weit.

Der Fähnrich kommt zurück. Bleibt stehen. „A schön's Sterndl hast auf der Kappen, Wierer!" — Hat er auch, der Hausl. Nämlich so. Die Wälschen, wenn sie daherkommen, so glänzen silberne Sterne über dem Boden. Weil jeder Wälsche zwei Sterne am Hals hat, blecherne, silberne — das weiß man nicht — aber sie glänzen. Und nach einer Weile sieht man sie nicht mehr: der ganze Boden ist voll Sterne. Liegen alle da, vorm Drahtverhau, alle Sterne, alle Leute.

Dieses Gestirn mit fünf Spitzen ist über dem Tod aufgegangen. Ist mehr wert als eine Medaille, wenn man's von einem wälschen Kragen schneidet.

„Könnt ich auch einmal brauchen," sagt der Fähnrich, „machet sich net schlecht auf meiner Kappen." Beiläufig. Und schon hat der Wierer Hausl seinen Glanzstern in der Hand, wischt ihn an der Hosen ab und lacht und bettelt mit den Augen, daß der Fähnrich ihn nimmt. Aber der sagt: „Nein." — Er nimmt ihn nicht.

„Mit so an Stern' ist's wie mit 'm Edelweiß. Das muß man selber brocken. Hat sonst kein' Wert." —

„Selber brocken?" Er nimmt ihn nicht, weil ich nur einen hab'! denkt der Hausl.

Der Fähnrich geht. Und der Wierer Hausl geht auch. Nämlich in den Unterstand, und wie's dunkel wird schlupft er hinaus: Stern' brocken. Wenn er einen frischen hat, den nimmt der Herr Fähnrich schon. Was tut man denn mit zwei? Nimmt ihn schon. Nimmt. Natürlich. Aber dunkel ist die Nacht. Kein Mond. Daß eine Nacht so dunkel sein kann! Und ein Schnellflieger pfeift schon daher. Gerad' neben dem Hausl. Muß auch ein Wildschütz drüben sein. Mit dem eing'spannten Gewehr. Pfui! Auf einen unschuldigen Sterndlsucher schießen! Aber der drübere Wildschütz hört nicht auf. Müssen zwei sein. Drei. Viele. Wieder kommen die eisernen Lerchen. Gute Nacht. Mein — das sticht! Und der Hausl liegt. Nicht weil er liegen will. Er muß. Das ist hart. — Und er liegt die Nacht und kann nicht Luft ziehen, denn der Wind, der Wind . . . Der Wind ist wie ein böser Geist. Der Wind tragt einen Geruch her . . . Das ist das Schrecklichste. Nun bleiben wir halt liegen und lassen uns anwehen.

Fragt der Fähnrich in der Früh den Feldwebel: „Greiderer, wo ist der Wierer?" Und ärgert sich über den Falloten! Wie ein Raubschütz. Immer abpaschen, heimlich. Warum? Bis der Greiderer sagt: „Herr Fähnrich, ich glaub' — wegen Ihnen. Sterndl sucht er!" — Erschrickt aber der Fähnrich nicht schlecht. „Wegen mir?" Geht weg. Kommt zurück. „Greiderer, schauns', ist das vielleicht der Wierer draußen?" — Richtig. Liegt ein Kerl vorm Verhau, am Boden, ein Mannstrumm, wo die andern liegen. Und ein bisserl rot schaut's her. Muß der Wierer sein.

„Greiderer — die Freiwilligen sollen antreten!"

Kommen die Freiwilligen, drei oder vier.

„Also, wollt's ihr hinaus, den Wierer holen? Seht's die Mehlstaubwölkerln dort am Stein? Traut's Euch? Ja. Schön. Also geht's am Abend!" Schaut ihnen noch einmal in die jungen Gesichter. „Nein," schreit er, „keiner geht! Alle abtreten!"

Am Abend geht der Fähnrich selbst. Macht einen unheimlichen Gang. Wie über einen Friedhof ist das, weil gerade heute der Mond scheinen muß. Aber der Gang ist nicht mit den Füßen, mehr mit den Händen. Über Steine kriecht einer schwer. Das ist wie über ein Reibeisen. Ohne Gewand wär's noch schwerer. Ein Baum steht da, der war einmal ein Baum. Jetzt ist er nur ein Stumpf. Und wirft einen schwarzen Strich. Und in den schwarzen Strich kriecht der Fähnrich. Nach dem Baum wird er tot. Fünf Minuten lang. Wartet. Dann ist er wieder lebendig.

Im Unterstand stehen sie gebückt, zehne nebeneinander und schauen durch die Guckstreifen zu. Da schnalzt von drüben der Tod mit der Kugelpeitsche herüber . . . ein Mehlwölkerl ist im Feld . . . wo ist der Fähnrich? Er ist der Schatten von einem Stein. Und jetzt — jetzt — ist er schon ganz beim Wierer. Und immer schnalzt's und stäubt's.

Der Wierer denkt: da im Feld ist man selber nur ein Stück Wild, ein Bock oder so 'was. Aber wie er den Fähnrich spürt — hat er gewußt, daß er ein Soldat ist.

Der Mond geht unter. Der Mond kann's niemand recht machen. Scheint er — soll der Feind blind sein. Ist es dunkel, ist man selber blind. Die im Unterstand fahren auf: was ist denn jetzt da draußen? Es schnalzt und schnalzt, die eisernen Lerchen sausen, immer stärker — natürlich, die blechernen Sterne kriechen jetzt herüber. Sie kommen. Das muß ein ganzer Schwarm sein. Und man kann nicht dazu.

Ah, man kann schon dazu! Sie kriechen ihrer ein paar hinaus. Und verschwinden. Und die ganze Nacht schnalzt's weiter da vorn im Dunkeln.

⌘ ⌘ ⌘

Am Morgen macht der Fähnrich mit den Händen Klimmzug am Boden. Er war schon tot, jetzt lebt er wieder, kriecht zurück. Den Bauch zieht er nach und den Hausl auch. Denn der Hausl hält sich an den Füßen vom Herrn Fähnrich. Ist ein seltsames Gespann. Der Hausl ist der Schlitten. Und die andern hinterdrein, und ein paar Sterne blitzen am Boden; sind die zwei Gefangenen.

Die im Unterstand, — mit den Füßen trampeln sie. Wenn er nur schon hinterm Baum wär! Er kommt nicht weiter, gar nicht weiter! Fünf Minuten braucht sonst ein guter Geher. Schnell! Nichts rührt sich jetzt. Grau ist alles. Fällt kein Schuß. Vorwärts, vorwärts! Aber ein Schlitten ist langsam, der Hausl ist nicht einer von den leichten, und das Schwerste kommt immer zuletzt, und das ist wie der Fähnrich auf die Brüstung steigt und den Hausl nachzieht — da schnalzt noch einmal der Wildschütz drüben mit der Kugelpeitsche her und der Fähnrich macht einen Zucker. Himmel! Alle laufen zusammen.

⌘ ⌘ ⌘

Der Fähnrich sitzt wieder auf der schmalen Bank. Neben ihm der Hausl. Legen die Köpf aneinander wie Hallobrüder. Sind beide matsch. Der Doktor kommt. „I hab's in meiner Kalbschulter!" sagt der Fähnrich.

„Feldspital!" sagt der Doktor und legt alle zwei nieder, hübsch nebeneinander, weil kein Platz war . . .

Der Fähnrich greift langsam in den Hosensack. Macht die Hand auf. Sternderl, jetzt darfst auf meine Kappen! Schau Hausl, Fallot, da hast auch eins! Nimm nur. Was man miteinander brockt, Glück oder Unglück, darf man mit einander tragen. Schön ist's das blecherne Edelweiß! Gel'?"

2. Das Fräulein.

Man war in der Zeit der täglichen Grabenkämpfe, und die Kompagnie hielt sich ausgezeichnet. Es war Gesinnung unter den Leuten — Zug —, und darauf kam es hier an. Ein einziges störendes Element befand sich darunter, der Gefreite Spinner mit dem Zwicker. So oft Rapport gehalten wurde — immer stand der Gefreite Spinner mit dem Zwicker dort und regelmäßig mit einer unangenehmen Beschwerde gegen den Zugführer Knapp, den strafffsten Mann der Abteilung.

Zwischen beiden mußte eine Feindschaft liegen, offenbar von früher her. ‚Es ist nicht gut, daß die Leute aus einer Stadt, womöglich aus einer Gasse bei derselben Kompagnie stehen. Ich war immer dagegen,' dachte der Oberleutnant. ‚Sie schleppen ihren Zivilhader mit.' Der Gefreite Spinner war Musiklehrer, der Zugführer Knapp Stadtbeamter. Also wenig Reibungsfläche . . .? „Weiberg'schichten!" meldete der Feldwebel Prangl. Und teilte dem Oberleutnant vertraulich mit, daß es sich um ein Fräulein handle. Die Leute sagen: um eine, die dem Spinner nahe gegangen war. ‚Aha!' Der Oberleutnant beschloß, den Gefreiten zu versetzen.

Am Dienstag Morgen mußte die Kompagnie aus dem Graben zurück, den sie am Tag vorher genommen hatte. Eine harte, aber notwendige Sache. Der neugewonnene Punkt auf der Hochfläche war so weit vorgetrieben, daß er Flankenfeuer von beiden Seiten bekam. Wenn man mit dem Scheitelpunkt des Dreiecks wieder zurückging, machte man die Front gerade. Der Italiener, im Gefühl der großen Gloria, schoß hinterdrein, daß es Steine spritzte!

Als die Kompagnie beisammen war, fehlte der Zugführer Knapp. „Mein bester Mann!" Der Oberleutnant wetterte. „Da schreiben sie immer und lachen, als hätten wir hier mit Kaninchen zu tun. Natürlich ist der Italiener kein Soldat; aber Gewehre hat er, Artillerie. Auch schlechte Soldaten treffen. Mußten sie mir gerade den Zugführer abschießen!"

Er streifte mit dem Triëder das Vorfeld ab. Dunkle Häufchen lagen da wie die Hügel des Maulwurfs. Aber hier war ja Stein. Stein. Stein. Kein Maulwurf konnte da durchbeißen. Und in der Tat — einer der Hügel hob jetzt

langsam den Arm. Ein Zeichen, eine Bitte. Der Zugführer Knapp lag da. Der Oberleutnant trat in den Unterstand. „Feldwebel Prangl, schauen S', daß der Zugführer bald herinnen ist. Freiwillige sich melden lassen!"

ꕥ ꕥ ꕥ

Am nächsten Morgen kam der Feldwebel: „Meld' orsamst, der Zugführer Knapp ist schon da, wenn Herr Oberleutnant ihn sehen wollen ... Beinschuß!"

„Wer hat ihn denn geholt?"

Sonderbar zögernd sagte der Feldwebel, indem er die Achseln warf: „Der Gefreite Spinner."

„Wie — — — —? — Der Spinner soll zu mir kommen!"

Spinner erschien im Offiziersunterstand. Er stand reglos Habtacht. Der Oberleutnant erhob sich: „Also, wie war die Geschichte?"

„Der lange, blasse Mensch hob leise die Brust. „Also, ich bin hinaus — —"

„Ja warum sind Sie hinaus? Warum g'rad' Sie?"

„Gestatten — sofort! Bin vorwärts auf dem Bauch. Die Kugeln reißen mir dicht über den Rücken hin. Ich krieche weiter, bis ich beim Herrn Zugführer bin. Ziehe ihn aus der Mulde. Hab' geglaubt, daß er tot ist, weil er auf dem Rücken liegt, die Augen zum Himmel, und alles mit sich geschehen läßt. War aber nicht tot. Wie ich ihn herinnen hatte ... und er mich sieht — — zuckt er natürlich zusammen. Hat mir aber dann die Hand gegeben ..."

„Also gut. Aber jetzt will ich endlich einmal wissen: was war das mit dem Fräulein?"

„Herr Oberleutnant, er hat mir eine schwere Niederlage beigebracht — mir sozusagen die Flügel gebrochen — —"

„Ja können Sie keine andre finden, Sie weicher Knabe — —?"

„Herr Oberleutnant, das Fräulein hat — — nur zwei Tage gelebt." Er lächelte schmerzlich. „Die Leute meinen so ein Weibsbild. Nein: ich bin Musiklehrer und ... hatte eine kleine Operette geschrieben: Das Tanzfräulein."

„So — so! Und der Zugführer ... wie hängt er damit zusammen?"

„Der Herr Zugführer war mein Scharfrichter!"

„? ? —"

„Er saß Vormittags im Amt, am Nachmittag in der Zeitung, und das Gift, das er tagüber schluckte, spritzte er am Abend ... im Theater ... von sich. Hat mich grauenhaft zersetzt. Gemütloser Schwachsinn — wurde ein geflügeltes Wort. Er riß dem Tanzfräulein alle Beine aus. Nach der zweiten Aufführung war es tot. Meine Hoffnung — — die stille Arbeit von zwei Jahren ...! Ich hatte eine Braut, ich will nicht weitschweifig werden — aber sie ging samt der verunglückten Tanzmamsell hin. Ich war in unsrer Stadt unmöglich; wie gerichtet vor den Schülern ..." Spinner brach ab. Dann schloß er leise: „Das war die Wunde, die ich aus dem sogenannten Frieden mit ins Feld brachte. Die ewig brennende Wunde."

„Und gestern —?"

„Und gestern — als er so hilflos draußen lag, und keiner recht heran wollte, weil sie alle müde waren — — da packte es mich am Herzen, denn wir Musiker sind ‚weiche Knaben' —: ‚Wart' du ...! Ich will dir zeigen, was ein Musiker ist — —!'"

Der Oberleutnant wiegte den Kopf und studierte Spinners Mienen.

„Ich werde Sie befördern, Spinner!" entschied er und gab ihm die Hand. „Er hat Ihnen ... meinetwegen ... eine vernichtende Niederlage beigebracht; aber Sie haben heute einen großen Sieg errungen!"

Von englischer und deutscher Staatskunst und Kolonisation. Von Heinz Amelung.

Es gibt Vorurteile, die so tief eingewurzelt sind, daß sie nur sehr schwer ausgerottet werden können. Dazu gehört die weit verbreitete hohe Meinung, die man von der englischen Staats- und Kolonisierungskunst hat. Geradezu verwirrende und irreführende Gesichtspunkte aber ergeben sich, wenn — wie das leider hie und da geschieht — die englischen Erfolge auf diesen Gebieten mit den deutschen in Vergleich gestellt werden. Es scheint nicht unnütz zu sein, einmal von den falschen Voraussetzungen zu sprechen, die zu solchem Vergleich führen.

Die beste Art, solche Vorurteile zu zerstreuen, liegt freilich im endgültigen Erfolg; und unsere großen, den Siegen auf den Kriegsschauplätzen ebenbürtigen diplomatischen und moralischen Eroberungen im neutralen Auslande, namentlich in den Balkanstaaten und in Amerika, haben sicher schon manchen Unzufriedenen anders denken gelehrt.

Gewiß hätte — wer wollte das leugnen? — unsere diplomatische und konsularische Vertretung an vielen Plätzen der Erde besser sein können. Sie hat so manche für uns günstige Stellung der Dinge nicht entsprechend ausgenutzt; sie hat so manche gute Gelegenheit nicht rechtzeitig erkannt und infolgedessen sich die Möglichkeit entgehen lassen, die politische und wirtschaftliche Lage zu unserm Vorteil zu verschieben und stärkeren Einfluß auf die Weltordnung zu gewinnen. Aber ein alter Erfahrungssatz lautet, man solle sich hüten, eine Sache zu verallgemeinern und nur von einer Seite zu betrachten. Und in der menschlichen Natur liegt es, leichter die Fehler des Nächsten zu entdecken als seine Tugenden, oder — auf den in Rede stehenden Fall übertragen — über dem, was die Diplomatie versäumt hat, das zu übersehen, was sie Gutes und Ersprießliches gewirkt hat. Schon Talleyrand hat die Diplomatie als „die undankbarste Kunst" bezeichnet, weil für die Öffentlichkeit gewöhnlich nur die Niederlagen, nicht die Erfolge sichtbar würden. Dem Staatsmanne, dem sichtbare Erfolge versagt bleiben, werden Spott und Hohn und Verachtung zuteil. Jeder glaubt das Recht zu haben, ihn angreifen und kritisieren zu dürfen; ihm aber ist der Weg der Verteidigung und Aufklärung meist versperrt oder doch erschwert, weil es ja nicht auf seine Person ankommt, sondern auf die Sache, der er dient.

Darf man der deutschen Diplomatie im Bausch und Bogen „Weltfremdheit" vorwerfen oder sie beschuldigen, daß sie die politische Weltlage und die Vorgänge in den Lagern der Vierverband-Verschwörer nicht zu durchschauen vermocht habe, wenn man nicht ganz genau über ihre stille Arbeit und Wirksamkeit unterrichtet ist, mithin ihr nicht bestimmte Fehler und Vergehen nachweisen kann?

Allgemeine Anerkennung findet ein Staatsmann niemals, schon aus dem Grunde, weil seine Leistungen, und seien es selbst Meisterleistungen, je nach dem Parteistandpunkte und den wirtschaftlichen Wünschen des einzelnen eine verschiedene Beurteilung erfahren. Das gilt nun freilich nicht nur für unser Vaterland, sondern für die ganze Welt. Bülow, der gewiß aus Erfahrung sprechen konnte, erklärte einmal: „Nach meiner Überzeugung ist die deutsche Diplomatie weitaus die beste; keine andere verfügt über einen Stab so kluger, gebildeter, zuverlässiger Männer."

Sicherlich hat keiner der Unzufriedenen jemals daran gedacht, mit welch ungeheuern Schwierigkeiten unsere Vertreter im nahen und fernen Osten stets zu kämpfen hatten; und namentlich jetzt während des Krieges war und ist der Balkan der Schauplatz schwerster diplomatischer Kämpfe zwischen den feindlichen Mächtegruppen. Nun ist hier die Entscheidung, teilweise wenigstens, gefallen; ein Wort der Anerkennung und des Dankes haben die Männer, die dort unten unsere Sache führen, in hohem Maße verdient.

Welches sind denn die Mittel, durch welche die feindlichen Staatsmänner ihre Erfolge erzielten? Wir haben welsche Tücke und Treulosigkeit, französische Verschlagenheit und Revanchesucht, englische Lüge, Heuchelei, Hinterlist und Niedertracht, russischen Wortbruch und russische Gewissenlosigkeit vor einem Jahre am eigenen Leibe erfahren. Können wir auch nur wünschen, daß unsere Staatsmänner sich solchen Rüstzeugs bedienen, um Gewinne einzuheimsen, die den Keim des Untergangs von vornherein in sich tragen? Deutsche Ehrlichkeit und deutsche Redlichkeit verstehen sich nicht auf den Gebrauch solcher Waffen. Der Deutsche nimmt den Kampf, den der Leiber ebenso wie den der Geister, stets ernst, betreibt ihn nicht als Spiegelfechterei oder Sport; rein sollen seine Hände auch beim blutigen Handwerk bleiben. Und wie jetzt den Krieg, so nahmen wir vordem auch den Frieden ernst.

Für solche Moral hat der „fromme" Brite nur ein Lächeln; er läßt sich durch sittliche Bedenken niemals in seinem Handeln beeinflussen. Seine Staatskunst wiederholte immer dasselbe Spiel: Zwietracht unter den andern Nationen zu erregen, Bündnisse und Rückversicherungsverträge gegen den jeweiligen Hauptfeind abzuschließen, einen großen Aderlaß bei allen andern herbeizuführen und schließlich in der Glanzrolle des rettenden Engels, in Wahrheit aber des lachenden Dritten, aufzutreten, um den Sieger soviel als möglich um die Früchte seiner Arbeit zu bringen und sich selbst einen fetten Bissen der Beute zu sichern. Das Tollste hat sich Herr Grey geleistet, als er den Serben jede nur mögliche Hilfe zusicherte und nachher kaltherzig erklärte, dies Versprechen habe sich nicht auf militärische Unterstützung bezogen. Mit diesem skrupellosen Geständnis hat er sogar bei seinen eigenen Landsleuten Entsetzen hervorgerufen, uns aber wider Willen bei den Neutralen in die Hände gearbeitet. Auch für die englische Politik gelten die Worte Carlyles, eines gewiß unverdächtigen Zeugen: „Es steht leider fest, fürchte ich, daß in England mehr als in einem andern Lande das öffentliche und das häusliche Leben, Staat, Religion und alles, was wir tun und sprechen (und sogar das meiste von dem, was wir denken), ein Gewebe von halben Wahrheiten und ganzen Lügen ist, von Heucheleien, leeren Formen und abgetragenen, zerlumpten, spinnewebendünnen Überlieferungen ... Ein Engländer darf nicht an Wahrheit

glauben, so ist die allgemeine Meinung. Er steht seit zweihundert Jahren inmitten von Lügen allerart. Vom Fuß bis zum Scheitel umgibt ihn althergebrachte Scheinheiligkeit wie ein Ozean. Er ist tatsächlich der Überzeugung, daß Wahrheit gefährlich sei. Armer Tropf! Immer und überall sieht man, wie er versucht, die Wahrheit durch eine Zutat von Falschheit abzuschwächen und beide miteinander zu verschmelzen."

Daß England entgegen seiner sonst stets geübten Gepflogenheit am Kriege teilgenommen hat, findet seinen Grund auch in der Tatsache, daß die am Ruder befindliche Regierung der inneren Schwierigkeiten des Reiches nicht Herr zu werden vermochte. So mußte sie auf das bewährte russische Rezept zurückgreifen, die feindlichen Strömungen auf ein äußeres Ziel abzulenken. Ratlos stand sie dem irländischen Problem gegenüber; die verzweifelten agrarischen Zustände wußte sie nicht zu bessern; die unausgesetzten Unruhen unter der Arbeiterschaft, der die Segnungen sozialpolitischer Fürsorge noch fremd sind, wuchsen sich zu einer immer drohenderen Gefahr für das gesamte wirtschaftliche Leben aus. Ein Krieg schien den Machthabern der beste Ausweg aus diesen inneren Nöten zu sein. Unter anderen Verhältnissen hätte man natürlich nach alter Überlieferung und Gewohnheit die treuen Bundesgenossen allein bluten lassen; Geld hätte man zwar gegeben, aber nur gegen gute Verzinsung, und um es bei der Lieferung aller Kriegsbedürfnisse doppelt wieder einzunehmen. Für England war ja, wie der englische Geschichtsprofessor Seely offen erklärte, der Krieg stets „eine Industrie, eine der möglichen Arten, reich zu werden, das blühendste Geschäft, die einträglichste Geldanlage". Am Tage der Kriegserklärung glaubte Grey kalten Herzens feststellen zu können: „Wenn England am Kriege teilnimmt, wird es nicht mehr zu leiden haben, als wenn es fernbleibt." Ein risikoloses Unternehmen also schien es, das man ganz kaufmännisch nach Gewinn und Verlust vorher kalkulieren konnte; und wie furchtbar hat man sich verrechnet!

Der Glaube unserer Feinde an die Allmacht der Zahl, der „silbernen Kugeln" Englands wie der Menschenmassen Rußlands, an die Gewinnung des Balkans, hat sich als Wahn herausgestellt. Noch andere schwere Fehler und Irrtümer in der Rechnung des siebenten Edward und seiner Helfershelfer werden offenbar werden, wenn erst den Verbündeten die Augen darüber aufgehen, daß sie nur zur größeren Ehre Englands sich verbluten dürfen. Die Franzosen kommen, wie es scheint, mehr und mehr zur Einsicht, daß England Calais und Le Havre als eigene Häfen betrachtet und daß es gutwillig aus diesen für Frankreich bitter notwendigen Stützpunkten auch nach dem Kriege nicht hinausgehen wird.

Das sind einzelne Zeichen englischer „Staatskunst". Daß unsere Staatsmänner es ablehnten, an solchen unsauberen Geschäften sich zu beteiligen, und sich scheuen, in ähnlicher Weise ihr Amt aufzufassen und ihre Pflichten zu erfüllen, oder gar lediglich aufs Prestige hin zu wirtschaften, wer darf ihnen daraus einen Vorwurf machen? Im sicheren Gefühl unserer Kraft und Stärke, in der Sicherheit des guten Gewissens konnten wir unseren Gegnern auch manche „Erfolge" gönnen, die im harten Licht der Wirklichkeit doch kaum über den Tag hinaus Bestand haben würden. — —

Und wie steht es nun mit der so oft gerühmten Kolonisationsfähigkeit der Engländer und ihrer angeblichen Kunst, fremde Völker ihrer Herrschaft schnell und sicher einzugliedern? Kann uns wirklich eine Nation als Vorbild dienen, die in ihrem eigenen Hause, in Irland, keine Ruhe zu schaffen vermag?

Jeder, der nur einigermaßen den Verlauf und die Zusammenhänge der Weltgeschichte kennt, weiß, auf welche Art die Engländer ihre Kolonien erworben haben und mit welchen Mitteln sie sie zu erhalten verstehen. Menschenleben — wohlgemerkt: fremder Nationen! — sind den Briten stets wohlfeil wie Brombeeren gewesen; das war ein Hauptgrundsatz auch der englischen Kolonisierungskunst. „Sie halten die von ihnen unterworfenen Völker nicht für Menschen, sondern für eine Art Arbeitsvieh," schrieb Iwan Gontscharow. Bestechung und Verhetzung der Stämme untereinander — darin bestanden andere Mittel zur Sicherung und Festigung ihrer überseeischen Macht. In Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" finden wir den Satz: „Fremde Staaten mit Hilfe der Revolution zu bedrohen, ist heutzutage seit einer ziemlichen Reihe von Jahren das Gewerbe Englands." Und Heinrich von Treitschke schrieb einmal: „Englands Machtstellung ist ein offenbarer Anachronismus. Sie war geschaffen in jener guten alten Zeit, da Weltkriege noch durch Seeschlachten und gemietete Söldnerscharen entschieden wurden und es für staatsklug galt, in aller Herren Ländern, ohne Rücksicht auf Natur und Geschichte, wohlgelegene Seefestungen und Flottenstationen zusammenzurauben. In dem Jahrhundert der nationalen Staaten und der großen Volksheere läßt sich eine solche kosmopolitische Handelsmacht auf die Dauer nicht mehr behaupten. Überreich und übersatt, verletzbar an hundert Stellen ihres weitverstreuten Besitzes, fühlen die Briten, daß sie auf der weiten Welt nichts mehr zu wünschen und den jungen Kräften des Jahrhunderts nur noch die Machtmittel eines überwundenen Zeitalters entgegenzustellen haben; darum widerstreben sie hartnäckig allen noch so heilsamen Änderungen in der Staatsgesellschaft. England ist heute der unverschämteste Vertreter der Barbarei im Völkerrechte. Sein ist die Schuld, wenn der Seekrieg, zur Schande der Menschheit, noch immer den Charakter des privilegierten Raubes trägt; sein Widerspruch vereitelte auf den Brüsseler Konferenzen den Versuch Deutschlands und Rußlands, den Verheerungen der Landkriege einige Schranken zu setzen."

Man neigt bei uns dazu — wie man ja bei uns überhaupt gern nörgelt und bekrittelt —, englische Kolonialerfolge hervorzuheben und dagegen deutsche „Mißerfolge" zu unterstreichen. Aber lassen sich denn diese zwei ganz verschiedenen Gegenstände überhaupt vergleichen? Großbritannien hat seit Jahrhunderten überseeische Besitzungen, **wir** nennen solche erst seit wenigen Jahrzehnten unser eigen. Dementsprechend ist natürlich die Erfahrung und Übung auf diesem schwierigen Gebiete. Als England seine großen Kolonien erwarb, war die Welt noch nicht weggegeben; die Landkarte wies in der Hauptsache weiße Flächen auf, die der nimmersatte John Bull ohne weiteres mit seiner Flagge bedeckte. Unsere Kolonialpolitik hatte gleich im Anfange mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, insofern als wir nehmen mußten, was noch zu haben war, weil sie außerdem überhaupt gegen Bismarcks Wunsch und Willen durchgesetzt wurde und also zuerst nur wenig Unterstützung bei ihm fand. Langsam nur gelang es auch, die Masse des Volkes und die Volksvertretung für eine großzügige Kolonialpolitik zu interessieren und von der Notwendigkeit derselben zu überzeugen.

Die Technik des Kolonisierens — oder besser: des Erwerbs von Kolonien — besitzen die Engländer wohl; vom Geist wahrer Kolonisationsarbeit aber haben sie auch heute noch nichts erfaßt. Nicht klarer konnten sie das beweisen als durch den schmählichen Verrat an der weißen Rasse, den sie sich jetzt zuschulden kommen ließen. Internationale Verträge hinderten sie daran, den Krieg auch in die Kolonien hineinzutragen? Ach — England hat stets Verträge nur so lange gehalten, als sie zu seinem Vorteil zu sein schienen. „Die unwürdige Behandlung der Weißen in Gegenwart Farbiger, die Mobilisierung der schwarzen Rasse gegen die weiße ist ein Schandfleck, den England nie und nimmer von sich abwaschen wird," konnte Staatssekretär Solf mit Recht im Reichstag betonen. „England als große Kolonialmacht, als Herrscherin von Millionen farbiger Untertanen, das den Satz vom Prestige des weißen Mannes als Leitsatz seiner Verwaltung aufgestellt hat, wird am eigenen Leibe spüren, was es heißt, die eigene Rasse zu beschimpfen, zu besudeln und buchstäblich mit Füßen zu treten."

„Aber die Buren!" wird man einwenden. „Es ist doch nicht zu leugnen, daß England dies Volk innerhalb weniger Jahre für sich gewonnen hat!"

Darauf ist zu erwidern: Zunächst ist es schon falsch, die Buren mit den unkultivierten Völkern, die in unseren Kolonien leben, in eine Reihe zu stellen. Sodann sind wir über die Verhältnisse in Südafrika größtenteils durch englische Berichte unterrichtet, woran wir anderseits freilich nicht ganz schuldlos sind; von Reuter-Depeschen hätten wir nicht zehren dürfen.

Wie kann überhaupt noch jemand ein Wort des Tadels oder des Vorwurfs gegen deutsche Kolonisationskunst aussprechen, wenn er vorurteilsfrei betrachtet, was deutscher Fleiß und deutsche Organisation in kürzester Frist aus Togo und ganz besonders aus Kiautschou gemacht hatten! Und welcher Blüte gingen auch die anderen überseeischen Besitzungen entgegen. Hoffen wir, daß die unterbrochene Arbeit dort recht bald und in verstärktem Maßstabe wieder aufgenommen werden kann!

England darf sich nicht einbilden, nun in seiner Art auf deutschem Kolonialboden ungestört wirtschaften und behaglich die Früchte deutscher Mühen genießen zu können. Es wird wieder einmal durch kräftige Schläge, die es an seiner verwundbarsten Stelle, an seinem Lebensmark, dem großen Geldbeutel, treffen, zur Besinnung gebracht werden; und wie sein Versuch, der europäischen Politik künftighin die Gesetze vorzuschreiben, bereits vereitelt ist, so wird es jetzt gelingen, was Bismarck bereits 1864 als notwendig erkannte, die Stellung jener Großmacht, „die sich nur durch ewiges tantenhaftes Bevormunden einen gewissen künstlichen Einfluß geschaffen hat", zum mindesten auf ihre „reale Grundlage" zurückzuführen.

Vom freudigen Durchhalten. Vom Meergreis.

Der preußische Kriegsminister Herr Wild von Hohenborn hat kürzlich im Reichstag eine prachtvolle, kernfeste Rede gehalten. Darin sagte er, unter vielem anderen, das so recht geeignet war, unsere Herzen mit Stolz und Zuversicht zu erfüllen, ungefähr: für unsere Feldgrauen gelte das Wort vom Durchhalten nicht; sie wollten mehr, wollten siegen! Für uns

in der Heimat aber heißt es durchhalten — durchhalten bis zum äußersten.

Das Durchhalten im großen, unsere wirtschaftliche Abwehr der Aushungerungspläne der braven, frommen, sittlich-erhabenen Engländer und ihrer Vasallen mag Aufgabe leitender Männer sein. An ihnen ist es, die Verteilung der uns gebliebenen Hilfsmittel und der uns, so Gott will, aus reicher Ernte neu erwachsenden, zu regeln. Ob dabei in der Vergangenheit der bisherigen Kriegsmonate immer der rechte Weg eingeschlagen wurde, darüber wage ich hier kein Urteil. Wir standen vor ganz neuen, überhaupt auf der Welt noch nie in die Erscheinung getretenen Aufgaben, und wenn ihnen gegenüber hier und da am Ziel vorbeigeschossen wurde, so kann das nicht wundernehmen. Am ehrlichen Willen hat es jedenfalls nicht gefehlt und nicht an straffer Arbeit.

Jetzt ist aber das Durchhalten im einzelnen ebenso wichtig, wie es die großen Aufgaben sind. Und für diese tägliche Kleinarbeit müssen in erster Reihe unsere Frauen einstehen.

Mein altes Herz ist voll von Dank für alles, was die deutsche Frau in dieser schweren Zeit getan, geleistet hat. Ich hab' ihr im stillen so manches herbe Urteil abgebeten, das sich in mir in den letzten Jahren vor dem Kriege festgesetzt hatte: gegen die Gefahren der Verweltlichung, gegen ihre Verwelschung und Engländerei. Es war wirklich, als ob das alles mit einem Schlage abgefallen wäre, als das Vaterland zur ernsten Pflichterfüllung rief. Überall haben sich alle, oder doch fast alle, bewährt: im Liebesdienst, in der Wirtschaft, um Haus und Herd; sie haben die Männer vertreten, mit fester Hand und klarem Sinne, wo es nur irgend anging. Die Gutsfrau und die Bäuerin, die Frau des Geschäftstreibenden in kleinen und großen Städten, hinter den Büchern und hinter dem Ladentisch. Sie haben selbständig für sich und die Ihren zu sorgen gewußt. In den Straßenbahnen sieht man sie im Dienstrock und bei den Fahrkartenschaltern, auf Kutscherböcken und bei der Straßenreinigung; sie sind zu Briefträgern geworden und zu Depeschenboten, von dem Heer der Buchhalterinnen und Schreibhilfen, der Stenographistinnen und Stenotypistinnen zu schweigen.

Und dennoch —

Es will mir Altem scheinen, als ob jetzt erst die härteste Probe an unsere Frauen herantritt, und als ob da ein Weckruf vonnöten wäre.

Ich möchte nicht von der **Not** der Zeit sprechen. Ich denke und hoffe, daß im deutschen Vaterlande von wirklicher Not nicht, oder doch nur in Ausnahmefällen, die ja auch in Friedenszeiten nie ganz fehlen, die Rede zu sein braucht. Daß sich so mancher von uns, und keineswegs lediglich der Unbemittelte, den Schmachtriemen etwas enger schnallen muß, tut gar nichts; schon vor dem Kriege ist ärztlicherseits oft genug darauf hingewiesen worden, daß wir vielfach zur Überernährung neigen, besonders zuviel Fleisch verzehren. Aber **hungern**, wirklich hungern, soll bei uns niemand. Wo **solche** Not eintritt, muß die Liebestätigkeit sofort einschreiten. Es fehlt nicht an Mitteln für sie.

Unbequemlichkeiten, Schwierigkeiten der verschiedensten Art aber bringt diese Zeit gerade den Hausfrauen in reicher Fülle. Es geht nicht mehr mit dem altgewohnten Speisezettel. Die Wirtschaft muß anders eingerichtet werden. Es mangelt hier, es mangelt da, heut an Butter, morgen an Zucker, übermorgen vielleicht an Fleisch, an Kaffee, an Tee. Meist, vielleicht fast immer ist der Mangel nur vorübergehend. In den Städten haben wir das „Butterstehen" vor den Läden in großem Maßstabe erlebt — es hat sich durch Neuregelung erledigt. Dann kam das „Zuckerstehen" an die Reihe — auch das hatte seine Zeit. Das sind selbstverständlich lästige, vor allem auch zeitraubende Beigaben. Sie müssen aber überwunden werden.

Und nun komme ich zu dem eigentlichen Zweck dieser Zeilen, zu meinem Weckruf: Deutsche Frauen, die ihr so brav eure Pflicht tatet, lernt die Schwere des Krieges **freudigen Herzens** überwinden!

Es ist keine Zeit, Feste zu feiern. Es ist gewiß nicht jedem gegeben, froh sein zu können, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Zu viel Leid ist in hunderttausend Häuser eingezogen. Aber die Kraft der freudigen Herzen darf nicht von uns weichen. Immer aufs neue müssen wir sie schöpfen aus dem Hinblick auf unsere geliebten Feldgrauen, ihre Taten und Siege — und aus dem Bewußtsein der eigenen Pflicht!

Mit dieser Freudigkeit der Herzen aber, dünkt mich, ist es nicht so bestellt, wie es sein sollte. In der ersten Zeit nach Kriegsausbruch, als die Wogen der Begeisterung stürmten, war es anders: denn da erschien auch den Frauen das schwerste Tragen leicht. Allmählich — es konnte ja nicht anders sein — drückte jede Last schwerer und schwerer. Nun erscheinen selbst kleinere Lasten unerträglich. Hier sind die Nerven schlechter geworden; dort aber ist auch der gute Wille am Erlahmen. Das darf nicht sein! Unsere Tapferen liegen vielfach seit langen, langen Monaten in demselben Schützengraben, in jedem Augenblick einer feindlichen Kugel ausgesetzt: sie halten aus! An ihnen müssen wir daheim uns ein Beispiel nehmen.

Wenn ich mich täuschen sollte, würde ich es als ein großes Glück betrachten. Aber mir scheint es, ich sehe gar zu viel mürrische Frauengesichter; ich höre allzuviel mürrische Reden aus Frauenmund: immer über denselben **Vorwurf**, über die kleinen Sorgen des täglichen Lebens. Ich weiß es leider auch, daß so mancher Brief aus der Heimat einem armen Feldgrauen an der Front das Herz schwer macht. — Das darf nicht sein!

Die Männer, die daheim blieben, tun meist schwere Arbeit. Sie haben Anspruch darauf, daß die Frau ihnen am häuslichen Herd die kargen Mußestunden nicht mit Klagen trübt. Vor allem aber haben die Kinder Anspruch darauf, daß die Mutter, über alle Fürsorge hinaus, das Herz heiter erhält. Es ist ein Kapitel für sich: die Kinder zur Kriegszeit, die Kinder, denen der Vater fehlt. Mit dem Streben, dessen festführende Hand zu ersetzen, ist es allein nicht getan. Gewiß sollen auch sie den Ernst der Zeit kennen lernen. Aber zugleich darf ihnen die Sonne nicht mangeln; die Sonne, die aus den Augen der Mutter ihnen leuchten muß. Ihre kleinen Herzen dürfen nicht verbittert werden. Wohl mag die Mutter ihnen von der Schwere der Zeit sprechen; aber sie soll ihnen, mit lächelnden Lippen, auch sagen, daß wir alles, alles überwinden werden, überwinden müssen, um des geliebten Vaterlandes willen. Soll ihnen auch sagen: Kinder, wenn wir es manchmal schwer haben, Vater, der draußen für uns kämpft, hat es hundertmal schwerer!

Die **Freudigkeit**, sagt Goethe, ist die Mutter aller Tugenden! Und der längst vergessene August Mahlmann fand das schöne, auf uns passende Wort: „Die Zeit ist schlecht; mit Sorgen trägt — Sich mancher ohne Mut. — Doch wo ein Herz voll Freude schlägt — Da ist die Zeit noch gut!" — —

Liebe deutsche Frauen und Mädchen, der alte Meergreis hat noch etwas anderes mit euch zu verhandeln. Ich weiß, es trifft nicht allzuviele von den getreuen Leserinnen. Gesagt muß es trotzdem werden, denn es gehört auch zu der Kunst des Durchhaltens.

Es sollte mit Gewalt eine deutsche Mode geschaffen werden, und es klang sehr schön, klang nach: Los von Frankreich, von Paris! Was aber dabei bisher herausgekommen ist, war höchst betrüblich. Ihr wißt, ich lebe in Berlin, und da hab' ich die Erzeugnisse dieser sogenannten deutschen Mode, sozusagen, aus erster Hand genossen: ungeheuer weite Röcke — man hat mir erzählt, bis zu sechs Meter unterer Weite; diese Röcke möglichst kurz, damit darunter ja die schönen hohen Stiefeln recht zur Geltung kommen, Stiefeln mit hohen Lederschäften und unheimlich hohen, spitzen Absätzen!

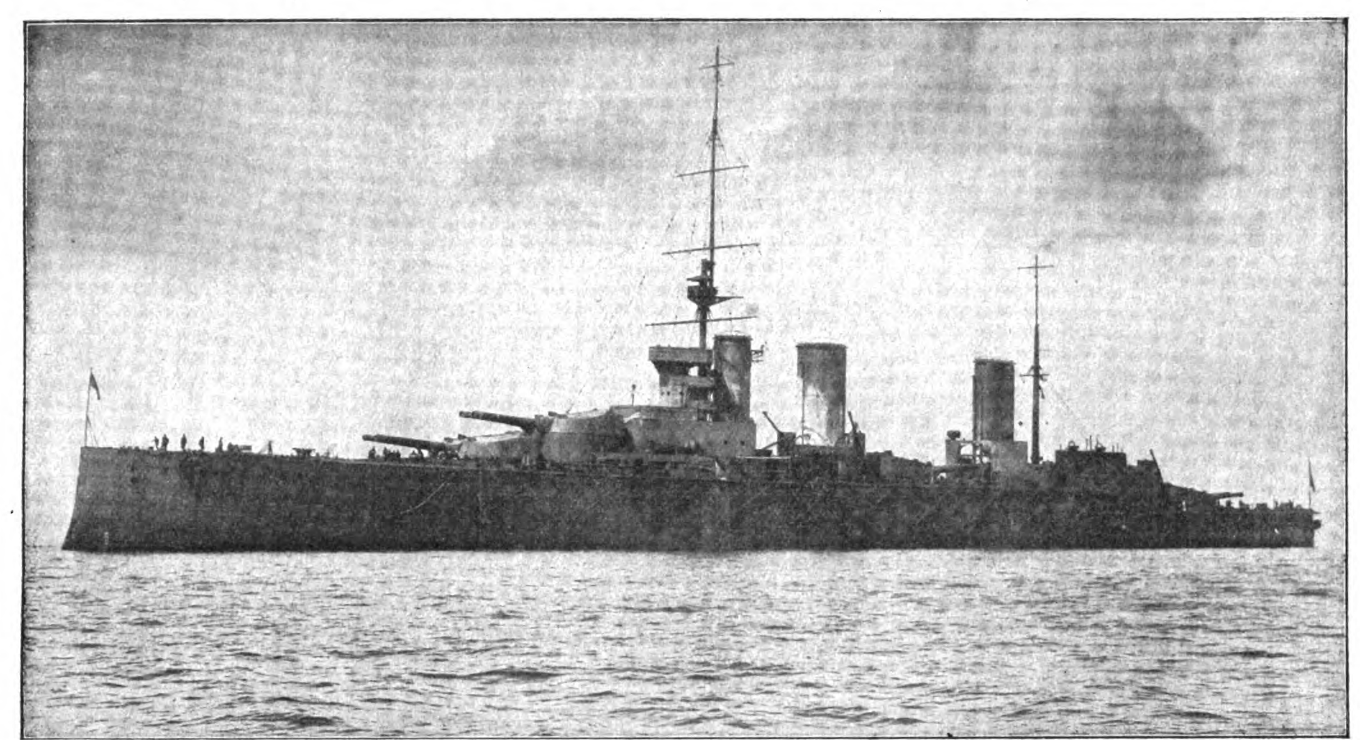
Daß diese hohen Absätze gesundheitlich schädlich sind, wird jeder vernünftige Arzt bestätigen. Ob die weiten, schlenkernden Röcke schön sind, wage ich nicht zu entscheiden; mir selbst gefallen sie freilich ebensowenig, wie die engen „Futterale", in die sich die Frauen bisher einzwängten. Deutsch ist diese Mode jedenfalls nicht: man hat mir neue französische Modeblätter gezeigt, die sie auch als jüngste Erzeugnisse der großen Pariser Häuser aufweisen. Wieder handelt es sich also um eine Nachäffung, der man mit dem schönen Worte deutsch ein patriotisches Mäntelchen umgehängt hat.

Das ist aber nicht alles und ist nicht das Wichtigste.

Wir leben, dank den edlen Vettern jenseits des Kanals, fast wie in einer belagerten Festung. Es ist nicht zu verwundern, daß uns einzelne Rohstoffe knapp werden. Dazu gehören auch Wolle, Baumwolle und Leder: gerade die Stoffe, zu deren Verschwendung die berühmte neue deutsche Mode anreizt, Stoffe, die auch unsere Heeresverwaltung notwendig braucht. Schon haben einzelne Generalkommandos in trefflicher Weise gegen diese Verschwendung ernste Worte der Mahnung gefunden.

Nun wie steht's? Wollt ihr, deutsche Frauen und Mädchen, wirklich diese Mode der Humpelröcke und der Wadenschäfte mitmachen? Ich denke, ihr macht gegen solche und ähnliche Auswüchse kräftig Front und dankt für sie. Ich gehöre nicht zu denen, die es euch verdenken, wenn ihr „hübsch aussehen" wollt. Aber die Äußerung einer jungen Frau, die mir schmollend sagte: „Wenn mein Mann aus dem Felde auf Urlaub kommt, will er doch, daß ich ‚chik' aussehe", hat mir die Röte des Zornes ins Gesicht getrieben.

Ich gehöre auch nicht zu denen, die euch abraten, euch ein neues Kleid machen zu lassen, **wenn es nötig ist**. Schon deshalb verurteile ich das nicht, weil wir alle die heimischen Gewerbe einigermaßen in Fluß zu halten versuchen müssen; die Schneiderinnen wollen auch leben. In 99 von 100 Fällen aber ist ein „neues" Kleid gar nicht vonnöten; es wird nur angeschafft, weil man „die Mode" mitmachen muß. Man muß aber nicht; man möchte nur! Meine gute Mutter hatte ein Schwarzseidenes: das hab' ich durch ein Vierteljahrhundert gekannt. Immer wieder wurde es geändert und aufgefrischt. Wohl möglich, daß meine Mutter darin nicht „chik" aussah. Das aber kann ich versichern: **vornehm** sah sie aus! Und vornehm sahen die Dämchen in den schlodderigen kurzen Humpelröcken und mit den hohen, auf spitzen Absätzen aufgebauten Schaftstiefeln gewiß nicht aus!



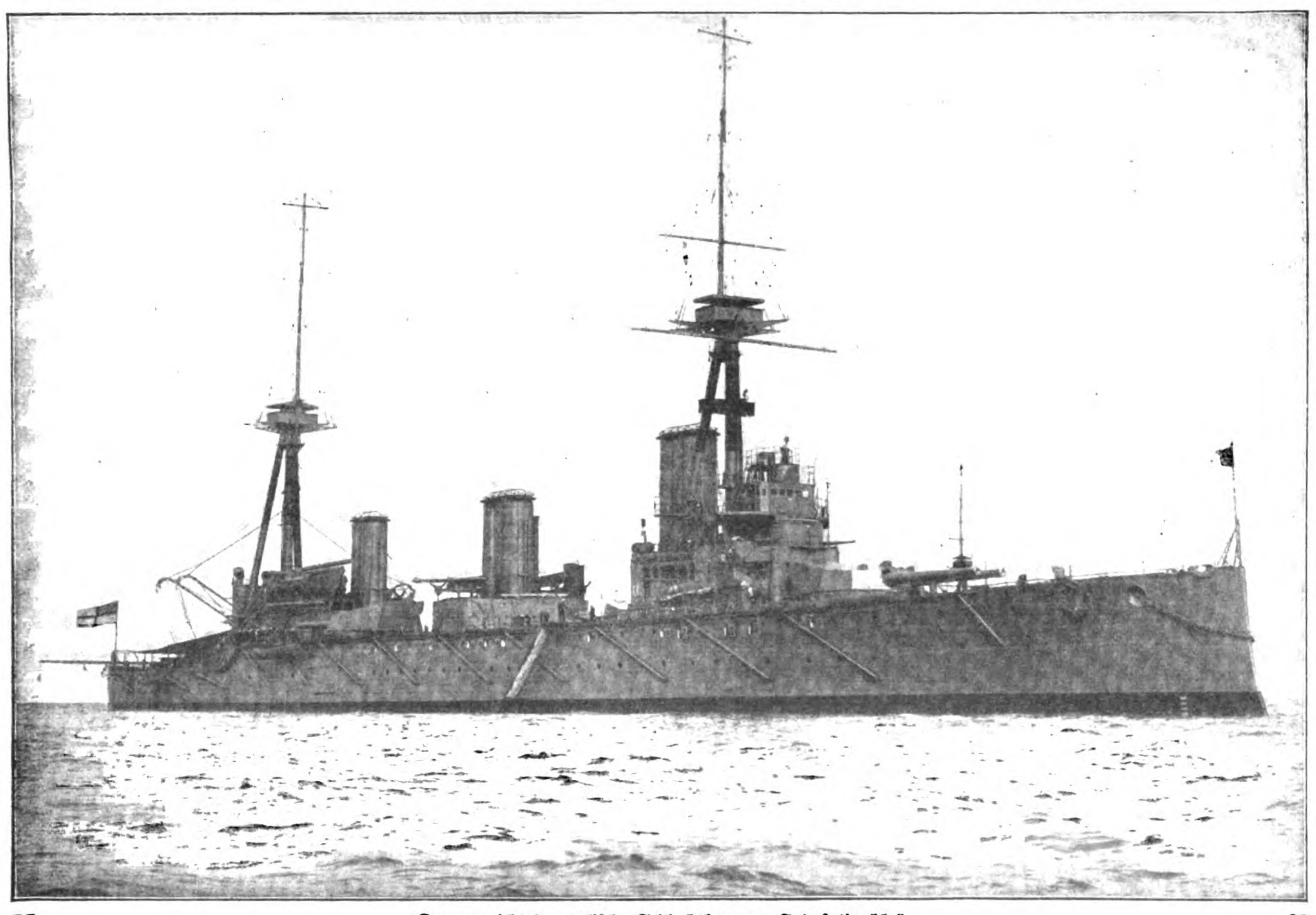
Der vernichtete englische Schlachtkreuzer „Queen Mary".

Der Sieg der deutschen Flotte.

Heller Jubel braust durch das deutsche Land. Endlich ist es unserer Flotte gelungen, die englische zu stellen und zum Kampf zu zwingen; zweiundzwanzig lange Kriegsmonate mußten vergehen, bis unsern Seeleuten der glühende Wunsch nach einer Abrechnung mit dem ärgsten unserer Gegner erfüllt wurde.

Zu einem Zusammenstoß von Linienschiffs-Geschwadern war es bisher nicht gekommen. Trotz mehrfacher Vorstöße unserer Streitkräfte nach der Doggerbank und nach der englischen Küste blieb es meist bei einem Herumgeschieße mit englischen Zerstörern und sonstigen kleineren Schiffen. Abgesehen von dem Gefecht am 28. August 1914 bei Helgoland, und den Seeschlachten am 1. November 1914 bei Coronel, am 8. Dezember 1914 bei den Falklands-Inseln und am 24. Januar 1915 auf der Doggerbank hatte der Krieg auf See sich zu einem Kleinkrieg entwickelt; die großen Schiffe verschwanden von der offenen See, und kleinere und kleinste Schiffe, besonders unsere Unterseeboote, behaupteten das Feld. Aus dem in rastloser Friedensarbeit entwickelten und so oft herbeigesehnten Geschwaderkampf, aus den immer wieder geübten Torpedobootsangriffen wurde der Krieg der Kapitänleutnants. — Man fragte sich: sollte die Zeit der großen Schiffe mit einem Schlage vorbei sein?

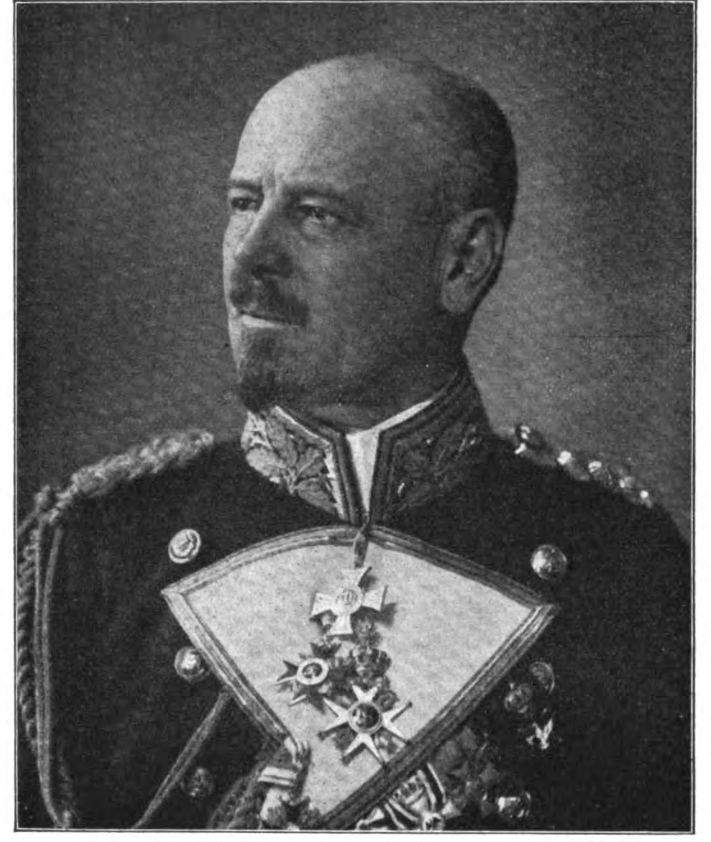
In dem Gefühl stolzer Überlegenheit, hatte der Erste Lord der englischen Admiralität, Winston Churchill, kurz nach



Der vernichtete englische Schlachtkreuzer „Indefatigable".

Beginn des Krieges verkündet, daß er die deutschen Schiffe wie Ratten aus den Löchern heraustreiben wollte; es dünkte ihm ein leichtes, mit einer bedeutend überlegenen Flotte die deutsche in dem „nassen Dreieck“ zu erledigen. Doch bald mußten die Engländer umlernen. Waren es in den ersten Wochen die Minen, die kühne Behauptungen über die englische Vorherrschaft zur See Lügen straften, so hielten nach den unvergeßlichen Taten unserer Weddigen und Hersing unsere U-Boote alle größeren englischen Schiffe immer mehr von der See fern. Und als selbst die Nacht und das Zickzackfahren diesen keine Sicherheit vor der „Wasserpest“ bot, da zogen die Besatzungen der großen Schiffe Albions es vor, in schützenden Häfen über die Vergänglichkeit irdischer Größe nachzudenken. Nur ein Zufall konnte zu einer großen Seeschlacht führen, wie wir alle sie unserer Marine schon lange von Herzen zugedacht hatten. Eine Beendigung des Krieges, ohne daß es vorher zu einer gründlichen Abrechnung auf See gekommen wäre, hätten wir unserer Flotte wirklich nicht gewünscht. Und einem Zufall ist es wohl zuzuschreiben, daß es unserer vorzüglichen Aufklärung gelungen war, den Feind am 31. Mai zwischen Horns Riff und dem Skagerrak festzustellen und ihn zum Kampf zu zwingen.

Was mag die Engländer nun dazu veranlaßt haben, mit einer Flotte von mindestens 34 Großkampfschiffen, mit allem Drum und Dran an Kreuzern, Torpedobooten und U-Booten nach der dänischen Küste vorzustoßen? Der Gedanke der Forcierung des Sundes oder des großen Belts, um danach mit einer um vieles überlegenen Flotte in der Ostsee auftreten und womöglich eine Einwirkung auf die übrigen Kriegsschauplätze ausüben zu können, ist gewiß ohne weiteres von der Hand zu weisen. Wir können den Engländern ruhig soviel Überlegung zutrauen, daß sie nicht auf den Gedanken kommen, unsere ausgedehnten Minenfelder an den Eingängen zur Ostsee bezwingen zu wollen, noch dazu ohne Sperrbrecher und ohne die Flottillen von Minensuchern. Es hat sich wahrscheinlich darum gehandelt, mit einer auf jeden Fall überlegenen Streitmacht die Nordsee abzustreifen, die englische Flagge an der dänischen und norwegischen Küste zu zeigen, um dann aller Welt verkünden zu können: „Wir liegen mit unseren großen Schiffen nicht mehr in Scapa Flow und Rosyth, wir fahren in der Nordsee herum, ohne ein deutsches Kriegschiff zu sehen“.



Vizeadmiral Hipper, der die Aufklärungsschiffe in der Seeschlacht vor dem Skagerrak befehligte. Aufnahme des Hofphotographen Ferd. Urbahns.

Schon Tage vorher waren englische Verbände von der norwegischen Küste aus gesichtet und die Luft war von ihnen anscheinend als rein befunden worden. So sind denn die Engländer unvermutet auf unsere Hochseeflotte gestoßen, die durch die vorzügliche Aufklärung unserer Luftschiffe und Flugzeuge über Stärke, Marschordnung und Fahrrichtung des Gegners gut unterrichtet war. Unserem Gros voraus fuhren die Schlachtkreuzer und leichten Kreuzer; sie bekamen als erste am Nachmittage des 31. Mai gegen fünf Uhr Fühlung mit dem Feinde. Wahrscheinlich haben seine Fühlungshalter die deutschen Schiffe für ein kleineren Kreuzerverband angesehen. Aus dem Geplänkel der vorgeschobenen Kreuzer hat sich dann bald eine ganze Reihe schwerer Kämpfe entwickelt, die trotz der ganz bedeutenden Überlegenheit des Gegners für uns erfolgreich verlaufen sind.

Die englische Flotte hat aus mindestens 34 Großkampfschiffen bestanden, war also in diesem Schiffstyp unseren Schiffen um nahezu das Doppelte über. Aus der Anwesenheit des bald gesunkenen Großkampfschiffes „Warspite“ können wir mit ziemlicher Sicherheit entnehmen, daß auch die übrigen drei Schiffe dieser Klasse auf dem Kampfplatz waren. Diese Schiffe sind mit je acht 38-Zentimeter Geschützen bestückt, die übrigen englischen Großkampfschiffe tragen durchweg 34-Zentimeter Geschütze, denen wir als schwerstes Kaliber das 30,5-Zentimeter Geschütz entgegensetzen konnten. Eine Berechnung und ein Vergleich des Breitseitengewichts würde die an sich schon bedeutende Überlegenheit der Engländer weit über das Doppelte steigern. Die Engländer haben sich in dem Hervorheben ihres überlegenen Breitseitgewichtes in ihrer Fachliteratur immer viel zugute getan, während wir in dem stolzen Vertrauen auf Kruppsches Material, bessere Durchbildung der Schiffsartillerie und schnellere Schußfolge bei dem 30,5-Zentimeter Geschütz blieben, bis wir bei den neuesten, aber noch nicht frontbereiten Linienschiffen auch zum 38-Zentimeter Geschütz übergegangen sind.

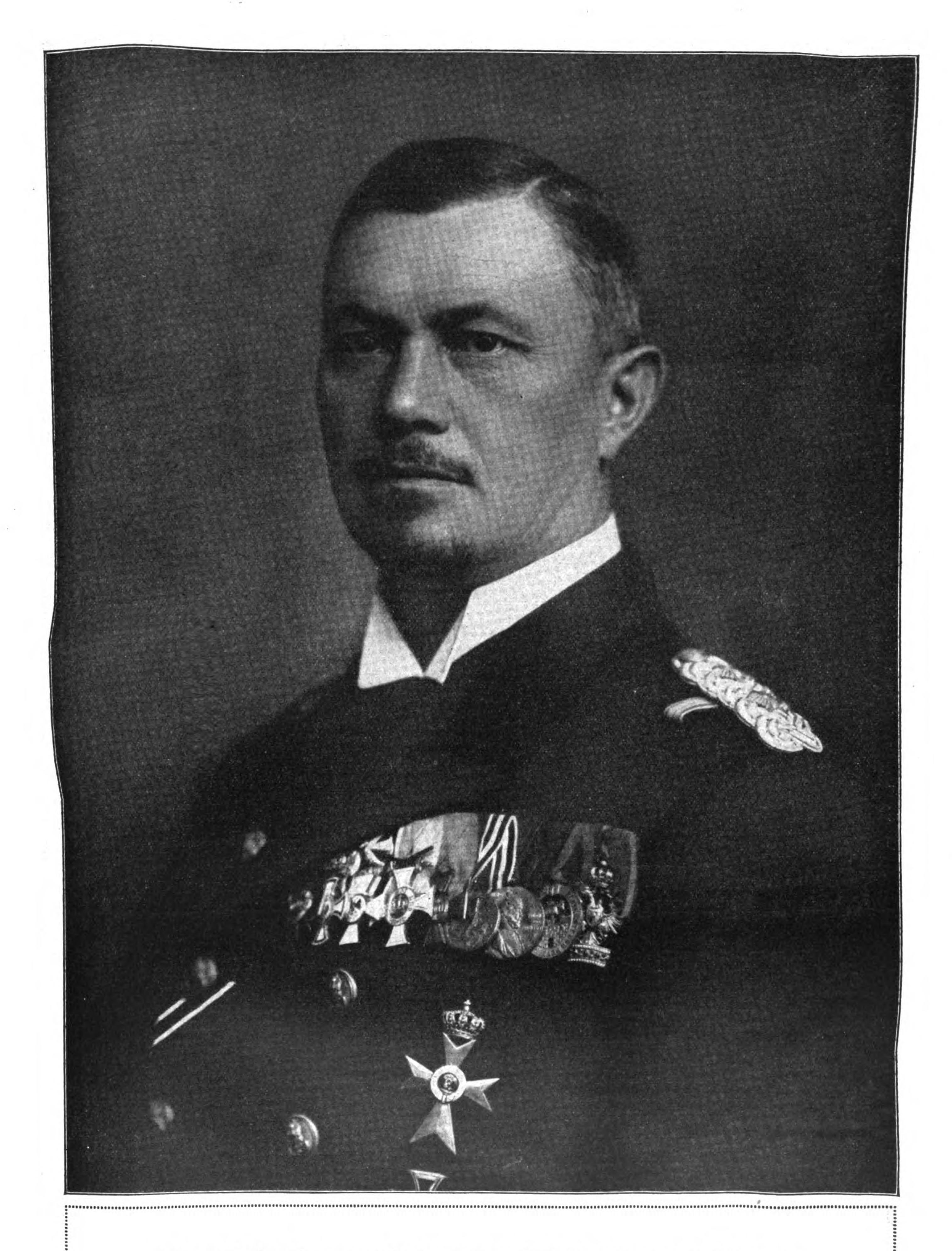
Dieser großen Überlegenheit gegenüber kam uns nun unsere glänzende Torpedobootstaktik zu Hilfe. Die Gefechtsentfernungen am Nachmittage des 31. Mai sind bedeutend geringer gewesen als z. B. am 24. Januar 1915, wo die großen Schiffe nie näher als auf 15000 Meter aneinander herangekommen sind. Die in den Ergänzungen zu dem amtlichen Bericht von zuständiger Seite erwähnten Witterungsverhältnisse haben die Gefechte sich auf Entfernungen abspielen lassen, die ein mehrfaches Ansetzen der Torpedoboote ermöglichten: eine Flottille kam z. B. allein dreimal auf wirksame Schußweite, also wahrscheinlich auf mindestens 3—4000 Meter, an den Feind heran. In welch vorzüglicher Durchbildung diese Waffe steht, beweisen die verhältnismäßig geringen Verluste von 5 Booten, deren Besatzungen noch dazu zum großen Teil durch uns geborgen wurden. Daß der Gegner ebenfalls seine Torpedoboote ansetzte, beweisen seine großen Verluste an Zerstörern. Allein der „Westfalen“, dem Spitzenschiff d. h. dem ersten der in Kiellinie fahrenden Linienschiffe, fielen 6 Boote zum Opfer.

Die Tagschlacht wird so verlaufen sein, daß die Verbände einander laufende Gefechte mit großer Geschwindigkeit geliefert haben, bei denen sie nach dem Auseinanderziehen jedesmal auf Gegenkurs gelaufen sind, um den Kampf erneut zu beginnen. Zwischen unseren feuernden Linienschiffen sind dann unsere Torpedoboote durchgebrochen. Bis 9 Uhr abends waren das Großkampfschiff „Warspite“, der Schlachtkreuzer „Queen Mary“ und der „Black Prince“ oder die „Defence“ gesunken.

Beim Dunkelwerden, nach 9 Uhr, sind die beiden Flotten anscheinend für kurze Zeit auseinander gekommen, denn nach den Ausführungen zum amtlichen Bericht haben sich erst während der Nacht erbitterte Torpedobootsangriffe und Kreuzergefechte abgespielt, in denen die übrigen als gesunken gemeldeten Engländer erledigt wurden. Augenscheinlich hat keiner weichen wollen, und alle Berichte unserer Streitkräfte zollen der Tapferkeit der Engländer wohlverdiente Anerkennung.

Aus unserer Meldung, daß wir Teile der Besatzungen der untergegangenen englischen Schiffe aufgefischt haben, ebenso, daß ein großer Teil der Besatzungen unserer Torpedoboote durch uns gerettet worden ist, geht einwandfrei hervor, daß wir das Schlachtfeld behauptet haben, soweit man überhaupt bei einer Seeschlacht und den großen Entfernungen davon reden kann. Mit welch bitteren Gefühlen mögen die stolzen Engländer abgedreht haben, um sich aus dem Bereich unserer Granaten und Torpedos zu bringen, ihre im Wasser treibenden Leute unserer Barmherzigkeit überlassend.

Wie der Heimmarsch der Engländer vor sich gegangen ist, wissen wir noch nicht. Den Feind durch unsere Luftfahrzeuge beobachten zu lassen, ist der schlechten Witterungsverhältnisse wegen anscheinend nicht möglich gewesen, auch ist die Schlacht in der Nacht abgebrochen worden, so daß der abziehende Gegner von den Schiffen nicht beobachtet werden konnte. Nach einwandfreier Feststellung ist eine große Reihe englischer Schlachtschiffe durch unsere Artillerie und Torpedos schwer beschädigt worden, u. a. „Marlborough“, eines der neuesten Linienschiffe. Es war anscheinend Nordseewetter, d. h. leicht bewegte See mit Südwestwind; die Überführung schwer havarierter Schiffe, die womöglich noch bewegungsunfähig



Vizeadmiral Scheer, der Sieger in der Seeschlacht vor dem Skagerrak.
Aufnahme des Hofphotographen Ferd. Urbahns.



Das deutsche Linienschiff „Westfalen“, das im Nachtgefecht sechs englische moderne Zerstörer vernichtete.

waren und auch sicher Lecks verschiedenster Abmessungen hatten, muß den Engländern unglaubliche Schwierigkeiten bereitet haben. Wir können mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß nicht alle havarierten Schiffe den sicheren Hafen erreichten; die Unmöglichkeit, solche ohne Gefährdung minder beschädigter Schiffe mitführen zu können, besonders der deutschen U-Boote wegen, verschiebt das Ergebnis der Schlacht noch mehr zu unseren Gunsten. Der Untergang der von uns nicht gemeldeten „Invicible“, ebenso das Verlassen des „Warrior“ ist darauf zurückzuführen. Hoffentlich befinden sich unter den sechs englischen Schiffen, über die Nachrichten fehlen, noch einige größter Abmessungen. Die recht verspätete Bekanntgabe der Verluste in der Seeschlacht, dazu vorläufig ohne jegliche weitere Ausführungen, läßt darauf schließen, daß die englische Admiralität ziemlich rat- und hilflos der Niederlage gegenüber steht. Sir John Jellicoe, der englische Flottenchef, ist anscheinend noch nicht zum Bericht erschienen; sein Flaggschiff war der „Iron Duke“, ein Schwesterschiff des schwer beschädigten „Marlborough“. — Wir verloren in der Seeschlacht ein Linienschiff, einen neuen und einen veralteten Kreuzer, ein weiterer Teil ist erheblich mitgenommen und braucht seine Zeit zur Ausbesserung; mancher brave Offizier, mancher brave Mann hat die Treue für Kaiser und Reich mit seinem Tod besiegelt oder schweren Schaden an seiner Gesundheit gelitten, aber wir waren die Sieger in der bisher größten Seeschlacht der Geschichte. Trotzdem der Gegner uns erheblich überlegen war, haben wir ihm äußerst schwere Verluste zugefügt, seine Flotte zu einem Heimmarsch gezwungen, der ihn zwei Tage nach der Schlacht noch in Unkenntnis über sechs seiner Schiffe läßt. Mit dem bis jetzt bekannten Verlust von vier Großkampfschiffen, drei Panzerkreuzern und einer Anzahl kleinerer Schiffe ist der Nimbus der englischen Überlegenheit zur See, der Glanz von Trafalgar endgültig dahin.

Unseren siegreichen Seestreitkräften aber rufen wir ein „Glückauf zu weiteren Fahrten“ zu. Kr. St.

Kriegslehren. Von Karl Schewe.

Was hat der Weltkrieg uns gelehrt?
„Es gibt keinen Frieden ohne das Schwert!“
Wir wollten friedlich in Deutschland schalten,
Friedlich ein Stückchen Äquator verwalten,
Friedlich fahren auf freien Meeren,
Friedlich und neidlos den Nachbar verehren.
So groß schien manchem des Friedens Segen,
Daß er riet, die Waffen niederzulegen.
Da kam der Weltkrieg und hat uns gelehrt:
„Es gibt keinen Frieden ohne das Schwert!“

Der Weltkrieg hat uns zum andern gelehrt:
„Es gibt keine Wahrheit ohne das Schwert!“
Wir haben Bismarck und Goethe und Kant,
Die besten Gesetze, das blühendste Land,
Und wurden nicht müde, den Quellen zu lauschen,
Die heimlich in fremden Volkstiefen rauschen.
Da brüllten plötzlich der Neider Scharen:
„Zur Hölle mit Deutschland, dem Hort der Barbaren!“
Wie grimmig hat da der Krieg uns gelehrt:
„Es gibt keine Wahrheit ohne das Schwert!“

Zum dritten hat uns der Weltkrieg gelehrt:
„Es gibt keine Bürgschaft außer dem Schwert!“
Was nützen uns Saaten auf üppigen Beeten,
Wenn neidische Nachbarn sie grinsend zertreten?
Was nützt es, zu streben nach weisen Gesetzen,
Wenn Feindesfäuste sie höhnend zerfetzen?
Achill starb jung, doch blieb er in Huld;
Fällt Deutschland früh, ist es Deutschlands Schuld.
Denn uns alle hat donnernd der Weltkrieg gelehrt:
„Wer ewig will leben, der stützt sich aufs Schwert!“

Zuletzt aber hat uns der Weltkrieg gelehrt:
„Man siegt mit dem Schwert, doch nicht durch das Schwert!“
Nur wenn der Geist ein Volk durchdringt
Und alle Bosheit niederzwingt,
Wenn's ahnend pocht wie Weltberuf
In Herzen, die der Geist sich schuf,
Nur wenn die Seele sprüht im Schwert
Und diese Seele Gottes wert:
Nur dann verbürgt der Sieg im Streit
Dem siegenden Volke die Ewigkeit.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

31. Mai 1916: Rege Feuertätigkeit zwischen Kanal La Bassée und Arras. Fortschritte südlich des Dorfes Cumières. — Die italienischen Forts **Asiago und Arsiero genommen.** Im Mai 694 italienische Offiziere und 30000 Mann gefangen und 299 Geschütze erbeutet.

1. Juni: Angriffe auf «Toten Mann» und die Caurettes-Höhe. Erfolge bei Obersept. — Artillerietätigkeit in Wolhynien. — Fortschritte bei Arsiero und Asiago. — Gefechte am Dojran-See in Mazedonien. — **Großer deutscher Seesieg vor dem Skagerrak.**

2. Juni: Heftige Kämpfe südwestlich Givenchy. — Östlich der Maas der Caillettewald erstürmt; Gefechte bei Vaux. — Heftige Artilleriekämpfe an der wolhynischen und bessarabischen Front. — Neue Fortschritte im Raum von Arsiero. — Gefechte östlich Walona.

3. Juni: Der Höhenrücken südöstlich von **Zillebeke erstürmt.** Kämpfe bei Arras, Albert und Ripont (Champagne). Östlich der Maas heftige Angriffe am Caillettewalde und bei Vaux; das **Dorf Damloup erstürmt.** — Geschützkämpfe an der bessarabischen Front und in Wolhynien. — Gefechte am Monte Barco und bei Grenzeck.

4. Juni: Angriffe bei Zillebeke, Arras und Albert. An der Maas Kämpfe bei Höhe 304 und zwischen Caillettewald und Damloup. — Trommelfeuer bei Olyka. — Heftige Kämpfe bei Asiago—Monte Cengio. — Gefecht an der unteren Vojusa.

5. Juni: Angriffe bei Zillebeke und Prunay. An der Maas Kämpfe bei Haucourt—Esnes, zwischen Caillettewald und Damloup, im Chapitrewald und am Fumin-Rücken südwestlich Dorf Vaux. Fliegerkämpfe im Mai: Feindliche Verluste im Luftkampf 36 Flugzeuge, durch Abschuß 9, durch unfreiwillige Landung 2, zusammen 47 Flugzeuge; unsere Verluste im Luftkampf 11, durch Nichtrückkehr 5, zusammen 16 Flugzeuge. — Schlacht zwischen dem Pruth und dem Styr-Knie.

6. Juni: Heftige Kämpfe auf dem Fumin-Rücken. — Nördlich der Okna Rücknahme der Linie; sehr heftige Kämpfe bei Jaslowo und Trembla, Tarnopol, Sazonow, Olyka. — Lord Kitchener und sein Stab mit dem Kriegsschiff «Hampshire» ertrunken.

7. Juni: Die englischen Stellungen bei Hooge genommen. **Die Panzerfeste Vaux erobert.** Fortschritte bei Damloup. — In Wolhynien Rücknahme der Linie in den Raum von Luck; alle anderen Angriffe der Russen abgewiesen. — Fortschritte südwestlich Asiago.

8. Juni: Artilleriekämpfe beiderseits der Maas. — Gefecht südlich Smorgon. Kämpfe am Styr, an der Ikwa und an der Strypa. — Fortschritte auf der Hochfläche von Asiago; der Monte Meletto erstürmt.

9. Juni: Östlich der Maas Angriffe bei Thiaumont und zwischen Feste Vaux und Chapitrewald. Bei St. Dié Sprengungen. — Kämpfe bei Kolki, nordwestlich Tarnopol und am Dnjestr. — Monte Sisemol und Monte Castelgomberto erobert; Monte Lisser wird beschossen.

10. Juni: Kämpfe auf dem Höhenkamme südwestlich des Forts Douaumont, im Chapitrewalde und auf dem Fuminrücken; westlich der Feste Vaux ein Feldwerk erstürmt. — Äußerst erbitterte Angriffe zwischen Okna und Dobronoutz, an der unteren Strypa, nordwestlich Tarnopol, im Raum von Luck, bei Kolki und Czartorysk. — Gefechte zwischen Etsch und Brenta sowie am Tolmeiner Brückenkopf.

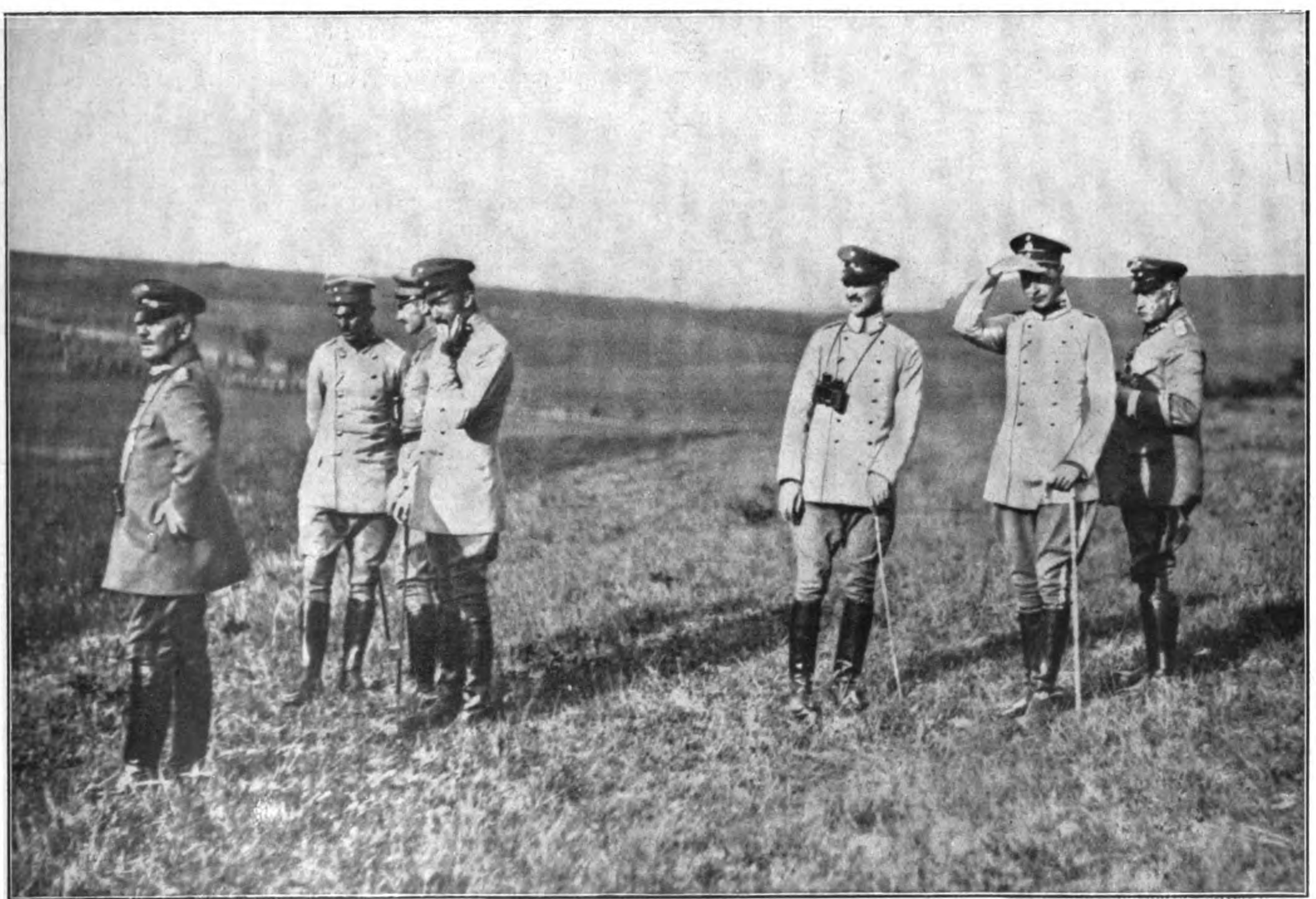
11. Juni: Vorstoß westlich Markirch. — Erfolge bei Kolki und Tarnopol. Im Nordteile der Bukowina nach erbitterten Kämpfen die Linie zu ückgenommen. — Monte Lemelre besetzt. — Der italienische Hilfskreuzer «Principe Umberto» versenkt.

12. Juni: Vorstoß nördlich Perthes. — Russische Angriffe nordwestlich Buczacz zurückgeworfen, ebenso östlich Wisniow. Kämpfe bei Tarnopol und westlich Kolki. — Mestre und das Arsenal von Venedig mit Luftbomben belegt.

13. Juni: Angriffe südöstlich Ypern. Fortschritte beiderseits des von der Feste Douaumont streichenden Rückens. — Kämpfe bei Dubena, Baranowitschi und Przewloka an der Strypa, ebenso am Pruth südlich Bojare, Burkanow, nordwestlich Tarnopol, Sapanow, Dubno, Sokul am Styr und bei Kolki. — Zwischen Etsch und Brenta sowie in den Dolomiten Artilleriekämpfe.

Von der Westfront.

Auf der ganzen Westfront ist im Laufe des vergangenen Monats erbittert gekämpft worden, ohne daß es zu wirklichen Entscheidungen gekommen wäre. Das Ergebnis ist aber für uns doch günstig, denn überall haben wir entweder unsere Stellungen gegen die immer wieder mit z. T. großer Übermacht angreifenden Feinde gehalten, oder wir haben an anderen Stellen, wo unsere Truppen selbst zum Angriff schritten, in langsamem aber sicherem Vordringen mehr und mehr Raum gewonnen. — Nachdem es uns in den letzten Wochen des Februar gelungen war, östlich der Maas bis unmittelbar an die Forts im Norden und Osten von Verdun vorzustoßen, rafften die Franzosen alles, was sie an Reserven angesammelt hatten, zusammen und warfen uns ihre Truppen, die furchtbarsten Verluste nicht achtend, in immer erneuten Anstürmen entgegen. So kam unser schneller Vormarsch dort zunächst zum Stehen. Aber nun setzten die deutschen Heere auch westlich der Maas an und drückten die französischen Stellungen auch hier mehr und mehr zurück, obgleich unsere Feinde viel-



Kronprinz Wilhelm vor Verdun.

fach einen geradezu verzweifelten Widerstand leisteten. Die sehr übersichtliche und anschauliche Vogelschaukarte, die wir einer französischen Zeitschrift entnehmen, zeigt dies Gelände westlich der Maas von Verdun aus gesehen: ganz links die viel umkämpfte Höhe 304, in der Mitte die ebenfalls heiß umstrittene Kuppe des „Toten Mannes“ und ganz links den Lauf der Maas mit dem jetzt auch von uns genommenen Dorfe Cumières. Ein Blick auf diese Reliefkarte genügt, um zu begreifen, weshalb unsere Angriffe auch hier nicht schneller zum Ziele führen.

Vor einem Monat etwa besaßen wir Höhe 304 sowie den „Toten Mann“ bereits; aber die Franzosen rannten immer wieder vergeblich gegen beide an. Dann wurden die Gräben beiderseits der Straße Haucourt—Esnes bis in die Höhe der Südspitze des Camard-Waldes genommen. Darauf gelang es, unsere Linien auf den Süd- und Südwesthängen des „Toten Mannes“ vorzuschieben und die französischen Stellungen auf den östlichen Ausläufern der Höhe 304 zu stürmen. Am 25. Mai nahmen dann thüringische Truppen das hart an der Maas liegende Dorf Cumières im Sturm, und acht Tage später wurden die französischen Stellungen zwischen der Südkuppe des „Toten Mannes“ und dem Dorfe Cumières in ihrer ganzen Ausdehnung erobert. In den Tagen, wo diese Zeilen geschrieben werden, gehen die Kämpfe besonders um das Gelände beiderseits der Straße von Haucourt nach Esnes im Tale westlich der Höhe 304.



Eroberte Knüppeldämme in den Sümpfen der oberen Maasebene bei Verdun. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Aber auch im Osten der Maas waren, wie wir schon sagten, die Kämpfe heftig, und auch hier sind ebenfalls schöne Erfolge erzielt worden. Die wichtigsten sind, daß der vielumkämpfte Steinbruch südlich des Gehöftes Haudromont endgültig in unseren Händen blieb und daß der Feind im Süden vom Fort Douaumont und bis zu den Höhen am Westrand des Thiaumont-Waldes weiter zurückgeworfen wurde. Weiter konnten der Caillette-Wald und am Osthang der Maashöhen das stark ausgebaute Dorf Damloup erstürmt werden. Ebenso endlich auch noch das starke Panzerfort Vaux.

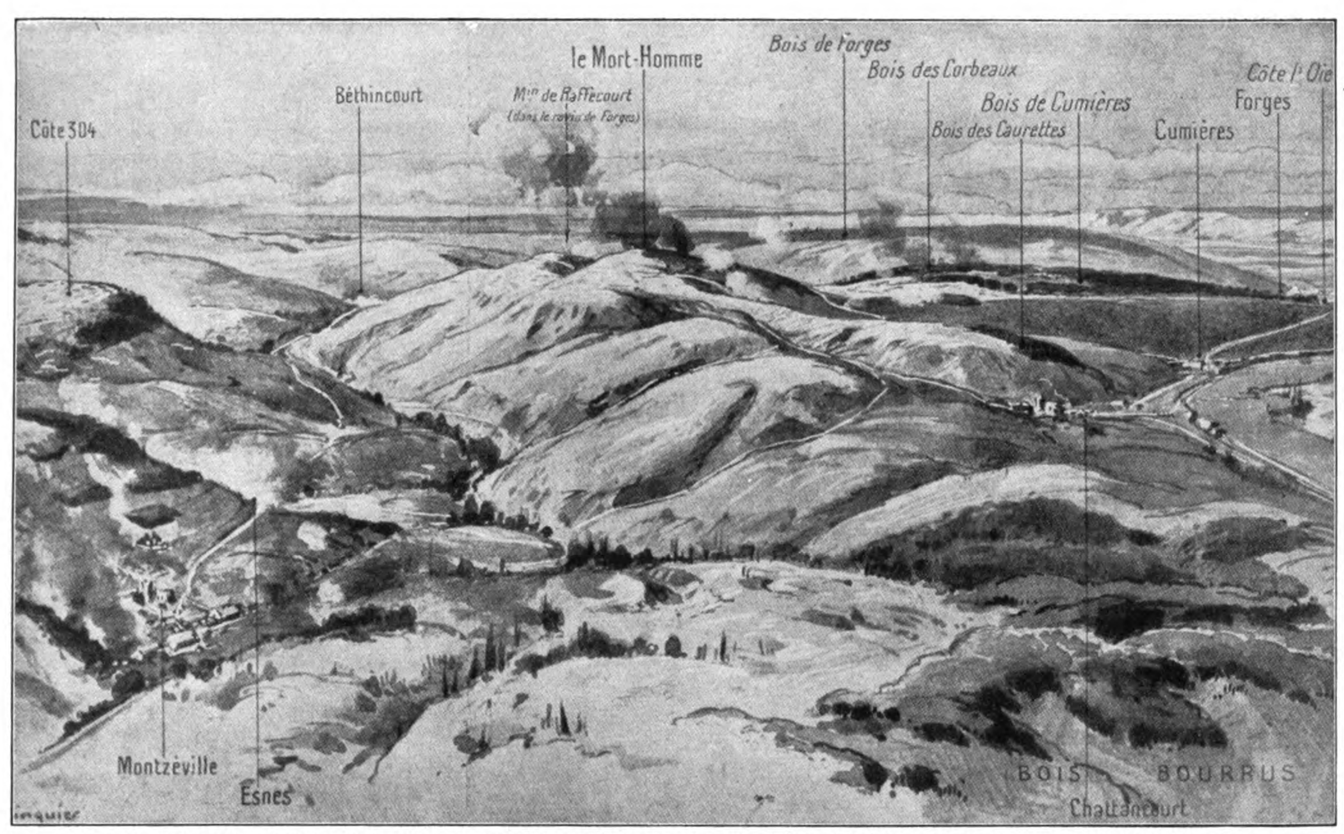
Wie unser Kaiser die Lage hier an der Westfront einschätzt, zeigt seine Rede an die Seeoffiziere in Wilhelmshafen am 5. Juni, wo er aussprach, daß der Feind vor Verdun langsam anfinge zusammenzubrechen. Möge der Himmel geben, daß dem wirklich so ist! —

Erfolge hatten wir übrigens auch am nördlichen Teile der Westfront, wo uns die Engländer gegenüberstehen. Vor etwa drei Wochen gelang es unseren Truppen südwestlich von Givenchy en Gohelle in einer Ausdehnung von zwei Kilometer mehrere Linien der Feinde zu erobern; besonders wichtig aber ist, daß in den ersten Junitagen württembergische Regimenter den Höhenrücken südöstlich von Zillebeke und das vielumkämpfte Hooge erstürmen konnten, wobei ein General, ein Oberst und 13 andere Offiziere neben 500 Soldaten gefangen wurden.

An den sonstigen Stellen der Westfront, die im Laufe des jetzigen Krieges viele Kämpfe gesehen haben — in der Champagne, den Argonnen, an der Combres-Höhe, bei Souchez



Ein Teil der vielumstrittenen Croix de Carmes. Die Photographie der Abbildung wurde in einem französischen Graben vor Verdun gefunden.



Der „Tote Mann" inmitten der Höhenrücken, die sich am Maasufer entlang ziehen. Nach der Zeichnung eines französischen Fliegers.

und Tahure, an der „Croix de Carmes", sowie in den Vogesen — war es verhältnismäßig ruhig. —

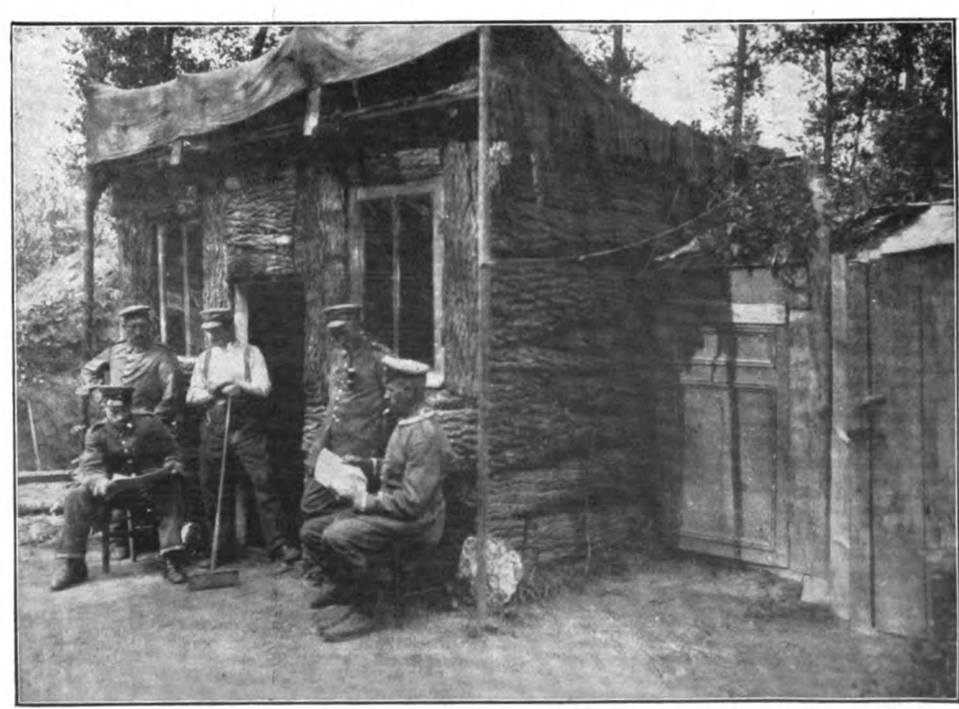
Im Augenblick, wo diese Zeilen zum Druck gehen, bringt der Draht zwei wichtige Nachrichten. Einmal: Lord Kitchener ist samt seinem Stabe mit dem Panzerkreuzer „Hampshire", auf dem er sich nach Rußland begeben wollte, in der Nacht des 5. Juni westlich der Orkney-Inseln untergegangen und ertrunken. Und dann aus dem fernen Osten: der erste Präsident der chinesischen Republik Juanschikai ist am selben Tage „gestorben", angeblich an Urämie; ob vergiftet steht noch nicht fest.

Lord Kitchener of Chartum war der einzige Mann in England, der seinen Landsleuten in Sachen des Landkrieges als Autorität galt. Er war unser Feind, unser härtester, grausamster Feind, der Erfinder des gegen Englands Gegner gern angewendeten Aushungerungssystems und ein Anhänger des unbedenklichen Gebrauchs aller, auch der grausamsten Kriegsmittel. Für England war Lord Kitchener eine bedeutende Persönlichkeit, und es wird nicht leicht sein ihn zu ersetzen. Zuerst machte er sich bekannt durch die Schlacht von Omdurman, in der er die Reiterscharen des Mahdi durch Maschinengewehre zu vielen Tausenden niedermähte. Er hatte seitdem den blutigen Beinamen des Schlächters von Omdurman. Seine größten Lorbeeren erntete er aber bei seinen Landsleuten durch die Niederwerfung des Burenaufstandes. Deutschland hat diesen Mann nie gefürchtet, denn gegen unsere Heere versagten die brutalen Mittelchen Kitcheners. W. K.

Die andere Welt. Von Prof. Dr. Georg Wegener, Kriegsberichterstatter.

Wenn das Auge sehr lange unausgesetzt auf eine und dieselbe Farbe geschaut hat und sich dann einen Augenblick davon ablenkt, so entsteht vor ihm von selbst das Bild einer anderen, die jener ersten gänzlich unähnlich, ja entgegengesetzt scheint, die aber dennoch innerlich durchaus zu ihr gehört, als ihre natürliche Ergänzung, ihre „Komplementärfarbe". Ich möchte heute einmal von ganz, ganz anderen Dingen, als vom Kampf an der Front reden; von Dingen, die gar nichts damit zu tun, ja augenblicklich gar kein Recht auf Beachtung zu haben scheinen. Und dennoch weiß ich, daß ich Saiten anschlagen werde, die in ungezählten Tausenden hier draußen mitschwingen, je länger, je mehr. — Ich will dabei, wie es meine Art ist, ganz persönlich bleiben und das, was ich zum Ausdruck bringen will, an eine Plauderei über mein eigenes Quartier anknüpfen. Habe ich doch hier so oft von denen der anderen gesprochen, von den Waldlagern, den Blockhäusern und den sonstigen Wohnstätten aller Art, und wie die Insassen sie sich nach Möglichkeit behaglich zu machen versucht haben, mit Gartenanlagen, Möbeln, Bildern; warum soll ich nicht nach Jahr und Tag auch wieder einmal von dem meinigen reden?

Auch der Kriegsberichterstatter lebt nicht wie frü-

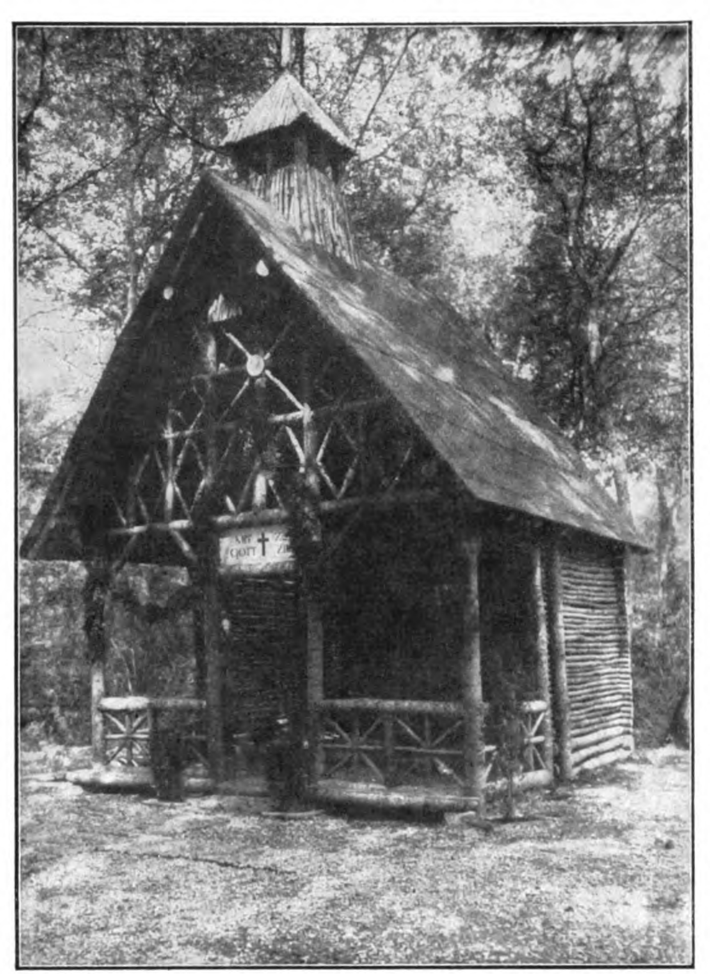


Wohnstätte unserer Feldgrauen auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Aufnahme von Gebr. Haeckel.

here Jahrhunderte es vom Paradiesvogel glaubten, schwebend zwischen Himmel und Erde. Im Gegenteil, er braucht einen erträglichen Unterschlupf, vielleicht mehr als mancher andere hier. Gewiß, wenn er draußen an der Front ist, wenn er Zeuge werden darf von irgend einem bedeutsamen Vorgang, wenn es Eindrücke erschütternder Art, Erlebnisse, die ihm das Wesen des Gesamtgeschehens persönlich verlebendigen, zu sammeln gilt, dann spielt die Frage seines Unterkommens für ihn keine Rolle; dann ist ihm die Wunderlichkeit oder die Unzulänglichkeit seines Quartiers wohl sogar ein Mittel, sich noch mehr mit den Truppen und ihren Handlungen eins zu fühlen. Wenn er dann aber heim kommt in sein festes Standquartier, ist es für ihn und für die Sache doch sehr wünschenswert, daß er dort Ruhe und, soweit sie zu schaffen, eine gewisse Bequemlichkeit vorfindet. Denn er kann nicht, wie die aus den Schützengräben in die Ruhestellung abgelöste Truppe sich einem die Nerven wiederherstellenden Dämmerzustand hingeben, sondern seine eigentliche Arbeit, das Sichten, innerliche Meistern und äußere Formen der zahllosen, oft übermächtigen Eindrücke, beginnt erst dann. —

Viele Monate hindurch haben wir ein ganz reizendes Quartier gehabt. Wir bewohnten, wie ich seinerzeit hier schon einmal erzählte, vor der Stadt, auf den Höhen über dem Strom und am Rand der großen Wälder, die hier beginnen, eines jener zahlreichen französischen Châteaus, die, wenn die Besitzer geflohen sind, mit ihren vielen wohl eingerichteten Gastzimmern die gegebenen geradezu unübertrefflichen Quartierstätten einer das Land besetzenden feindlichen Armee sind.

Dann aber wurde dieses Schlößchen anderweitig gebraucht, und wir mußten in die Stadt hinunterziehen. Frei war hier unter den für uns passenden Räumlichkeiten nur ein Haus, das seit der panischen Flucht der Bevölkerung im August 1914 leer und verschlossen stand. Man hatte es damals auch geöffnet, gleich aber entsetzt wieder zugemacht wegen der greulichen Unordnung, die darin herrschte. Das wurde uns nun zum Wohnen angewiesen, da es gerade die erforderliche Zahl der Schlaf- und Wohnräume für uns und unsere Ordonnanzen besaß. Daneben erhielten wir noch ein kleineres zweites Haus für unser „Kasino“, das heißt unsere Küche und die Räume für unsere Mahlzeiten und unser geselliges Zusammensein.



Die von unseren Feldgrauen erbaute Waldkapelle in Margival in Frankreich.
Aufnahme von Gebr. Haeckel.

Dies „Kasino“ war ein sauberes Häuschen eines wohlhabenden Fabrikanten, der mit seiner Familie ebenfalls geflüchtet war. Eine verwitwete Verwalterin mit zwei anmutigen Töchtern hielt es in Ordnung. Das hübscheste darin war ein kleiner Salon „Louis XVI“ mit mattgrüner Seidentapete in weißen Wandumrahmungen, in jenem guten Geschmack, den der Franzose so lange hat, wie er sich streng an seine Überlieferung hält. In ihm ein Schatz von einem Wert, den nur der vollkommen würdigen kann, der das, was er geben konnte, entbehrt hat wie der Wüstenwanderer einen Trunk Wasser. Ein schöner Flügel von Erard! Klaviere gibt es in den französischen Häusern massenhaft; aber sie taugen sehr selten etwas. Meist haben sie einen unangenehm flachen, klapprigen Ton, einen Ton ohne Liebe. Dies hier war anders. Wie das ganze Haus augenscheinlich sich musikalisch auf einem anderen Standpunkt befunden hatte, als man es sonst trifft. Statt der üblichen süßlichen Salonstück- und Chansonmusik waren hier Noten ernstester Art aufgehäuft, vorwiegend deutsche: Bach, Mozart, Beethoven, Schubert; daneben Chopin. An der Durcharbeitung der Noten mit Bleistiftfingersatz und sonstigen, all' meine Jugenderinnerungen wachrufende Lehrerzeichen, sah man, daß sie mit großem, gediegenem Eifer studiert worden waren. Der Flügel hatte nicht die mächtige Klangfülle eines deutschen, und das war nur gut für den kleinen Raum; er hatte aber eine sammetene Weichheit, Rundung und Süße des Tones.

Ah, war das wundervoll, so etwas endlich einmal wieder zu hören! Als er gestimmt war und nun die ersten Accorde aus seinen Saiten emporrauschten, war es mir wie in Uhlands Edenhallgedicht:

„Und purpurn Licht wird überall“.

Mit den beweglichen Fingern Klanggebilde zu formen, war eine Art fast körperlicher Lust, wie wenn der Bildhauer den gefügigen Ton zu lebendigen Gestalten knetet. Ich badete in dem Klang und ließ den Flügel singen, singen.

Und wie er sang! Wie er dem verschmachteten Ohr die alten hundertfach vertrauten Sachen wie neue Offenbarungen erscheinen ließ! Nie empfand ich tiefer, mit welch einer ruhevollen Vollendung in der Pathétique nach den großartigen Akkorden des Allegros die wundersam edle Melodie des Adagio cantabile dahinschwebt. Nie berührten mich traumhafter die geheimnisvoll, tönenden Tropfen der Mondscheinsonate. Nie feierlicher die gewaltigen Klänge des „Trauermarsches auf den Tod eines Helden“; das musikalische Wunder darin, das durch die Verschiebung eines einzigen Ces in C das tragische Moll in ein unendlich versöhnendes Dur wandelt, schwebte mir wie eine Himmelsbotschaft durch den Raum. Unersättlich spielte ich an jenem ersten Abend — wie ein Verschmachteter trinkt. Zuletzt von Mozarts entzückender Sonate in A dur mit den Variationen, und alles war Licht und klare Freude; war, als wenn weiße Frauenhände einen Strom von funkelnden Diamanten durch ihre schlanken Finger rieseln ließen.

Die Kameraden hörten zu, nachsichtig gegen die Unvollkommenheiten des übungsungewohnten Spiels, und einer von ihnen, im Frieden literarischer Kritiker eines führenden deutschen Blattes, sagte ernst: „Das ist nun die andere Welt. Wie oft hat man früher, wenn man sich so ausschließlich mit Kunst zu beschäftigen hatte, sich nicht gefragt: ist das nicht eine Übertreibung, eine Entartung, ein solches Gewicht auf die Welt der Ästhetik, der schönen Empfindungen, zu legen? Wie oft hat man sich nicht im Gegensatz dazu nach einem Leben der Taten gesehnt, und war geneigt, das für das wertvollere zu halten? Jetzt stehen wir seit mehr als einem Jahr ganz ausschließlich in einem solchen Tatleben drin. Wenn man aber so etwas hört, dann steigt mit einem Male jene andere Welt wieder vor einem auf, und wir fühlen, wie sehr auch sie uns nötig ist.“

In unserm Wohnhaus dagegen war es zunächst herzlich unerfreulich. Dies enthielt außer sechs Einfamilienwohnungen für kleine Leute, bestehend aus je drei Zimmern und einer Kammer nebst einer Küche, zwei Zimmer nach vorn, eines nebst der Kammer nach hinten. In der Mitte jeder Wohnung, auf dunklem Korridor, die „Gelegenheit“ — französisch! Furchtbar! Man denke: es gab eine Wasserleitung in diesen bewußten Räumlichkeiten und auch Wasserspülung war eingebaut gewesen. Aber die früheren Bewohner hatten das Wasser nie benutzt; das kurze Verbindungsstück war in keiner der sechs Wohnungen eingefügt worden! Wie sagt Figaro? „Das weitere verschweig' ich“.

Wir hatten uns zu je zweien in eine Wohnung zu teilen und verlosten die Zimmer. Ich erhielt im zweiten Stock das Zimmer und die Kammer hinten heraus. Das Zimmer hat ganze 3½ Meter im Geviert, dazu drei Türen, ein Fenster und einen Kamin; die Kammer ist zwei Meter breit und vier Meter lang und nicht heizbar. Der erste Anblick war

hart. Das Zimmer, durch schmutzige Vorhänge vor dem einzigen Fenster in Halbdunkel gehüllt, enthielt das dürftige grobe Mobiliar der Hinterstube einer französischen Kleinbürgerfamilie, deren meinem Kameraden zugefallene „Prunkzimmer" mit roten Plüschmöbeln, gemachten Blumen, Früchten aus Gips und bunten Bildern von Nizza und Monte Carlo mit Perlmuttereinlagen vorn heraus lagen. Die Tapete war besteckt mit buntfarbigen, hoch gepreßten Firmenreklamen, Wandkalendern, Staubtuchhaltern aus gestanzter Pappe u. dergl. Dazwischen hing eine Anzahl verstaubter ausgestopfter Vögel. Beim Öffnen der Kammer prallte ich vollends zurück. In der kopflosen Flucht vom August 1914 — der 24. August war das letzte Datum des an der Wand hängenden Abreißkalenders, hatten die Bewohner, man versteht nicht recht, warum, in diese Kammer in wüster Unordnung einen großen Teil ihrer Habe hineingeworfen. Halbmannshoch war der Raum angefüllt mit eisernen Bettstellen, Bücherborden, Matratzen, Tischchen, Holzstühlen, zerbrochenem Geschirr und Toilettegegenständen, zerfledderten Schreibheften, Wäscheballen, alten Stiefeln, Küchenbrettern, Eimern, Schrubbern usw. Auf einer Bank stand noch ein Topf mit verdorbenem Fett; in einer Schüssel lagen zerbrochene Eier und vertrocknetes Brot. Über dem allen der Staub und — der Geruch eines Jahres der Verlassenheit. Ich ließ zunächst einmal allen Inhalt meiner beiden Räume auf den Boden schaffen und in einer der dortigen Kammern verstauen, dann alles gründlich scheuern und während einer Abwesenheit an der Front etwa 14 Tage bei weit offenen Fenstern auslüften. Auch das Gas und das übrige in der Wohnung wurde in Ordnung gebracht. Nach der Rückkehr gelang es mir, einige geeignetere Möbel aufzutreiben: Schreibtisch, Kommode, Bücherschränkchen, Waschtisch, hinreichend schmales Eisenbett und Stühle, um die beiden Räume einzurichten. Die leere Kammer hatte einen sehr geräumigen Wandschrank, eine fast weiße Tapete und zwei Fenster, in die die Morgensonne schien, und erwies sich dadurch eigentlich als ein sehr netter Schlafraum. Um Platz zu gewinnen, hakte ich die Tür zwischen den Zimmern aus und ersetzte sie durch einen verschiebbaren Vorhang, und mit größter Erfindungskraft gelang es mir, einen gemeinsamen Raum herzustellen, in dem es möglich war, auf einem gewundenen Schlängelpfade wenigstens zehn Schritte hin und her zu wandern, was mir für mein Arbeiten eine Lebensgewohnheit ist. Freilich, ziemlich trostlos blieb der Aufenthalt noch immer. Von dem Zimmerfenster hatte ich die bis oben hinauf gehenden Vorhänge abgenommen, um Licht zu gewinnen. Aber die Behänge der unteren Scheiben fügte ich doch wieder an, denn die Aussicht war zu trübselig. Sie ging auf die Hinterseite der Stadt. Auf eine ehemalige Sumpfwiese, die man seit Jahren mit allem Abfall zuschüttete und der alle Häuser ihre Rückseiten zukehren. Der Sumpfboden brachte es mit sich, daß, seit der Herbst gekommen, in den Morgenstunden in der Regel weißer Nebel alle Aussicht verhüllte. Und das war noch die bessere Zeit. Verschwand er, dann sah man ein ödes Feld, bedeckt mit Aschenhaufen, Konservenbüchsen, Papier und Lumpen, alten Stiefeln und ähnlichem Abhub. Täglich kommen die Müllwagen und laden in die Vertiefungen neuen Schutt ab. Umgrenzt wird das Feld von den Rückseiten häßlicher Häuser, von denen aus der Unrat im Bogen gleich auf das Feld hinausgeworfen wird, und von einem Eisenbahndamm.

Vor dem Quartier.

Vielleicht sagt nun der Leser: „Lieber Freund, du vergißt, daß du im Kriege bist. Sei froh, daß du überhaupt ein Dach über dem Kopfe hast und denke daran, daß der Musketier Neumann oder der Kanonier Müller draußen an der Front es sehr viel weniger gut haben, als du. Schäme dich also zu klagen." — Darauf würde ich ihm folgendermaßen antworten: „Lieber Freund, ich bin gewiß, du redest in der Regel weiseres als dies. Denn erstens ist dein Musketier oder Kanonier, an den du denkst, vermutlich durchschnittlich ein Vierteljahrhundert jünger als ich. Zweitens ist Wohnungsbehaglichkeit ein Verhältnisbegriff; es kommt doch einiges darauf an, wie man es gewohnt ist. Drittens ist der Gebrauch, den ich von der Wohnung machen muß, wie ich schon sagte, ein anderer. Viertens — doch wozu noch weiter? Die Hauptsache ist:



Wellblechbaracken auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Aufnahmen von Gebr. Haeckel.

ich klage ja gar nicht, ich bin ja zufrieden; ich will nur berichten, wie ich versucht habe, so wie es alle tun, mit den Mitteln, die mir gerade zu Gebote standen, mir mein Heim, in dem ich vermutlich Jahr und Tag zu hausen habe, so heimlich zu machen, wie ich ohne Schädigung wichtigerer Interessen konnte.

Und das habe ich auf einfachste Weise so gemacht. Ich habe mir von einem Heimaturlaub aus meinem Besitz alter chinesischer Seidengemälde einen Arm voll Bildrollen mitgebracht und sie an die Wände verteilt, zwischen die Karten von Frankreich, die sonst daran geheftet sind. Die haben es fertig gebracht, aus meinen zwei Kämmerchen ein Zauberschloß zu machen.

Sie bannen auch hier die „andere Welt" mit hinein. Sie lassen vergangene Jahre voll unbeschreiblichen Glücks und inneren Wachstums wieder erstehen. Die Wunderwelt des fernen Ostens, in der ich selbst so viel umhergereist voll Staunen und unerschöpflicher Forscherfreude. Teils allein, teils mit meiner Frau, die all diese Gemälde mit kühnem Mut und hingebender Liebe gesammelt hat. Jahre des Kampfes auch um die Anerkennung und das Verständnis dieser fremden und seltsamen Kunst in Europa steigen mir wieder empor; darunter, ich werde es niemals leugnen, auch solche, in denen mir englische Unvoreingenommenheit und Vornehmheit in schönstem Licht erschienen ist — etwas, was mir die Haltung dieser Nation während des Krieges zu einer so schmerzlichen Enttäuschung werden ließ.

Doch dies alles sind persönliche Dinge, die nur zufällig und äußerlich mit meinen Bildrollen zu tun haben. Ich meine die reine Welt der Kunst, die in ihnen als Ewigkeitswert eingeschlossen ist und die sie nun hier mit stillem Leuchten ausstrahlen.

Zeitlose Schönheit und Grazie lächelt von den Wänden: Einige Halmspitzen von Bambusrohr, leicht umflochten von einer Ranke wilden Weins. Dazwischen, in poetischer Parallelisierung zweifellos, schwebt ein Libellenpaar. Das ganze, auf einem Seidengrund von mattem Goldton, in Zeichnung und Farben von einer hauchartigen Feinheit; man meint die feinen Bambusblättchen im leisen Winde flattern zu sehen und das Schwirren der Libellenflügel zu hören. — Ein paar Reisvögel auf Kirschzweigen, mit glänzendem Können hingeschrieben. Auf grauem Grund fast nur in braun und grau gemalt; um so wirksamer stehn die paar Büschel roter Kirschen darauf. Das Bild ist scheinbar ein ganz zufälliger Ausschnitt aus der Natur; ein Zweig kommt schräg von oben herein; der zweite schneidet über die linke untere Ecke hinweg. Aber welch eine Kunst der Verteilung und der Beziehung liegt in Wahrheit darin. Wie ist die Fläche ausgenützt, so daß sie trotz scheinbarer Leere überall voll Leben ist. Wie entsprechen sich die beiden Zweige dekorativ, der natürlichen Wiederkehr eines musikalischen Satzes ähnlich, und doch durch leichte, überraschende Änderungen jeder mit eigenem Leben erfüllt. So bindet der Franzose im Vers seinen Gedanken in die strenge Form des Alexandriners und sucht doch zugleich seine höchste Kunst wieder darin, dessen Starrheit durch kecke Gegenbetonungen zu brechen. — Ein kleines Bildchen, das kaum 25 cm im Geviert groß ist, mit Reißnägeln an der Tür befestigt, zeigt nur eine Lilie mit vier bis fünf Blättern und einer rötlich gelben Blüte. Aber welche Seltsamkeit darin! Auf tiefgebräuntem Grunde erhebt sich das Gewächs wie eine Erscheinung; die schmalen Blätter schlängeln sich sonderbar, wie langsam wallender Tang im bewegtem Wasser. Zwischen ihnen steigt wie ein Hauch, erst in der Nähe wahrzunehmen, der Blütenschaft empor, und darüber die rote Blüte; angedeutet nur wie ein entfarbiger Schatten, und doch blendend. An der zweiten Tür hängt eine Bildrolle mit drei Darstellungen in Fächerform. Sie führen uns in die reizendste Märchen- und Kinderwelt. Mit einer Sicherheit gezeichnet, die die kühnsten Verkürzungen spielend gestaltet, mit einer Feinheit des Pinsels, die vielfach die Lupe herbeiruft, in einer Helle und Feinheit der Farbe, wie wir sie von den Bildern Klimts kennen, zeigt das eine kleine chinesische Kinder, die mit ihren drei Haarduttchen auf den geschorenen Köpfen so drollig aussehen, im Haschespiel oder wie sie mit Formen Sandkuchen backen, ganz wie bei uns. Auf einem anderen sehen wir Kinder in merkwürdigen bunten Verkleidungen, als Wiesel, als Eidechse, als Fledermaus, als Skorpion. Eines der Kinder, in Verkleidung einer grauen Eidechse, hält eine Bildrolle hoch; ein anderes, im Gewand einer grünen Kröte, wickelt sie auf. Ein chinesischer Gott oder Weiser mit langem Bart wird darauf sichtbar. Um was es sich handelt, um eine Mummerei oder ein dem Chinesen bekanntes Zaubermärchen, das weiß ich nicht zu sagen. Nur ist das Bildchen außerordentlich reizend. Nicht minder das dritte, auf dem ein uralter Eremit oder Heiliger auf einer geflochtenen Matte unter einem Baume sitzt, einen Wedel in der Hand. Über die Wiese kommt eine junge reizende Mädchengestalt in fließenden Gewändern zu ihm gegangen, zart, ein wenig schüchtern; er lächelt ihr freundlich und ermutigend entgegen. Sicher auch irgend eine anmutige Sage, die nur der Eingeweihte kennt. —

Meine Schlafkammer, das armselige kleine Gemach mit der billigen weißlichen Tapete, ist durch die paar Seidenrollen völlig verwandelt. Ein heiterer Glanz erfüllt es, fein, festlich und anmutig wie ein Rokokotraum. Wenn ich im Sonnenschein die paar Schritte, die es gestattet, darin auf und nieder gehe, wenn ich morgens darin die Augen öffne, so umfängt es mich und grüßt mich mit einer Welt von Anmut. Da hängt eine Reihe von vier zu einander gehörigen Bildrollen, Gegenstücken rein dekorativen Charakters; jedes scheinbar willkürlich und mit launiger Freiheit gestaltet, und dennoch alle untereinander aufs feinste gegeneinander abgestimmt, Variationen über das gleiche Thema: ein Baumzweig mit Früchten und je zwei Vögel, die spielend daran herumhuschen. Fabelhaft ist es, wie diese Vögel in ihrem Gefieder, in der immer ähnlichen und doch jedesmal wieder anders gewendeten Haltung zu einander und zu den Zweigen und den Formen und Farben der Früchte gestaltet sind. Hier sind es rötliche, erdbeerartige Früchte und graue Vögel; anderswo sind die Früchte gelb und die Vögel auch, d. h. das Ganze eine zarteste Stimmung in Gelb verschiedener Tönungen; dort die Früchte große Granatäpfel mit tiefroten Spitzen, die Vögel haben märchenblaue Schöpfe und lange phantastische Schwänze usw. Alles zittert von Leben; die Vögel huschen umher, picken hier an den Früchten, jagen sich dort, man meint die Zweige zittern zu sehen von ihren raschen Bewegungen. Und doch ist alles wieder unwirklich durch die ätherhafte Behandlung der Farben, die blaß sind und heimlich wie auf sehr alten Gobelins. Man schreitet wie zwischen märchenhaften Gärten. — Neben ihnen ein tieferer, stärkerer Klang. Ich habe natürlich die wertvollsten Bilder meiner Sammlung daheim gelassen, sie nicht hier draußen den Wechselfällen des Krieges ausgesetzt. Hat doch erst neulich eine Fliegerbombe, die dicht vor unserem Hause niederfiel, ein paar Scheiben darin zerschlagen. Eines von ihnen ist aber doch mitgekommen und strömt nun dort den mit jedem Blick sich vergrößernden Zauber eines stillen großen Kunstwerkes aus. Lilien erheben sich am Ufer eines Stromes, in zarten Formen. Über ihnen ein kraftvoller Blütenbaum mit schönen starken Blättern. Groß und blaß scheint der volle Mond durch die Zweige. Über dem Ganzen ist eine atmende Ruhe von einer Tiefe, daß man selbst den Atem anhält. Auf einem der Zweige sitzen ein paar buntfarbige Vögel. Der eine steckt schlummernd den Kopf unter den Flügel, der andere ist wach, aber still, und sein langer weißer Schweif hängt in wundervoller Linie hernieder über das schweigende Wasser. Alles das ist von einer solchen Schönheit der Komposition, einer Sicherheit des Sehens und Könnens und dabei von einer so tiefen Poesie, wie ich in der modernen Landschaftsmalerei Europas kein Gegenstück kenne.

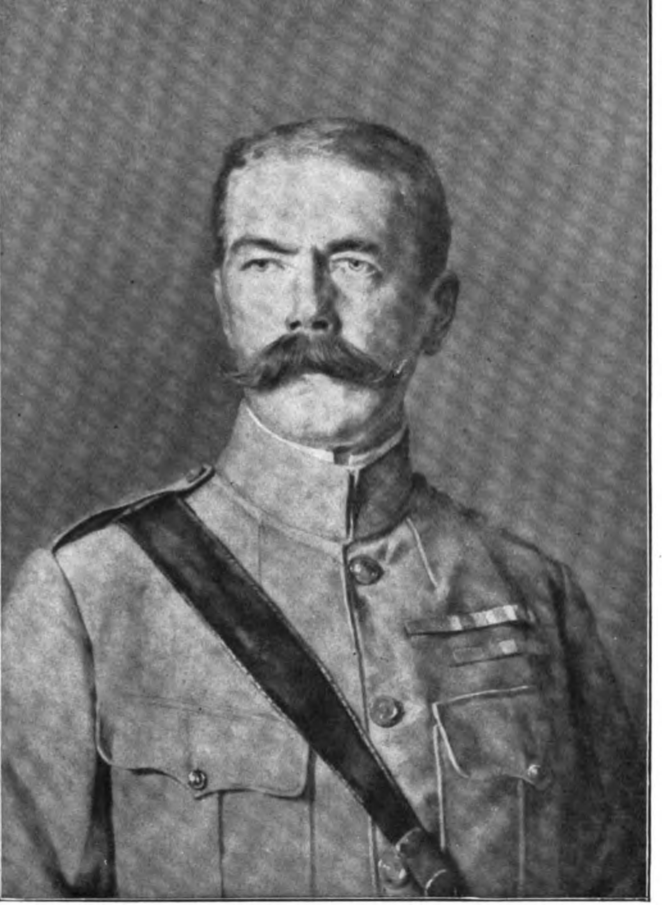
Ganz anders ist in der Stimmung ein kleines, auch altes Bildchen, das einen merkwürdigen Umriß hat, an das mystische „Sripada" des stilisierten Fußabdrucks Buddhas erinnernd. Es stellt eine goldene Welle dar, die in einer mächtigen Bewegung, schäumend und sprühend, vorüberrauscht. Braungoldener Dunst verhüllt alles andere. Nur oben aus dem metallischen Dunst taucht, verschwommen, blutrot, die Sonnenkugel. Eine wilde, phantastische Größe ist in dem kleinen Gemälde. Man glaubt im Anfang der Schöpfung wie die Gottheit über den Wassern der Tiefe zu schweben, über denen soeben das „es werde Licht!" gesprochen worden ist.

Meinem Bett gerade gegenüber, dicht am Fenster, schwebt aber etwas ganz besonderes reizendes. Mein erster Blick fällt jeden Morgen beim Erwachen darauf, und was der vorhergehende Tag auch an Schwerem oder Erschütterndem gebracht hat, es macht mich wieder froh, wie Sonnenschein. Das ist eine kleine Frauengestalt, kaum mehr als einen Fuß hoch. Ohne Hintergrund steht sie im Raum, mit wenigen Strichen von größter Sicherheit gezeichnet. Ein lichtroter Mantel umgibt die kleine Chinesin; darunter kommt das fein gestickte Untergewand zum Vorschein. Sie hält mit einer anmutigen Bewegung die von einem langen Ärmel bedeckte Hand an ihrem Kinn und schaut rückwärts über ihre Schulter. Neben ihr am Boden liegt eine große, in einen kostbaren Brokatstoff gehüllte Laute. Das Gesichtchen, wennschon ein wenig fremdartig durch die schrägen Augen, ist von zartester Anmut, ein süßes Rund, ein bezaubernder Mund, feine Brauen; das ganze eingerahmt von einer zierlichen Pelzkappe. Welch eine fabelhafte Vornehmheit, welch eine mehrtausendjährige Kultur spricht aus jeder Linie dieses Bildchens. Es ist keine Göttin und keine Allegorie, sondern eine lebendige „junge Dame", und doch hat der Künstler darin mit wenigen Meisterstrichen den Geist einer ganzen Zivilisation gegeben, der solche Bilder, wie die eben geschilderten entstehen läßt, oder jene schimmernden Porzellane mit den leuchtenden Farben, jene edlen Bronzen, die man nicht nur sehn kann, die man liebevoll mit den Händen streicheln muß, jene hauchzarten, wunderfeinen Poesien, wie sie Hans Bethge in seiner „chinesischen Flöte" wiedergegeben hat.

Wirklich, es ist heut die Zeit, wo das Brüllen der Kanonen die Gitarren und die Flöten in der Öffentlichkeit schweigen heißt. Aber wir dürfen sie doch in uns nicht zertreten und zerbrechen. Die „andere Welt", die Welt der Kunst, der Schönheit, der Anmut, und veredelten Freude, muß jetzt zurücktreten, aber wir dürfen sie in uns nicht wirklich verdorren und sterben lassen. In unserer Sehnsucht nach ihr muß sie weiterleben, bis auch ihre Zeit von neuem gekommen ist.



Juanschikai, der erste Präsident der chinesischen Republik †.



Lord Kitchener, der „Schlächter von Omdurman", ertrunken.

Kriegserinnerungen aus dem Lazarett. Von Hedwig v. Münchow.

Die Prämie.

Also, der erste fleischlose Tag — — — Doch nein, von dem möchte ich nicht erzählen; er ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte des „Raatzschen" Lazaretts. Aber von dem, der danach kam, will ich berichten. — Jetzt sind die Verwundeten nachgerade, wie wir ja wohl alle auch, an fleischlose Tage gewöhnt, aber der erste! — Da bin ich schon wieder bei ihm und will doch nicht. Zu schade, daß man etwas, an das man nicht mehr denken mag, nicht einfach mit dem berühmten „Radiergummi für alles" aus dem Gedächtnis reiben kann!

Also, der zweite fleischlose Tag. — Es gab Kartoffelklöße. Trifft man auf seinem Lebenswege einmal einen Mann, der bei dem Wort „Kartoffelklöße" nicht „Mmh" oder „Aah" sagt, so zähle man ihn zu den Sonderlingen. Unter unsern 110 Mann gab's keinen solchen. Beinahe die Nachtruhe vorher raubte ihnen die Aussicht auf „Kartoffelklöße". Wer damals das größte Heldenstück vollbracht hat, ob die Maid an der „Gulaschkanone" (wie sie den Herd nannten) oder die mit Messer und Gabel bewaffnete Heldenschar im Saal, ist mir bis heute noch nicht klar geworden. Sicher ist aber, daß beide Teile, Zivil in der Küche und Militär im Saal, es geschafft haben. Und jedesmal, wenn sich die Küchentür auftat, die Dampfwolken vorstoßend und alles hinter sich verhüllend, und nur ein Paar dicke, rote Arme mit einer neubepackten Schüssel sichtbar wurden — hörte man so Worte wie: „Neue Handgranatenzufuhr" — „Immer feste druff, Kamerad" oder kleinlauter auch: „Ich jlaub', et jeht nich mehr" und als Antwort: „Mensch, blamier' die Firma nicht." —

Ringsumher, wohin man sah, strahlende Gesichter — doch, halt — nein — da hinten in der Ecke ein Häuflein Magenkranker um den bewußten, runden Tisch herum. — Stumm, mit niedergeschlagenen Augen löffelten sie ihren Haferschleim vor sich hin. Ich muß an die „Schneehühnergeschichte" denken, wo der Alte, der nicht zum Tauffest mitkonnte, sich tröstete: „Wat seggst du, Koarl, wat hätt' jewen? Sneihöhner, seggst du — — weitst wat, Koarl, ick glöw, Sneihöhner — dee moag ech goar nech!" — Doch was ist das? Man zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh, es sind statt elfe — sieben! Nanu, wo sind denn die anderen vier geblieben? Wer fehlt denn? Der kleine Elsässer und Hesse und Ganger, und wer ist der vierte? „Ach, Schwester, denen is so schlecht jeworden, die sind int Bett jegangen." — „So, na — also" — Ich habe nichts gesehen, kann darum auch nichts sagen, aber so meine Vermutung habe ich; nämlich: die viere hatten treue Kameraden, die ihnen die Handgranaten bis in den Schützengraben getragen haben, in dem sie lagen. Zu entschuldigen ist die Annahme schließlich, denn gerade die vier Patienten durften schon zum Frühstück ein weiches Ei essen, auch mal Kalbfleischsuppe und geschabtes Fleisch. — Nach der nächsten Visite hieß es: „Wir kehren zum Haferschleim zurück, hören Sie, ausschließlich Haferschleim." — „Jawohl, Herr Doktor."

Den bleibendsten Gewinn von diesem großen Tage aber hatte Hulda! Am Abend desselben hielt sie ein großes Gedenkblatt in breitem, geschnitztem, goldenem Rahmen in der Hand. Mit viel Müh' und bunter Tusche waren die großen Anfangsbuchstaben jedes Verses, ich glaube ihrer fünf waren es, hingemalt:

„Heil, Hulda, Dir!"

Hulda stand — und war gerührt — einfach weg. Und wir? Wir suchten in dem Eßsaal nach einem großen Plakat in breitem, geschnitztem, goldnem Rahmen, das den Rhein mit seinen Burgen zeigte und den Besuchern der früheren Gaststube „Roten Aßmannshäuser" anpries. — Wir haben es nie wiedergefunden. —

Die Lausesalbe.

Grammatzky hat Besuch! Sein alter Vater ist wieder da. — „Guten Tag, Grammatzky, nicht wahr, das ist eine Freude, wie sich Ihr Sohn hier erholt?" — „Jau, hei kan sech uch scheen satt eeten. Em stößt et ja immer so uff, da schull hei sich woll helpen." — „Passen Sie mal auf, der wird noch runder hier als Franz. Was schreibt der denn? Geht's wieder ganz gut mit dem Fuß?" — „Dat woll, äwer dat's so'n Jeschicht, — hei hädd schrewen . . ." — „Na, was denn?" — „Hei hädd dor so'n Kam'rad, un dei hädd Lüüs mang de Hor, un hei nu uck, Mudding schall em 'ne Salw maken. Mooder

hädd em nu uck wat kakt. Äwer dat wier' en Druppen, so'n janz Buddel full. Nu schriwt dei Bengel: ‚Mudding, Dien Druppen sin för de Katt'. All acht Dag hew wi uns sei ufft Brod drüwelt; det smekt so jruchlich, äwer dei Lüüs, dei loope ümmer noch'. Na, nu uns' Mudding äwer: ‚Du Swinegel,' hädd see schrewen, ‚so'n Dreck in Dien ihrlich Menschenliew 'rintaueten! Up en Döz (Kopf) schaßt Di de Druppen lopen laten!' — Äwer hei was so archerlich un hädd de Buddel nahmen un se an en Stein smeten un hädd segt: ‚Wenn et innen nich helpen däd, buten ward et erst recht nich daun!" —

Briefe.

Damit wären wir bei dem Kapitel Brief angelangt. Wieviel Freude haben diese ungelenken, oft mit unbekannter Hand geschriebenen Zeilen in die Häuser gebracht, und wieviel Lachen haben sie doch in dieser Zeit, in der einem oft gar nicht zum Lachen zumute ist, ausgelöst. Ich habe hier gerade einen solchen und schreibe wörtlich und buchstäblich ab:

„Meine liebe Dame . . . Ihre Kartte und Ihre Gesunt heit hapbe ich erhaltten. Und dahs haht mich seer und seer gefreuert. Ich muhs Ihnen mit Teillen, dahs ich munder und gesunt noch ümmer bin fon Gott. Ich teille Ihnen mit, dahs Sieh noch ümmer munder und gesunt bleipben fon Gott. Ich muhs Ihnen mit Teillen, dahs Ich noch ümmer munder und gesunt bleipben werde, bis wihr unz wieder Sehen. Taussende Grüssen fon Gott sendett

Ihr Getreu Er Grenadier
Max Mager."

Wenn man einen Brief bekommen hat, in dem vom lieben Gott die Rede ist, muß er natürlich auch im Antwortschreiben sein. Und er kommt auch hinein, wenn nicht zur Zeit — dann zur Unzeit. — Ist doch auch ein hübsches Bild, diesen getreuen Grenadier mit den 100 Grüßen von Gott über die menschliche Erde eilen zu sehen.

Dann der Anfang eines anderen Briefes: „Mit Gott und meiner Gesundheit teile ich Ihnen mit, daß Ihre Leibbinde auf mir gefallen ist . . ."

Eins — zwei — drei — ist man mitten aus dem Weltkriege in die Kindheit hinein auf den Jahrmarkt versetzt. Man steht vor der Bude „Ringwerfen", zahlt seinen Groschen und tritt hinein in den Kreis, um den herum auf einer Erhöhung die entzückendsten Sachen stehen. Weiße und blaue Zuckerschalen, grüne und rote Vasen, Muschelkästen und Rahmen, gelbe und rosa Kanarienvögel in buntem Kranz, jedes an seinem Stock befestigt, der einen halben Meter in die Luft ragt. Man erhält seine drei Ringe — das Ziel hat man schon lange vorher ausgesucht — jetzt wird's ins Auge gefaßt und — der Rummel geht los. Eins — zwei — da sitzt ein Ring auf dem Stock, strahlend tritt man als Sieger aus dem Kreis. — Der Preis: Ein Porzellanhund! — Weiß mit schwarzen Ohren. — Ach, gerade so einen hatte man immer noch vom vorigen Jahr. Aber zwei müssen es wohl auch sein? Einer rechts, einer links oben auf das Spind, in der Mitte ein Bukett von Papierrosen — man sieht's doch öfters so — also wird's schon stimmen. — Nun in's Kriegerische übersetzt: Der Unteroffizier steht mit den „Leibbinden" über dem Arm im Kreise. Rings um ihn her die Feldgrauen, die Arme alle hoch in der Luft. Eins — zwei — drei — der Wurf beginnt. „Ihre Leibbinde ist uf mir gefallen". Der Sieger geht ab und teilt's mit Gott und seiner Gesundheit mit. —

Folgender Brief kam einst ins Lazarett. An dem Abend haben wir dann noch weiter „Rätselraten" gespielt. Der Leser wird gleich bemerken, daß der Verfasser dieses und des ersten Briefes ein und derselbe „Max" ist. Mir lag viel daran, von ihm persönlich etwas Geschriebenes zu haben, ist mir auch durch Schokolade, Zigarren usw. fein geglückt. Wer sich mehr gefreut hat, ob Max, wenn meine Päckchen kamen, oder ich, wenn seine „mit Teillungen" anlangten — weiß ich nicht. — Ich schreibe wieder wörtlich und ganz „buchstäblich" ab:

An hern frietz Fiepelkorrn
Als schraken werter[1])

„lieber Freunt ich muss Dier mit Teillen, das ich Amontach[2]) Da wek kam um 11 ur Wiertferlaten[3]) das weis ich auch nich Opnach[4]) Ruhslatget[5]) oder frakreich, ich muhs Dier mit Teillen daß ich am Sonntag 11 einhalpur[6]) loßjefarn war und Jüterbok lach noch 10 Meillen hintter berlin, lieber freut ich muß Dier mit Teillen daß beimier Aleß In Ornukbleibt semanumaeißzu[7]) (ganz schweres Wort) den besten Grüßen von euch alen sendett Max." —

„Jeder Deutsche lernt lesen und schreiben, aber es ist auch danach," sagt Bismark oder sonstwer. Einerlei. In dieser Zeit kommt's auf etwas anderes an, und das habt ihr gut gelernt, ihr lieben Feldgrauen! Tapfer schlagen! Hoffnungsfroh durchhalten und — wir haben es mit eignen Augen sehen dürfen in den Lazaretten: Still leiden und bluten! Wir danken es euch, wir vergessen es nie, und in unserer Kinder Herzen steht euer Denkmal — fester als in Stein und Erz!

[1]) Als Schrankenwärter. [2]) Am Montag. [3]) wird verladen. [4]) ob nach. [5]) Rußland geht. [6]) 11½ Uhr. [7]) Ich möchte Dir mitteilen, sieh man nu mal eins zu, daß bei mir alles in Ordnung bleibt. (In seiner Wirtschaft zu Haus.

Schulen in Rußland. Von Hofprediger Dr. Vogel.

Oftmals haben die Stäbe der gen Osten vordringenden deutschen Truppen in den Schulhäusern der polnischen und litauischen Ortschaften ihr Quartier genommen; war die Schule doch meist das einzige massiv erbaute Haus im ganzen Dorfe und bot auch mehrere Räumlichkeiten dar. Bewohner und Hausgerät waren vom abziehenden Feinde mitfortgeschleppt, nur in der Schulklasse standen noch die Bänke, der Schrank mit durcheinandergeworfenen Büchern und einiges anderes Inventar. Die Anschauungsbilder und die vergilbte Weltkarte mit russischem Ausdruck entstammten einem bekannten Leipziger Verlage; Fibeln und sonstige Schulbücher, ganz nach deutschem Muster und Lehrgang, waren in Moskau hergestellt. Hatten schon vor uns deutsche Truppen in der Schule gerastet, so hatten die Mannschaften das Bild des Zaren an der Wand gewöhnlich herumgedreht, und unter dem Bilde der Zarin standen meist mitleidige Bemerkungen — „Arme Frau, was magst du leiden!"

Seit etwa fünf Jahren hat jedes größere Dorf in Rußland seine Schule, zunächst jedoch und bis auf weiteres, wie so vieles im Zarenreiche, nur auf dem Papier, noch nicht in Wirklichkeit. Gab es bis dahin nur Kirchschulen, vom Staate unterstützt und unter der Ortsschulaufsicht des Popen, so entstanden neuerdings die Landschaftsschulen. Der im Jahre 1912 in Kiew ermordete Minister des Innern Stolypin, der weitsichtige Agrar-Reformer, veranlaßte die Sjemstwos, die Landschaften, wie zu anderen kulturellen Bestrebungen, so auch zur Betätigung auf dem Gebiete des Volksschulwesens. Die Vorbildung der Lehrer erfolgt in einem fünfjährigen Lehrgange auf den staatlichen Seminaren; nach der Vollendung erhalten sie dann ein Gehalt von 22 Rubel für den Monat, wozu freie Wohnung und Feuerung, Garten- und Feldbenutzung kommen. Küster- und Kantordienste liegen dem russischen Dorfschulmeister nicht ob, letztere schon darum nicht, weil in den orthodoxen Gotteshäusern Orgel oder Harmonium keine Stätte haben. Nur zur Vorfeier des Sonntags müssen die Schulkinder unter Leitung ihres Lehrers am Sonnabend Abend in der Kirche singen. Vom 20. August bis Ostern sind außer den Ferien die Pforten der Schule geöffnet, dann aber beginnt eine viermonatliche Freizeit, in der Lehrer wie Kinder mit Garten- und Feldarbeit vollauf beschäftigt sind. Schulzwang besteht nicht, denn die russische Regierung kann, wie sie zur Zeit noch ist, an der Bildung ihrer Untertanen nicht das mindeste Interesse haben; im Gegenteil. Aber man sagt, die Kinder kämen und lernten gern, soweit dies bei den bestehenden Entfernungen und oft unüberwindlichen Wegeschwierigkeiten, auch Wolfsgefahr, möglich ist. In Polen kann ein Drittel der Bevölkerung lesen und schreiben, im europäischen Rußland ein Viertel, in Sibirien ein Achtel. Diese Bruchteile dürften in der Hauptsache auf die Städte entfallen, während auf dem Lande das Analphabetentum für patriarchalische Ruhe sorgt. Neulich sahen wir, wie ein Händler einem Bauern seine Kuh für 50 Rubel abschwatzte; er zahlte aber nur mit einem 20-Rubelschein, denn der Bauer kann ja nicht lesen und unterscheiden, war aber angenehm überrascht, als die bei ihm einquartierten Ulanen den Kuhhandel zu seinen Gunsten richtig stellten. Der Händler hatte sich unter den Scheinen natürlich nur „geirrt".

In den Städten gibt es wie in Deutschland Bürgerschulen, die allerdings nur von Knaben besucht werden, während die Mädchen vier Jahre lang zweiklassige Privatschulen besuchen und infolgedessen ganz erheblich weniger gebildet sind. Darüber stehen dann Real- und Kommerzschulen, sowie die Gymnasien mit einem achtjährigen Lehrgange. Die Kommerzschulen vermitteln die Kenntnisse der Handelslehre, Warenkunde und Chemie, die Realschulen sind, wie bei uns, lateinlos und legen mehr Gewicht auf Französisch, Deutsch und Mathematik: in den Gymnasien lernt man Lateinisch bis zum Pensum der deutschen Untersekunda, Griechisch ist vom Lehrplane abgesetzt und Englisch noch nicht eingeführt worden. Ein Gymnasialdirektor erhält 5000, der Inspektor 4000, die Lehrer 3000 Rubel an Gehalt, wozu durch Über- und Privatstunden noch Nebeneinkünfte kommen. Außer dem Schuldiener gibt es an allen diesen Anstalten noch einen Pedell, dem vor Beginn des Unterrichts sowie in den Pausen und auf dem Schulhofe die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung unter den Schülern obliegt. Dies geschieht aber nicht etwa von seitens des Staates,



„Der Einzug der Russen in Berlin"; im Hintergrund das Kgl. Schloß. Aufnahme von Paul Wagner.

um die Lehrer von der vielleicht lästigen Pflicht der „Aufsicht“ zu befreien, vielmehr ist der genannte Ehrenmann der Vertraute der Polizei und überwacht als Spitzel sorglich die Geister des Kollegiums!

Besonderes Mißtrauen aber bringt die russische Landesregierung ihren „lieben Juden“ entgegen, deren geistige Begabung und Lernfreudigkeit das Staatsgefüge mit Besorgnis erfüllen muß. Schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde unter Alexander III. die Anzahl der in die Schulen aufzunehmenden Kinder für die westlichen Gouvernements auf 10 vom Hundert, für Rußland selbst auf 3 vom Hundert der jeweiligen Schülerzahl festgesetzt. Hatte also z. B. eine Realschule in dem mit Juden überfüllten Polen einen Besuch von 200 Schülern, so durften nur 20 Juden aufgenommen werden. Das war hart, aber man half sich wenigstens dadurch, daß ein Kind die Schule zwei Jahre besuchte und dann einem anderen Platz machte. In wohlhabenden Kreisen gründete man jüdische Privatschulen, kaum aber merkte dies der Staat, so beschränkte er den Besuch solcher Anstalten auf die Hälfte der vorhandenen Kinder. Aber Israel ist erfinderisch; man lebt ja in Rußland. Die christlichen Kinder der verschiedenen Anstalten unterzogen sich, von den Juden bezahlt, bei einer anderen in derselben Stadt zu Beginn des neuen Schuljahrs einer Aufnahmeprüfung; der Direktor trug die Prüflinge, natürlich auch nicht umsonst, in seine Listen ein, die Schülerzahl schwoll auf dem Papier somit auf 1000 christliche Kinder an, und statt der vorhin genannten 20 konnten nun 100 Judenkinder mit Fug und Recht als 10 Prozent der Masse aufgenommen werden.

Die jüdischen Privatschulen bieten insofern mehr als die staatlichen Bürgerschulen, als in ihnen neben der hebräischen und jüdisch-deutschen Umgangssprache auch Polnisch und Russisch gelehrt wird. Die Lehrer sind auf dem, in seiner Art einzigen, jüdischen Seminar in Wilna ausgebildet worden und bekommen ihr Gehalt teilweise vom Staat. Freilich hält sich der Staat hinsichtlich dieser Auslage schadlos durch eine Steuer, die er auf den Verbrauch „koscheren“ Fleisches und aufs Lichterbrennen gelegt hat. Bei Beginn des Sabbaths zündet nämlich in jeder jüdischen Häuslichkeit die Hausmutter unter einem Segensspruch die Schabbesleuchter auf dem Tisch der Wohnstube an, die Familie sammelt sich dann zur Andacht, und die Lichter müssen völlig ausbrennen. Zum Passah und anderen Festen aber brennen die Lichter besonders zahlreich, so daß all die kerzenerleuchteten Zimmer in den abendlichen Straßen unwillkürlich an einen deutschen Heiligabend erinnern. Diesen kultischen Luxus des Lichterbrennens ließ sich der russische Fiskus nicht entgehen, und nur Junggesellen und Witwen sind von dieser Steuer befreit.

Vor hundert Jahren schätzte man die Zahl der Analphabeten im Großherzogtum Warschau auf 35% der Bevölkerung; heute, nach einer hundertjährigen russischen Herrschaft, können im gleichen Bezirk 70% nicht lesen und nicht schreiben. Um solchen Rückschritt und Tiefstand der elementarsten Bildung bei zwei so lernfreudigen, intelligenten Völkern, wie es Polen und Juden sind, zu erreichen, das läßt auch einen Blick tun in die ganze Summe der Niedertracht echt russischen Wesens.

⌘ ⌘ ⌘

Eine Schulstunde in Rußland.

Kaum hatten die Russen Mitte September vorigen Jahres die Stadt Pinsk verlassen, als die zurückbleibenden Juden, die schon in Friedenszeiten 80% der Bevölkerung ausmachten und nun noch durch Flüchtlinge ganz bedeutend verstärkt waren, wie auf anderen Gebieten, so auch auf dem des Schulwesens sich frei von allen russischen Hemmungen einrichteten. Das Gymnasium war nun ein rein jüdisches geworden, Knaben und Mägdlein wurden zusammen von ansässigen oder herbeigeflüchteten jüdischen Lehrern oder Lehrerinnen unterrichtet. Der Kommandant legte mir als früherem Rektor und Kadettenhauspfarrer eines Tages nahe, mir doch einmal diese Anstalt, die mit immer neuen Forderungen an ihn herantrete, näher anzusehen und von dem Schulbetrieb Kenntnis zu nehmen. Der jugendliche Direktor, der, wie er betonte, eigentlich schon Privatdozent der Philosophie in Basel wäre, nahm den unbekannten feldgrauen Mann ziemlich sachlich auf und führte mich durch die Klassen. Treppen und Schulzimmer hätten einen deutschen Kreisschulinspektor erschauern lassen; die Landkarten für den erdkundlichen Unterricht standen halb zusammengerollt und zerrissen in den Ecken der Zimmer, andere Anschauungsbilder und Lehrmittel waren verstaubt oder nur als Bruchstücke vorhanden; die Luft war schlimm, der Schmutz groß, aber meine hohen Stiefel und ein streng bewahrter Abstand schützten mich vor dem, was in Rußland kreucht und springt. Aus den verstaubten Fenstern schweifte mein Blick meilenweit über die braunen Sümpfe der Pina und des Stumen. Die jüdische Jugend ist körperlich wesentlich entwickelter als die deutsche in gleichen Jahren, aber [illegible] Inzucht und starke Anlage zur Schwindsucht schaffen viel [illegible]nungswürdige Gestalten. Die Unterrichtssprache in den oberen Klassen ist die deutsche, sofern man die mißgestaltene Mundart des „Jiddisch“ noch deutsch heißen kann. Von den 14½ Millionen Juden der Welt verstehen 13 Millionen diese Sprache, die sie sich seit dem 14. Jahrhundert, als man, dem Beispiele Frankreichs und Englands folgend, auch in Deutschland die Juden vertrieb. Durch Übernahme hebräischer Worte und anderer sie umgebender Sprachbestandteile hat sich das Deutsche dann zum Jargon des Jiddischen abgewandelt. Immerhin kann man sich als Deutscher mit jedem Juden in Russisch-Polen, wie in Palästina in den Ghettos von Amsterdam, London oder New York ohne Schwierigkeit verständigen. Daneben eine andere, ganz einzigartige sprachlich interessante Erscheinung. In einer Klasse fand gerade Geschichtsunterricht statt; der Lehrer behandelte aus der israelitischen Königszeit die Teilung des Reiches unter Rehabeam, aber es war nicht nur die bekannte alte Geschichte, sondern auch die Geschichte jener fernen Tage, die da gesprochen wurde. Das Hebräische war schon zu Jesu Zeiten eine tote Sprache; die nur in den heiligen Schriften des Alten Testamentes und in der Liturgie des jüdischen Gottesdienstes für den Theologen und Rabbiner ihr entlegenes Dasein weiter geführt hat; nun aber ist sie als eines der Mittel zur Erreichung der zionistischen Ziele des Judentums auf dem Wege, wieder volkstümlich zu werden. Schon mit vier Jahren besucht der jüdische Knabe des Ostens einen Privatlehrer, bei dem er mit seinen Altersgenossen die Sprache der Väter fließend sprechen, schreiben und lesen lernt, und so ist im Religions- und Geschichtsunterricht wie im Gottesdienst der Synagoge das längst erstorbene Hebräisch eines David und Jesaias als klangvolle Umgangssprache, gleich dem nimmer ersterbenden jüdischen Volke selber, wieder lebendig geworden und zu Ehren gekommen.

Zum Abschied stellte ich dem Direktor in Aussicht, daß ich am folgenden Tage wiederkommen und eine Unterrichtsstunde halten würde; er sah mich zwar halb mißtrauisch, halb erstaunt an, bekundete aber durch eine stumme Verbeugung sein Einverständnis und hatte dann auch zur festgesetzten Stunde seine dreißig begabtesten Schüler und Schülerinnen versammelt. Draußen zog gerade eine Kompagnie Soldaten singend vorüber, so ging ich von Liedern der Völker aus, und die Kinder wußten von Frühlings- und Trauerliedern, von Liebes- und Kriegsliedern, auch von religiösen Liedern und Gesängen zu berichten; das Letztere führte uns auf die Psalmen. Sehr überraschend und anregend schien meine Frage zu wirken: „Welcher Psalm ist dir der liebste?“ Ohne sich zu besinnen, nannte mir ein Mädchen den 2. Psalm, jenes schöne Morgenlied, an dem auch wir uns bei unseren Feldgottesdiensten in der Frühe auf Frankreichs und Rußlands Feldern schon des öfteren erbaut hatten. Sie übersetzte den Psalm fließend ins Deutsche, hatte aber von einem inneren Verständnis trotz der naheliegenden Zeitumstände gar keine Ahnung. Er war ihr der liebste Psalm, „weil er eine sehr schöne Poesie hat.“ Inzwischen hatte man sich auf der Knabenseite über die vorliegende Frage gemeinsam geeinigt. Mir wurde auch dadurch der Begriff einer „Judenschule“ klargemacht; in einer jüdischen Klasse bekunden die Kinder nämlich ihre Anteilnahme am Unterricht nicht wie bei uns durch innere Sammlung und Sich-melden, sondern durch ein ihren Lehrer erfreuendes, fortwährendes, halblautes Mitreden mit dem Munde sowohl wie „mit die Händ'“ — also, man hatte sich geeinigt auf „Psalm 130, 7“ d. h. auf den 137. Psalm „An den Wassern Babels saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten . . . .“, auf jenes ergreifende, elegische Lied eines geknechteten Volkes, das erfüllt ist von heißer Liebe zur Heimat, wie durchglüht vom wilden Haß wider seine Feinde. Die Wahl gerade dieses Psalmes war klar; denn die Parallele lag zu nahe, wie damals, so auch bisher, wie in Babel, so auch die Not des Volkes in Rußland mit seinen grausamen Pogromen, mit seinem erbarmungslosen „Judenschlagen“. Gerade während der Besprechung setzten zwei schwere deutsche Batterien mit Schießen ein, daß die Fenster klirrten und der Mörtel von den rissigen Wänden rieselte. Das gab ein Erschrecken und Geseires! Richtig, von elf bis zwölf Uhr sollte heute ja geschossen werden. Weil die Rußkis gestern unsere Nachbardivision angeärgert hatten, so sollte ihnen als Entgelt ein besonders stark besetztes Dorf in Flammen aufgehen, und zwar zur Mittagszeit, bei ihrer angenehmsten Beschäftigung; denn der Russe ißt viel und langsam und hält gern ausgebig Nachmittagsschlaf. Also in die Suppe sollten ihm die Brummer hauen und dies aus einer Entfernung von 15 Kilometern, damit sie für den Fall eines Angriffs auch im Bilde wären, welche Kaliber sie auf deutscher Seite erwarteten. Solch humorvolle Darstellung der beängstigenden Kriegslage beruhigte und stärkte die Gemüter denn auch sichtlich, und Jung-Israel reckte die Hälse nach dem braunen Sumpf, über den die Granaten heulend ihre Bogen zogen, und mit unverhaltener Freude zeigten sie auf die Brandwolke, die sehr bald in der Ferne träge emporwuchs — „du verstörte Tochter Babel,

wohl dem, der dir vergilt, wie du uns getan hast“ (Psalm 137 Vers 8).

Der Psalm gab uns Veranlassung zu einem Exkurs in die alt-israelitische Geschichte, wobei die Jugend erstaunte, daß auch mir, einem offenbaren Nichtjuden, Tatsachen und Jahreszahlen so geläufig waren. „Woher weissen der Herr die Geschichte unserer Väter?“ — „Hab' ich gelernt in Deutschland!“ Allgemeine Anerkennung. Wir kamen auf den Kern aller Weltgeschichte: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben, und das führte dann wieder zum religiösen Liede, diesmal zum ersten Psalm, zurück, der uns — übrigens ein ganz neutraler Boden zwischen Christen und Juden — beides, Leben und Lohn des Gerechten und Gottlosen, als eines früchtereichen Palmenbaumes wie als wertloser Spreu, lebendig vor die Seele stellte. Ganz auffallend war an den Knaben, wie überaus geschickt sie sich in meine, ihnen doch völlig fremden Gedankengänge hineinzufinden wußten, wie sie für den schönen, sittlich-erbauenden Inhalt Verständnis zeigten und auch den äußeren kunstvollen Aufbau des Liedes sofort begriffen.

Wohl dem, der nicht wandelt — tritt — sitzt; wohl dem, der nicht hört auf den bösen Rat — ihn nicht umsetzt in den festen Weg, die Tat — und nicht endet in der Tischgemeinschaft; erst gottlos, vielleicht sich selber dessen kaum bewußt — dann aber vor allen offenbar als ein Sünder, gleichgültig und stumpf gegen Gott dahinlebend — und schließlich der Spötter, freventlich Gott fluchend und bekämpfend. Diese kunstvolle, dreimalige, dreifältige Steigerung im ersten Verse wußte ein lebhafter Junge unaufgefordert, den andern gleich mit einigen praktischen Strichen graphisch an der Tafel darzustellen. Wie interessierte diese lernfreudige Jugend das Bild des Palmenbaumes; weiches Mark, aber eisenfeste Rinde, in die kein Schlinggewächs seine Wurzeln schlagen und Kraft entziehen kann, außen Erz — innen Herz, ein Bild des Gerechten, und dem gegenüber das Haltloseste, Wertloseste — Spreu, die der Wind verstreut. Anderseits versagte in auffallendem Gegensatz zu den Stammesgenossinnen in Deutschland der weibliche Teil der Klasse völlig; ein geweckt aussehendes Mädchen schnitt all meine pädagogischen Bemühungen ebenso liebenswürdig wie bestimmt mit der Bemerkung ab: „Wir jüdischen Mädchen wissen gar nichts“, es lag so darin, quäle dich nicht, es lohnt sich wirklich nicht. — „Aber singen könnt Ihr doch?“ Das war ein neues Moment, das mit großer Lebhaftigkeit aufgenommen wurde; man einte sich auf die Darbietung des Hatikwah, auf das Lied von der Hoffnung, die jüdische Volkshymne, „unser Lied“. Der Gesang war gut gemeint, aber für deutsche Ohren furchtbar; anfangs ein häßliches Näseln der schwermütigen Melodie, dann sinngemäß bei der vierten und fünften Strophe immer lauter und kriegerischer anschwellend und zuletzt ein hebräisches Geschrei voll fanatischer Begeisterung und orientalischer Leidenschaft. Das ging weit hinaus über das Empfinden deutscher Kinder, denn nicht nur durch den Gesang, sondern auch durch Körperhaltung, Miene und Blick wurde die starke innere Anteilnahme zum Ausdruck gebracht.

Als man mich mit vielen Händedrücken entließ, hieß es: „Kommen Sie wieder morgen“ — „Aber morgen ist doch Schabbes“ — „Übermorgen“ — „Da ist Sonntag, und ich muß zu unsern Soldaten.“ Darauf einer: „Lieber Herr, ich habe gesehen, daß Ihnen gefallen hat unser Lied, sagen mir der Herr die Wohnung, und ich werde aufschreiben und bringen das Lied.“ Auf dem Heimwege schlossen sich mir zwei kleine Bocher aus der untersten Klasse, vielleicht neunjährig, an; in den eigenartigen Gutturallauten, mit denen der östliche Jude spricht, hieß es: „Lieber Herr, wir gehen mit.“

„Na schön; wie heißt Du?“

„Mrische.“

„Und Du?“

„Auch Mrische.“

„Was willst de werden, Mosesleben?“

„Nu — ich werd' werden e Arzt.“

„Und Du?“

„Ich werd' e Anwalt.“

„So“ — merkwürdig, ganz wie bei uns.

„Ich komme nach Deutschland“, klang's nun verheißungsvoll von rechts.

„Ich komm' auch nach Deutschland,“ versicherte sofort die Konkurrenz von links.

„Gott soll schützen — was für Aussichten!?“ Also doch nicht Zion, von dem eben noch so begeistert gesungen war, die Hoffnung heißt — Berlin! Die Loslösung von meinen kleinen Begleitern erfolgte in meinem Quartier durch ein Stück Schokolade — „Lieber Herr, wir kommen wieder.“ Am nächsten Tage erschienen der Salomo Türkischgelb und die Genia Turteltaub und brachten mir das hebräische Lied von der Hoffnung, dessen Übersetzung als jüdische Nationalhymne vielleicht interessiert:

Allsolang' in unsrer Brust
Noch ein jüdisch Herze schlägt,
Unsre Sehnsucht hin zum Ost
Zion froh entgegenträgt.

Allsolang' die Träne rinnt
Von der Wange mild herab,
Und ein einz'ger Jude noch
Pilgert zu der Väter Grab,

Allsolang' des Jordans Strom
Bis zu vollen Ufern schäumt,
Und im blauen Binnensee
Einen süßen Tag verträumt,

Allsolang' die Ader noch
Stolz von heißem Blute schwellt
Und auf uns'rer Väter Grab
Tau und Regen niederfällt,

Allsolang' ein jüdisch Herz
Lauter pocht bei Hohn und Spott,
Hoffen wir, daß sich erbarmt
Liebevoll ein starker Gott.

Lasset klingen laut das Lied,
Das ein Seher uns entbot,
„Wenn der letzte Jude schied,
Ist erst uns're Hoffnung tot!“

Noch ist Juda nicht verloren,
Hoffnung hat uns neu belebt,
Daß das Land, uns zugeschworen,
Sich zu neuem Glanz erhebt.

Der Geist des Slawentums. Von Dr. J. A. Glonar.

Versteht man unter „Slawentum“ die Gesamtheit jener Slawen, die sich ihrer näheren Stammesverwandtschaft bewußt sind, so läßt sich vom Geiste, der dieses Slawentum geschaffen, der es beseelt und der sich in gewissen Zeiten von dem bloßen Bewußtsein einer näheren Verwandtschaft bis zur Forderung nach nationaler Verschmelzung gesteigert hat, auf beschränktem Raume nur eine kurze, unvollständige Darstellung geben. Es sind nur Ausschnitte aus der Geschichte eines jahrhundertelangen, ungemein anziehenden geistigen Prozesses, der noch lange nicht abgeschlossen ist und gerade in der gegenwärtigen Zeit erhöhte Beachtung verdient. Man muß sich dabei oft begnügen, bloße Namen zu nennen, die für Fernerstehende nichts oder nur wenig besagen, ihrem Volke aber der Inbegriff alles dessen sind, was ein Volk zu erstreben hat. Immerhin mögen diese Namen ein Fingerzeig sein für denjenigen, der sich mit den hier erörterten Fragen näher bekannt machen will.

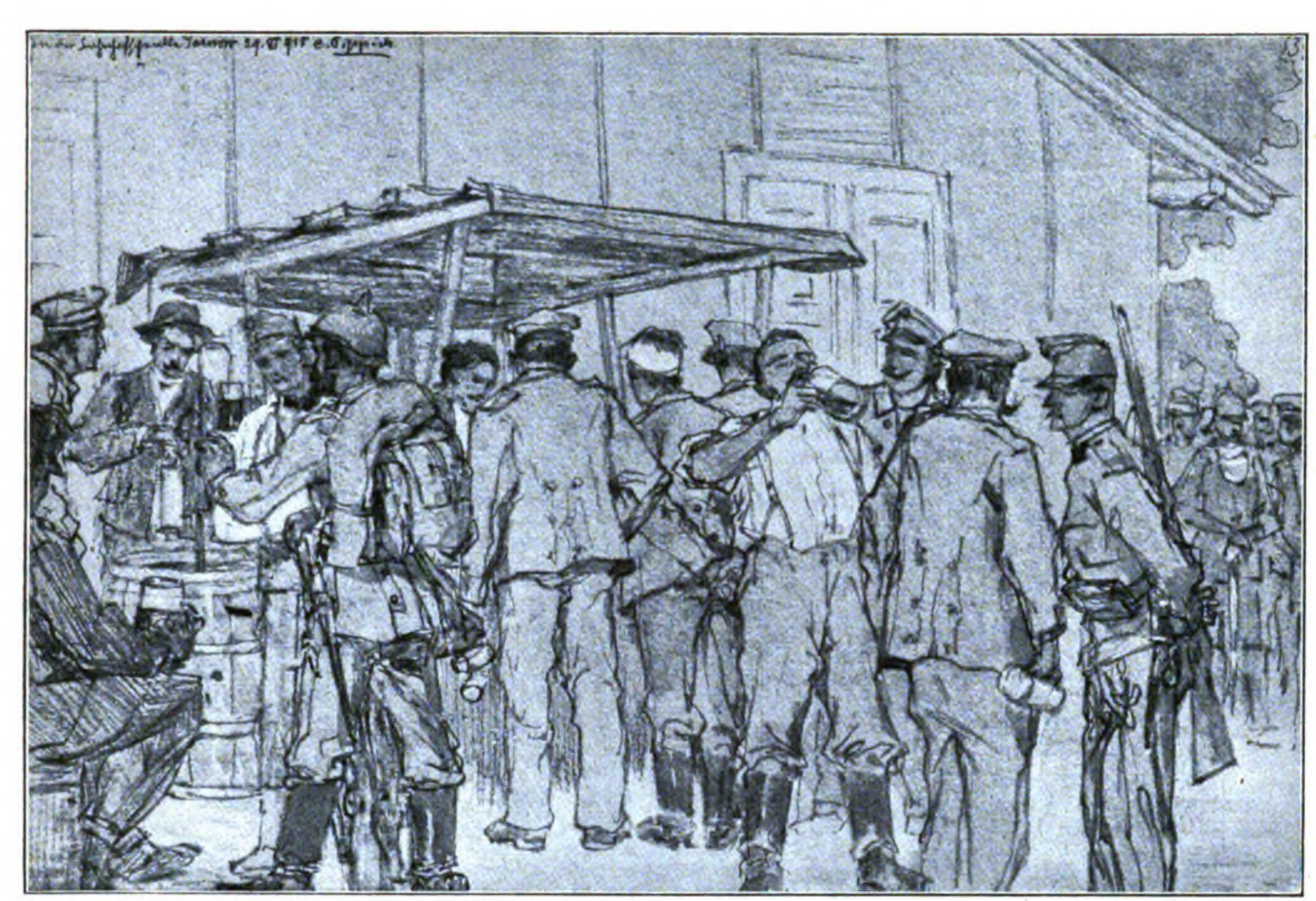
Das Bewußtsein einer näheren ethnographischen Verwandtschaft und der sehr großen Ähnlichkeit der slawischen Sprachen ist so alt, wie das slawische Geistesleben überhaupt. Schon die ältesten Chronisten der Slawen — Dalimil, Martinus Gallus, Matthaeus de Cracovia, selbst Nestor — sprechen davon und betonen voll Stolz, welch ungeheuere Landstrecken die Slawen besitzen. Die Christianisierung hatte die Slawen in den westlichen Kulturkreis gezogen und es mit sich gebracht, daß sie von der gegen Osten fortschreitenden Kulturwelle erfaßt wurden und so miteinander in nähere Beziehungen traten. Im Norden ging diese Welle über die Tschechen und Polen zu den Russen, im Süden kam sie über die Südslawen zu ihnen und brachte ihnen selbst Stoffe des mittelalterlichen Ritterromans. So bildete die westliche, christliche Kultur das einende geistige Band, jene Grundlage, auf der sich bei den Slawen die Möglichkeit ergab, alle geistigen Strömungen des Westens mitzuerleben, was in der Folge zu ihrer bewußten Nationalisierung führte. Das Zusammenleben der Slawen auf italienischen und deutschen Universitäten brachte sie auch einander näher. Kaiserliche Legaten und fromme Pilger, Kriegsgefangene und Abenteurer, die viel herumgekommen waren (Sigmund Freiherr von Herberstein, Kuripečić, Gjorgjević und andere), die Polyhistoren und Lexikographen des 16. und 17. Jahrhunderts (man denke an Megiser, Valvasor, Lazius und ähnliche) trugen auch zur gegenseitigen Kenntnis bei. Einen mächtigen Anstoß bekam das nationale Bewußtsein in der Humanistenzeit in den gelehrten Kreisen infolge von Beschäftigung mit alten Autoren, die von den Slawen berichten. Es gibt eine Unmenge von Gelehrten, die begeisterte Slawen sind, obwohl keines von ihren Werken in einer slawischen Sprache erschien. In dieser Zeit konnte ein Werk entstehen, wie das von Orbini: Il regno degli Slavi, oggi corrottamente detti Schiavoni (gedruckt in Pesaro, 1601), das eine Enzyklopädie des gelehrten humanistischen Panslawismus ist und den Schatz jener nationalen Legenden verwahrt, die selbst noch im 19. Jahrhundert wirksam sind. Jetzt wird die ganze Welt slawisiert. Ein Slawe ist der Kaiser Justinian (man weiß sogar seinen slawischen Namen — er soll „Upravda“ geheißen haben), Slawen sind alle die berühmten Männer des Altertums, Philipp von Mazedonien und Alexander den Großen inbegriffen.

Alles das sind jedoch zumeist äußerliche Momente, nur die sichtbaren Formen eines Prozesses, der schon in der vorhumanistischen Zeit einsetzte und in der Hochblüte des Humanismus seine greifbarste Gestalt gewann. Die wirklichen, inneren Gründe für die allmähliche Nationalisierung der Slawen liegen viel tiefer. Die Berührung mit der westlichen Kultur brachte es mit sich, daß die Slawen an den geistigen Strömungen des Westens teilnahmen und daß sich auch bei

ihnen jener Widerstand gegen das lateinische und latinisierende Rom äußert, der im Westen und Norden Europas zur Nationalisierung, zur Bildung neuer Nationalitäten führt. Es ist der Gegendruck gegen den geistigen und politischen Druck des „Orbis Romanus“, der sich nicht nur bei den Slawen, sondern auch im ganzen übrigen Mitteleuropa äußert. Der Hussitismus ist ja in der Tat, wie das Manifest der Prager an die böhmischen Länder (1420) zeigt, nicht nur eine dem übrigen Europa um ein Jahrhundert vorausgehende religiöse, sondern auch eine ausgesprochen nationale Bewegung, aber der oben erwähnte Widerstand hatte sich, wenn auch unbewußt, schon lange vorher anderswo gezeigt — in Italien. In jenem Lande, von dem der Panlatinismus ausging, bekam er auch den ersten Widerstand zu spüren, der zunächst zu einem italischen Humanismus und dann zum italienischen Nationalismus führt. Man könnte ihn auch Panromanismus nennen, aber das würde zu Verwechslungen mit ganz modernen panromanischen Strömungen und Schlagworten führen. Der lateinische italische Humanismus ist von allem Anfang an eine mächtige, national gestimmte Bewegung, die nicht nur Italien von Grund aus aufwühlte (kulturell und politisch), sondern auch die meisten Nachbarländer in ihren Bann zog. Die Führer hielten sich für echte Nachkommen der lateinischen Römer und zogen in den Bannkreis ihrer Ideen auch jene, denen diese Legitimation zwar abging, die aber wohl dem lateinisch sprechenden und verstehenden gelehrten Kulturkreise angehörten. Dieser Panlatinismus, der italische Humanismus, wurde später durch den italienischen Humanismus abgelöst, was, wenn auch später, auch in den Nachbarländern erfolgte, aber zum Schlusse hier wie dort zur „Nationalisierung“ führte. Wenn Thomasius in Leipzig als erster Vorträge an der Universität in deutscher Sprache hält, so sagt er sich damit bewußt und mit Absicht von einem Panlatinismus, aber auch vom gelehrten deutschen Humanismus los und bahnt seinerseits in Deutschland eine nationale Bewegung in besonderer Form an. Der humanistische Panlatinismus ging eben daran zugrunde, daß er sich einer toten Sprache bediente, die ihm zwar in Italien als seine eigene galt, daß er eben die Gewalt der lebenden, im Volke gesprochenen Sprache verkannte oder nicht erkannte. Es ist jedoch gar kein Wunder: das Volk galt diesen sozialen und geistigen Aristokraten eben nicht viel, und so blieben sie isoliert. Dante, Boccaccio, Petrarca suchten ihren Ruhm und fanden ihre Befriedigung in ihren lateinischen Werken und nicht in jenen, die sie in der „Vulgär“-sprache geschrieben hatten. Erst nach ihnen kommen Männer wie Alberti, Bembo, Lorenzo de' Medici, die den Wert der Volkssprache erkennen und hochschätzen. Aus dem beschränkten italischen nationalen Standpunkte zur Antike heraus erklärt sich auch die auffällige Bevorzugung des Lateinischen — „Römischen“ — in Sprache und Leben und ihre Stellung zum Griechischen. Die Geschichte des ganzen humanistischen Panlatinismus und sein Umschwung ins Nationale läßt sich schon im Bedeutungswandel eines einzigen Wortes und an seiner Geschichte zeigen: dem lateinischen Humanisten war „gotisch“ gleichbedeutend mit „fremd, bäuerlich, plump, geschmacklos, barbarisch“, während es Jahrhunderte später — man denke an die Begeisterung der Romantiker für das gotische Mittelalter und an den heutigen Kampf um die „deutsche“ Schrift — auf anderer Seite eben als national, volkstümlich und als Zeichen und Ausdruck eigener nationaler Gesinnung gilt.

Der Humanismus brachte Deutschland nicht nur das alles latinisierende Römertum, sondern mit ihm zugleich auch das römische Recht, das sich weit stärker und einschneidender bemerkbar machte, und den immer stärker werdenden Einfluß der katholischen Kirche, deren ausschließliches Instrument ja gerade die lateinische Sprache bildete. Die Reformation ist also auch eine natürliche Reaktion gegen den wesensfremden Humanismus und zugleich ihre sichtbarste Form. Luthers feiner „nationaler“ Instinkt, mit dem er auf den „gemeinen Mann“ hinwies — man denke an seine Lehren vom Übersetzen — ließ ihn nicht in den Fehler der italischen Humanisten verfallen, sicherte der Reformation den Eingang in die breitesten Massen und gab ihr dadurch zugleich ein volkstümliches, deutsches Gepräge. Diese Nationalisierung erfolgte nicht nur in Deutschland, sondern auch bei allen jenen Slawen, die teilhatten an seinen geistigen Bewegungen: die Lausitzer Wenden, die Slowaken und die Slowenen verdanken der Reformation den Anfang ihrer heutigen Literatur überhaupt, die Tschechen und Kroaten aber ihre mächtige Förderung. Und alle diese slawischen Reformatoren sind für ihr Volk ebenso begeistert, wie Luther und Hutten für das deutsche. Auch sie erfüllt die Größe der slawischen Welt und die Verbreitung der slawischen Sprachen mit Begeisterung und mit Stolz. Die Einleitung zur ersten Grammatik des Slowenischen, von Adam Bohorič, einem Schüler Melanchthons (gedruckt in Wittenberg 1584) ist dafür ein lehrreiches Beispiel. Es werden slawische Bücher gedruckt, mit denen das Evangelium selbst bis nach Konstantinopel getragen werden sollte. Die slawischen Reformatoren wußten ja, daß der ganze Balkan slawisch verstand und ebenso der Hof von Konstantinopel. Die hier angebahnte nationale Entwicklung der Slawen wurde jedoch im Norden durch den Dreißigjährigen Krieg und seine unseligen Folgen, im Süden durch die fortgesetzten Türkeneinfälle auf lange Zeit unterbunden. Der Universalismus der katholischen Kirche, der ein Aufkommen selbständiger Nationen hindern mußte, trug auch hüben und drüben das Seine dazu bei. Und doch hat der slawische Gedanke in dieser Zeit nicht geruht: Comenius tritt für den Unterricht in der Muttersprache ein, der Jesuit Balbinus ist ein begeisterter Slawe, im Süden aber ersteht in Georg Križanič (geb. 1617), der erste Panslawist. Dieser Schüler und Anhänger Bessarions hatte den weitausschauenden Plan einer Einigung aller Slawen in Sprache und Kirche gefaßt — seine Hauptwerke sind die „Grammatik“ und die „Politik“ — zog als Apostel dieser Idee nach Rußland, fand aber beim damaligen Zaren kein Verständnis und endete in Sibirien. Der Mangel eines selbständigen Staatswesens führte bei den Westslawen dazu, daß vom Ausgange der Reformation bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf geistigem Gebiete der Einfluß der katholischen Kirche und des gelehrten Polyhistorismus überwiegt. Der Funke glimmte jedoch weiter, die Arbeit der Reformatoren war nicht verloren; sie war zwar fürs erste vergessen, um aber im 19. Jahrhundert als der köstlichste Nationalschatz wieder entdeckt zu werden.

Den mächtigsten Anstoß aber bekam das slawische Bewußtsein gegen Ende des 18. und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Aber auch hier zeigt es sich wieder, daß diese Erscheinung nicht etwas vereinzelt Dastehendes ist, sondern nur die natürliche Folge der geistigen Bewegungen im übrigen Europa. Dieser ursächliche Zusammenhang kann nicht oft und nicht genug mit Nachdruck betont werden: es zeigt sich nämlich nur viel zu oft — in Schriften, die sich mit den slawischen nationalen Bewegungen auseinandersetzen wollen, noch mehr aber in der Politik des alltäglichen Lebens — daß es Leute gibt, die von den nationalen Bewegungen der Slawen den Eindruck haben, als seien das alles nur Einfälle müßiger Eigenbrödler und vereinzelter Hitzköpfe, die es sich in den Kopf gesetzt haben, Diplomaten und Journalisten zu ärgern. Wie sehr solche Ansichten das gegenseitige Verständnis und die Annäherung erschweren, braucht nicht erst gesagt zu werden. — Gegen Ende des 18. Jahrhunderts macht sich der Einfluß Rousseaus und der französischen Revolutionsphilosophie geltend. Eine breite und feste Grundlage gab allen diesen Bewegungen der ausgesprochen demokratische Ton dieser Ideen: die Erklärung der Menschenrechte hatte zu ihrer natürlichen Folge die Forderung nach der politischen Freiheit, und von der politischen Freiheit zur nationalen Selbständigkeit, ja zur nationalen Verschmelzung war der Gedankensprung nicht mehr so weit. Als äußerlicher Umstand wirkte noch die Gelegenheit mit, einander näher kennen zu lernen, die ja den Slawen während der napoleonischen Kriege so oft geboten wurde. Diese durchweg demokratischen Ideen hatten eine so gewaltige Stoßkraft, daß ihnen selbst die unheimliche Trias jener Jahrzehnte: Napoleon, die heilige Allianz und der Polizeistaat erlag. Die natürliche Folge dieser Demokratisierung war auch eine Nationalisierung, die sich in ganz Mitteleuropa durchsetzte: die Deutschen arbeiten mit theoretischer Politik, die italienischen Irredentisten auch mit praktischer Revolution (Mazzinisten und Carbonari), selbst im Norden Europas taucht der Gedanke eines skandinavischen Bundes auf, das Nationalbewußtsein der Slawen aber bekam die nachhaltigste Anregung durch die slawischen Schüler der deutschen Romantik und ihrer nationalen Bestrebungen. Der Kampf gegen das französische Joch und um die Befreiung und Einigung Deutschlands, der seinen geistigen Mittelpunkt in Jena hatte, wirkte mächtig auf zwei junge slawische Studierende der Jenenser Universität, P. J. Schafařik (1795—1861) und J. Kollár (1793—1852), die sich die politische Ideologie eines Fries, Oken und Luden vollständig zu eigen machten und die nationale Terminologie Arndts und Jahns wörtlich ins Slawische übertrugen. Beide trugen in der Folgezeit am meisten zur Bildung einer slawischen Wechselseitigkeit bei, und ihr Einfluß war um so tiefer und nachhaltiger, da sich ihr Wesen gegenseitig wunderbar ergänzte: Schafařik wirkte als gelehrter Forscher, Kollár als begeisterter Dichter und phantasievoller Prophet. Das Privilegium der protestantischen Theologen aus Ungarn, auf Grund dessen sie die deutschen Universitäten besuchen durften, hatte diese beiden Slowaken nach Jena geführt. Hier eigneten sie sich unter dem Einflusse ihrer Lehrer und der hinreißenden Begeisterung Jahns und der Burschenschaften jene Anschauungen an, die Schafařik zu seiner großartigen universalen Auffassung des ganzen Slawentums führten, Kollár aber zum Begründer und poetischen Vertreter eines literarischen Panslawismus machten. Es half nichts, daß das Privilegium der ungarischen Protestanten schon im Jahre 1817 eingeschränkt und bald darauf gänzlich aufgehoben wurde und daß die österreichische Regierung, beunruhigt durch die burschenschaftliche Bewegung, die protestantischen Ungarn im Mai 1817 von Deutschland zurückberief:



88 Auf dem Bahnhof in Tarnow. Zeichnung von Karl Pippich. 

Ludens Vorlesungen, besonders aber seine Auffassung der nationalen Geschichte und der überwältigende Eindruck der alldeutschen und freiheitlichen Gesinnung der Jenenser Professoren und Studenten hatten bereits ihr Werk getan. Dieses Werk legte — trotz mancherlei Hemmungen — die Grundlage zur nationalen Einigung der Deutschen, in der slawischen Welt aber führte es eine geistige Umwälzung herbei, wie sie das Slawentum bis dahin nie erlebt hatte. Die Träger dieser Bewegung, die sich auf das gesamte Slawentum erstreckte, wurden Schafařik und Kollár, deren überragender Bedeutung und nachhaltigem Einflusse der Geist des Slawentums jene charakteristischen Züge verdankt, die er heute noch trägt. Von diesen beiden Namen ist die Begründung der nationalen Renaissance des Slawentums im 19. Jahrhundert nicht zu trennen; ebensowenig von Jena, wie überhaupt die nationale Wiedergeburt der Slawen von der der Deutschen schlechterdings untrennbar ist. Das zeigt sich nicht nur in der Entstehung jener Bewegung — Kollár hatte beim Wartburgfeste teilgenommen und bleibende Eindrücke empfangen! — sondern auch in ihren unmittelbaren politischen Folgen. Es war die unmittelbare Folge der Begeisterung für die deutsche Romantik und die folgerechte Durchführung ihrer Prinzipien, daß die Tschechen (und in ihrer Folge auch andere Slawen) literarisch und politisch ebenso unabhängig von den Deutschen werden wollten, wie die Deutschen von den Franzosen. W. von Humboldts Worte: „Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache" und Friedrich Schlegels Ausspruch aus dem Jahre 1812: „Die ärgste Barbarei ist diejenige, welche die Sprache eines Volkes und Landes unterdrückt oder sie von aller höheren Geistesbildung ausschließen will" finden begeisterten Widerhall und werden oft zitiert.

Das Evangelium der Slawen jener Zeit bildete zunächst das berühmte 4. Kapitel des vierten Teiles der Herderschen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", in dem dieser „Hohepriester der Humanität" die Geschichte der Slawen behandelt und eine idealistisch verklärte Charakteristik ihrer nationalen Eigenschaften gibt. Dieses Kapitel ging nahezu völlig in Kollárs „Tochter der Slawa" (eine Sammlung von 645 Sonetten) auf, die bei allen Slawen begeisterte Aufnahme fand und Herdersche und romantische Ideen vermittelte. Es verschlägt nichts, wenn unser heutiger Kritizismus mit einem eigentümlichen Lächeln feststellt, das Vorbild jener „Tochter der Slawa" habe ja eigentlich Friederike Schulze geheißen, sei die älteste Tochter eines deutschen Pastors in der Nähe von Jena gewesen, die selbst nach ihrer Verheiratung mit Kollár bis zu ihrem Tode in der Sprache ihres Mannes nicht über den Dienstbotengebrauch hinausgekommen ist — für Kollár wurde sie eine zweite Beatrice, die ihn durch die Vergangenheit und Gegenwart der Slawen führt und ihm ihre herrliche Zukunft offenbart. Diesem poetischen Werke stellte Kollár im Jahre 1837 seine ausgesprochen programmatische Schrift „Über die literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slawischen Nation" an die Seite. Die literarische Wechselseitigkeit ist ihm „die gemeinschaftliche Teilnahme aller Volkszweige an den geistigen Erzeugnissen ihrer Nation; ist wechselseitiges Kaufen, Lesen der in allen slawischen Dialekten herausgegebenen Schriften oder Bücher. Jede Mundart soll neue Lebenskraft aus der anderen schöpfen, um sich zu verjüngen, zu bereichern und zu bilden, und nichtsdestoweniger die anderen nicht antasten und sich auch nicht antasten lassen". Eine gewaltsame Vermischung aller slawischen Sprachen wollte er vermieden haben, ebenso wie er unter literarischer Wechselseitigkeit nicht die politische Vereinigung aller Slawen verstanden haben wollte. Sein Werk hat das bleibende Verdienst, daß es das Nationalbewußtsein der Slawen weckte und die Arbeit am slawischen Volkstume mächtig förderte. Gegen die falschen Voraussetzungen seines nationalen Programms, noch mehr aber gegen die Überschwenglichkeiten mancher seiner Anhänger zeigten sich bald Widerstände, nicht nur bei den Deutschen, die auf den kurzen Schritt von der literarischen Wechselseitigkeit zur politischen Einheit hinwiesen, sondern auch bei seinen eigenen Stammesbrüdern. Der mächtigste Kritiker des Kollárschen Programms und der zu seiner Erreichung vorgeschlagenen Mittel erstand in Havlicek-Borovský, der als junger Student noch ein begeisterter Anhänger Kollárs war (geb. 1821), sich aber später in der slawischen Welt viel umgesehen hatte und besonders Rußland und sein Streben nach einer universalen russischen Monarchie aus eigener Anschauung gut kannte. Schon im Jahre 1844 spricht er sich gegen „brüderliche Anbiederungsversuche" sehr energisch aus. Sein eigentliches Auftreten aber fällt in das Jahr 1846. Jetzt weist er auf die mannigfachen Widerstände und Reibungen zwischen einzelnen slawischen Stämmen hin, betont die Unmöglichkeit einer eingebildeten Wechselseitigkeit und verlangt für die vier Hauptstämme der Slawen (Südslawen, Tschechen, Polen und Russen) für einen jeden die ungehinderte selbständige nationale Entwicklung. Mit Palacký ist er der Begründer des sogenannten Austroslawismus, der in der Festigkeit der österreichischen Monarchie auch zugleich die Gewähr für die ungehinderte nationale Entwicklung der Tschechen und Südslawen sah und diesen Gedanken bereits zwei Jahre vor Palackýs berühmtem Ausspruche von der Notwendigkeit Österreichs genau formulierte. Havliček hat sein Programm mit Rücksicht auf die Eroberungsgelüste Rußlands formuliert, Palacký (im Jahre 1848) mit Rücksicht auf alldeutsche Strömungen. In der Politik setzte sich Havličeks Programm durch, Kollárs Einfluß blieb nur auf literarischem und wissenschaft-

lichem Gebiete dauernd aufrecht, wo er aber die sachliche Erkenntnis der slawischen Sprachen und Literaturen förderte. Kollár starb als Universitätsprofessor und altösterreichischer Konservativer in Wien, Havlíček als Opfer des Bachschen Absolutismus (1856).

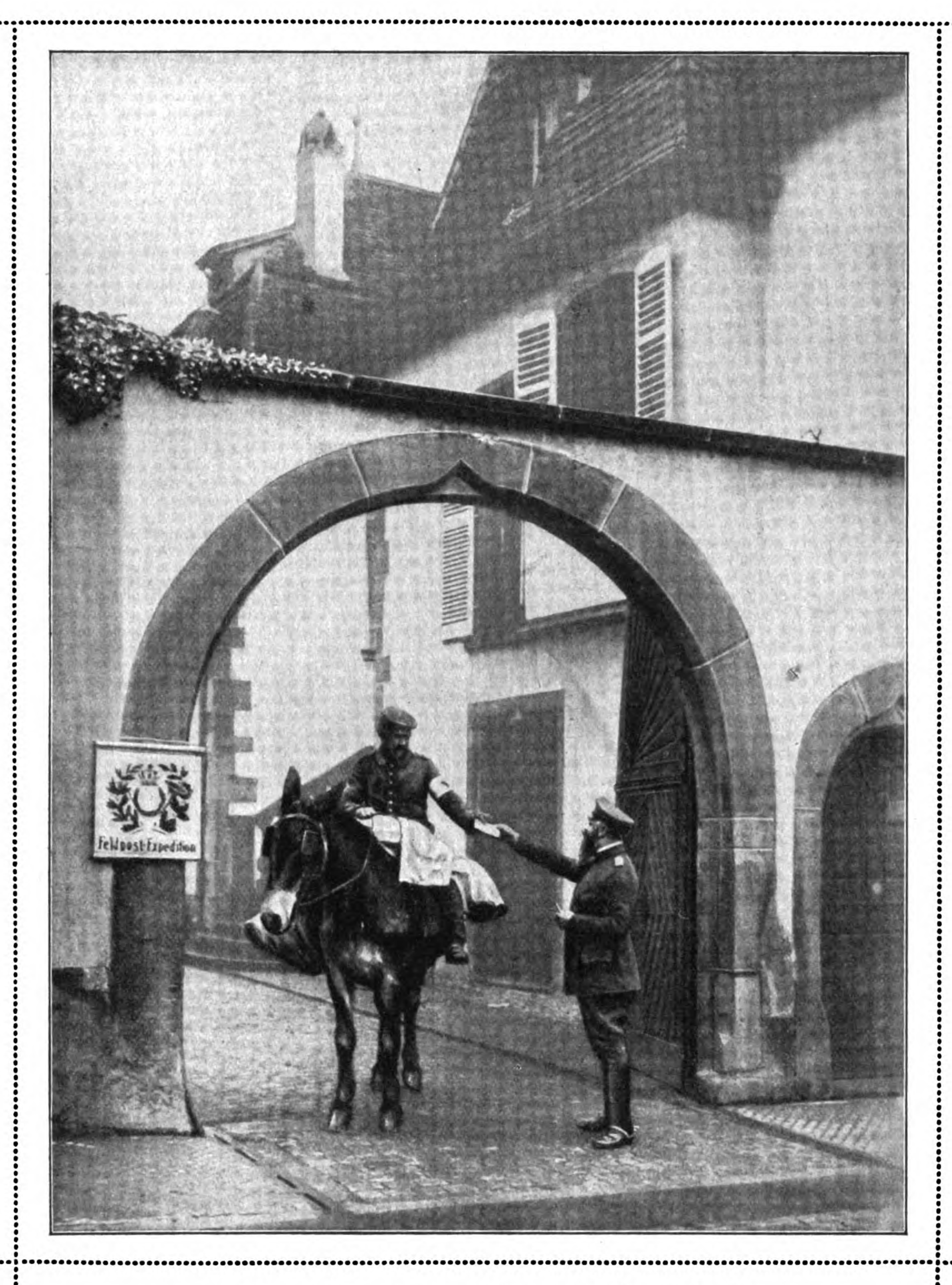
Der weltgeschichtliche Gang der Ideen, die zur Nationalisierung der Slawen führten, brachte es mit sich, daß die Ostslawen in dieser Hinsicht teilweise ein eigenes Leben führten und erst spät in den gemeinsamen slawischen Ideenkreis traten. Bei den Polen erstarkte das slawische Bewußtsein gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als sie ihr selbständiges Königreich verloren. Infolgedessen suchten sie Anlehnung an Rußland. Später allerdings, als die unglücklichen Aufstände der Jahre 1830 und 1863 die Polen von der Unmöglichkeit, aus sich selbst heraus gegen Rußland ein freies Polen wieder herzustellen, überzeugten, wurden besonders die polnischen Emigranten entschiedene Gegner des Russentums und beteiligten sich an den meisten Revolutionen. Die Bulgaren gehörten einem ganz anderen Kulturkreise an, hatten infolgedessen an diesen westeuropäischen Strömungen gar keinen Anteil, um so mehr als sie ja bis vor einem halben Jahrhundert noch unter politischem und geistigem Joche der Türken und Griechen seufzten. Eine Sonderstellung nimmt auch Rußland ein. Dort war zwar schon im Jahre 1772 eine Übersetzung des Orbinischen Werkes erschienen, doch tritt Rußland erst im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts, dann aber um so entscheidender, in den Kreis dieser Ideen. Kollárs Ideen drangen auch nach Rußland, nur führten sie dort bald zu greifbareren, entschieden politischen Programmen. Der Führer und Sprecher der ganzen Bewegung war Pogodin. Man wollte die „unterdrückten" Slawen befreien (was in der Folgezeit auch teilweise gelang), wollte die Polen durch Nachgiebigkeit gewinnen, um zu verhindern, daß sie sich an Preußen anlehnen würden, und erwartete — wenigstens in den gemäßigteren Kreisen —, daß sich das Russische als die größte slawische Sprache im Laufe der Zeit von selbst auch bei den übrigen Slawen wenigstens als Literatursprache durchsetzen werde. Daneben bildete sich eine extrem russisch-nationale Richtung heraus, die schon im Jahre 1847 ein Erlaß des Ministers Uvarov in ausdrücklichen Gegensatz zu einem „nur in der Phantasie bestehenden Slawentum" stellt, als dessen Heimat ausdrücklich Böhmen bezeichnet wird; ihren sichtbarsten Ausdruck findet diese Richtung in den Moskauer „Slawophilen", die von den übrigen Slawen nicht nur die Annahme der russischen Sprache, sondern auch der Religion und die Anerkennung des Zaren, also vollständige Russifizierung, verlangten. In den sechziger Jahren bildete sich eine Strömung heraus — ihr Führer war Lamanskij —, die bei den Slawen das Russische als bloß vermittelnde Sprache einführen wollte. Von den Slawen selbst wurden diese Ideen verschieden aufgenommen. Die Beengtheit des eigenen nationalen Lebens und der fortwährende Kampf um einzelne nationale und kulturelle Güter ließ sie im Panslawismus zwar den ersehnten weiten Horizont erblicken, eine Einigung auf ein politisches Programm wurde aber nie erzielt. Bald sollte Rußland die Oberhand über alle Slawen gewinnen, dann wieder Polen den Kern eines slawischen Staatswesens bilden, das der stärkste Wall gegen Rußlands Eroberungsgelüste wäre, von den Slawen im Westen sahen viele die nationale Rettung und die verläßlichste Gewähr für den Fortbestand und die ungehinderte Entwicklung ihrer Nation in einer Art slawischer Föderation. Der Ruthene Kostomarov trug sich mit dem Gedanken einer Föderation aller Slawen unter dem Protektorate des Zaren — bei aller Wahrung der Eigentümlichkeiten einzelner slawischer Völker —, ein Gedanke, den auch der größte ruthenische Dichter, Taras Schevčenko, mit Begeisterung aufnahm. Für die weitere Entwicklung der slawischen Frage sind zwei Momente ausschlaggebend gewesen. In erster Reihe die innere politische Entwicklung Österreichs und Rußlands, die ja für die Entwicklung dieser Frage immer von entscheidendem Einflusse bleiben wird. Diese hat die Slawen gelehrt, die völlige Aussichtslosigkeit panslawischer Ideologien einzusehen, sich auf sich selbst zu besinnen und die nationale Rettung in kultureller und politischer Kleinarbeit zu suchen. Der Erfolg dieser Arbeit, die nun schon nahezu hundert Jahre alt sein wird, gab ihnen recht. Ein zweites Moment bildet der großartige Aufschwung der Slawistik, der Erforschung der slawischen Sprachen und Literaturen. Die slawische Sprachwissenschaft lehrte die Slawen Achtung vor ihren eigenen Nationen und Natiönchen, die sie als historisch gewordene Individualitäten erkannt und zu würdigen gelernt hat. Nach dem genialen Antigottschedianer und Sonderling, dem Slowenen Sigismund Popović (1705—1774), dem Begründer dieser Wissenschaft, wirkten bei den Tschechen zuerst Durych (1735—1802) und Dobrovský (1753—1829), unter den Slowenen Japelj (1744—1807) und Kumerdej (1738—1805). Sie alle hatten weitausschauende Pläne geschaffen, nach denen die Slawen einander kennen lernen und sich gegenseitig annähern sollten. Ihre Schriften sind zwar zumeist ungedruckt geblieben, ihre Pläne sind aber — in den Grundzügen wenigstens — in den heutigen slawischen gelehrten Gesellschaften verwirklicht, die sich mit der Erforschung der Sprache und der Geschichte der Slawen beschäftigen. Der Slowene Bartholomäus Kopitar (gest. 1844 als Direktor der Wiener Hofbibliothek) wollte für alle diese Bestrebungen eine „Slawische Zentralakademie" geschaffen haben, lange bevor noch in Österreich eine deutsche Akademie geschaffen war. Die deutsche Romantik, der die slawischen Studien ihren großartigen Aufschwung verdanken, räumte, ebenso wie in Deutschland, nur mit dem Provinzialismus auf, ging jedoch über bereits festgefügte Grenzen einzelner nationaler Individualitäten nicht hinaus. Der Mißerfolg der „illyrischen" Bewegung, der zwar zu einer Wiederbelebung der serbokroatischen Literatur und des ganzen nationalen Lebens führte, die Slowenen jedoch zur Aufgabe ihrer Sprache nicht zu bestimmen vermochte, hat es schon vor siebzig Jahren gezeigt, in welcher Richtung sich die Entwicklung der slawischen Völker bewegt. Alle gewaltsamen sprachlichen Uniformierungsbestrebungen mußten fehlschlagen, da unter den slawischen Völkern offenbar ganz ausgesprochene Tendenzen der Differenzierung bestehen. Neben einer „kleinrussischen" Nation und Literatur sehen wir in der letzten Zeit immer stärker und bewußter auch eine „weiß-russische" hervortreten. Die Erhaltung nationaler Individualitäten bei den Slawen ist aber nicht nur politischen und wissenschaftlichen Momenten zuzuschreiben, sondern in großem Maße auch den Werken der Dichter und Künstler, mit denen das 19. Jahrhundert die Slawen ja so überreich gesegnet hat.

Diese immer fortschreitende Differenzierung der Slawen hat es auch mit sich gebracht, daß man von einem Geiste des Slawentums im Herderschen oder romantischen Sinne nicht mehr reden kann. Man kann vom russischen oder polnischen Geiste reden, ein Slawentum als Ganzes besteht schon längst nur noch als ethnographische oder philologische Abstraktion. Es ist sonderbar, aber bezeichnend genug, daß diese Tatsache in jenem Lande, das der slawischen Philologie die meisten Mittel zur Verfügung stellen konnte, in Rußland, zuerst deutlich ausgesprochen wurde. Die russische Akademie der Wissenschaften erklärte sich im Jahre 1905 offiziell für die Berechtigung einer selbständigen kleinrussischen Nation und Literatur, noch deutlicher aber spricht das von ihr veröffentlichte Werk eines tschechischen Gelehrten, L. Niederle: „Die slawische Welt. Ein geographisches und statistisches Bild des heutigen Slawentums," das einen Band des von der Akademie geplanten „Grundrisses der slawischen Philologie" bildet und in dem die auseinanderstrebenden Tendenzen bei den Slawen ausdrücklich betont werden. Von diesem höchst belehrenden Werke, das im Jahre 1908 erschien, haben wir wohl schon eine französische, unbegreiflicherweise aber noch keine deutsche Übersetzung. Es gibt in knapper Form die nationalistischen Wandlungen wieder, die das Slawentum im Laufe des 19. Jahrhunderts durchgemacht hat. Die wissenschaftliche Erkenntnis der eigenen nationalen Vergangenheit und Gegenwart hat bei den Slawen nicht nur die Liebe zur eigenen Nation auf eine feste und sichere Grundlage gestellt, sondern sie auch Achtung vor der eigenen Nationalität gelehrt, so daß man sie heute nicht einmal einem „Bruder" mehr opfern will. An die Stelle politischer Phantastereien ist ein edlerer Panslawismus getreten, dessen Formel bereits Schafařík im Jahre 1833 gegeben hat, indem er sagte: „Die slawischen Stämme und Zweige, zwar Söhne einer Urmutter, aber zerstreut durch Stürme der Zeiten, fühlen Trost und Freude auch bei dem bloßen Andenken an den gemeinschaftlichen Ursprung; und den edleren Seelen unter ihnen ist gewiß die gegenseitige Freude über den glücklichen Fortgang und das Wachstum ihrer Sprache, Literatur, Gesittung, Bildung, Aufklärung und ihres Wohlstandes, sowie hingegen die Betrübnis über Mißgeschick und Unfälle ihrer Brüder nicht fremd und ungewöhnlich." — Das Schicksal der Völker sind aber ihre „edlen Seelen", und nicht ihre Phantasten und Abenteurer.

Abendsonnenschein. Von Franz Rebiczek.

Ja Abendsonnenschein! Ein leises Flüstern,
Und durch den Wein drängt sich ein Strahl herein,
Die Giebelknäufe auf den Dächern knistern —

Fünf blendendweiße Tauben ziehen heim;
Der Strahl des Brunnens wird zu purem Golde,
Es muß ein wunderschönes Märlein sein . . .



Feldpost-Expedition in einem Vogesenstädtchen. Hofphot. Eberth, Cassel.

Der Kriegsleutnant. Von Wulf Bley.

Schweigend schritten wir nach der Parsifal-Aufführung die Linden hinab, der Menge nicht achtend, die vor dem Opernhaus sich staute und zerteilte.

Zu gewaltig klangen die erlebten Weihestunden in uns nach, als daß der Eindruck von Amfortas' Not, letztem Verstehen und Erlösungstrost hätte nach Worten ringen mögen. Mit übervollem Herzen schritten wir durch das hastende, lärmende Getriebe dahin, das den tiefen Nachklang der Töne nicht zu verdrängen vermochte, die sich aus dem Gedächtnisse ins Herz flüchteten, um dort, geborgen als höchsten Heiles Wunder, sanft zu verglühen.

Weit hinter mir lag der Krieg. Ich hatte seiner vergessen, seiner Größe, seiner Übermenschlichkeit, seiner Ehren und seiner Wunden. Weltkrieg und Parsifal! Und doch in beiden sieghaft der deutsche Geist. Hier Nothung, das von Gott verheißene Schwert, und dort — „durch Mitleid wissend . .“

Aber Parsifal und Berlin! Unerhörter Gegensatz!

Und doch, seltsam, wie bei solcher Feierstimmung der Lärm der Straße von uns abgleitet, wie wenig der Dunst des Großstadtlebens uns berührt, in dem jeder geschäftig und in teilnahmloser Hast am anderen vorbeirennt!

Ein Druck des sorglichen Armes der Mutter, die mich führte, zwang mich zu vorsichtigem Stehenbleiben. Ich sah auf. In feierlicher Klarheit thronte der sanft erleuchtete Himmel über dem Wirrsal der großen Steinwüste, wie die Kunst des Bayreuther Meisters über aller Niedrigkeit des Alltäglichen. In diesem Augenblick trat grüßend ein Kamerad auf mich zu. Ein blutjunges Kerlchen.

Ob ich ihn denn gar nicht mehr kenne?

Ich stand ein wenig beschämt. Ich konnte mich, zumal in diesem Augenblicke, seiner nicht recht entsinnen. Da lachte er mich fröhlich an. „Aber, Herr Oberleutnant, ich habe doch noch vor anderthalb Jahren bei Ihnen in der Obertertia Geschichtsunterricht gehabt!“

Jetzt empfand ich nun doch das Strömen und Drängen der Menge als störend. Ich stellte vor. Dann gingen wir selbdritt in eine stille Weinstube; er telephonierte nach Hause, und dann saßen wir, eine Welt für uns, und ich konnte mir ansehen, was der Krieg aus Meyer II, dem bei allen Erziehern

und Paukern berüchtigten Sorgenbengel aus der Obertertia IIIa des Kadettenhauses gemacht hatte. Gut ausgewachsen hatte er sich, alle Achtung! Aber stramm und geschmeidig war er auch als Kadett schon gewesen. Doch wie jetzt der Schein der Glühlampe auf sein Gesicht fiel, wußte ich nicht, ob ich wachte oder träumte. Meyer II. Ich mußte ein Lächeln unterdrücken. Und doch — zum Henker mit allem „doch"! Der mir da in gefestigter Reife gegenübersaß, das war ein ganzer deutscher Mann, ein in harter Kampfesnot gestählter und gereifter Offizier, Soldat durch und durch.

„Sagen Sie jetzt nur eins: wo kommen Sie her?"

„Ohne Umwege aus dem Graben von der Lorettohöhe."

Meiner Mutter, die den Zusammenhang fühlte, trat es feucht in die Augen, und sie streckte ihm unwillkürlich in aufwallender Wärme die Hand über den Tisch entgegen: „Sagen Sie nur, seit wann sind Sie denn dort?"

Mit lächelnder, fast noch knabenhafter Wohlerzogenheit erwiderte er den Händedruck und antwortete ruhig: „Seit einem halben Jahre, gnädige Frau! Sie sehen, ich lebe noch!"

Nach Kriegsausbruch hatte er sich nicht lange mehr auf den verschlungenen Pfaden der Wissenschaft aufhalten lassen, war als Fahnenjunker auf einen Truppenübungsplatz und nicht lange danach ins Feld gekommen. Jetzt saß er als Leutnant vor uns, im Knopfloche das schwarz-weiße Band und auf der linken Brustseite an silberner Nadel das Kreuz.

„Wo haben Sie sich das geholt?" fragte meine Mutter, auf sein Kreuz erster Klasse deutend.

Bescheiden lächelnd erwiderte er: „Bei uns fehlt es dazu nicht an Gelegenheit!"

„Waren Sie jetzt verwundet?"

„Nein, ich habe seltsamerweise noch nie etwas abgekriegt. Ich bin mit einwöchigem Urlaub daheim und fahre übermorgen nach Loretto zurück."

„Gern?"

„Ja und wie. Für daheim sind acht Tage nicht gerade viel, für Berlin mehr als genug. Ich bin's zufrieden so."

„Gefällt Ihnen Berlin jetzt nicht?"

„Gnädige Frau, ich komme aus dem Schützengraben!" Und zögernd fügte er hinzu: „Da muß man sich erst an die hiesigen Auffassungen gewöhnen. Und um unserer Kameraden draußen willen möchte ich das nicht! Aber wir wollen uns nicht die Laune verderben! Darf ich mir gestatten?"

Bescheiden lächelnd hob er sein Glas. Wir stießen an. Aufblickend wandte er sich wieder an meine Mutter: „Ihr Herr Sohn weiß, daß ich wenig Trieb zur Gelehrsamkeit habe. Aber, sehen Sie, draußen im Graben ist's oft recht öde. Und wenn man im Unterstand sitzt, braucht man was zur inneren Erwärmung. Im Graben überzieht uns bald eine Kruste, die alle gleich macht. Da lernt auch der wildeste Junge von einem stillen Denker. Ich habe so einen gehabt, der sich meinen Antinous nannte. Ein Kriegsfreiwilliger, Gefreiter und Doktor der Philosophie. Er war lange Zeit Hauslehrer gewesen und hatte an einem großen Werke gearbeitet. Ein Wahrheitssucher, der alle Weltweisheit um der einen großen Wahrheit da draußen willen im Stiche gelassen hatte. Der las mir oft aus seinem Goethe vor. Auch Fichte und Arndt hatte er im Tornister. Ein Volltreffer hat ihn zerrissen und ich habe seine Stücke zusammensuchen helfen . . ."

Er starrte eine Weile ins Glas. Der Kellner lehnte gähnend an der Anrichte. Etwas Eisiges schien durch den Raum gezogen zu sein. Ich half Meyer mit leicht hingeworfener Frage über die Erinnerung hinweg.

„Gnädige Frau, ich bin ja ein junger Dachs, aber soviel habe ich doch begriffen, daß nur das Allertiefste uns wärmen kann in unserm eisigen Schlamm. Und das wollen wir alle, wie wir draußen sind, wieder vorfinden, wenn uns das Wiedersehn in der Heimat vergönnt sein sollte."

Zögernd fuhr er dann fort: „Vorgestern habe ich mir einen Vortrag angehört. Eine Berühmtheit sprach da über Krieg und Kultur. Ich war hingegangen, weil ich hoffte, nach der Zeit draußen hier eine Erhebung zu finden. Wütend bin ich gewesen, einfach wütend!"

In einem Gemische von Scheu und Verlegenheit blickte er auf: „Auch der Herr sprach von Fichte. Und von einer nagelneuen Zeit, die nun kommen solle, und von der Pflege der Weltkultur nach dem Kriege! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir das alles vorkam: der eitle Redner und die geputzten Frauen in ihren Pariser Kleidern, das ganze Gehabe und Wichtiggetue . . . Die ganze Gesellschaft möchte ich einmal auf eine Stunde zum Trommelfeuer einladen, damit sie begriffe, wie grausig die Wirklichkeit und wie einfach das Große ist!"

Eine feine Röte lag auf seinen gebräunten Wangen, und die Augen blitzten stahlhell zu uns herüber.

„Jawohl! Dort würde auch die Berühmtheit von vorgestern begreifen, daß wir nichts Nagelneues, Niedagewesenes sind! Wir sind nur die Erben des Geistes unsrer Vorväter, im besten Falle ihres Erbes wert!"

Langsam und versonnen leerte er sein Glas. Ich schenkte ihm wieder ein, um den Quell nicht versiegen zu lassen.

„Liebe Zeit, Herr Oberleutnant, wenn ich bedenke, wie ich noch vor anderthalb Jahren . . ."

„Nun?"

„Das Korps, ach, unser Korps! Was das einem mitgegeben hat, draußen spürt man's. Wie würde ich sonst als junger Dachs, der ich doch bin, mit meiner Kompagnie, die zur Hälfte aus Landwehrleuten besteht, so glatt fertig? Und überhaupt das alles, was da so unverlierbar sitzt und den inwendigen Lumpen im dicksten Dreck nicht hochkommen läßt, na!"

Ich drücke ihm die dargereichte Hand, und dann stießen wir an — ohne Worte lag es in unseren Blicken: das Korps!

„Ja, das Korps! Das hat uns die Philosophie des Weltkrieges gebrauchsfertig als seelisches Verbandszeug in den Tornister gepackt."

„Gewiß, da heißt es nicht: Du sollst! Da gibt es nur ein gegen das eigene Selbst rücksichtsloses: Ich will!"

„Na, ob! Was Kant und Fichte in ewige Form gebracht haben, das hatten doch längst der alte Fritz und sein großer Vater ihnen vorgelebt! Und wer heute noch nicht begriffen hat, daß dieser Krieg den Abschluß des Siebenjährigen bringt, der weiß nichts von preußischer Überlieferung!"

Zum Entzücken sah der Bengel aus, wie er so in Schwung kam. Doch als er das merkte, steckte er sich rot an und schnappte ab.

Auf Befragen meiner Mutter erzählte er dann noch weiter von dem Übermaße schweigenden Erduldens der Front, das Offizieren wie Mannschaften als selbstverständliche Pflicht erscheint. Immer in seiner frischen Männlichkeit, der Mut und Selbstaufopferung als höchste Blüte des Geistes gelten. Und wenn er nach meinen Erlebnissen „im Himmel und auf Erden" fragte, von denen man bald bei seinem Besuche im Korps erzählt, blitzte etwas wie rührender Dank hindurch.

„Haben Sie noch oft Briefe von Ihren Jungens im Korps gekriegt?" fragte er.

„Als mich nach Irrfahrten die erste Feldpost erreichte, waren schon die besten von allen gefallen! Die lieben, frischen Jungen."

„Haben sich vom Bruder Tod nicht lange bitten lassen. Neulich sprach ich die Mutter der Brüder V., von ihren Vieren lebt keiner mehr. Schlohweiß ist sie geworden. Aber ihre Blicke leuchten. Da mußte ich denken: ‚Das hat das Korps auch an den Eltern getan!'"

„Hat es, lieber Freund! Mutter V. war die richtige Kadettenmutter, ihr Werner der Stolz meiner Kompagnie!"

„War das der, der mal nachts auf den Turm geklettert ist und dem Engel ein Hemd angezogen hat?"

„Nein, das war Karl!"

„Großartiger Kerl! Wie haben wir den bewundert!"

„Na ja! Am nächsten Tage hat die Feuerwehr mit der langen Leiter kommen müssen, weil kein Mensch das Hemd wieder 'runterholen konnte und V. nicht die Erlaubnis dazu gegeben werden durfte."

„Haben Sie auch solche Streiche gemacht?" fragte meine Mutter. Da lachte er in Bescheidenheit in sein Glas hinein. Ich mußte an seinen Stubengenossen denken, den er windelweich geprügelt hat wegen der Behauptung, das Töchterchen des Hauptmanns v. Z. habe gefärbte Haare. Im Lazarett hat er dann dem Geprügelten, während er schlief, die Haare mit roter Tinte gefärbt. Dem Oberlehrer P., der zum Zivilanzuge Militärstiefel trug, steckte er Federhalter in die Sporenkasten.

Als ich der Mutter von diesem Ulk erzählte, lachte er plötzlich auf.

„Sagen Sie nur, verehrte gnädige Frau, wie geht das zu: Ihr Herr Sohn hat sein Teil weg, ich stecke an der Lorettohöhe gerade dicke genug drin. Und wir erzählen uns nun lachend von dummen Streichen! Neulich bei meinem Ohm saßen drei alte Exzellenzen, die kannten auch nichts Lieberes, und sind doch alle drei tödlich ernsthafte Männer!"

Es war spät geworden. Meine Mutter reichte ihm zum Abschiede beide Hände. „Gott erhalte Ihnen Ihren Frohsinn und vergessen Sie uns nicht!"

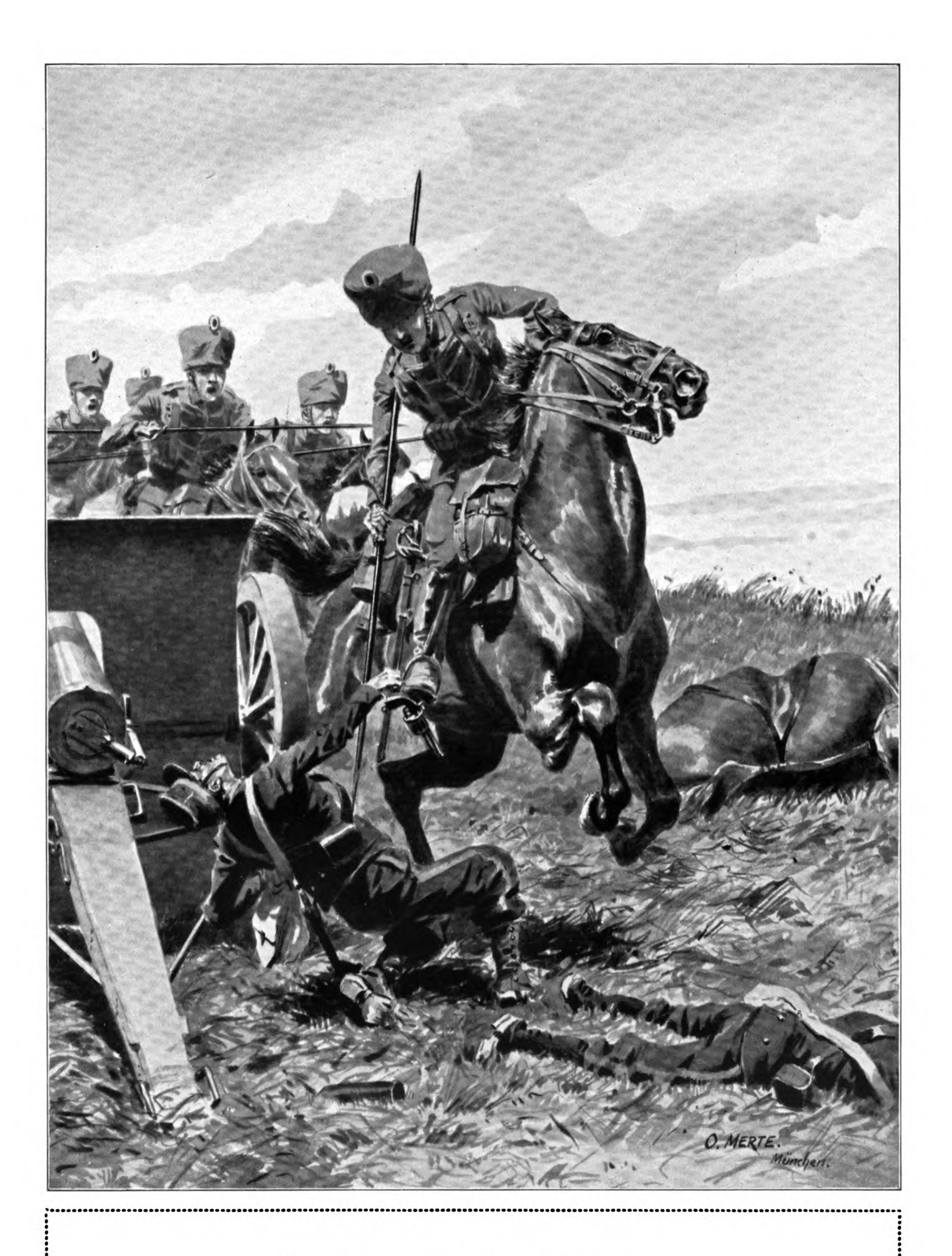
Wir brachen auf. Im Vorraume stand sein Bursche, der gewartet hatte, mit einem Regenmantel.

„Herr Leutnant, ich hab' ihn gebracht, weil ich denke, hier in Berlin ist's kälter als bei Loretto!"

Ich erkundigte mich nach dem Burschen, der Gefreiter ist und das Eiserne trägt.

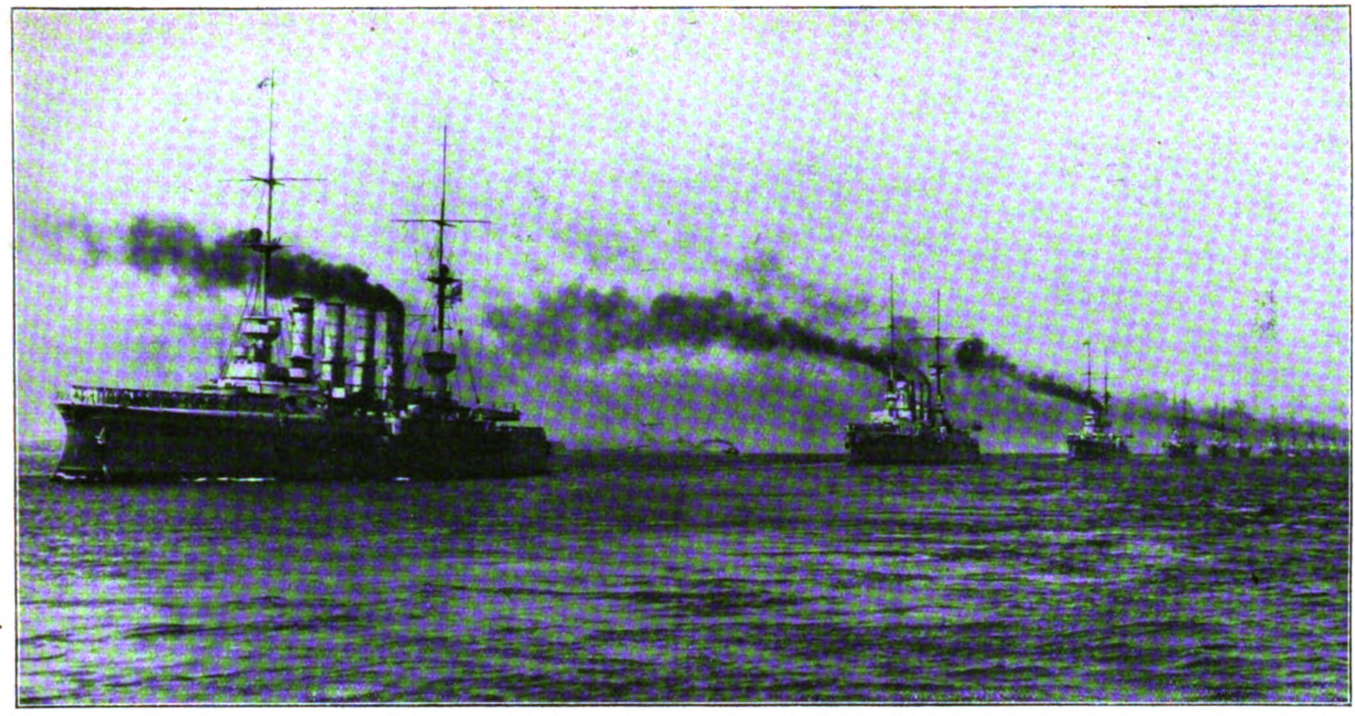
„Meine Perle! Hat mich erst beim Ersatzbataillon fertig ausgebildet und ist dann mit mir ins Feld gekommen. Nach einem Handgranatenkampfe, bei dem er neben mir stand, bat er mich wegen einer lächerlichen Selbstverständlichkeit, mein Bursche werden zu dürfen!" — — —

Leben sie noch, die alten Geschichten vom Berner Dieterich und seinem Waffenmeister Hildebrand? Ihr, die ihr uns aus frecher Gier das Schwert in die Hand gedrückt habt, macht uns die Art mal nach!



Husaren erobern eine französische Batterie.
Für das Daheim gezeichnet von Oskar Merté.

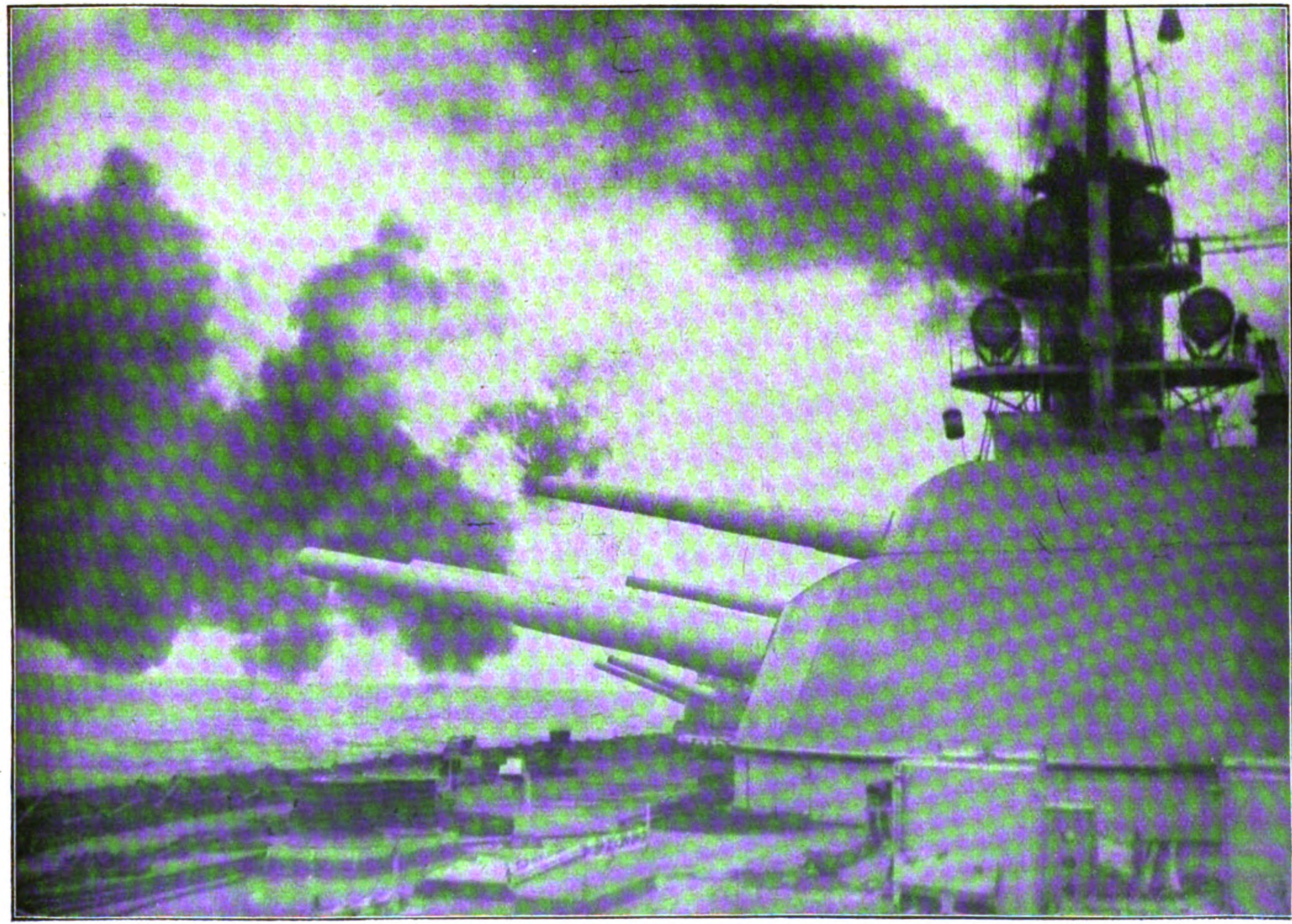




Deutsche Schlachtschiffe in Gefechtslinie. Aufnahme von Möller, Danzig.

Die Seeschlacht vor dem Skagerrak am 31. Mai und 1. Juni 1916.

Aus den Schornsteinen der auf der Jade liegenden Linienschiffe und Kreuzer quellen dicke Rauchwolken, die es der gerade aufgehenden Sonne fast unmöglich machen, bis zu den Schiffen durchzudringen, an deren Decks trotz der frühesten Morgenstunde schon reges Leben herrscht. An dem Fortnehmen der Geländerstützen, dem Unterdeckbringen aller beweglichen Gegenstände, dem fast gänzlichen Fehlen der Dampf- und Ruderboote sieht man, daß die Schiffe gefechtsklar gemacht werden; bald zeigen ihre Umrisse nur noch den Schiffsrumpf, aus dem die Geschütztürme, der Kommandostand und die Masten herausragen. Auf der Back werden unter Aufsicht des ersten Offiziers und des Bootsmannes die Ankerketten eingehievt, soweit die starke Strömung es nur eben zuläßt; jeden Augenblick kann das Signal zum Anker-



Schwere Schiffsgeschütze beim Feuern. Aufnahme von R. Sennecke.

aufgehen vom Flaggschiff kommen, und da will keiner nachhinken. Sorgenvoll sieht der Bootsmann eines Linienschiffes den sich der butjadinger Küste zuwälzenden Rauchwolken nach und meint dann in breiter ostpreußischer Mundart: „Wenn wir so noch ein paar Stunden weiterqualmen, rücken drüben sämmtliche Störche aus, und soweit dürfen wir es jetzt eigentlich mit diesen nützlichen Vögeln nicht kommen lassen". Schnell wird er von seinen Sorgen befreit: auf dem Flaggschiff geht das Signal „Ankerlichten" hoch. In kurzen Rucken werden die riesigen Kettenglieder von der Ankerlichtmaschine durch die Klüsen eingeholt, bald ist der Anker aus dem Grund, und sofort geht das Kommando nach den Maschinenräumen: „Langsam Fahrt voraus". So löst sich ein Schiff nach dem andern von seiner Liegestelle, und, wie an der Schnur gezogen, sind in kurzer Zeit die Schiffe geschwaderweise in Fahrt: Die Flotte geht in See, den Feind zu suchen.

Vorher sind an den Schiffen schon die Torpedoboote vorbeigesaust, meist zu zweien, so dicht hintereinanderliegend, daß man jeden Augenblick glauben möchte, jetzt gibts einen Zusammenstoß. Aber die Offiziere kennen ihr Handwerk; immer haarscharf an den Hindernissen längs, das schärft die Augen und führt zum kurz entschlossenen Zufassen in jeder Lage. Nur solche Männer kann die Torpedowaffe brauchen.

Bald ist die Flotte an Wangerrog vorbei, Helgoland kommt steuerbord in Sicht. Weit vor den in Kiellinie fahrenden Linienschiffsgeschwadern stehen die schnelleren Panzerkreuzer, noch weiter vor kleine Kreuzer und Torpedoboote. Sie sind von dem vordersten Linienschiff nicht mehr zu sehen; als aufklärende „Kavallerie des Meeres" müssen sie möglichst weit vorgeschoben werden, damit sie beim Sichten des Feindes dem Flottenchef mittels Funkspruch so zeitig Meldung machen können, daß er seine Maßnahmen treffen kann.

Auf den Schiffen ist „Backen und Banken", d. h. Frühstückszeit. Mit klappernden Kaffeekesseln eilen die Backschaften (zum Essenholen bestimmte Leute) zur Kombüse, andere holen Wurst, die es heute außer Butter als Zulage gibt, damit der Magen eine ordentliche Unterlage hat. Bald ist alles beim Essen. Auch in den Messen ist heute alles rechtzeitig bis auf die Wache zum Frühstücken erschienen, es geht in See, da gibt's zur Kriegszeit keine Langschläfer. Wie unter der Back bei der Mannschaft, so beherrscht auch hier nur ein Gedanke das Gespräch: werden wir den Feind heute endlich treffen und ihn feste packen können?

„Na, mein lieber V . . ., wie hoch gehen ihre Erwartungen und Wünsche heute", fragt der erste Offizier eines Flaggschiffes den I. A. O. (Artillerieoffizier), „haben Sie immer noch den Kinderglauben, daß wir noch mal mit der englischen Flotte zusammenzutreffen? Ich selbst habe jede Hoffnung aufgegeben; die einzige Abwechselung des heutigen Tages wird die sein, daß wir „Klarschiff" bei fahrendem Schiff üben können. Mein Rollenoffizier hat schon alle Ecken seines Gedankenfaches knacken lassen, um neue Möglichkeiten für Beschäftigungen, Störungen, Ausfälle usw. zu finden; aber es fällt ihm nichts mehr ein."

„Herr Kapitän", erwidert der Artillerieoffizier, „heute kriegen wir sie sicher. Seit Tagen sind englische Kreuzer an der norwegischen Küste gesichtet; so ganz ohne Grund werden die sich dort nicht gezeigt haben. „Wo die Franzosen bei Verdun so heran müssen, werden sie den Engländern bei einer der vielen Beratungen wohl wieder mal die bescheidene Frage gestellt haben: „Wo bleibt denn Eure Flotte?"

„Hoffen wir, daß Sie dieses Mal recht behalten. Ich halte den Betrieb hier nicht länger aus; wenn ich nicht zu alt wäre, würde ich mich noch als UBoots=Kommandant ausbilden lassen."

Wenige Minuten darauf rasselt an Deck die Trommel, gellt das Signalhorn, und in allen Räumen des Schiffes wird „Klar Schiff" gerufen. Alles eilt auf die Gefechtsstationen, und stundenlang wird exerziert bis zur Mittagspause. Immer weiter laufen die Schiffe mit nördlichem Kurs. Mit scharfen Doppelgläsern suchen die Augen der im Ausguck stehenden Offiziere den Horizont ab; nichts ist zu sehen. Außerhalb unserer Vorpostenkette geht es an ein paar dänischen und holländischen Fischerfahrzeugen vorbei, sie werden von einem der Torpedoboote etwas näher untersucht. Es könnten ja spionierende Fahrzeuge sein; aber dieses Mal sind sie harmlos.

Nach einer kurzen Mittagspause geht das Klarschiff weiter. Um 4 Uhr 35 Minuten stehen die Spitzenschiffe etwa 70 Seemeilen vor dem Skagerrak, als vom Ausguck eines der Kleinen Kreuzer der Offizier meldet: „Voraus mehrere Fahrzeuge — anscheinend feindliche Kreuzer mit drei Schornsteinen — „Calliope"=Klasse. Kurs Süd!" Die Meldung geht drahtlos an den Befehlshaber der Aufklärungsschiffe, der sofort den Befehl zum Angriff zurückgeben läßt. Mit äußerster Kraft preschen die Kleinen Kreuzer „Frankfurt" und „Wiesbaden" auf den Feind los, der, als er sie sieht, umdreht und mit höchster Fahrt nach Norden ausreißt. Einige Schüsse aus den vorderen Geschützen scheinen zu noch größerer Eile anzuspornen. Gleich darauf surrt ein englischer Kampfflieger über unseren Schiffen, schnell wird er durch Schrapnells verjagt; er kommt nicht wieder. Nach dreiviertelstündiger Fahrt tauchen starke Rauchwolken an Backbord auf, sie lassen auf stärker feindliche Kräfte schließen. Ein Ruf der Befreiung kommt von allen Lippen: „Sind sie da, jetzt gilts!" Auf dem Flaggschiff des Vize-Admirals Hipper steigen Signale hoch: „Kurs West". Mit hart Backbord Ruder folgen die Panzerkreuzer dem Befehl; schnell ist die Wendung ausgeführt. Der Kommandant läßt unter Deck mitteilen: „Zwei feindliche Kolonnen von Westen in Anmarsch, Schlachtkreuzer, Kleine Kreuzer und Zerstörer, die Steuerbordseite wird sogleich Feuer eröffnen."

Mit voller Fahrt jagen unsere Schiffe auf den Gegner los, der auf süd=südöstlichen Kurs dreht. Unsere Schiffe drehen mit. Vom Entfernungsmesser werden dauernd die Entfernungen gemeldet und an die Geschütze weitergegeben. Die Türme schwenken mit ziemlich erhöhten Rohren auf den Gegner zu, der sich durch die im Westen stehende Sonne gut vom Hintergrund abhebt und uns ein günstiges Ziel bietet. Jetzt kommt das Signal: Feuer eröffnen. — „Salve!" Die Alarmglocken schrillen. Kurz nacheinander zucken die Feuerstrahlen aus den Rohren, einige Rucke gehen durch das Schiff, heulend jagen die schweren Granaten in hohem Bogen durch die Luft; nach einigen Sekunden atemloser Spannung werden die Geschoßaufschläge gemeldet und neue Entfernungsangaben an die Geschütze gegeben. Auch der Gegner hat das Feuer eröffnet. Turmhoch spritzt in nicht allzu großer Nähe unserer Schiffe von den einschlagenden Granaten das Wasser auf. Unaufhörlich fliegen die Geschosse von beiden Seiten. Der vor den Geschützen der Engländer hertreibende Rauch und Pulverdampf, der bei uns schnell über die Schiffe hinwegtreibt, ist ihnen beim Schießen hinderlich.

Jetzt werden auch schon die Wirkungen unserer Treffer gemeldet. „Im zweiten feindlichen Schiff deckende Salve. Schiff brennt". Eine zweite Salve sitzt gleich darauf. Das Schiff legt sich nach Backbord über; in eine lichterlohe Flamme eingehüllt, die hauptsächlich von dem aus seinen Seiten fließenden Heizöl stammt, sinkt es langsam. — Aus der Hölle konnte sich niemand retten. Zwei Schlachtkreuzer und ein Zerstörer teilen in derselben Viertelstunde sein Schicksal. Was dort an Menschen im Wasser liegt, muß sehen, wie es sich rettet, die anderen Schiffe haben keine Zeit zu helfen.

Nach halbstündigem Kampfe kommt den Engländern plötzliche Hilfe von Norden durch die fünf schnellen Linienschiffe der „Queen Elizabeth"=Klasse, neueste Großkampfschiffe mit je acht 38 cm=Geschützen.

Jetzt wird die Lage für unsere Panzerkreuzer ernster. Auch sie haben verschiedene Treffer erhalten. Die Feuerlösch= und Lecksicherungsgruppen haben alle Hände voll zu tun.

Der Feind hat inzwischen nach Norden abdrehen müssen, das deutsche Gros ist auf dem Kampfplatz erschienen, schon schlagen seine ersten stählernen Grüße bei den englischen Linienschiffen ein, nur durch Abstaffeln können sie sich unserm äußerst wirkungsvollen Feuer entziehen. Das Flottenflaggschiff nimmt das zweite Schiff der englischen Linie aufs Korn; es ist einer der neuesten Panzerkreuzer. Gleich die zweite Salve deckt gut; schwarze Rauchsäulen steigen von ihm auf: unsere Geschosse haben gesessen. Er bleibt zurück, die Engländer müssen ihn seinem Schicksal überlassen. Jetzt sucht der Gegner seine überlegene Geschwindigkeit auszunutzen: er dreht nach Osten, um unsere Spitze zu umfassen. Einer seiner Panzerkreuzer, anscheinend von der „Achilles"=Klasse, steht in Flammen. Unerbittlich jagt eine Salve nach der anderen in seine Breitseite; völlig unbeweglich liegt das Schiff da. Admiral Beatty schickt außer Torpedobooten den „Warspite" zu Hilfe, der in ein verheerendes Feuer unserer „König"=Klasse gerät; er selbst kann keine Hilfe mehr bringen, seine Ruderleitung ist zerschossen. Plötzlich steigt eine ungeheure weiße Sprengwolke von etwa 200 Meter Höhe und 100 Meter Breite an ihm hoch, als sie zusammensinkt, ist der Gegner nicht mehr.

Schwerste Arbeit wird in den Heizräumen und Maschinen geleistet. Die seit 4 Uhr vor den Kesseln stehenden in den Bunkern arbeitenden Heizer sollen endlich abgelöst werden, aber sie wollen bei ihrer Arbeit bleiben. Das wäre noch schöner, jetzt mitten im schönsten Betrieb die Wache zu wechseln. Der Dampf hat noch nie so hoch gestanden, die Maschinen können ihn kaum verbrauchen. Ein schwerer Kohleneimer nach dem anderen wird vor den Feuerungen entleert, und mit Hose und Pantoffeln bekleidet, arbeiten die kräftigen Gestalten, daß ihnen der Schweiß vom Körper rinnt; eine verzehrende Glut strömt aus den zum Auffeuern geöffneten Kesseltüren, die Ventilationsmaschinen brausen, daß man sich nur noch durch lautestes Schreien oder Zeichensprache verständigen kann. Von der Brücke wird ab und zu auf Befehl des Kommandanten der Stand der Schlacht mitgeteilt, überall helle Begeisterung: „Heute sollen die Engländer uns kennen lernen. Wir wollen unseren Kameraden an den

Kanonen nicht nachstehen!“ Die auf die Bordwand aufschlagenden Granaten, die im Schiff ein Tönen wie von einer tiefen Glocke geben, werden mit munteren Späßen und Witzen begrüßt. Auch in den Türmen und Kasematten wird schwer gearbeitet. Laut schrillen die Alarmglocken, unaufhörlich rattern die Munitionsaufzüge, eine Granate nach der andern wird von sehnigen Armen in die Rohre befördert, Schuß folgt auf Schuß. Alles klappt exerziermäßig. Die braven Männer haben ja eine solch unbändige Freude in sich, daß endlich der große Tag da ist; sie bedürfen keines ermunternden Wortes, um alles herzugeben, was in ihnen steckt. Heute muß abgerechnet werden.

Mit hoher Fahrt laufen die beiden Gegner nebeneinander her. Nun naht für den Engländer Verstärkung; starke Rauchwolken im Norden künden das Herannahen schwerer feindlicher Kräfte an. Bald sind sie auch schon als mehr denn zwanzig Linienschiffe neuester Bauart ausgemacht. Voran fahren die Schiffe der „Iron Duke“-Klasse. Feuerstrahlen blitzen bei ihnen auf; sie haben in den Kampf eingegriffen: der Höhepunkt der Schlacht ist erreicht. Gegen 10 Uhr stehen alle deutschen Schiffe den englischen gegenüber. Trotz des Geschoßhagels hat der Flottenchef, Vizeadmiral Scheer, sich mit seinem Stabe außerhalb des Kommandoturms aufgestellt, um die Schlacht besser überblicken zu können. Die englischen Panzerkreuzer und schnellen Linienschiffe geben trotz ihrer Verluste und schweren Beschädigungen den Versuch nicht auf, unsere Spitze zu umfassen; das unter Admiral Jellicoe stehende englische Gros versucht, sich wie ein T-Strich vor unsere Spitze zu legen und uns damit in eine der gefährlichsten Lagen der Seeschlacht zu bringen. Schon erhält unsere Spitze von beiden Seiten Feuer. Schnell begegnet Admiral Scheer der drohenden Gefahr, indem er seine Schiffe auf Westkurs herumwirft. Jetzt werden unsere Torpedoboote angesetzt. Mit Hurra wird das Angriffssignal begrüßt. Bisher hatten sie noch nicht viel ausrichten können und sich meist in Feuerlee an der Außenseite unserer großen Schiffe gehalten. Nun packt es jeden bis ins innerste Herz, daß endlich die lange zweijährige Wartezeit vorbei ist. Jetzt sollen die Früchte jahrelang geübter Torpedobootstaktik reifen. Wie bei den Übungen des Lehrgeschwaders in der Ostsee entwickelt sich der Angriff; er hätte zu Friedenszeiten nicht besser gefahren werden können. Hervorragende Beispiele der Kaltblütigkeit werden geliefert.

„Koch, habt Ihr noch Kraftbrühe auf dem Feuer, dann schnell einen Topf voll her mit einem Blechkrug!“ ruft der Kommandant eines Bootes nach dem immer noch eifrig in der Kombüse hantierenden Koch herunter. Strahlend erscheint dieser gleich darauf mit dem lieblich duftenden Getränk; brüderlich teilen es die auf der Brücke Stehenden. Dabei müssen die nötigen Befehle für Ruder und Maschine gegeben werden, um den rund herum einschlagenden schweren Geschossen geschickt auszuweichen, die immer dichter hageln, als die Engländer die Absicht der Boote erkennen. Wie Fliegen im Hochsommer den Speck, so umsummen die dicken Brummer die Boote. Einzelne von ihnen verschwinden mitunter unter den aufschießenden Wasserbergen; wer sich nicht festhält, wird gegen die Decksaufbauten geschleudert. Von den Verwundeten will niemand weichen, keiner ins Lazarett. Der aus den berstenden Granaten quellende gelbe schleimige Pulverdampf beizt die Augen; prustend und spuckend werden die eingeatmeten Dämpfe aus der Lunge entfernt und dabei noch Witze gemacht. Jetzt sind die Boote auf Schußweite heran. Ein Torpedo nach dem anderen fällt klatschend ins Wasser, und ein Schiff der „Iron Duke“-Klasse wird gleich zu Beginn getroffen; mit schwerer Schlagseite muß es aus der Linie scheren; weitere Schiffe werden getroffen. Es ist ein Angriff so recht nach dem Geschmack der alten Torpedobootsfahrer; sie hätten es nicht für möglich gehalten, daß sich so etwas noch am Ende des 22. Kriegsmonats ereignen könnte. Unerwartet gering sind die Verluste dank der bewundernswerten Kaltblütigkeit der Kommandanten, die mit eisiger Ruhe ihre Befehle geben; rein manövermäßig arbeiten, ihnen nacheifernd, die Leute. An einem Rohr steht der Torpedooffizier mit einer stark blutenden Wunde. Er verbeißt den Schmerz, er hat ja noch zwei Torpedos. Die müssen erst heraus, dann kann er sich unter Deck tragen lassen. — Auf einem Boot fällt der vordere Heizraum nach einem schweren Treffer aus. Dicker Dampf strömt aus den Niedergängen hoch. Die durch den Stoß an Deck geschleuderte Mannschaft erwartet das Ärgste, aber trotz der wahnsinnigen Hitze ist das Hauptdampfrohr abgestellt, das Leck wird gedichtet, und nach wenigen Minuten jagt das Boot weiter.

Das war den Engländern zuviel; sie drehen nach Osten ab. Die Boote haben mit ihrem glänzenden Angriff die Absichten Jellicoes vereitelt. Das feindliche Gros kommt nicht wieder in Sicht. Es ist dunkle Nacht, Scheinwerfer suchen den Gegner; nur noch Feuerblitze verraten, wo er steht. Schließlich, als nichts mehr zu sehen ist, wird das Feuer auch unsererseits eingestellt. Die eigentliche Schlacht ist damit um 11 Uhr 30 Min. zu Ende.

Kartenskizze zur Seeschlacht vor dem Skagerrak.
Die Stellung der Flotten während des Höhepunktes der Schlacht nach dem Eingreifen des englischen Gros in den Kampf kurz vor dem Herumwerfen der deutschen Linie.

Auf den Gefechtsverbandplätzen ist viel zu tun; aber nur die Schwerverwundeten lassen sich dorthin bringen, die übrigen helfen sich mit ihren Verbandpäckchen. Für manchen ist keine Rettung mehr, ihm ist nur zu wünschen, daß er mit dem Stolz des Siegers seinen Tod findet.

Allmählich kommen die Nerven zur Ruhe, und jetzt wird auch an den Magen gedacht. Überall stehen Gruppen, in denen die Erlebnisse und Beobachtungen mit größter Lebhaftigkeit ausgetauscht werden.

An allen Stellen klingt besonders die Freude durch, daß das englische Gros gefaßt wurde. Eifrig wird das Deck nach Granatsplittern abgesucht: jeder will ein Andenken an den großen Tag mitbringen.

Nach Mitternacht versuchen die englischen Zerstörer mehrere Male mit großem Schneid heranzukommen, ihre Angriffe halten aber keinen Vergleich mit denen unserer Boote aus. Schon auf weite Entfernung werden sie durch die Scheinwerfer entdeckt und durch unsere Mittelartillerie abgeschossen. Ein englischer Zerstörer ist in 27 Sekunden erledigt, mehr als zwei Minuten braucht keiner. Einer nach dem anderen steht in kurzer Zeit in Brand, so daß unsere Schiffe teilweise wie durch eine Feuerstraße fahren. Es ist ein wunderbarer, aber auch tief auf das Gemüt wirkender Anblick, wie so ein Boot nach dem anderen auf den Meeresgrund sinkt. Einige Male kommt es auch noch zu kurzen Gefechten mit englischen Kreuzern, in deren Verlauf noch ein Schlachtkreuzer versenkt wird. Ein Panzerkreuzer steuert anscheinend ahnungslos auf unsere Schiffe zu. Im blendenden Scheinwerferlicht erkennt er zu spät die Gefahr. Einige gut sitzende Salven, die ihn bald in Weißglut erstrahlen lassen, führen schnell sein Ende herbei. Nach einer furchtbaren Explosion verschwindet er; unsere Schiffe müssen sich durch schleuniges Abdrehen vor den herunterregnenden Trümmern in Sicherheit bringen.

Um 4 Uhr morgens ist alles vorbei. Zwar wird durch unsere vorzügliche Aufklärung noch die Annäherung eines von Südwesten kommenden englischen Geschwaders von 12 Schiffen in etwa 60 Seemeilen Entfernung gemeldet. Es dreht aber bald nach Westen um, ein Anbändeln mit unsern Schiffen schien ihm wohl nicht mehr ganz geheuer.

Vielleicht hatte der mit seiner Flotte den schottischen Häfen eiligst zustrebende Admiral Jellicoe ihm durch Funkspruch mitgeteilt, daß er den Kampfplatz verlassen habe und daß nichts mehr zu machen sei.

Im Laufe des 1. Juni läuft die Flotte ein, von jubelnder Begeisterung in Wilhelmshaven begrüßt, wo Glockenläuten und flatternde Fahnen den Sieg über die englische Flotte verkünden. K. St.

S. M. S. „Thüringen“ am 31. Mai 1916. Von Herrman Katsch.

Der Regen peitscht, die Wolken jagen,
Fünf Panzerkreuzer brausen nach Skagen.
Längst außer Sicht sind Helgoland, Sylt —
Fünf Panzerkreuzer jagen Wild.
Kleine Kreuzer, wie Pfeile geschwind,
Furchen das Meer scharf gegen den Wind.
Torpedoboote, die gierige Meute,
Schnuppern lüstern und lauernd nach Beute. —
Ganz hinten hält mit Kurs Nordwest
Der Admiral die Schlachtschiffe fest.
Kraftstrotzende, junge, altbiedere „Zossen“
Wälzen durchs Meer sich träg und verdrossen.
Sie brauchen nicht Zügel, nicht Peitsche, nicht Sporn,
Mühsam nur meistern sie männlichen Zorn.
Durch grämlichen Himmel, durch grünschwarze Wogen
Kommen die stählernen Riesen gezogen;
Die Hecksee sprudelt und gurgelt und schäumt,
Wo die Wellen noch eben weltfern geträumt.
— — — — — — — — — — — — — — —

Die ihr auf Frankreichs Gefilden geblutet,
Die ihr siegreich hinein nach Rußland geflutet,
Wie wir euch preisen! Wie wir euch neiden!
Wie wir uns eisern mühsam bescheiden!
Soll denn auch uns nicht die Stunde schlagen,
Daß wir den Feind von der Nordsee verjagen?
Müssen den Kreuzern den Ruhm stets lassen,
In Hoffen und Harren die Zeit verpassen;
Dürfen nur grimmig die Zähne knirschen,
Wenn unsere Brüder auf Edelwild pirschen! —

Der Regen peitscht, die Wolken jagen,
Fünf Panzerkreuzer brausen nach Skagen;
Doch hinten hält mit Kurs Nordwest
Ein eiserner Mann die Schlachtschiffe fest. —

Da, plötzlich schrillt es von Deck zu Deck,
Vom Bug bis zur letzten Kammer am Heck:
Alarm! Die Panzer sind im Gefecht!
Holla, Thüringen, kommst g'rad zurecht.
Es sausen die Kolben, die Ruder, die schnellen,
Scharf schneidet der Bug die glitzernden Wellen.
In Türmen und Kammern und Kasematten
Huschen vorüber gespenstische Schatten —
Munition ist gefördert, die Rollen verteilt:
Nun kaltes Blut und ruhig gepeilt!
Die Augen leuchten, die Pulse jagen,
Niemand wagt nur ein Wort zu sagen;
Die fluchend die Faust in der Tasche heut ballten,
Die haben fiebernd den Atem verhalten.
„Ruhe im Fieber! Wir haben noch Zeit!
Wir sind noch lange nicht so weit!“

Die Sinne zügeln sich allgemach. —
Auf einmal ein ohren betäubender Krach,
Der durch alle Schotten und Panzer dröhnt,
Der Schiffleib erschrickt, erzittert, erstöhnt —
Der große Augenblick erscheint: —
Die erste Salve auf den Feind!
Die nächste, wie Schläge von wuchtigen Keulen
Hinüber zum Briten — Granaten heulen. —
Wir andere — im Zwischendeck — horchen und harren,
Die Augen flackern, die Augen starren.
Und wieder heult der Granatensturm,
Donnernd kracht es und brüllt es im Turm.

Ein Pfiff im Sprachrohr! Die Ohren offen!
„Feindlicher Kreuzer deckend getroffen!“
Das klingt den Blaujacken-Ohren fein,
Besser als Reden und Hurra schrein!

Und nun erhebt sich ein Höllengebraus,
Salve auf Salve fährt krachend hinaus!
Im Sprachrohr pfeipft's gellend, der Backposten rennt:
„Feindlicher Zerstörer brennt!“
Es stampft die Maschine, sie stöhnt, sie ächzt,
Wie ein Sterbender wild nach Wasser lechzt,
Sie kurbelt doch weiter, sie will, sie muß —
Rumms! Überdonnert sie wütiger Schuß.
Das Sprachrohr pfeift! „Achtung: Was los?“

„Thüringen gab einem Kreuzer den Todesstoß!“
O jubelnder jauchzender Augenblick!
Mit uns die Kraft, mit uns das Glück!
Und wieder ein Pfiff und ein Schuß zusammen:
„Englischer Panzerkreuzer in Flammen!“
Die Dämmerung naht ganz leis und sacht
Schützende Schleier breitet die Nacht. —

Noch keine Ruh! Das Rohr hat gepfiffen:
„Feindliche Zerstörer haben angegriffen!“
Nach Westen wollten sie uns verjagen — —
Schon sind sie empfangen — und geschlagen.
„Nassau hat einen Kreuzer in Brand geschossen!“
Wild lodern empor die feurigen Schloßen.

Da! Ein Schatten auf Backbord durch nächtliche Flut!
Holla Thüringen! Sei auf der Hut!
„Erkennungssignal!“ „Er antwortet nicht!“
So wehre Dich, Bursche! „Scheinwerfer, Licht!“
Gleißend die Garben das Meer überspringen. —
Unsere Salve soll Segen bringen!
Und blutrot loht es, es flammt taghell
„Salve — feuern!“ Und dann fare well!
— — — — — — — — — — — — — — —

Bleiche Gesichter am frühen Morgen
Sprechen von Mühsal und grimmen Sorgen.
Umränderte Augen-lugen hinaus:
Weit hinten im Nebel lag Kampf und Graus.
Fielen auch manche und sanken hinab,
Nicht ungerächt blieb ihr schimmerndes Grab.
Brüder, in Treue, den letzten Blick!
Einsam stampfen die Riesen zurück.
Tiefes Erleben, Können und Wagen,
Das war die Schlacht von Horns Riff und Skagen!

Oberst Karl Müller. Von Oberst Egli.

Am letzten Tage des Monats Mai verschied in Bern nach kurzem Krankenlager der schweizerische Oberst Karl Müller, der sich durch seine Kriegsberichte von der französischen und italienischen Kampffront einen Namen gemacht hat, der weit über die Grenzen seiner Heimat hinausreicht. Auch er ist ein Opfer des Krieges, denn wie er für alles, was er begann, sein ganzes Ich, Kopf, Herz und Körper einsetzte, so hat er auch seine Pflicht als Kriegsberichterstatter erfüllt: nicht im bequemen Quartier, sondern vorne in den Stellungen, im Sommer und im Winter, bei jeder Witterung. Als ich letzten Herbst auf der Rückkehr vom östlichen Kriegsschauplatz in Innsbruck einen kurzen Halt zum Besuch eines lieben österreichischen Kameraden machte, sagte man mir, daß sich auch Oberst Müller dort im Spital befinde. Selbstverständlich besuchte ich ihn und fand ihn trotz Krankheit bei der Arbeit, seine Kriegseindrücke aus den Tiroler Bergen niederzuschreiben. Von dieser Krankheit sollte er sich nie mehr ganz erholen; wenn er auch noch eine zeitlang in der Redaktion des „Bund“ tätig war und nicht verzagte, sondern in den letzten Wochen neue Reisen auf die Kriegsschauplätze in Ost und West plante, so brauchte es nur eine kleine Erkältung, die ihn auf das Sterbelager warf.

Oberst Karl Müller war ein braver, aufrechter und in der Heimat wurzelnder Eidgenosse. Seine Wiege stand 1855 im Pfarrhaus zu Limpach am Fuße des lieblichen Bucheggberges, wo schon sein Großvater im Amte war. Dort im bernischen Mittelland und in den Streifereien zur Aare und in dem nahen Jura hat Karl Müller, das fünfte von acht Geschwistern, die Liebe zur Natur und das Verständnis für das Leben des Volkes eingesogen, die ihn bis zum Tode nicht verlassen haben und die auch in seinen Kriegsberichten überall zum Ausdruck kommen.

Nach schweizer Art führte auch Müller das Doppelleben in seinem bürgerlichen Beruf und als Offizier in der Armee. Nachdem er das Gymnasium durchgemacht hatte, bezog er die Universität Bern zum Studium der Geschichte und alten Sprachen — zur Vorbereitung auf das höhere Lehrfach. Von 1878—1885 war er dann Lehrer für Geschichte und deutsche Sprache an den Progymnasien in Thun und Biel, doch sagte diese Tätigkeit seiner Kampfnatur nicht zu. Die Kämpfe des politischen Lebens zogen den Mann an, der sein ganzes Leben lang gewohnt war, für seine Meinung frei und offen einzutreten ohne Rücksicht auf eigenen Vorteil und die Gunst Hochgestellter. Wenn Karl Müller Politik trieb, so buhlte er nicht um die Gunst der Großen oder der Menge, sondern handelte und sprach als Mann von eigener Meinung, auch wenn es nicht gefiel. Rücksichtslos war er immer, sobald er erkannte, daß jemand seinen eigenen anstatt den Nutzen des Landes verfolgte. So hat er manchen Strauß brav und mit blanken Waffen ausgefochten. Eine solche Kampfzeit war für Karl Müller in den Jahren von 1885 bis anfangs der neunziger Jahre, als er als Schriftleiter an der jetzt eingegangenen „Berner Zeitung“ tätig war. Schon damals hat er sich durch fesselnde Berichterstattung ausgezeichnet, als er für seine Zeitung in den Tessin reiste, um über die Revolution von 1890 zu schreiben.

In den Jahren 1875/76 hatte Karl Müller seine Rekrutenschule und die Offizierschule bestanden und war Leutnant der Infanterie geworden. Auch hier stellte er seinen ganzen Mann. Die kurzen Dienstperioden der Milizarmee reichen nicht aus, um dem Offizier all das Wissen und Können zu geben, das ihm zur Erfüllung seiner Aufgaben notwendig ist. Auch im bürgerlichen Leben, in seinen Freistunden muß er sich mit seiner militärischen Ausbildung beschäftigen und sich selbst weiterbilden. Karl Müller tat das in reichem Maße, und es gab wohl kein bedeutenderes Buch der neueren deutschen Militärliteratur, das er im Laufe der Jahre nicht nur durchgelesen, sondern auch durchgearbeitet hätte. Das förderte ihn nicht nur im praktischen Dienst, sondern befähigte ihn auch, in der Presse das Wort zu ergreifen, wenn wichtige militärische Fragen das Land bewegten und zur Abstimmung kamen.

Als die „Berner Zeitung“ verkleinert wurde, trat Karl Müller als Sekretär in die Militärverwaltung des Kantons und 1895 des Bundes ein; doch war hier seines Bleibens nicht lange, denn das Leben des Beamten konnte ihn ebensowenig befriedigen, als das des Lehrers. Schon 1898 kehrte er in das politische Leben zurück, indem er in die Schriftleitung des „Bund“ eintrat, der die „Berner Zeitung“ in sich aufgenommen hatte. Nun hatte er Gelegenheit, in allen bedeutenden eidgenössischen und kantonalen Fragen der Politik ein wichtiges und gern gehörtes Wort mitzureden. Das brachte ihn selbst in einige politische Ehrenämter; so war er u. a. Mitglied des Großen Rats des Kantons Bern. Als Mitglied des Zentralvorstandes und zeitweiliger Präsident der freisinnig-demokratischen Partei des größten Kantons der Schweiz hatte er namentlich deswegen großen, wenn auch sich nicht aufdringlich geberdenden Einfluß durch seine genaue Aktenkenntnis und gründliches Studium jeder Frage. Diese Art der Arbeit verdankte er nicht zum wenigsten seinen geschichtlichen Studien, die er neben dem reichen Maß täglicher Arbeit immer noch fortsetzte. Im Jahre 1898 konnte er sogar eine geschätzte Arbeit über den Zusammenbruch der alten Republik Bern unter den französischen Bajonetten im Jahre 1798 dem Druck übergeben. — Unterdessen war Karl Müller 1890 Major und Bataillonskommandant geworden; 1900 wurde er Oberstleutnant und Kommandant des 10. Infanterieregiments. Damals rückte die schweizerische Infanterie nur alle zwei Jahre zum „Wiederholungskurs“ für 18 Tage ein, so daß es namentlich für den höheren Offizier schwer war, sich einen entscheidenden Einfluß auf die Ausbildung und den Geist seiner Truppe zu sichern. Oberstleutnant Karl Müller aber hat das verstanden durch seine unermüdliche Tätigkeit, für die keine Stunde des Tages zu früh und zu spät war. Unter seinem Kommando herrschte ein frischer, soldatischer Geist, der trotz oder vielleicht gerade infolge demokratischer Auffassung des bürgerlichen Lebens erkannte, daß im Dienste straffe Zucht und Ordnung und ernstes Streben nach der Höchstleistung maßgebend sein müssen. In dieser Beziehung war Karl Müller ein Beispiel vorbildlicher Pflichterfüllung.

Seine Stellung als Offizier war ganz naturgemäß nicht ohne Einfluß auf seine Tätigkeit als Schriftleiter. Regelmäßig folgte er den größeren Truppenübungen und berichtete ausführlich darüber in seiner Zeitung. Es ist eine schweizerische Eigenart, daß alle größeren Blätter ausführliche Manöverberichte bringen, die in der Regel von höheren Offizieren verfaßt sind. Die eigene Kommandoführung und das aufmerksame Verfolgen der Truppenübungen im ganzen Lande öffnete Oberstleutnant Karl Müller aber auch die Augen für die Schwächen der eigenen Armee und befähigte ihn, in den Kämpfen um eine neue Organisation des schweizerischen Wehrwesens in voller Kenntnis der Sache mitzuwirken für die Verbesserung und die Ausmerzung von Schäden. Das Jahr 1907 brachte durch die Volksabstimmung die Annahme eines neuen Wehrgesetzes mit wesentlich verminderter Dienstzeit und jährlichen Wiederholungskursen. Es war keine leichte Sache mitten im Frieden das Volk von der Notwendigkeit größerer Militärlasten so zu überzeugen, daß die Mehrzahl der stimmfähigen Bürger ein Ja in die Stimmurne legte. An der vorausgehenden Arbeit nahm Oberstleutnant Karl Müller selbstverständlich lebhaften Anteil, nicht nur mit der Feder, sondern auch mit dem Wort vor Volksversammlungen, wo man den Einwendungen der Gegner des neuen Gesetzes Rede stehen mußte. Er hatte dann aber auch die Freude, sein Regiment noch zweimal in den neuen Verhältnissen führen zu dürfen, bis er 1909 zum Oberst

Schweizerischer Oberst Karl Müller †.

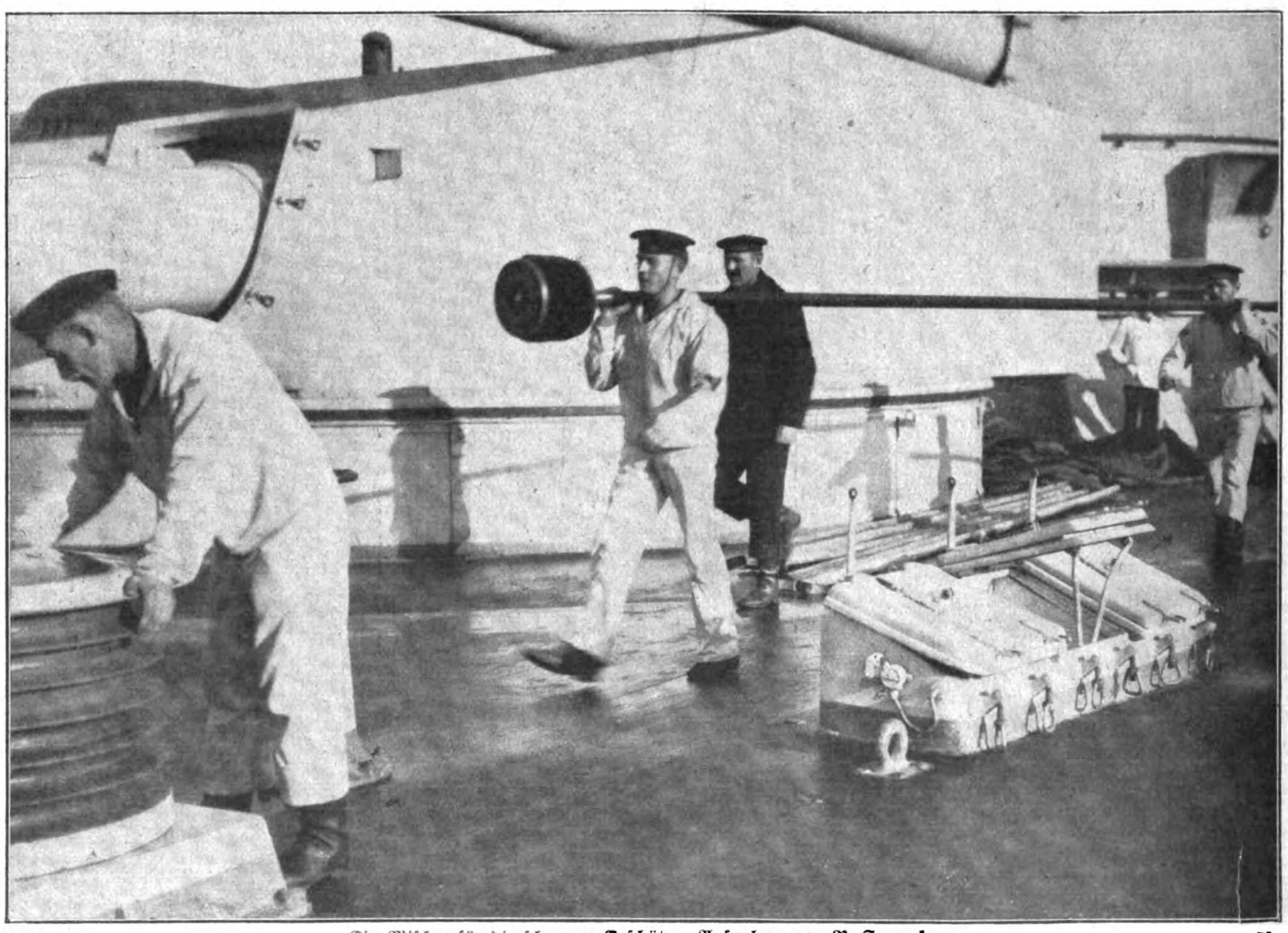
der Infanterie und bald danach zum Platzkommandanten von Bern ernannt werde. Hier hatte er die große und wichtige Aufgabe, die Mobilmachung auf dem größten Truppensammelplatz der Schweiz bis in das Einzelne vorzubereiten und zu leiten. Auch diese Aufgabe hat er mit gewohnter Gewissenhaftigkeit erfüllt. Als zu Beginn des Weltkrieges auch die schweizerische Armee mobilisiert wurde und mehr als zehntausend Wehrmänner in Bern fast gleichzeitig zusammenströmten, ging alles wie am Schnürchen, und zur Minute konnte die Division zum Schutz der Grenze an die Burgunder Pforte geworfen werden, wo die Franzosen gleich nach der Kriegserklärung in den Sundgau (Oberelsaß) einbrachen. Es war für Oberst Karl Müller sicher der erhebendste Augenblick seines Lebens, da er als Platzkommandant von Bern in ernster Stunde den auf dem Korpssammelplatz stehenden Regimentern den Fahneneid abnahm und alle, vom Divisionär bis zum jüngsten Trainsoldaten, die Hand zum Schwur erhoben. — Als er diese Pflicht erfüllt hatte, litt es ihn nicht mehr zu Hause. Er mußte nun selbst hinaus und sehen, wie Deutschland und Österreich-Ungarn um ihr Dasein kämpfen. „Bund" und „Neue Züricher Zeitung" vereinigten sich und sandten ihn zunächst an die deutsche Westfront. Was er dort gesehen und erlebt hat, ist vereinigt in den „Kriegsbriefen eines neutralen Offiziers" (Velhagen & Klasing), deren lebendige Schilderungen schon viele tausend Leser gefunden haben und noch finden werden. Aber auch als Mensch wurde Oberst Karl Müller an der deutschen Front geschätzt. Das konnte ich erfahren, als ich selbst später dort sein durfte: hohe und höchste Offiziere haben mir dort von ihm gesprochen und seine Art gerühmt. Aus den Vogesen ging Oberst Karl Müller nach kurzer Pause an die italienische Front. Wohl eine seiner letzten Arbeiten war die Drucklegung des diese Reise behandelnden zweiten Bändchens der „Kriegsbriefe", die in dem Augenblick erschienen, als man den lieben und braven Kameraden ins Grab legte. Mit mir werden ihm noch viele ein treues Andenken bewahren.

Aus der Rüstkammer des Sieges. Von Wilhelm Schreiner.

Das stoßweise Aufprallen der Schwimmer auf die kurzen Wellen der Förde setzt aus. Durch die Glasplatte schräg unter meinem Sitz ist nichts mehr zu sehen von den gischtigen Spritzern — wir fliegen. Aber erst beim schnelleren Steigen verschiebt sich das Bild der Umgebung zwischen den Tragflächen des Doppeldeckers merklich. Leises Schwanken im Anlauf gegen den etwas böigen Wind gibt bald auch das Gefühl des Fliegens. Der Höhenmesser zeigt fast Hundert. Wir halten auf Bellevue zu. Unten schwimmen Schlachtschiffe vor den Bojen.

Beim scharfen Wenden schrägt sich der Boden, besonders da der Südwind bestrebt ist, den Steuerbordflügel noch mehr in die Höhe zu drücken, als die Windungssteuerung nötig macht. Wenige Augenblicke genügen, und wir fliegen auf Gegenkurs auf Friedrichsort zu. Lotrecht hängt das Flugzeug über dem „Kronprinz." Die Rundung der Schlote verdeckt der emporquellende Qualm. Aber fein gezeichnet mit allen Einzelheiten liegen die breiten Decks unter uns. Von ihren dunklen Holzplatten heben sich scharf die riesigen Doppeltürme mit ihren gewaltigen 30 cm-Rohren. In leicht geschwungener Linie kreuzt die Kommandobrücke das ein Stockwerk tiefer liegende Oberdeck; gedrungen erhebt sich aus ihrer Ebene der schwere Kommandoturm vor dem vorderen Mast. Die Decks sind so breit, daß man Tennisplätze darauf anlegen könnte, namentlich das Oberdeck um den 30,5 cm-Turm mittschiffs zwischen den Schornsteinen. Auf dem Achterdeck neben den Rohren der großen Türme wird geübt mit Handfeuerwaffen. Das Bild gleitet unter uns durch. Auf beiden Seiten tritt der Strand, je höher wir steigen, desto näher zusammen und läßt dem Blick Freiheit, rings die Lande einzusehen. Wie ein feiner Schleier liegt der Duft des Morgens über Wäldern und Feldern, über Dörfern und Seen. Auf den Weiden grast das Vieh, über der See steht hier und da ein verlorenes Segel, winzig klein bei der geringen Seitensicht.

Wir steigen. Mit dem Wind. Der Führer hinter mir fängt seine Launen ab mit dem Seitensteuer und Schwanzruder, mal sacken wir wohl in atembeklemmendem Ruck ein Stück nach unten, aber schon windet der Motor mit seiner hohen Umdrehungszahl das Fahrzeug wieder stetig höher. Mit meinem Führer Kapitänleutnant L. ist keine Verständigung möglich: das Getöse der Maschine übertönt alles. So zieht auch die Welt unter uns, sonst so voll von Tönen und Tosen, scheinbar lautlos im Fußpunkt vorüber.

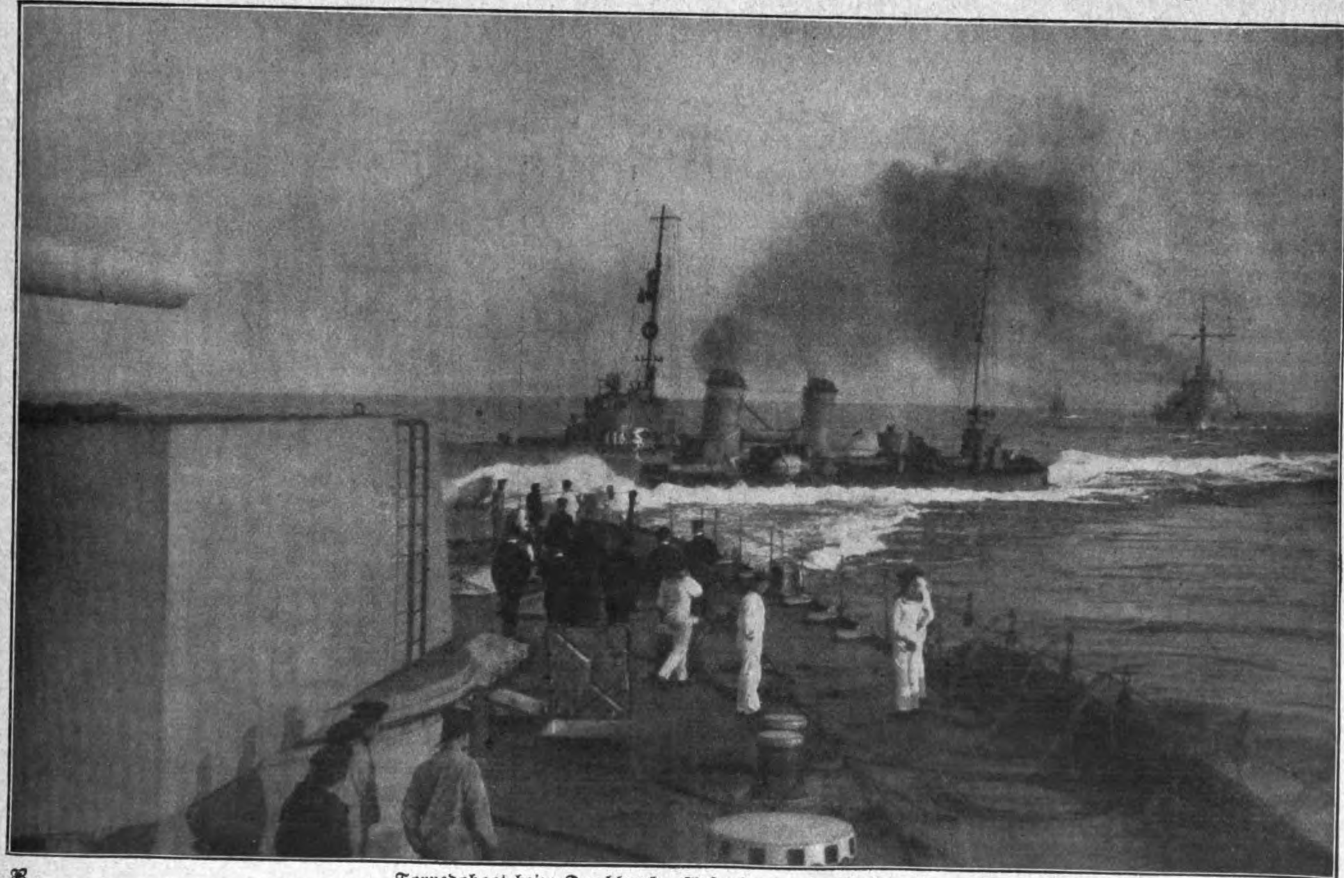


Ein Wischer für die schweren Geschütze. Aufnahme von R. Sennecke.



Überkommende Hecksee.

Vor uns die See! . . . Da saugen sich die Augen voll von dieser Einsamkeit. Denn der Führer ist wie meilenweit weg, durch die Scheidewand des tosenden Motors getrennt. Der Horizont steht im Dust. Die Kimmung ist dem Blick entzogen. Es wetterwendet in Bälde. Bänke im Westen künden Wolken und Wind. Aus dem feinen Dunst im Osten taucht ein Inselsaum. Klar dehnen sich zu Füßen die sandigen Säume der Eckernförder Bucht. Wie eine Raubvogelnase springt die Landzunge in See, die den Leuchtturm von Bülk trägt. In glänzender Plastik fließt das Maigrün nahen Waldes ins Meer. Den Saum der Küste begleiten hellere Streifen im Blau der Flut, die sich hier und da immer mehr verdichten zu sandigem Gelb, vorgelagerte Bänke. Dampfer von draußen streben auf die Kieler Bucht zu. Wie wehende Schleier flattern ihre Rauchfahnen seewärts unter dem Südwind. Mit großer Fahrt dampft vom Osten eine Zerstörerkette auf. Wie weiße Perlen schimmern in der Sonne Bugwellen und Hecksee. Doch das Ultramarin von See und Himmel saugt beinahe alle andern Farben auf. Das blaue Meer! Die sonnenbeschienenen Tragflächen unsrer Maschine heben sich hell vom Himmel, in noch lichterem Blau, aber tief liegen die Schatten unter der oberen Schwinge und klettern



Torpedoboot beim Durchbruch. Aufnahmen von R. Sennecke.

am Gestänge hinunter, hier und da aufgehellt von zitternden Lichtern der vor dem lichten Kleid der unteren Schwinge gebrochenen Sonnenstrahlen.

Eine neue Wendung. Scharf herum und zurück. Die Sonnenstrahlen legen wieder um die Luftschraube einen flimmernden Glanz. Dahinter liegt Kiel, sonnt sich das immer mehr erwachende Leben der Förde. Zwischen den Panzerriesen schleichen geduckt Tauchboote mit niedriegem Deck. Oder üben unter dem Wasser mit drüber wehender Flagge.

Die Welt kommt auf uns zu. Wir sinken. Gleiten. Schräg ab mit leerlaufenden Motor. Erst knapp fünfzig Meter über dem Wasserspiegel heult die Luftschraube wieder auf, und durch ihr Saugen kurz emporgetragen, setzt das Flugzeug, federnd fast, die Schwimmer auf die Flut. Segler schweben vorbei. Im Kielwasser eines Torpedobootes schwankt unsre Maschine mit den Wellen. Da . . zuckt der Motor wieder zusammen . . . schrrrt . . . schrrrt tschrrr tschorrrrrrr . . . surrt er los. Aber mit wenig Kraft. Sie soll nur genügen, das Flugzeug auf dem Wasser gleitend fortzuführen. Hochbeinig zieht es einher auf seinen Schwimmern, wie ein Wasserläufer daheim auf Tümpel und Teich.

Uns entgegen kommt aus dem Hafen ein Tauchboot mit aufgerichteten Masten. Heulend kreist die Luftschraube. In Sprüngen setzt die Maschine wie ein Kampfhahn stracks auf das Tauchboot los. Schon kann man die Gesichter auf dem Turm unterscheiden . . . da versinkt es mit einem Male in eine tiefere Ebene. Wir hängen darüber. Nur wenig über den Masten. Rasch entgleitet zu Füßen das schmale Boot. Wir halten auf den inneren Hafen zu. Schon werden die vier Schlote des „Roon" erkennbar, der dort an der Kaimauer liegt (das hindert freilich die Briten nicht an der Behauptung, sie hätten ihn zusammengeschossen und dann im Schlepp als Prise eingebracht) — da wenden wir wieder. Zurück zur Anlegestelle; die Werften bleiben unüberflogen.

Sie bergen Geheimnis. Besonders zu hüten, solange es noch unfertig ist. Die Werft ist die Werkstatt des Sieges. Der ganze Hafen, denn er ist die Erneuerungsstätte der Seestreitkräfte. Nicht nur was das Material angeht, sondern auch was die Menschen angeht. Und das ist das Wichtigste. Schiffe bauen lernt jeder Staat, wenn er Geld hat, oder mag sie sich bauen lassen, aber Schiffe, auch in großer Anzahl sind tot, ohne die Besatzungen, sind ohne die Führer eine Herde, aber keine Flotte. Erst Geist und Können der Bemannung gibt der Flotte die Anwartschaft auf Sieg. — Was sagt England? — So werden die Werften und die Schulformationen die Werkstätten des Sieges. Denn während die Werften nieten und bauen, lernt schon die Mannschaft der entstehenden Schiffe in harter Schule den kommenden Dienst. Vom Matrosen und Heizer bis zum Fähnrich und Kommandanten. Und grade die Waffe, die im bisherigen Verlauf des Seekrieges in den Vordergrund trat, hat, weil ihr Verschleiß am stärksten und ihre Schiffe am schnellsten zu bauen sind, den größten Bedarf an Menschen, die ihren Dienst erst noch lernen müssen. Immer neue Menschen braucht sie, Maschinenpersonal, Ingenieure, Matrosen, Offiziere, die Torpedowaffe. Erst wenn man einmal Zeuge sein darf, sei's auch nur wenige Tage lang, von dem was U-schule und Torpedobootsschulflottille von den Lernenden verlangen, ahnt man ihre Bedeutung für die Front besonders jetzt im Krieg.

Ein neuer Kursus beginnt. Einzeln verlassen die Torpedoboote der Schulflottille ihren Liegeplatz vor der T. D., da die noch mit dem Boot ganz unvertrauten Bemannungen nicht dran denken dürfen, gleich in Verband zu fahren. Bis zum Ausgang der Bucht ist der Weg aller Schiffe derselbe, dann streben sie auseinander, die U-Boote mit ihrem Zielschiff nach der einen, die Torpedoboote nach der anderen, einzeln in See. Sie sind nicht die ersten. Draußen, durch eine niedergehende Regenbö bisher verdeckt, qualmt einer der neusten Riesen auf dem Wasser und übt sich im Torpedoschießen aus seinen festen Rohren. Bis die Schulboote mal soweit sind, hat's gute Weile. Tagaus tagein wird sich vorerst der Kommandant mit der Rotte der Fähnriche zu quälen haben in der beginnenden Woche, bis die lernen, ein Boot steuern, ohne daß es ein Unglück gibt. Wer, ohne seinen Zweck zu kennen, unser schwarzes Boot beobachtet, muß den Kopf schütteln. Sind die denn toll? Fast jede Minute einen andern Kurs? Bald vor oder zurück, rechts oder links, bald schnell, bald langsam; das ist ja zum Davonlaufen. Ja, aber die liebe Seefahrt will gründlich gelernt werden. Darum jagt ein Kommando das andere. Und alle Augenblicke heißt's bei einer Frage: „Die Fähnriche!" Nur sich nicht aus der Ruhe bringen lassen. Die ganze Sache macht ja Spaß bei solchem Wetter wie heute; im Winter war's anders, wenn jede Übung in der widrigen See das ganze Boot zum Eisberg machte. Prompt werden die Befehle wiederholt und ausgeführt.

„Was liegt an?" „Nordost zu Nord!" „Gut. Die Maschinen?" „Beide Maschinen halbe Fahrt voraus!" „So! Nun denken Sie, es tritt folgendes ein . . . was haben Sie zu tun? . . . Wie? . . . Ja, richtig! Also?" Steuerbord 10 — Beide Maschinen aller Fahrt voraus!" Schnurr! dreht das Ruder eine Strecke. „Liegt Steuerbod 10". Zwischenhinein hat schon der Maschinentelegraph seine Kontrollklingeln ertönen lassen. „Beide Maschinen gehen aller Fahrt voraus!" meldet der bedienende Neuling. „Aber Mann, was machst du denn?" Der kleine Kerl mit der Winkflagge Steuerbord zuckt unter der Frage des Kommandanten zusammen, kriegt ein Gesicht so rot wie ein Puter; die wasserblauen Augen verschwinden fast hinter seinen Pausbacken. „Was sollst du denn anzeigen?" „Alle Fahrten." „Na, wie machst du denn das? . . . Ja! . . . was hast du aber eben gewunken? . . . Ja, wohl langsame Fahrt. So jetzt das richtige Signal . . . richtig. Siehst du, immer erst überlegen! . . . Sonst rennt der Kerl hinter uns ja einfach in den Grund, oder wir rutschen dem Vordermann aufs Heck. Also acht geben, mein Junge!" Unversehens langt der Kommandant nach einem Rettungsring und läßt ihn in See über Bord gleiten. Dann zieht er an der Schnur zur Dampfsirene. Hhouuuuttte! Alles wartet. Houuut! Zweimal. „Mann über Bord!" brüllt alles, was auf der Brücke steht. Zwischenhinein kommt schon das Kommando des fahrenden Fähnrichs: „Beide Maschinen stopp! . . . Beide Maschinen äußerste Kraft zurück!" Wo treibt der Rettungsgürtel? Ah, dahinten schon etwas seitlich. „Ruder Backbord zwo!" Währenddessen ist das Gebrüll, daß auch achtern im Schiff ertönte, schon verebbt; alles, was irgendwie kann, kommt an Deck. Beim Retten muß jeder helfen. Langsam durch lichtgrüne quirlende Blasen der zurückschlagenden Schrauben geht das Boot zurück. Immer noch schwimmt der ‚Mann' etwas seitlich außer dem Kurs. „Fähnrich, halten Sie mehr nach Backbord, daß Sie den Mann nicht in die Schraube kriegen; bedenken Sie, es handelt sich um ein Menschenleben!" Neue Ruderlage. „Der Mann" verschwindet im Gischt des Hecks. „So, Fähnrich, bilden Sie sich was ein, Sie haben den Mann glatt totgefahren. Machen Sie's später nicht gleich mit der ganzen Besatzung so!" — „Gehen Sie vor Anker!" . . . Steuerbord fliegt das Lot hinaus. Nachdem es aufgeholt ist, kommt's eintönig über die Brücke: „Lo — te gra — de zwozehn!" Nach einer Weile: „Lo — te ein halb Sechzehn!" Dann rasselt der Anker. Backen und Banken! Mittag.

Danach noch stundenlang Fortsetzung. Da weiß einer abends, was er getan hat. So fängt die Schule an. Wer sie hinter sich hat, kann etwas. Und dann kommt die Verantwortung dazu, und er fängt von vorn an mit Lernen. Ach, wie stellen wir uns daheim das oft so einfach vor. Der Reichstag gibt das Geld, die Werft baut, und dann hat die Flotte ein Schiff mehr. Ein totes Schiff. Aber der Geist erst macht lebendig; weil wir den Geist kennen, trauen wir unserer Flotte auch das Unmögliche zu im Kampf mit dem vierfach überlegenen Gegner. Daß wir recht dran tun, sagt uns nicht bloß das Herz, sondern die Tat. Die Donner der Entscheidung hallen vom Meere her. Und unermüdlich wirken die Werkstätten des Sieges für das Heute und für das Morgen und erziehen uns künftige Sieger.

Der heilige Quell. Von Carl Robert Schmidt.

Deutschland, wie warest du schön in deiner Not!
Millionen Schwerter hörten dein rufend Gebot,
Standen in flammender Wacht, zu schützen den heiligen Saum,
Und deiner Kinder Zukunfts- und Frühlingstraum.

Vielhunderttausend starben den Opfertod;
Denn sie glaubten an dich in deiner höchsten Not.
Ihr Gesicht nach dem Feind, ihr Herze zu dir gewandt,
Vater- und Kinderland!

Eine rote Quelle durch alle Tage springt,
Eine rote Quelle durch alle Nächte singt;
Millionen Füße kommen in heiliger Pilgerschaft,
Millionen Herzen trinken Glauben und Kraft.

In der Halle der Väter flackert das Feuer am Herd,
Leuchtende Lohe grüßt an der Wand das alte Schwert,
Könige gehen, und Fürsten in alle Welt . . .
Ewig die heilige Quelle steigt und fällt!

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

14. Juni 1916: Höhenstellungen bei Zillebeke z. T. wieder verloren. Fortschritte bei der Thiaumont-ferme. — Gefecht am Naroczsee. Heftige Angriffe bei Baranowitschi abgeschlagen, ebenso südlich Bojan und nördlich Czernowitz.

15. Juni: Im Westen Artilleriekämpfe. — Mehrere Angriffe bei und nördlich Przewloka glatt abgewiesen. Ebenso südlich Bojan, nördlich Czernowitz und bei Wisniowczyk, Rydom und Kremeniez. Russische Versuche, den Stochod—Styr-Abschnitt zu erzwingen, vereitelt. — Die Italiener greifen wieder vergeblich an.

16. Juni: Kämpfe am Südhang des «Toten Mannes» und an der Thiaumont-Schlucht. — Russische Angriffe nördlich von Przewloka abgeschlagen. Desgleichen südlich des Dnjestr, westlich Wisniowczyk und am Stochod—Styr-Abschnitt. — Neue Anstürme gegen den Südteil der Hochfläche von Doberdo zurückgewiesen. Artilleriekämpfe auf Hochfläche von Asiago.

17. Juni: Gefechte bei Beaulne (nördlich der Aisne) und westlich Sennheim. Sprengung bei Celles (Vogesen). — Kämpfe im Stochod- und Styr-Abschnitt, ebenso nördlich Przewloka und westlich Wisniowczyk. Übergangsversuch über den Dnjestr vereitelt. — Gefechte an der Isonzofront und in den Dolomiten, sowie südwestlich Asiago.

18. Juni: Neue Kämpfe um den Südhang des »Toten Mannes« und im Thiaumontwalde. — Angriffe am Styr beiderseits von Kolki sowie nördlich Przewloka. Die Brükenschanze von Czernowitz und die Stadt selbst geräumt. Gefechte westlich Wisniowczyk, nördlich Gorochow und bei Lokaczy. — Angriffe an der Isonzofront und südwestlich Asiago.

19. Juni: Weitere Artilleriekämpfe am «Toten Mann» und im Thiaumontwalde; Gefechte im Fuminwalde. — Angriffe westlich Kolki und an der Bahn Kowel-Rowno. Kämpfe bei Luck, Loguszno, Gorochow und Lokaczy. — Gefechte am Monte dei Sei Busi und zwischen Brenta und Astico.

20. Juni: Vorstoß südlich Smorgon bis über Cary hinaus. Angriffe bei Logischin und Gruziatyn, sowie zwischen Sokul und Kolki. Fortschritte bei Kisielin. Der Feind hat den Sereth überschritten. — Gefechte zwischen Brenta und Astico.

21. Juni: Artillerietätigkeit an der Westfront. — Vorstöße bei Dünaburg, Dubatowka und Krewo. Kämpfe bei Gruziatyn und nordwestlich Luck. Auch südlich der Turya geht es vorwärts. — Angriffe bei Rufreddo (Dolomiten). — In Albanien räumten die Italiener den Brückenkopf von Feras.

22. Juni: Gefechte bei Frelinghien und westlich La Bassee. Fortschritte westlich der Feste Daux. — Angriffe bei Logischin und Kolki. Vorstoß zwischen Sokul und Liniewka, ebenso beiderseits der Turya und auf der Linie Hajworonka-Bobulince. Angriffe westlich Wisniowczyk und Gurahumora.

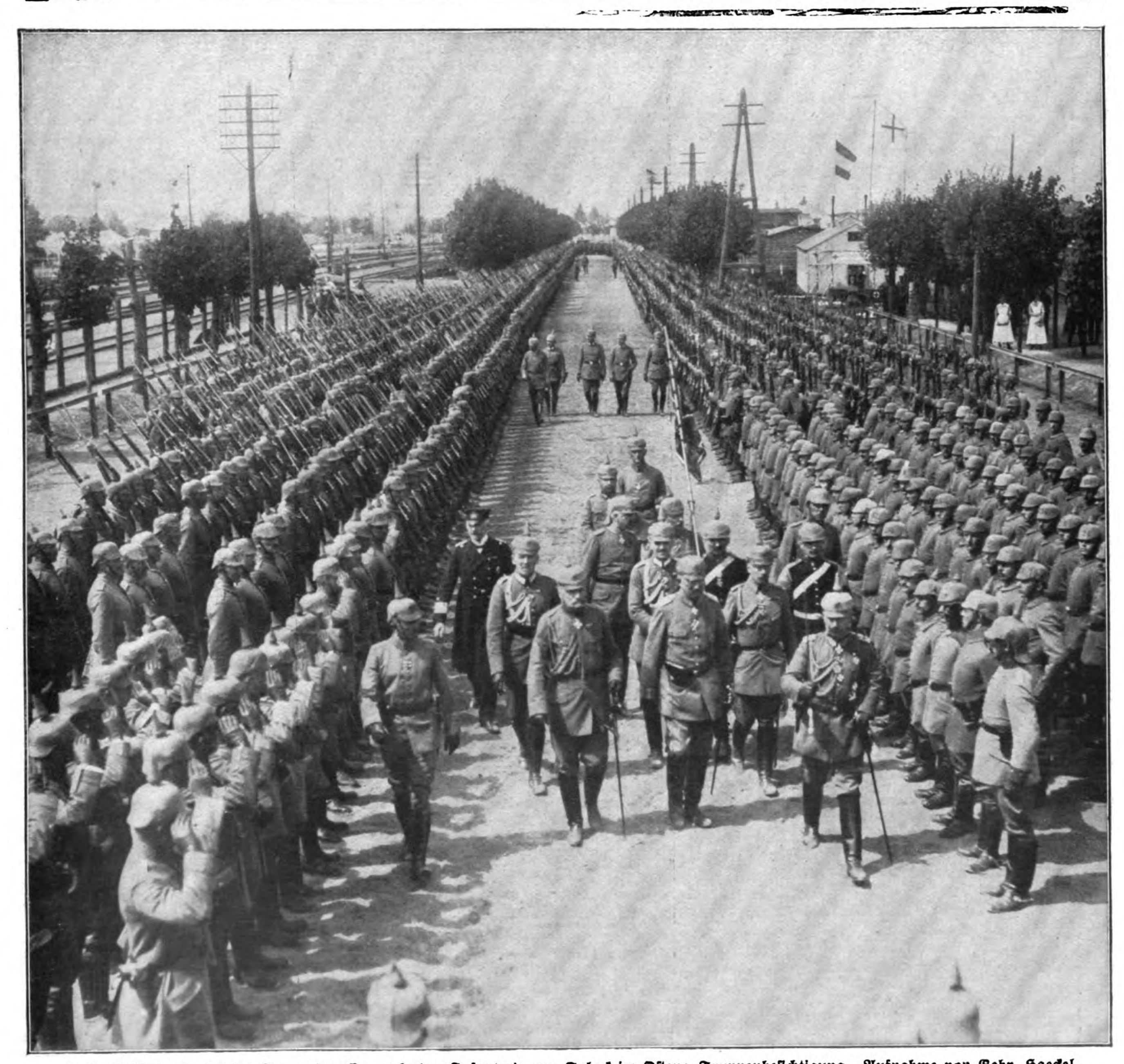
23. Juni: Gefecht östlich Ypern; Angriffe westlich der Feste Daux. — Vorstoß bei Beresina. Fortschritte südwestlich von Luck, bei Gorochow und Lokaczy. Angriffe bei Radziwilow. — Im Czeremocz-Tal sind die Russen im Vorgehen auf Kuty.

24. Juni: **Panzerwerk Thiaumont** erstürmt, Dorf Fleury erobert, Fortschritte südlich Feste Daux. — Angriffe bei Illuxt und Widsy. Vorstoß bis in und über die Linie Zubilno—Watyn—Zwiniacze. Neue Angriffe bei Radziwilow; Fortschritte bei Kuty. Kampf bei Kimpolung. — Gefechte am Plöckenabschnitt.

25. Juni: Gefechte südlich des Kanals von La Bassee. Heftige Kämpfe am »Toten Mann« und westlich Thiaumont. — Angriffe beiderseits Zaturce und südöstlich Beresteczko. Bei Holatyn-Grn. die Lipahöhen erstürmt. Fortschritte westlich Torczyn. Die Höhen von Berhometh und Wisnitz geräumt. Neue Stellungen zwischen Kimpolung und Jakobeny. — Gefechte am Monte Sabotino, östlich Polazzo und bei Rufreddo.

26. Juni: Kämpfe in Flandern, westlich des »Toten Mannes« und auf dem Rücken »Kalte Erde«. — Westlich von Sokul und bei Zaturcy Fortschritte. Angriff bei Kuty. — Im Angriffsraum zwischen Brenta und Etsch wurde die Front z. T. verkürzt.

27. Juni: Englische Gasangriffe. — Kämpfe bei Daux—Thiaumont. — Gefechte bei Kekkau und am Miadziol-See. Russische Linien südwestlich Sokul gestürmt. Angriffe bei Jakobeny, Kuty und Nowo-Poczajew. — Kämpfe am Monte Testo und im Posina-Tal.



Kaiser Wilhelm II. bei der Armee des Generals der Infanterie von Fabeck im Osten: Truppenbesichtigung. Aufnahme von Gebr. Haeckel.

Generaloberst Helmut v. Moltke †.

Das Schicksal hat es gewollt, daß binnen wenigen Wochen zwei der hervorragendsten Persönlichkeiten dem deutschen Heere durch den Tod entrissen wurden: Generalfeldmarschall Frhr. v. d. Goltz, der Führer einer türkischen Armee, und der frühere Chef des Großen Generalstabes, Generaloberst Helmut v. Moltke. Sie waren Jugendfreunde gewesen, und eine fast 50 jährige gemeinsame militärische Laufbahn hatte tausend Berührungspunkte gezeitigt, die sich zu einer gegenseitigen warmen Freundschaft und unbegrenzten Hochachtung verdichteten. Auch ihr Tod zeigte eine gewisse Gemeinsamkeit und zwar in hochdramatischer Form. Eine Trauerfeier, die dem Andenken des Feldmarschalls galt und in den Räumen des deutschen Reichstagsgebäudes abgehalten wurde, gab Generaloberst v. Moltke die erwünschte Gelegenheit, die gewaltigen Verdienste des Verewigten zu würdigen und ihm den Dank des Heeres und des Vaterlandes in die Ewigkeit nachzurufen. Kaum war das have pia anima verklungen, als das treue Herz des Redners brach und Helmut v. Moltke entseelt zusammenstürzte. Ihm spendete der Kaiser selbst einen Nachruf, der in seiner Kürze und Herzlichkeit ergreifender wirkt, wie ein noch so lückenloser, kunstgerecht zusammengefügter Nekrolog; der Kaiser sandte der Witwe des Verblichenen die folgenden Worte: „Ich erhalte soeben die erschütternde Nachricht vom plötzlichen Tode Ihres Gemahls! Mir fehlen die Worte, um meinen Empfindungen dabei vollen Ausdruck zu geben. Tief bewegt, gedenke ich seiner Erkrankung im Beginn dieses Krieges, dessen glänzende Vorbereitung der Inhalt seines rastlosens Wirkens als Chef des Generalstabes der Armee gewesen ist. Das Vaterland wird seine hohen Verdienste nicht vergessen, und ich werde, so lange ich lebe, in dankbarem Gedächtnis behalten, was dieser aufrechte, kluge Mann mit dem goldenen Charakter und dem warmen, treuen Herzen für mich und die Armee war. In aufrichtiger Treue spreche ich Ihnen und Ihren Kindern meine herzliche Teilnahme aus. Ich weiß, daß ich an ihm einen wahren Freund verloren habe."

Die militärische Laufbahn des Dahingegangenen war so vielgestaltig und wechselvoll wie wenige. Sie war die Verkörperung des Grundsatzes, den der deutsche Generalstab bei der militärischen Ausbildung seiner bevorzugtesten Offiziere befolgt, nämlich den stetigen Wechsel zwischen Frontdienst und Verwendung im Truppenstab und im Großen Generalstab.

Als 19jähriger Jüngling war er im Jahre 1869 in das Füsilierregiment Nr. 86 eingetreten und verdiente sich nach baldiger Versetzung in das Königs-Grenadierregiment seine Sporen im Feldzuge gegen Frankreich im Jahre 1870/1871. Weißenburg, Wörth, Sedan, Paris gaben ihm Gelegenheit, sich im Feuer zu bewähren. Nach dem Kriege in das erste Garderegiment zu Fuß versetzt, wurde er im Jahre 1881 in den Generalstab berufen, im Jahre 1888 zum Major befördert und persönlicher Adjutant seines großen Oheims, nach dessen Tode Flügeladjutant des Kaisers. Im Jahre 1895 erhielt er das Kommando des Kaiser Alexander-Garde-Grenadierregiments, 1899 das der ersten Garde-Infanteriebrigade und im Jahre 1902 als Generalleutnant das der ersten Garde-Infanteriedivision; 1904 in den Generalstab zurückversetzt, wurde er 1906 dessen Chef. Das Jahr 1914 brachte ihm die Ernennung zum Generaloberst. Aus dem erfrischenden Frontdienst schöpfte also Moltke, wie Antäus bei der Berührung seiner Mutter Erde, stets neue Kraft zu der anspruchsvollen Gedankentätigkeit, die von einem Generalstabsoffizier verlangt wird. Diese erhielt aber eine besondere Weihe dadurch, daß sein großer Oheim aus der Fülle seiner Studien und Erfahrungen ihm einen strategischen Unterricht zu Teil werden lassen konnte, wie ihn wohl wenig Sterbliche erfahren haben. Dieser Unterricht gestaltete sich besonders eingehend und liebevoll, weil der alte Feldmarschall in seinem Schüler vielleicht damals schon seinen Nachfolger sah. Der Neffe durfte daher auch zuweilen seine Sorgen teilen. So hat der junge Moltke selbst einmal in Kameradenkreise erzählt, daß er einst in der Nacht seinen Oheim unruhevoll in seinem Schlafgemach habe auf und ab gehen und leise vor sich hinmurmeln hören. Auf die Frage, ob er sich unwohl fühle, antwortete der alte Herr: „Nein! Nicht unwohl, aber sorgenvoll." Es war zu der Zeit, als eine europäische Koalition sich gegen Deutschland verschworen hatte. Der Krieg schien in Sicht zu sein. Bismarck hatte im Kreise von Reichstagsmitgliedern mit besonderer Betonung geäußert: „Deutschland wird erst später zu seinem Staunen erfahren, wie oft in dieser Zeit der Staatswagen haarscharf an den Rändern des Abgrundes eines europäischen Krieges gerollt ist." In diesen Zeitläufen war es, wo der Feldmarschall seinen Schlaf auf einige Tage verlor, den er sonst seinen treuen Freund nannte und der sein gutes Gewissen und das Bewußtsein treuester Pflichterfüllung traumlos zu umfangen pflegte. In jener schlaflosen Nacht nun äußerte der Feldmarschall: „Mit zwei Gegnern gedachte ich fertig zu werden. Wenn ein Dritter hinzutritt, dann muß der liebe Gott uns helfen". Er behielt den Neffen den Rest der Nacht bei sich, setzte sich aber am andern Morgen wortlos an seinen Schreibtisch und arbeitete drei Tage lang allein an der Kriegsgliederung und dem Aufmarsch der deutschen Armeen, die mit Hilfe der Benutzung der inneren Linien im Stande sein sollten, die Gegner auseinander zu halten und in der Vereinzelung zu schlagen. Der Feldmarschall hat in seinem reichen Leben eine Fülle von Denkschriften über alle denkbaren Kriegsmöglichkeiten geschrieben, man nannte sie früher Promemorias. Sie sind wahre Fundgruben der Gedankenschärfe, des feinsten strategischen Verständnisses und der wahrhaft verblüffenden Unfehlbarkeit des Urteils. Keine von ihnen dürfte aber wohl interessanter gewesen sein, wie die in jenen Tagen entstandene, von der der jüngere Moltke Kenntnis erhielt; geheim ist sie im Archiv des Generalstabes geblieben. Wahrscheinlich ist, daß er die Gedankenreihe sich zu eigen gemacht hat, die der Oheim in krystallener Klarheit inbetreff der Abwehr eines konzentrisch vordringenden, übermächtigen Feindes niedergelegt hat. Diese Denkschrift ging natürlich über die ersten taktischen Kämpfe nicht hinaus. Der Feldmarschall sagte später in seiner eigenhändig niedergeschriebenen Geschichte des Krieges 1870/71, daß jeder Fehler im Aufmarsch beim Beginn des Krieges meist nicht wieder gut gemacht werden könne. Er fährt dann aber wörtlich fort: „Der erste Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptmacht schafft je nach seinem Ausfall eine neue Sachlage. Vieles wird unausführbar, was man beabsichtigt haben mochte, manches möglich, was vorher nicht zu erwarten stand. Die geänderten Verhältnisse richtig auffassen, daraufhin für eine absehbare Frist das Zweckmäßige anordnen und entschlossen durchführen, ist alles, was die Heeresleitung zu tun vermag". Der Feldmarschall war ein Vertreter des schon von Friedrich dem Großen, Napoleon und Clausewitz vertretenen Grundsatzes, daß es nicht genüge, den Feind zu schlagen, sondern daß er vernichtet werden müsse. Wie sehr der verstorbene Generaloberst v. Moltke sich diese Theorie zu eigen gemacht hatte, das beweist die Ansprache an seinen Vorgänger, den Generaloberst Graf v. Schlieffen, bei dessen Ausscheiden aus dem aktiven Dienst. Er sagte da unter anderem: „Wir haben gelernt, was Sie anstrebten: nicht Teilerfolge zu erzielen, sondern große vernichtende Schläge. Ihr Ziel war die Vernichtung des Gegners. Auf dieses höchste Ziel sollten alle Kräfte gerichtet sein, und der Wille, der sie lockte, war der Wille zum Siege. Dieser unbeugsame, leidenschaftliche Wille zum Siege ist das Vermächtnis, das Sie dem Generalstabe hinterlassen; es wird an uns sein, es heilig zu halten." Der Gedanke der Vernichtung der Feinde zeitigte für die deutsche Taktik die Betonung des Flankenangriffs sowohl des einseitigen als des zweiseitigen bis zur vollständigen Einkreisung des Gegners. Es ist bezeichnend, daß die französischen Heeresleiter bis dicht vor dem Beginn des jetzigen Krieges die Theorie des taktischen Durchbruchs vertraten, dann aber plötzlich umschwenkten und den deutschen Flankenangriff zum Schibboleth der Kriegskunst erhoben. Der verstorbene Generaloberst v. Moltke hatte diesen Grundgedanken von seinem Oheim als goldene Weisheit überkommen. Er erzählte einmal, wie dieser sich dahin geäußert habe, „daß zwei frische Bataillone, am Schlachtabend annähernd senkrecht zur feindlichen Flanke angesetzt, die Entscheidung herbeiführen könnten." Die Überzeugung von der Bedeutung des Flankenangriffs wurde von Moltkes Vorgänger, dem genialen Grafen v. Schlieffen, genährt, der seine Folgerungen in der berühmten Studie „Cannae" niedergelegt hat. Im jetzigen Kriege hatte Moltke den taktischen Flankenangriff auf das strategische Gebiet übertragen. Ein weiterer Beweis für die Aneignung der Grundsätze des Feldmarschalls ist die Abneigung gegen das Abhalten von Kriegsräten, vielmehr das stolze Fußen auf eigener Beschlußfassung, eigenem Handeln. Unsere Gegner teilen die entgegengesetzte Ansicht. Ihre Souveräne und Staatsoberhäupter halten dauernd vielköpfige Beratungen ab, die nichts weiter sind, als das Abwälzen der eigenen drückenden Verantwortlichkeit auf die Schultern einer molluskenartigen Mehrheit. Der große ständige Kriegsrat unserer Gegner, der bald in London, bald in Paris tagt, stellt den Superlativ des militärischen Parlamentarismus dar. Wir werden unseren Gegnern auf diesen Bahnen nicht folgen. Schon Friedrich der Große schrieb an den Herzog von Bevern vor der Schlacht von Breslau (1757): „Ich verbiete Ihm, daß er conseils de guerre abhält, denn da sieht man nur die Difficultäten. Wenn Er die tramontane (Entschlußkraft) nicht halten kann, so spreche Er unter vier Augen mit dem Oberst W. Der Kerl hat Haare auf den Zähnen".

Napoleon hat nie Kriegsrat abgehalten, ja nicht einmal seinen Generalstabschef, Marschall Berthier um seine Ansicht gefragt. Feldmarschall Moltke betont in der von ihm selbst geschriebenen

Geschichte des Krieges 1870/71 ausdrücklich, daß er nie einen Kriegsrat abgehalten habe. Das einzige Mal, daß eine Besprechung unter Vorsitz des Kaisers mit dem Kronprinzen und den Generalen v. Roon und v. Blumenthal stattfand, hatte Moltke allein das beratende Wort für seinen Kriegsherrn. Im Tagebuch des Kronprinzen, des nachmaligen Kaisers Friedrich, steht zu lesen: „Moltke trägt die Sachlage stets mit der größten Klarheit, ja Nüchternheit vor, hat immer Alles bedacht, berechnet und trifft immer den Nagel auf den Kopf. Am 15. Januar 71 hatte General Werder angefragt, ob er nicht besser täte, die Belagerung von Belfort aufzuheben. Moltke las dies vor und fügte mit unerschütterlich eisiger Miene hinzu: 'Eure Majestät werden wohl genehmigen, daß dem General v. Werder geantwortet werde, er habe einfach stehen zu bleiben und den Feind da zu schlagen, wo er sich findet. Moltke erschien mir über alles Lob bewunderungswürdig; in einer Sekunde hatte er die ganze Angelegenheit erledigt." Moltke selbst sprach sich über die Kriegsräte mit folgenden goldenen Worten aus: „Wenn man den Feldherrn mit einer Anzahl voneinander unabhängiger Männer umgibt —, je mehr, je vornehmer, ja, je gescheiter, um so schlimmer, und wenn er bald den Rat des einen, bald des andern hört, und wenn er dann eine an sich zweckmäßige Maßregel bis zu einem gewißen Punkt führt, dann aber eine noch zweckmäßigere in einer anderen Richtung ausführt, wenn er dann den durchaus begründeten Einwurf eines Dritten anerkennt und endlich die Abhilfevorschläge eines Vierten annimmt, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er mit vielleicht lauter wohlmotivierten Maßregeln seinen Feldzug verlieren wird."

Generaloberst von Moltke hat sich von dieser Unselbstständigkeit frei gehalten. — Sein Kaiser nannte ihn einen „aufrechten" Mann, d. h. einen solchen, den schon Horaz in seiner berühmten Ode verherrlicht: justum et tenacem propositi virum — non civium ardor prava jubentium — — — mente quatit solida.

Es ist ein hohes Verdienst unseres Kaisers, daß er den „klugen, aufrechten" Mann in der Fassung seiner schweren Entschlüsse nie behindert hat. Aber noch eine weitere Eigenschaft hat Helmut v. Moltke von seinem Oheim übernommen. Es ist das Talent, seine Hilfsarbeiter mit einer Arbeitsfreudigkeit zu erfüllen, die sie alle Schwierigkeiten ihrer geistigen Arbeiten vergessen und sie mühelos überwinden läßt. Dazu gehört eine sichtbare Herzensgüte und das Ausstrahlen des geheimnisvollen Geistes, der die großen Feldherren mit ihren Gehilfen und ihren Truppen verbindet. Die Geschichte weiß von dem faszinierenden Einfluß zu erzählen, der von Friedrich dem Großen, Napoleon und anderen kriegerischen Größen ausgegangen ist. Feldmarschall Moltke und sein Neffe wußten mit stilleren Mitteln das gleiche zu erreichen. General der Infanterie Blume, der dem Feldmarschall nahe stand, schreibt über das Verhältnis seines Stabes zu ihm: „Die Überlegenheit seines Geistes ließ für Rivalitäten keinen Platz. Seine Pflichttreue, seine strenge Sachlichkeit, seine Anspruchs- und Selbstlosigkeit, die würdevolle, vornehme Ruhe, die ihn auch unter den schwierigsten Verhältnissen keinen Augenblick verließ, die Güte, die nie auch nur ein ungeduldiges Wort über seine Lippen kommen ließ — diese vorbildlichen Eigenschaften wirkten mächtig auf seine Umgebung. Gehilfe eines solchen Mannes in großer Zeit zu sein, war ein Glück und eine Ehre, deren sich jeder durch hingebende Pflichterfüllung und Unterdrückung kleinlicher Regungen würdig zu machen trachtete. In diesem Sinne darf man sagen, daß Moltkes Geist in Moltkes Stabe herrschte." Wenn nun auch dem jüngeren Moltke große weltgeschichtliche Erfolge noch nicht gewichtig zur Seite standen, er somit die dröhnende Autorität seines Oheims noch nicht in die Wagschale werfen konnte, so haben doch seine Gehilfen mit gleicher Lust und Liebe ihm gedient, wie einst seinem Oheim seine geistig so hoch zu bewertende Umgebung. Seine Güte war rührend und gewann alle Herzen, und dann am letzten Ende seine Selbstbeherrschung in den Tagen (6. bis 10. September) an der Marne. Der gleichbleibende zuversichtliche Ausdruck seiner Gesichtszüge erinnert an den Ausspruch Friedrichs des Großen, den später Prinz Friedrich Karl von Preußen so oft wiederholte: „Die Armee liest ihr Schicksal im Antlitz des Feldherrn." — Wenn die vorstehenden kurzen Ausführungen auch nicht annähernd ein erschöpfendes Charakterbild des Verblichenen geben können, so werden sie doch genügen, um seine Bedeutung als würdigen Nachfolger seiner großen Vorgänger Moltke, Waldersee, Schlieffen erkennen zu lassen. Er starb — angetan mit dem Ehrenkleid seines Kaisers, dem Generalsrock, der die Zeichen der höchsten Anerkennung seines Kriegsherrn trug. Friedrich der Große sagte von seinen Helden, die auf dem Felde der Ehre starben: „er starb dans sons métier". Generaloberst Helmut v. Moltke ist auch im Beruf gestorben. Wenn er in den letzten Augenblicken vor seinem Ende noch einer klaren Überlegung fähig war, so wird sein letzter Segenswunsch dem kaiserlichen Freunde, dem Vaterlande und der Armee gegolten haben. Wenn — wie man sagt — eine norddeutsche Walhalla gegründet werden soll, so wird er darin seinen wohlverdienten Platz finden.

Generaloberst von Moltke †. Aufnahme von C. Wilhelm Nachf., Koblenz.

Marineflieger. Von Adolf-Victor von Koerber.

Die Nordsee wogte. Auf und nieder senkte sich ihre Fläche wie der Brustkasten eines atmenden Riesen im Schlummer. Zuweilen fuhr eine Bö darüber hin und scheuchte alle Träume, daß scharfe Wellenschnüre auffuhren und sich in kräuselndem Gischt überschlugen. Stärker aber als die stoßweisen Rufe des Windes tönte die Donnersprache des Marineluftkreuzers, den er auf seinen Schwingen trug.

Von weither schien das Luftschiff ein Strich am Himmel. Breiter und fester werdend, wurde es zu einem Schlitz, zu einer Öffnung, die einem Fenster gleich die Wand des Riesengewölbes durchbrach; dann schien es ein Fremdkörper in ihm. Der Wind blies quer in seinen Kurs und schob es aus seiner Bahn; aber die Motoren waren stärker und trieben die Luftschrauben. Diese wirbelten zu beiden Seiten des Schiffes in zwei glänzenden Kreisen, in denen die Sonnenstrahlen wie Edelsteine standen. Lauter als die Wogen brausten die Wirbel; zu einem feldgrauen Riesengeschoß wuchs das Schiff. Sicher und mächtig erzwang es sich den Weg gegen Luftdruck und Sturmböen.

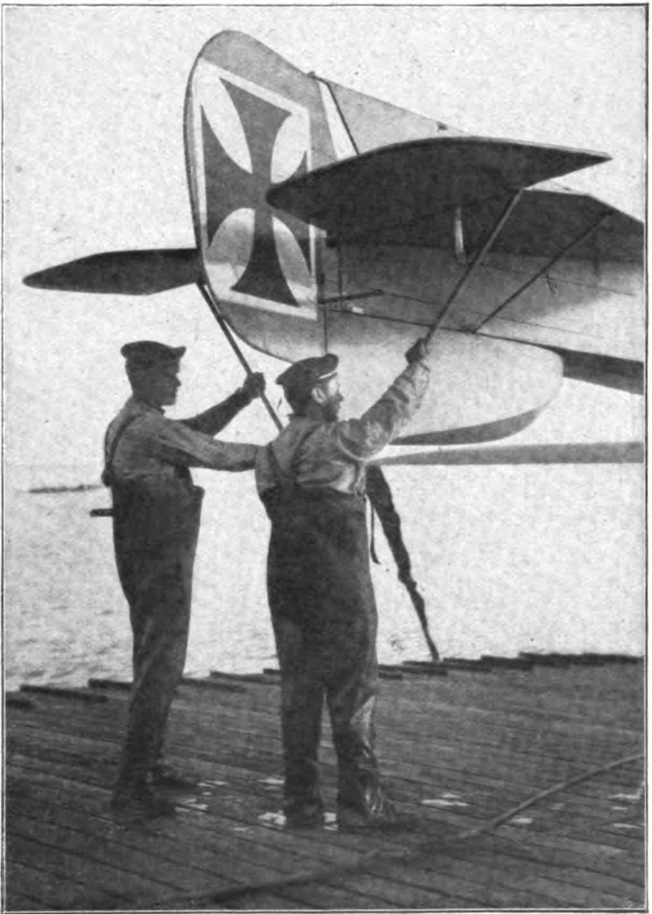
Aus der vorderen Gondel hielt der Kommandant seine



Ein Wasserflugzeug wird zu Wasser gebracht. Aufnahme von R. Sennecke.

Umschau. Stundenlang schon führte er die Erkundungsfahrt, die Durchsuchung des Meeres. Kein Brite sollte ungestraft die deutsche Bucht befahren. Am Mittag waren rauchende Schlote in Sicht gekommen. Er hatte darauf zu gehalten und sich tief hinab gesenkt: die zwei neutralen Handelsschiffe hatten den deutschen Luftkreuzer gegrüßt, an dessen Heck die Kriegsflagge zum Gegengruß niederging und hochflatterte.

Als gegen drei Uhr am Nachmittag Befehl zum Wenden in den Heimkurs kam, meldete der Maat, der hoch oben auf des Aluminiumschiffes Plattform thronte und den weitesten Blick hatte, Rauchfäden am Horizont. Kaum hatte der Kommandant den Hörer mit dem Glas vertauscht, als in dem scharfen Objektiv eins . . . zwei . . . vier Rauchpilze wuchsen, die sich fortwährend spalteten und bald zu einem kleinen Dutzend mehrten. „Das kann nur eine feindliche Flotille sein!“ Der erste Offizier ist der gleichen Meinung, da größere eigne Geschwader nicht unterwegs waren. Die Offiziere besprechen die Möglichkeiten einer günstigen unentdeckten Annäherung. Einzelne Wolkenfelder zogen am Himmel. Ihre Strömung führte fast auf den Feind zu. Der Kommandant befahl Höhensteuer. Scharf legten sich dessen Flächen gegen den Luftstrom und preßten den gewaltigen Rumpf empor, daß der Höhenmesser kreiselte. Der Barograph zeigte eine steile Kurve, denn schnell mußte das Manöver ausgeführt werden, sollte die schützende Wolkendecke erreicht werden. Schneeiger Tau nahm plötzlich die Sicht. Die schnelle Steigung stockte; denn die feuchte Luft gab dem Steuer nach. Der Maat stemmte sich in die Züge. Aufwärts! Wirbel und Flocken tanzten ringsum. Das Marineglas am Ausguck beschlug. Das Gleichgewicht schwankte; matt und dunkel schob sich die Atmosphäre rundum. Strahlen trafen die Augen. Durch! Auf dem weißen Feld ruhte goldner Sonnenschein. Über den Wolken! —



Wasserflugzeug vor dem Aufstieg. Aufnahme von R. Sennecke.

Nichts mehr gemahnt an die Erde, als er selbst in seinem kraftvoll dröhnenden Willen, der ihn mächtig dahinträgt. Sein ist das Reich! Doch war Krieg darin. —

Über der Schutzdecke flog das Luftschiff nach Nordwesten. Seine Geschwindigkeit wurde mit der der annahenden Schiffe in eine Rechnung gestellt. Als die Zeit gekommen war, klinkerte der Maschinentelegraph den Befehl an die Motoren: Stopp! Lautlos trieb der Luftkreuzer im Wind, der rasch das Wolkenfeld zur Seite zerrte. Als die weiße Wand das Meer freigab, erhaschten spähende Blicke hastig das Bild des feindlichen Anmarsches: Zwei Flottillen; vier kleinere Einheiten bilden die Vorhut, das starke Gros bleibt mehr zurück. Sein Angriff scheint für die späte Nacht geplant. — Die Motoren springen an und peitschen das Z-Schiff in die Jagd. Nach Sekunden schon wieder fängt der Wolkenschleier ihren Schall, der nicht nach unten gedrungen ist. Hinter dem Feind wendet das Steuer, und der Flug folgt in weitem Abstande dem Gros. Aus der zinkbeschlagenen „Funkenbude“ aber stürzen sich die elektrischen Wellen und tragen Meldung und Alarm an alle deutschen Befehlsstationen der Marine. — —



Landung eines Wasserflugzeugs. Aufnahme von R. Sennecke.

Im Geschäftszimmer der Marinefliegerstation zirpt der Fernsprecher. Eine Ordonnanz schreit: „Zu Befehl!" in die Muschel und stürzt hinaus auf die Veranda: „Herr Kapitänleutnant werden vom Herrn Flugchef persönlich verlangt!" Der Offizier läßt Kaffee und Kriegsbrötchen im Stich und meldet sich zum Befehl. Der lautet: „Mit drei Wasserflugzeugen die feindliche Vorhut dort und dort aufzusuchen und anzugreifen! Eine kurze Erklärung der Lage folgt. Drei andere Stationen erhalten den gleichen Auftrag, doch werden ihre Maschinen wegen weiteren Flugweges erst später angreifen. — „Zu Befehl, Herr Admiral, wir starten in zwanzig Minuten!"

Aus den langen Hallen rollen kleine Eisenlorys die Flugzeuge zum Wasserplatz. Die Schienen führen sie in die Flut, deren breiter Rücken die Bürde abnimmt. Schwer liegen die öligen Schwimmer auf der bewegten Fläche, die sie glucksend umspringt und dann wieder in sich zusammenschlappt. Der Stationskommandant und drei jüngere Kameraden treten auf dem schmalen Steg an die Maschinen. Die Burschen tauschen die luftigen Marinejacken mit den goldenen Kronen und Tressen gegen die schweren Lederjoppen, auf denen fette Ölfelder glänzen. Die Piloten nehmen Platz am Führersitz. Fast zugleich kommandieren zwei von ihnen: „Frei!", das Losungswort für den Monteur, der vorne die Luftschraube anwirft. Ratsch . . . kurbelt die Führerhand die Zündung. Die Pressung erfolgt, und das entzündete Gas weckt tausendfaches Leben in dem Stahlmotor. Ausdonnernd schreit er sein Lied weithin über Platz und Meer, kündend, daß deutsche Marineflieger zum Start rüsten. Jäh drosselt die Hand das Gas, und das Lied verklingt in zwei scharfen letzten Entladungen.

„Also, meine Herren, mir nach, über die Wolken. Ich gebe das Signal, sobald ich den Feind sichte. Dann: Durch!" Nach dieser letzten Verständigung vor dem oft schon vorbesprochenen und vorgeahnten Angriffsflug, für den schon manche ähnlichen Aufgaben Erfahrungen geschafft hatten, kletterte der Abteilungsführer in die Maschine seines ältesten und vertrautesten Flugkameraden. Die andern beiden nehmen mehr Granaten anstelle ihrer Beobachter mit, die mit ein wenig geteilten Gefühlen von diesem reinen Angriffsflug, der sie nicht benötigt, zurückbleiben. Wie bei so mancher Erkundung hätten sie gar zu gerne wieder selbst die schweren Bomben auf den jäh aufgetauchten Feind geworfen. Die Führer winken ihnen zu: „Auf nächstes Mal!" —

Drei Schrauben reißen die Maschinen über die glitzernde Fläche. Vor ihnen her saugt sich eine krystallklare Wasserhose. Die Schwimmer springen von den Wellenkämmen ab. Noch einmal patschen sie ins Tal, daß die Wasser aufklatschend zur Seite schäumen. Der Führer des ersten Flugzeuges zieht das Höhensteuer sanft an die Brust. Unmerklich hebt sich das Flugzeug, und in flacher Bahn steigt es über die Wogen. Steiler und steiler schwingt sich seine Bahn den Wolken entgegen, unter denen die ersten Abendschatten liegen. Die beiden anderen Führer heben sich im Start. Feindwärts zieht das Geschwader aus dem Blick der Kameraden, die es lange Zeit noch im Riesenfernglas umspannen, bis die rasende Kilometeraddition auch seine Stärke frißt.

Durch einen Wolkenriß führt der Kapitänleutnant seine Kameraden. Rötlich schon schimmert die Fläche gegen den westlichen Himmel. Im Osten aber schwanken mächtige Riesenmänner hoch aufrechtstehender Wolkenbildungen, die alle Minuten Gestalt und Maße wechseln. Sie baden sich noch in ihrer unmeßbaren Größe im vollen Sonnenlicht. Die Titanen des Himmels.

Nach Kompaß und Uhr führt der Chef seinen Flugweg. Über alle Wolkenrisse weist er seinen Flieger, um hinabzuspähen, während die Folgenden in kluger Deckung fahren. Weit, weit am Horizont des Wolkenmeers sichtet sein scharfes Glas einen Punkt, den der rasende Flug bald näher heranträgt und als eignes Z-Schiff verrät. Dort drunten etwa meldete der Funkspruch das Gros. Davor also sollen die Aufklärungsschiffe schwimmen. Die halbe Flugstunde wächst zur Ewigkeit. Auch die andern Flieger haben den großen Luftfreund erkannt und spannen auf ihres Führers Signal. Dem reißt's die Nerven zusammen, aber seine Rechnung verlangt noch Minuten. Endlich! Ein Wolkenloch zeigt die Gegner. Die Leuchtpistole schießt rückwärts eine grüne Lichtkugel, die in der Wolke ertrinkt. Dann reißen drei heftige Hände den Gashebel herum, und die Gleitflüge singen ihr schneidendes Lied. Durch Wolkenschwaden schießen die Marineflieger hinab auf den Feind. Sekunden bringen tausend Schmerzen. Über die Schiffe prasseln die Bomben in der geglückten Überraschung. Hochauf spritzt das Wasser bei den Fehlwürfen. Der Kapitänleutnant zieht 6 Granaten zugleich. Drei schlagen auf Kommandobrücke und Steuerhaus des Mittelschiffs. Eine bohrt sich eine flammende Bresche im Deck. Auf den Nachbarschiffen schießen Feuersäulen auf. Ein glücklicher Wurf sprengt einen Schornstein auseinander. Unter dem Knattern der wütenden Maschinengewehre des jäh aufgeschreckten Feindes springen die Motoren an und reißen die deutschen Flieger in einer weiten Kurve in den Heimatskurs. Vergeblich tasten die Abwehrkanonen ihnen nach. Feuer und Rauch schlägt aus dem Geschwader gegen die dunkle Wolkendecke, die bald die Maschinen umhüllt.

Oben aber liegt noch der helle Abendschein. Den Heimkehrenden entgegen strahlen drei Fluggeschwader der Nachbarstationen, den Angriff auf die Vorhutflottille zu wiederholen. Drei Luftkreuzer aber suchen in der Ferne ihren Weg gegen den Kameraden, der treue Luftwacht hält über dem Flottengros, dort das Werk zu vollenden.

Die deutsche Bucht blieb vom Feinde frei.

Der Tod Immelmanns.

Selten wird der Tod eines ganz jungen Mannes so allgemeines Beileid, ja allgemeine Trauer erwecken als es jetzt der Heimgang des wie wenig andere erfolgreichen Fliegers Oberleutnant Immelmann tut. Bei einem Fluge an der Westfront ist er abgestürzt und konnte unter den Trümmern seiner Maschine nur als Leiche hervorgezogen werden. Der junge angenehme Flieger mit dem offenen Blick und bescheidenen Wesen war der erklärte Liebling des ganzen deutschen Volkes, und nach dem Kapitänleutnant Weddigen war er wohl der bekannteste junge Offizier in unserm Heere.

Oberleutnant M. Immelmann ist im Jahre 1890 als Sohn eines Fabrikbesitzers in Dresden geboren; seine verwitwete Mutter wohnt jetzt in Leipzig. Nachdem er auf dem Gymnasium vorgebildet war, gehörte er sechs Jahre lang dem Dresdener Kadettenkorps an, da er sich dem Militärdienst widmen wollte. Nachdem er aber ein halbes Jahr in Anklam auf Kriegsschule gewesen war, sattelte er um und studierte an der Technischen Hochschule in Dresden Maschinenbau. Während der Studienzeit widmete er dem Sport viele Zeit, besonders dem Motorrad und dem Kraftwagen. Große Freude hatte er auch an rein mathematischen Studien, war er doch schon auf dem Kadettenkorps ein sehr guter Mathematiker gewesen, während er in den Sprachen weniger gut abschnitt. Beim Ausbruch des Krieges trat er in das Eisenbahnregiment Nr. 1 ein, doch befriedigte ihn die nach seiner Auffassung unkriegerische Bautätigkeit, die er hier zu leisten hatte, nicht. Er ließ sich also zur Fliegertruppe versetzen, und von Mitte November ab wurde er in Johannistal als Flieger ausgebildet. Hier auf der Fliegerschule war er nach seinem eigenen Zeugnis ein guter Durchschnittsschüler. Jedenfalls konnte er schon nach knapp einem Vierteljahr die erste und zweite Prüfung erledigen, denen am 26. März 1915 die dritte Prüfung folgte. Gleich darauf wurde er an die Front kommandiert. Und zwar kam er zunächst zu einer Abteilung in der Champagne. Schon Anfang Mai wurde er aber mit einer anderen Abteilung nach Nordfrankreich geschickt, zu der auch der jetzige Hauptmann Boelcke gehörte, der sich, ebenso wie Immelmann, zu einem glänzenden Kampfflieger entwickelt hat. Hier wurde Immelmann zunächst zu Aufklärungsflügen im Zweidecker verwandt. Bald aber hatte er erkannt, daß er ein geborener Schütze sei, und als am 1. August ein englischer Flieger den Flugplatz, auf dem sich Immelmann befand, mit Bomben belegen wollte, bestieg er einen der schnellen kleinen Fokker-Eindecker, und es gelang ihm, den Gegner abzuschießen. Nach diesem ersten Erfolge flog er dann teils im Doppel-, teils im Eindecker; seit Ende September 1915 aber nur noch im Eindecker. Im Bericht des Großen Hauptquartiers vom 11. Oktober 1915 taucht sein Name zum ersten Male auf. Es wird dort erwähnt, daß er in kurzer Zeit sein viertes feindliches Flugzeug, unter anderen auch einen englischen Kampfdoppeldecker, zum Absturz gebracht hätte.

Nun wurde wieder und immer wieder sein Name in den Berichten der Obersten Heeresleitung genannt, und am 30. März dieses Jahres konnte berichtet werden, daß er das zwölfte feindliche Flugzeug vernichtet hätte, wieder einen englischen Doppeldecker, dessen Insassen gefangen in unsere Hände fielen. Da sandte ihm der Kaiser ein sehr gnädiges Handschreiben, in dem er ihn zu seinen großen Erfolgen beglückwünschte. Aber die Absendung verzögerte sich ein wenig, und so wurde von der Front schon wieder ein Sieg Immelmanns gemeldet, als der Brief noch auf dem Schreibtisch lag. Da strich der Kaiser die „zwölf" durch und schrieb eine „dreizehn" darüber. Dieser Brief des obersten Kriegsherrn hat den jungen Leutnant sehr glücklich gemacht. Der Kaiser soll bei dieser Gelegenheit lächelnd bemerkt haben: „Man kann ja gar nicht so schnell schreiben, als der Immelmann schießt." Beim achten Erfolge erhielt Immelmann den hohen Orden Pour le Mérite beim zwölften das Kommandeur-

kreuz vom Heinrichsorden; das Eiserne Kreuz erster Klasse besaß er bereits, und an kleineren Orden hatte er außerdem die ganze Brust bedeckt. Im ganzen hat Immelmann 15 Engländer abgeschossen, davon 14 über den feindlichen Linien. Das ist ein bewundernswerter Erfolg!

Über seine Persönlichkeit und Tätigkeit hat ein Kriegsberichterstatter folgendes geschrieben: „Immelmann kennt nichts anderes als seine Jagd in den Lüften; er geht nie auf Urlaub, um ja keine Gelegenheit des Erfolges zu versäumen, und ist von unerhörtem Fleiße. Sein vorgesetzter Hauptmann und seine Kameraden behaupten alle, daß er es einfach rieche, wenn irgend etwas zu machen sei. Dann packt ihn die Unruhe; er setzt sich in die Maschine, fliegt irgendwo hin, seinem Instinkt folgend, und trifft unfehlbar auf den Feind, noch längst bevor die telefonische Meldung aus dem betreffenden Frontabschnitt am Flugplatze eintrifft. Es ist streng wissenschaftlich, und zugleich sportlich, wie Immelmann arbeitet. Er ist in seinem Wesen völlig kühl und trocken, sachlich, nervenlos und unerbittlich; nur bei der Jagd bricht sein streng gebändigtes Temperament durch; da wird bei aller Ruhe leidenschaftliche Energie frei.“



Fliegerleutnant Immelmann †. Aufnahme Hofphot. Pieperhoff.

Bei den feindlichen Fliegern war Oberleutnant Immelmann wegen seiner, mit unglaublicher Kühnheit durchgeführten Luftangriffe geradezu gefürchtet. Die englischen Flieger, denen auch der Luftkampf in erster Linie Sport ist, drängten sich nicht dazu, sich mit ihm zu messen. Bezeichnend ist ein kleines Geschichtchen, daß seiner Zeit viel belacht worden ist. Ein englischer Flieger ist im Luftkampf abgeschlossen worden, hat aber mit brennender Maschine im Gleitflug die Erde lebend erreichen können. Kaum ist er wieder ganz bei Sinnen, da sagt er ruhig: „Es ist keine Schande, von einem Immelmann besiegt werden.“ — Es war diesmal aber garnicht Immelmann gewesen, sondern Boelcke! — Die Engländer, die ihn haßten und fürchteten, wurden übrigens seinen bewunderungswürdigen Leistungen voll gerecht. Nur bildeten sich bei ihnen ganze Legenden um sein „System.“ Der „Adler von Lille“ hieß er bei ihnen, oder auch der „Überhabicht.“ Man sagte, er steige, sobald er den Gegner gesichtet habe, in geradezu unwahrscheinliche Höhen hinauf und stieße dann mit Sturzflug in der Diagonale auf den Feind, um ihn zu vernichten. Ob es sich um ein einzelnes Kampfflugzeug handelte, oder ein ganzes Geschwader, war ihm dabei gleich.

Weder die feindlichen Flugzeuge noch die Tücken der Luft und der Maschinen schienen ihm etwas anhaben zu können. Alle Schwierigkeiten hatte er stets überwunden und war immer als Sieger hervorgegangen. Nun ist auch er ein Opfer des Krieges geworden, und ganz Deutschland betrauert auf das tiefste den Heimgang dieses bewährten Fliegeroffiziers. Der Tod des Oberleutnants Immelmann ist für unsere ganze Fliegertruppe ein herber Verlust, hatte er doch seine Flugtechnik in bewundernswerter Weise ausgebildet. Aber der Geist der ihn beseelte, ist nicht mit ihm von uns gegangen, sondern ist so lebendig wie nur je, und ein Dutzend von jungen Fliegerleutnants, deren Freund und Vorbild er war, sind bereit, an seine Stelle zu treten.

Unter den vielen Namen von Helden, die sich in dieser großen Zeit durch ganz besondere persönliche Tapferkeit hervorgetan haben und die große Erfolge davontragen konnten, wird man neben dem Helden des U-Bootes Weddigen den Helden des Luftkampfes Immelmann mit dankbarem Gedenken nennen. Sein Name wird als der eines unserer tüchtigsten, unerschrockensten und erfolgreichsten Flieger stets im deutschen Heere weiterleben.

v. M.

Der Kampf um die Drinibrücke von Struga. Ein Ruhmesblatt der bulgarischen Armee.

Von Wilhelm Conrad Gomoll.

Bulgarische Freunde haben in Deutschland geweilt, um der Kulturgemeinschaft weiter den Boden zu bereiten, der die verbündeten Völker für die kommende Zeit neuen, zielbewußten Schaffens und Aufwärtsstrebens nach dem Friedensschluß entgegensehen. Die Schwerter, die Waffen haben die Erde umgepflügt, und so liegt sie bereit, die Saaten in ihrem Schoß aufzunehmen; sie hat den heiligen Willen, neue Frucht zu tragen; den Willen, der aus dem gemeinsam hingegebenen Blut erwachsen ist.

Es ist eine schwere, sehr schwere Zeit, die der miteinander verrichteten Schwertarbeit gehörte und gehört, und von dem, was unsere bulgarischen Waffenbrüder im Kampf gegen Serbien an der Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns leisteten, sind bis jetzt bei uns wenig Einzelheiten bekannt geworden. Eine Kampfhandlung, die den daran beteiligten bulgarischen Truppen Ehre gebracht hat, möchte ich darum hier lebendig werden lassen, nachdem ich die Örtlichkeit kennen lernte und genaue Einblicke in die Karten und Befehlsblätter bekommen habe.

⌘ ⌘ ⌘

Es ist ein heldenhaftes Ringen gewesen; ein Kampf schon Verzweifelter gegen Haßerfüllte. Willen stand gegen Willen. Die Serben hielten sich mit Zähigkeit und Ausdauer, doch die bulgarischen Regimenter übertrafen sie darin noch; denn sie packten den Gegner wie mit Eisenzangen an, sie sprangen mit der Wut zornerfüllter Wildkatzen auf den Feind ein und rissen so auch bei Struga den Sieg an ihre Fahnen. Hier wie überall, wo sie die ungetreuen Verbündeten im neuentflammten Kampfe stellten, brach der seit dem letzten mit Verrat endenden Kriege aufgespeicherte Haß und die Lust zu rächen durch; der Haß, der sich im Herzen jedes Bulgaren im stillen gegen den heimtückischen Nachbar genährt hatte, der den Kindern schon in die Seele gepflanzt wurde und ihnen den Erbfeind zeigte.

„Gegen Serbien!“ Es konnte keinen zündenderen Kampfruf für die Bulgaren geben, und von der Donau bis nach Mazedonien hinein hat er sich bewährt: wo man den Feind traf, traf man ihn gut, und er hat weichen müssen.

Auch bei Struga war es so. Es ist ein harter Kampf gewesen um die Stadt, um die Brücke über den Schwarzen Drini. Es war ein Kampf, der Kraft forderte von allen. Zähigkeit, Energie und Mannesmut feierten an den nun schon weit zurückliegenden Sturmtagen des 11. und 12. Dezember 1915 ihre Triumphe, und die Brigade Paschinoff erwarb sich ein neues Ruhmesblatt für den Kranz, den sie sich schon flechten konnte, seitdem sie als erste in den Kampf gegen Serbien eintrat und über die Flußsperre des Timok in das feindliche Reich vordrang.

Großes hat die Brigade geleistet; doch zu ihren schönsten Taten gehört der mit dem Siege endende Kampf um die alte Bulgarenstadt am hellen See von Ochrida vor der albanischen Grenze.

Ich sah die Stadt und den Kampfplatz: die Straßen und Häuser rund um die Brücke über den Schwarzen Drini. Mitkämpfer jener Dezembertage ließen mich den Waffenstreit dort nacherleben, und Oberst Paschinoff — ein echter Bulgare, ein sturmfester, kriegsgestählter Mann — sprach mir mit lebendigen Worten und leuchtenden Augen über seine braven Soldaten und — er lobte und rühmte den tapferen Feind, als wir in Ochrida, der alten Königstadt, über die Kampftage von Struga redeten.

Am Nordende des großen, schönen, blaugrünen Sees liegt Struga. Es ist dicht vor der Grenze Albaniens. Winkelige und schmale Gassen fand ich, in denen schon wieder gewerbefleißige Menschen ihrer Arbeit nachgingen. Trotz des Türkenviertels trat der Orient zurück, wenngleich die Stadt ihn nicht verleugnen kann. Mazedonien! Die Leute betonen bewußt ihr Bulgarentum; ihre dunkelen, tiefen Augen flammen hell, wenn sie davon sprechen, wenn sie aus den Truhen die sorgsam gehüteten, seidenen, reich gestickten Fahnen der Freiheit holen, um sie einem Besucher zu zeigen. Heute können sie das tun. Die Insurgentenbanden, die als national bulgarische Comitees unter beherzten Männern ein unruhevolles, wildes Leben in den Bergen führten, die dafür sorgten, daß der Streit gegen die Türken, Serben und Griechen nicht einschlief, damit das Bulgarentum sich nicht verlöre, sind nun durch den glücklichen Krieg zu Helden des Volkes geworden. Fünfhundert Jahre lag die Landschaft Galicica unter fremdem Joch; sie war türkisch, und als man in dem letzten Balkankrieg auf die Freiheit hoffte, kam sie an die Serben durch Hinterlist. Doch nun ist das Land frei, und die Kampftage um Struga haben die Brücke gebildet, die treue Bulgaren mit Bulgarien, die die Stadt und die Landschaft mit dem Stammlande von neuem verband.

Die Straßen der kleinen mazedonischen Stadt waren belebt, als ich sie durchschritt. In der Hauptgasse saßen nach der Art der türkischen Bazarstraßen die Handwerker in ihren offenen Läden. Die Silberfiligran-Arbeiter hatten ihre Arbeiten in kleinen, einfachen Glaskästchen zur Schau gestellt: Armbänder, einfache und reichere Ringe, Brautschmuck mit bunten Glasperlen und Messingspielmünzen, Ohrgehänge mit Ketten, die unter dem Kinn baumeln. Viel Albanier waren in der Stadt; überall leuchteten zwischen den roten türkischen Fessen, die auch die Mazedonier tragen, die kleinen, runden, weißen Filzdeckel der albanischen Bauern, die mit geschundenen Maultieren, elenden, kleinen Eseln und abgetriebenen Tschuechpferdchen in die Stadt gekommen waren. Die Gebirge, die dicht dahinter liegen, gehören ja schon zu dem unbekannten Reich, das sich hier gegen den Ochrida- und Presba-See, angelehnt an Griechenland, auf Mazedonien zuschiebt.

Es ist diese Ecke stets ein besonders unruhevoller Erdenfleck gewesen, doch im Kriege mit Serbien sollte gerade dort der letzte Kampf um die Freiheit Mazedoniens ausgefochten werden; denn der Feind, von Norden her angegriffen, geschlagen, zurückgedrängt und ständig verfolgt, stellte sich hier noch einmal. Er sammelte zwischen Ochrida und Struga, gestützt auf beide Städte, die Reste seiner Kräfte, um den Versuch einer letzten Gegenwehr zu unternehmen.

Wie jemand, der unter der Pforte seines im Brande schon zusammengestürzten Hauses im Rückschauen steht, um zu sehen, was wohl doch noch gerettet werden kann, so standen die Serben vor und in Struga. Sie wußten, daß ihr Spiel endgültig verloren sei, und doch — es galt eben immer wieder den Versuch zu machen, noch zu bergen, zu retten, was möglich ist. Es lag schon ein langer Leidensweg hinter dem Heere; denn seit jenen Oktobertagen, die den Anfang der deutsch-österreichischen Offensive gegen König Peters Reich brachten, war es zurückgedrängt worden. Von Schlacht zu Schlacht getrieben, verfolgt und geschlagen, hatte das Heer von einem zum andern Fluß und Gebirgsabschnitt sich unter ständigen schweren Verlusten an Toten und Gefangenen zurückziehen müssen. Zusammen mit den Deutschen, Österreichern und Ungarn drängten die Bulgaren dem Süden zu; sie halfen mit, Serbien von den Soldaten des landfremd gewordenen Königs freizufegen. Ungeschwächt dauerte der Kampf fort, und die Heeresreste flohen als aufgelöste Massen den Grenzen von Albanien entgegen, während locker formierte Nachhuten den Abzug des Trains, der Artillerie und der mitgenommenen Regimenter zu decken suchten. Albanien, in das serbische Truppen nach dem Fortgehen des Prinzen Wied schon einmal unberechtigt eingedrungen waren, sollte nun das Heilsland sein; denn damals hatte die serbische Regierung sich einfach das Recht genommen, über die Grenzen zu marschieren, um sich das Land bis Elbassan, einschließlich der Stadt, anzueignen. Besatzungstruppen, die dort gelassen worden waren, die bisher nicht im Kampfe gestanden hatten, wurden nun zur Unterstützung der fliehenden Reste herangezogen, und so standen, als die Schlacht um Struga begann, plötzlich vor den Bulgaren frische serbische Streitkräfte, die die nachdrängenden Angreifer fesseln sollten.

Auch die Stadt Ochrida an der nordöstlichen Ecke des Sees war von den Serben besetzt worden. Der Feind konnte sich dort aber nicht lange halten; denn am 7. Dezember kämpften die mit zäher Gewalt nachrückenden Bulgaren erfolgreich bei Botun, wodurch Ochrida von den Serben aufgegeben werden mußte, wenn die dort noch haltenden Truppen nicht der Gefahr der Abschneidung ausgesetzt werden sollten. Auf der Straße von Resna war zudem auch schon bulgarische Kavallerie im Anmarsch gemeldet worden, die sich, entsprechend ihrem Befehle, näherte, um auf die Orte Dobovjani und Struga aufklärend vorzurücken. Als die bulgarische Reiterei nach Ochrida hineinkam, fand sie die Stadt vom Feinde geräumt. Jubelnd wurde sie von der Bevölkerung empfangen, die den Tag, der die Serbenherrschaft brechen sollte, mit Ungeduld herbeigesehnt hatte.

An Ochrida vorüber zogen nun bald darauf auf der Straße nach Struga ein Bataillon des Infanterieregiments Nr. 23 und zwei Geschütze. Es mußte in Kolonnen marschiert werden, da nur die eine am Ochridasee entlangführende Straße das weitere Nachdrängen möglich machte; denn das Land lag versumpft und bis zur völligen Unwegsamkeit überschwemmt. Als sich die bulgarischen Vorhuten der Stadt Struga näherten, empfing sie die serbische Artillerie mit lebhaftem Feuer, so daß sich sehr bald ein heftiges Artilleriegefecht entspann. Der Versuch der Serben, den Bulgaren die Straße zu sperren, mißlang jedoch; denn ungeachtet des Feuers gingen die Angreifer vor, und es wurde sogar einigen herangekommenen und überraschend vorstoßenden Abteilungen der Kavallerie möglich, in die Gassen des türkischen Stadtviertels einzudringen, wo sie sich in den Besitz des dort liegenden Gefängnisses setzten. Politische Gefangene, die von den Serben eingekerkert worden waren, konnten befreit und trotz des gegnerischen Feuers sofort aus der Stadt geführt werden.

Mit dem Tagesanbruch des 8. Dezember stieß nun die bulgarische Infanterie gegen Struga vor. Es gelang, die Serben bis zum Nachmittag aus dem rechtsufrigen Teil der Stadt vollständig hinauszuwerfen. Weiter kam man jedoch nicht. Der Feind hatte zwischen sich und den Angreifern eine Flammenbarriere errichtet; er hatte die Holzbrücke über den Schwarzen Drini, den einzigen Übergang über den reißenden Fluß, in Brand gesteckt und zudem in fieberhafter Tätigkeit das linke Ufer zur Verteidigung hergerichtet. Die Häuser waren dort mit Infanterie angefüllt. Maschinengewehre bestrichen die Brückenstelle, und von rechts und links flankierte serbische Artillerie den Übergangspunkt, wie auch ein Feldgeschütz, in Hausdeckung aufgefahren, direkt die Hauptgasse beherrschte.

Die angreifenden Bulgaren mußten, wenn sie nicht sinnlos Verluste heraufbeschwören wollten, in den Häusern auf dem rechten Flußufer Deckung suchen und die Nacht abwarten. In der Frühe des 9. Dezembers kam der Brigadier Paschinoff selber, um Erkundungen anzustellen. Er will sofort angreifen, aber den Pionieren fehlt das Brückenmaterial; denn Pontons und anderes Baugerät konnten in dem schwer passierbaren Gebirgsgelände nicht mehr so schnell mitgeführt werden, wie die Brigade den Feind im Hetztempo verfolgte. Außerdem wollte man aber auch die umkämpfte alte bulgarische Stadt so weit wie irgend angängig schonen, und so entschloß sich Paschinoff zu einer demonstrativen Aktion flußabwärts, um die Kräfte des Feindes zu teilen und die gegnerischen Führer in Unklarheit zu bringen über das, was beabsichtigt wurde. Drei Bataillone Infanterie mit zwei Batterien werden in Marsch gesetzt. Das Ziel ist die stromab gelegene Brückenstelle von Dobovjani. Für den 10. wird dort ein Scheinangriff befohlen, dem die Serben zuvorzukommen wissen: auch dort, wo der Drinifluß sehr breit ist, brennen sie die Brücke ab.

Am nächsten Morgen erscheint dann der genau ausgearbeitete Angriffsbefehl des Brigadekommandeurs, der den Sturm von Struga fordert... Alles war für das Gelingen durchdacht und jede Einzelheit des Kampfes schon im voraus überlegt worden. Der Befehl lief als Telephonogramm, adressiert an den Kommandeur des 50. Infanterieregiments ein. Er war: „Standort östlich von Struga, 28. November 1915, 6 Uhr vormittags" (nach altem Kalenderstil) aufgegeben.

Der Befehl verlangte viel! Was darin niedergelegt war, sollte aber trotz der zu überwindenden Schwierigkeiten durchgeführt werden.

Zur befohlenen Stunde setzte das Feuer pünktlich ein. Die Bulgaren hatten die voraufgegangene Zeit benutzt, um sich am Flußlauf auf eine Entfernung von nur zwanzig Metern den Serben gegenüber in den Häusern und Höfen einzunisten. Die Brückenstelle selbst, der schmale Hauptkampfplatz, und besonders die gegenüberliegende Gassenflucht lag unter dem starken Feuer des schnellarbeitenden Geschützes; denn dort mußte ja der Feind zunächst zum Weichen gebracht werden, wenn es den Pionieren überhaupt gelingen sollte, beim Vorspringen bis zum Fluß heranzukommen.

„Mit herrlichem Mut," so erzählte Oberst Paschinoff selbst, „gingen die Leute vor. Mein Wille war der ihre. Das lawinenartig über sie herbrandende Feuer der Serben erschreckte sie nicht. Sie schleppten Dachgebälk, Bretter, schließlich ausgehobene Türen heran und brachten sie unter dem ständigen Feuer des zähe sich verteidigenden Feindes bis zum Drini."

Ein Offizier aus der Schar der Kämpfer jener harten Tage berichtete mir, wie die Arbeit geteilt worden war. Die Materialien für die Brücke wurden hinten gesammelt, dann durch die Straßen in die Häuserdeckungen geschleppt und nun

von dort durch die Pioniere auf die Übergangsstelle geworfen. Zwei schwere Stunden waren das, und manchen Mann faßte die Kugel; viele stürzten in die reißenden Wasser des hochangeschwollenen Flusses. Balken, Baumstämme, Türen waren das Baumaterial; denn etwas anderes stand nicht zur Verfügung der Angreifer. Um $^{1}/_{2}$12 Uhr war der Notbau, ein schwanker Steg, ein Balken- und Bretterdurcheinander, so weit fertig, daß zwei Mann es wagten, an das vom Feinde besetzte Ufer zu springen.

Der Wille ist schon ein Teil der Tat: die Tapferen erreichen das erste Gehöft und ducken sich nieder; denn schon wieder prasselt das serbische Maschinengewehrfeuer als Antwort auf das verwegene Beginnen. Mutige freiwillige Stürmer, die jetzt versuchen, den zwei Kameraden nachzukommen, zahlen den kühnen Sprung auf den Notsteg sofort mit dem Leben. Die Maschinengewehre der Serben, sehr vorteilhaft eingebaut, hämmern ohne Unterlaß; sie lassen die Kugeln über die Brückenstelle pfeifen — wer vorspringt, wer es erzwingen will, läuft dem Tod in die Sense.

Lange steht so der Kampf. Der Drini stößt seine wilden Wasser glucksend gegen die Reste der abgebrannten Pfeiler — er führt Leichen und Schwerverwundete aus den Reihen der Bulgaren fort ...

Soll es nicht gelingen? ... Mit Erbitterung tobt der Kampf. Die Stunden, feuerdurchbraust, vom dumpfen Krachen der ohne Unterlaß fortdauernd aufbellenden Geschütze unruhevoll erzitternd, rinnen vorüber. Jede Minute fordert Blutopfer ... und das Ziel rückt nicht näher.

Es ist sehr schwer; denn die Angreifer können sich nicht entwickeln. Die fortwährend vom feindlichen Eisenhagel, von Gewehrkugeln und platzenden Granaten überfegte Straße vor dem Steg ist nur etwas mehr als 8 Meter breit. Sie ist eine Hölle. Und davor braust der Schwarze Drini. Niemand kann durch das jagende, strudelnde Wasser waten ... Etwas Gespenstiges hat der Kampfplatz, und das Ungeklärte der Lage droht die Gestalt eines Albs anzunehmen, der die Herzen der Kämpfenden bedrückt ... Da aber stürzt mit einem Male ein Held aus seiner Hausdeckung hervor. Leutnant Baeff! Er hat schnell das Gewehr eines Infanteristen ergriffen, winkt im Vorstürzen seinen Kameraden zu, schreit „Hurra!", springt auf den Steg und ist auch schon drüben! — Mitten durch die Kugelgarben hindurch! Leben oder Tod — es war ein tollkühnes Stück. Jubel übertönt das Geknatter der Gewehre. Es ist, als ob die Last von allen Herzen fortgerissen wurde, und die Tat spornt von neuem an. Baeff, der Held! Er zeigte, daß es geht, wenn man wie ein Löwe anspringt. Und da sind sie auch schon vor und — viele Tote, viele Verwundete stürzen in die eisigen Drinifluten, in denen ihnen in diesen Stunden niemand Hilfe bringen kann. Aber zehn Mann sind nun schon drüben, die niedergeduckt im Schutze der von den Kugeln durchsiebten ärmlichen Lehmmauern liegen und warten, daß sich ihr Gruppe verstärken soll.

Hinter ihnen sieht es furchtbar aus. Ein Vorwärts gibt es nicht, und so müssen sie das schaurige Bild immer wieder in sich aufnehmen: die Notbrücke ist ein glitschiger Blutsteg geworden. Wer hinüber will, wer den ungeheuerlichen Mut hat, hinaufzuspringen, um ihnen zu folgen, muß über Leichen fort, über die gefallenen Kameraden.

Der Steg aus den wild zusammengeworfenen Balken, Stämmen und Bruchholz ist eine Stätte des Grauens. Wer anspringt, erschrickt vor ihr, doch wehe ihm, wenn er zögert, dann gelangt er niemals als Helfer zu den Kameraden, die auf ihn warten, die halb im Wasser liegen und weiter wollen. Die Brücke! Ist sie überhaupt von Holz? ... Unförmige Massen liegen dort im dunkelroten Blutgerinsel, die Körper der Gefallenen sind die Brücke. Verstümmelt liegen sie da; denn die serbische Artillerie schraubt die Zünderköpfe von den Granaten und kartätscht die Geschosse dem verhaßten Feinde verderbenbringend immerzu in die eine schmale Gasse hinein, aus der er seine Angriffe fortsetzt.

Aber auch das hilft den Serben nichts. Es geht langsam, sehr langsam und unter Opfern; denn es finden sich immer wieder tapfere, beherzte Bulgaren, und um vier Uhr nachmittags sind bereits vierunddreißig Mann über den Drini, und die schlagen sich unter der Führung von Leutnant Baeff nun schon um die ersten Häuser an der Brücke. Von drüben hilft ihnen die Artillerie, die mit ihrem Schnellfeuer die Straße sperrt. Das bulgarische Geschütz ist weiter vorgenommen worden. Es hat schon zweimal seine ganzen Bedienungsmannschaften erneuern müssen; denn viele brachen mitten in ihrer eisernen Arbeit tot oder verwundet zusammen. Aber

Das zuerst erreichte linke Drini-Ufer in Struga mit dem Hause, durch das der Sturmangriff begann.

Die Hauptstraße in Struga. Im Hintergrund der Turm des zuerst eroberten Gefängnisses.

es wird fort gefeuert wie wild. Das Geschütz ist ein flammenspuckender Teufel! Es stampft wie ein wilder Hengst mitten in der Gasse, während die Tapferen auf dem linken Ufer des Drini mit gefälltem Bajonett das erste Straßenviereck vom Feinde säubern.

Die Serben stehen vor den Eindringenden wie entgeistert. Einige heben die Hände hoch, um sich zu ergeben. — Nieder müssen sie! ... Das Bajonett! ... Der Kolben! ... Auf dem Brückensteg liegen die braven Kameraden. Die Wasser des Drini, die blaugrün schimmern wie der Riesensmaragd, der Ochridasee, sie haben rote Streifen, und nicht die Wellen des Flusses glucksen so schaurig am Gebälk der Notbrücke, sondern die klagenden, schwerverwundeten Brüder sind es, die der Tod mit kaltem Atem anblies. —

Wild sind die Männer vom 23. Regiment. Es ist ein harter Tag, aber der Feind soll es büßen! ... Die vierunddreißig Mann dringen durch die ersten Gebäude vorwärts; sie schaffen einen Stützpunkt, doch es ist unmöglich, ihnen Verstärkungen zu schicken; denn — es ist ein teuflischer Kampf — eines gelang den Anstrengungen der Serben: sie zerstörten durch das scharfe Flankenfeuer ihrer Geschütze die mit so ungeheurer Arbeit und Aufopferung errichtete Notbrücke.

Ein unruhiger Abend kam, und eine unheimliche Nacht folgte auf den so heißen Tag. Der Himmel ist wolkenbedeckt, doch zeitweilig bricht das blasse Mondlicht durch die ziehenden Schleier. Angreifer und Verteidiger sind ermüdet. Der Kampf läßt nach, aber er schläft nicht ein. Aufflackernd mit der Helle des Nachtgestirns, brandet er immer wieder durch die Stunden. Die Bulgaren schaffen fieberhaft von neuem an der Brücke. Sie wollen, sie müssen alle hinüber; der neue Tag soll den Sieg bringen. Im Schutze der Dunkelheit, im Schatten der zusammengeschossenen und wieder aufgehäuften Holzmassen suchen einzelne Mannschaftsabteilungen nun doch den Drini zu durchqueren. Es ist eine tolle Sache, aber es geht: man hangelt zum Teil an den Balken entlang, ja es gelingt sogar eben, über den Flußspiegel einen schmalen Brettsteg fertig zu bekommen, und nun geht es vorwärts. Bis um vier Uhr sind weit über hundert Mann über das Wasser, und jetzt zögert der neue Angriff nicht. Zwei Leute dringen in einen der nächsten Gehöft- und Häuserblocks. Andere folgen; ein serbisches Maschinengewehr wird nach kurzem Handkampf genommen, und, da es vollständig unversehrt ist, einfach umgedreht und auf die zu Hilfe eilenden Serben in Bewegung gesetzt. Das faßt den Feind! Verwirrung! Sein Feuer wird schwächer, und um fünf Uhr früh dringen bereits bulgarische Sturmgruppen über den Drini vor.

In den Häusern und auf den Straßen entbrennt nun der wildeste Nahkampf. Das Bajonett hat allein das Wort. Alles geht beim Feinde drunter und drüber; denn der Ansturm der Bulgaren hat die Gewalt der Lawinen, er reißt alles über den Haufen, und im Kampf um den bulgarischen Stadtteil von Struga schallen Wut- und Wehschreie in die graue Morgendämmerung des Tages hinein.

Es gibt jetzt für den Angreifer kein Halten, für den Feind kein Stehen mehr. Was von Serben hinter die bulgarischen Sturmgruppen kommt, atmet nicht mehr. Niedergemäht liegen die serbischen Soldaten in den Gassenwinkeln, in die sie flüchteten. Vor den Hauseingängen liegen Leichen, und in den Gehöften tobt der Kampf in derselben schauerlich wilden Art fort; denn durch die Häuser und Höfe ziehen die Stürmer mit Fackeln zum „Serbensuchen“. Es geht ein furchtbares Gericht über die Feinde nieder.

Und unterdessen drängen, von einer Panik ergriffen, die geschlagenen serbischen Heeresreste westwärts zur Stadt hinaus. Was fliehen kann, was den Weg frei bekommt, sucht aus der Hölle von Struga fortzukommen. Bei der kleinen Kirche, einem alten Bau, der der Mutter Gottes geweiht ist, geht ein Pulver- und Geschoßmagazin in die Luft. Hellauf schlagen die Flammen; sie sind wie ein Wegmal für die auf der unweit davon vorüberführenden Straße flüchtenden Serbenhaufen, die alles Material und die Geschütze den Bulgaren als Beute überlassen müssen. Zur Grenze! Zur mazedonisch-albanischen Grenze! ... Es ist die Straße nach Elbassan, um die nun schon hinter der Stadt gestritten wird, während im Innern von Struga der Häuser- und Straßenkampf noch immer weiter tobt. — Es war ein schwerer Tag: ein Tag blutigsten Ringens. Strugas Straßen, die schmalen Gassen und Gänge zwischen den Häusern, die Höfe, die dunklen Winkel unter den Torbogen, die Wohnungen, Keller- und Dachkammern und die sonst in ihrer Verkommenheit stille liegenden verlorenen Ecken hatten den grimmigen, furchtbaren Kampf gesehen. Alles zusammen war ein Leichenfeld; denn ungeheuer waren die Verluste, die der Feind erlitten hatte. Unbeschreibliches hatte aber auch die Einwohnerschaft erlebt: der Krieg hatte Feind und Freund in wilden Wirbeln der Leidenschaft, im entmenschlichenden Taumel des Kampfes an ihnen vorbeigepeitscht; das Blutgericht, das über die Serben hereingebrochen war, zog wie ein schauriger, Geistertanz an aller Augen vorüber.

Auch der Weg, der in das wilde, schon tief im Schnee liegende Gebirge von Albanien hinüberführt, hörte noch eine Strecke weit den Lärm des furchtbaren Kampfes. Ein verfolgtes, vollständig geschlagenes Heer zog auf ihm in aufgelöster Flucht mit seinen letzten Resten in die Unwegsamkeit der wilden Berge hinein, die ihm Schutz bieten sollten.

Es war dieses ungeheure Ringen der letzte Kampf der Bulgaren mit den Serben auf mazedonischer Erde. Mazedonien fegte er mit hartem Besen von den letzten Feinden frei. Im Glücksrausch des schwer erstrittenen Sieges fiel den Bulgaren wohl auch der alte Lobspruch auf die von den wildesten Kampfleidenschaften durchbrandete Stadt ein: „Kato Struga nema druga!“ ... Wie Struga keine andere! Und die vielgepriesene alte Bulgarensiedlung war nun wieder in ihrem Besitz.

Zerschossene Häuser in Struga auf dem linken Drini-Ufer.

Die Schlacht bei Custozza. Zum 50. Jahrestag am 24. Juni.

Von Baron v. Ardenne, Generalleutnant z. D.

Der Kanzler des Deutschen Reiches hat im Reichstage am 28. Mai 1915 in mächtiger Rede seine Abrechnung mit dem treulosen Italien gehalten. Er streifte dabei die italienischen Niederlagen im Jahre 1866 — Custozza und Lissa — und hat dabei den Finger auf den wundesten Punkt welscher Eitelkeit und Überhebung gelegt. Es ist von Wichtigkeit und Interesse, die Vorgänge der Landschlacht Custozza sich nach 50 Jahren wieder zu vergegenwärtigen, denn, wenn auch die militärischen Verhältnisse sich durchaus verändert haben, die nationalen Eigenschaften bleiben dieselben. Aus ihnen lassen sich für die Zukunft Schlüsse ziehen, und dies um so mehr, als sie seit 300 Jahren dieselben geblieben sind. Schon in den Kriegen der deutschen Kaiser, Maximilians und Karls V., gegen Italien sprechen die deutschen Landsknechte und ihre Führer sich geringschätzig über die gegnerischen Heerhaufen aus. Zur Zeit der Condottieri wurde ihre Kriegsführung ein Mummenschanz. Napoleon I. achtete seine italienischen Hilfstruppen gering. Er sagte bei Smolensk (1812): „Je m'en fiche“ — ein Urteil,

das sich in den Befreiungskriegen als berechtigt herausstellte; 1848 schlug Feldmarschall Radetzki die Piemontesen so wie er wollte — gleichfalls bei Custozza. Bei Solferino (1859) wurde der sardinische Flügel der französischen Schlachtenfront geschlagen. Nach 1866 waren die Kriegszüge gegen Abessinien und Tripolis ebenso verlustreich als wenig ehrenvoll. Kurz, das italienische Volk und Heer hatte bisher geschichtlich nicht bewiesen, daß es anderen großen europäischen Nationen in militärischer Hinsicht gleichwertig ist. Es verlohnt sich, dies an der Hand der Erfahrungen in der Schlacht von Custozza (1866) nachzuweisen. Die Stärkeverhältnisse waren für die Italiener überaus günstig. Sie verfügten über 150000 Mann, während die Österreicher unter Erzherzog Albrecht ihnen nur 85000 Mann entgegenstellen konnten (Geschichtliche Abteilung des preußischen Großen Generalstabes), der Kriegsschauplatz war der in allen österreichisch-italienischen Kämpfen übliche: die Tiefebene nördlich des Po und die Ufer der Etsch und ihrer Nebenflüsse. Die Italiener hätten mit ihrer erdrückenden Übermacht, die südlich des Gardasees versammelt stand (das Korps Garibaldi stand in Tirol, die Armeegruppe Cialdini zu rascher Vereinigung fähig bei Bologna), ins Herz der Donaumonarchie hineinstoßen können. Sie entschlossen sich aber zu einer verhängnisvollen Teilung, indem die Hauptkräfte über den Mincio, die Armee Cialdini — acht Divisionen mit starker Kavallerie — über den unteren Po gehen sollte, in der Absicht, die auf der Linie Verona—Legnago stehende feindliche Armee konzentrisch anzugreifen und die eigene Vereinigung auf dem Schlachtfelde selbst herbeizuführen. Nun hat Generalfeldmarschall Moltke ja die Erreichung eines solchen Zieles als die höchste Leistung geschickter Strategie bezeichnet. Es gehört aber dazu, daß die getrennt marschierenden Armeen — jede einzeln — soviel Kraft in sich haben, um den Angriff des einzukreisenden Feindes auszuhalten. Wenn dieser aber die Kraft hat, die inneren Linien auszunutzen und eines der beiden anmarschierenden feindlichen Heere in der Vereinzelung zu schlagen, so wird aus dem beabsichtigten Sieg eine Katastrophe. Eine solche erlebten nun die Italiener. Der Krieg war am 20. Juni erklärt. Am 23. überschritten die italienischen Korps (12 Divisionen mit starken Reserven aller Waffen) in sehr breiter Front den Mincio. Die Österreicher verließen ihre Stellungen östlich der Etsch und marschierten gleichfalls gegen die Minciolinie. Es entstand somit ein Begegnungsgefecht im großen, bei dem aber die Österreicher auf den linken italienischen Flügel bei Oliosi am Tione stießen, während die Hauptfront sich bis Villafranca ausdehnte. Sie umwickelten diesen Flügel und rollten im weiteren Verlauf die italienische Schlachtenfront auf — dabei das Rezept befolgend, das Friedrich der Große mit seiner schrägen Schlachtenfront und Napoleon I. mit seinen Flügelschlachten so oft siegreich angewandt haben. Die Italiener hätten durch schneidige Offensive ihres rechten Flügels das Schicksal des Tages wenden können; es fehlte aber dazu der rechtzeitige Entschluß. Es würde wohl auch die taktische Gewandtheit der Truppe gefehlt haben, um diese Halblinksschwenkung einer Armeefront auszuführen. Die italienischen Divisionen zeigten eine auffällige Schwerfälligkeit. Die österreichische Angriffsfront, die ursprünglich die Richtung von Ost nach West gezeigt hatte, nahm bei weiterer Entwicklung die Front von Norden nach Süden. Während der erste Angriff durch das 5. Korps (Rodich) durchgeführt wurde, reihten sich links anschließend das 7. Korps (Maroicic) und weiter das 9. Korps (Hartung) an. Ehe diese aber zur Entscheidung eingesetzt wurden, spielten sich auf dem äußersten linken österreichischen Flügel Reiterkämpfe ab, die auf das Schicksal des Tages von großem Einfluß waren. Zwei österreichische Kavalleriebrigaden — Pulz und Bujanovics — waren zur Sicherung der linken Armeeflanke in die Gegend von Villafranca geschickt worden. Von da waren im Vormarsch begriffen nicht weniger wie 36 italienische Bataillone, 36 Geschütze und eine Kavalleriedivision (Lonaz).

Das österreichische 13. Ulanenregiment traf zuerst auf den Feind, Schützenschwärme der Bersaglieri, dahinter Bataillonsmassen der Division Umberto; diese standen durch Baumreihen gedeckt und wenig sichtbar. Zwischen die Intervalle hindurch stürzten sich die Ulanen auf ein italienisches Bataillon des zweiten Treffens, ritten es nieder und eroberten zwei Geschütze. Gegenangriffe italienischer Kavallerie wurden abgewiesen. Der Reitersturm brauste dann noch weiter und brach sich erst dicht vor Villafranca an der Chaussee, die nach Verona führt. Das brave Ulanenregiment hatte einen wahren Todesritt gemacht. Von 550 Reitern blieben nur noch 200 übrig, die nach der Attacke sich bei Casino sammelten.

Das zweite Regiment der Brigade Pulz — Husarenregiment 1 — hatte inzwischen drei feindliche Eskadrons verjagt, fiel nun auch die schon attackierten Bataillone der Brigade Parma an, brachte sie in schwere Unordnung und erleichterte so den Angriff der Brigade Bujanovics, die links gestaffelt folgte. Feindliche Entlastungsversuche wurden abgewiesen und nach Einbruch in die italienische Infanterie die Brigade nach Casetta zurückgezogen, wo sie sich mit der Brigade Pulz vereinigte. Wenn diese Attacken der kaiserlichen Kavallerie auch nicht einheitlich und zu gleicher Zeit geritten wurden, so übten sie nach dem Urteil des später ausgegebenen österreichischen Generalstabswerks durch ihr rücksichtsloses Einsetzen auf den Feind einen „völlig faszinierenden Einfluß aus“. Der ganze bei Villafranca angegriffene Heeresteil blieb hinfort gänzlich untätig, und die weit überlegene italienische Reiterei wagte tagsüber keine Attacke mehr. Fast gleichzeitig mit diesen Kämpfen war der Hauptteil der italienischen Armee nordwestlich von Villafranca über den Mincio gegangen, nicht ohne schwere Reibungen und Unordnungen und hatte die östlichen Höhen von Custozza, Belvedere, Pernisa bis gegen Oliosi besetzt. Die dort eingedrungenen Österreicher (Brigade Benko) wurden sogar nordwärts zurückgedrückt, und der Angriff ward bis zum Monto Cricol getragen, so daß die drohende Umwicklung des linken italienischen Flügels vorerst beseitigt schien. Die italienische Division Cerale schickte sich an, auf Mongabia marschierend, die vordere italienische Linie auf dem genannten Berg zu unterstützen. Ein Umschwung trat aber ein durch das Eintreffen des 5. österreichischen Korps, das die von Oliosi zurückgeworfene österreichische Reserve-Division aufnahm. An seiner Spitze befand sich Rittmeister Graf Bechtoldsheim mit drei Zügen der 6. Eskadron Ulanenregiments 12. Dieser warf sich mit beispielloser Wucht auf die Spitze der feindlichen Division und sprengte zunächst deren Stab. Im amtlichen Bericht heißt es dann: „Die an der Tete der Kolonne eingeteilten zwei Geschütze machen kehrt und werfen im Davonjagen die eigene Infanterie über den Haufen, die ganze Kolonne wird von einer förmlichen Panik erfaßt und zerstreut sich gegen Oliosi und Monzambano (am Mincio) und Valeggio. Nur ein Bataillon hielt stand und brachte den heldenmütigen Ulanen große Verluste bei. Unmittelbar nach der Attacke zählte die Eskadron nur mehr 17 kampffähige Reiter.“ Tatsächlich brachte diese es fertig, die ganze italienische Division Cerale außer Gefecht zu setzen. Denn diese konnte sich erst bis zum Abend wieder sammeln.

Da nun beide italienischen Flügel versagten, war der Verlauf der weiteren Schlacht ein schneller und für die Österreicher glänzender. Oliosi wurde bis neun Uhr dreißig vom 8. Korps (Brigade Eiret) wieder genommen. Unterstützt wurde diese Bewegung durch einen Ausfall der Besatzung von Peschiera. Weiter gewann das Korps die Höhen von Pernisa und St. Lucia — beiderseitig des Mincio — und damit den Anschluß an das 9. Korps, das die Höhen bei Custozza nahm und dabei eine italienische Brigade, die irrtümlicherweise die Front gegen Villafranca genommen hatte, in der Flanke faßte und aufrollte. Der Kampf um die genannten Höhen (M. della Croce östlich Custozza) war nicht leicht und gestaltete sich zum Sieg erst nach mehrfachen Schwankungen. Die österreichische Brigade Scudier gab den Ausschlag zur erstmaligen Gewinnung, mußte sie dann aber wieder aufgeben. Das Eingreifen des 7. Korps und das fühlbar werdende Aufrollen des linken italienischen Flügels entschieden das Schicksal des Tages. Custozza blieb in den späten Nachmittagsstunden im festen Besitz der Österreicher (Brigaden Weltersheim, Töply und Möring), und damit war die Schlacht zugunsten des kaiserlichen Heeres entschieden. Die Italiener zogen sich mit einem Verlust von 8745 Mann und 14 Geschützen über den Mincio und den Oglio zurück — unverfolgt vom Gegner, der auch 7956 Mann verloren hatte. Das Unterbleiben jeglicher Verfolgung wurde damit begründet, daß alle Truppen im Gefecht gewesen wären. Die jetzigen deutschen Anweisungen betonen mit Recht die selbständige Verfolgung aller Truppenteile „bis zum letzten Hauch von Mann und Pferd. Was liegen bleibt, bleibt liegen.“ Bemerkenswert ist die folgende Untätigkeit des italienischen Heeres, ja sein Aufgeben der Ogliolinie und sein weiteres durch nichts bedingtes Zurückweichen. Erst die Ereignisse auf dem böhmischen Kriegsschauplatz (Königgrätz 3. Juli) ließen es wieder lebendig werden.

Die Schlacht von Custozza bleibt ein hoher Ehrentag für die österreichische Armee, besonders ihrer Kavallerie. Auf italienischer Seite tritt hervor die fehlerhafte strategische Anlage vor der Schlacht, Mangel an einheitlicher Führung und an Reservebildung während der Schlacht und an taktischer Gewandtheit der Truppe. Diese bewies während des Kampfes selbst keine besondere Stoßkraft, teilweise hielt sie die Vorsicht für den besten Teil der Tapferkeit. Die mittelbaren Folgen der Schlacht waren die Räumung Tirols seitens des Korps Garibaldi und der Rückzug der Armeegruppe Cialdinis bis in die Gegend von Modena.

Der jetzige Weltkrieg hat die italienische Armee höher bewerten lassen. Sie hat 6—700000 Mann in todesmutigen Angriffen oder in hartnäckiger Verteidigung geopfert. Ihre Kämpfe spielten sich aber bisher ausschließlich im Gebirgskrieg ab und waren unterstützt von einer mächtigen Artillerie. Jetzt gehört es nicht mehr zu den Unmöglichkeiten, daß die Fortsetzung der Kämpfe in die norditalienische Tiefebene getragen wird. Dann wird es sich erweisen, ob die italienische Armee auch dort ihr Ansehen wird heben können.

Ein Held vom „Blücher". Von Hugo Waldeyer.

Im Abenddämmern fährt der Zug in die Halle. Er bringt Austauschgefangene heim. Von England sind sie herübergekommen. Eine Schar verkrüppelter, wehrloser Helden! Manche Wange, die beim Abschiednehmen straff und blühend war, ist verfallen, und manches Augenpaar, das einst das Leben herausgefordert hat, kann sein sonniges Leuchten nicht wiederfinden. Aber jetzt liegt auf allen Mienen ein warmer Freudenschimmer. „Herrgott im Himmel, daß du uns erhalten und der Heimat wieder zugeführt hast, dafür danken wir dir ewiglich!" —

Durch die auf dem Bahnsteig harrende Menge geht eine ernste Bewegung; eine tiefe Ergriffenheit gibt sich kund.

Jubel und Schluchzen durchdringen einander, und unter Tränen lacht das Glück.

Eine alte zitternde Frau hebt die Hände: „Da ist er, Otto, mein Herzensjunge!"

Dann stützt sich die Großmutter aber auf das junge Weib an ihrer Seite, die Schwester des Heimgekehrten. Die Füße sind der Alten plötzlich so schwer; sie fürchtet sich vor dem grausamen Anblick des verstümmelten Enkels.

Auf Krücken kommt er entgegen. Ihm fehlt das rechte Bein. Trotzdem überstürzt er sich fast.

„Großmutter, meine liebe Großmutter!"

Er sieht ganz rund und gesund aus, und wie sie seine Küsse spürt, da bleibt nur noch Jubel in ihrem Herzen.

Nun hat sie ihn wieder, ihren Liebling, ihr ein und alles! Er lebt und lacht, scheint guter Dinge. Ist das eine Seligkeit!

Sie tritt zurück, ihn sich anzusehen. Die blaue Mütze sitzt ihm so keck auf dem Kopf wie sonst, und das neue Mützenband, das sie nach England hat schicken müssen, leuchtet in silberner Schrift. S. M. S. „Blücher" steht auf dem Band!

Die Schwester steht währenddem stumm daneben. Sie ringt mit ihrem Leid. Ihre Lippen beben. Sie kann dem Bruder nicht in die Augen sehen, sonst verläßt sie ihre Tapferkeit.

Da hört sie seine Stimme: „Trude," sagt er, „wie soll ich's je ihm vergelten!"

Ein wimmernder Schrei. Die junge Witwe strafft sich zum letzten Widerstand, dann fließen haltlos die Tränen.

„Es ist so hart, so unsagbar hart," quält es sich aus ihr heraus. „Mein guter Richard!"

Jetzt muß die Großmutter sie stützen. Auch ihr blinkt es feucht in den Augen.

„Kommt, Kinder," — wie schwer das Sprechen fällt — „kommt nach Haus!" —

Es ist dunkel im Stübchen. Sie haben nebenan zu Abend gegessen, die Großmutter mit den verwaisten Enkelkindern.

Sie haben nicht viel dabei gesprochen. Einer fehlt in ihrem Kreis: Ottos Freund, Trudes kriegsgetrauter Mann.

Er fehlt und ist doch unter ihnen. Der Gefallene hält ihre Gedanken fest. Otto fühlt, daß er jetzt reden muß. Die Schwester wartet auf seinen Bericht.

⌘ ⌘ ⌘

„Ja, so war es. Am 23. Januar waren wir von Wilhelmshaven fortgemacht, die großen Kreuzer ‚Derfflinger', ‚Seydlitz', ‚Moltke' und wir, dann noch vier kleine Kreuzer und eine Handvoll Torpedoboote. In der Nacht ging es bis nahe der Doggerbank. Die ‚Kolberg' traf zuerst auf den Inglischmann. Als bei uns ‚Klar Schiff' kam, mit Trommel und Horn, da war es wie eine Erlösung: endlich geht's an den Feind! Wir hatten ja seit Monaten auf die Stunde gewartet, das könnt ihr mir glauben!"

„Und wo warst du, als es losging?" fragt die Großmutter.

„Ich war als Maschinistenmaat an der Hauptmaschine im Steuerbord-Maschinenraum. —

„Aufgepaßt," meinte unser Maschinist zu uns, „heute kommt's darauf an. Heut wird die Karre laufen müssen!"

Er war ein tüchtiger Mann. — Drei Stunden später war er tot. — Ich kann euch sagen, unsere Maschine lief, das war eine Freude! Schöner kann es bei der Probefahrt nicht gegangen sein! Aber aufpassen mußte man, denn immer hieß es: Äußerste Kraft! Äußerste Kraft! Äußerste Kraft! Wer da nicht seine fünf Sinne zusammennahm, den sollt' unser Herrgott noch hinterher strafen!

Gesehen hab' ich nichts vom Gefecht, aber gehört! Denn wenn von uns eine Salve fiel, dann ruckste das im ganzen Schiff.

Zwischendurch gab es aber plötzlich einen anderen Stoß. Er war schwächer und fast ohne Knall. Wir begriffen erst nicht, blickten uns zweifelnd an. Sollten unsere Geschütze versagen?

Ach nein, die knallten ja lustig weiter.

Der fremde Stoß hatte einen anderen Grund.

Schon kam die Erklärung: Durch Telephon und Sprachrohr folgten Befehle. „Leck im Vorschiff!" Ein feindliches Geschoß hatte sich zu uns verirrt. Noch immer ging es: „Äußerste Kraft," noch immer ruckste es durch den alten „Blücher", — aber auch der andere Ton stellte sich mehrfach ein. Die Befehle der Leckwehr wurden drängender, Leute stürzten durch den Maschinenraum, schleppten Sachen mit sich zur Leckbekämpfung, und die Feuerlöschpumpen wurden verlangt. Sonst merkten wir unten nicht, wie es stand. Unsere Maschine lief, wir hatten alle Hände voll zu tun.

Plötzlich schrillt die Glocke am Maschinentelegraph: Der Befehl zum „Stoppen" wird gegeben.

Der Maschinist schließt wie ein Rasender das Absperrventil. Noch ein paar Schläge, dann steht die Maschine. —

Die plötzliche Stille griff einem ans Herz.

Man hörte deutlich, wie die feindlichen Treffer am Schiffskörper hämmerten, und selten nur noch klang das Krachen der eigenen Geschütze. Was war geschehen? Wir wußten es nicht. Der Maschinist stand unbewegt am Handrad des Absperrventils. Auch wir anderen waren bereit. Die Steuerbordmaschine konnte noch laufen. Dann schlug etwas Täppisches zwischen uns. Ein schweres Geschoß. Es platzte nicht, sonst hätten wir alle dran glauben müssen. Aber zertrümmerte Maschinenteile flogen durch den Raum, und aus einzelnen Dampfrohren zischte es. Es war wie ein Teufelsspuk.

Ich sehe noch unseren Maschinisten. Er meldet durchs Sprachrohr zur Brücke: „Steuerbordmaschine unbrauchbar!" Dann sinkt er vornüber mit blutender Brust.

Ein Stück seiner Maschine hat ihn getroffen. —

Aber das Schlimmste war: eine Schottwand gab nach, und giftige, gemeine Gase zwängten sich zu uns herein.

Es half nichts, wir mußten weichen. Wir stiegen nach oben. Im Batteriedeck war das Licht erloschen. Man hatte Mühe, sich voranzutasten. Nur Ortskenntnis konnte da helfen. Aus dem Luftschacht vom Heizraum III schlug mir Dampf ins Gesicht und heißer Aschenstaub. Hier ging es nicht weiter. Ich machte kehrt und stolperte — ein toter Kamerad — Dann hörte ich die Stimme eines Offiziers. Ich kam nicht auf seinen Namen, trotzdem ich die Stimme sofort erkannte, wenn sie auch anders klang wie sonst, so ernst und belegt.

„Die Mannschaft tritt auf der Schanze an," befahl der Offizier. „Vergeßt die Verwundeten nicht."

Jetzt wurde es heller. Ich erreichte ein Luk, das nach Oberdeck führte. Wie sah es dort aus! Brandschaden überall. Noch züngelte das Feuer. Die Laufbrücke war ein Trümmerhaufen, das ganze Deck war aufgerissen, und allenthalben lagen zerschmetterte Eisenteile umher. Ich weiß nicht, ob ich geweint habe, aber der trostlose Anblick ging mir nahe. Mein armes, stolzes Schiff!

Es lag stark nach Backbord über. Englische Zerstörer waren rings um uns herum. Weiter ab lagen feindliche kleine Kreuzer und dann auch große Schiffe. Unsere Leute waren ruhig und gefaßt. Jeder tat pünktlich, was ihm befohlen.

Wir traten in Gruppen zusammen.

Drei Hurras brachten wir aus auf den Kaiser und unser Schiff. Dann wurde gesungen, das „Flaggenlied", und noch mächtiger fast die „Wacht am Rhein". Ich habe mitgesungen, Großmutter, und habe alle Strophen gewußt, ich weiß nicht, woher mir die Erinnerung kam.

Mitten beim Singen warf mich etwas zu Boden. Ich verlor für Sekunden die Besinnung. — Die Wirkung eines Torpedotreffers muß es gewesen sein. Als ich zu mir kam, war das Schiff schon dicht vorm Sinken. Ich wollte hoch, da sah ich Blut, mein rechter Unterschenkel war getroffen. Ich kroch nach Steuerbord, steil in die Höhe, über Reling und Netzkasten hinweg. Kameraden halfen, so ging es ins Wasser, und dort —"

Der Erzähler verstummt für Sekunden, dann fährt er leise und stockend fort: — „sah ich Richard!"

⌘ ⌘

Nichts regt sich in der dunklen Stube. Man hört nur einen schweren Atem. „Dort sah ich Richard!"

„Wo war er im Gefecht gewesen?" fragt eine gepreßte Stimme.

„An seinem Geschütz, am vorderen 21 cm-Turm, wo er Geschützführer war. — Richard sah es mir wohl an, daß ich nicht schwimmen konnte.

„Bist du verwundet, Otto?" fragte er mich.

Ich konnte nicht sprechen, die Dünung lief zu hoch. Ich nickte nur mit dem Kopf. Da band Richard seine Schwimmweste ab und tat sie mir um.

„Nimm, Schwager," sagte er, „meine Glieder sind heil."

Mich warf die Dünung an einen englischen Zerstörer heran. Er nahm mich auf. Richard — muß — — ertrunken sein. Ein Herzschlag — in dem kalten Wasser. — Unter den Geretteten war er nicht!"

Der Erzähler schweigt.

Die Großmutter schluchzt und tastet nach seiner Hand.

„Mein guter Junge! — Der arme Richard! — Unsere arme Trude!"

„Großmutter, mach' Licht!" bittet der Enkel. „Die **Dunkelheit** liegt so schwer auf mir."

Die Großmutter geht, sucht Streichhölzer.

„Trude," sagt Otto, „kommst du zu mir?"

Er hört, daß die Schwester sich ihm naht.

„Ich wünschte, Richard säße statt meiner hier."

Da verschließt sie ihm mit der Hand den Mund.

Er macht sich aber frei.

„Ich will es versuchen mein Leben lang, dir den **Verlust** zu ersetzen. — Meine Arme sind gesund. An Verdienst **soll** es nicht fehlen. Not soll meine Schwester nicht leiden."

Da flammt das Streichholz auf, und nun wird es **hell** im Zimmer. Die Schwester beugt sich zum Bruder, **küßt** seine Stirn. Er spürt ihren Schmerz, die Tränen brennen — Dann geht sie ohne zu klagen fort. —

Sie wird ihr Leid in sich begraben als tapfere deutsche Frau. Die Erinnerung an den hohen, opfermutigen Sinn ihres Mannes wird der Kraftquell ihres Lebens sein!



Munitionskolonne in gedeckter Stellung. Gemälde von Wilhelm Schreuer.

Kriegserlebnisse und Kriegserfahrungen in West und Ost.

Von Hauptmann F. Lange †.

Vor einigen Jahren gewann ein junger Oberleutnant F. Lange in einem, von der Zeitschrift „Daheim“ ausgeschriebenen Erzählungswettstreit den ersten Preis. „Das Fräulein“ hieß die kleine feine Novelle, und der Verfasser nannte sich Hanns Walter. Damals besuchte er die Kriegsakademie — heute deckt ihn fremde Erde. Als Brigadeadjutant und Kompagniechef war er hinausgezogen in den großen Krieg. Im Osten wurde er schwer verwundet, ging, kaum ausgeheilt, wieder an die Front und fand an der Spitze seines Bataillons bei einem Sturmangriff im Osten den Heldentod — — —

Während er als Genesender in der Heimat weilte, hielt er Ende Juli 1915 vor einer großen Versammlung einen Vortrag über seine eigenen vielseitigen Kriegserlebnisse und Erfahrungen. „Wer nicht selbst die Waffe tragen kann, wer daheim seine Pflicht erfüllen muß, den treibt ja doch das Herz, möglichst viel und möglichst genau zu erfahren, wie es uns draußen geht, wie wir leben und leiden, fechten und siegen.“ Das wollte er seinen Zuhörern vermitteln. Die Bilder, die er in seinem Vortrag entwarf, mögen nun auch auf einen weiteren Kreis wirken, als ihn damals der Saal faßte: sie verdienen es, festgehalten zu werden.

Am Sonntag nach unserem Einrücken in das Großherzogtum Luxemburg sah ich zum ersten Male, daß Menschen auf Menschen schossen. Ich war damals Brigade-Adjutant, und wir waren gerade dabei, einen Befehl zu diktieren, als auf einmal ein Kanonenschuß ertönte, dem bald mehrere andere folgten. Alles stehen und liegen lassen und hinauseilen war eins. Oben in dem strahlenden Blau des Sommerhimmels hingen die weißen Paketwölkchen, welche platzende Schrapnells verursachen, sie bildeten eine schnurgerade Linie und vermehrten sich dauernd in deren Verlängerung; und darüber blitzte und schwirrte es wie eine schillernde Libelle — ein Flieger. Mit dem Glase sah man deutlich die blau-weiß-roten Kokarden auf den Tragflächen, die das Abzeichen der französischen Flieger sind. Wir hatten damals alle noch nichts vom blutigen Ernst des Krieges gesehen, und es war das erstemal, daß wir sahen, wie zwei Menschen, in gebrechlichem Flugzeuge über dem unermeßlichen Abgrunde hängend, ihr Leben aufs Spiel setzten. Deshalb starrte alles wie gebannt in die strahlende Höhe, wo der Tod sprühte, während unten die Glocken zur Kirche riefen. Es war ein seltsamer Kontrast. Der Flieger wurde übrigens nicht getroffen, sondern zog schwirrend im Sonnenlicht davon.

Später habe ich dies Schauspiel sehr oft gesehen, im Stellungskriege in der Champagne zuweilen täglich. Man stumpft ab dagegen, und wenn das Menschenherz zuerst mit dem Mitleid kämpfen mußte für die kühnen Menschen, deren Leben vom Einschlagen einer einzigen der mehreren hundert Kugeln abhängt, die jedes einzelne der zahlreichen auf sie abgefeuerten Schrapnells enthält, so wandelte sich das später in den brennenden, zuweilen sogar fast verzweifelten Wunsch, daß der Apparat getroffen werden möchte. Das war zu der Zeit, als das Erscheinen des französischen Flugzeuges das Feuer der schweren und leichten französischen Artillerie ankündigte, das zu leiten es bestimmt war. Indessen habe ich nur einmal erlebt, daß solch ein Flugzeug hinter unseren Linien getroffen abstürzte. Wieder zog oben die blitzende Libelle ihre Bahn. Sie trug nicht die Abzeichen Frankreichs, sondern unsere Eisernen Kreuze. Die Franzosen haben oder hatten wenigstens damals unter ihren Tragflächen jalousieartige Vorhänge, auf die nach unten zu das deutsche Abzeichen gemalt war. Solange sie über ihren eigenen Linien flogen, zeigten sie die dreifarbigen Kreise und verdeckten sie durch das Kreuz, wenn sie sich unseren Stellungen näherten. Diese List kann nicht als unerlaubt angesehen werden, denn der Flieger trägt die Abzeichen ja nicht für den Feind, sondern zur Benachrichtigung der eigenen Truppen über seine Nationalität. Es wäre zuviel verlangt, wenn er sich dem Gegner auch noch besonders kenntlich machen sollte. In späterer Zeit erkannte man die Flieger ja auch unschwer an den Typen der Apparate. Indessen sind wenige Flieger **nicht** von eigenen Truppen beschossen worden.

Der französische Flieger aber war als solcher unverkennbar. Es war der sogenannte „Bauernschreck“, und Tausende von Augen folgten damals in der Champagne in Schützengräben und Unterständen den Linien der weißen Geschoßwolken am trüben Novemberhimmel. Und auf einmal jubelte, schrie, brüllte das Land auf Kilometer und Kilometer weit ein einziger Schrei. Statt des blanken Gestänges inmitten der weißen Wölkchen ein Feuerschein, eine schwarze Rauchwolke und das Flattern einiger Fetzen und Trümmer, als ob Papierstückchen von einem Turm herabgeworfen werden. Hinter dem Walde stürzte es zu Boden, und von allen Seiten eilten Unbeschäftigte dahin. Beide Flieger waren tot und bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Der Jubelschrei von Tausenden angesichts dieses ernsten Ereignisses erschien nicht nur mir so grimmig, sondern ich hörte manchen, dem die Furchtbarkeit des Krieges mit seiner unmenschlich harten Notwendigkeit ans Herz griff. Die zerrissenen Menschen, die aus einer Höhe von über 1000 Meter hinabgestürzt waren, trugen zum Teil noch im Tode die Bomben in der Hand, mit denen sie von oben den Tod auf Menschen hatten schleudern wollen, die sie nie gesehen und die ihnen persönlich nie etwas Böses getan hatten. C'est la guerre! — — —

Die Tage in Luxemburg waren arbeitsreich und glühend heiß. Unser Armeekorps wurde nach Norden geschoben, und meine Brigade verlor die ersten Toten durch Hitzschlag und beim Baden in jenen Tagen. Diese Todesfälle machten damals noch Aufsehen. Nachdem wir dann noch einige Tage in den schönen Teilen Nord-Luxemburgs geübt und unsere Ausrüstung nun in wirklich kriegsmäßiger Weise verstärkt hatten, traten wir endlich den lang erwarteten Vormarsch an.

Am 19. August 9 Uhr morgens überschritt ich bei Ober-Wampach die belgische Grenze unter dem sich immer wieder wiederholenden Hurraruf einer jeden Kompagnie, welche den Grenzpfahl passierte. Wenige hundert Meter weiter bewiesen die ersten umgehauenen Chausseebäume, die quer über die Straße geworfen gewesen, nun aber schon wieder weggeräumt waren, daß wir uns in Feindesland befanden.

Jeder der Leser entsinnt sich wohl der aufgeregten Stimmung und der manchmal beinahe wahnsinnigen Gerüchte, die gehört, weitererzählt und geglaubt wurden, ehe die ersten wirklichen Nachrichten vom Kriegsschauplatz eintrafen. Wieviel harmlose Menschen sollten als Spione erschossen worden sein, was hörte man alles über Goldautomobile, geheimnisvolle Reisende usw. Dem lag manchmal wohl ein Körnchen Wahrheit zugrunde, aber oft nur ein ganz kleines. Vor Beginn der eigentlichen Kriegsereignisse aber ist der Soldat besonders empfänglich. Überhaupt flogen Gerüchte allerart hin und her.

Die nächsten Tage führten uns in schönen Märschen durch die Ardennen in der Richtung auf die französische Festung Givet an der Maas zu, vor der wir am 22. August abends anlangten.

Der 23. August brachte uns die erste Schlacht. Diese eingehender zu schildern, sei mir gestattet, nicht nur weil sie sich meinem Gedächtnis besonders eingeprägt hat, sondern auch weil sie ein Bild gibt von den August- und Septemberschlachten des Bewegungskriegs im Westen, bis die Schützengräben beide Gegner an dieselbe Stelle bannten.

Todmüde war ich am Morgen des 23. August gegen $^1/_2$2 Uhr morgens im Begriff, mich für eine Stunde oder zwei im Gasthof zu Beauring östlich Givet ins Bett zu legen. Unsere Brigade sollte am nächsten Tage zur Deckung der linken Flanke der Sachsen hier stehen bleiben, während diese bei Dinant den Flußübergang erzwingen wollten. Da wurde ich in die Gaststube gerufen; der Divisionskommandeur mit dem Generalstabsoffizier waren soeben im Auto eingetroffen. Die Armee, zu der wir gehörten, war am vorhergehenden Tage am Semois in einen schweren Kampf gegen Franzosen und Belgier getreten, und unser Armeekorps hatte bereits einen großen Teil seiner Kräfte nach Süden eingedreht, um, wenn möglich, die feindliche Flanke zu fassen. Nun sollte auch unsere Brigade sofort nach Süden aufbrechen und gegen Givet nur ein Bataillon stehen lassen. Die Nächte sind im Bewegungskriege für einen Adjutanten von der Brigade abwärts immer nur kurz, und ich hatte in den vorhergehenden nie mehr als eine oder zwei Stunden geschlafen und, wenn es möglich war, unterwegs im Chausseegraben etwas nachgeholt. Dies war am vergangenen Tage auch nicht möglich gewesen, und ich empfand die Störung der endlich in greifbarerer Nähe winkenden Bettruhe ziemlich bitter. Hätte ich gewußt, daß dies Bett, in das ich nicht hineingekommen war, das letzte sein sollte, welches ich bis zum 20. Dezember zu sehen bekam, so wäre die Trennung noch bitterer gewesen. Nun aber elektrisierte der erhaltene Befehl. Wie der Blitz war man wieder angezogen und ausgerüstet, und ich saß im Auto, um die Regimentskommandeure aufzusuchen in ihren Biwaks und die Truppe zu alarmieren. Noch in vollkommener Dunkelheit wurde abmarschiert, und als es Tag wurde, erreichten wir bereits das Ende der vor uns marschierenden anderen Teile der Division. Allerlei Nachrichten schwirrten durch die Luft, und ferner Kanonendonner schallte herüber. Artilleriefeuer in der Ferne hat immer etwas Beunruhigendes und Erregendes; während das Gebrüll der Geschütze in der Nähe meist allmählich gar nicht mehr gehört wird. Hier gingen wir der ersten Schlacht entgegen, und „an die Rippen pocht das Männerherz“.

Ich habe an mir selbst die Beobachtung gemacht, daß der natürliche Trieb der Selbsterhaltung sich immer wieder geltend machen will. Im Gefecht selbst hatte ich aber auch im ärgsten Artillerie- und Infanteriefeuer niemals auch nur das Gefühl von Gefahr gehabt. Die Passion, das Interesse und die Tätigkeit ließen keinen anderen Gedanken aufkommen, als an den Feind und an den Sieg.

Das Artilleriefeuer kam immer näher, vorn war nun auch schon das Knattern von Gewehren zu vernehmen, und unsere Divisions-Artillerie wurde vorgezogen. Ich ritt voraus, um die Verbindung mit dem Divisionsstabe aufzunehmen, bog um eine Chausseebiegung und sah plötzlich rechts vor mir ein Gutshaus in Feuer aufgehen. Rauch und Flammen schlugen in den hellen Sonntagsmorgen, und hinter dem Gutshofe rasselte das Infanteriefeuer; da war also das Gefecht schon im Gange. Bei dem Gehöft Gibelle stand der Divisionskommandeur und gab den Befehl, daß die Brigade im weiteren Vormarsch nach Süden bleiben solle. Daneben standen fünf Männer und eine Frau mit dem Gesicht nach der Wand und auf den Rücken gebundenen Händen, bewacht von Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr. „Franktirenrs“ hieß es. Es waren die unglücklichen Besitzer des abbrennenden Hofes, welcher von abgesessener französischer Kavallerie verteidigt worden war. Es war ein trauriges Bild.

Weiter reitend stießen wir im Walde auf eine unserer Radfahrer-Patrouillen, die jubelnd und siegestrunken zurückkam, geschmückt mit Tschakos und Karabinern französischer Reiter, welche sie vor dem Walde zusammengeschossen hatten. Es wurde also nun auch hier ernst.

Hinter dem Walde lag das erste erschossene französische Kavalleriepferd in seinem Blute. Unsere Pferde quittierten den Anblick mit Schnarchen und Schaudern. Sie haben sich später auch daran gewöhnt. Im Graben lagen rechts und links je ein französischer Husar. Der eine tot, der andere verwundet und wachsbleich angstvoll zu uns aufschauend, als erwarte er den Todesstoß. Wenige Schritte weiter umpfiffen uns die ersten Kugeln, und schleunigst suchten wir den schützenden Waldrand wieder auf. Abgesessene französische Husaren hielten noch im Walde rechts der Straße und räumten ihre Stellung erst, als Maschinengewehre und Artillerie gesprochen hatten. Die ersten uns um die Ohren pfeifenden Infanteriegeschosse erregten mehr neugieriges Erstaunen als Besorgnis; und ein großer Teil der so überaus schweren Verluste, zumal in den ersten Schlachten, ist darauf zurückzuführen, daß das Infanteriegeschoß so harmlos erscheint, wenn es nicht gerade trifft. Man denkt nicht daran, sich hinzulegen, um der Wirkung zu entgehen, man wundert sich, daß Leute rechts und links fallen, und man muß es sich erst klarmachen: ‚Ach so, die sind getroffen.‘ Bei vielen wird das später erheblich anders, aber zu Anfang ist's immer mehr Erstaunen als Besorgnis, mit dem die Truppe die pfeifenden Kugeln begrüßt. Im ersten Gefecht in Rußland saß ich neben meinen auf nahe Entfernung feuernden Leuten, als mich plötzlich der neben mir kniende Mann, ein frischer junger Kriegsfreiwilliger, fragte: „Herr Hauptmann, ich hab' was ans Bein bekommen, ist das verwundet?“ Dabei zeigte er mir das Loch in dem Stiefelschaft, aus dem das Blut floß.

Da inzwischen sichere Nachricht eingegangen war, daß wir nicht nur, wie wir erst gedacht, eine feindliche Kavallerie-Division vor uns hätten, sondern daß das Dorf Bièvre von Infanterie besetzt sei, blieben wir im Vormarsch auf der Chaussee, bis wir am Bahnwärterhause lebhaftes Feuer aus Bièvre bekamen. Wir stiegen ab, ließen die Pferde hinter dem Hause, und mein Kommandeur gewann mit mir und dem Ordonnanzoffizier den Rand eines Hohlweges an der Chaussee, von wo aus wir das Vorgehen unserer Infanterie gegen das Dorf beobachten konnten. Der Stab befand sich erheblich zu weit vorn, wie das in den ersten Gefechten fast überall der Fall war. Man wollte sehen. Daran, daß man getroffen werden könnte, dachte, wie gesagt, kein Mensch, und die Verluste erst lehrten uns größere, oft nur mit allergrößter Selbstbeherrschung geübte Zurückhaltung. Neben uns stand der Regimentskommandeur des vorderen Regimentes mit Adjutanten, Ordonnanzoffizier und Regiments-Unterstab. Keiner von diesem Stabe blieb unverwundet.

Unser braves vorderstes Bataillon blieb in schneidigem Vorgehen, wurde aber bald durch die eintretenden großen Verluste gezwungen, erst die Wirkung des eigenen Feuers und desjenigen der Artillerie abzuwarten, ehe es weiter vordrang. Der Gegner hielt Bièvre und den Rand des Dorfes, sowie die Straße nach Houdromont besetzt und dehnte seine Stellung dann über Houdromont bis Gidinne aus, wo die andere Brigade der Division focht. Wir ahnten davon nichts, sondern hatten Bièvre vor uns, in dessen Hecken man mit dem Glase deutlich die Schützenlöcher erkennen konnte, welche die Franzosen hineingeschnitten hatten. Unsere Artillerie begann schon früh zu feuern und überschüttete sie mit Geschossen.

Hell hing die Sommersonne über dem Lande, der Hafer stand noch gelb auf den Feldern, hier und da schmale Stoppelstreifen, in der Hauptsache aber vor dem Dorfe Wiesen und Weiden, durch Drahtzäune und Hecken voneinander getrennt. Prachtvolles, schwarzweißes und weißes Vieh belebte die liebliche Landschaft bis zu den Wäldern hinten am Horizont. Im blauen strahlenden Himmel schwammen hier und da Wolkenschiffchen, und der leichte Wind hob den weißen Chausseesand in kleinen Tromben. Das Dorf bot inmitten der dichten Gärten, aus denen zum Teil zweistöckige Steinhäuser mit Schieferdächern emporragten, das Bild des Wohlstandes und des Fleißes seiner Einwohner. Und dann schlug eine Rauchwolke auf, Flammen loderten empor, es brannte unten im Ort. Immer dichter häuften sich die weißen Schrapnellwolken um den Kirchturm. Jetzt brannte es am anderen Ende. Weshalb begann das Vieh in einer der Koppeln so seltsam zu springen, sich zu wälzen und zu brüllen? Um Mittag sah ich den Grund. Immer heftiger wird das Artilleriefeuer, immer lebendiger rasselt das Maschinengewehr und knallt das Feuergefecht. Man sieht drüben blaurote Gestalten lang im grünen Grase liegen. Sie bewegen sich nicht, aber aus den Hecken kracht und prasselt es uns pfeifend entgegen. Die Franzosen wehren sich.

Und näher und näher arbeiteten unsere Schützen sich heran, aber sie verloren allmählich immer mehr Leute tot und verwundet, und ich wurde zurückgeschickt, um die Division um Verstärkung zu bitten, weil wir hier bei Bièvre mehr als anscheinend das Doppelte unserer eigenen Stärke angegriffen hatten. Im Chausseegraben lief ich zurück bis an das Bahnwärterhaus, wo unsere Pferde standen; dort hatten sich inzwischen schon eine so große Menge von Pferden zusammengefunden, daß längst nicht mehr alle Deckung fanden und alle Augenblicke eins getroffen wurde. Im Bahnwärterhaus selbst war ein Verbandplatz angelegt, und ich sah dort zum erstenmal die Massenhaftigkeit der allerdings meist leichten Verwundungen eines modernen Feuergefechts, bei dem es uns allerdings zugute kam, daß die Franzosen uns gegenüber nicht über Artillerie verfügten. Immerhin schien mir die Stube in Blut zu schwimmen, und die große Anzahl der meist stöhnenden und mehr oder weniger entkleideten Verwundeten in den engen Räumen, während Gewehrgeschosse an die Wand und durch die Fenster schlugen, schien noch größer, als sie wirklich schon war. Ich saß auf und ritt die Chaussee entlang zurück zur Division, die am Waldrande hielt, um das Ganze nicht aus dem Auge zu verlieren. Während ich mit dem Trompeter hinter mir die Straße entlang trabte, sah sie schon erheblich anders aus als vor zwei Stunden. Tote Pferde, Gewehre, Tornister, Lanzen, Helme lagen bereits in größerer Anzahl an und auf der Chaussee, Verwundete versuchten beiderseits in den Gräben und neben den Böschungen der Hohlwegl zurückzukommen, und in den Gräben lag eine Menge von Ordonnanzen und Pferdehaltern sich deckend an den Boden gedrückt. Mich ärgerte das ein bißchen, und ich rief im Vorbeireiten einer besonders flach an die Erde gedrückten Gruppe lachend zu: „Na, so schlimm ist es doch auch nicht!“ Etwas beschämt erhoben einige den Kopf. In demselben Augenblick aber begann es um mich zu sausen und zu zischen, zu pfeifen und zu schwirren, als sei ich in einen Bienenschwarm geraten. Mein Pferd sprang mit allen vieren in die Luft und schlug mit dem Kopfe nach den unheimlichen Bremsen, und der Trompeter hinter mir schrie mir etwas zu und begann zu galoppieren, als sei er von Sinnen. Da erst wurde mir klar, was los war; immer dichter und so nahe, daß ich den Luftzug spürte und es mir ordentlich heiß wurde, umsausten mich und mein Pferd die französischen Geschosse und begleiteten uns in dem schärfsten Galopp, den mein braver Ilsebill je gelaufen ist, bis wir in Deckung waren. Anscheinend hatte eine französische Patrouille aus dem Walde rechts der Straße die beiden Reiter auf der Chaussee unter Feuer genommen. Ich brachte meinem Gaul erst im Walde zum Halten und sah mit Staunen, daß wir beide Reiter und beide Pferde unversehrt waren. Genau vierzehn Tage später, wieder am Sonntag, trug mich bei Vitry dasselbe meiner Pferde wieder auf allernächster Entfernung aus dem feindlichen Infanteriefeuer, während neben ihm das Tier des Ordonnanzoffizers diesem unter dem Leibe erschossen wurde. Aber am 26. September bekam die Stute in meiner unmittelbaren Nähe drei Kugeln aus einem Schrapnell, und eine andere Kugel aus demselben Geschoß schlug den braven Trompeter tot. Nur ich blieb von uns vieren ganz verschont, bis mich endlich in Rußland auch das Soldatenlos ereilte.

Wir ritten denselben Weg gemächlich zurück, ohne wieder beschossen zu werden, und fanden vorn unsere Kompagnie nahe vor bzw. schon in Bièvre eingedrungen. Ich eilte nun in das Dorf, um den Befehl zu bringen, daß hier weiter hinaus nicht vorgegangen werden sollte, und geriet so in ein Ortsgefecht hinein, das noch mit Erbitterung geführt wurde.

Vor dem Dorfe fand ich eine ganze Anzahl der Unsrigen, die dem ersten Angriff nicht zu folgen vermocht hatten, und diese sammelte ich um mich und eilte an ihrer Spitze über die Barrikade, auf und hinter der die ersten Franzosenleichen

lagen, in das brennende Dorf. Die Straße war besäet mit toten und verwundeten Preußen und Franzosen, einzelne Häuser brannten lichterloh, andere fingen an zu qualmen, Fenster klirrten, Türen wurden erbrochen, und Vieh, vor allem Schweine, lief herrenlos umher; Hunde heulten an der Kette, und dazwischen schlugen die Granaten unserer Artillerie schmetternd und krachend in die massiven Wände und auf die Schieferdächer, Eisen und Erde emporreißend und in todbringenden Kaskaden herabstürzend.

Über noch zwei Barrikaden hinweg ging's rasch weiter. Da lag mein Freund, der Adjutant des Regiments, mit dem ich vor einer halben Stunde noch ein Scherzwort gewechselt, tot auf dem Gesicht mitten auf der Straße. Auf dem Kirchplatz wurde noch lebhaft gefochten. Alles drückte sich an die Hausmauern und unter die Kirchtür. Man rief mir etwas zu, was ich nicht verstand, und ich wollte auf die Kirchtür zulaufen, weil ich dort den ältesten Stabsoffizier stehen sah. Ein allgemeiner Schrei und Winken warnten mich, aber ich verstand immer noch nicht, weil sich dies alles in Sekunden abspielte. Da lief einer von meinem Leuten hinüber; aus einer Kellerluke brach ein scharfer Knall, der Mann griff nach der Brust und schlug hin, wie vom Blitze getroffen. Jetzt verstand ich. Der Franzose ist in der Verteidigung äußerst zähe, und hier hielten sie sich noch lange in den Kellern und auf den Böden; ja ein Maschinengewehr, das die Hauptstraße entlang fegte, wurde erst in dem Augenblick zum Schweigen gebracht, als das Haus in Flammen aufging.

Ich gab meinen Befehl ab und eilte zurück. Hinter der vordersten Linie war eine ganze Anzahl von Mannschaften damit beschäftigt, die Häuser auf Eß- und Trinkbares zu untersuchen, die Axt öffnete die verschlossenen Türen. Da und dort knallte es, verborgene Franzosen wehrten sich in dem Augenblick ihrer Entdeckung, oder ein von seinem Funde Überraschter schoß ins Dunkel des Kellers hinein. An einer Straßenbiegung stand ein großes massives Haus, wohl das Pfarrhaus. Da drangen, gerade als ich vorbeilief, Feldgraue hinein und schrien heraus, daß Bauern darin seien. Sofort hieß es: „Alle 'raus! Hände hoch!" und ich blieb einen Augenblick stehen, um Voreiligkeiten der erregten Menschen zu verhindern. Nun kam eine Anzahl Männer, Frauen und Mädchen in Todesangst aus der Tür und die kleine Treppe hinab, alle beide Arme in die Höhe haltend, ein jämmerliches Bild. Eine junge Frau hielt mit der einen Hand ihr Baby in die Höhe und mit der anderen die Milchflasche, die sie dem Kinde wohl eben gereicht hatte, eine Greisin wurde von einem älteren Manne geführt und bemühte sich umsonst, den freien Arm in die Höhe zu halten. Unsere Leute hatten eben das Dorf, in dem noch gekämpft wurde, im Sturm genommen, die Häuser brannten, Granaten und Schrapnells zischten und heulten von allen Seiten heran und herüber, aber die schweißbedeckten, wilden Gestalten riefen, noch ehe ich einzugreifen brauchte, von allen Seiten: „Die Frau mit dem Kinde wieder ins Haus! Und die Großmutter auch!" Vom Barbarentum war wenig zu sehen.

Kaum zurückgekommen, hieß es aufs Pferd und den siegreichen Truppen in die eroberten Stellungen folgen, um sie neu zu ordnen und das weiter Erforderliche zu veranlassen. Die Schrapnellwolken unserer Artillerie standen nun über den Waldrändern hinter dem genommenen Dorfe, man sah Schwärme von Rothosen über die grünen Weiden dem schützenden Dickicht zueilen, hier und da Front machend und sich hinwerfend, um den Abzug in Ruhe und Ordnung herstellen zu können. Sofort standen wieder die weißen Ballen über den blauroten Linien, und sie sprangen wenig später auf, um weiterzulaufen, hier und da blieb einer liegen, dort in Gruppen, dort sich schleppend. Die weiten Wiesen schienen wie bestreut mit großen bunten Blumen. Und wieder schlugen unsere Granaten in den Waldrand.

In schnellster Gangart ging's über das immer noch von Infanteriegeschossen gefegte Schlachtfeld. Überall, wo unsere Schützenlinien gelegen hatten, Tote und Verwundete. Im hohen Hafer liegt ein Offizier auf dem Rücken, das Gesicht unkenntlich durch mehrere Schüsse, den Degen in der Hand. Matte Stimmen rufen aus dem hohen Getreide um Hilfe, Krankenträger sind schon an der Arbeit, und in einem Hohlweg liegen ganze Haufen von Verwundeten, die sich dorthin geschleppt haben. Auf den Weiden liegt der größte Teil des schönen Viehs erschossen, sei es durch die hagelnden Schrapnellkugeln, sei es durch Infanteriegeschosse. Manche Tiere quälen sich noch herum mit zerschossenen Beinen. Es findet sich eine mitleidige Kugel.

Nun hinein in das Dorf, hinweg über den feindlichen Schützengraben, und wir befinden uns in der genommenen feindlichen Stellung. Dicht, fast Mann an Mann, liegen die Leichen. Blaurote Infanteristen der Regimenter 77 und 125, blaue Pioniere. Sie haben die Stellungen in wunderbar gewandter Weise verstärkt. Mit der Schere sind runde Löcher in die Hecken geschnitten, und manche Schützen sitzen noch als Leiche auf der Astgabel und dem Brettersitz, von dem aus sie gefeuert haben, ohne daran zu denken, daß die Hecke, die sie verteidigten, sehr gut von weither zu erkennen war, und daß eine Hecke keinen Schuß bietet gegen Infanterie- und Artilleriefeuer, so niedlich und mit soviel Liebe die einzelnen Schützenstände auch angelegt sind. Im Graben beiderseits der Straße, auf und hinter der Chaussee liegen die Gefallenen, ein Offizier, anscheinend im Tode vom Starrkrampf ereilt, hängt halb in dem Buschwerk seines Standes und hält das Glas noch vor die Augen. Andere Leichen liegen zusammengekrümmt wie in namenloser Qual, das sind Unterleibsschüsse; wieder andere lächeln und liegen wie in tiefer Ruhe, noch andere sind von Blut unkenntlich und alle von Staub und Erde besudelt. Verwundete sind nur wenige da, meist Leute mit Beinschüssen, die anderen sind davongekommen, indem die Überlebenden sie mitnahmen. Alle Verwundeten, die ich sah, zeigten eine würdige Haltung. Ich habe nur einmal einen verwundeten Franzosen jammern und schreien hören, nie einen Deutschen, außer Hilferufen vergessener oder nicht aufgefundener in der Nacht, aber sehr oft, fast immer, die Russen. Einmal hörten wir das laute Schreien der zahlreichen russischen Verwundeten kilometerweit, stundenlang.

Hier waren viele bereits verbunden, andere befanden sich in der Hand unserer Sanitäter, die meisten hatten eine Zigarette im Munde und salutierten, wenn man sie ansprach, und antworteten militärisch: „Oui, mon capitaine!" Sie waren angenehm enttäuscht über die Behandlung, die sie erfuhren.

Unendlich lang war die Linie der Toten. Gegen 500 schätzte ich ihre Zahl, wofür ich ihre Reihe mehrmals abreiten mußte, bis die am Sturm beteiligt gewesenen Teile der Brigade gesammelt waren. Und angesichts dieser gräßlichen Reihe der Besiegten jauchzten und schrien die Sieger ihr stolzes „Hurra!" und sangen sie ihr jubelndes „Deutschland, Deutschland über alles!" Es war ein großer Augenblick, den ich nie vergessen werde: Hier in der eroberten Stellung des geschlagenen Feindes zu stehen, seine Freunde zu begrüßen, festzustellen, daß der und jener noch lebe und daß so mancher gefallen und verwundet war, den man noch am Morgen gesprochen und mit dem man in der Zukunft herumgeschmiedet hatte.

Die Tornister der gefallenen Franzosen wurden geöffnet, ihr Inhalt zerstreut, der Soldat sucht Eßwaren und Trinkbares, wo es nur irgend zu vermuten. Briefe und Bilder fliegen herum, ein schwarzbärtiger Franzose hielt das Bild von Weib und Kind noch in der starren Hand. Mein General sprach aus, was ich dachte: „Könnte man doch die Leute, die diesen Krieg auf dem Gewissen haben, nur einmal an dieser Straße hier auf- und abführen! Ob sie dann wohl noch schlafen könnnten?" Jubelnd trabte unsere Artillerie vorbei, hinweg über die nicht fortgeräumten Leichen, denen unsere Pferde aus dem Wege gegangen waren, wo es möglich war. Ein Jungengesicht voll Staub und Begeisterung brüllte mir sein „Hurra!" ins Gesicht. Ich hatte ihn noch vor kurzem als Kadetten unter meiner Obhut. Nun ist er ein Mann! Ein Mann, der Tod und wieder Tod gesehen hat. Und das macht Männer! Uns alle packt die Lust, zu schreien und zu jubeln, den Degen zu schwingen und einander zu umarmen! Sieg! Sieg! Gerechter Sieg!

Während die hier eingesetzten Teile der Brigade sich sammeln und zwischen den Toten sich lagern, reite ich mit meinem Trompeter hinüber nach Houdremont, um Befehle zu holen. Immer entlang an der Totenallee, am Walde vorbei, über die Beine einiger toter Pferde hinweg, die unsere müden, seit gestern mittag nicht mehr getränkten Pferde nicht beachten, ins Dorf hinein. Auch dort immer wieder tote Franzosen. Ihre Zahl ist fünf- bis sechsmal so groß wie die unserer Toten. Vor dem Dorfe kommen einige ledige Handpferde aus dem Walde gejagt mit den schweren Satteltaschen der Sanitätspferde, dahinter mit Geschrei Husaren. Ich will den vorderen Schimmel auffangen, da verstehe ich endlich das Rufen der Husaren: „Französische Kavallerie! Französische Kavallerie!" Zuletzt der Offizier. Er allein zwingt sein Pferd zu einer eleganten Volte, während seine Patrouille weiterjagt und unsere Pioniere gegen den Wald ausschwärmen. Mein Trompeter und ich werden mitgerissen, die zwanzig Gäule gehen davon wie ein einziges durchgegangenes Pferd. Vergebens schreie und kommandiere ich, da gibt's im Dorfeingang ein Klirren, mein Trompeter ist in das dort stehende leere Auto hineingeworfen. Der Chauffeur springt hinzu: „Schneller kommst du damit auch nicht weg," schreit er höhnisch. Da sind wir zwei allein, meine brave Korvette blutet aus zerschnittenen Vorderbeinen, es ist mit ihr zu Ende als Ordonnanzpferd. Ich muß allein weiter.

In Houdremont sieht es aus wie in Bièvre, nur brennt es nicht so stark. Dort treffe ich den Kommandeur unseres Regiments. Voller Siegesjubel und stolz über sein schönes Regiment, das er zum Sturm geführt hat wie auf dem Exerzierplatz. Drei Tage später sah ich seine blutige entstellte Leiche hinter der Maas bei Donchery unter einer Zeltbahn liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Preußischer Fahneneid. Von Walter Flex.

Ich habe dem König von Preußen geschworen
Einen leiblichen Eid.
Der König von Preußen hat mich erkoren
Zum Helfer im Streit.
Wer will dem König von Preußen schaden,
Den will ich vor meine Waffen laden
Vor Tau und Tag, bei Nacht und Tag.
Die Hand führt guten, gerechten Schlag,
Die zum Schwur auf des Königs Fahne lag.

Von uns wird keiner die Treue brechen
Und keiner den Eid.
Wir wollen ihn schützen und wollen ihn rächen,
Wir tragen sein Kleid.
Wir sind dem König von Preußen verschworen
Mit Leib und Seele, wie wir geboren.
Wer auf die preußische Fahne schwört,
Hat nichts mehr, was ihm selber gehört.
Weh dem, der des Königs Wege stört!

Der König von Preußen hat viele Hasser
Durch alle Welt.
Sie haben tückisch zu Land und zu Wasser
Sein Grab bestellt!
Sie sollen zusammen zuschanden werden!
Der König von Preußen hat auf der Erden
Schwertwächter und Getreue genug.
Trotz Feindes List und Lug und Trug
Über die Welt hin geht sein Siegeszug.

Der König von Preußen kann ruhig gehen,
Wohin's ihm gefällt.
Soweit seine seidenen Fahnen wehen,
Ist sein die Welt.
Wir haben auf seine Fahne geschworen,
Von unserem Eid geht kein Wörtlein verloren.
Sein ist die Nacht, sein ist der Tag.
Die Hand führt guten, gerechten Schlag,
Die zum Schwur auf des Königs Fahne lag.

Vier Kilometer vor Verdun.

An der Westfront haben sich in den letzten Wochen überaus bedeutsame Ereignisse abgespielt. In der letzten Übersicht, die hier über die dortige Lage gegeben ward, konnte gerade noch in einer Zeile die damals durch den Telegraphen gemeldete Erstürmung der starken Panzerfeste Vaux erwähnt werden. Aber diese herrliche Waffentat verdient es, ausführlicher gewürdigt zu werden, besonders da sie die Vorstufe wurde für weiteres Vordringen.

Auf dem linken Maasufer beschränkten sich die deutschen Heere seit Wochen darauf, all das Gelände zäh festzuhalten und gegen alle Anstürme der Feinde zu verteidigen, das bis zum Ende des Mai in Besitz genommen worden war, besonders die Stellungen von der Höhe 304 im Westen bis zum Dorfe Cumières an der Maas. Auf den rechtsseitigen Maashöhen dagegen sind wir Schritt vor Schritt weiter vorgedrungen. Jeder Schritt mußte freilich mit Opfern erkämpft werden; aber die Verluste der Franzosen waren unverhältnismäßig viel schwerer als die unsrigen.

Der erste große Erfolg in der letzten Zeit war also die endgiltige Erstürmung der Panzerfeste Vaux. Sie war schon einmal für kurze Zeit in unseren Händen gewesen; aber unsere Besatzung war nicht stark genug, die mit ungeheuren Kräften angesetzten Gegenstürme abzuwehren, und so wurde Vaux damals wieder verloren. Aber freilich nur



Ein Eingangstor der eroberten Feste Vaux. Aufnahme des Deutschen Illustrations-Verlags.



Leutnant Rackow, der Eroberer der Panzerfeste Vaux, der den Orden Pour le Mérite erhielt.

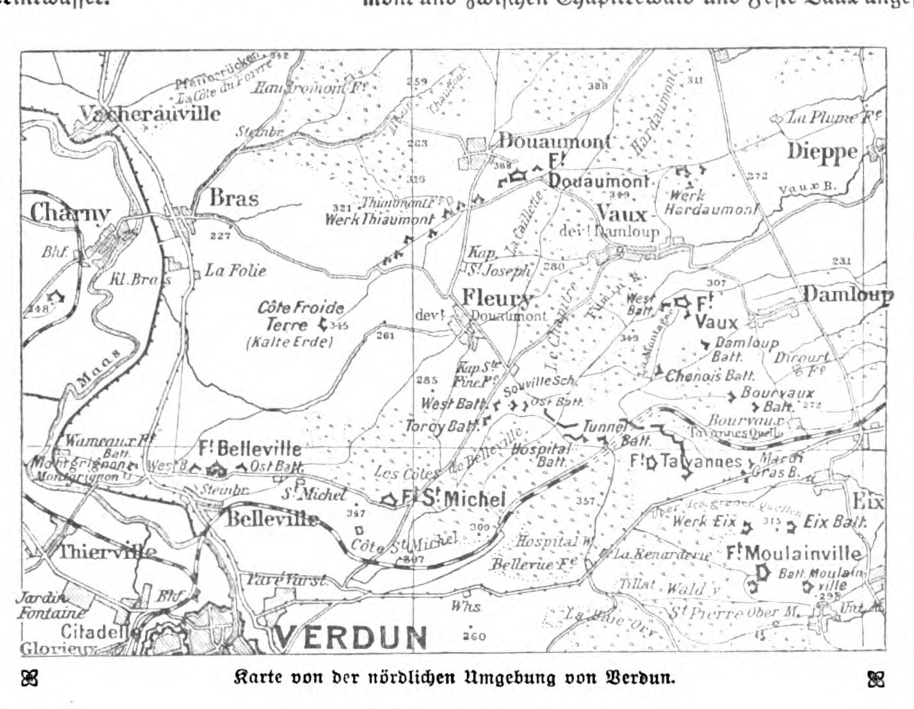
für kürzere Zeit. Denn nun wurde die Feste wieder und immer wieder mit unseren schwersten Kalibern beschossen. Und was das heißen will, wissen wir noch von dem Bombardement der Forts von Antwerpen her. Die äußeren Werke waren denn auch schließlich ganz schrecklich mitgenommen. Freilich die labyrinthartig in mehreren übereinander liegenden Stockwerken in den gewachsenen Felsen eingesprengten Kasematten waren in ihren Untergeschossen unbeschädigt geblieben und dienten der starken französischen Besatzung als sicherer Unterstand. Aber der Aufenthalt hier war trotz der Sicherheit doch furchtbar, denn der ganze Berg bebte wochenlang unter den Aufschlägen der großen deutschen Granaten, die Lichter verlöschten immer wieder, und der Luftdruck der Explosionen schleuderte die Mannschaften durcheinander. Die Franzosen, die unter dem Befehl des tapferen Kommandanten Raynal standen, litten außerdem besonders auch unter dem Mangel an Trinkwasser.

Nachdem so die Feste durch unsere schwere Artillerie sturmreif geschossen worden war, konnte sie endlich durch Infanterie genommen werden. Während die Artillerie noch schoß, so daß die Besatzung sich nicht aus ihren Kasematten entfernen konnte, setzte am 2. Juni Infanterie mit den in der vordersten Schwarmlinie arbeitenden Pionieren noch vor Tagesgrauen zum Sturm an. Sprungweise gewannen sie hinter dem Schritt für Schritt nach vorn verlegten Artilleriefeuer einen Granaten-Trichter nach dem anderen und kamen fast ohne Verlust bis an das Fort. Ein Teil der Sturmtruppen stieß westlich bis in einige Entfernung vor die Feste vorwärts, um etwaige Gegenangriffe der Franzosen abfangen zu können, der andere dagegen umging das Fort östlich, da erkundet worden war, daß auf der Kehlseite durch einen unserer schweren Volltreffer eine große Bresche geschlagen worden sei. Und durch diese Bresche drangen unsere tapferen Truppen ein, nachdem es schnell geglückt war, das Maschinengewehr zu erledigen, das sie bestrich. Der deutsche Generalstabsbericht hob bewundernd hervor, daß der Sturm durch die erste Kompagnie des Paderborner Infanterie-Regiments unter Führung des Leutnants Rackow und durch Pioniere der ersten Kompagnie des Reserve-Pionier-Bataillons Nr. 20 unter Leutnant d. R. Ruberg ausgeführt worden sei. Es ergab sich nun die Lage, daß wir den oberen Teil der Feste Vaux in Händen hatten, daß aber noch etwa 700 unverwundete Franzosen in den untersten Kasematten der Kehlgrabenkaserne saßen, ohne sich freilich zur Wehr setzen zu können. Ein Versuch, diese Kasematten durch Sprengung zu öffnen, erwies sich als untunlich; doch wurde jede Anstrengung der eingeschlossenen Franzosen, das Freie zu gewinnen, mit Handgranaten und durch Maschinengewehrfeuer vereitelt. Die französische Besatzung in den tiefen Kellern mußte also regelrecht belagert werden, und zwar dauerte diese Belagerung vom Morgen des 2. bis in die Nacht des 6. Juni, dann erst ergaben sich die Feinde. Während dieser ganzen Zeit hatten die noch in französischem Besitz befindlichen benachbarten Forts ein schweres Trommelfeuer auf Vaux gerichtet. Aber diese Beschießung sowohl als alle nun sofort einsetzenden Gegenangriffe waren vergeblich. Vaux war fest in unserer Hand und wurde gehalten.



Leutnant d. R. Ruberg, der in den Berichten der obersten Heeresleitung bei der Erstürmung der Panzerfeste Vaux ruhmvoll erwähnt wurde.

Die Gegenstöße der Franzosen, die besonders am Gehölz von Thiaumont und zwischen Chapitrewald und Feste Vaux angesetzt wurden, zeigten, welch großen Wert die französische Heeresleitung auf die Zurückwerfung der Deutschen gerade an dieser Stelle legte. Aber unsere herrlichen Truppen ließen nicht locker, und schon drei Tage später stürmten Bayrische Jäger und ostpreußische Infanterie ein starkes feindliches Feldwerk westlich der Feste Vaux, das mit einer Besatzung von mehr als 500 Mann, 3 Geschützen und 29 Maschinengewehren in unsere Hand fiel. In den Kämpfen am 12. und 13. Juni wurden darauf die westlich und südlich der Thiaumont-Ferme gelegenen feindlichen Stellungen erobert; dabei



Karte von der nördlichen Umgebung von Verdun.

konnten wieder 793 Franzosen gefangen und 15 Maschinengewehre erbeutet werden.

Die nächste Woche brachte dann unerhört erbitterte Angriffe des Feindes besonders an der Thiaumont-Schlucht und im Thiaumont-Walde überhaupt, wobei mehrfach Stücke unserer Gräben der vordersten Linie zeitweilig überrannt wurden. Aber immer wieder gelang es unseren Truppen standzuhalten, bis am 23. Juni ihnen wieder ein größerer Vorstoßgelang. Nach wirksamer Feuervorbereitung brachen sie, an der Spitze das 10. bayerische Infanterie-Regiment „König" und das bayerische Infanterie-Leibregiment, auf dem Höhenrücken „Kalte Erde" und östlich davon zum Angriff vor, stürmten über das Panzerwerk Thiaumont, das genommen wurde, eroberten den größten Teil des Dorfes Fleury und gewannen auch südlich der Feste Vaux Gelände. Dabei wurden fast 3000 Franzosen gefangen eingebracht. — Nach Vaux jetzt also auch Thiaumont!

War schon der Verlust von Feste Vaux für



Eine von den Franzosen in Trümmer geschossene Kirche vor Verdun. Aufnahme der Photothek.

Abschub von 200 bei Verdun gefangenen Franzosen. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

Das Innere des Forts Douaumont nach der Erstürmung. Aufnahme von Paul Lamm.

die Franzosen schmerzlich, so ist die Einnahme von Thiaumont und Fleury für sie geradezu gefährlich. Denn Fleury ist nach ihrer eigenen Darstellung die Schlüsselstellung der Hauptverteidigungslinie. Die Hochebene bildet hier eine Art vierteiligen Stern, dessen Strahlen durch tiefe Schluchten von einander getrennt werden. So ist es verständlich, daß die Kämpfe um Thiaumont das hartnäckigste Ringen seit dem Beginn der Verdunschlacht darstellen. „Thiaumont ist eine wahrhaftige Festung, und Fleury liegt unmittelbar am Fuße des Forts Souville, der letzten befestigten Stellung vor Verdun," hatte der bekannte Politiker Hervé noch kurz vor beider Fall tröstend versichert.

Die Forts Belleville und Tavannes mit dem Zwischenwerk St. Michel bilden nunmehr den letzten Schutz für Verdun.

Der Familienname Immelmann. Von Dr. J. Stanjek.

Unseren jüngsten Nationalhelden Immelmann, der im Kampfe gegen feindliche Übermacht vor kurzem im Westen einen ruhmvollen Tod gefunden hat, haben auch die Ableitung und der Ursprung seines Familiennamens beschäftigt. In einem von vielen Zeitungen veröffentlichten Briefe, den er einige Zeit vor seinem Tode an einen mit der Herausgabe eines Buches über den Kriegsdienst der Flieger beschäftigten Berliner Schriftsteller gerichtet hatte, sagt er über die Erklärung des Namens folgendes:

„Der Name Immelmann wird mit Imme, d. h. Biene, in Zusammenhang gebracht. Vorfahren werden wohl Bienenzüchter in der Mark gewesen sein. Familienwappen zeigt drei fliegende Bienen."

Immelmann befand sich hinsichtlich der Entstehung seines Namens im Irrtum. Es ist sehr zu bedauern, daß ihn kein auf dem Gebiet der Namenskunde bewanderter Sprachforscher zu seinen Lebzeiten etymologisch aufgeklärt hat; denn er hätte dabei manches erfahren, was ihm aufrichtige Freude und Genugtuung bereitet hätte. Der Ursprung des Namens Immelmann ist längst zweifelsfrei festgestellt worden; er wird von allen, die die Namensforschung wissenschaftlich, im Einklang mit den Ergebnissen der Sprachforschung betreiben, übereinstimmend mit dem altgermanischen Worte Irmin in Verbindung gebracht, das einen Beinamen des altdeutschen Himmelsgottes Tiwaz darstellt. Die Familienwappen und namentlich die in einer viel späteren Zeit als die adligen entstandenen bürgerlichen haben für die Namensforschung gewöhnlich gar keinen oder nur sehr geringen Wert. Sie sind fast durchweg erst zu einer Zeit entstanden, in der schon der Ursprung der aus dem Altdeutschen stammenden Namen verblaßt oder gänzlich unkenntlich geworden war. Es fehlt der geringste Anhalt dafür, daß ein Imker in früheren Zeiten in irgend einem Gebiete unseres Vaterlandes „Immelmann" genannt worden wäre. Wo uns das Wort „Mann" als zweiter Bestandteil eines deutschen Personennamens begegnet, handelt es sich in den allermeisten Fällen um eine sogenannte Verkleinerungsform, wie es ganz deutlich die auch als Vornamen gebrauchten Namen Heinemann und Karlemann zeigen. In verschiedenen Mundarten finden wir die Endung „—mann" sogar als Verkleinerungsform von Appellativen vor, so sagt man in der Berliner Mundart noch heute „Sohnemann" für „Söhnchen".

Die meisten altdeutschen Personennamen wurden, wie ja allgemein bekannt ist oder wenigstens jedem guten Deutschen bekannt sein sollte, gewöhnlich aus zwei Bestandteilen gebildet. Viele wiesen z. B. den Götternamen Irmin (Nebenformen Irmen, Ermen und Hermen) als einen Bestandteil auf; Albert Heintze nennt in seinem grundlegenden Buch: „Die deutschen Familiennamen" folgende (in Klammern werden die Formen angegeben, die diese Namen als heutige Personennamen insbesondere aber als Familiennamen aufweisen): Irmindrud (Irmtraut), Irmingar (Irminger), Erminhard, Emehard (Irmert, Immert), Irminher (Irmer, Immer, Ermer), Ermanrih (Ermrich). Von den zweistämmigen Personennamen wurden schon in altdeutscher Zeit einstämmige Kurzformen gebildet, wie sie beispielsweise in den altdeutschen Personennamen Heine und Heino (von Heinrich) und Kuno (von Konrad) vorliegen; aus den Kurzformen entstanden Verkleinerungsformen, wie sie die heutigen Personennamen Heinel, Heinemann, Kühnel, Kühnemann usw. zeigen. Von dem hier in Betracht kommenden Stamme Irmin kennen wir u. a. folgende Kurz- und Verkleinerungsformen: Irmino, Irmo, Immo (Imme, Im, Ihm), Imilo, Ermilo (Immelmann, Imelmann, Ermel, Emmelmann), Imico (Immig, Ermke, Emmich). Das Doppel-m im Namen Immelmann ist durch Lautangleichung aus rm entstanden, wie wir dies auch bei verschiedenen oben angeführten Namen, so bei dem in dem gegenwärtigen Weltkriege berühmt gewordenen Namen Emmich, sowie bei dem hierher gehörenden weiblichen Personennamen Emma feststellen können, der uns auch in der Form Imma begegnet und aus Irma hervorgegangen ist.

Der altdeutsche Götterbeiname Irmin, der also dem Familiennamen Immelmann zugrunde liegt, galt zu des Tacitus Zeiten als der Name des zweiten der drei Stammeshelden der deutschen Stämme, von denen einige unter der Bezeichnung Irminonen als besondere Gruppe zusammengefaßt wurden. Dieser Name liegt auch der bekannten Bezeichnung Irminsul (Irminsäule) zugrunde; so hieß das auf dem

Eresberge in Westfalen errichtete heidnische Heiligtum, das dem Himmelsgotte Eru (Tiu) geweiht war und 772 durch Karl den Großen zerstört wurde.

Auch der Geschichtsschreiber Widukind berichtet von einer Irmensäule, die um 530 bei Scheidungen an der Unstrut stand. Die alten Sachsen nannten ferner die Milchstraße am Himmel auch Irminstraße. Die Stadt Schöneberg bei Berlin hat bereits einer ihrer neuen Straßen den Namen „Immelmannstraße" verliehen; wie wäre es, wenn unsere Astronomen sich dazu entschließen wollten, die Milchstraße am Himmel, der der Sachse Immelmann so oft viel näher gekommen ist als viele andere Sterbliche, Immelmannstraße zu benennen? Merkwürdigerweise nannten die französischen Soldaten den jungen deutschen Helden, dem auch sie nicht ihre Bewunderung versagten, gewöhnlich „Himmelmann".

Die Ableitung des Namens Hermann, den der erste deutsche Nationalheld Hermann der Cherusker geführt hat, ist bei den Sprachforschern strittig; manche rechnen ihn mit guten Gründen zu der Namengruppe, die von dem altdeutschen Götterbeinamen Irmin abzuleiten ist. Die Form Arminius, die die Römer diesem Namen gegeben haben, spricht am allermeisten dafür. Dem wackeren Immelmann hätte es jedenfalls einiges Vergnügen bereitet, wenn er erfahren hätte, daß auch sein Familienname schon auf eine Verwandtschaft mit Hermann dem Befreier hinweist.

Das große Interesse, das der junge Held Immelmann der Deutung seines Namens entgegenbrachte, zeigt uns wieder einmal mit aller Deutlichkeit, daß von unseren höheren Lehranstalten entschieden mehr dafür getan werden muß, um ihren Schülern das Verständnis für die Entstehung und Erklärung der deutschen Familiennamen zu erschließen. Jeder, der ein deutsches Gymnasium besucht hat, weiß, wie er sich den altgriechischen Heldennamen Alkibiades zu deuten hat, die meisten unserer nicht minder schönen altdeutschen Heldennamen, von denen man sehr viele in heutigen Personennamen wiederfindet, sind ihm aber böhmische Dörfer. Das muß jetzt anders werden; unsere deutschen Heldennamen gehen uns mehr an als die entsprechenden altgriechischen Namen. Natürlich soll nicht verlangt werden, daß die deutsche Namenskunde als besonderer Unterrichtsgegenstand auf den höheren Lehranstalten eingeführt wird, es läßt sich aber sehr gut einrichten, daß im Rahmen des Deutschunterrichts in den oberen Klassen den Schülern das Verständnis für die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen erschlossen wird. Vor allen Dingen muß den Schülern Gelegenheit geboten werden, zu erfahren, in welchen Büchern sie sich hinsichtlich der Namen, die sie besonders angehen, Rats erholen können. Jeder möchte doch gern wissen, was sein eigener Familienname eigentlich bedeutet. Leider aber lassen die in Betracht kommenden Nachschlagebücher noch vieles zu wünschen übrig. Das brauchbarste Werk in dieser Hinsicht ist immer noch das oben angeführte Buch des alten trefflichen Albert Heintze „Die deutschen Familiennamen geschichtlich, geographisch, sprachlich", das im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S. erschienen ist. Dieses Werk ist freilich trotz der Neubearbeitung, die es im Jahre 1908 erfahren hat, in mancher Hinsicht etwas veraltet, außerdem sind in dem sonst ganz ausgezeichnet und geschickt angelegtem zweiten Teil, dem Namenbuch, die Hinweise nicht vollständig genug. So z. B. fehlt der Name Immelmann gerade an der Stelle, wo man ihn zu suchen hat; natürlich findet ihn der des Stoffes Kundige sofort unter dem Schlagworte Irmi, aber dem Laien ist damit nicht gedient. Sehr zu empfehlen wäre es auch, wenn das geradezu vorzügliche deutsche Namenbüchlein von Ferdinand Khull, das als viertes Heft der Verdeutschungsbücher des Allgemeinen deutschen Sprachvereins erschienen ist und das nur die aus dem Altdeutschen stammenden Vornamen berücksichtigt, eine Erweiterung hinsichtlich der deutschen Familiennamen, von denen ja die meisten aus Vornamen hervorgegangen sind, erfahren könnte. Das Buch würde damit freilich an Umfang zunehmen, man könnte aber in dem Namensverzeichnis am Schluß der Raumersparnis wegen die Namen und die Hinweise auf diese gedrängter setzen. Jedenfalls ist die Anordnung des Khullschen Büchleins der des Heintzeschen Werkes vorzuziehen. Ein gutes deutsches Namenbuch ist für uns ein dringendes Bedürfnis.

Juanschikaï. Von Dr. Paul Rohrbach.

Die Nachricht vom Tode Juanschikaïs wird von den meisten als eine Überraschung empfunden worden sein. Es ist ja möglich, daß hier in der Tat nur ein zufälliges Ereignis von großer Tragweite vorliegt, einer jener Fälle, wo sich der natürliche Tod als der einschneidendste Geschichtsfaktor erweist. Ob das aber wirklich so gewesen ist, das vermag heute bei den so sehr gespannten Verhältnissen des fernen Ostens niemand zu sagen.

Um diesen Mann richtig zu beurteilen, muß man den chinesischen und den abendländischen Standpunkt ihm gegenüber unterscheiden. Für China waren mit seinem Namen tiefgreifende sittlich-individuelle und politische Konflikte verknüpft, die uns Abendländern an sich schwer verständlich sind und von uns erst gewürdigt werden können, wenn wir imstande sind, nicht nur nach dem europäischen Schema, sondern auch von den Grundlagen der Confucianischen Lebens- und Weltauffassung aus zu urteilen. Sicher war Juanschikaï eine bedeutende Persönlichkeit, und in Europa würde mancher vielleicht geneigt sein, ihn auch einen großen Mann zu nennen. Der Chinese, wenigstens derjenige, der noch auf dem Grunde der alten Ethik des Confucius steht, wird aber darauf stets den Einwand machen, dazu habe es dem Diktator Chinas an dem obersten Erfordernis gefehlt, dem der Pietät. Darum hat auch die Geltung Juanschikaïs von dem Tage an, wo er sie über dem zusammenbrechenden Thron der Mandschu-Dynastie aufrichtete, für das chinesische Bewußtsein des vornehmsten inneren Erfordernisses, das heißt des sittlich verpflichtenden Charakters, entbehrt.

Der innere Bruch, der nach chinesischem Urteil durch die Persönlichkeit Juanschikaïs hindurchgeht, ist sein Verrat an dem unglücklichen Kaiser Kuanghsü, dem vorletzten Herrscher aus dem Mandschugeschlecht. Kuanghsü war jener unbesonnene, jugendliche Reformeiferer, der in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, dem Einflusse eines Kreises von ebenso jungen und unüberlegten „Modernisten", unter Führung Kangyuweis, folgend, mit einigen Edikten über Reform der Wissenschaften, des Münzwesens, der Verwaltung usw. das vieltausendjährige alte China in ein von Grund auf neues umwandeln wollte — ohne daß sich die Reformer im entferntesten über die ungeheuren Schwierigkeiten ihrer Aufgabe klar waren. Wenn man im Confuciustempel in Peking die sogenannte Halle der Klassiker besucht, wo auf zahllosen Steintafeln der Text der heiligen Schriften Chinas und die Namen all derer verzeichnet stehen, die seit vielen Jahrhunderten den obersten Gelehrtengrad als Mitglieder der Hanlin-Akademie erreicht haben, so bekommt man vom chinesischen Führer auf einer der Tafeln eine Stelle gezeigt, wo ein Name getilgt worden ist. Das ist der Name Kangyuweis, den die alte Kaiserin-Regentin, zur Strafe dafür, daß sein Träger den Kaiser Kuanghsü umgarnt hatte, auskratzen ließ.

Juanschikaï war damals Truppenbefehlshaber in Tientsin, dem Vorhafen von Peking und Sitz des Vizekönigtums der ersten Provinz des Reiches, Tschili. Der junge Kaiser und sein Freund Kangyuwei sahen wohl ein, daß ihren Reformplänen ein starkes Hindernis in der überragenden Persönlichkeit der bisherigen Regentin Tsehsi, des „alten Buddha", wie sie am Hofe genannt wurde, entgegenstand. Formell hatte Tsehsi der Regentschaft, die sie jahrzehntelang geführt hatte, entsagt, und der Kaiser war für mündig erklärt worden. In Wirklichkeit war sie sich bewußt, daß Kuanghsüs innerlich ungefestigte Natur kaum imstande sein würde, die Regierung dauernd selbständig zu führen, und sie saß gleichsam hinter der Szene mit dem Anspruch auf ein stillschweigendes weiteres Recht der Oberaufsicht über die Regierung. Aus diesem Grunde wollten die Reformer sie entfernen, und Kuanghsü ließ sich, wohl kaum ohne innerliches Bangen, bereden, nach Tientsin an Juanschikaï den Befehl zu schicken, er möge mit Truppen nach Peking kommen, um die Regentin in ihrem Palast aufzuheben. Juanschikaï kam, aber statt dem Befehl weiter zu gehorchen, ging er zu Tsehsi und verriet ihr, wozu man ihn geholt habe. Die Folge war jene berühmte Szene im Kaiserpalast, wo Tsehsi ihren zitternden Neffen kommen ließ, ihn mit dem Fächer ins Gesicht schlug und den Unglücklichen moralisch so zerbrach, daß er fortan in Halbgefangenschaft nur noch ein gequältes Schattendasein als Mensch wie als Herrscher führte. Die Leitung des Staates nahm Tsehsi wieder an sich.

Für die Beurteilung des Verrates, den Juanschikaï begangen hatte, ist es schwer, den abendländischen und den chinesischen Gesichtspunkt zu vereinigen. Ohne Zweifel war sich Juanschikaï darüber klar, daß die Reformbewegung auf die Art, wie Kunghsü, Kangyuwei und die übrigen jugendlichen Stürmer die Sache anfangen wollten, nur zum Unheil für den Staat ausschlagen könnte. Daß er sich dem Plan versagte, war also an sich nur staatsmännisch gedacht. Ebenso ist zuzugeben, daß die frühere Regentin durch ihren festen Charakter und durch das gewaltige Ansehen, das sie in allen staatlichen Dingen besaß, wohl diejenige Persönlichkeit war, die am ehesten eingreifen konnte. Der englische General Gordon, der in seinen jüngeren Jahren in chinesischen Diensten stand, hat sie damals „den einzigen Mann in China" genannt. Trotzdem hat Juanschikaï nach chinesischem Empfinden unverzeihlich gehandelt. Der moralische Anstand des Confucianers fordert bei einem solchen Zwiespalt, daß der Betroffene im äußersten und idealsten Falle, um weder gegen die Pietät noch

gegen das Staatswohl zu sündigen, den Tod durch eigene Hand wählt. Das wäre, chinesisch gedacht, der höchste sittliche Heroismus für Juanschikaï gewesen, und es gibt Beispiele genug in der chinesischen Geschichte und in den klassischen Schriften, daß Männer so handelten.

In dieser Vorgeschichte Juanschikais, als des großen politischen Machthabers in China, liegt es begründet, daß er nie imstande war, eine andere Autorität, als die der durch Waffen, Geld und Klugheit gestützten Gewalt auszuüben. Die Europäer, die das chinesische Wesen nur ausnahmsweise zu kennen pflegen, haben meist falsch über die Grundlagen der Stellung Juanschikaïs geurteilt. Sie sahen nur das, was vor Augen war: seine Truppen, sein hohes politisches Geschick, seine Energie und alle die übrigen Mittel, mit denen er sich Anhänger verschaffte. Man hat aber darüber zu wenig beachtet, mit welch ausgesprochener Zurückhaltung ihm diejenigen Kreise in China gegenüberstanden, ohne deren innere Zustimmung eine dauernde Regierungsgewalt für das chinesische Empfinden kaum aufgerichtet werden kann. Das ist die Gelehrtenklasse des gebildeten Confucianismus. Als nach dem gleichzeitigen Tode Tsehsis und des Kaisers Kuanghsü dessen Bruder, der in Europa sogenannte „Sühneprinz", für den minderjährigen Nachfolger aus dem Mandschu-Hause, einen dreijährigen Knaben, die Regentschaft übernahm, erfüllte er alsdann die Pflicht der Pietät, die ihm gegen das Andenken Kuanghsüs oblag, und entfernte Juanschikaï. Er ließ ihn jedoch nicht töten, sondern schickte ihn nur in die Verbannung, in seine Heimatprovinz. Der schwache Charakter des im übrigen wohlmeinenden Regenten und die Unfähigkeit der anderen Mitglieder des Herrscherhauses waren aber die Ursachen, daß beim Ausbruch der Revolution in Südchina im Spätherbst 1911 die Regierung sich doch nicht anders, als durch die Rückberufung Juanschikaïs zu helfen wußte. Er kam und war von vornherein entschlossen, mit den Mandschus ein Ende zu machen. Der Weg, den er dabei ging, war der, daß er die Revolution nur zum Schein bekämpfte und in Wirklichkeit die Fortschritte, die er die Revolutionäre machen ließ, dazu benutzte, um den Hof mehr und mehr einzuschüchtern, bis zur schließlichen Abdankung des Herrscherhauses und ihrer „freiwilligen" Anerkennung der Republik.

Der weitere äußere Verlauf der Dinge ist bekannt. Je länger, desto deutlicher trat die Absicht Juanschikaïs hervor, sich zum Kaiser zu machen und eine neue Dynastie zu gründen. Scheinbar stand er dicht vor dem Gelingen dieses Planes, und wenn man nur nach den äußeren Umständen urteilt, so kann man versucht sein, zu glauben, daß er an der übelwollenden Politik der Japaner allein scheiterte. Dies ist in der Tat die herrschende Meinung in Europa, aber man übersieht dabei wiederum, daß die eigentliche Schwäche der Stellung Juanschikaïs weniger in der militärischen Überlegenheit und politischen Rücksichtslosigkeit Japans bestand, als vielmehr darin, daß er keinerlei moralischen Halt im Empfinden des chinesischen Volkes, das heißt der geistig maßgebenden Schichten, besaß. Kaum ein gebildeter Chinese hat an Juanschikaï geglaubt und ist ihm freiwillig gefolgt, sondern seine wirklichen Anhänger waren meist Beutepolitiker, die ihren Vorteil in der Gefolgschaft des Mächtigen sahen, und die Europäer, die keine tiefere Vorstellung von China besaßen. Die klassischen Confucianer haben Juanschikaï in ihrem Herzen von Anfang an als Verräter mißachtet und sind ihm nie Freund geworden; die republikanischen Modernisten aber haßten ihn, weil er nach der Wiederherstellung der absoluten Monarchie strebte, obwohl er die Verfassung der Republik beschworen hatte.

Unter diesen Umständen war es für Juanschikaï unmöglich, sich gegen Japan zu halten. Wäre er am Leben geblieben und wäre es zum bewaffneten Einschreiten der Japaner gekommen, so hätte er, abgesehen von der bedingungslosen militärischen Unterlegenheit Chinas, den Kampf schon darum nicht wagen können, weil er keinen moralischen Kredit im Volke für sich hatte. Die angeblichen Bitten und Adressen, die vor der Erklärung über die Wiederaufrichtung des Kaisertums aus allen Teilen des Reiches an Juanschikaï gelangten und ihn bestürmten, den Thron zu besteigen, waren bestellte Arbeit, ja sie waren zum großen Teil von ihm geradezu erpreßt. Das ging sogar aus den oppositionellen chinesischen Blättern hervor, die in letzter Zeit nach Europa gelangten. Die Wiederherstellung der Monarchie in China ist an sich durchaus möglich, ja manche Kenner Chinas halten sie auf jeden Fall für wahrscheinlich, aber eine Dynastie Juanschikaïs wäre wohl die schwierigste Art gewesen, um den Rückweg zu der verlassenen Staatsform zu finden, weil der dauernde moralische Widerspruch sowohl der Confucianer als auch der Modernisten dagegen stand. Die Vorstellung ist falsch, daß in dem Vierhundert-Millionenreich keine Kräfte vorhanden seien, um auf die Dauer die nationale und politische Selbständigkeit Chinas gegen Japan zu behaupten. Im Gegenteil, jene irren, die es für klüger halten, auf das japanische statt auf das chinesische Pferd zu setzen. Am letzten Ende wird nicht Japan, sondern China die bleibende Macht im fernen Osten sein. Einer Persönlichkeit vom Schlage Juanschikaïs aber hätte es wohl kaum gelingen können, die ungeheuern verborgenen Kräfte Chinas auf den Weg der Sammlung und Festigung zu bringen.

Nach der Schlacht in der Nordsee. Von Marineoberpfarrer Klein.

Ein großer Tag liegt hinter uns, ein größerer Tag für unsere Marine, für unser ganzes Volk, ja für die Weltgeschichte, ein gewaltiger Tag für jeden einzelnen, der mit dabei gewesen.

Zum erstenmal in diesem Krieg ist es für uns, für die deutsche Kriegsflotte, zur Schlacht, zur großen Schlacht gekommen, mit unserem Feind, mit unser aller gefährlichstem Feind, dem eigentlichen Brandstifter und Brandschürer, ist es zur Seeschlacht gekommen in diesem Weltkrieg, mit dem an äußeren Kräften uns weit überlegenen Feind — und siegreich ist die Schlacht für uns gewesen!

In unserem berechtigten Stolz, in unserer Siegesfreude, in dem Donnerhall und Wogenprall, der uns von jener Nacht her noch in den Ohren liegt, klingt es wie Orgelton und Glockenklang: „Nun danket alle Gott!"

Daß es nicht nur und nicht in erster Linie auf äußere Macht und Kraft, auf die Zahl und Größe der Bataillone und der Schiffe, der Kanonen und Gewehre ankommt, daß es vor allem auf den Geist ankommt, der die Menschen beseelt, das hat ja dieser ganze Krieg gezeigt, das hat auch diese Schlacht zwischen Deutschlands und Englands gesamter Flottenmacht gezeigt. — Wie anders war der Krieg für uns, als wir ihn uns gedacht! Als wir damals auszogen, an jenem letzten Julitag vor zwei Jahren, da dachten wir, wir zögen aus zur großen Seeschlacht schon in den nächsten Tagen. Es kam anders — Dank der großmächtigen und übervorsichtigen englischen Flotte, oder doch der Politik ihrer Staatsmänner. Während unsere Brüder zu Lande von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg schritten, während unsere Auslandkreuzer und unsere Unterseeboote tapfer kämpften und dem Feinde schmerzliche Wunden schlugen, mußten wir liegen und warten. Das ist uns allen bitterschwer geworden, — wie schwer, das weiß nur der, der selbst diese ganze Zeit durchgemacht. Und daß wir in all dieser Zeit, in dieser langen Wartezeit, fest und unerschüttert in Hoffen und Harren geblieben, in Geduld und Ausdauer, in äußerer und in innerer Bereitschaft, bis wir dann endlich ausholen konnten zu dem großen Schlag — das tat der Geist, der in unserer Flotte lebt, der Geist der Kraft, der Liebe zu unserem Vaterland, der äußeren und der inneren Zucht.

Und so kam endlich der Tag, der auch uns rief, der auch uns endlich vergönnte, mitzukämpfen für unser Vaterland. Und es war wahrlich nicht der Geist der Furcht, den uns der ehrenwerte, mit dem Munde so tapfere edle Churchill vorwarf, der uns am Tage vor Himmelfahrt hinaustrieb, der uns am Abend dieses ewig denkwürdigen Tages dem übermächtigen Feind mit Jubel entgegenfahren ließ. Es war der Wille: 'ran an den Feind! die Losung: Sieg oder Tod! Als die Stunde da war — da haben wir gezeigt, daß wir nicht nur zu warten und zu wachen, sondern auch zu kämpfen und zu siegen, zu bluten und zu sterben wußten.

Als das Gros der Flotte im ersten Morgengrauen des letzten Maitages hinausfuhr — die Kreuzer waren schon vor uns hinausgegangen — da wußten wir, daß es dem Feind entgegenging; daß es zu dieser großen Schlacht mit der gesamten Seemacht Englands kommen würde, wußten wir nicht. Als uns am Nachmittag gemeldet wurde, daß unsere Kreuzer mit starken feindlichen Kräften schon in heißem Kampfe standen, als dann Trommelwirbel und Trompetenklang „Klar Schiff zum Gefecht!" anschlug, da ging eine frohe Bewegung durch unser ganzes Schiff, und so war's auf allen Schiffen. Um 1/4 vor 7 fiel unser erster Schuß, entbrannte der Kampf auf dem weiten Kampffeld der nördlichen Nordsee am Skagerrak, waren wir gleich in erbittertem Kampf mit überlegenen Streitkräften unserer Gegner. Im Lauf der Schlacht stellte sich immer mehr heraus, daß wir die ganze englische Schlachtflotte gegen uns hatten. Die 34 und 38 Centimeter-Granaten der Engländer schlugen dicht um uns herum ein, und unsere Granaten antworteten, daß Schlag auf Schlag das Schiff erschütterte. Es war ein grausig-schönes Bild, das das weite Schlachtfeld bot. Wohin man sah: rote Feuerlohen aus den Geschützrohren, brauner Qualm die Schiffe umhüllend, ferner und naher Donner. Wie durch ein Wunder wurde manches Schiff bewahrt. Unser Schiff war mitten im heißen Feuer, zur Rechten und zur Linken, vor uns, über uns hinweg, schlugen die Granaten ein, zweimal nur fünf bis zehn Meter von unserer Schiffswand entfernt,

man hörte auch unter Deck das Heulen der über uns weggehenden Geschosse. Granatsplitter der beim Aufschlagen ins Wasser krepierten Geschosse bedeckten unser Deck — unsere Matrosen sammelten sie nachher als wertvolle Andenken — bei alledem hatten wir keinen einzigen Treffer.

Bis $^1/_2$11, also vier Stunden lang, währte für unser Gros die eigentliche Schlacht, wurde auf beiden Seiten mit aller Kraft gekämpft. Unser kleiner Kreuzer „Wiesbaden", nicht weit von uns entfernt, durch das Glas gut zu erkennen, lag in Feuer und Qualm. Es war ein schmerzlicher Anblick, wie das kleine Schiff, bis zuletzt feuernd, vom Feind zusammengeschossen wurde. Mit einbrechender Dunkelheit — die Nacht war da oben schon nordisch hell — setzten unsere Torpedobootsflottillen mit aller Kraft ein — wie auch die der Feinde, leuchteten die Scheinwerfer über das Meer. Als ich grade einmal wieder oben an Deck war, brauste eine unserer Flottillen dicht hinter unserem Schiff zu einem Angriff vorbei. Was man bei den Friedensübungen so oft bewundert: dies schneidige Durchbrechen unserer schwarzen Jäger zur See — jetzt im Kriege sind sie allerdings auch feldgrau geworden —, das wirkte nun, wo es blutiger Ernst war, doch noch ganz anders. Daß unsere Torpedobootswaffe in dieser Schlacht zeigen konnte, wie die Hoffnung, die man auf sie gesetzt, wohl berechtigt war, konnte einen schon in Anbetracht ihres schweren Dienstes bei Tage und bei Nacht, im Frieden und besonders jetzt im Kriege, herzlich freuen. Unser Admiralstabsbericht stellte ausdrücklich fest, daß das englische Gros durch die wiederholten wirkungsvollen Angriffe unserer Torpedobootsflottillen zum Abdrehen gezwungen worden ist. — —

Schaurig-schön war das Bild der brennenden Schiffe. Nicht weit von uns erhellte ein in roter Glut stehender englischer Zerstörer den dunkeln Himmel, man sah die Leute ins Wasser springen — ins nasse Grab. Ein brennendes großes englisches Schiff streute berstend seine Feuergarben nach allen Seiten aus. Es war das Drama einer Seeschlacht, wie man es sich wohl schon in seiner Phantasie ausgemalt hatte, und das doch über die Phantasie hinausging.

Nach vierstündiger Dauer flaute die Schlacht ab, um noch während der ganzen Nacht bis zum Morgengrauen immer wieder, bald hier, bald da, aufzuflammen.

Während des ganzen Verlaufs der Schlacht wurden von oben die Nachrichten über ihren Gang ins Schiff hinuntertelephoniert, so daß alle auf dem laufenden erhalten wurden: „Feindlicher Kreuzer gesunken", „Feindlicher Zerstörer in Brand", und solche Nachrichten wurden natürlich mit Freude begrüßt, während die Nachrichten über unsere eigenen Verluste mit stummem Grimm aufgenommen wurden.

Die Stimmung, der Geist, das Verhalten der Besatzung war wie wir es erwartet hatten. Ruhig tat jeder seine Arbeit, an den Geschützen, am Scheinwerfer, unten vor den Kesseln, in der Küche und in der Bäckerei — die Sorge für das leibliche Wohl wurde auch in der Schlacht nicht vergessen. Daß auch der Dienst der nicht am Kampf unmittelbar Beteiligten auf einem Kriegsschiff ein recht „heißer" sein kann, mag man daraus ersehen, daß in der Bäckerei — da während der Schlacht die Ventilation abgestellt werden mußte — die Hitze bis auf 75° C. stieg. Aber das nötige Brot für die 1300 Mann wurde auch in dieser Hölle gebacken.

Von Sorgen um Wunden und Leben war nirgends eine Spur. War auf einer Seite Feuerpause, beobachteten die Leute durch die Sehschlitze den Gang der Schlacht, das Einschlagen der Geschosse, auch in nächster Nähe; in voller Ruhe, teilten sie ihre Beobachtungen einander mit. Und das Bild der vollkommensten Ruhe bot der Geschützführer, den ich während einer Feuerpause beim abgedämpften Licht der elektrischen Batterielampe behaglich auf einer Kiste sitzend in einem Buche lesend sah, bis der Ruf aus der Zentrale: „Achtung, Backbordbatterie!" ihn wieder ans Geschütz springen ließ.

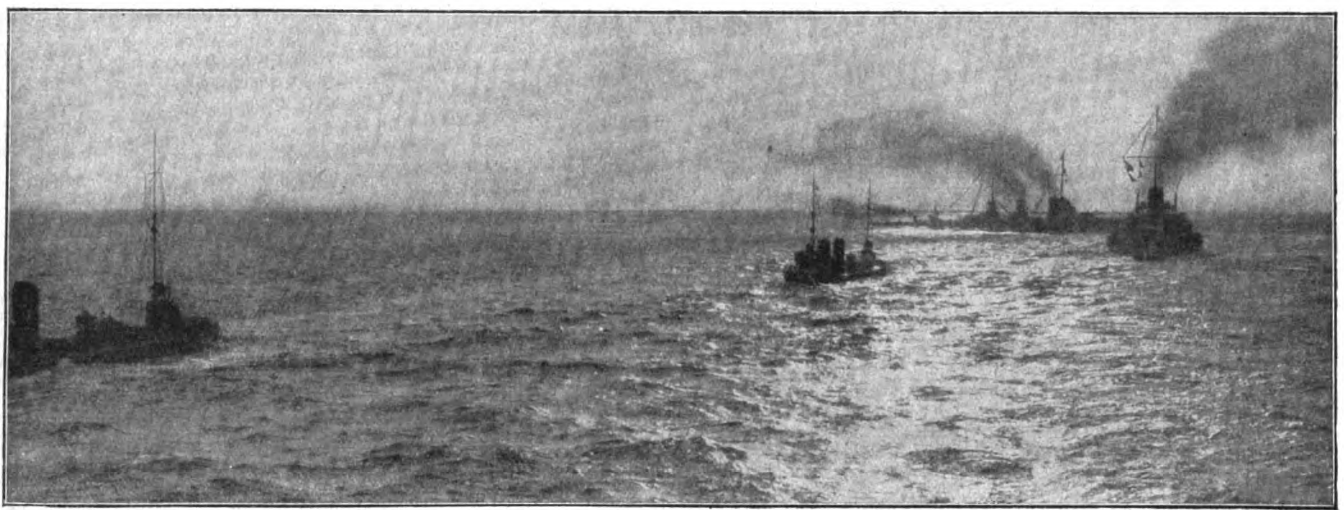
Nach Mitternacht gab es eine prachtvolle Bohnensuppe, und alle ließen es sich herrlich schmecken.

Und was ich von den Schiffen, die schwere Treffer und Beschädigungen, Tote und Verwundete hatten, hörte: wie tapfer sich auch die in Wunden und Schmerzen und im Sterben benommen, war auch alles Lobes würdig. Hier schloß ein junger Leutnant mit einem Lächeln auf den Lippen die lebensfrohen Augen, dort ging ein Mann, der verstümmelt schwer mit dem Tode rang, verklärten Angesichts hinüber, weil ihm sein Kommandant das Eiserne Kreuz auf die wunde Brust gelegt hatte. Ein älterer Deckoffizier, dem das Bein zerschmettert wurde und der der einzige Verwundete seines Schiffes war, sagte zu dem Offizier, der ihm sein Bedauern aussprach, daß es gerade ihn getroffen: „Wenn es einen treffen sollte, warum nicht mich?" — Tragisch und schön zugleich war der Tod des Artillerieoffiziers eines kleinen Kreuzers. Er hatte eben einen Volltreffer auf einem feindlichen Schiff angebracht und jubelnd gerufen: „Hurra, den haben wir!", da traf ihn im gleichen Augenblick ein feindliches Geschoß, und mitten in seiner Siegesfreude sank er in den Tod.

Wunderbare Bewahrungen kamen vor. In dem Gefechtsturm eines Schlachtkreuzers wurde die ganze Mannschaft mit einem Schlage vernichtet: aber einer kam, wenn auch etwas verbrannt, lebendig heraus. Auf einem anderen großen Kreuzer schmetterte eine Granate in der Batterie alle nieder, der einzige Überlebende war der Pfarrer, der gerade dort verweilte. Er hat dann, obgleich selbst nicht eben leicht verwundet, noch die ganze Nacht hindurch auf dem Verbandplatz den Verwundeten Trost und Kraft zugesprochen. Im Lazarett hat ihm der Kaiser bei seinem Besuch in Wilhelmshaven selbst das Eiserne Kreuz Erster Klasse für sein tapferes Verhalten überreicht. Keiner dachte an sich selbst, jeder nur an die Schlacht, an den Sieg. —

Ein kleiner Kreuzer und Torpedoboote retteten von einem zusammengeschossenen Schlachtkreuzer die ganze Besatzung, mit den Verwundeten, unbekümmert darum, daß ihnen selbst Tod und Vernichtung drohte. Und so ließe sich noch manches Rühmliche melden. — Im Morgengrauen des ersten Junitages verließen wir das Schlachtfeld, auf dem für uns nichts mehr zu tun war, mit dem Bewußtsein, daß wir Sieger geblieben, aber auch in der Erwartung, noch einen neuen Kampf bestehen zu müssen. Der Anmarsch eines feindlichen Geschwaders von zwölf Linienschiffen aus der südlichen Nordsee, das uns wohl den Weg verlegen sollte, war uns gemeldet worden. Aber es kam nicht zum Kampf: das feindliche Geschwader dampfte ab — ein Nelson führte es jedenfalls nicht.

Wir haben nachher gelacht, als wir in dem englischen Kampfbericht lasen, die deutsche Flotte habe das Schlachtfeld geräumt, die englische habe es behauptet, ja sie habe vergeblich versucht, die fliehende deutsche Flotte einzuholen. Wir wußten, daß unsere Torpedobootsflottillen, die dem weichenden Feind nach Norden nachgesandt worden, trotz eifrigen Suchens von dem englischen Gros nichts mehr angetroffen. Und wir fuhren schon in Rücksicht auf unsere beschädigten Schiffe durchaus nicht in beschleunigter Fahrt zurück. Es wäre den englischen Schiffen bei ihrer überlegenen Ge-



Deutsches Kreuzergeschwader mit Torpedobooten. Aufnahme von R. Sennecke.

schwindigkeit ein leichtes gewesen, Fühlung mit uns zu behalten oder wiederzugewinnen — aber sie dachten nicht daran. Wir fuhren heim als siegreiche Flotte mögen die Engländer sich und andere belügen wie sie wollen. Und der Vergleich zwischen ihren und unseren Verlusten redet doch selbst für englandfreundliche und deutschfeindliche Neutrale eine zu laute Sprache.

Die ganze „unfaire" Art der Engländer tritt in ihrem nachträglichen Verhalten auch bei dieser Gelegenheit wieder hervor. Daß sie sich ihrem Volke gegenüber herauslügen wollen aus ihrer Niederlage, mag ihnen noch hingehen. Daß sie aber den Gegner schmähen, ist ihrer würdig. Wir haben auch im amtlichen Bericht anerkannt, daß die Engländer sich in der Schlacht selbst tapfer geschlagen — allerdings hatten sie die Übermacht auf ihrer Seite: ihr gekröntes Oberhaupt spricht das Gegenteil von uns aus, und ihre Funkenstation Poldhu verkündet der Welt, daß sich unsere Torpedoboote geradezu kläglich benommen. — — —

Viele von denen, die mit uns froh hinausgefahren, liegen in dem großen Seemannsgrab da droben in der grauen Nordsee, viele bestatteten wir am Sonntag nach der Schlacht im großen Massengrab auf dem Ehrenfriedhof unserer Marine an der Jade. „Wie sind die Helden gefallen und die Streitbaren umgekommen" klang es mit Davids Klagelied über die Gräber hin. „Laß unsere Herzen schlagen zu dir, unserem Gott, und unsere Fäuste auf den Feind, bis er darniederliegt und wieder Friede wird in unserem Land, in aller Welt!" klang es zum Himmel empor. „Laß Kraft mich erwerben in Herz und in Hand, zu leben und zu sterben fürs heilge Vaterland!" so baten wir im Blick auf die stillen Schläfer, die tapferen Toten, und wir schieden mit dem Gebet:

Gott, dir ergeb ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen,
Dir, mein Gott, dir ergeb ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Bilder aus der Offensive an der Südtiroler Front. Von Karl Graf Scapinelli.

Mit vier Aufnahmen des Verfassers.

Zum drittenmal weile ich in diesem Kriege in Südtirol an der Front. Tief drinnen im Tal sitze ich auf der Galerie eines Bauernhauses mitten in der Front, wie in einer Loge des Kriegstheaters, fast genau so, wie es hier neulich von der Görzer Front geschildert war. Der Krieg spielt sich sozusagen vor meinem Fenster ab. Drüben im Gelände brummt ein schweres Geschütz, haut erschütternd die Zentnerlast im Bogen gegen den Himmel, und nach fünfzig Sekunden Pfeifens, höre ich, sehe ich drüben den Einschlag. Wie eine schwere Tatze legt sich der Dampf dick und schwer auf den Bergrücken und hebt sich aus den schwarzbraunen allmählich auf eine Breite von etwa 300 Meter empor in weißem Dampf.



Zerstörte italienische Gräben am Castell Dante; die erste Bresche in der feindlichen Linie.

Und der Schlag scheint zu sitzen! Der Feind sucht sofort nach dem, der ihn geführt. Er donnert zurück! Er sucht die Riesenkanone; aber die Wut nimmt ihm die Überlegung, er greift mit seinen Schüssen daneben!

Und wieder stampft unser Geschütz. Das Haus zittert auf dem weichen Weinboden, zwei kleine Kinder schreien auf und wimmern über diesen orkanartigen Laut. Die Größeren freilich lassen sich im Polentaessen, im Salatschmausen nicht stören. Und wenn ihnen ein Stücklein von dem gelben, festen Brei auch auf den Boden kollert, sie heben es mit der Gabel auf und stecken es in den Mund! Wenn morgen die Kanone wieder schießt, essen sie wieder Polenta, dann wird statt Salat eine braune Zwiebeltunke dabei sein, aber es wird ihnen trotz des Lärmens sehr gut schmecken. Man hatte sich an den Verteidigungskrieg gewöhnt, man hatte sich daran hier im Dorfe gewöhnt, daß der Italiener dort auf den Bergen im Kreise saß, jetzt gewöhnt man sich an den Lärm einer Offensive. Auch mit den Fliegern, die jeden Morgen alle Abwehrkanonen auf den Höhen wecken und zum Lärmen und Fauchen zwingen, hat man sich hier abgefunden.

Immer weiter müssen die Geschütze von uns hinübergreifen in Feindesland, denn die Truppen haben längst all die Hänge ringsum vom Feind gesäubert, und nur da und dort sitzt er noch im Felsennest, angeschmiegt an die Wände, vergraben in Höhlen. — Plötzlich schaut der Riesenberg vor mir, wie ein Vulkan aus; just auf seiner höchsten Spitze steht der umgekehrte Kegel einer schweren, schwarzen Einschlagswolke! Gnade Gott den Feinden! Erdreich, Gestein spritzt auf! Kollernd rollen die Massen vom Kopf zum Tal. Ein wunder Berg schüttelt sich im Schmerz, grollend tönt durch die nahen Rinnen das Rollen des im Schmerz abgeschüttelten Gesteines!

Kuppen ändern über Nacht ihr jahrhunderte altes Gesicht, Spitzen werden abgetragen, Matten in Steinfelder verwandelt, Eisen wird in die Wiesen wie Samen, der taub liegen bleibt, gesät! Menschen bekämpfen sich, und die Berge zittern. Nur die Berge. Denn täuscht mich nicht mein Glas, so ziehen dort Soldaten auf, so streben dort Menschen die Hänge hinan, um die, die der Berg nicht selbst abgeschüttelt hat, aus ihren Nestern zu holen. — Und im Tal selbst? Seit die Offensive vorgetragen ward, ist es auch dort lebendig geworden. In den Gärten unter Bäumen, in Wiesen und Matten lagert die Nachhut, Zeltstädte für einen Tag und eine Nacht geschaffen, wachsen aus der Erde. Um die Leinwand legt sich schnell der grüne Schmuck eines schützenden Laubwerkes, und an einen Pfosten, an einen Baum gebunden, rastet das Pferd! Neben ihm oft das Fohlen. Denn trotz der Kriegsarbeit haben so und soviele Stuten nicht ihre Mutterpflicht vergessen, und neben der Braven am Wagen und Karren, neben dem Tragtier, das zur Höhe kraxelt, trippelt ein Füllen, der Liebling aller Soldaten, denen es fromm wie ein Hund begegnet. Man trifft Kolonnen, wo jedes zweite Tier solch ein Junges mit sich führt.

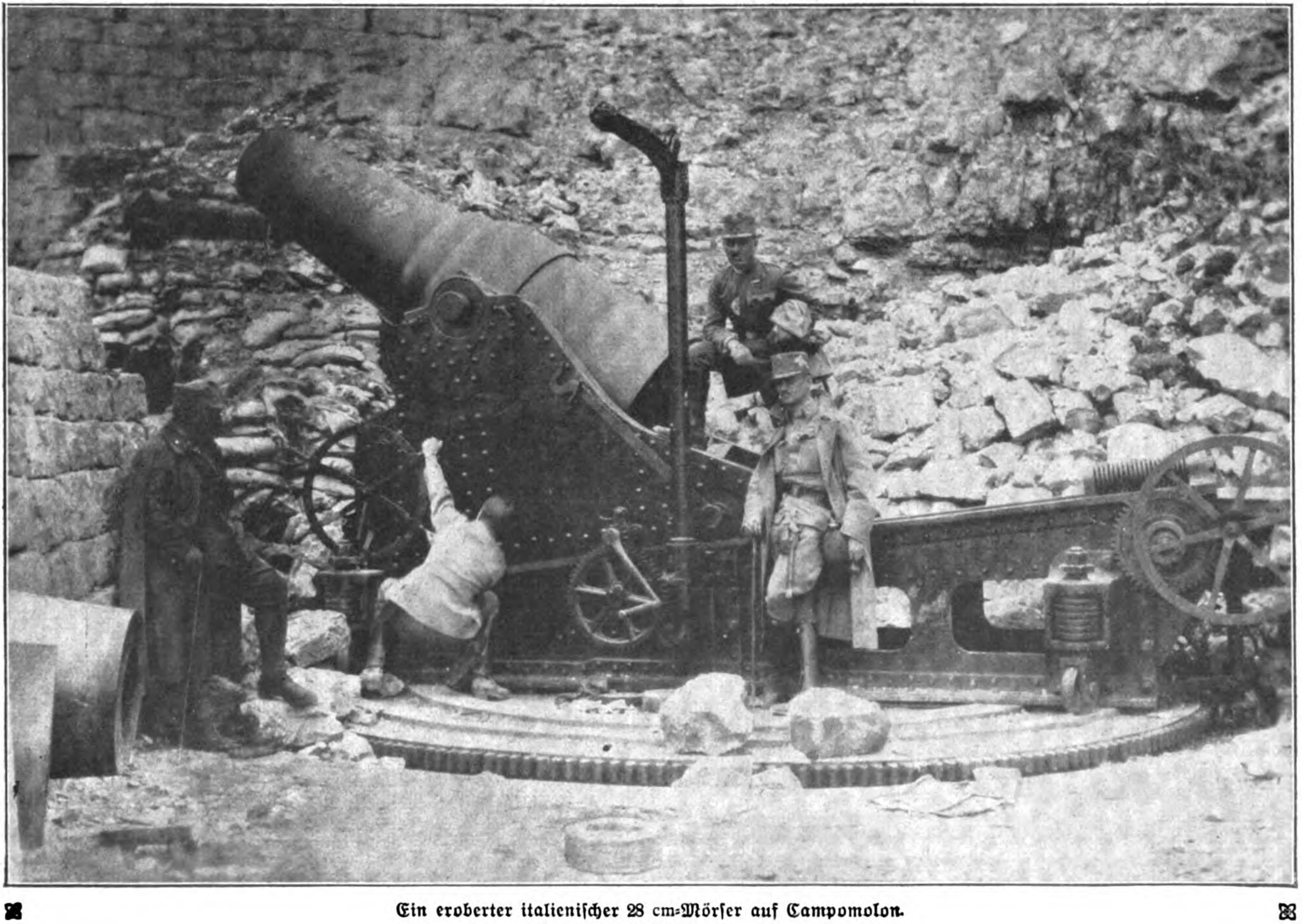
Die Romantik des Krieges, die Wanderromantik ist wieder erwacht. Dort wo Truppen zu den Kreuzzügen einst zogen, dort wo andere, vom Süden kommend, vor Jahrhunderten dem Norden zustrebten, zieht jetzt eine neue Völkerwanderung dahin. Gen Süden geht der Weg! Aber er geht meist nicht durch die Täler allein, er darf die Höhen nicht scheuen, er muß auch dort hinauflaufen. Denn die Kämpfer sind oben; sie gehen den Weg der Höhe, sie säubern die Felsen, die Hochflächen, wo die feindlichen Geschütze gestanden und uns bedroht haben. Jetzt sind sie stumm, und wenn sie sprechen, dann dienen sie uns. Denn auch diese Wesen aus Stahl, auch diese Höllenmaschinen dienen den stärkeren willenlos. Und darum hat man sie an manchen Stellen kehrt machen lassen gegen den Feind und den, dem sie willig einst gedient, den bedrohen sie jetzt.



Österreichisch-ungarische Kolonnen im Vormarsch auf italienischem Boden.

Wer die Schwierigkeiten überwunden hat, die ihm hier die Natur gegenüberstellt, dem gelten die, die der Feind ihm noch bereiten kann, gering! Das ist vielleicht das Geheimnis unserer großen Erfolge hier in den Bergen! Die Menschen, die die Majestät der Unnahbarkeit der Natur überwanden, die scheuen jene nicht, die als winzige Menschlein dort oben noch auf sie lauern mögen. Und die oben eingenistet saßen, seit Monaten gequält von den Härten eines solchen Aufenthaltes, die waren erschreckt über die Starken, die zum Kämpfen heraufkamen, die nach schwerem Aufstieg bereit waren, noch sie von oben zu vertreiben.

Auch die Ketten der Panzerfesten haben wir nicht gescheut



Ein eroberter italienischer 28 cm-Mörser auf Campomolon.

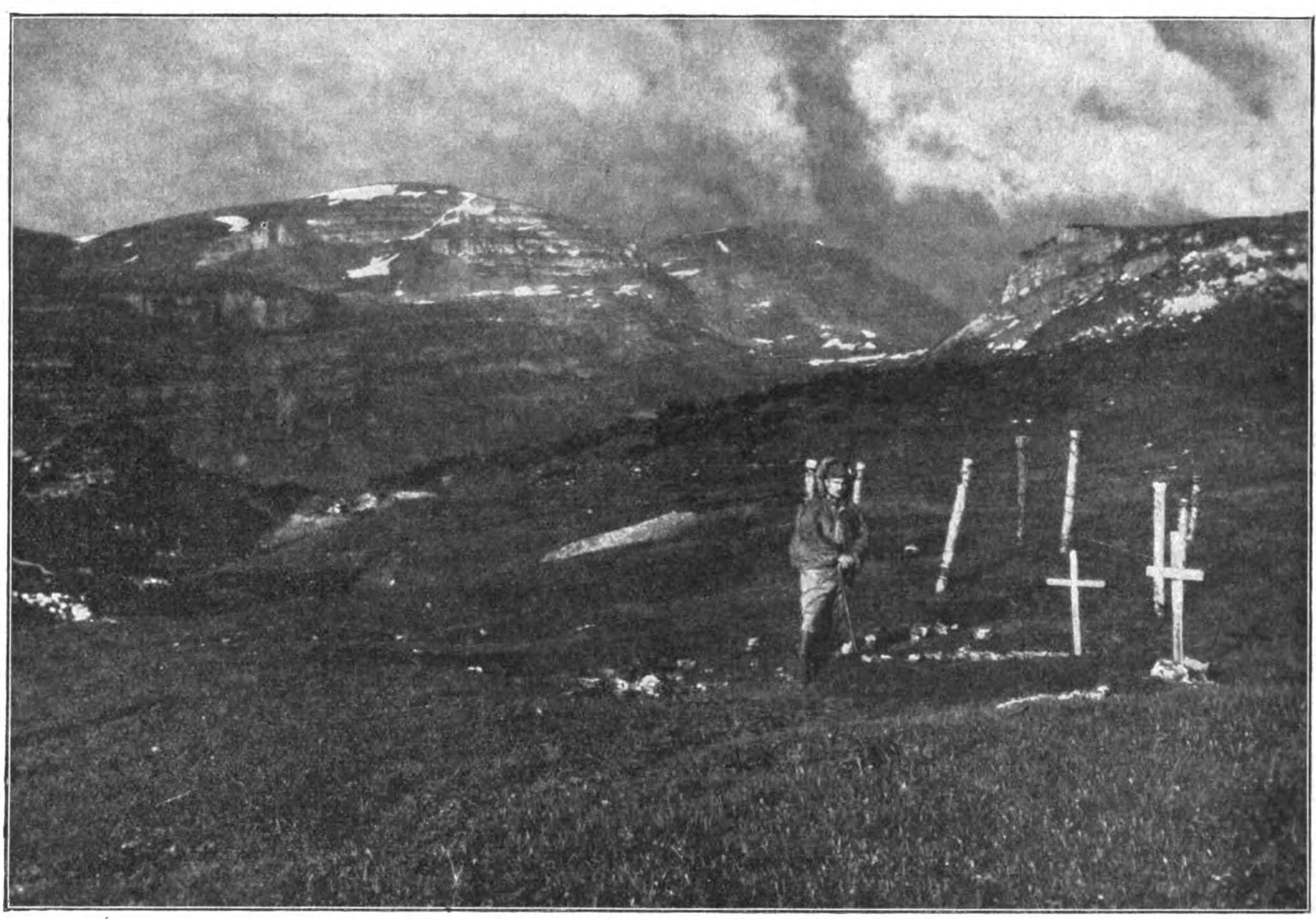
Dort liegt eine, ein Steinhaufen am Berg, erst durch die Wunden und Einschläge für uns sichtbar gemacht. Unsere Mörser haben es zertrommelt, unsere Truppen erstürmt, und der Feind mußte es verlassen.

Und wie am Tag, so ist es auch in der Nacht vor meinem Fenster, nur daß der Krieg mehr Farbe hat, wenn die Schatten über den Farben der Landschaft liegen, wenn die Einzelheiten versinken und nur Flammen sprechen. Dann ist ein Haubitzenschuß ein Flammenzeichen, dann ist ein Einschlag im Felsengestein ein Feuerwerk. Die Scheinwerfer streifen die Höhen ab, mit riesigen Armen greifen sie über die Täler hinweg in den Schlaf der feindlichen Lager.

Wetterleuchtet es oder macht nur der Krieg hier die Nacht so flackernd, so unruhig? Grollt der Donner so oder sind es die Geschütze vorne an der äußersten südlichen Front, die hierher schon wie fernes Rollen im Traume tönen? Jetzt höre ich deutlich Maschinengewehre knattern! Vom nahen Hang müssen sie arbeiten; Lichtkegel erscheinen dort; am rasch eine feindliche Konserve aufliest, schon um die Neugierde zu befriedigen, wie denn das Ding schmecken mag!

Und neben den Sturmwegen, die vorwärts führen, gibt es dann die stillen Winkel, wo der Feind mehr aufgespeichert hat an Munition und Mundvorrat. Da findet man noch nach Tagen, trotzdem die Aufräumungsarbeiten schon besorgt sind, in Höhlen und Klüften Spuren des feindlichen Grabenalltags. Aber gerade diese kümmerlichen Häuslichkeiten, die zerstreuten, zärtlichen Briefe eines Mädchens aus Ancona an einen Soldaten, die Ankündigungen von Leckerbissen als Feldpostpaket, die eine Mutter ihrem Sohn verspricht, zaubern Wirklichkeit, Leben und grausige Größe des Krieges einem vor.

Plötzlich ist man beim Feind zu Gast, sieht, ohne daß er einen merkt, das Kriegsleben auf der andern Seite, hinter der Mauer, die er aufgerichtet, damit nicht das kleinste Geschoß zu ihm dringt. Und nun steht er da, trotzdem er geflohen, wie er ist, ganz als Mensch als einer von Tausenden, die ein höherer Wille dahergestellt hat und die den Posten nicht



Gräber am Monte Spil, im Hintergrund der Col Santo.

Maschinengewehr steht der Leutnant, wie ein „Kinokurbler" am Kinokasten, und im Kegel des kleinen nahen Scheinwerfers scheinen wie Mücken die Feinde sich zu regen. Eine Projektion in der Nacht! Ist's Wirklichkeit, ist's nicht Theater vor dem Fenster eines verwunschenen Bauernhauses? Nein es ist der allnächtliche Spuk dieser Gegend! Immer wieder glauben die Italiener, daß sie des Nachts die Fesseln lösen können, die Ketten sprengen, die unsere Truppen vordringend um sie legen. Aber nie gelingt es ihnen. Immer werden die Angriffe abgeschlagen.

Ein neuer Tag. Hellgelb leuchtet dort am Bergrücken das Band der neuen Kriegsstraße herüber! War ich wirklich gestern dort oben, wo es jetzt von Einschlägen dampft? Bin ich wirklich diesen Weg unseren Truppen nachgegangen? Von hier aus sieht man nur den lichten Streifen, ahnt kaum, was das Vordringen alles darauf ausgestreut neben Tod und Verderben, neben Leichen und Verwundeten, auch alle kleinen Markierungen der Sturmstraße! Mützen mit den großen italienischen Schildern, Blechhelme mit Narben und Einschüssen, Bajonette, zerbrochene Gewehre, Gamaschen, die sich bei der Flucht gelöst, die am Laufen gehindert! Kurze Mäntelchen, die doch zu lang und zu schwer waren, um sie bei der Flucht mitzunehmen! Tornister mit allem Inhalt, Brottaschen mit Lebensmitteln. Und der Verfolger? Er hat kaum die Zeit, irgend etwas aufzulesen. Höchstens, daß er im Sturme, wie der Vogel im Walde, das als Nahrung nimmt, was er findet, halten konnten! Eine andere Stelle, eine Stelle am Kästell Dante! Gestürzte Häuser, gefallene Bäume, zerbröckelter Beton, und weiter hinten unter den Bäumen eines Haines, der dem Dichterfürsten galt, eine Tafel fünfmal so groß wie die, die die nationalen Heroen besingt, eine Tafel zum Gedächtnis für einen gefallenen Unterleutnant!

Vom Fenster aus hat man die Eingangspforten nach Italien vor sich, die sich auf den Zauberspruch unserer Mörser öffnen. Längst kann man freilich von da die ganze Breite der Durchstoßfront nicht übersehen; sie hat sich wie ein Feuerbrand ausgebreitet und ist im Sturm viele Kilometer nach Italien getragen worden. Längst wohnen unsere Truppen auch in festen italienischen Dörfern, und die feindlichen Granaten reichen gar nicht mehr dort hin. Der Italiener rächt sich wie ein Kind; was man ihm genommen, beschießt er jetzt. Aber das nützt nichts. Vor Asiago und Arsiero stehen unsere Truppen. Längst sehen sie von den letzten Höhen in die Ebene, und wieder hat man dort Standpunkte, von denen aus sich der ganze Krieg überschauen läßt, der Krieg auf den Höhen, der Krieg, der mit den ersten Schrapnellwolken schon hinabsteigt ins Tal! Dort flammen sie auf über die Bänder der Flüsse! Und wo die Wolkenwand steht, dort ist Venedig; an klaren Tagen sieht man von hier die Rauchschwaden der Schiffe in der Adria schwarz sich auf die blauen Fluten legen. Krieg vom Fenster, von den Höhen gesehen!

In der Satanshöhle. Kriegserzählung aus dem Karst von Ernst Decsey.

Es war nach der letzten Isonzoschlacht. Im Holzkaffeehaus des Lagers von ... saß eine Runde jüngerer Offiziere, die eben aus Cote und Stellung herabgekommen waren, um auf Urlaub zu gehen. Noch aus der ersten Erlebnisfrische erzählte der eine die Geschichte der Gewehrkugel in seiner Tasche, der andere die des Granatsplitters in seinem Koffer, Erinnerungen aus der großen Steinmetzwerkstätte dort oben, wo der Tod mit Schlegel und Hammer zuhaut. Jeder hatte eine „Kleinigkeit" mitgemacht, und es war natürlich, daß die schweren Fälle zuletzt kamen, obwohl kein Kamerad den andern überbieten wollte. Man war unter „Fachleuten", es gab kein Pathos. Nach der Schilderung, die ein Hauptmann vom Nachtangriff auf ... entworfen hatte, trat eine Pause ein. Der Erzähler lehnte sich zurück und genoß das Schweigen der anderen wohl mit dem Gefühl, das Stärkste mitgemacht zu haben, als ein Leutnant älteren Stils mit dem Sessel näher an den Tisch rückte.

Mit seinem nachgewachsenen Bart, seiner Brille, seinem Mannschaftsmantel sah er so wenig wie die andern nach Salon aus; aber als er einen Augenblick die Lider senkte und den Kopf in die Hand stützte, verriet seine Haltung etwas von dem Druck, den alle mitbringen, die durch ein großes Grauen gegangen sind. „Im Feuer bin ich eigentlich nur eine Nacht gewesen," begann er, „aber sie genügte, um die Bekanntschaft des Todes im Stein zu machen ... Ich hatte ein sonderbares Erlebnis, oder vielmehr es hatte mich, und wenn wir noch Zeit haben, so möchte ich —"

Die andern beugten sich vor, und er erzählte: „Ich hatte damals vom Regiment den Befehl, mit meiner Proviantkolonne nach J. zu fahren, wo eins unserer Bataillone stand. Das war früher ein Spaziergang gewesen, aber seit einigen Tagen lag das Ende der Straße unter Feuer. Der Italiener schielte von irgendeinem hohen Kamin, von einem Schloßturm oder vom Lenkballon herüber — kurz, wir mußten bis zur Dämmerung warten. Unser Bataillon lag bäuchlings in einem Waldrücken, soweit die zerdrehten, zerfetzten Stangen noch einen Wald bildeten. Die Leute waren auf die Kolonne angewiesen und warteten auf Wasserfässer, Reissäcke, auf Kaffee und Tabak mit einiger Neugier.

Also wir marschierten, der Fähnrich, der Rechnungsunteroffizier, ein paar Begleitmannschaften und ich. Gegen Abend näherten sich meine Wagen dem Ende der Straße, die dort schluchtartig zwischen Felswänden verläuft, in die die Sonne den ganzen Tag hineinbrennt. Dann tritt die Straße ins Freie, ihre niedrigen Riegelmauern durchqueren eine Hutweide und führen allmählich den Hang hinauf.

Die Spitze meiner Maultiere trat soeben aus der Schlucht, als ein Geschoß heranheulte und der gelbgrüne Qualmstrauch sofort aus dem Boden wuchs. Sie hatten uns schon. Bald kam ein zweites, ein drittes und hüllte Straße und Hutweide in Staub und Rauch. Sperrfeuer. Was tun? Jenseits, am Rand des steinigen Hanges sahen wir die Empfangssoldaten stehen, die uns eben noch zugewinkt hatten, jetzt aber die Handfläche gegen uns ausstreckten: Halt ...! Nur dreihundert Schritte trennten uns voneinander — aber es war unmöglich zusammenzukommen. Geschoß auf Geschoß schlug ein, wie Feuerspeere aus einer glühenden Eisenwolke fuhr es vor uns in den Boden. Die Maultiere schüttelten sich jedesmal und ich begriff ganz gut das „Halt"! Es wäre zwecklos gewesen, hier „durchzubrechen", die kostbaren Wasserfässer zerschlagen, die Reissäcke zerreißen, den Tabak verbrennen zu lassen. Lieber warten.

Ich winkte hinüber, und wir zogen uns in die Schlucht zurück. Ungefähr hundert Schritte hinter uns, an der linken Felswand befand sich eine Höhle. Jetzt lag sie schon im Dunkeln und starrte wie ein schwarzes Zyklopenauge aus dem Stein. Ich kannte sie, war früher ein paarmal drinnen gewesen, und hier beschloß ich zu warten. Die Höhle hatte einen vorgelagerten Steindamm — vielleicht aus Urzeiten —, grausilberne Zirbelbäume wuchsen vor dem Eingang, und der Boden war mit niedrigen, hellgrünen Pflanzen bedeckt, deren Blätter alle die Gesichter dem einfallenden Lichte zukehrten. Meine Leute hatten mir erzählt, daß die Höhle im Volksmund die Schatzhöhle heiße, weil darinnen ein Schatz aus den Franzosenzeiten vergraben sei, goldene Stangen, Kreuze, Waffen; aber ich nannte sie anders. Sie hatte in ihrem Innern seltsame Tropfsteingebilde, die so grotesk aufstiegen wie die Säulen asiatischer Pagoden. An manchen Stellen grinsten wieder Teufelsfratzen von den Wänden, spangrüne oder rostbraune Masken hingen herab, die höhnisch die Zunge streckten, und vom Boden erhob sich gegen dieses Gewirr von umzottelten Hexengesichtern ein Steingebilde, das wie Beelzebubs Thron aussah. Die Phantasie der Natur, die sich hier schweigend austobte, erregte die Phantasie des Beschauers, der die stille Arbeit des Wassers mit dämonischen Absichten erfüllte. Kurz, ich nannte die Grotte im stillen immer die Satanshöhle. Dazu kam, daß ihr Hintergaumen anstieg und in einen engen Spalt verlief, den man nur platt auf dem Bauch durchkriechen konnte, um in ein schauerliches Dunkel zu starren. Aber da hinten hatten wir nichts zu suchen. Die Kutscher banden die Maultiere an die Bäume, tränkten sie, die Wagen wurden schön ausgerichtet, die Mannschaften krochen hinein, und wenn der Sperrfeuervorhang gelüftet wurde, konnten wir leicht durchschlüpfen — so hoffte ich — und zum Bataillon gelangen.

Der Fähnrich und ich machten es uns auf einer bewachsenen Steinmulde bequem, die von der Seitenwand der Höhle auslief. Wir legten uns nebeneinander auf dieses natürliche Feldbett, breiteten die Mäntel über uns und warteten. In der Höhle war es kühl, wir fröstelten alsbald in unseren Blusen und versuchten zu schlafen. Es ging nicht recht. Draußen fuhr Speer auf Speer in den Boden, das Getöse widerhallte in unserem gewölbten Riesenschlafsaal mit Ungewitterkrachen, und statt sich zu entfernen, näherten sich die Schläge immer mehr. Es blieb kein Zweifel: der Italiener trug das Feuer nach rückwärts und sperrte auch die Schlucht. Er kannte die Gegend mindestens so gut wie wir, er hatte die Schußelemente im Buch, brauchte nicht zu sehen, um zu treffen, und wollte den Proviantnachschub auf alle Fälle hindern. So waren wir durch das Feuer gefangen. Die Maultiere, die Wagen und Leute wurden mehr ins Innere gezogen — immerhin waren wir, der Fähnrich und ich, von ihnen noch gute acht bis zehn Meter entfernt.

Unsere Nerven ... schweigen wir lieber davon. Kurz, ich schlummerte ein bißchen ein. Es war der Lärmschlaf der Artilleristen, die alle Sinne abstellen können bis auf das Ohr, durch das die erregte Außenwelt einströmt wie durch ein Röhrenwerk, um das innere Gehäuse mit ihrem Tosen und Krachen zu erfüllen. Ich hatte eine Zeitlang im Hörschlaf verbracht. Allerlei Träume rollten und zuckten durch mein Hirn und verbanden sich mit dem Einschlagen der Granaten zu wirren Bildern von chaotischer Traumlogik, als auf einmal der Schlaf von mir fällt wie eine Decke, die abrutscht. Nicht der Lärm ... etwas anderes hatte mich wider Willen in Wache gehoben. Ich versuche wieder zurückzudämmern — da fühle ich, daß etwas Rundliches wie eine Walze auf meinen Beinen liegt. Ich kriege den Fähnrich an der Schulter und sage: „Du, — du mußt deine geehrten Beine nicht ausgerechnet auf meine legen!" Statt einer Antwort kommt sachte seine Hand herüber, tastet nach meinem Gesicht und legt sich mir auf den Mund: „Sst ... sst ...!"

Ich fühle in diesem Augenblick, wie sich die Walze über meine Gamaschen weiterschiebt, als bewege sich schraubend ein gefüllter, dicker Gummischlauch. Ich greife nach rückwärts in die Hosentasche nach meinem Revolver, aber — zum Teufel — ich hatte doch alle meine Sachen im ersten Wagen beim Unteroffizier abgelegt, Stock und Revolver. Die Taschenlampe hatte ich zum Glück bei mir, und ziehe sie eben aus der Bluse, um zu sehen, ob sie noch brenne — da kommt die Hand des Fähnrichs zum zweitenmal, seine Finger fassen mein Gelenk und, sich langsam herüberneigend, flüstert er mir ins Ohr: „Um Gottes willen ruhig! Schlangen ...!"

Eine heiße Welle flog in mir auf. Ich zog den Atem ein.

Schlangen ... Plötzlich lag ich in der Nässe des Schweißes. Mein Körper, glaub' ich, muß zu dampfen begonnen haben. Die Glut trieb Feuchtigkeit aus allen Poren heraus, von meinem Gesicht rann es herab, und ich beneidete die Raupen und anderes Getier, das sich totstellen kann, wenn Gefahr droht. Warum sind wir so ungeschützt? Ich kann mein Blut nicht auskühlen lassen, meinen Atem nicht abstellen, wenn ich will ... nein ... im Gegenteil ... mein Körper widersetzt sich boshaft, hat seinen eignen Willen und läßt mein Leben als Glutkreis weithin ausstrahlen ...

Die Schatzhöhle! Ein köstlicher Schatz war hier verborgen! Und draußen der Lärm, der wütende Lärm! Die mörderischen Speere zuckten in den Boden, manchmal spritzte es eisern bis zur Höhle und schlug klirrend in die Decke des Vordachs. Der Lärm mußte die Schlangen aus ihrem Schlafnest getrieben, von ihren Steinen verscheucht haben, ein Feind weckte den andern. Beschossen werden ... welche Bilder mochte das im Schlangengehirn hervorgerufen haben ...! Ich merkte auch, daß sich die Walze unruhig hin- und herwand, wie suchend, bald nach links, bald nach rechts ... und nun klomm sie näher zu mir herauf ... über die Gamaschen ... der Glut meines Gesichts zu. Ich sah nichts und wußte doch deutlich: jetzt hatte das Reptil den Kopf erhoben und züngelte mit seinem Tastorgan. Ich merkte es an der leichten Entlastung auf einem Teil meines Körpers. O, man wird feinfühlig! Sie suchte sich mit der Zunge zu orientieren, mit diesem empfindlichen, zarten Werkzeug, das über Entfernungen hin fühlt, und das bei der Dummheit einer Schlange in mir leicht den Feind vermuten

konnte. Und ich war ganz unschuldig . . . Ich hatte mich ebenso hereingeflüchtet wie sie.

Ich gestehe, ich bin in diesen Krieg mit einem gewissen freudigen Phlegma gegangen. Ich habe weder Frau noch Kinder, kein Zuhause weint mir nach, keine Familie fragt nach mir — so ließ ich mich vom Krieg gleichsam adoptieren. Wenn ich falle, dacht' ich, nun so entschwindest du auf rasche und ehrenvolle Art dieser traurigen Erdenkomödie und erhältst in der Zeitung drei Zeilen Grabschrift. Wenn ich davonkomme, nun so hab' ich mitgeholfen und miterlebt, schnitt auf jeden Fall anständig ab . . . Aber in diesem Augenblick gewann ich plötzlich das Leben lieb . . . nein, das wäre zuviel . . . die Zellenmasse, die ich bin, wehrte sich verzweifelt und wollte weiterleben. Ein grauenhaftes Geschick schien mich für einen eigenen Untergang aufgespart zu haben! Ich sollte nicht fallen und doch nicht davonkommen. Der Krieg sollte mich schonen, aber ein blödsinniges Ottermaul mich in der Nacht zerbeißen. Was hatte mich in diese Satanshöhle gelockt! Nein, lieber hinaus, hinaus in den Wahnsinn des Feuers, der bei alledem noch Vernunft zu haben schien, der den Zufall offen ließ . . .!

Ein Ruck konnte mich befreien. Aber — der Fähnrich neben mir . . . Wenn ich aufsprang, konnte ich auf das Reptil treten — oder waren es mehrere? — Ich mußte es sogar, und dann war der Fähnrich verloren. Durch unsere Stiefel und Ledergamaschen bissen die Bestien ja nicht; aber unsere Hände, unsere Gesichter . . . ich nahm die Hand des Fähnrichs und drückte sie einen Augenblick. Er mußte mich verstanden haben, er preßte mir die Finger zusammen — es war ein Gelöbnis, Dank und Abschied — auch er wollte ausharren und mich nicht gefährden . . .

Ruhig, ruhig, reglos . . .!

Jetzt kroch es weich und muskelwindend über mein gutes Bäuchlein weg, schlang sich wieder zurück — und suchte sich wahrscheinlich bequem zu machen, warm zu betten; und immer dieses Abheben des Vorderteils, dieser furchtbare Augenblick, wo ich fühlte, daß ich an Belastung verlor und mein Guthaben an Leben geringer wurde. Ich suchte mich unmerklich aufzurichten — da hob dieser Satan, der die Nacht zum Freunde hatte, schon den Kopf . . . Mitten in diesem Elend mußte ich an den alten Knauer denken. Mein Naturgeschichtslehrer im Gymnasium. Ein kleiner, bebrillter Mann mit einem grauen Gnomenbart. Was hatte ich den guten, alten Herrn gequält! Was hatte ich geulkt, wenn er erklärte, der Zusammenhang zwischen Menschen und Affen gehe auch daraus hervor, daß kein Geschöpf sich vor Schlangen so fürchte wie diese beiden . . . Nun, ich fühlte nach Jahrzehnten diesen Zusammenhang an meinem schwitzenden Körper!

Bei jedem neuen Schlag von draußen zuckte ein flammendes Gedämmer durch die Bäume in die Höhle und ich merkte, wie meine Feindin auffuhr. Immer spürte ich die Schwankung des Gewichts; aber es war immer da, sie entschloß sich nicht wegzukriechen . . . es gefiel ihr bei mir . . . ich wurde zuletzt verzweifelt humoristisch und dachte an die schöne Laokoongruppe, die wir beide, ich und der Fähnrich, morgen früh bilden würden. Und von Laokoon sprang mein Gehirn zu Lessing und von Lessing zu Wald . . . die Wurzel soll ja slawisch sein und les bedeutet Wald, und von Wald kam ich zu Fels und von Fels zur Höhle und Schlange zurück . . .

Und meine Leute da vorn? Nichts rührte sich. Sie hatten einen Kanonenschlaf und keine im Kreise jagenden Hirne . . .

Wo war das Licht? O, es irrte noch irgendwo im Weltall umher und kam nicht, kam nicht und ließ sich nicht rufen!

Der Morgen dämmerte nach endloser Höhlennacht — da sah ich sie vor mir . . . Sandvipern . . . drei oder vier . . . Immer deutlicher wurde der Umriß ihres hin- und herwogenden Oberkörpers . . . Liebe Freunde, es gibt nichts Gräßlicheres als einer Sandviper ins Gesicht zu schauen. Ihr Nasenhorn bildet von vorn gesehen ein Fletschwerkzeug: das ganze Gesicht scheint zu fletschen . . . ich kann nicht anders sagen . . . der plattgeschlagene Schädel, der Querstrich des Maules, die dunkelglasigen Schlitzaugen — alles das gewinnt durch das aufgestülpte Horn das Ansehen eines diabolisch verzerrten Sokrateskopfes, einer Satansfratze . . . es ist die Schreckmaske, die die Natur auf den kleinsten Raum gebracht hat und die vorzüglich in diese nun erwachende, grinsende, höhnische Höhle paßte. Ich war jedesmal erlöst, wenn die Viper von mir wegsah und ins Leere züngelte.

Ein Schatten erhob sich am Höhleneingang. Der Unteroffizier. Er streckte sich, gähnte, riß die Arme in die Luft, ging hinaus . . . Es war schon hell geworden. Das Feuer hörte auf.

Ich sah seinen Umriß im Höhlentor verschwinden und wieder auftauchen. Er rieb sich das Gesicht mit einem Tuch. Die Morgenwäsche. Plötzlich bleibt er stehen. Rührt sich nicht. Ich sehe, wie er langsame, vorsichtige Schritte nach rückwärts macht, mit der Hand zurücklangt, als suche er etwas, sich mit dem Rücken dem Ausgang nähert. Ich sehe ihm nach, „rufe" ihn mit den Augen zu mir, und mein Blick muß ihn getroffen haben. Er schaut her, schrickt leise zusammen, verschwindet hinter den Planwagen und kommt gleich darauf zurück. Hinter ihm auf den Zehenspitzen meine Leute mit Waffen.

Er hebt die Hand bis zur Schulter und winkt mir zu: „Ruhig . . .!" Dann läßt er sich langsam zu Boden . . . schiebt das rechte Bein zurück, legt sich mit dem Körper hinter einen länglichen Steinblock, schiebt den Karabiner vor, zielt — — ein Knall durchpeitscht die Höhle, und das flache Schlangengesicht vor mir ist verschwunden; die Kugel, die auf solche Entfernung explosiv wirkt, hat es zerrissen — — der rotbraune Leib mit dem blutigen Fetzenende sinkt zusammen.

Der Fähnrich reißt die Augen auf und schaut verstört um sich. Er hatte trotz Sperrfeuer und Sandvipern gut geschlafen, es hatte ihn übermannt, und nun entriß ihn der Schuß seinen Träumen. Die andern Vipern zu seinen Füßen stellten sich steil — es peitscht von Schüssen durch die Höhle — sie fahren herum und ringeln sich dem Gaumenspalt der Höhle zu, und soweit es nicht zerfetzt wurde, verschwindet das Gezücht hinter Beelzebubs Thron . . .

⌘ ⌘ ⌘

Das Bewußtsein hatte mich verlassen. Als ich erwachte, saß ich vor der Grotte im warmen Sonnenschein. Der Unteroffizier stand vor mir. Ich ergriff seine Hand und drückte sie und behielt sie in der meinen. Ich konnte gar nichts sagen. Wie, wenn sein Schuß nicht getroffen hätte . . .? Aber nein, er hatte ja getroffen. Und immer hielt ich seine Hand.

Eine Viertelstunde später stand ich vor dem Bataillonskommandanten im Wald.

„Das war eine Satansnacht heute, wie . . .?" fragte er.

„Ja, Herr Major, eine Satansnacht . . . jawohl . . .!"

Aber wir meinten beide nicht dasselbe. — — —

So. Das war meine Bekanntschaft mit dem Tod im Stein. Und wenn wir wieder einmal beisammen sind, dann wollen wir hingehen und die Höhle anschaun, die mein Kriegsschauplatz war!"

Sein Hauptmann hat geschrieben . . . Von M. Brosin.

Sein Hauptmann hat geschrieben:
Mein Sohn, der sei geblieben,
Mein Sohn, der sei gefallen. —
Mein bester war's von allen!

Sein Hauptmann hat geschrieben:
Sein Sohn sei auch geblieben,
Sein Sohn sei auch gefallen. —
Sein liebster wär's von allen!

Der Handelsbluff. Von P. R. Fischer, Chemnitz.

Unsere Feinde suchen uns und alle Welt fortgesetzt durch die fürchterliche Drohung zu erschrecken, daß wir mit unseren Verbündeten auch nach dem Kriege von aller Welt abgeschnitten bleiben sollen, wodurch unsere gesamte Volkswirtschaft einem unausweichlichen Siechtum anheimfallen werde.

Das sind Drohungen und Verwünschungen, wie sie ein dem Niedergange langsam Zutreibender, ein nahezu Unterliegender noch mit einer gewissen Pose dem Sieger entgegenzuschleudern pflegt. Auffällig und darum kennzeichnend für den Grad ihrer Geistesverfassung ist, daß selbst bedeutendere Männer, die man höher einzuschätzen bislang gewohnt war, ihrem bedrängten Herzen mit derartigen Schaumschlägereien Luft zu machen sich nicht entblöden. So sagte Lord Rosebery in einer am letzten Januar zu Edinburgh gehaltenen Rede, nach dem Kriege würde der Handel mit den Mittemächten so eingeschränkt werden, daß er nur ganz unbedeutend noch sein werde. Deutschland werde zwischen der undurchdringlichen Mauer von Briten und Franzosen im Westen und dem unabsehbaren Strom von Russen im Osten zermalmt werden.

Noch weiter erging sich im Februar der englische Handelsminister Runciman, der eine Rede im Parlament mit den Worten schloß: „Wir müssen alles tun, um den deutschen Handel zu zerstümmeln, zu beschneiden, zu zerquetschen und zu zerstören . . . Und wenn wir Frieden machen, dann werden wir dafür sorgen, daß Deutschland nie wieder sein Haupt erhebt."

Diese krankhaft-nervösen Reden sind von mehr pathologischem Interesse. Im Anfang des Krieges äußerte sich die

öffentliche Meinung Englands dahin, daß man nicht mit dem deutschen Volke Krieg führe, sondern seine Wissenschaft und Kunst, seine tüchtigen Kaufleute und Techniker sehr wohl zu schätzen wisse. Der Kampf gelte nur dem preußischen Militarismus, von dem man das deutsche Volk befreien müsse.

Heute ist man offenherziger; in der Erregung plaudert man aus, was man, als die Überlegenheit des Gegners noch nicht so fühlbar hervorgetreten war, mit allgemeinen Redensarten zu bemänteln suchte. Der Kampf gilt dem deutschen Handel, seiner Industrie, der gesamten deutschen Volkswirtschaft; man war von vornherein darauf aus, dem deutschen Volke die Quellen seines Wohlstandes zu verschütten.

All diese blindwütigen Drohungen, Gelöbnisse, Vereinbarungen der Feinde sind ohne jede Bedeutung, nur aus deren niederdrückender Lage, aus der Stimmung des Augenblicks geboren und verrauschen wie alle Stimmungen vor der Macht der lebendigen Tatsachen.

Wenn die Vierverbandsmächte, unsere heutigen verschworenen Gegner, mit uns und unseren Verbündeten keinen wirtschaftlichen Verkehr fürderhin mehr pflegen wollten, müßten sie notgedrungen ihren Wirtschaftsbetrieb auf einer sehr geschmälerten Grundlage einrichten.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die bisherigen Handelsbeziehungen zwischen uns und den Ententestaaten, so stoßen wir auf sehr interessante Ziffernreihen. Wir wollen unserer Betrachtung einmal die durchschnittlichen Ein- und Ausfuhrziffern des Wirtschaftsjahres 1910/11 zugrundelegen, womit das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts abschließt und das zweite eingeleitet wird.

Unsere Ein- und Ausfuhr nach Frankreich hielt sich mit 517 bzw. 571 Millionen Mark ungefähr die Wage, der Gesamtumsatz von 1088 Millionen belief sich auf 7 Prozent des französischen Gesamteigenhandels. Wir erhielten aus Frankreich vornehmlich Wein, Seide, Seidenwaren, Wolle, Gemüse, Blumen, Obst, Häute, Felle, Leder-, Glas-, Goldwaren usw. und schickten dahin vornehmlich Steinkohlen, Koks, Eisen, Eisenwaren, Chemikalien, Farbwaren, Maschinen, darunter auch elektrische, Kinderspielzeug usw. Neben den Erzeugnissen seiner Toiletten- und Luxusindustrie, seinen articles de Paris, sind es hauptsächlich Weine, Blumen, Gemüse, Obst und ähnliche Waren, womit Frankreich den Austausch bestreitet. All diese Warengattungen können wir auch aus anderen Ländern beziehen, während es für die französische Volkswirtschaft sehr fraglich ist, ob sie für ihren großen Absatz an Weinen, Seidenwaren u. a. m. nach Deutschland irgend anderswo einen entsprechenden Markt findet. Natürlich würde sich auch unsere Ausfuhr an Kohlen, Eisenwaren, Maschinen, Chemikalien, die bisher der französische Markt aufnahm, etwas verringern, da aber unsere Ausfuhrerzeugnisse einen viel höheren Gebrauchswert haben als die französischen Luxusartikel, so werden wir sie leichter unterbringen, besonders wenn die wirtschaftlichen Beziehungen mit unseren Verbündeten des Ostens besser ausgebildet sein werden.



Tommy Atkins. Schützenscheibe von Thomas Theodor Heine.

(Auf Veranlassung eines Münchener Offiziers wurden von namhaften Künstlern Scheiben geschaffen, darunter auch diese, die von Soldaten einer bayrischen Ersatzkompagnie ausgeschossen und dann im Kasino dieses Truppenteils als Bilderschmuck aufgehängt wurden.)

Wir erhielten aus Italien 280 Millionen und schickten nach dort 336 Millionen, Gesamtumsatz 616 Millionen Mark, ungefähr 13 Prozent des italienischen Gesamteigenhandels; Italien lieferte uns vornehmlich Wein, Seide, Seidenwaren, Gemüse, Blumen, Obst, Südfrüchte wie Apfelsinen, Mandeln, Zitronen, ferner Eier, Hanf, Asphalt, Schwefel, Marmor usw. und führte aus Deutschland ein: Steinkohlen, Koks, Eisen, Eisenwaren, Chemikalien, Farbwaren, Maschinen, Kupferwaren und Erzeugnisse aus anderen unedlen Metallen, Kinderspielzeug usw. Italiens Ausfuhr besteht überwiegend aus Landeserzeugnissen, die wir auch aus anderen klimatisch ähnlich gelegenen Ländern jederzeit erhalten können. Gerade die wichtigsten Artikel wie Weine, Seide, Blumen, Gemüse liefert Italien im Wettbewerb mit Frankreich; beide Länder würden das deutsche Absatzgebiet schmerzlich vermissen und sicher manche deutsche Industrieerzeugnisse schwer entbehren oder nur durch Zwischenhand verteuert erhalten können.

Bei unsern Beziehungen mit Rußland handelt es sich um einen großen Markt mit einem Umsatz von 2121 Millionen Mark, über 30 Prozent des russischen Gesamteigenhandels. Wir bezogen aus Rußland für 1473 Millionen und lieferten ihm für 649 Millionen Mark. Hier reden die Ziffern eine eindringlichere Sprache. Die Ausfuhr aus Rußland umfaßte allein an Getreide und Hülsenfrüchten über 700 Millionen Mark, an Geflügel, Eiern, Butter, Fischen über 150 Millionen, an lebenden Tieren wie Pferden, Schweinen, Gänsen, Hühnern, Enten, über 50 Millionen, an Holz, Saatgut, Pelzen, Häuten, Fellen, Borsten 440 Millionen und an Petroleum, Ölkuchen, Erzen, auch fertigen Waren, wie z. B. Gummischuhen, noch gegen 130 Millionen. Rußland lieferte uns im Austausch mehr als das Doppelte unserer Ausfuhr dahin.

Wir schickten nach Rußland zumeist halbfertige und fertige Waren, Garne, Maschinen allerart, Eisen-, Textil-, Lederwaren, Motorwagen usw., sicherlich zu sehr vorteilhaften Preisen. In den vorangegangenen Jahren hatten die russischen Geschäftsleute verschiedene Male versucht, von ihren französischen Freunden und aus England die Industrieerzeugnisse zu beziehen, die wir ihnen lieferten. Sie fanden dabei so wenig ihre Rechnung, daß sie immer wieder zu ihren deutschen Lieferanten zurückkehrten, die dem russischen Bedarf mit weit besserem Verständnis entgegenkamen als der übrige ausländische Wettbewerb.

Unser Umsatz mit England belief sich ebenfalls auf nahezu 2 Milliarden Mark, etwa 8 Prozent des englischen Gesamteigenhandels, wovon gegen 800 Millionen auf unsere Einfuhr fallen und annähernd 1200 Millionen auf die Ausfuhr. Wir bezogen aus England Nahrungs- und Genußmittel wie Fische, Tran, Talg für 41 Millionen und lieferten nach England Zucker, Hafer, Mehl, Wein, Hopfen, Margarine für 181 Millionen. An Rohstoffen und halbfertigen Waren, Garnen, Eisen, Kupfer, Steinkohlen, Wolle, Häuten, Fellen, Saaten,

Baumwollabfällen lieferte uns England 461 Millionen, wir ihm nur für 129 Millionen. Endlich an Textil-, Leder-, Metall-, Kautschuk-, Zelluloidwaren, Maschinen erhielten wir aus England für 174 Millionen und lieferten ihm an fertigen Waren für 652 Millionen.

Aus den englischen Kolonien wie Britisch-Indien und Australien erhielten wir an Landeserzeugnissen für 680 Millionen und schickten nach dort für etwa 170 Millionen fertiger Waren. Unsere anderweitige Ausfuhr nach den Kolonien vermittelte wohl der englische Zwischenhandel.

Am auffallendsten ist die Tatsache, daß uns England hauptsächlich Rohstoffe und Halbfabrikate schickte, während wir mit fertigen Waren bezahlten. England tritt uns gegenüber also mehr als Händler auf, verkauft uns Rohstoffe und Halbzeug, wogegen wir ihm als Industrielle unsere Ganzfabrikate liefern. Hier tritt am deutlichsten hervor, daß wir als Erzeuger England, das großindustrielle England, geschlagen haben; seine wirtschaftliche Überlegenheit hat es in den letzten Jahren nur durch seinen alten, ausgedehnten Handel gegen uns noch behauptet.

Ein Händlervolk mit weltumspannenden Interessen wie England kann sehr reich sein und noch an Wohlstand zunehmen, ist ja eine ganze Welt fast ihm zinsbar; es kann aber auf die Dauer nicht den Wettbewerb aushalten mit einem Volke, dessen Wirtschaftsquellen durch wachsende Erzeugungsmöglichkeiten, durch gesteigerte Spezialarbeit gespeist werden. Das fühlten die berufenen Politiker und klugen Geschäftsmänner Englands seit länger als zwei Jahrzehnten — erst instinktiv, dann immer deutlicher und bewußter. So unternahm das perfide Albion mit all der Gewissenlosigkeit und der ränkevollen Politik, die ihm eigentümlich ist, einen groß und kühn angelegten Versuch, indem es sich von langer Hand mit den Festlandvölkern gegen uns verband und sie und alle seinem Einflusse unterstehenden Nationen wie Japan und Portugal gegen uns hetzte. Englands nächstes Ziel ist, einen wirtschaftlichen Rivalen niederzuwerfen und auf die Knie zu zwingen wie einst Spanien, Holland und Frankreich, um seine mehrhundertjährige Hegemonie in der Weltwirtschaft weiterzubehalten und mit allen Mitteln zu befestigen.

Wenn es auch nicht möglich sein wird und tatsächlich außer unserer Absicht liegt, England zu vernichten, so müssen wir doch bestrebt bleiben, seine Seegeltung auf das ihm gebührende Maß zurückzudrängen. Das ganze neutrale Ausland, nicht nur die kleinen Seestaaten wie Griechenland, Holland, Skandinavien, Spanien, sondern sogar die nach Umfang, Industrie und Handel mächtigen Vereinigten Staaten von Nordamerika werden vom Britenvolk vergewaltigt und wagen nichts weiter zu tun als mit einem papiernen Protest sich dagegen zu verwahren. Sie alle sind noch in den überlieferten und inzwischen überholten Anschauungen von englischer Weltherrschaft befangen und unterwerfen sich löblich britischer Willkür. Wenn wir, unserer Losung getreu, für die Freiheit der Meere kämpfen, so geschieht das zum Heile Europas und aller seefahrenden Völker und sollte uns eigentlich deren Dankbarkeit sichern.

Die von England und seinen Verbündeten gegen uns beabsichtigte Handelspolitik ist nichts weiter als ein Bluff, ein ganz unmögliches Ding, das an seiner eigenen Unlogik und Unhaltbarkeit scheitern muß.

Beginnen wir mit Frankreich und Italien. Ihre Hauptausfuhr besteht in Seide, Seidenwaren, Weinen, Obst, Gemüse und ähnlichem mehr, wovon beide Länder Hunderte von Millionen Mark an uns lieferten, die sie anderswo nicht absetzen könnten. Auch England, das nach dem Ausspruch eines seiner Staatsmänner nach Beendigung des Krieges ein armes Land sein wird, vermag diese Waren eines verfeinerten Konsums nicht einmal mehr im bisherigen Umfange zu beziehen. Frankreich und Italien stehen mit einer Mehrzahl ihrer Ausfuhrerzeugnisse in einem lebhaften Wettbewerb miteinander. Die Seidenhändler und Seidenarbeiter, die Winzer, Obstzüchter und Gemüsebauern in beiden Ländern werden sich bald zur Wehr setzen, wenn man ihnen die aufnahmefähigen Märkte in Deutschland und Österreich-Ungarn erschweren oder gar sperren wollte.

In noch höherem Maße gilt das von Rußland. Die Erzeugnisse seiner Landwirtschaft an Getreide, Bodenfrüchten, Vieh, Eiern, Butter, seiner Forstwirtschaft an Holz und Pelztierfellen und was sonst noch alles, Erzeugnisse, die sich so bequem und glatt in Hunderten von Millionen nach Deutschland einführen ließen, kann es bei seinen jetzigen Verbündeten niemals unterbringen. Frankreich und Italien stehen in einzelnen landwirtschaftlichen Erzeugnissen sogar in Wettbewerb mit Rußland, so z. B. in Eiern, Flachs, Hanf, Ölkuchen. Frankreich führt verhältnismäßig wenig Getreide ein. England kann Rußland keinen Vorzugstarif gewähren, das würden schon seine Kolonien Kanada und Australien bei ihrer Getreideeinfuhr nach dem Mutterlande nicht zulassen. Mit seinem Getreidebau kommt auch Argentinien in Betracht, wo gewaltige englische Kapitalien angelegt sind. Im Falle einer für die Verbündeten erleichterten Einfuhr würden Rußlands Industrien durch den englischen Wettbewerb bald vernichtet werden. Über See ist Rußlands Ausfuhr im Winter wegen seiner zum größeren Teil vereisten Häfen so gut wie ausgeschlossen. Der russischen Volkswirtschaft würden aber durch einen dauernden Bruch mit Deutschland die Vorbedingungen jedes Gedeihens entzogen sein, das sehen die berufenen Volkswirtschaftler und erfahrenen Großhändler in Rußland schon jetzt ein. Wenn wir allein, wie die oben angegebene Ziffer ausweist, für nahezu 700 Millionen Getreide aus Rußland bezogen haben — in Wirklichkeit ist es noch mehr, da von den nach Holland vorgemerkten Getreideausgängen ein gut Teil auf Westdeutschland entfällt — so ist die Getreideausfuhr nach Deutschland ein Posten, wofür Rußland anderweit keinen Ersatz schaffen kann. Nebenbei gesagt verbrauchen wir all diese Getreidemengen nicht selbst, sondern führen sie, mit andern Sorten vermischt, in ansehnlichen Posten wieder aus. Das Getreide könnten wir ebensowohl aus Amerika beziehen, vom Balkan und in vielleicht nicht allzulanger Zeit sogar aus Mesopotamien. So wird Rußland aus Gründen der Selbsterhaltung sich bald genötigt sehen, mit seiner Handelspolitik zu uns wieder in ein erträgliches und freundnachbarliches Verhältnis zu treten. Hierzu kommt noch ein weiteres sehr beachtenswertes Moment. Der russische wie italienische Käufer bedarf längerer Zahlungsfristen, die ihm die deutsche Geschäftswelt zu gewähren gewohnt und in der Lage war. Der englische Handel ist zu schwerfällig, der französische zu vorsichtig, um die Krediterleichterungen im allgemeinen zu bewilligen, auf die weniger kapitalkräftige Länder nun einmal angewiesen sind.

Auch England kann auf die Dauer unsern Markt nicht entbehren. Die Vierverbandstaaten sind vermöge ihrer geographischen Lage, ihrer wirtschaftlichen Entwicklung auf den Ausfuhrhandel mit dem leistungsfähigen deutschen Markt so sehr angewiesen, daß sie ohne ihn ihre eigene Volkswirtschaft nicht genügend entwickeln könnten. Bei der großen Verschuldung, der alle kriegführenden Mächte mehr oder weniger anheimfallen werden, sind sie gezwungen, gerade durch die Entwicklung ihres Handels, durch den gesteigerten Absatz ihrer Erzeugnisse nach außen, und hierfür ist der deutsche Markt der bequemste, kauf- und zahlungsfähigste Europas, sich wieder neue Mittel zu schaffen.

Dazu kann der englische Zwischenhandel ohne die deutsche Einfuhr nicht in dem bisherigen Umfang fortgeführt werden; das made in Germany ist nicht nur ein Schlagwort, sondern ein sehr wichtiger Posten innerhalb der Weltwirtschaft.

Die deutsche Industrie stützt sich auf die lebendige Wissenschaft und eine zielbewußt sich entwickelnde Technik, sie wird ausgeübt von einer nach Allgemeinbildung und Intelligenz alle anderen Nationen überragenden gewerbefleißigen Bevölkerung. Die deutsche Industrie vernichten, stören, hemmen, ausschalten wollen, würde gleichbedeutend sein mit einer Zurückschraubung der bislang erreichten materiellen und geistigen Kultur der Menschheit. Das können wir nach den erstaunlichen, unvergleichlichen Leistungen unseres Volkes in Waffen und daheim an der Arbeit heute mit ebensoviel Stolz als Berechtigung aussprechen. Der deutsche Militarismus in inniger Verbindung mit seiner Volkswirtschaft, der Geist der Zucht und der Geist des Schaffens haben dies zuwege gebracht.

Unsere Stärke verbunden mit der unserer braven Verbündeten wird sich den Vierverbandsstaaten so unausweichlich fühlbar machen, daß alle Ränke, die sie jetzt spinnen, alle Verschwörungen wider unsern Handel, alle Abmachungen, uns dauernd auszuschalten, glatt zu Boden fallen oder wie schwache Zwirnsfäden zerreißen werden. Alles ist nur die Ausgeburt eines durch beständige Mißerfolge bis zur Lächerlichkeit gesteigerten Zornes, eine ohnmächtige Rachepolitik, die, ehe sie noch ins Werk gesetzt werden kann, an ihrer innerlichen Ungeheuerlichkeit zuschanden wird.

In England selbst setzt schon die Reaktion hiergegen ein. Selbst Lloyd George betonte, daß man zwischen Krieg und Geschäft unterscheiden müsse. Immer zahlreichere Stimmen mahnen zur Besonnenheit. So erkannte der Vorsitzende der Bradforder Färbervereinigung in London die übermächtig große Stellung der deutschen Farbenindustrie an, deren gänzliches Fehlen in England beinahe zu einer Katastrophe geführt hätte, wenn nicht Amerika rechtzeitig eingesprungen wäre. Mc Kenna, der englische Finanzminister, mußte zugeben, daß der englische Handel bisher in wichtigen Artikeln von Deutschland abhängig gewesen sei und daß man sich davon unabhängig machen werde. Er war aber vorsichtig genug, über das wie sich auszuschweigen. In „Nineteenth Century and after“ bezeichnet Arthur Shadwell den von der Entente beabsichtigten wirtschaftlichen Krieg gegen das „arbeitende“ Deutschland als unsinnig und aussichtslos, und Daily Chronicle schrieb schon im März, es sei für England nicht zweckmäßig, sich selbst arm zu machen, nur um Deutschland zu ärgern. Man solle auch nicht über die Gefahr hinwegsehen, daß Deutschland eine neue Handelskampagne mit politischen Gesichtspunkten organisieren könne. Kein Wunder, daß sich

auch englische Freihändler dagegen erklärten, nach Beendigung des Krieges noch den handelspolitischen Krieg fortzuführen. Hier dämmert schon die Ahnung, daß eine ab irato geführte Handelspolitik sich in ihrer Wirkung am meisten gegen den Urheber selbst kehren könnte.

Daß nach Friedensschluß unter dem schmerzlichen Eindruck der bitteren Erfahrungen und bei dem durch eine gewissenlose Presse großgezogenen und weitergenährten Haß die Bevölkerung der Vierverbandstaaten alle nur mögliche Entsagung üben wird, keinen Handelsverkehr mit uns zu pflegen, mag angenommen werden.

All dies hat aber wenig für uns zu bedeuten, denn die Märkte der Mehrzahl der Neutralen werden für unsern Außenhandel geöffnet bleiben. Eine schwierige Aufgabe steht der Volkswirtschaft ganz Europas noch bevor, nämlich die Überleitung aus der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft, die sicher auf die zukünftige Handelspolitik der jetzt noch verfeindeten Staaten nicht ohne Einfluß bleiben wird. Vor allen Dingen haben wir den großen, den vergrößerten Innenmarkt, das zusammenhängende Gebiet von der Nordsee bis über Bagdad hinaus zu versorgen und in unserem und unserer Verbündeten Interesse auszubauen, nur dürfen wir den zweiten Schritt nicht vor dem ersten tun. Die nächste Aufgabe wird sein, in die Länder des Ostens Kapital einzuführen, Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen, um die Bevölkerung zu vermehren, sie kaufkräftig zu machen, Ziele, die außerhalb dieser Betrachtung liegen.

Bei dem unerhörten, in diesem Maße noch nie dagewesenen Verbrauch von Gütern und Bedarfsgegenständen jeder Art werden die Fabriken, Werk- und Arbeitstätten, Industrie und Landwirtschaft in allen Zweigen der Erzeugung so angestrengt sein, daß wir gut und gern auf längere Zeit hinaus auf den geschäftlichen Verkehr mit unseren Feinden von heute verzichten können.

Alles, was uns diese an Nahrungs- und Genußmitteln, an lebendem Vieh und Rohstoffen, halbfertigen und fertigen Waren zu liefern vermögen, können wir ebensogut von anderswoher beziehen. Gewisse Verschiebungen mit zum Teil andauernder Wirkung mögen sich da vollziehen.

Für den feindlichen Handel ist es vielleicht eine dringlichere Erwägung, ob er Kalisalze, ob er Erzeugnisse der Chemie, Farbstoffe, Kohlen, gewisse Leder-, Textil- und Eisenwaren, elektrische Artikel und dergleichen mehr von anderer Seite und ebenso gut und preiswert erhalten kann als seither von uns.

Nein! All die bösen Drohungen der Ententemächte, ihre finsteren Pläne, ihre wutschäumenden, geifernden Tiraden, ihre ebenso lächerlichen wie vermessenen Verabredungen und Anschläge, unseren Handel zu vernichten, sind nur ein Bluff, entsprungen der Phantasie rettungslos Unterliegender — eine Seifenblase, die einen Augenblick schillert, um schnell zu zerplatzen und ins Wesenlose zu versinken.

An der Gerechtigkeit unserer guten Sache, an unserm ruhigen Gewissen und unserer besseren Moral, an der einer ganzen Welt offenbar gewordenen erstaunlichen Kraftentwicklung und Organisationsfähigkeit unseres Volkes muß alles scheitern. Auch von den Umtrieben der Feinde wider uns und unsere Verbündeten gilt das Wort Mephistos:

„Ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft."



Deutsche Soldaten beim Stopfen ihrer Strümpfe.

Schweigen und Helfen. Von Konrad Faber.

„Überempfindlichkeit soll man uns Kriegsverletzten nicht vorwerfen können; wir sehen sehr wohl ein, daß wir manches einfach in den Kauf nehmen müssen, weil sich's nun mal praktisch nicht ändern läßt," schreibt ein „anständig zusammengeschossener junger Offizier, dem Arm und Bein zertöppert" sind. Und man muß wahrhaftig sagen, etwas Anständigeres als die Haltung unserer Verwundeten, Offizier wie Mann, läßt sich beim besten Willen nicht ausdenken. Das älteste deutsche Heldengedicht, das Lied von Walthari erzählt, wie er, zu dessen Preis der Mönch die Worte zu Versen fügt, im Kampf mit Hagen die rechte Hand verliert. Er bindet sie ab, steckt den Stumpf in den Schildriemen und haut mit der Linken zu. Als die österreichische Flotte zum erstenmal auf das treulose Welschland losging, schlug eine Granate in die Offiziersmesse des Torpedoboots 80. Dort stand ein Matrose an der Pumpe, ein älterer Fischer von der Küste; ein Splitter riß ihm den rechten Arm ab, und wie das Wasser durchs Leck, sprang ihm das Blut aus dem Stumpf. Zweifellos hat dieser Mann nie im Leben von dem aquitanischen Helden gehört, aber die Seele der Rasse war in seinem Blut: er band den Stumpf mit einem Riemen ab und bediente die Pumpe weiter. Es heißt, daß nicht ein Klagelaut über seine Lippen gekommen sei. Wer würde solchen Helden nicht zutrauen, den weiteren Lebenskampf mit Selbstverständlichkeit aufzunehmen und mit Ehren zu bestehen? O ja, sie selber stehen schon ihren Mann, indessen ...

Es ist nämlich betrübend, feststellen zu müssen, daß jene Leute, die über das dunkle Brot und die wenige Butter seufzen, also ein ziemlich großer Bruchteil von denen zu Hause ganz und gar nicht auf der Höhe der Zeit steht. Sie sind geblieben wie sie waren, und hoffentlich nimmt die Zeit sie noch ordentlich bei den Ohren. Dieser Teil des Volkes, und zwar keineswegs jener Schichten, die man sonst herablassend als „das Volk" bezeichnet, hat nun jenem schwerverwundeten Offizier ein ebenso geharnischtes als herzerfrischendes Wort der Abwehr eingegeben, und daß dem gebildeten Pöbel, an den der Verwundete sich so nachdrücklich in einer großen süddeutschen Tageszeitung wendet, einiges davon haften bleiben möge, ist ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. — Mit dem herrlichen Mangel jeglicher Sentimentalität sich selbst gegenüber nehmen unsere Kriegsverletzten den Lebenskampf auf. Sie sind dauernd „D. u.", sie haben Erlaubnis Uniform zu tragen, aber sie sind doch nun einmal Zivil und müssen sich ins gewöhnliche Leben zurückfinden. Je mutiger und je mehr Mann von Herz einer ist, desto entschiedener macht er den schmerzlichen Ruck und reißt sich von der geliebten Uniform los.

Dieser Oberleutnant und junge Kompagnieführer hat ihn gemacht, und sehr eigener Art sind die Erfahrungen, die er dabei gemacht hat und bei denen er die Gedankenlosigkeit, Roheit und Rücksichtslosigkeit des für den Krieg heftig aber platonisch — mit Ausnahme der tragisch empfundenen „Entbehrungen" — interessierten Publikums ebenso gründlich als gemeiner „Zivilkrüppel" kennen gelernt hat, wie vorher als ruhmbeglänzter junger Held im Strahlenkranz des geliebten Feldgrau der gleichen Schichten Taktlosigkeit und hemmungslose Aufdringlichkeit. Man sage nicht, diese Aufdringlichkeiten, die alle Verwundeten unangenehm empfinden, entspringen einer unerzogenen Gutmütigkeit! Denn was ist diese Art von Gutmütigkeit, die über den Uniformträger förmlich herfällt und dem „Zivilkrüppel" die einfachste Rücksicht verweigert?

Der Schreiber hat sogar den moralischen Mut und guten Geschmack, sein schwarzweißes Band nicht am Zivilrock zu tragen, womit er natürlich alle Brücken zum Verständnis für das verehrliche Publikum heroisch abbricht. Früher stürmten im Café die Kellner auf ihn los, dem Herrn Leutnant zartsinnig zu helfen, jetzt kann er sich mit dem Überzieher abquälen, wie er mag. Edle Frauen, die sonst in zwanzig Meter Entfernung ihre Kinderchen an die Leine nehmen: „Renne um Gottes willen den Herrn Leutnant nicht um," rempeln den Zivilisten mit naiver Selbstverständlichkeit an — mag er doch ausweichen. Dem Leutnant mit dem Krückstock bieten Damen in der Straßenbahn ihren Platz an, bevor noch ein Mann aufstehen kann — der Zivilist mag stehen, er ist ja bloß die Treppe 'runtergefallen oder von der Maschine gefaßt. Selbst ein Anschlußzug, der gerade abfahren wollte, hat für den Kriegsverletzten gehalten, und der Zugführer rief dem schneckenhaft Vorankommenden gönnerhaft zu: „Man langsam, Herr Oberleutnant!" Stets faßten ihn am Bahnhof ein männlicher oder weiblicher Vertreter des Roten Kreuzes ab, um ihn sicher übers Geleise zu bringen, — jetzt, wo sich zwar nicht sein Hinken, aber sein Anzug verändert hat, geht er treppauf, treppab allein durch die Unterführung. Sic transit gloria mundi.

„Wollt ihr nicht alle helfen, dem Publikum Achtung vor allen Krüppeln anzugewöhnen?" ruft der Offizier. „Es gibt noch manches, was gerade einer, der seine Knochen fürs Vaterland hat krummschießen lassen, bitter empfinden muß. Wir Invaliden sind froh, dem Vaterland Opfer bringen zu können, doppelt froh, weil unsere Opfer nicht umsonst sind, weil wir die Sieger bleiben! Und freudigen Herzens dankbar — das soll nicht unerwähnt bleiben — sehen wir, wie das Vaterland, der Staat uns mit hochherziger Fürsorge bedenkt. Nein, wir wollen und können nicht klagen! Wir wollen aber auch nicht bemitleidet werden."

Das Geschichtchen, in dem der Leutnant die Probe auf die Wandlungsfähigkeit der öffentlichen Gefühle macht, ist viel zu ergötzlich, um unsern Lesern, die ja alle den guterzogenen Kreisen angehören, vorenthalten zu werden. „Ich will mich als Mensch, so wie ich jetzt bin, durchsetzen, — natürlich — man wird verkannt," berichtet der vergnügte Invalide. „Sie haben wohl Malheur gehabt?" fragt neulich ein wohlwollender Reisegefährte. Schmunzelnd bejahte ich. „Ach," meint nach längerer Pause die würdige Ehehälfte, „da werden Sie wohl nicht eingezogen?" (Sie hatten vorläufig nur mein „Malör" am Arm erkannt.) „Nein, ich bin D. u." „Immerhin können Sie sich damit trösten, daß so viele Ihrer Altersgenossen jetzt noch schlimmer daran sind als Sie." „Hm." — Kurz darauf entfernte ich mich. Als ich wiederkam, machten die beiden Alten erschreckte Gesichter. Nein, so eine Hinkerei hatten sie dem anscheinend so gerade gewachsenen, so gesund aussehenden Menschen doch nicht zugetraut. „Haben Sie das schon lange?" — „Nein." — „Ach, aber Arm und Bein, das ist doch schlimm!" — „Ja, die Kerls haben verdammt anständig gezielt." — „Wie, Sie waren im Feld?" — „Ja." — Na, und dann rollte die mir altvertraute Platte mal wieder ab: „Sie armer Kerl! — Und noch so jung! ... Ja, diese schrecklichen Opfer." Die Litanei kenne ich; es ist entsetzlich, dieses Gequassel über sich ergehen lassen zu müssen, aber man hält am besten den Mund, denn jede abschwächende Bemerkung ruft nur neue Tiraden hervor: „Nein, dieser Humor. Das ist einfach bewundernswert, daß Sie noch solchen Mut haben." Ein gutes Mittel, um endlich Ruhe zu haben, habe ich stets mit Erfolg angewendet: Man nimmt den bekannten, ins Unendliche gerichteten Blick des Schwerverwundeten an und sagt mit verschleierter Stimme z. B.: „Und wenn ich mal auf dem Lande bin — da sind keine Feuerwehren und keine Steintreppen, denken Sie mal — und ich schlafe im fünften Stock, verstehen Sie — und es bräche ein Brand aus —" Ich wette, alles schweigt beklommen; ich aber feixe."

Ebenso wie der Schreiber beklagen sich weitere Stimmen aus dem Felde über die Anempfindungsseuche emsiger Autoren und Autorinnen, die mit jener Unverzagtheit, die den untergeordneten Geistern von der Natur in weiser Voraussicht als mächtigste Waffe in den Daseinskampf mitgegeben ist, ihren Helden Blutrauschgefühle während des Angriffs und eine Selbstbespiegelung andichten, die alle, die draußen ihren Mann gestanden haben, mehr deutlich als schön „affig" nennen. Wer wollte ihnen ein kräftiges Wort verdenken? Keiner von allen, die den Nahkampf erlebt haben, mag davon sprechen, wie vielen geht die Erinnerung an den Gegner, den nur ein geheimnisvolles Walten, das wir nicht durchdringen werden, zum Gegner macht, durch Monate nach und wird sie durchs Leben begleiten. Es ist weder anständig, danach zu fragen, noch davon zu reden; ich habe auch noch keinen gekannt, der Neigung gehabt hätte, sich darüber zu verbreiten. —

Ich denke, es ist recht gut, wenn einmal die Leute, denen das große Erlebnis des Krieges alle Selbstwichtigkeit, Weichlichkeit und Tuerei wie reines Feuer weggefressen hat, mit dem Licht, was ihnen draußen angezündet worden ist, in die Zustände daheim hineinleuchten; denn wenn auch unsere Leser bei den meisten dieser Vorhaltungen ihre Hände in Unschuld waschen können, Sünder aus Gedankenlosigkeit und aus dem Gesichtswinkel, den wir naturgemäß in unserer Sicherheit einnehmen, sind wir mehr oder minder doch alle. Zeigen wir uns fortan unserer Feldgrauen würdig!

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

28. Juni 1916: Rauch- und Gasangriffe vom Kanal von La Bassée bis südlich der Somme. Kämpfe am „Toten Mann", auf dem Höhenrücken „Kalte Erde" und bei Dorf Fleury. — Westlich Sokul das Dorf Liniewka gestürmt. Angriffe bei Kuty und westlich Torczyn. — Gefechte zwischen Etsch und Brenta.

29. Juni: Wieder Rauch- und Gasangriffe am nördlichen Teil der französischen Front. Artilleriekampf von großer Heftigkeit. — Gefechte zwischen Lubatowka und Smorgon. Bei Ljubtscha feindlicher Stützpunkt erstürmt. Bei Kolomea Front z. T. zurückgenommen. — Kämpfe an der Isonzofront und zwischen Brenta und Etsch.

30. Juni: Gasangriffe und Artillerietätigkeit wie an den Tagen vorher. Fortschritte bei Höhe 304. — Gefechte nördlich des Ilsen-Sees und bei Liniewka. Front westlich und südlich Kolomea zurückgenommen; Kämpfe bei Pistyn, Obertyn und Kirlibaba. — Bei Doberdo und im Raum Brenta—Etsch Gefechtstätigkeit.

1. Juli: Beiderseits der Somme heftige Kämpfe. Angriffe auf „Kalte Erde" und Panzerwerk Thiaumont. Fortschritte bei Kolki und Wiczny; Kämpfe bei Luck; Kavallerieattacken bei Tlumacz. — Neue Kämpfe zwischen Etsch und Brenta. — Seegefecht zwischen Haefringe und Landsort in der Ostsee.

2. Juli: Große englisch-französische Offensive; von Gommécourt bis 40 km nach Süden. Links der Maas an Höhe 304 Fortschritte. — Vordringen bei Luck. Nordwestlich Tarnopol die Höhe von Worobijowka gestürmt. Kämpfe westlich Kolomea.

3. Juli: Fortgang der Offensive; südlich der Somme eine Division in die zweite Stellung zurückgenommen. Gefechte bei Höhe 304; Angriffe auf Werk Thiaumont und Höhe „Kalte Erde"; die „Hohe Batterie" von Damloup erstürmt. — Angriffe bei Gorodischtsche, Luck und Tlumacz. Kämpfe bei Kolomea.

4. Juli: Heftige Kämpfe bei Mametz und Hardecourt. Angriffe bei Damloup. — Gefechte bei Smorgon. Fortschritte bei Luck und Tlumacz. Kämpfe bei Kolomea. — Angriffe an der Isonzofront und nördlich des Suganertales.

5. Juli: Schwere Kämpfe zu beiden Seiten der Somme. Angriffe gegen Werk Thiaumont. — Kämpfe beiderseits Smorgon sowie von Zirin bis Baranowitschi. Angriffe bei Kostiuchnowka, Kolki und von Luck bis Werben. Fortschritte bei Tlumacz und westlich Kolomea. — Geschützfeuer am Abschnitt von Doberdo.

6. Juli: Erbitterte Kämpfe bei Thiepval, Hem, Belloy-en-Sauterre und Estrées. Angriffe bei Feste Daux, Damloup und Werk Thiaumont. — Fortschritte bei Gorodischtsche. Gefechte bei Kostiuchnowka. Bei Barys Linie zurückgenommen. Kämpfe bei Kolomea und Kolki; südwestlich Buczacz Front zurückgenommen.

7. Juli: Schlachten bei Contalmaison, Hem und Estrées. Angriffe bei „Kalte Erde" und Feste Daux. Im Juni verloren die Feinde 37 Flugzeuge, wir im ganzen 7 Flugzeuge. — Angriffe am Narocz-See und bei Smorgon. Bei Kostiuchnowka und Kolki Linie zurückgenommen. Angriffe bei Sokul und zwischen Delatyn und Sadzawka. — Kämpfe südlich des Suganertales.

8. Juli: Alle Angriffe beiderseits der Somme abgewiesen. Ebenso auf „Kalte Erde" und gegen die „Hohe Batterie" von Damloup. — Kämpfe am Narocz-See. Starke Angriffe von Zirin bis Gorodischtsche und bei Darowo. Fortschritte südwestlich Luck. Gefechte bei Buczacz und Baranowitschi. Russen im oberen Moldawatal geworfen.

9. Juli: Neue heftige Angriffe beiderseits der Somme; Dorf Hardecourt verloren. — Alle Vorstöße von Zirin bis Gorodischtsche und bei Darowo zurückgeschlagen. Kämpfe bei Baranowitschi und südwestlich Kolomea. Bei Breaza Moldawa-Übergang erzwungen. — Geschützfeuer an der Isonzofront und südlich des Suganertals.

10. Juli: Schwere Kämpfe beiderseits der Somme bei Trones, Barleux, Hardecour, Villers, Biaches, Gefechte bei Warneton, Armentières, Tahure. — Angriffe bei Skrobova, gegen die Stochod-Linie und westlich und südwestlich Luck. — Zwischen Brenta und Etsch wurde erbittert gekämpft.

11. Juli: Heftige Angriffe beiderseits der Straße Bapaume-Albert. Im Maasgebiet lebhafte Artilleriekämpfe. — Vergebliche Anläufe gegen die Stochod-Linie. Gefecht bei Burkanow.

Die neue englisch-französische Offensive an der Somme.

Seit dem Frühjahr schon haben französische und besonders englische Zeitungen sich in großsprecherischen Drohungen gefallen: die „Ententemächte" würden bald eine gemeinsame, fürchterliche Offensive beginnen, vor der die deutschen Linien zusammenbrechen müßten, und dann — — ja, was dann kommen würde, das überließ man der Einbildungskraft der Leser. Es gelang unseren Feinden durch diese geschickt abgefaßten halbverschleierten Hinweise in der Tat, die Hoffnungen ihrer Landsleute aufzupeitschen. Aber das war auch alles, denn als jene angedrohte „fürchterliche Offensive" am ersten Tage des Juli nun wirklich kam, war der einzige Erfolg der, daß an einer verhältnismäßig recht kleinen Stelle der deutschen Front, auf wenige Kilometer, die erste Linie von zweien unserer Divisionen zurückgenommen wurde. Wenn an irgend einem Orte, sei es im Westen oder im Osten, ein vorgeschobener Frontabschnitt mit zehnfacher oder wohl gar zwanzigfacher Übermacht angegriffen wird, so ist es das ganz Natürliche, daß seine Verteidiger sich fechtend auf ihre



Wirkung einer Minensprengung an einer französischen Stellung. Aufnahme von Paul Lamm.

Reserven zurückziehen, um nicht von der Überzahl der Feinde überrannt und vernichtet zu werden. Das Ergebnis der angedrohten „fürchterlichen Offensive" ist also wirklich für uns nicht beklagenswert.

Es sei gestattet, in einigen Zeilen die Entwickelung der allgemeinen Lage an der Westfront zu zeichnen.

Im ersten Monat nach dem Ausbruch des Weltkrieges gelang es unseren tapferen Truppen nicht nur, die in deutsches Gebiet eingedrungenen Franzosen fast überall sofort zurückzuschlagen, sondern auch auf französischem Boden folgte ein Sieg der deutschen Waffen auf den andern. In einem Taumel des Erfolges geradezu gingen die deutschen Truppen vor. Schon streiften unsere Patrouillen und Vortruppen bis in die Umgegend von Paris, so daß die Regierung Frankreichs es für gut fand, nach Bordeaux zu flüchten. Es kam dann zu der Marneschlacht, in der unsere Truppen in schweren Kämpfen den überlegenen Gegner aufhalten konnten, aber es doch für richtig hielten, die Linien etwas zurückzunehmen. Die Marnelinie wurde aufgegeben, und alle unsere Armeen wurden in breiter Front — unverfolgt vom Feinde — hinter Oise, Aisne, nördlich Verdun, westlich Metz und östlich Nancy und Epinal bis zu den südlichen Vogesen zurückgezogen. Hier gruben sie sich schnell ein, und als die Franzosen nachzustoßen versuchten, war unsere Front bereits so stark, daß sie überall den Angriffen der Feinde stand hielt. Der „Stellungskrieg" hatte begonnen. Das war die Lage Mitte September 1914. Und heute, nach fast zwei Jahren, ist die Lage noch fast die gleiche, denn die damals besetzte Linie ist im großen Ganzen auch noch die heutige, obgleich sie in der heftigsten Weise umkämpft worden ist und obgleich die Franzosen Ströme von Blut geopfert haben, um sie zu durchbrechen.

Der erste großzügige Angriff, den die Franzosen versuchten, fiel in die zweite Hälfte des Februar 1915; er endete erst am 9. März. Es war die sogenannte Winterschlacht in der Champagne. Zunächst legte der Gegner auf unsere Gräben ein furchtbares Trommelfeuer. In Tag und Nacht ununterbrochenen Kämpfen warf er oft mehr als hunderttausend Granaten in vierundzwanzig Stunden gegen die Stellungen von etwa acht Kilometer Breite. Dann setzte er nacheinander mindestens acht aufgefüllte Armeekorps zum Stürmen an; aber trotz dieser erdrückenden Übermacht hielten unsere wackeren Truppen stand, und unsere Oberste Heeresleitung konnte berichten: „Freilich sind unsere Verluste einem tapferen Gegner gegenüber schwer. Aber sie sind nicht umsonst gebracht. Die Einbuße des Feindes ist auf mindestens das dreifache der unsrigen, d. h. auf mehr als 45 000 Mann zu schätzen. Unsere Front in der Champagne steht fester denn je." Nicht anders war es nach der noch großartiger angelegten zweiten Offensive in der Champagne. — Kleinere Angriffe fanden auf der langen Frontlinie fast jeden Tag, bald hier bald dort, statt. Aber der Erfolg war stets der gleiche: sie wurden zurückgeschlagen.

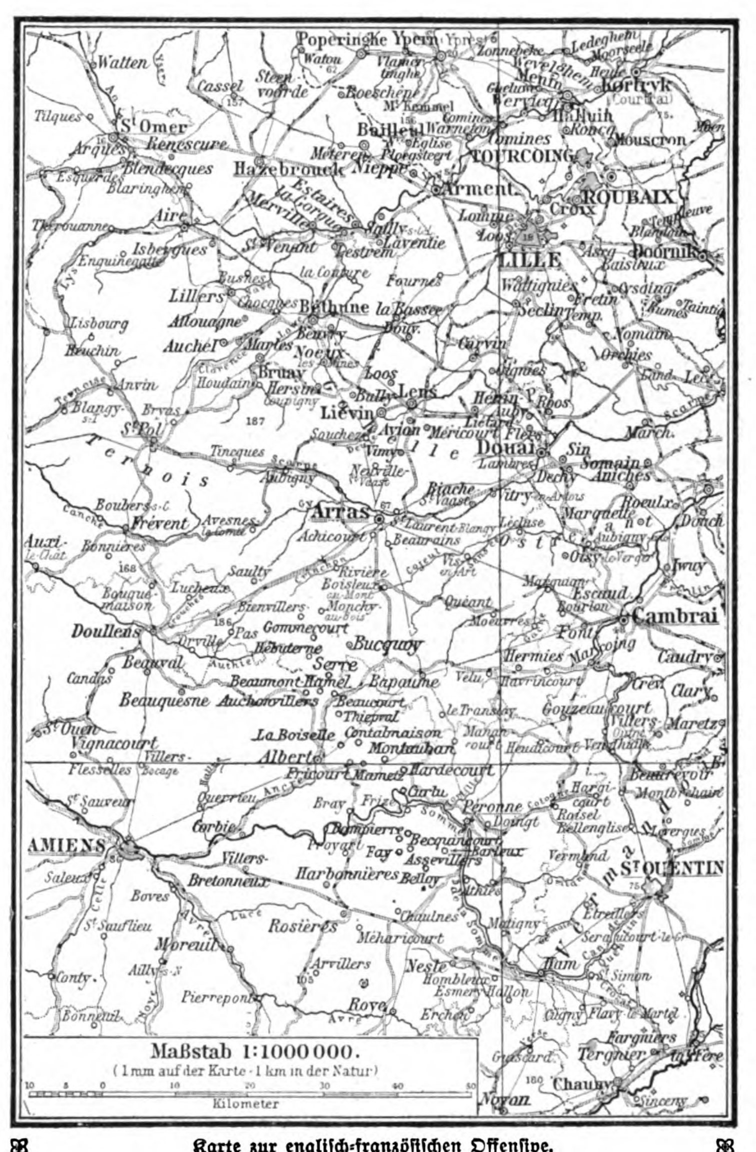
Als dann Ende Februar dieses Jahres unser Vorstoß gegen Verdun so große Erfolge hatte, als wir hier, nach heftigen Kämpfen freilich, eine Feldstellung, eine ausgebaute Batterie nach der anderen eroberten, ja, als eine ganze Anzahl von zähe verteidigten Panzerforts erstürmt wurden, verabredete General Joffre mit den Engländern eine gemeinschaftliche große Offensive, um die vor Verdun so hart bedrängten Franzosen zu entlasten. Und zwar kam man, wie sich herausgestellt hat, überein, den Angriff da anzusetzen, wo die Stellungen der beiden „Alliierten" zusammenstoßen; genau ebenso also wie im Mai vorigen Jahres, als beide Feinde nach gemeinsamem Plane zwischen Lille und Arras vorgingen. Diesmal liegt die Angriffsstelle aber wesentlich weiter nach Süden, denn die Engländer haben in der Zwischenzeit auf eine größere Strecke die früher von französischen Truppen verteidigten Linien übernommen.

Westlich von Cambrai baucht hier unsere Front in einem Bogen von etwa 40 Kilometer stark nach Westen aus. Es ist die Gegend bei dem viel umkämpften Städtchen Albert. Unsere Leser kennen zwei der hier liegenden Dörfer, Serre und Hébuterne, durch die launige Schilderung, die einer unserer Mitarbeiter von seinen Kompaniekühen in Nr. 23 des 52. Jahrgangs des „Daheim" geliefert hat. Solche vorspringende Teile der Front sind Angriffen immer am meisten ausgesetzt, weil der Gegner hier ja kein Flankenfeuer zu befürchten hat; im gegebenen Falle wurden sie vielleicht auch deshalb mit zum Ansetzen der Offensive ausgewählt, weil sie der englischen Basis an der Küste am nächsten liegen. Überdies waren unsere Gegner für den Angriff gerade an dieser Stelle sehr begünstigt durch das Straßen- und Bahnnetz, das von den Knotenpunkten Montdidier, Amiens, Doullens und St. Pol vielfach fast senkrecht auf unsere Linien gerichtet ist und die Truppenverschiebung erleichtert. Ganz in der Nähe der genannten Dörfer Serre und Hébuterne fließt die Ancre, ein kleines Bächlein, durch breite Wiesengelände nach Süden der Somme zu. Vor einiger Zeit wurde halbamtlich eine Karte veröffentlicht, in die der Verlauf unserer Frontlinie im Westen eingezeichnet war. Danach bog beim Beginn der englisch-französischen Angriffe unsere Front von Arras, das in französischer Hand ist, nach Südwesten um die Stadt herum, zog über Gommécourt, Hébuterne, Serre, Beaumont-Hamel und kreuzte das Ancre-Tal und die Heerstraße Albert—Bapaume östlich von Boiselle. Von Fricourt aus wölbte sie sich dann nach Osten über Mametz und Curlu zur Somme, die bei dem von uns vor einigen Monaten eroberten Frise überschritten wird, und trat dann wieder nach Westen zurück durch einen Raum um die Dörfer Herbécourt, Bequincourt, Bussus und Fay. Hinter unserer Front läuft die große Straße von Ham über Péronne, Bapaume nach Arras. Das ist also der Verlauf unserer Front, die hier in der neuen großen Offensive angegriffen wurde. Von Gommécourt bis nach Boiselle standen uns nur Engländer gegenüber, von Boiselle bis zur Somme aus Engländern und Franzosen gemischte Verbände, die, wie es scheint, unter englischem Oberbefehl kämpfen, und von der Somme bis zur großen Straße von Amiens nach St. Quentin endlich, die sich fast geradlinig von Ost nach West hinzieht, Franzosen allein.

Eingang zu einem Minenstollen auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Aufnahme von Paul Lamm.

Seit dem Durchbruch der deutschen und österreichisch-ungarischen Armee bei Gorlice, der die furchtbaren Niederlagen der Russen in Galizien einleitete, schwören unsere Feinde darauf, daß nur eine überwältigende Artillerievorbereitung einen solchen Durchbruch ermögliche. Also wurde gegen diese ganze etwa 40 km lange deutsche Front ein sieben Tage und sieben Nächte dauerndes fast ununterbrochenes Trommelfeuer gerichtet, bei dem durch Geschütze aller Kaliber eine ganz ungeheuer große Menge von Munition verschossen worden ist. Und dann begannen die Angriffe. Die Engländer auf dem nördlichen Abschnitte nahmen ihre Zuflucht zu giftigen Gasen; aber trotz Trommelfeuer und Gasangriff haben sie nur geringen Geländegewinn erzielt, den sie überdies mit außerordentlich schweren blutigen Verlusten bezahlen mußten. Erbitterte Kämpfe wurden besonders um die ganz zusammengeschossenen Dörfer der Kampfzone ausgefochten, die unsere Truppen mit höchster Geschicklichkeit in Verteidigungszustand gesetzt hatten und auch mit größter Hartnäckigkeit verteidigten. Sie waren scheinbar geräumt; wenn dann aber die englische Infanterie sie besetzen wollte, dann blitzten und krachten Büchsen und Maschinengewehre aus allen tieferen Granattrichtern und aus sonstigen geschützten Stellen.

So diente die Zerstörung der Ortschaften nur dazu, unsere Truppen besser zu schützen. Ein wenig mehr Erfolge hatten unsere Gegner am mittleren Teile der angegriffenen Front, wo, wie gesagt, Engländer und Franzosen vereint kämpften. Hier wurden unsere Linien in eine Zwischenstellung zurückgenommen. Die englischen Verluste waren überall groß, besonders dort, wo es ihnen nicht gelungen war, vor dem Sturm durch ihr Artilleriefeuer die deutschen Maschinengewehre zu zerstören: so zur Linken von Mametz, wo es den Deutschen gelang, aus ihren Maschinengewehren ein geradezu höllisches Feuer auf die schottischen Truppen zu eröffnen, bevor diese mit dem Bajonett angreifen konnten. Von der Somme bis zur Straße Amiens — St. Quentin wurden unsere Grabenbesatzungen in die Zwischenstellung und schließlich in die zweite Linie zurückgenommen. Die Verluste, die die Franzosen hier erlitten, waren ebenfalls sehr groß. Besonders unter den Kolonialtruppen, die an der Somme vorgeschickt wurden: Turkos, Tunesier, Algerier und viele andere Rassen; sie trugen weite leinene Hosen, und auf jedem Turban glänzte ein französischer Stahlhelm. — Das war in kurzen Worten das Ergebnis der beiden ersten Tage der großen Offensive. Kleine Erfolge, ja. Aber schwer erkauft durch furchtbare Verluste. Und diese Verluste außerdem vergeblich geopfert, denn seitdem steht die deutsche Linie wieder so fest und so undurchdringlich wie nur je! Ja, Gegenangriffe, die unsere tapferen Krieger ununterbrochen machen, haben uns schon an manchen Punkten auf die alten Linien zurückgeführt. Die beim Beginn der Offensive so übermäßig hochfliegenden Hoffnungen unserer Feinde sind durch den Ausgang der ersten Tage, auf den doch bei einem solchen Angriffe sehr viel ankommt, und durch den Fortgang der Schlacht ein wenig herabgestimmt worden. Das französische Kriegsministerium hat in diesen Tagen einmal ganz das Richtige getroffen, indem es seinen üblichen Tagesbericht mit den Worten schloß: „Warten wir geduldig das Kommende ab.“ Es war hochnötig, daß es in den Wein der trotz des Mißerfolgs der Offensive immer noch überschwenglichen Hoffnungen seiner Landsleute ein wenig Wasser goß, denn diese träumten schon davon, daß General Joffre den ‚Quatorze Juillet‘, ihren Nationalfeiertag, im deutschen Hauptquartier begehen würde. Als Sieger über die verhaßten Boches! — Nun, warten wir geduldig das Kommende ab! W. K.



Karte zur englisch-französischen Offensive.


Maschinengewehr in Feuerstellung. Aufnahme des Illustrations-Photoverlags.

Der junge Fritz. Von Erich Wentscher.

Fromm preußisch Land von der Memel
War seines Vaters Reich, [zum Rhein
Seine Glieder waren rank und fein
Seine Stimme lind und weich.
Sein Vater legte in bruchig Land
Künftiger Saaten Keim;
Des Prinzen beinern blasse Hand
Skandierte Reim auf Reim.

Seines Vaters Bauern waren hart,
Das Heer eine eiserne Hand;
Des Prinzen sehnend Auge starrt
Auf weichen, schimmernden Tand.
Bei rauhem Tisch zu Tabak und Bier
Rief der König behaglich den Sohn;
Und der Kronprinz sein einziger Offizier
Ohne strikte Subordination!

Den König kränkt des Landes Geschick,
Er ahnt über seinem Sarg
Ein leidig Püppchen ohn' Stirn und Genick
Als Herrn der nüchternen Mark,
Ein Jünglein, das niemals Posten stand
Und keinen Birnbaum gepflanzt!
Statt Trommelton wird dann durchs Land
Nach gallischen Flöten getanzt.

Es kränkte den König schier zu Tod
Im Mai im 40sten Jahr,
Da sah der Prinz, was preußische Not,
Und was sein Vater war.

Umflorter Frühlingsblütenschnee,
Fahnen und Kränze fein — —.
Der Kronprinz, still vor seiner Armee,
Ritt schon in Schlesien ein.

AKN. Von Ernst Niemann.

In unsern Telegraphendrähten singt und summt der laute Werkeltag des wachen Lebens wie im Frieden. Aber zu einer bestimmten Stunde des Tages verstummt plötzlich wie auf ein Kommandowort die brausende Symphonie der bürgerlichen Arbeit — das ist, wenn der Herr Generalquartiermeister seine Hand auf die Telegraphiertasten legt, um dem lauschenden Lande unter dem Flaggenzeichen AKN die täglichen Amtlichen Kriegs-Nachrichten zu verkünden. Wenn dieser Zeitpunkt nahe ist, halten sich 24 000 Telegraphenanstalten zum Empfange bereit, die Beamten zücken ihre Stifte, und im Handumdrehen ist an allen Posthäusern der Schicksalsspruch des Tages angeschlagen, nach dem das Volk mit heißer Seele verlangt — und mit dem es zittert und jubelt.

In den Städten sind die Zeitungen in der Lage, die ihnen von Wolffs Telegraphenbureau übermittelten Kriegsnachrichten durch Sonderblätter früher zu verbreiten, als es durch die postalischen AKN geschieht. Aber auf dem Lande ist das Eintreffen dieser Meldungen das Ereignis des Tages in dem Grade geworden, wie es zu Großvaters Zeiten die Ankunft der Postkutschen war. Wie damals das Posthorngeschmetter des Schwagers die Stadtbewohner zu den Posthäusern lockte, wo man die Neuigkeiten aus den Weltläuften am ehesten erfuhr, so sind heute die Dorfpostämter die ersten und zuverlässigsten Kriegsnachrichtenquellen, zu denen man geht, um den Ereignissen und Stimmen aus der Welt des Kampfes zu lauschen. Zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags erfaßt die alten Soldatenväter eine zwingende Unruhe, alte Mütter humpeln des Wegs und setzen vor dem Telegraphenaushang ihre Brillen auf, dazwischen altklug schnatternde Jungen und Mädel, die Kindsköpfe voll von Schulstubengeographie und aufgeschnappter Politik — die Sturmflut des Krieges fegt ja durch alle Gassen des Lebens, rüttelt an allen Türen. Wir möchten in der Frische des Landes und in der Freiheit des Waldes unsere Alltagssorgen abtun und über köstliche und stille Dinge sprechen; aber der Krieg reißt auch diesen Sommer mit uns und erfüllt überall unser Denken mit seinen Begriffen und Vorstellungen. Und darum treibt es auch den Wanderer da draußen immer wieder zu den Posthäusern am Wege, wo sich in der einfachen Sprache der AKN die deutsche Zukunft kündet.

Es wäre wunderbar, wenn es nicht Leute gäbe, brave Männer der Ordnung und Pünktlichkeit, die es gleich übelnehmen, wenn die AKN einmal nicht zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle erscheinen. Demgegenüber und für unser Zeitalter des Verkehrs überhaupt hätte es wenig Überzeugendes, wollte ich daran erinnern, daß es vor hundert Jahren drei Wochen dauerte, ehe die Pariser die betrübliche Nachricht von dem Geschehnis an der Beresina erhielten. Aber auch 1870, als wir schon die elektrischen Telegraphen hatten, wäre ein Kriegsnachrichtendienst, wie wir ihn heute besitzen, ganz unmöglich gewesen, weil die Telegraphen für die ungeheuer gewachsenen Verhältnisse der jetzigen Kriegsführung zu schwerfällig sind. Erst der Fernsprecher, der sich auch als eine Größe dieses Krieges erwiesen hat, hat uns durch seine große Anpassungsfähigkeit Mittel in die Hand gegeben, den Nachrichtendienst so ins Wunderbare zu entwickeln, daß heute in den entlegensten Winkeln des Reichs und in der ganzen Welt bekannt wird, was sich tags und nachts zuvor an allen Gefechtsfronten zugetragen hat. Die Kriegsschauplätze mit allen militärischen Einheiten sind in sein Netz eingesponnen. Wie Saugwurzeln treiben die Drahtausläufer bis in die äußersten Schützengräben und Horchposten vor und leiten die Meldungen über die verschiedenen Verknotungen zu den Hauptstellen der Kriegsführung, wo alle Fäden zusammenlaufen. Dort fühlt man den Pulsschlag der Schlachten genau von Stunde zu Stunde und ist über die augenblickliche Kriegslage stets im Bilde.

Zu dieser meisterhaften Organisation des Meldewesens kommt das Frühaufstehen. Morgens, zwischen vier und fünf etwa, wenn unsre Zivilstrategen noch, fern vom ersten Aufstehseufzer, schlummern, bilden sich in den Bataillonsunterständen schon die ersten Ansätze zu unsern AKN. Der Fernsprecher schnarrt! Das erste Bataillon macht seine Morgenmeldung an's Regiment: „Beim Gegner lebhafte Tätigkeit, die nahen Angriff vermuten läßt. Unsere Patrouille, bis nahe an feindlichen Graben gekommen, meldet Verstärkung des Feindes und neue Maschinengewehrstellung. Sie brachte vier Gefangene, darunter einen Turko, mit; diese geben unsichere Auskünfte. Von uns zwei Mann bei Verstärkung der Drahtverhaue leicht verwundet. Feindliche Patrouille durch Schnellfeuer zurückgetrieben; davon ein Mann tot, zwei verwundet. Sonst nichts Neues".

Kurz nacheinander sind auch die Meldungen des zweiten und dritten Bataillons beim Regiment eingetroffen. Der Adjutant nimmt die drei Berichte in die Retorte seiner schriftstellerischen Begabung und vereinigt sie zu einer Morgenmeldung von knapp zehn Zeilen für die Brigade. Nach ähnlichem Vorgang und unter dem gleichen Druck der Eile rundet die Brigade die Berichte der ihr unterstellten Verbände in die gedrungene, wortkräftige Form der eigenen Meldung an die Division, die Division an das Armeekorps. Bei Tagesanbruch ist das Generalkommando des Armeekorps über alle großen und kleinen Ereignisse unterrichtet, die sich in seinem Gefechtsbereich abgespielt haben, und wenn sich in Berlin oder Hamburg die Geschäftsstuben zum Tagewerk öffnen, kennt schon das Große Hauptquartier die augenblickliche Kriegslage an allen Fronten. Der Bericht, den das Große Hauptquartier aus den ihm von allen Kriegsschauplätzen zugehenden Zusammenstellungen der Gefechtshandlungen fertigt, ist ein zart Ding und mit Vorsicht zu behandeln. Auf dem Wege an den Stellvertretenden Generalstab in Berlin ist er durch zweimalige Beförderung gesichert, und auch W.T.B., das ihn nun erhält, muß sich gewissen Kontrollmaßregeln unterwerfen, ehe der Tagesbericht für die Öffentlichkeit reif und frei ist.

Nachdem das W.T.B. die gesiebten Telegramme für die Zeitungen durch den zitternden, singenden Draht gejagt hat, gehen unter vorgespanntem KS die postalischen AKN in etwas knappgeschürzterer Form nach allen Windrosen des Reichs. Das Morsezeichen KS wirkt dabei auf die Telegraphenanstalten wie ein Heroldsruf oder wie das geräuschvolle aou! warda! der türkischen Zaptiehs, die den Tartarenposten des Sultans die Straßen säubern. Es ist der Anruf für sämtliche Reichstelegraphenanstalten; sobald der Telegraph es hören läßt, eilen die Beamten an ihre Apparate. Die AKN werden darauf von den Hauptämtern für alle Anstalten der betreffenden Leitung, ohne daß diese einzeln angerufen wurden, zur gleichzeitigen Abnahme abtelegraphiert.

Jedes dieser Kriegstelegramme ist ein Kunstwerk stilistischer Feinarbeit. Es ist hier die Kunst, die aus hundert Quellen fließenden Einzelheiten in ihrer Bedeutung zum Gesamtergebnis gegeneinander abzuwägen und unter richtiger und gründlicher Zusammenfassung des Stoffes auf die glatte Formel eines Tagesberichts von wenigen Zeilen zu bringen; die deutsche Heeressprache in ihrer Umstands- und Formlosigkeit ist ja ohnehin von besonderer Wirkungskraft und weiß mit wenigen Worten viel zu sagen. Wie ergreifend und in ihrer knappen Ausdrucksform zugleich klirrend klingt uns die Meldung aus Tsingtau: „Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs äußerste.

Gouverneur."! Und wie wunderbar packend die einfache Meldung eines Führers, die ein ganzes Schlachtendrama vertont: „Die befohlene Linie ist erreicht!" Das sind Sätze von leuchtender Helligkeit, die die bleibende Fassung eines Dichterwortes haben. In seinen Tagesberichten aber tritt der „Militarismus" als einer der besten Lehrmeister des Stils unter das Volk. Schlicht, einfach, ernst ist Satz an Satz gefügt, kein Wort, das nicht zum Zwecke gesprochen wäre. Durch sie ist Generalquartiermeister von Stein eine Zeitlang vielleicht der volkstümlichste deutsche Schriftsteller gewesen, die Universität Halle hat ihn in dieser Erkenntnis zum Ehrendoktor gemacht. — Herr von Stein war bei aller gelassenen Sachlichkeit nicht trocken und kalt; er verstand es, den Ausdrucksmitteln der deutschen Sprache Farbe und Leben abzugewinnen und mit schmunzelndem Wohlbehagen neue Worte zu prägen und prächtige Wendungen zu wählen. Der jetzige Generalquartiermeister, hat einen feinen, oft spöttischen Humor hinzugetan. Die köstlichste Sprachbereicherung aus seiner Feder ist ohne Zweifel das Wort von den „farbigen Engländern". Man weiß doch, wie tief der weiße Engländer die braunen und schwarzen Menschenbrüder aus seinen Kolonien verachtet. Und nun: farbiger Engländer! Es ist zum Jauchzen!

Und wir vertrauen dem redlichen Wort redlicher Männer. Auch in der großen, ernsten Schicksalsstunde. Als der Krieg wie ein höllisches Ungewitter über uns hereinbrach und das Volk in allen seinen Tiefen erregte, wollten wir mehr als die nackten Tatsachenworte des Generalstabs. Wir wollten jubeln und wehklagen können und dachten nicht daran, daß das Wort hinter die Tat zurücktreten muß, wenn die Kriegslage es erfordert. O ja, es sind Tage dahingegangen, die unter der Wirkung der amtlichen Wortkargheit in niederdrückende Sorgen getaucht waren, wie auch schon vor 45 Jahren die begeisterte Hochstimmung des Volkes abzuflauen drohte, als Herr von Podbielski nichts anderes telegraphierte als: Vor Paris nichts Neues. Es ist nun einmal die Eigentümlichkeit aller Kriegzeiten, daß sie das Empfindungsleben gewaltig steigern und die erregte Phantasie den wildesten Gerüchten zugänglich machen; und die Presse ist leicht geneigt, dem gehobenen Nachrichtenbedürfnis des Volkes entgegenzukommen. Zu Anfang des Krieges haben wir ja auch schon allerlei erlebt. Heute danken wir's der Obrigkeit, daß sie uns rechtzeitig auf die schmale, aber gesunde Kost der W.T.B.-Meldungen und der AKN gesetzt hat. Wie sie gelesen und verstanden werden müssen, haben wir uns gemerkt. Die einfachen vier Wörter: „Unsre Unternehmungen verlaufen planmäßig" sind uns gedankenschwerer, zukunftbergender Inhalt gewesen. Durch die Blätter der Kriegsberichte rauscht Weltgeschichte, und darum müssen sie, wie alles in diesem Ringen, solid und musterhaft sein. Wir beneiden die andern nicht um die Prahlereien ihrer phantastisch aufgestutzten Stimmungsbilder, nicht die Franzosen um ihre amtlichen Glaubensartikel von der ewig glänzenden militärischen Lage, nicht die Italiener um die Brimborien Cardornas, in denen die Nachfahren des Plautus dem törichten Volk immerzu den miles gloriosus aufführen.

Durchbruchsversuche der Russen bei Luck und Czernowitz.

Unter den Schrecken des Weltkrieges hat mit am allermeisten das österreichische Kronland Galizien gelitten. Erst wälzte sich die russische Dampfwalze langsam und schwerfällig, alles unter sich zermalmend, von Osten her über das Land, denn die österreichisch-ungarischen Heere mußten, der Überzahl weichend, jeden Fußbreit Erde verteidigend, weiter und weiter zurückgenommen werden: Die Russen zogen in Lemberg ein, dann wurde Przemysl von ihnen eingeschlossen und nach langer Belagerung genommen, und schließlich standen sie wenige Meilen von Krakau. Drauf kam der Durchbruch von Gorlice, und nun wurde die russische Dampfwalze zum zweiten Male über das unglückliche Land getrieben, jetzt aber zurück, das heißt von Westen nach Osten, und in zum Teil atemberaubender Hast. Galizien wurde wieder befreit; nur der nordöstliche Teil um Tarnopol blieb im Besitz der Russen. Eine feste Linie, in der neben dem österreichisch-ungarischen Heere auch deutsche Truppen unter dem Grafen Bothmer und von Linsingen fochten, schützte, von Süden nach Norden verlaufend, Bukowina, Galizien und das eroberte polnische Land vor neuen Einfällen der Moskowiter. Die wurden nämlich wieder und immer wieder versucht, und kein Tag fast verstrich zeitweise, ohne daß da oder dort von ihnen größere oder kleinere Angriffe angesetzt worden wären. Es war ein fast ständiges Abtasten der Front, ob sich nicht vielleicht irgendwo ein Durchbruch ermöglichen ließe.

Als dann der Frühling 1916 ins Land gekommen war und die



General Graf Bothmer mit seinem Stabe. Aufnahme von W. Braemer.

neu ausgebildeten Reserven das russische Heer an dieser Stelle zu gewaltiger Größe hatten anschwellen lassen, machte sich General Brussilow daran, einen solchen Durchbruch zu erzwingen. Sein Plan war, koste es, was es koste, neue und immer neue Truppen gegen die deutsch-österreichischen Linien vorzutreiben, um schließlich durch die Masse seiner Soldaten die Verteidiger zu erdrücken. Daß diese Methode für sein Heer zu ganz entsetzlichen Verlusten führen mußte, focht ihn nicht weiter an; er wollte den Erfolg. — Brussilow griff in ganz breiter Front an. Am 3. Juni begann gegenüber der ganzen Linie von der Umgegend von Czernowitz an der rumänischen Grenze bis nach Kolki am Styr schweres russisches Artilleriefeuer, besonders heftig im Raum von Olyka, bei Tarnopol, an der unteren Strypa und am Dnjestr. Kurz darauf folgten dann Infanterieangriffe. Vor allem hatten die Russen es darauf abgesehen, nach Kowel durchzustoßen, um an diesem wichtigen Eisenbahn-Knotenpunkte den Nachschub unserer Heere zu unterbinden. Von der Festung Rowno aus, wo man das neue Heer gesammelt hatte, stießen ganz gewaltige Truppenmassen gegen den Raum von Olyka vor, in dem die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand stand. Die Übermacht war erdrückend, so daß die Truppen unserer Verbündeten zunächst in den Raum von Luck, und schließlich noch dreißig Kilometer weiter nach Westen zurückgenommen werden mußten. Auch weiter im Süden, im Raum von Dubno, wichen die österreichisch-ungarischen Truppen dem Stoß der zahlenmäßig weit überlegenen Russen aus und gingen über die Ikwa, weiter am den Styr aufwärts bis Sokul wurden glatt abgewiesen, ja auf der Heerstraße von Kowel nach Luck gingen Linsingens Truppen ihrerseits zum Angriff über und rissen in erfolgreichen Kämpfen westlich bis zum Tyra-Abschnitt die österreichisch-ungarischen Kräfte der Heeresgruppe Böhm-Ermolli mit sich vor. Langsam zwar aber unaufhaltsam drang Linsingen auf fast 120 Kilometer breiter Front auf Luck vor und hat durch sein Erscheinen hier auf dem nörd-



Scheinwerfer hinter der österreichisch-ungarischen Front.

Unterlauf der Strypa auf das Westufer des Flusses und am südlichen Abschnitt der Front endlich über den Pruth zurück. Neuerdings wird westlich von Kolomea gekämpft.

Währenddes stand die Heeresgruppe des bayrischen Generals Graf von Bothmer an der Strypa wie ein Felsen im Meer. Tag für Tag ging die Schlacht auch auf dieser Front mit ungeminderter Heftigkeit fort; hier aber biß der Gegner auf Granit, alle seine Angriffe zerschellten an der Widerstandskraft der meisterlich geführten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen des Generals von Bothmer. Sie hielten nicht nur standhaft aus, sondern setzten wiederholt noch kleinere und größere Abteilungen zu Angriffen nach Norden und Süden an, wenn es galt, den benachbarten Verbündeten zu Hilfe zu eilen.

Eine entschiedene Wendung zum Besseren trat für die österreichisch-ungarischen Heere endlich am 16. Juni ein. Denn gänzlich unerwartet sahen sich die Russen im Stochod—Styr-Abschnitt deutschen Kräften, der Armee Linsingen, gegenüber. Alle ihre Vorstöße über Kolki und



Deutsche Kavallerie-Patrouille beim Pferdetränken in Rußland. Aufnahmen des Leipziger Presse-Büros.

lichen Abschnitt der russischen Offensive die russische Dampfwalze wiederum zurückgetrieben. Wir hoffen von ganzem Herzen, daß diese Erfolge auch weiter anhalten.

Soldaten des österreichisch-ungarischen Heeres mit Gasmasken.

Es ist eine alte Erfahrung, daß beim schnellen Rücknehmen einer Armee, die längere Zeit hindurch an derselben Stelle hinter Feldwerken gelegen hat, eingebaute Geschütze und anderes wertvolles Kriegsmaterial verloren gehen. Aber die geradezu abenteuerlichen Zahlen, welche die Russen in dieser Beziehung verbreiteten, treffen natürlich nicht zu. Aus dem österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier wurde vielmehr folgendes festgestellt. Die Armee Brussilows behauptete, insgesamt 194041 Gefangene, 219 Geschütze und 644 Maschinengewehre eingebracht zu haben. Das sei fürchterlich übertrieben, denn die österreichisch-ungarischen Kampftruppen hätten nach genauen Feststellungen in drei Wochen schweren Ringens an Toten, Verwundeten und Gefangenen eine Einbuße von 12 bis höchstens 20 vom Hundert zu verzeichnen. An Geschützen moderner Konstruktion fielen 36 Stück in die Hände der Feinde; sie waren gesprengt und vernichtet. Nur um einiges größer ist die Zahl der eingebauten und den Russen preisgegebenen Geschütze älteren Musters. Die Maschinengewehre endlich, die verloren gingen, beziffern sich noch nicht auf ein Sechstel der von den Russen angegebenen Beutezahl. — Das klingt freilich ein wenig anders.

Von der Gesamtlage an der österreichisch-ungarischen Front gegen Rußland kann man heute, in der ersten Juliwoche, wohl sagen, daß sie sich nach anfänglichen Mißerfolgen für die Mittelmächte günstiger und immer günstiger gestaltet. Die Heeresabteilung Linsingen ist auf dem Vormarsch nach Luck. Ihr schließt sich die Armee Boehm-Ermolli mehr und mehr an. Vor der Strypa-Front des Generals Bothmer sind alle russischen Angriffe restlos zusammengebrochen. In der Bukowina endlich scheint es jetzt, als ob die dortige österreichisch-ungarische Heeresgruppe anscheinend vorbereitete Aufnahmestellungen erreicht hätte, wo an kraftvoller Abwehr hoffentlich jedes weitere Vordringen der Russen zerschellen wird, ja von wo, wie schon einmal, aller Voraussicht nach in absehbarer Zeit ein kräftiger Gegenstoß einsetzen dürfte. Schon ist auch der rechte Flügel Bothmers im erfolgreichen Vorrücken und wird damit die westlich Kolomea kämpfenden Verbündeten wesentlich entlasten. v. M.



Österreichisch-ungarische Unteroffiziere an der Strypa-Front wehren einen Angriff mit Handgranaten ab. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

Der sinkende Stern.

Für jede Nation erscheint einmal der Tag, an dem ihr Stern langsam und unaufhaltsam zu sinken beginnt. Es wäre aber falsch, wenn man das wie ein Naturgesetz betrachten und von einer schicksalhaften Überalterung der Völker reden wollte. Jede Nation hat den Grad ihres kraftvolleren oder sinkenden Lebens sich selbst zuzuschreiben, und jene Völker, die heute als nicht lebensfähig zu gelten haben, haben durch das Schwert Selbstmord verübt. Es kommt heute nicht mehr vor, daß ganze Völker mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, wie in den Zeiten des Altertums — so gern unsere Feinde uns, „die Drachensaat“, mit Feuer und Schwert vernichtet sähen, „bis zum letzten Weib und zum letzten Säugling!“ Dafür aber droht heute eine schlimmere Gefahr: die Entartung, der die moralisch nicht standhaften Völker erliegen, die sie zwar nicht schnell abwürgt, wie Schwert und Pest, die sie aber zu völliger Bedeutungslosigkeit herabdrückt und sie allmählich verödet. Man sollte das Aussterben gewisser durch die verhängnisvolle Berührung mit der Kultur untergehender Rassen nicht allzu gefühlvoll beklagen, wie es seit Rousseau der Brauch naturvolkbegeisterter Menschenfreunde ist: ein markiges und frisches Volk setzt den eingeführten Lastern schon instinktiven Widerstand entgegen, und unsere Vorfahren sind durch die Berührung mit der fauligen, römischen Kultur auch nicht zu Grunde gegangen. Was also des Lebens wert ist, das wird schon leben, trotz aller äußeren Ungunst der Verhältnisse und Einflüsse.

Wenn dieser furchtbare, von uns nicht gewollte, mörderische Krieg auch eine Probe auf die Lebens- und Daseinsfähigkeit und Daseinsberechtigung der Völker darstellt, so ergeben sich dabei sehr merkwürdige und unerwartete Bilder. Man sieht ein Jahrhunderte hindurch in Fron und Sklaverei gehaltenes Volk wie die Bulgaren durch verständige Wahl des richtigen Weisels in die Reihe der ausschlaggebenden Kulturnationen aufrücken, weil ihr gesundes Gefühl sie den rechten Weg leitet, und man sieht den „kranken Mann“ am Bosporus, dem seit soviel Jahrzehnten unheilbares Siechtum bestimmt schien, wie aus einem Jungbrunnen sich erheben. Viele Geschlechter hindurch unterdrückte Völkerschaften, im Westen die Vlamen, im Osten die Polen, raffen sich zu neuer Lebenshoffnung auf, in der richtigen Erkenntnis, wo für sie der rechte Stützpunkt zu suchen sei, und ein Völkergemisch wie Österreich, dessen einzelne Teile, verführt durch die west-östlichen Einflüsterungen, den uralten Verband der großen Völkerfamilie zu sprengen strebten, erweist sich jetzt zur Zeit der Not als ein Unzerstörbares, von dem jedes lebendige Glied sich mit Händen, Füßen und Kolben gegen die „Erlöser“ wehrt. Italien, für dessen politische Mündigkeit wir „guten Europäer“ uns bis zu eigenen Blutopfern begeisterten, bietet das Bild völliger politischer Unfähigkeit, und für Frankreich, den Gegner, der unserer meisten Sympathie begegnet, scheint es erwiesen, daß der Heldensang dieses Krieges sein Sterbelied sein wird. Möge auch der wertvollste Teil der Nation vor Verdun verbluten, das Volk würde lebenskräftig bleiben, wenn nicht die bekannten und vielerörterten Erscheinungen, die auch am Untergang Roms die Schuld trugen, das Land entvölkert hätten, sodaß der Würgeengel des Krieges von innen heraus unterstützt wird. Angesichts der unvergleichlichen Tapferkeit, mit der das unglückliche Land sich für Englands Vorteil ruiniert, sollte man meinen, daß das Volk unter der ernsten Zucht der Ereignisse noch die Kraft, sich langsam zu regenerieren, finden möchte. Wahrscheinlich aber wird die nationale Leidenschaftlichkeit und Ungeduld eine solche Möglichkeit nicht zulassen, und es ist wenig Hoffnung, daß Frankreich sich aus der Stellung einer Macht zweiter Ordnung, in die es durch sein vernunftloses Hinopfern seiner besten Kraft für seinen Erbfeind vor Alters hineingedrängt wird, je erheben könnte, wenn es nicht in letzter Stunde zur Besinnung kommt. Dagegen zeigt Rußland das schwankende Bild eines noch unverdorbenen, aber unter schlechten erziehlichen Einflüssen verwahrlosten Volkes, das sich eben wegen jener moralischen Uneignung seiner herrschenden Schichten immer mehr aus Europa heraus und auf Asien hinverwiesen sehen wird, mit dem die enge Verbindung ja die ewige Lebensquelle des allein durch die Zahl für den Frieden verhängnisvollen Stämmekomplexes darstellt. — Vor allem aber ist es **ein** Land, dessen Stern, lange genug die Meere beherrschend, zu verblassen und zu sinken beginnt: England.

Die Strahlenkrone als vorherrschende Seemacht verloren zu haben, wird für das eitle Land einer der schmerzvollsten Verluste in diesem von ihm beschworenen Kampfe sein. Wenn die ersten unvergeßlich herrlichen Erfolge unserer jungen Flotte nur ein drohendes Wetterleuchten für die Übermacht Britanniens waren, so sind die Ereignisse der letzten Wochen der Beginn ihres Todeskampfes; dem Ansehen des höchsten englischen Symbols, der „fleet“, dem von dem so gewitzten Volk blind angebeteten Glaubensobjekt, bei dem über den fischblütigsten „man of business“ etwas wie heiliger Rausch kam, ist eine Wunde geschlagen, die nie vernarben wird; besonders bei den Völkern des Islam, die der Koran lehrte, wie Heldentum zur See höchstes Heldentum sei und wie im Kampf auf dem Meer nur den Kopf zu wenden mehr sei als im Landkampf blutig den Feind zu bestehen, wird die Bewunderung für das Volk der herrschenden Seegewalt so manchen Fragen weichen. England aber ist nur, was es ist, durch die See; beherrscht es die See nicht mehr, so sinkt es zu der Bedeutungslosigkeit herab, zu der seine insulare Lage es von vornherein bestimmt hätte, wenn nicht das Meer dem Land die Brücken baute, von denen aus es seine unermeßlichen Einmischungen und blutigen Unterdrückungen, seine Piratenzüge und seine friedlichen Belästigungen beginnen mochte. Auf der Schiffsplanke stehend, hat England dem Festland Gesetze diktiert: auf so schwankendem Grund ruht Englands Vorherrschaft in der Welt.

An allen Ecken und Kanten bereits begann der von den guten, dummen Vettern so bereitwillig bewunderte Schleier von Englands Tüchtigkeit, Ritterlichkeit und Vornehmheit zu reißen, und der eitle, hohle und unbedenkliche Egoismus des Volkes trat immer krasser ins Bild. Trotzdem war auf seiner Seite, was im Lauf der Welt so oft vor Recht geht: Macht. Zum mindesten der Schein der Macht. Das Land war den andern Nationen gegenüber in der Rolle des reichen Verwandten, den alles umgirrt und umschmeichelt, der überall Kredit hat, wenn er die Laune haben sollte, ihn in Anspruch zu nehmen, der in Wahrheit aber schon längst ein Bettler ist, und nur durch die Stirn, mit der er den Schein aufrecht erhält, seinen Einfluß rettet und vielleicht wieder hoch kommt. So vergewaltigte es die schwächeren Nationen, nahm, nachdem es die seebeherrschenden Völker des Festlandes lahm gelegt oder wund geschlagen hatte — wohlgemerkt immer in dem Augenblick, in dem die natürlichen Bundesgenossen anderweit in ihrem Bestande bedroht waren — auch die Teile der übrigen Welt, die es mit seinen „Polypenarmen“ umklammern konnte, in Beschlag und genoß, indem es sich seiner durch eine unbedenkliche Seeräuberpolitik rühmlich erworbenen Stellung erfreute, alle Ehren, die seinen Erfolgen gebührten. England schützte den Glauben, das Recht, das „europäische Gleichgewicht“; ein angemaßtes Mandat, das ihm die vortreffliche Möglichkeit gab, durch seinen Einspruch die Wage so lenken zu können, daß allemal ein geschäftlicher Nutzen für Old England heraussprang. Keine Nation lebt, die nicht Englands Kralle gefühlt hätte, keine, die nicht Grund hätte, mit tobendem Schmerz auf eine Stelle in ihrer Vergangenheit zu blicken, in der Englands Dolchstoß den Lebensnerv ihres Landes traf. Dennoch, so oft die Beute geteilt ward, war der englische Löwe Richter, und so oft ein Murren der benachteiligten oder blutig belehrten Völker aufsprang, so oft schlug das blendende Licht unantastbarer Reinheit auf Britanniens adliger Stirn sie mit Schrecken und Blindheit: denn über die Schultern der Mutter weg starrten stumm die berohrten Panzer ihrer Kinder als wirkungsvoller Hintergrund. Mit ihnen als Stützpunkt konnte England unter froher Billigung aller Gerechten jegliche Konkurrenz in Europa zunichte machen und sich eben dadurch einer moralischen Hegemonie erfreuen; jedem Volk aber, das sie berechtigter hätte ausüben wollen, hätte die Empörung der gesamten Welt Hindernisse genug bereitet.

Wieder kam ein glorious June — viele Glückstage Englands fallen in diesen Monat — heraufgezogen .... aber für **uns**. Der Tag der andern beginnt. Zum ersten Mal wendet England sich besiegt von einem Rivalen zur See. Seine Über-Dreadnoughts kommen zerhackt und mit hängenden Flügeln zurück, seine Übermacht muß schmählich weichen, nicht einmal seinem ersten Soldaten vermag es auf einer kurzen Strecke ein sicheres Geleit zu nehmen. Die Umstände von Kitcheners Tod sind so seltsam, daß noch manches aufzuklären bleibt. „Nieder mit allen Feinden der Königin Elisabeth“ rief der Henker bei den Justizmorden seiner Königin, rief England durch die Jahrhunderte, die ihr Regiment einleitete. Zum ersten Mal versagt das Zauberwort, Englands Stern sinkt, und erleichtert werden die Völker, wenn die Wasser sich verlaufen haben, erkennen, wo die Quelle lag, von der das Gift in die Welt kam.

Bitte an den Abendwind. Von Lina Ritter-Nürnberg.

Nun ich Qual und Not des Tages überwunden,
Tasten meine Hände scheu nach offnen Wunden,
Schließen enge sich zusammen, bitten leis den Abendwind,
Daß er Staub und Schmerzen von den Wunden nimmt.



Husarenpatrouille. Aufnahme von Gebr. Haeckel.

Eisenbahndienst an der Front.

Wie Lokomotivführer Peterbauer „Petrikauer“ wurde. Eine Erinnerung aus dem Feldzug des Jahres 1914.

Vor Kriegsbeginn hieß der Lokomotivführer in der Heimat ohne agrikolarem Beigeschmack Peterbauer und fuhr unverdrossen und diensttreu „Ewigkeitszüge“, d. h. Güterzüge, die auf allen Unterwegsstationen anhalten und eine „halbe Ewigkeit“ benötigen, bis sie, besonders bei starkem Güterverkehr und schlechtem Wetter das Endziel erreichen. Wie viele andere Eisenbahner vom Fahrpersonal, wurde auch Peterbauer vom Waffenruf erreicht; das Schicksal bestimmte seine Verwendung als Zugführer an der Ostfront. Für den Fahrer von „Ewigkeitszügen“ gab es dort Abwechslung und Überraschungen gleich anfangs genug, Schnellfahrten auf fremden Strecken, also seither ungewohnter eiliger Dienst, aber auch Fahrten, die durch überlangen Aufenthalt in Überholungsstationen sehr viel Geduld beanspruchten und an den friedlichen Heimatsdienst erinnerten. Daheim kann das Fahrpersonal nicht rasch genug die für die Betriebssicherheit unerläßliche Streckenkenntnis erwerben; im Kriegsdienst aber muß der Eisenbahner auf völlig unbekannten Strecken bei Tag und Nacht fahren; in der Hand des Maschinisten liegt sein eigenes und das Leben von Hunderten von Soldaten. Wie wichtig die gewissenhafte Beförderung von Munitionszügen ist, versteht heutzutage auch der Laie.

In bunter Abwechslung, jeweils auf Befehl, fuhr Peterbauer lange Zeit als Schnellfahrer auf prächtig leistungsfähigen, immer zuverlässigen Maschinen der preußischen Eisenbahnverwaltung, zuweilen aber mußte Peterbauer schreckliche „Ewigkeitszüge“, deren Ladungen nicht eilig waren, lenken und sich an manchen Tagen 30—40 mal überholen lassen. Strecken von kaum 50 Kilometern „schluckten“ die Fahrzeit von 10—12 Stunden, da der jeweils „laufende“ Zug in jeder Station warten, jeden „bevorrechtigten“ Zug vorfahren lassen mußte. Die schlimmsten Gefahren lauerten auf den von deutschen Truppen frisch eroberten Schienenwegen, da die Russen häufig die Bahnkörper und Brücken zerstörten, so daß deutsche technische Kompagnien so flink als möglich die Strecken wieder fahrbar machen mußten.

Peterbauer behielt im harten, verantwortungsvollen Fahrdienst alles: Berufsliebe, Opferwilligkeit, Gesundheit, Treue und Schneid; bei Petrikau aber verlor er seinen ehrlichen Schreibnamen.

Wild und in Übermacht rückten die Russen auf die Bahnstation Petrikau los, wo Peterbauer tags vorher mit einem überlangen Güterzug angekommen war. Selbstverständlich wurde das Andringen der Russen rechtzeitig bemerkt, vom Kommando alles Nötige veranlaßt, sowohl für das Militär, wie für das Stations- und Fahrpersonal, das fortgeschickt und nach rückwärts gefahren wurde. Von diesem eiligen Abtransport hatte Peterbauer keine Kenntnis; er benützte die dienstfreie Zeit zu benötigtem Schlaf, zur Erholung und Kräftigung für neue schwere Leistungen. Sein Heizer war vermutlich früher vom Nachtquartier in den Bahnhof gekommen, wurde dem Abtransport der Eisenbahner beigesellt und weggefahren.

„Eiserne Vögel“ mit ihrem Spektakel weckten den Lokomotivführer Peterbauer, der in die Station sprang, sich beim Betriebsleiter zum Dienst melden wollte. Großes Erstaunen beiderseits. Im Bahnhof Petrikau waren nämlich nur noch – zwei Eisenbahner anwesend: der preußische Stationsvorstand und der Maschinist Peterbauer aus Bayern. Bayerisch kurz und preußisch zielbewußt, von russischen Kugeln beschleunigt, gestaltete sich das dienstliche Gespräch der beiden Bahnbeamten.

Der Stationsvorstand: „Haben Sie Ihre Maschine hier?“

„Hoffentlich!“

„Fahrbereit?“

„Weiß ich augenblicklich nicht!“

„Sofort nachsehen! Eiligst Dampf machen, Maschine vor Dienstraum bringen! Flink!“

„Zu Befehl!“ Und weg war Peterbauer, der in rasenden Sprüngen zum Heizhause rannte, wo er zu begreiflich hoher Freude die Feuerkiste seiner Lokomotive angeheizt vorfand. Freilich war das Feuer fast niedergebrannt. Peterbauer sorgte für Auffeuerung und legte ein. Der Tender war reichlich mit Heizmaterial versehen.

Die russischen „Vögel“ mahnten zur Eile, richteten in den Bahnhofsanlagen bereits Schaden an.

„Nur net drängeln! Warten, bis ich genug Dampf hab! Wir fahren dann schon freiwillig ab!“ brummte Peterbauer in Erinnerung an die heimatlichen „Ewigkeitszüge“, denen jede Drängelei gegen die — Überzeugung ist.

Unbekümmert um die russischen „Vögel“ unternahm der Lokomotivführer einen Gang zu den Hinterstellungsgeleisen, um zu sehen, was an Fahrmaterial zurückbleiben, den Russen werde zur Beute werden. Wie Peterbauer die vielen, teilweise noch nicht entladenen Güterwagen erblickte, entschlüpfte ihm der bajuvarische Ruf: „Oha! So tan mer net, Rußki!“ Der Plan zu einem Wagnis reifte in diesem Anblick, Peterbauer faßte einen verwegenen Entschluß. Zugleich dachte der gut geschulte Fahrbeamte an das Gebot der eisernen deutschen Ordnung, der Disziplin, der unerläßlichen Zustimmung des Vorgesetzten für ein schneidiges Unternehmen.

So ging denn Peterbauer zum Stationsvorstand, der eifrig die wichtigsten Akten in Bündel schnürte und den Maschinisten fragte, wann — abgefahren werden könne. „Es eilt nun, die Russen werden bald hier sein!“

Zunächst meldete der Lokomotivführer, daß wohl erst in etwa einer Stunde genügend Dampf vorhanden sein werde. Dann bat Peterbauer um die Erlaubnis, den erzwungenen Abzug — ärgerlich für die Russen gestalten zu dürfen.

„Wieso ärgerlich?“

„Mit Zustimmung des Herrn Vorstandes nehme ich auf dem Rückzug soviel Wagen, besonders beladene Wagen, mit, als die Maschine ziehen kann!“

„Brav gedacht! Doch mit zu viel Last kann der Zug nicht die gebotene Eile auf Rückfahrt erzielen. Beschießen die Russen unseren Zug erfolgreich, so bleiben wir stecken, der Schaden ist dann größer, als wenn wir die Wagen hier stehen lassen. Die Akten müssen unter allen Umständen gerettet werden.“

„Sehr wohl, Herr Vorstand! Ich weiß einen Ausweg!“

„'Raus mit der Sprache!“

„Der Herr Vorstand mit den Akten fahren mit mir auf der Maschine. Fliegt ein Volltreffer in den Zug, so häng' ich die Maschine ab, wir sausen davon, weil's nicht anders geht in solchem Fall! Werden wir aber net 'troffen, so wird der ganze Zug gerettet! Die Rußki sollen sich dann „giften“ (ärgern), daß sie grün, gelb und schwarz werden!“

„Einverstanden! Wieviel Wagen glauben Sie mitnehmen zu können?“

„Alle beladenen! Und langt der Dampf, möglichst viel leere Wagen dazu! Fahrzeug kostet Geld! Wär schad um jeden Wagen, den die Malefiz-Russen erwischen!“

„Sehr gut und schön! Aber zur umständlichen Zugzusammenstellung reicht die Zeit nicht mehr!“

Wie zur Bestätigung dieser Worte fielen feindliche Geschosse in das Bahnhofsgebiet, die an verschiedenen Stellen Schaden anrichteten. Peterbauer bangte jetzt um die über alles kostbare Maschine und lief zum Heizhause. Der Kessel enthielt genügend Dampfsdruck zum Anfahren. Aufbesserung konnte noch erzielt werden. Hastig feuerte er abermals auf und fuhr aus dem „Stall“. Ein Zufalltreffer beschädigte das Dach des Heizhauses.

„Wenn jedesmal um fünf Minuten zu spät, kann's uns glücken!“ meinte der Führer und lachte vergnügt. Seelenruhig fuhr er an den Krahn, faßte Wasser und brachte die Lokomotive auf das erste Geleise vor dem Betriebsbüro. „Bitt schön um die Paack!“

„Was wollen Sie?“

Peterbauer stieg ab, belud sich mit Aktenbündeln und trug sie zur Maschine. Der Vorstand half eifrig bei dieser Bergungsarbeit. Zuletzt wurde auch noch in einer Kassette das Amtsgeld der Bahnstation auf die Lokomotive gebracht.

„Haben S' die Ehr, nehmen S' Platz, Herr Vorstand! Bitt schön, auf dem untersten Tritt stehen bleiben!“

„Nanu? Warum?“

„Geht net anders! Bitt schön, Herr Vorstand wollen, weil's pressiert, die Weichen umstellen, wo's nötig ist! Auf daß wir schneller rangieren können! Nix für ungut! Der Herr Vorstand als — Bastelhupfer!

Trotz der heftigen Beschießung mußte der Oberbeamte hell auflachen über die drolligen Äußerungen des Bajuvaren, der bei aller Gefahr den Humor behielt.

In voller Würdigung der heikel gewordenen Lage, zur möglichsten Beschleunigung der Zugzusammenstellung leistete der Vorstand willig und gern die Arbeit des Weichenstellers, sprang wieder auf das Trittbrett der Maschine, fuhr weiter, wiederholte nach Bedarf an den Weichen die Umstellung, bis Peterbauer erklärte, daß das Maximum an Zuglast mit Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit und Dampfspannung erreicht sei. „Ich bitt um Abfahrterlaubnis!“

„Langsam anfahren!“ befahl der Oberbeamte und lief voraus zum Ausfahrtwechsel, den der Vorstand richtig stellte. Als praktischer Eisenbahner schwang er sich dann gewandt und sicher auf die Maschine und blickte auf den langsam ausfahrenden Zug. „Deixel! Wir haben sicher 150 Wagen!“

Nun waren aber die Russen so nahe gerückt, daß sie den Bahnhof mit Gewehrfeuer bestreichen konnten. Ein Kugelhagel fiel prasselnd auf den Schluß des Zuges, links und rechts schlugen Geschosse aus schweren Kalibern ein, Schrappnels flogen voraus. Der Vorstand arbeitete als Heizer mit vollem Verständnis und größtem Eifer.

Die Freude über das praktische und prächtige Verhalten des Oberbeamten leuchtete dem Lokomotivführer aus den Augen. Ehrliche Dankbarkeit ließ Peterbauer die gutgemeinten

Worte gebrauchen: „Vergelt's Gott für die Hilf! Wir müssen — schleichen, es geht net anders! Erwischt uns nix von Granaten, so glückt der Abzug! Die Rettung des wertvollen Zuges ist Ihr Werk, Herr Vorstand!“

„I wo! Glückt die Rettung, so hat der brave Maschinist den gleichen Anteil am Verdienst. Wieviel Druck haben wir jetzt?“

„Langt noch net für besseres Tempo! Pressiert auch net! Die Kugellöcher in leeren Wagen haben nix zu bedeuten!“

Die Beschießung des im Schneckentempo flüchtenden Zuges steigerte sich in dem Maße, als die Wut der enttäuschten Russen zunahm. Aber das kühne Wagnis der beiden Eisenbahner glückte vollauf und ohne Verluste, der kostbare Zug wurde in Sicherheit gebracht.

Für die wackere Leistung erhielten der preußische Stationsvorstand und der bayerische Lokomotivführer das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Peterbauer erhielt noch eine — Zulage von seinen Landsleuten und Kameraden an der Ostfront dadurch, daß sein Name Peterbauer in — „Petrikauer“ umgewandelt wurde. Ehrenhalber! Denn seine brave Leistung im feindlichen Feuer ehrt das opferwillige Fahrpersonal, im besonderen die Lokomotivführer . . .

Der „Petrikauer“ in seiner Schneid und Brauchbarkeit fand viel Verwendung für wichtige, dringende und zuweilen auch gefährliche Fahrten, die immer erfolgreich und glücklich von dem wackeren Maschinisten durchgeführt wurden. In Fällen, die ihm „kritisch“ erschienen, meldete er sich freiwillig und bat um Verwendung so innig, daß zumeist den Bitten stattgegeben wurde.

Wahrhaftige Wunder vollbrachten die deutschen Eisenbahntruppen in verblüffend rascher Wiederherstellung der von den Russen zerstörten Schienenstränge. Die unterbrochenen Strecken wurden geradezu fabelhaft schnell wieder betriebsfähig gemacht. Wo die Russen geworfen worden waren, fehlte es ihnen auf dem beschleunigten Rückzug oft an Zeit, ihre Bahnstrecken zu vernichten. Den geschlagenen Russen folgten die Deutschen energisch nach, rasch und dabei vorsichtig. Dies galt auch für das Nachrücken auf russischen Bahnstrecken. Waren diese nicht zerstört, der Vorsicht halber wurden sie aufs genaueste untersucht. Wenn die Meldungen über den Streckenbefund nach peinlich vorsichtiger Untersuchung dahin lauteten, daß die Strecke „einwandfrei“ sei, so ging das Kommando der Eisenbahntruppen noch immer sehr vorsichtig vor, indem jeweils ein aus erbeuteten russischen Wagen zusammengestellter „Probezug“ vorausgeschickt wurde.

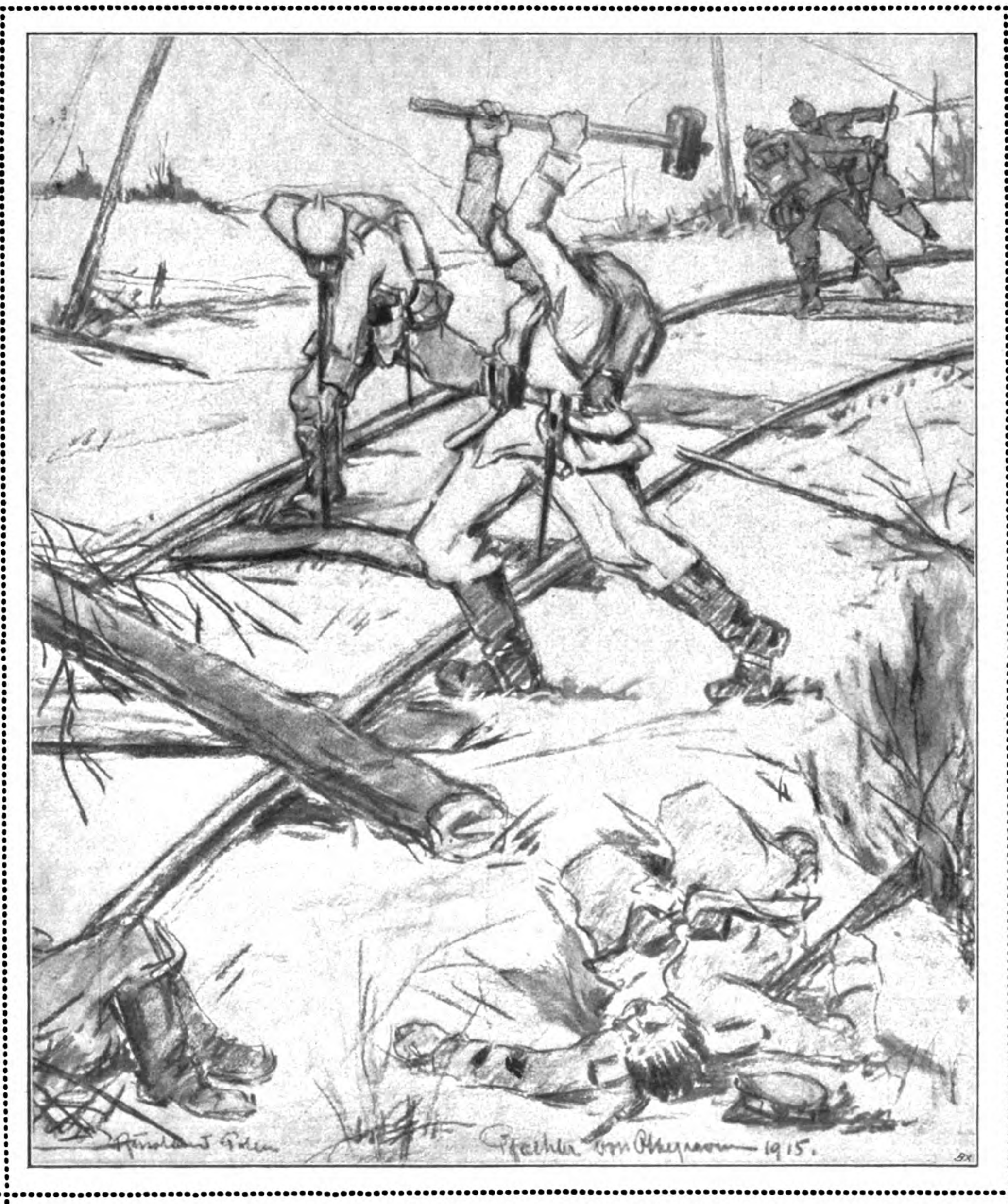
Die Anordnung bestimmte, daß ein solcher „Probezug“ auf die Strecke von einer Maschine langsam geschoben werden müßte. War nun am „Probezug“ alles russisch, der Lokomotivführer mußte doch ein Deutscher sein.

Gefahrlos war die Sache nicht, wenn die Russen in den Oberbau oder unter die Schienen wirklich Minen gelegt haben sollten. Auf die gewissenhaften Untersuchungen der verdächtigen Strecken konnte man sich zwar ruhig verlassen, aber denkbar größte Vorsicht blieb doch geboten.

Um die Befahrung solcher Strecken, um das Schieben solcher „Probezüge“ bewarb sich am eifrigsten der „Petrikauer“, den dieser gefährliche Dienst riesig interessierte.

Mit dem erwarteten kleinen „Luftsprung“ vom „Probezug“ aus war es nichts, deshalb interessierte sich der „Petrikauer“ nicht mehr für die Sache.

Arthur Achleitner.



Patrouillen beim Zerstören einer feindlichen Eisenbahnlinie.
Skizze vom Kriegsschauplatz von Reinhard Pfaehler von Othegraven.

Kriegserlebnisse und Kriegserfahrungen in West und Ost.

Von Hauptmann F. Lange †. (Fortsetzung.)

Es dunkelte schon, als ich endlich abreiten durfte mit den Befehlen für die Nacht. Langsam trabte ich jetzt, von einem Ordonnanz-Unteroffizier gefolgt, wieder den Totenweg entlang, in der rasch hereinbrechenden Dunkelheit gewann das Totenfeld etwas Gespenstisches. Aber ich blieb in raschem Reiten und fand den Platz, auf dem die hier gesammelten Teile unserer Brigade gerastet hatten, verlassen. Lang und wie aus Stein lagen noch die drei toten Franzosen am Wege, bei denen man zum Lagerplatz abbiegen mußte, aber nichts Lebendes war mehr da, und ich ahnte nicht, wohin die Bataillone marschiert waren, und mit ihnen mein Kommandeur. Ich überlegte kurz und ritt dann quer über die Wiesen hinüber nach der Straße von Bièvre nach Bresse, von wo Geräusch herüberschallte und wo ich meine Leute vielleicht vermuten konnte. Langsam ging mein todmüdes Pferd, es wurde immer dunkler, rings am Horizont und in der Nähe brannten lodernd die Dörfer, weiß und gespensterhaft leuchteten die Körper der erschossenen Rinder auf den Weiden, ein einsames Füllen kam hinter mir her und schloß sich mir an. Signale, Kanonenschüsse in der Ferne, ab und an ein Schrapnellblitz am Himmel niedrig über dem Horizont. Das Brüllen des eingeschlossenen und von niemand gefütterten Viehs, das Blöken der Schafe und das Heulen der an ihrer Kette von den Flammen bedrohten Hunde griff mit schwermütigem Herzeleid an die Brust; ab und an stieß der Huf des stolpernden Pferdes an einen Gefallenen, den das Geschoß noch auf der Flucht erreicht hatte und dessen stummes Antlitz zum sommerlichen Sternenhimmel schrie. Es ist etwas so Tröstliches für ein empfindendes Herz, daß die Schöpfung keinen Anteil nimmt an dem, was der Mensch auf Erden tut und leidet. Die Nachtigall sang mir in Rußland ihr erstes Lied inmitten einer wundervollen Maiennacht, aus der das Gebrüll der angreifenden Russen, das Maschinengewehrfeuer unserer Leute und der Schrei unserer Geschütze hinüberschallten, während brennende Dörfer, Granaten und Schrapnells die Dunkelheit zerschnitten mit unbarmherzigem Leuchten. Hier an jenem Sonntagabend in Belgien legte ich dem Pferde die Zügel auf den Hals und hielt einen Augenblick still. Aber das Herz ist nicht groß genug für alle Eindrücke, die sich auf uns stürzen in solchen Augenblicken. Ich mochte nicht allein bleiben. Das Hilfegeschrei der schuldlosen Kreatur klang gar zu jämmerlich durch die sinkende Nacht.

Ich fand nach langem Suchen meinen Kommandeur und die Bataillone der Brigade, die er bei sich gehabt hatte. Alles lag an einer Wegkreuzung im Graben rechts und links der Straße und war halten geblieben, weil die Kolonne plötzlich von vorn Artilleriefeuer erhalten hatte, das einen Feldwebel und einige Leute getötet hatte.

Es war stockfinstere Nacht, alles schlief wie tot, nur mein Kommandeur ging auf und nieder und lauschte auf die vielfachen Stimmen der Nacht. Aus gar nicht weiter Ferne klangen fremdartige Trompetensignale herüber, dumpfes Geräusch allerart rauschte aus den Wäldern, über denen die Blitze der Artilleriegeschosse aufleuchteten und verschwanden; plötzlich rasendes Gewehrfeuer, das ebenso schnell wieder verstummte, und daneben das Atmen und Schnarchen von Hunderten von Männern. Ich war müde zum Umfallen, aber es half nichts, ich mußte nochmal zurück nach Houdremont, um zu melden, daß wir hier noch französische Stellungen vor uns hätten und daß wir den uns angegebenen Ort für das Biwak nicht erreichen könnten. So ritt ich gegen Mitternacht wieder los. Wieder begleitete mich mein Trompeter, der ein anderes Pferd bestiegen hatte. Mir war es nicht mehr möglich anzutraben, denn ich hatte nur das eine Pferd zur Hand, das zwar gesoffen hatte, aber nicht gefüttert war, es konnte eben nicht mehr weiter. In Houdremont traf ich niemand und entschloß mich, zurückzureiten, um meinem Herrn Kommandeur zu raten, dort, wo wir waren, den Morgen abzuwarten. Nun aber packte mich die Erschöpfung so, wie es nur im Kriege möglich ist. Ich schlief dauernd auf meinem Pferde ein; es blieb dann immer stehen und ich sank ihm auf den Hals, dann wachte ich auf, riß mich zusammen und es ging weiter, bis sich dasselbe wiederholte. Ich kam nicht vorwärts und stieg ab, ließ mein Pferd durch den Trompeter, der ein paar Stunden geschlafen hatte, führen und hielt mich am Steigbügel fest, mich schleppen lassend und mich so zum Gehen zwingend. Es ging auch ganz gut, bis ich plötzlich einen heftigen Schlag ins Gesicht und vor den Leib erhielt und den Helm verlor. Ich war im Gehen eingeschlafen und lag auf einem Haufen geschlagener Chausseesteine, über den ich gefallen war. Es war nun so dunkel, daß der Trompeter mich suchen mußte und mir aufhalf, aber er mußte mich dazu erst wieder aufwecken, den ich schlief schon wieder wie tot. Wir fanden nur mit Mühe meinen Helm. Zum Glück kam da gerade ein Auto des Husarenregiments, das dort biwakierte, wo ich hin wollte, und der Wagen nahm mich mit. Ich konnte kaum mehr sprechen, warf mich oder fiel mehr in den Graben neben den Ordonnanzoffizier unter eine Zeltbahn und kam erst wieder zu mir, als die Sonne über den Horizont emporstieg. Mein Tag hatte nach einer Nachtruhe von zwei Stunden 46 Stunden gedauert.

Die Müdigkeit ist für gesunde Menschen etwas ganz wunderbar Schönes, denn es schläft sich so wundervoll, wie nie sonst im Leben, sei es, wo es solle. Nur für übermüdete Nerven ist es schlimm, denn wer müde ist und dabei doch nicht schlafen kann, der leidet Höllenqualen. Damals aber waren wir alle noch gesund.

Am Morgen sahen wir, daß wir dicht vor einer französischen Schützengrabenstellung geschlafen hatten, und es wurden noch viele Gefangene gemacht, die in den Wäldern versprengt waren. Wir benutzten den Tag zur Ordnung und zum Ruhen, die Franzosen zogen fluchtartig ab. Wir packten sie zwei Tage später bei Sedan und Donchery an der Maas aufs neue.

Weiter dann kamen die Kämpfe bei Sedan, der rasend schnelle Vormarsch über die Aisne bis zur Marne mit seinen täglichen Gefechten und dem nächtlichen Sturm bei Sommepy. Es kam die viertägige Schlacht bei Vitry-le-François, die wir abbrechen mußten, um den uns damals ganz unbegreiflichen Rückzug anzutreten in die Champagne, wo unser Armeekorps dann nahezu ein halbes Jahr in den Gräben gelegen hat, die wir anlegten in der sicheren Erwartung, daß wir in drei, spätestens sechs Tagen wieder vordringen würden. Es kamen einige schwere Angriffe unsererseits im September und viele Angriffe der Franzosen mit dem täglichen, fast zur selben Stunde einsetzenden Artilleriefeuer. Das Laub fiel, es wurde Herbst. Mit Schlackerwetter und Regen kam der Winter. Die Wetten, die behauptet hatten, der Krieg werde zu Ende sein, wenn die Blätter fielen, waren längst verloren, aber wir hatten immer noch das sichere Gefühl der französischen Unterlegenheit, als Anfang November die Nachricht kam, die Franzosen benähmen sich gegenüber dem „Blinddarm" so sonderbar.

Unsere Gräben westlich des in der Champagneschlacht soviel genannten Perthes hatten zur Beherrschung des Waldrandes eine Art von Sackgasse bilden müssen, die man später, als man in den richtigen Stellungskrieg eintrat, nicht hatte aufgeben können, um dem Gegner nicht ohne Kampf einen Geländegewinn zukommen zu lassen. Der französische Schützengraben lag im Waldrande und bog dann weiter östlich weit zurück, während er im Walde sich parallel nahe dahinzog. Jetzt begannen die Franzosen plötzlich an mehreren Stellen zu graben, und wunderbarerweise näherten sich die von ihnen ausgeführten Arbeiten in der Erde unseren Verschanzungen. Es waren Sappen, mit denen sie sich vorarbeiteten. Als wir zu der Erkenntnis kamen, daß es sich um mehr handele als um das Vorschieben sogenannter Horchposten, wie sie überall bis vor das Drahthindernis vorgeschoben werden, um Versuche, dies Hindernis zu zerschneiden, abzuwehren, waren die gegnerischen Sappen schon soweit heran, daß es beinahe unmöglich war, Gegensappen vorzutreiben, aber es wurde versucht, und unsere braven Pioniere arbeiteten an verschiedenen Stellen mit derselben Todesverachtung, wie es die Franzosen taten. Denn tapfer und todesverachtend waren sie, die feindlichen Sappeure. Es war allmählich zum Sport geworden für uns, morgens früh, ehe das Artilleriefeuer begann, das einen für den ganzen Tag in die Unterstände gefesselt hätte, in die Gräben der vorderen Stellung zu gehen und festzustellen, wie weit die Sappen seit gestern nähergekommen waren.

Es hatte etwas Unheimliches, zu sehen, wie sie unaufhaltsam näher kamen. Wer Lust hatte, schoß auf jeden sich zeigenden Uniformzipfel; aber ohne einen Augenblick Unterbrechung sah man den Boden von dem feindlichen Spaten über den Rand fliegen, und nur ab und zu tauchte ein Spatenblatt aus der Tiefe und wurde spöttisch hin- und hergeschwenkt, zum Zeichen, daß der Schuß fehlgegangen war. Anfang Dezember waren aus den vier Sappen deren sechs geworden, und die vordersten hatten sich bis auf vierzig bis fünfzig Schritt dem Graben genähert. Umsonst feuerte unsere leichte und schwere Artillerie fast täglich längere Zeit auf die Stelle. Das ganze Land bildete allmählich einen weißen, zerwühlten Haufen aus dem weißen Kalklehm der Champagne. Die Drahthindernisse wurden in Stücke zerfetzt und immer wieder dadurch erneuert, daß man Holzgestelle nach Art der spanischen Reiter mit Stacheldraht bespannte und bei Nacht über die Böschung nach vorn stieß; die Minenwerfer feuerten bei Tag und Nacht ihre furchtbaren Geschosse: es half alles nichts, unaufhaltsam schippte der fast gespenstische Spaten hinter der vorwärts wandernden Böschung. Minenwerfer sind kurze Kanonen, die Geschosse mit vielen Kilogramm Granatfüllung

auf kurze Strecken mit einer unheimlichen Treffsicherheit verschießen. Die Minen fliegen so langsam, daß man sie im Fluge mit den Blicken verfolgen kann, und es hatte etwas Atemraubendes, solch einen Koffer (wie die großen Minen genannt werden) beim Einschlag zu sehen. Es ist, als ob ein Berg explodiert, die Erde wird mehr als haushoch emporgeschleudert und alles Leben wird auf viele Meter im Umkreise vernichtet. Die Wirkung in die Erde hinein ist aber nur gering, und wenn solch eine Mine nicht unmittelbar in die Sappe hineinfällt, wirkt sie mehr auf die Nerven als auf den Körper. Die Franzosen hatten zunächst diese Minenwerfer nicht, und diejenigen, die sie nun konstruiert haben, kommen den unseren in keiner Weise nahe. Sie schossen aus alten kurzen Blechmörsern alte runde eiserne Bomben mit heraushängender, vor dem Abschuß angezündeter Lunte. Auch sie kamen langsam angeflogen, und ihre Wirkung war überaus gering. Unsere Leute nannten sie wegen der glühend nachgezogenen Lunte „Rotschwänzchen" und lachten über sie. Wenn die Artillerie schoß, mußten die Gräben geräumt werden, weil die beiderseitigen Arbeiten nun schon so nahe aneinander lagen, daß die Gefahr sehr groß war, mit einem Schuß in beide Gräben hineinzutreffen. Wenn die Kanonen, Mörser und Haubitzen sprachen, blieben nur die Artilleriebeobachter in den Gräben und hatten dort einen in keiner Weise beneidenswerten Posten. Sobald das Schießen beendet war, rückten die Kompagnien wieder in die Gräben, stellten diese wieder her, soweit es ging und nötig war, und beobachteten die Wirkung der Beschießung beim Feinde. Und immer wieder war der Schluß der danach erstatteten Meldung: „An den feindlichen Sappen wird weiter gearbeitet."

Artillerie ist im Stellungskriege eine der Hauptwaffen. Aber die Wirkung der Geschütze reicht nicht soweit, wie man oft meint. Unsere Flachbahngeschütze (Kanonen) haben eine zu gestreckte Flugbahn, um von oben in die Gräben hineintreffen zu können, und auch die Haubitzen und Mörser müssen ganz besonders vom Glück begünstigt sein, wenn es ihnen gelingen soll, auf eine Entfernung von mehreren tausend Metern einen Graben zu treffen, dessen obere Ränder etwa eineinhalb Meter voneinander entfernt sind. Da muß es die Masse bringen. Und die Franzosen waren in der Gegend von Perthes niemals sparsam mit der Munition. Unsere Gräben waren, wie auf dem größten Teil unserer ganzen Westfront, in dem Gedanken angelegt, in ihnen nur wenige Tage Widerstand zu leisten und dann wieder vorzubrechen. Darum lagen sie meist auf dem vorderen Abhange der Höhenzüge und waren von weither zu sehen. Die Franzosen legten ihre Hauptgräben weit zurück und meist hinter Wäldern und Höhen an, da bei einem Schützengraben mit starkem Hindernis ein Schußfeld von zwanzig, ja von zehn Schritten ausreicht, um jeden Angriff im Feuer zusammenbrechen zu lassen. Da sie unsere Gräben von ihren ausgezeichneten Beobachtungspunkten sehen konnten wie Striche auf der Landkarte, so waren ihre Artilleriebeschießungen kein Spaß. Jeden Tag gab es auch an den Tagen, an denen sich die Infanterie nur — wie meist — auf Feuer der Posten beschränkte, stundenlanges Artilleriefeuer gerade auf diesen Grabenabschnitt, und unsere Leute nannten und nennen dieses Stück den „Hexenkessel". Manchmal trafen mehrere Geschosse hintereinander oder nebeneinander die Böschung oder den Graben und schlugen auch in die Unterstände. Zur Ersparnis von Arbeit und Material hatten wir zunächst nur wenige große unterirdische Räume, sogenannte Unterstände angelegt, waren aber rasch davon abgekommen, als einige Volltreffer hineinschlugen und gleich eine erhebliche Anzahl von Leuten außer Gefecht setzten. Später wurden und werden nur kleine Unterstände immer für wenige Mann angelegt. Aber diese Unterstände wurden auch während der Artilleriebeschießung geräumt. Stundenlang liegt dann alles — bis auf die Posten — im Graben dicht an die vordere Wand gepreßt und hält Spaten bereit, um etwa vom Feuer Verschüttete auszugraben. Die feindliche Artillerie streut, d. h. sie sendet ihre Geschosse, systematisch von einem Ende der Gräben anfangend, über alle Teile, und es kostet Nerven, stundenlang tatenlos auf der Erde zu liegen und abzuwarten, wie es gehen wird, wenn man wieder herankommt. Dazwischen Geschrei und Hilferufe aus der Ferne und aus der Nähe, und unerbittlich folgen sich die Granaten und die Schrapnells — stundenlang.

Das alles kann aber die Pioniere nicht aufhalten, und da wir nun nicht länger warten konnten, ging es mit unseren Sappen dem Feinde entgegen. Man wollte die feindlichen Sappen zerquetschen dadurch, daß man ihnen in Sappen entgegenging, diese, sobald man nahe genug am Feinde war, lud und sprengte. Dann waren die feindlichen Arbeiter tot oder verwundet, und man konnte durch den Sprengtrichter, der nun beide Sappen ineinanderlaufen ließ, in die gegnerische Sappe eindringen und dadurch ihre weitere Benutzung unmöglich machen. Minen werden in die Erde gegraben, Sappen sind oben offen und werden bei größerer Annäherung an den Feind in ihren vordersten Teilen mit Bohlen oder Schutzschilden zugedeckt, um die Arbeiter gegen leichtere Minen und Handgranaten zu sichern. Handgranaten sind was ihr Name sagt, teils runde eiserne Hohlkugeln, die mit Jagdpulver gefüllt sind, und einer Zündvorrichtung, die das Pulver fünf Sekunden nach Inbrandsetzung zur Detonation bringt. Diese Handgranaten verwendeten wir in Rußland viel; dabei erwies es sich, eine wie lange Zeit fünf Sekunden sein können, denn es kam wiederholt vor, daß die anstürmenden Russen, denen solche Granaten entgegengeworfen wurden, sie aufhoben und zurückwarfen, worauf sie in unserem Graben platzten — und das tat weh. Andere Handgranaten explodieren wie die Seeminen durch Anstoßen, andere durch Aufschlag. Die Russen benutzten die Handgranaten in großer Zahl, und in ihren Sturmkolonnen befanden sich immer eine große Anzahl Leute, die Säcke mit Handgranaten umgehängt hatten, und alle anderen Mannschaften hatten die Taschen voll. Die Franzosen hatten anfangs weniger davon, lernten aber von uns und machten sich Handgranaten, indem sie Dynamitkörper auf Holzbrettchen mit einem Stiel anbanden und beim Abwerfen eine kurze Lunte ansteckten.

Allen nur zum Trotz arbeiteten beide Parteien in den Sappen weiter, und in den ersten Dezembertagen sprengten unsere Pioniere die nächste und gefährlichste feindliche Sappe. Sie brachen hinterher in den feindlichen Gang ein und nahmen eine Strecke davon in Besitz. Hier wurden rasch Sandsäcke aufeinandergepackt, und man saß sich auf drei Schritte gegenüber. Ich kauerte hinter der Sandsackpackung und sah drei Schritte vor mir die feindliche. Ein seltsamer Augenblick. Wir wollten nun in dem engen Gang ein Maschinengewehr aufstellen, die feindlichen Sandsäcke mit langen Haken auseinanderreißen oder wenn das nicht ging, sie mit dem Maschinengewehr zerschießen, das den dicksten Baum in wenigen Sekunden umlegt, und dann weiterdringen. Aber ein Leutnant kletterte mit drei Freiwilligen über die Packungen und stürzte in den feindlichen Teil. Zwei Leute wurden totgeschossen, einer kam verwundet, der Offizier durch ein Wunder unverletzt zurück mit der Meldung, daß der Graben der Franzosen bald hinter den Sandsäcken eine Biegung mache und daß dort hinten Stahlpanzerplatten eingebaut seien. So war hier mit Sappen nichts mehr zu machen, und beide Teile gingen nun, ohne daß das tägliche Artilleriefeuer dadurch beeinträchtigt wurde, zu Minen in der Erde über. Das Artilleriefeuer lag aber nicht nur auf den vorderen Gräben, das ganze Land dahinter, die Aufstellungspunkte der Reserven, die Dörfer und Straßen hinter der Front lagen bis auf viele Kilometer täglich und immer zu anderen Zeiten, bei Tag und bei Nacht, unter schwerem und leichtem Artilleriefeuer. Die Feldküchen konnten monatelang immer nur in der Dunkelheit herangeführt werden, und es geschah ganz hinten bei den Reserven, daß eine schwere französische Granate in eine Kompagnie schlug, die sich bei der Essenausgabe um die geliebte Gulaschkanone scharte; mit einem einzigen Schlage wurden 17 Mann getötet und 36 verwundet, während der Rest, wie der Rheinländer sagt, „laufen ging". Die Leute werden sorglos. Sie hatten drei schwere Granaten, die der verhängnisvollen vorauging, mit Hohnlachen begrüßt, wie sie in der Erde starben — die vierte aber traf.

Minen in der Erde werden in Stollen, unterirdischen Gängen zur Entzündung gebracht. Die Pioniere gehen dabei bergmännisch vor und versuchen unter die feindlichen Gräben zu kommen, um sie zu sprengen, oder, wenn es nicht gelingt, unter die Gräben zu kommen, sie aus möglichster Nähe zu zerquetschen. In dem durchlässigen Kalkboden hörte man jeden Schlag, der beim Gegner geführt wird, und dauernd liegen Pioniere auf Posten, um das Fortschreiten des Feindes zu beobachten. Das ist nicht so leicht, denn um sich dem Behorchtwerden zu entziehen, läßt man Mannschaften dauernd an einer Stelle auf die Erde hämmern und arbeitet anderswo weiter, während der laute Schlag des Pochenden die anderen Geräusche übertönt.

Immer näher kam der Gegner, und unsere Arbeiten gediehen nicht so ganz nach Wunsch, weil unsere vortrefflichen Pioniere damals noch nicht so im Minendienst geübt waren wie die des Feindes. Es kamen erst von anderswoher solche Spezialisten. Der Hauptmann dieser Mineure kam zu uns in die Erdhöhle, in der gerade heiter gestimmter Rat abgehalten wurde, was zu tun sei.

Es war ein starker Herr mit rötlichem Gesicht, der sich bekannt machte und nun gleich in die Lage eingeweiht wurde. Er sagte wenig, und alles sah ihn erwartungsvoll an wie den Mann, von dem das Heil kommen sollte. Er sagte immer noch nichts, und während da draußen gerade eine schwere Granate einschlug, daß der Boden dröhnte, fragte ich ihn schließlich, um das Schweigen zu brechen, was er denn zu der ganzen Sache sage. Unter allgemeinem Schweigen sprach er das klassische Wort: „Na, wir wer'n det Kind schon schaukeln", und alle Gesichter wurden hell.

Und er hat das Kind auch geschaukelt. Zunächst aber kam es doch etwas anders, denn er war einen Tag zu spät eingetroffen.

Am 8. Dezember regnete es fast den ganzen Tag über, wie Schleier lag es über dem Lande, und die Artillerietätigkeit war ziemlich gering. Der Feind arbeitete in Sappen und Minen in der Erde, und unsere Pioniere begannen ihre Arbeit mit aller Kraft. Nichts ließ auf ein besonderes Ereignis schließen. Da brach auf einmal gegen drei Uhr nachmittags ein feindliches Artilleriefeuer los, wie ich es bis dahin noch niemals gehört hatte. Die Erde dröhnte und schütterte, man sah den dunklen Himmel dauernd taghell erleuchtet von den immer zu mehreren zugleich über dem Hexenkessel platzenden Geschossen; man konnte bald nicht mehr den Knall der einzelnen Schüsse mit dem Gehör unterscheiden, sondern alles ging unter in einem einzigen, ununterbrochen rasenden Dröhnen und Brüllen eines ungeheuren Maschinengewehrs. Und das hagelte zwei Stunden lang auf die armen beiden Kompagnien, die jenes Grabenstück besetzt hatten. Mit einem Schlage brach das Feuer ab, ein gewaltiger dumpfer Knall war zu hören und dann ein rasendes Infanteriefeuer. Immer heftiger, immer wilder, während die feindliche Artillerie hinter die Gräben schoß, und dann abflaute, bis es allmählich sich wieder in die Einzelschüsse der Posten auflöste. Es war schon dunkel, als die Meldung kam: „Ein mit etwa vier Bataillonen gemachter Angriff des Feindes ist vollkommen zusammengebrochen; eigene Verluste schwer. Zahlreiche Franzosen gefangen. An einer Stelle sitzen sie noch im Graben."

Erst im Lauf der Nacht und am anderen Morgen klärte sich die Lage, als ich nach vorn ging, um mich durch Augenschein zu überzeugen, was los gewesen war.

Die Gräben sahen entsetzlich aus, große Stücke waren verschüttet und eingeebnet, Granaten und Schrapnells lagen unkrepiert und in Splittern in Mengen herum, und je weiter man nach vorn kam, desto mehr häuften sich die Leichen der Unsrigen. Zwischen den Toten aber standen unsere Leute hinter ihren Scharten und feuerten langsam Schuß auf Schuß in die Gräben des Gegners, die in dem allgemeinen Gewirr von Draht, Holz und Kalklehm kaum zu erkennen waren. Ich sprach hier und da mit den Leuten und gab hin und her aufmunternde und die Gedanken anderswohin lenkende Worte. Neben Leichen von uns stand ein junger Mensch, der mir dadurch auffiel, daß neben ihm ein besonders großer Haufen von abgeschossenen Patronenhülsen lag. Ich fragte ihn, seit wann er denn hier stehe: „Seit vorgestern abend!" Sein jugendliches Gesicht und seine nette Art fielen mir auf. „Wie alt sind Sie denn?" „Sechzehn Jahre!" Obertertianer war er gewesen, Kriegsfreiwilliger, aus dem Hunsrück! — Und er schoß weiter, Schuß auf Schuß. Die französischen Geschosse sausten, pfiffen und heulten über die Gräben hinweg, sie schlugen patschend, hämmernd, klappernd in die Grabenwand; Handgranaten, Gewehrfeuer und Rotschwänzchen kamen ohne Unterlaß, und dazwischen hier und da Granaten schwerer Artillerie, während eigene Artilleriegeschosse über uns hinwegbrausten, um nahe vor uns brüllend und tosend zu zerspringen. Und der sechzehnjährige Obertertianer stand da und feuerte Schuß auf Schuß wie ein Alter. Deutschland über alles!

Und in dem vordersten Graben wieder ein Jüngling. Ein siebzehnjähriger Fähnrich! Schon Anfang Oktober mit dem Kreuz erster Klasse geschmückt, weil er mit seinem Zuge vier Geschütze im Feuer genommen hatte! Hier stand er den Franzosen, die sich im äußersten Ende des Blinddarms mit bewundernswerter Zähigkeit festgesetzt hatten und hielten, auf zwanzig Schritte gegenüber und hielt sein Stück gegen das Feuer der Maschinenwaffe, welche die Franzosen eingebaut hatten. Alle Sandsäcke wurden im Augenblick von der Geschoßgarbe zerschnitten, die wie ein Bohrer in den Lehm einer Schulterwehr sich eingrub, bis sie hindurchschlug. Man konnte unmittelbar neben der verderbensprühenden Garbe stehen, man konnte darunter hinwegkriechen, es war wie eine dauernd lodernde Stichflamme, allerdings lag der Graben voller Toter, welche überrascht worden waren. Der kleine Fähnrich hüpfte und kroch in dem Graben unter der Garbe umher wie ein Kind, lachte und jubelte, weil ein Stärkerer und Größerer sich duckend verkriechen mußte. Vielleicht hatte nur ein kindliches Gemüt das durchmachen können, was hinter ihm lag, ohne zermürbt zu werden an Geist, Nerven und Körper.

Ohne irgendwelche vorherigen Anzeichen hatte das rasende Artilleriefeuer der Franzosen begonnen und hatte zwei Stunden lang die Gräben überschüttet wie Hagelschlag. Und jedes Hagelkorn war eine Granate oder ein Schrapnell, das seinerseits brüllend und feuerspeiend Tod und Entsetzen um sich warf. Zwei Stunden lang. Dann war es plötzlich still geworden, die Erde aber war donnernd und bebend geborsten, die Grabenwände waren zusammengedrückt, der Boden emporgehoben worden, Menschen und Material waren wirbelnd in die Luft gerissen und zerfetzt zu Boden geschmettert worden. Die große Mine der Franzosen war explodiert, und in all dieses Chaos von Eisen, Blut, Fetzen, Lehm, Kalk, Staub und Regenströmen hinein kam nun der schneidige Ansturm der Franzosen. Unter lautem Geschrei, Signalen und wilden Rufen brachen dichte und lange Linien aus dem Walde und stürzten sich auf die Trümmer unserer Stellung. In den unversehrt gebliebenen Gräben, in den Löchern, die die Granaten geschlagen, in den Trichtern der Sprengungen hielten sich die überlebenden Deutschen. Die Unterstützungskompagnien konnten nicht so schnell heran, da die Gräben verschüttet waren und voll Toter und Verwundeter lagen. Feuer von Feldartillerie lag nun auf dem Gelände, durch welches die Reserven vor mußten, und der Stand des Bataillonsführers war verschüttet, er selbst schwer verletzt. Und doch wurde der Angriff abgeschlagen. Die blauroten Leichen, nun beschmutzt durch den weißen Lehm, in dem auch die Feinde lagen, hingen in den Drahthindernissen zu Dutzenden, einzelne lagen ganz vorn an der Böschung unserer Gräben und wieder andere sogar dahinter. Nur in einer Breite von etwa vierzig Metern waren die Stürmer eingedrungen und hatten alles, was sich von unseren Leuten dort noch lebend befunden haben mochte, außer Gefecht gesetzt. Und nun war es dem einzigen Offizier vom Bataillon, der dort noch vorhanden war, dem Bataillonsadjutanten gelungen, sich aus dem verschütteten Unterstand herausarbeiten zu lassen. Er war über eine Stunde lang vollkommen begraben gewesen und hatte das Leben nur dadurch erhalten, daß sein Kopf in einem Hohlraum steckte. Jetzt aber warf er sich mit einigen Reserven auf den vom Feinde genommenen Grabenteil und nahm ihn mit dem Bajonett wieder. Vierzig Franzosen ergaben sich. Und unser Fähnrich hielt inzwischen den vordersten Teil ganz rechts, — während der Besetzung des linken Grabenteils von allem abgeschnitten — bis endlich, endlich eine einzige Kompagnie, die noch zur Verfügung stand, weil ja auch die anderen Teile der Stellung bedroht waren, eingeschoben werden konnte. Damit war die größte Gefahr beseitigt, und wenn es auch nicht sofort gelang, die Franzosen aus dem „Franzosennest" im Blinddarm völlig zu vertreiben, so konnten doch die Pioniere ihre Tätigkeit wieder aufnehmen. Wenige Tage später flog das Grabenende mit seiner Besatzung in die Luft, und der ganze, nun nicht mehr als Graben erkennbare Blinddarm wurde aufgegeben.

Als ich zurückkam, besuchte ich den Verbandplatz im Walde. Mehrere Sanitätswagen wollten eben abfahren. Auf dem Bock saßen einige Leute, die ich befragte, wo sie verwundet seien. Sie antworteten nicht. Der eine war taub geworden, die beiden anderen hatten die Besinnung verloren und waren vollkommen verständnislos.

Und dieser Sturm war doch erst der Anfang des eigentlichen Durchbruchversuches der Franzosen, der zu Weihnachten in hundert- und im Februar in tausendfach verstärktem Maße unsere Truppen traf in der Champagneschlacht. Ich habe dieses Gefecht eingehender beschrieben, um Ihnen ein Bild davon zu geben, was es bedeutet, wenn der Generalstabsbericht sagt: „Da und da drangen die Franzosen nach starker Artillerievorbereitung in unsere Gräben ein! Sie wurden bald darauf wieder hinausgeworfen." Wer diese kurzen Worte in Ruhe liest, der wolle daran denken, welche Anforderungen an Herz und Nerven unserer Brüder draußen im Westen gestellt werden und was sie aushalten müssen, um unseren Brüdern im Osten Zeit und Sicherheit zu gewähren für die Besiegung der Russen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Rosenstrauch.

Ihr guten Waffen, das verzeiht
Uns langen, schlanken Jungen;
Die Lieder unserer Knabenzeit
Hatten wir ausgesungen.

Am Wall, der einst das Stift begrenzt,
Da senkten wir schweigend die Spaten,
Und was so wehrhaft sonst geglänzt,
Hellebarde und Bleisoldaten

Und Schwert und Pickelhaube auch
Entfielen unsern Händen,
Doch pflanzten wir einen Rosenstrauch,
Damit wir's wiederfänden.



Gefangene Russen. Zeichnung vom östlichen Kriegsschauplatze von Hugo L. Braune.

Die Abstoßung ausländischer Werte und der Wertpapierhandel im Kriege.

Wenn heute das feindliche Ausland jubelnd auf die Verschlechterung unserer Auslandswechsel-Kurse hinweist, so schenken wir dieser nicht gerade erfreulichen Erscheinung wohl größte Bedeutung, aber wir sind nicht weiter darüber beunruhigt, denn wir kennen die Ursachen. Wir wissen, daß die für uns ungünstigen Wechselkurse, die eine Verminderung der Kaufkraft der deutschen Reichsbanknoten im Auslande bedeuten, nicht auf die verringerte geldliche Leistungsfähigkeit Deutschlands zurückzuführen sind. Davon legen vor allem Zeugnis ab die Wochenausweise der Deutschen Reichsbank, die eine weit bessere Golddeckung zeigen, als sie das deutsche Bankgesetz fordert. Zu unserer Freude können wir auch feststellen, daß heute angesehene Volkswirte und Banksachverständige auch des neutralen Auslandes offen bekennen, daß von einem Verfall der deutschen Geldwirtschaft, trotz des scharfen Rückganges der Markvaluta, nicht die Rede sein könne.

Die Ursache des hohen Standes der Währungen des neutralen Auslandes und des niedrigen Standes unserer deutschen Mark ist einzig und allein in unserer Handelsbilanz und im internationalen Zahlungsausgleiche zu suchen. Unsere vor dem Kriege so gewaltige Warenausfuhr ist ganz erheblich eingeschränkt worden; die Wareneinfuhr im gleichen Maße zu verringern, war leider nicht möglich. Da weiter die deutschen Forderungen im feindlichen Auslande nicht einziehbar waren und die feindlichen Länder an ihre deutschen Gläubiger keine Zinsen mehr zahlten, so stand dem geringen Bedarf an Markdevisen im Auslande eine große Nachfrage nach Auslandszahlungen im Inlande gegenüber.

England und Frankreich haben, um den valutarischen Einflüssen ihrer Warenbezüge aus den Vereinigten Staaten von Amerika entgegenzutreten, in New York Anleihen, und zwar zu sehr ungünstigen Bedingungen, aufgenommen, aus deren Erlös die in Amerika gemachten Wareneinkäufe beglichen wurden. Deutschland muß auf andere Art versuchen, sich Guthaben im neutralen Auslande zu schaffen.

Deutschlands Bestand an internationalen Werten ist von Helfferich auf 20 Milliarden, von Steinmann-Bucher und von Arndt auf 25 bis 30 Milliarden Mark geschätzt worden. Hervorragende Banktheoretiker wie Bankpraktiker vertraten vor dem Kriege die Ansicht, daß ein größerer Besitz von Auslandswerten vom wirtschaftlichen Standpunkt aus sehr wünschenswert sei, und Reichsbankpräsident Havenstein erklärte am 21. Juni 1909 im Reichstage: „Ein starker Besitz guter ausländischer Werte tut uns not im Frieden, wie in schwerer Zeit, und diese Gläubigereigenschaft des deutschen Volkes, die fortwährend wächst, tritt als machtvolle Stütze unseres politischen Einflusses an die Seite der Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten; es ist auch, richtig angewendet, das Mittel, unserer Industrie und unserem Handel neue Gebiete zu erobern."

Dieser Besitz an internationalen Wertpapieren ist entschieden eine überaus wertvolle Nationalreserve. Für die Besitzer solcher Wertpapiere, die auch an ausländischen Börsenplätzen gehandelt werden, erwächst jetzt geradezu die patriotische Pflicht, durch Verkauf dieser Effekten zur Verbesserung unserer Zahlungsbilanz beizutragen. In den meisten Fällen ist dieser Hinweis allerdings erst reichlich spät geschehen. Man trug lange Zeit Bedenken, öffentlich und allgemein zur Ausnutzung der guten Verkaufsgelegenheit im Auslande aufzufordern, vielleicht, weil man befürchtete, daß dieses bei unseren Gegnern als Eingeständnis finanzieller Schwäche gedeutet werden würde. Was taten aber unsere Feinde?

Im Jahre 1915 forderten die englischen Aufsichtsorgane der Londoner Filialen deutscher und österreichischer Banken die Zentralen in Berlin und Wien auf, die in London im Depot befindlichen amerikanischen Wertpapiere zu verkaufen. Bis dahin war dies infolge des englischen Verbots des Handels mit feindlichen Ausländern unzulässig gewesen. Nicht im Interesse der feindlichen Banken und ihrer Kunden, sondern aus rein egoistischen Gründen hat die englische Regierung ihre Zustimmung zum Verkauf der Wertpapiere gegeben! Durch den Verkauf dieser Effekten in Amerika hätte England die so dringend benötigten Guthaben in Amerika erlangt. Der Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes hat, und sehr mit Recht, in einem Zirkular seine Mitglieder ausdrücklich gewarnt, der Anregung Folge zu leisten, da sie einzig und allein von dem Wunsche ausgehe, den Stand der englischen Valuta in New York zu heben.

Erst nachdem England und Frankreich lebhaft Propaganda für Abstoßung internationaler Effekten an Auslandsbörsen geworben hatten, folgte Deutschland. Der „Frankfurter Zeitung" gebührt das Verdienst, zuerst in größerem Maßstabe durch ihren am 23. August 1915 erschienenen Aufsatz

„Fremde Effekten heraus!"

weitere Kreise auf die Effektenausfuhr aufmerksam gemacht

zu haben. Nun erst folgten die größeren Banken dem Beispiele einiger Privatbankiers und Provinzialbanken, die damit auch für sich sehr gute Erfolge erzielt hatten, und machten ihre Kundschaft auf die infolge der Exportprämie erwachsende günstige Verkaufsgelegenheit aufmerksam.

Für amerikanische Papiere kam natürlich in erster Linie ein Verkauf an den amerikanischen Börsen, für nordische Werte an den nordischen Börsen in Betracht. Die Besitzer schweizerischer Papiere sahen zu ihrer Freude, daß der Frank den gleichen Wert wie die deutsche Mark erlangt hatte, und sie erzielten beim Verkauf der Bundes-Obligationen und der anderen schweizerischen Werte meist einen erheblich höheren Betrag als sie für die Wertpapiere einst in Friedenszeiten gezahlt hatten. In Holland wurden u. a. hauptsächlich russische Wertpapiere, so insbesondere auch die russischen Eisenbahn-Obligationen verkauft. Wie in Deutschland, so besteht auch in den meisten anderen Ländern die Vorschrift, daß ein Handel nur in solchen Wertpapieren stattfinden darf, die mit dem heimischen Effektenstempel, der in den einzelnen Ländern verschieden hoch ist, versehen sind.

Die Banken und Bankiers sahen die Depots daraufhin durch, ob internationale Effekten mit einem ausländischen, also z. B. dem holländischen Effektenstempel, versehen waren, d. h. ob die Stücke schon einmal früher in Holland gewesen waren. Die Besitzer wurden dann auf die für sie günstige Aussicht bei der Veräußerung aufmerksam gemacht. Lehnten sie einen Verkauf aus irgendeinem Grunde ab, so wurde ihnen eine hohe Umtauschprämie — bis zu 10 Prozent und mehr! — geboten. Die Bank nahm dem Kunden z. B. eine mit dem holländischen Stempel versehene russische $4^1/_2$ prozentige Eisenbahn-Obligation zu 83 Prozent ab und verkaufte ihm dasselbe Wertpapier, das sich von dem anderen nur durch das Fehlen des holländischen Effektenstempels unterschied, zum Kurse von 73 Prozent.

Auf Wunsch wurden die Effekten auch zum Originalkurse in Holland abgerechnet. Nach einem mir vorliegenden Geschäftsbrief vom 14. Januar 1916 gestaltete sich die Abrechnung über drei Stück (zu je 500 Franken oder 250 holländischen Gulden) $4^1/_2$ Prozent Iwangorod-Dombrowo-Prioritäten wie folgt:

h. fl. 750.— Kurs: 60 %		=	h. fl. 450.—
Zinsen: 7 Tage $4^1/_2$ %		=	„ 0.66
			h. fl. 450.66
abzüglich Kosten in Holland			„ 0.77
			h. fl. 449.89
100 h. fl. = 230 ℳ *)		=	ℳ 1034.75
abzüglich Provision	2.60		
Schlußscheinstempel	0.60		
Porto	2.10		„ 5.30
		=	ℳ 1029.45

Der holländische Effektenstempel betrug für Obligationen bis Ende des Jahres 1915 6 auf das Tausend, d. h. 1000 Gulden kosteten 6 Gulden Stempel. Vom 1. Januar 1916 ab trat eine Erhöhung auf 1 Prozent ein, d. h. für 1000 Gulden waren jetzt 10 Gulden Stempel zu zahlen. Offiziell gehandelt werden nur die altgestempelten Stücke; neugestempelte Stücke werden 5 bis 10 Prozent unter dem für altgestempelte Stücke festgesetzten Kurse gehandelt.

Auch hinsichtlich der Zinsscheineinlösung im Auslande haben die feindlichen Länder immer weitergehende Kautelen geschaffen, was man ihnen natürlich nicht verargen kann. Mit welchem Verlust die Zinsscheine der Anleihen feindlicher Staaten augenblicklich verwertbar sind, darüber geben Banken und Bankiers auf Anfrage Auskunft.

Der zur Verfügung stehende Raum und die allgemeinen Verhältnisse lassen es nicht tunlich erscheinen, hier auf Einzelheiten — die Effektenkurse und die Valuten ändern sich auch sehr oft — einzugehen. Es kann nur allgemein der Rat gegeben werden: Wer ausländische Wertpapiere besitzt, frage seine Bank oder seinen Bankier, ob es zweckmäßig sei, sie jetzt in deutsche Kriegsanleihe umzutauschen. Der Bankier wird von Fall zu Fall gern eine Berechnung aufstellen und dem Anfragenden sagen, wieviel Kapital und jährliche Zinsen er von dem ausländischen Papier augenblicklich erhält und wieviel Zinsen er bekommen würde, wenn er dagegen deutsche — vielleicht auch für einen Teil davon österreichische oder ungarische — Kriegsanleihe kauft.

Mit einer Kurssteigerung der deutschen Kriegsanleihe kann wohl, dank unserer Waffenerfolge, in Zukunft gerechnet werden. Wie steht es aber mit den ausländischen Papieren, insbesondere mit der russischen Staatsanleihe und den russischen Eisenbahn-Prioritäten? — Der Kapitalist muß zu unterscheiden wissen zwischen der Rente, die ihm sein Kapital bringt, und dem Kapital selbst.

In der Bankbeamten-Zeitung hat Ludwig Eschwege sich einmal eingehend mit der Frage beschäftigt, wie die Bankbeamten nützliche Arbeit zugunsten der Ausfuhr fremdländischer Wertpapiere leisten können. Sie sollen, sagte er, das Publikum mit dem Rüstzeug sachlicher Kenntnis über alle Einzelheiten aufklären und besonders die nicht stichhaltigen Einwände, die öfters gemacht werden, widerlegen, wenn sie das mit gutem Gewissen könnten. Die Bankbeamten, besonders die ältern von ihnen, die sich durch vieljährige Erfahrung eine genaue Kenntnis der Gewohnheiten des Publikums verschafft haben, werden in der Lage sein, auch diejenigen Kapitalisten ausfindig zu machen, die ihre Wertpapiere nicht als offenes Depot zur Bank gegeben haben, sondern sie selbst verwahren oder in den Panzerschränken der Bank liegen haben.

Wir haben heute, rundgerechnet, in Deutschland 25 Milliarden Mark Auslandspapiere. Wenn hiervon auch nur fünf oder zehn Prozent im Auslande abgestoßen werden könnten, ohne daß der einzelne Besitzer wesentliche Einbuße erleidet, so würde das ganz wesentlich zur Verbesserung unserer Valuta, d. h. der Kaufkraft des deutschen Geldes im Auslande beitragen. Das ist nicht nur für jetzt, sondern auch für die Zeit nach dem Kriege, wenn wir wieder große Mengen Rohstoffe aus dem Auslande einführen müssen, dringend notwendig.

Durch die seit Ende Januar in den größeren Tageszeitungen erfolgende Veröffentlichung der Devisenkurse, d. h. der Kurse für Auszahlungen im Auslande, ist dem Kapitalisten ja jetzt wenigstens ein Anhaltspunkt gegeben. Hinsichtlich der Kurse für Wertpapiere aber muß er sich auf die Ehrlichkeit seines Bankiers oder seiner Bankverbindung verlassen.

Einige Anhaltspunkte über Kapitalanlage und Vermögensverwaltung habe ich in meinem soeben in achter Auflage bei Carl Ernst Poeschel in Leipzig erschienenen Buche: „Geld-, Bank- und Börsenwesen“ gegeben. Ich habe hier auch auf die durch den Krieg veränderte Sachlage hingewiesen: Seitdem ein offizieller Börsenhandel nicht mehr stattfindet, tritt der Bankier dem Kunden gegenüber nicht mehr als Kommissionär, sondern als Eigenhändler auf, d. h. zum festen Kurse kauft der Kunde von ihm die Effekten, die er zu haben wünscht, und verkauft der Kunde dem Bankier die Effekten, die er veräußern will.

Der Verkaufsauftrag an den Bankier lautet nicht mehr Verkaufen Sie: ℳ ... Obligationen zum Kurse von ... %, sondern: Ich gebe an Sie ab: ℳ ... Obligationen zum Kurse von ... %.

Der Kunde, der Effekten verwerten will, gibt nicht mehr den Auftrag: Kaufen Sie: ℳ ... Obligationen zum Kurse von %, sondern: Ich bin bereit, Ihnen: ℳ ... Obligationen zum Kurse von ... % abzunehmen.

In einem Rundschreiben der „Stempelvereinigung“, der die größten Banken und Bankfirmen angehören, heißt es: „Mitteilungen, in denen wir ‚beauftragt‘ werden, Käufe oder Verkäufe auszuführen, bleiben ohne Wirkung. Da wir Aufträge nicht übernehmen, sind wir völlig frei, Kauf- und Verkaufangebote anzunehmen oder abzulehnen.“ Provisionen werden nicht mehr besonders berechnet, sondern liegen im Kurse. Der Kurs, zu dem ein Bankier Wertpapiere kauft, wird also etwa ein halb Prozent niedriger sein als der Kurs, zu dem er Wertpapiere abgibt.

Der Käufer hat außerdem zu zahlen: den Schlußscheinstempel — sofern es sich nicht um Anleihen des Deutschen Reiches oder eines Bundesstaates handelt — und bei festverzinslichen Papieren die laufenden Stückzinsen, d. h. Zinsen für die Zeit vom Fälligkeitstage des letzten eingelösten Zinsscheins bis zu dem Tage, an dem das Geschäft abgeschlossen ist.

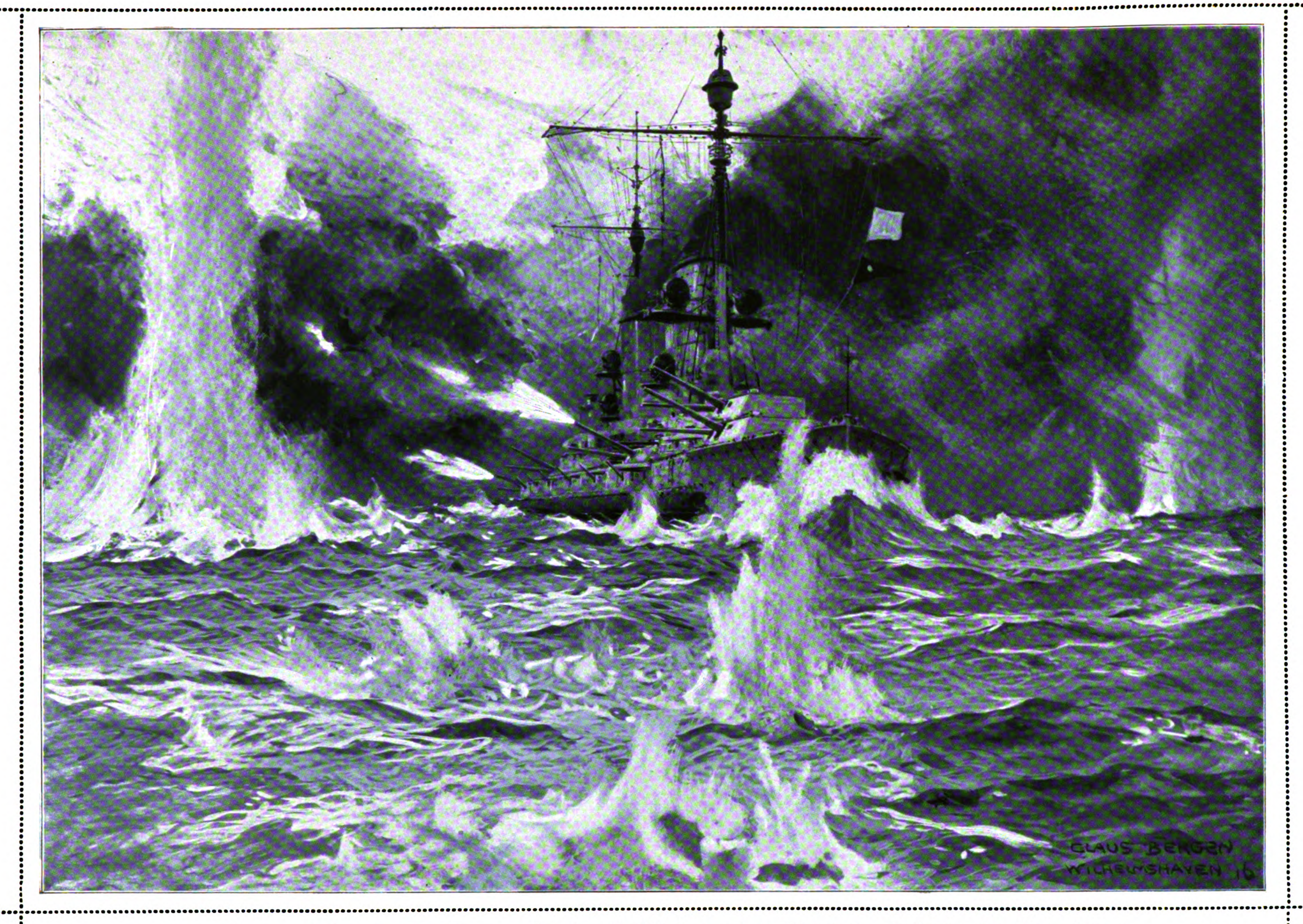
Der Verkäufer erhält den vereinbarten Kurs und bei fest verzinslichen Papieren die laufenden Stückzinsen. Zu zahlen hat er, ebenso wie der Käufer, den Schlußscheinstempel und etwaige andere Auslagen, wie z. B. Versendungsauslagen.

Zum Schluß noch ein Wort über die Wahl der Bankverbindung: Man kaufe und verkaufe Effekten nur bei einer Bank oder einem Bankier, die allgemeines Vertrauen genießen. Wer an einem Orte wohnt, an der eine oder mehrere Großbanken oder erste Privatfirmen ihren Sitz oder eine Filiale (Depositenkasse) haben, dem dürfte die Wahl nicht schwer fallen. Hat man eine Bank oder einen Bankier gefunden, dem man glaubt, volles Vertrauen schenken zu können, so kläre man ihn über seine Vermögensverhältnisse auf, denn danach wird er seine Ratschläge erteilen.

Auch heute noch gilt der Grundsatz, den der Reichsbankpräsident Havenstein bei Beginn des Krieges aufgestellt hat: Im Kriege muß freies Kapital den Erfordernissen des Reichs dienstbar gemacht werden, d. h. anlagebereites Kapital soll nicht in Aktien usw. angelegt werden, und das Publikum soll sich nicht spekulativ am Effektenhandel beteiligen.

Trotz des einzig in der Welt dastehenden Emissionserfolges unserer Kriegsanleihen ist auch weiterhin die Befolgung des Grundsatzes geboten: **Abstoßung ausländischer Wertpapiere und im Tausch dagegen Erwerb heimischer Kriegsanleihe**, wobei noch auf die besondern Vorteile der Schuldbucheintragung hingewiesen sei. Dr. **Georg Obst**.

*) In Friedenszeiten notieren 100 holländische Gulden etwa 168 ℳ.



Dem Feinde weh, der uns bedroht .... Aus der Seeschlacht vor dem Skagerrak. Zeichnung von Claus Bergen.

Erntezeit.

Märkerland. Von Max Bittrich.

Die Himmelsfeuer tropfen heiß
Auf dürren Sand:
Äcker werden und Straßen weiß.
Überall Brand!

Am Wege der Weiser läßt seine steifen
Flügel hängen;
Die suchten in kühle Fernen zu greifen
Und müssen versengen.

Ein schwarzes Kreuz hat der Mühlenbau
Vor die Brust gesteckt;
Müde sinkt er in flimmerndes Blau,
Von Flammen beleckt.

Und die Sonnentropfen fallen noch schwer
Auf Schollen und Schienen.
Und morgen sind sie dem Land ein Meer
Goldner Lupinen.

Hinter den Fuhren. Von Nik. Fey.

Hinter den letzten Fuhren, die aus dem Felde wanken,
Kommen aus den Wiesengründen und Furchen die Gedanken.
Sie gehen plaudernd hinter den Wagen,
Sie geben Antwort, aber sie stellen keine Fragen.

Sie haben das Grummet aufgeladen, die Seile darüber gebunden.
Die Rechen auf die Fuhr' gelegt und für alles Lösung gefunden.
Alles Leben bringt sein Ende mit im Keim. —
Die Gedanken gingen wie Frauen plaudernd hinter dem letzten Wagen heim.

Der vierzehnte Juli.

„L'intérêt de la situation générale exige la reprise entière du terrain perdu. Il faut y aller à fond. Jusqu'au dernier homme, jusqu'au dernier souffle, à la bajonette et à la grenade. La patrie le demande." (Das Interesse der Gesamtlage erfordert die völlige Wiedereroberung des verlorenen Gebiets. Man muß auf den Grund gehen. Bis zum letzten Mann, bis zum letzten Hauch, mit Bajonett und Handgranate. Das Vaterland fordert es.) Dies der Angriffsbefehl einer französischen Division vor Thiaumont, dem verlorenen Werk vor Verdun. Der verzweifelte Ton des Armeebefehls kennzeichnet die verzweifelte französische Stimmung. Im Verlauf des ganzen Krieges hat es nie bei uns an Stimmen gefehlt, die eine gewisse Sympathie für das bedauernswerte französische Volk aussprechen, die ritterlichen Eigenschaften der Nation hervorhoben und den, wenn auch verstiegenen, aber im Gegensatz zu unseren anderen Feinden idealen Kriegsgründen des Landes nach wohlbekannter deutscher Art gerecht zu werden strebten. In der Tat, der Anblick des tapfer und fast hoffnungslos

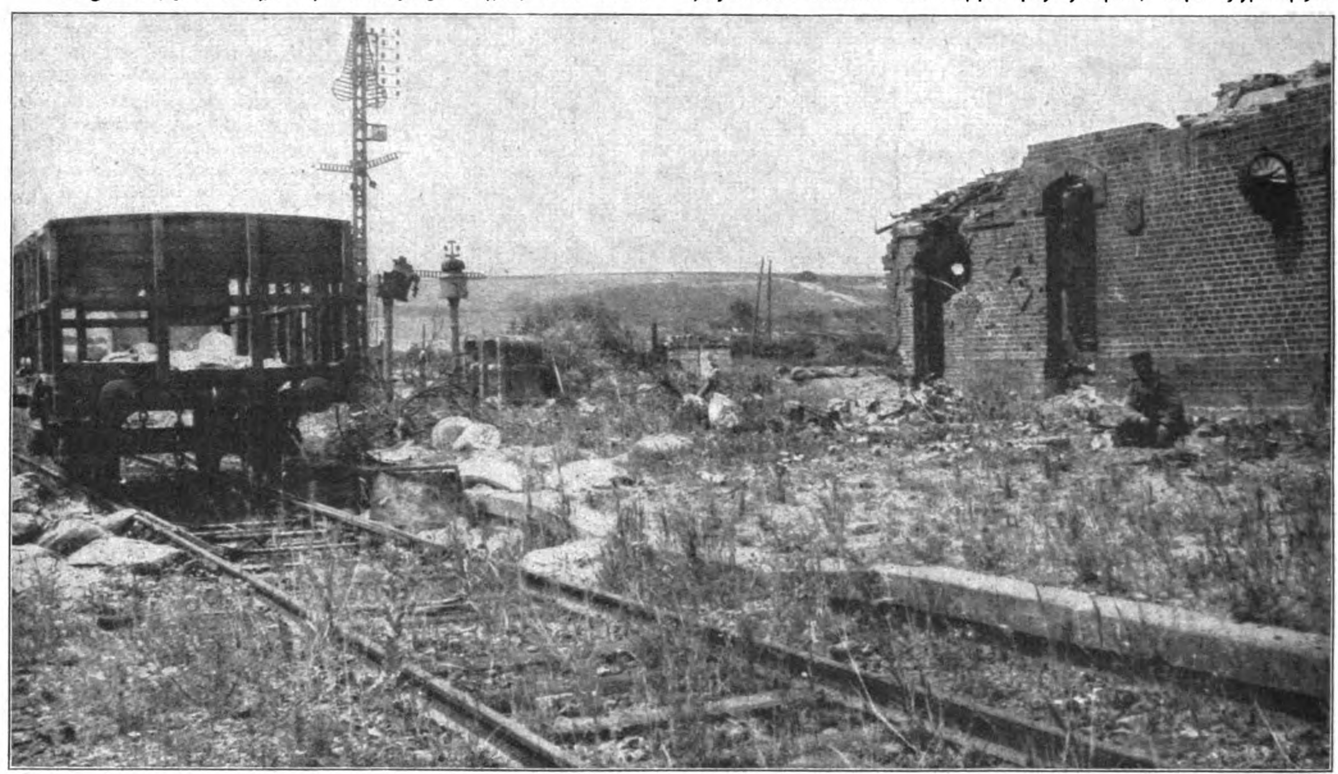


Am Ufer der Somme bei Péronne. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

verblutenden Volkes, des verheerten Landes, das tiefe Unglück des schönen Bodens, der fast alle Kosten des Krieges zu tragen hat, indeß der frühere Erbfeind und neue Blutsbruder sich in Calais einkrallt und so von vornherein seine Unkosten vorsichtig und weitgehend deckt; das alles mußte soviel Mitgefühl, Mitleid, Erbarmen wecken, wie das untätige Verhalten der Engländer Verachtung und Zorn, selbst bei uns, denen ihre krämerhafte Haltung doch so wohl zu statten kam. Selbst bei uns, in Feindesland, vermochte niemand ohne Ingrimm die heuchlerischen Tiraden der „Times" über „des französischen Landvolkes Leid" zu lesen: Die Menschenleere weiter Strecken Frankreichs ist bedrückend . . . Die Leute hier haben nie einen Kanonenschuß gehört, nie blutige Opfer des Krieges gesehen, nie haben Flüchtlinge ihre stillen Häuser überfallen. Sie verstehen nur, was sie sehen können, und sie sehen nicht weit. Sie sehen nur zu deutlich die vielen ungepflügten, unbesäten Äcker und empfinden es bitter, daß niemand da ist, um ein zerbrochenes Werkzeug wieder herzustellen. Ob Frankreich weiß, was es diesem stillen, duldenden Landvolk schuldet?

England schien es jedenfalls nicht zu wissen, und es be-ritterliche Feind unter feiertägig gestimmte Glaubensgenossen geworfen, ohne Rücksicht auf die zu Besuch bei ihrer Mutter weilende kranke Königin eines neutralen, sonst gern als temperamentsverwandt angeredeten Volkes; die weichen Körperchen von einhundertvierundfünfzig deutschen Kindern haben seine Mordwerkzeuge zerrissen, und weitere zweiundachtzig liegen starr und kalt — und da noch Verständnis, Mitgefühl, Verzeihen? Ein Schweizer berichtete kürzlich, von Empörung ergriffen, vom Eintreffen der beiderseitigen Austauschgefangenen auf neutralem Boden. Die Franzosen gut genährt, wohl gekleidet, munter, fidel, die Zigarette zwischen den Lippen, die Deutschen elend, vernachlässigt, abgerissen, mit dem stummen, verbissenen Ausdruck gequälter Tiere. Sie, die aus einem notleidenden Staat als Feinde kommen, und sie, die in einem noch immer wohlgestellten Lande Gefangene waren — welcher Unterschied! „Man errötet über die französische Menschlichkeit!" ruft der neutrale Bürger. Dennoch wird unsere unausrottbare Sentimentalität über kurz oder lang wieder alles vergessen.

Je ungestillter aber die französische Rachsucht blieb, je höher vor Verdun die Opfer sich häuften, desto hysterischer



Eine zerstörte französische Eisenbahnstation bei Bapaume. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

durfte schon ganz bedenklicher Erscheinungen der französischen Seele, um die Bundesbrüder aus ihrem insularen Phlegma aufzurütteln.

Der Nationaltag, der Tag der Erstürmung der Bastille, nahte, dichter schloß sich der eiserne Ring vor Verdun, die französische Ehrsucht raste und begehrte etwas Greifbares für die unendlichen Opfer an Blut und Leben.

Und hierbei wird man sich doch immer mehr klar, wie unangezeigt das deutsche Gefühl der Gesamtheit der Nation gegenüber ist. Selbst ihr Mut hat etwas Übersteigertes, Gellendes, Hysterisches. Ein Volk mag unversöhnlich bleiben, wo es verachten muß, aber dies Starren auf die zurückeroberten, einst geraubten Provinzen ist bei einem ehrlichen Nachbar krankhaft. Allen anderen alten Feinden gegenüber hat der französische Revanchegeist „ein kurzes Gedärm", um einen Ausdruck der Klassiker zu gebrauchen; nur uns, dem Grenznachbar gegenüber, der der französischen Eroberungssucht ein Halt gebietet, gibt es kein Vergessen. Und der Haß, vergiftet durch überlebte Rachegedanken von vierzig Jahren hat etwas Haltloses, Hysterisches, Irres; das beweist die raffiniert gemeine Grausamkeit, mit der der Fliegerangriff auf Karlsruhe vorbereitet war. Mit teuflischer Berechnung hat die treueste Tochter der Kirche den höchsten Feiertag der katholischen Christenheit, Fronleichnam, gewählt, um das Gewimmel schuldloser, fröhlicher Kinder binnen einer kurzen Viertelstunde in den Schauplatz des Jammers zu verwandeln, den Männer, die alle Schrecken des Feldes gesehen hatten, nicht ertragen konnten. Kleinkalibrige Bomben, deren starke Sprengkraft auf lebende Ziele eine unbeschreiblich grausige Splitterwirkung entwickelt, so giftig, daß unter ihrem Hauch die Blumen ringsum verblichen, hat der ward die Gier, der beleidigten Ehrsucht der Nation an ihrem großen Gedenktag eine Genugtuung zu verschaffen, groß genug, um viel Jammer vergessen zu machen. So setzte die große Offensive an allen Fronten ein. Sieben Tage, sieben Nächte haben Franzosen, Kanadier, Madegassen, Senegalneger, Engländer ein ununterbrochenes Trommelfeuer auf uns prasseln lassen, einhundertachtundsechzig Stunden haben Geschosse aller Kaliber aus Tausenden von Kratern Feuer, Rauch, Steine, Erde, zerrissene Drahtverhaue und zerschmetterte Bäume himmelhoch geschleudert, hat die Erde unter dem rasenden Granithagel gebebt, gezittert, gehüpft und gerüttelt. —

Und der Erfolg? Der Erfolg zum glorreichen quatorzième? Die Offensive steht.

Und so überall in Ost und Süd.

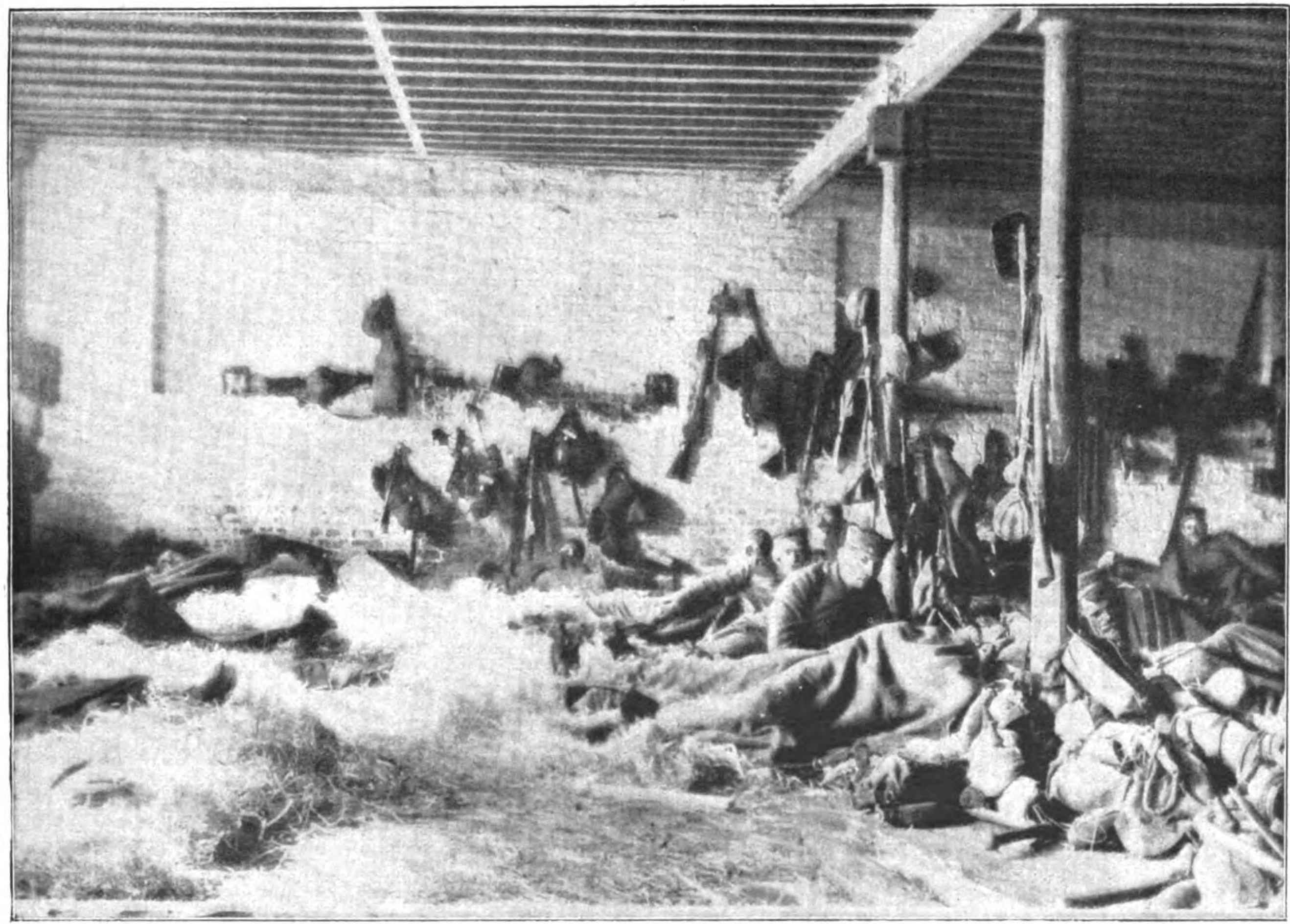
In dem Augenblick, in dem die Zeilen zum Druck gehen, kommt der Bericht des Oberkommandos, der uns meldet, daß am 10. Juli nachmittags die Offensive neu und mit noch erbitterterer Heftigkeit eingesetzt hat. An der englischen Front wurden die Kämpfe beiderseits der Straße Bapaume—Albert eingeleitet. Die Franzosen haben bei einem großangelegten Angriff auf der Front Belloy-Soyecourt eine empfindliche Schlappe erlitten: der Angriff ist in unserem Feuer vollkommen zusammengebrochen. Ebenso fluteten schwächere gegen La Maisonette-Barleux angesetzte Kräfte unter großen Verlusten in die Ausgangsstellung zurück. Die gleichen günstigen Meldungen kommen aus der Front in der Champagne, wo die Franzosen bei Reims und nordwestlich von Massiges, sowie nordwestlich von Flirey geschlagen wurden. Auch im Maasgebiet haben sich links des Flusses Kämpfe abgespielt, und rechts des Flusses ist es uns gelungen, unsere Stellungen näher an die Werke von Souville und Laufée heranzutreiben, wobei 2349 Mann und 56 Offiziere zu Ge-



Blick auf die Trümmer eines durch unsere 42 cm-Mörser zerschossenen Verteidigungswerkes der Feste Thiaumont.

fangenen gemacht wurden. Man sieht also, daß der verzweifelte Versuch, bis zum 14. Juli irgend etwas Tatsächliches zu erzielen, nicht fallen gelassen worden ist. Es ist jetzt auch nicht länger zu verheimlichen, daß das jugendmörderische Volk in seinem Wahnsinn den Jahrgang 1916 bereits einzustellen begonnen hat. Mit Blumen geschmückt sind diese halben Kinder in den Kampf gezogen, und die französische Presse ist voll des Rühmens über ihre Kampfeslust. Nach Gefangenenaussagen wissen wir aber, daß der „Elan" dieser jungen Menschen unter dem Morden des modernen Krieges zu sehr leidet und daß man sie eben nur als Mitläufer betrachten könne. Indessen ist der Menschenmangel der Divisionen aber so groß geworden, daß diese unerprobten jungen Soldaten den Hauptbestandteil der großen Formationen zu bilden scheinen. Für die blutigste Arbeit verwendet der Feind neuerdings wieder die Negerbataillone, die im Anlaufen in der Tat Erstaunliches leisten sollen. —

Haben wir kein Mitleid mit einem Volk, das alle seine edleren Instinkte einem mörderischen Haß gegen einen Gegner zum Opfer bringt, der nichts getan, als begangenes Unrecht wieder zu Recht gemacht hat und ihm oft genug die versöhnende Hand entgegenstreckte. Die völkischen Festtage unserer Feinde scheinen sich in Frankreich, wie in England und Italien, zu Trauertagen zu wandeln — wie es denn ein Volk, das sich durch seine Leidenschaften so völlig die Herrschaft über sein besseres Selbst entreißen läßt, auch nicht anders verdient.



Unsere Feldgrauen im Quartier einer französischen Scheune bei dem Dorf Fleury. Aufnahmen des Leipziger Presse-Büros.

Des Kaisers Kurier.

Groß war der Jubel in deutschen Landen, als ein neues frisches Lorbeerreis dem Kranz unserer Seemacht hinzugefügt ward, ein Zweig, auf spanischem Boden gewachsen. Die wohlwollende Neutralität der Krone, die unverhüllten herzlichen Sympathien des spanischen Volkes waren uns Deutschen seit langem wohlbekannt. Das Gedächtnis der Rasse ist immer gut, wie unverläßlich das Gedächtnis des Einzelnen auch sein möge, und diesem Rassengedächtnis haben wir es zu danken, daß trotz aller Umgarnungsversuche Englands, König und Volk im Herzen zu Deutschland stehen. Zu lange war „Hispanien" ein wichtiger Teil des römischen Reichs Deutscher Nation, zu tiefgehend waren die Bande, die Thron und Herrscherhaus mit Deutschland verbanden. Zudem könnte, eingedenk uralter Feindschaft aus den Tagen, in denen Englands roher Piratenangriff dem Lande die Meeresherrschaft entwand, die Würde, Ehrenhaftigkeit und der strenge Tugendbegriff einer Nation, die in ihrem unsterblichen Don Quichote eine Verherrlichung mehr ihres Idealismus als eine Ironisierung sehen darf, wahrlich sich nicht dauernd durch die Verlogenheiten und Verdrehungen Englands und Frankreichs irre machen lassen. Das englische Triumphgeschrei über die spanische Heirat der jungen Prinzessin von Battenberg, die von der Kaiserin Eugenie ausgestattet ward, hat sich also in der Folge als recht voreilig erwiesen; die spanische Königin sucht ihre Betätigung in Werken der Barmherzigkeit und nicht der Politik, und auf die unheilvollen Folgen weiblichen Einflusses in Italien blickend, wird Spanien sich glücklich preisen, eine Frau auf seinem Thron zu sehen, die ihrer ja eigentlich auch deutschen Abkunft eingedenk ist.

Besonders hat sich König Alfonsos schöne Gesinnung beim Empfang der Kameruner Deutschen gezeigt, und der ritterlichen Liebenswürdigkeit des Kaisers entsprach es, solche Freundlichkeit nicht ungedankt zu lassen. Umfaßte solcher Dank doch nicht nur einen persönlichen Dank von Monarchen zu Monarchen, sondern den Dank eines Volkes an ein Volk, Deutschlands an Spanien. Wenn nicht drüber weg, dann unten durch, hieß der Wahlspruch, und wozu sind die schnellen Fanghunde der See, die U-Boote da, als zu Diensten der Mutter Deutschland? 1613 Seemeilen waren zurückzulegen, 239 sind es von Cartagena bis Gibraltar, 1243 von Gibraltar nach Dover, 331 von Dover bis Wilhelmshaven. U 35 heißt das kühne Boot, ein würdiger Genosse der Schar, die selbst einem Deutschenfresser wie Rudyard Kipling Bewunderung abzwingt. Denn in einem langen Gedicht mit dem Kehrreim: „So ist es der Brauch beim Unterseeboot", hat er den Ruhm dieser schneidigen deutschen Waffe, gewiß höchst widerwillig, besungen. Der unbeugsame Wille, der dem Engländer als die treibende Kraft der kühnen Wikingerfahrten unserer U-Boote erscheint, hat auch U 35 durch alle Gefahren hindurch zum Ziel geleitet. Auf der ganzen Strecke seines ruhmvollen Weges war das Unterseeboot vom Feind umlauert.



Kapitänleutnant von Arnauld de la Perière.

Unversehrt — mit dem Mutigen ist Gott — kam Deutschlands Bote in das versperrte und abgeschnittene Land, brachte den Dank der Heimat an das gastfreundliche Volk und daneben Hülfe und Trost für die wunden und gefangenen Kinder seines Volkes, die internierten Deutschen aus den Kolonien. Es mangelte in den Lagern an Heilmitteln, medizinischen Stoffen und chirurgischen Instrumenten, und so brachte des Kaisers Kurier in dreißig Kisten alles, was not tat, von Deutschland, wie von einer sorgenden Mutter für die gefangenen tapferen Söhne. Am Mittwoch, den 20. Juni, donnerten die deutschen Geschütze im Hafen von Cartagena der spanischen Erde den Morgengruß, und die spanischen Panzer und Küstenbatterien antworteten — alles vor den Ohren der draußen auf hoher See lauernden französischen und englischen Torpedoboote. Nach der nervenanspannenden Fahrt ging der Kommandant, Kapitänleutnant von Arnauld de la Perière, frisch wie in Friedenszeit an Land und erledigte seine Besuche; die Spanier kamen an Bord und lernten mit hohem Anteil die neueste deutsche Waffe kennen, und am Nachmittag kam von Madrid der Sonderzug der deutschen Kolonie mit der Botschaft an der Spitze, die Tapferen zu begrüßen und das kaiserliche Handschreiben in Empfang zu nehmen. Unvergeßliche Augenblicke! Außerhalb der Hoheitsgrenze tasteten die Scheinwerfer Englands und Frankreichs mit langen Fingern die freie See ab. Doch erst im Morgengrauen des nächsten Tages, nach Ablauf der vierundzwanzigstündigen Aufenthaltsfrist im neutralen Hafen, ging U 35 in See. Halb Cartagena stand in der Dämmerung dicht gedrängt, sah auf den Zeugen von Deutschlands Kraft und Größe, hörte die Musik das alte heilige Lied der Deutschen spielen, die dreifachen Hochs donnern, sah die Mützen der Mannschaft fliegen und das Boot sich schließen und sinken. Vieltausendstimmiger Ruf begleitete es, draußen aber lagen sie mit wutgeschwollenen Herzen: Du sollst nicht zum zweiten Mal durch! —

Indessen hatte U 35 noch Zeit und Gelegenheit, einen bewaffneten französischen Dampfer zu versenken und zu seinen eigenen noch ein feindliches Geschütz im heimatlichen Hafen vorzuzeigen. Herrsche, Germania, das Meer, das Meer sei Dein!

Und kaum ist die Freude über diese Tat zur See leiser geworden, als eine neue Großtat, diesmal des friedlichen Handels, die Welt aufhorchen macht. Ein deutsches Frachttauchboot, Besitz einer Bremer Vereinigung, hat den Atlantik gequert und ist mit Farbstoffen in Baltimore gelandet. Der Führer ist Kapitän König. Was wird fortan, nur noch eine kurze Spanne weiter, Blockade für uns bedeuten und Aushungerungspläne, noch so listig berechnet?

Hüte Dich, hüte Dich, Engeland!

Untersee — Übersee.

Ein neues jubelndes Rufen geht durch Deutschland. Mitten im Krieg haben Männer des Friedens einen friedlichen Sieg errungen, und doch sind auch sie um ihr Leben gefahren und haben ihr Leben eingesetzt für Deutschland. Am 11. Juli morgens erfuhr die Welt, was deutscher Unternehmungsgeist und deutsche Vaterlandsliebe vermögen: in tiefster Stille hat eine Vereinigung deutscher Männer einen Schiffstyp geschaffen, der das umstellte Reich von alter Tücke und List des zähesten Feindes erlösen wird, haben sie dem Volk daheim, den Alten, den Kranken, den Kindern und all den Gesunden, die an der Seele litten um jener Entbehrenden willen, Luft geschaffen, haben sie den Kämpfern draußen, an denen die Sorge um die Ihren zuhause in mancher stilleren Stunde zehrte, eine Gasse gemacht: der Bremer Schlüssel hat die Pforte zur neuen Freiheit der Meere aufgeschlossen. Der frühere Präsident der Bremer Handelskammer Alfred Lohmann hat die Anregung gegeben, und unter seinem Vorsitz hat sich die deutsche Ozean-Rhederei G. m. b. H. Bremen gebildet. Außer ihm gehören der Generaldirektor des Lloyd, Heineken, der Direktor der Deutschen Bank, Herrmann, und der Direktor des Lloyd, Stapelfeldt, zum Aufsichtsrat der Gesellschaft. Als ersten Erfolg ihrer Arbeit sah das staunende Amerika das erste Unterseehandelsboot „Deutschland" vor Baltimore auftauchen, und man weiß, daß bereits ein zweites, wie geziemend „Bremen" genannt, den Ocean durchschneidet.

Das Gerücht, es sei etwas Ähnliches im Gange, hatte bereits im Mai die englandfreundliche und von England gekaufte Presse der Vereinigten Staaten beschäftigt. Wie des Landes der Brauch, ward eine Umfrage veranstaltet, und sämtliche Sachverständige erklärten die Herstellung eines Untersee-Kauffahrers, der 135 m lang, 15 m breit und mit 14 Knoten Schnelligkeit sich unter Wasser von Hamburg bis jenseits der englischen Küste durchschleichen, dann aufgetaucht den Atlantik durchqueren und erst in der Gefahrzone wieder tauchend, mit Post, Chemikalien und Medikamenten beladen einen amerikanischen Hafen anlaufen solle, für einen „Traum Jules Vernes" und als „absolut undurchführbar".

Zwei Monate später tönte die Sirene des ersten deutschen Handelsunterseeboots vor Baltimore und ging über der Bai die deutsche Handelsflagge hoch. Das Schiff ist 315 Fuß lang, 30 breit, und wird durch zwei Dieselmotoren bewegt.

Bei dem ungeheuren Farbstoff- und Drogenmangel Amerikas wird das deutsche Schiff bei den praktischen Kindern Uncle Sams eines ungeheuchelt herzlichen Empfangs sicher gewesen sein, und die Hochachtung vor unserer „smartness" wird in Höhen steigen, die ins Traumhafte gehen. Die wertvolleren und ernsteren Geister aber werden ahnen und auch erkennen, welche treibenden Kräfte es sind, die Geist, Gemüt und Seele so völlig bedingungslos in den Dienst des einen, des nationalen Gedankens stellen; denn hier geht es nicht um das Geschäft, hier geht es um den Gedanken. Mag England hundert Mal erklären, daß es Deutschland blockiert, der Gedanke hat Flügel, und das Wort wird Tat. Indeß drüben die größten Taten Worte bleiben.

Vielleicht wird auch mancher ehrliche und unzufriedene Patriot nachdenklich darüber werden, warum wir Amerika gegenüber unsere U-Boote gewissermaßen zurückpfiffen. Man wußte schon, das U-Boot macht es; wenn nicht so, dann anders. Übertriebene Gemütswerte brauchen wir einer auf so praktischen Gründen beruhenden neuen Freundschaft ja nicht beizumessen. England aber wird an dem veränderten Betragen des „Tochterlandes" wohl bald merken, daß in Amerika Blut wohl dicker ist als Wasser, aber leichter als Gold.

Man hatte in Old-England auch schon vor einiger Zeit Lunte gerochen und sich nicht in der Lage gesehen, diese bösen Gerüchte angesichts der teuflischen Findigkeit der „damned Germans" ohne weiteres als Utopie zu bezeichnen. Wir sind nicht berechtigt, schrieben die Daily News trauervoll, diese Gerüchte ohne weiteres in das Reich der Fabel zu weisen. Was immer auch der Erfolg unserer Anti-U-Boot-Operationen sein mag, es steht fest, daß ihnen zum Trotz U-Boote aus der Nordsee in den Atlantischen Ozean gelangen. Wir wissen auch, daß die Arbeiten, die Höhe des Tonnengehalts von U-Booten zu steigern, seit Beginn des Krieges nicht halt gemacht haben. Da dem so ist, ergibt sich von selbst, daß schon ein U-Boot von mäßiger Größe, wenn es erst aus der Nordsee in den Atlantischen Ozean gelangt ist, direkt nach Amerika fahren kann, statt 20 Tage am Eingang zum Kanal zu kreuzen, wie sie das jetzt, auf der Jagd nach den Bannware führenden Handelsdampfern, zu tun pflegen.

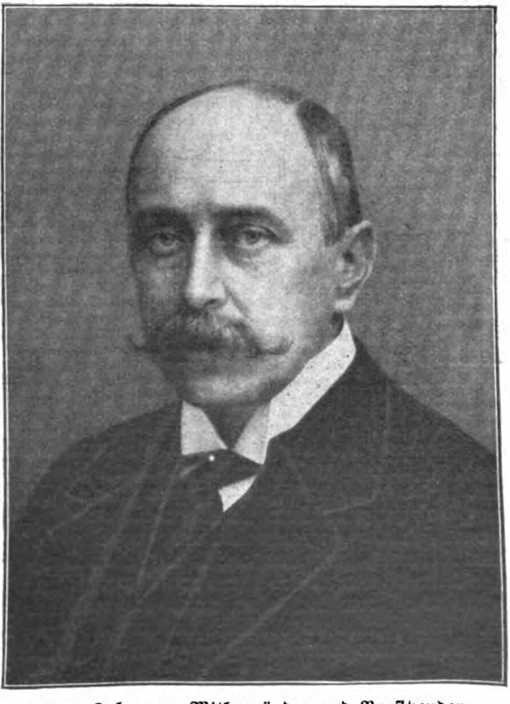
„Die neuen deutschen U-Boote", schreibt der Sachverständige weiter, die für einen solchen Unterseedienst zwischen Amerika und Deutschland gebaut sein sollen, haben angeblich eine Länge von 15 m. Das wäre 7,5 m länger als ein Schlachtschiff der König Edward-Klasse von 16350 Tonnen. Die Breite ist natürlich viel geringer als die eines solchen Schlachtschiffes, nämlich nur 135 m. Zum Vergleich seien hier die Maße des größten zur Zeit des Kriegsausbruchs bekannten Unterseebootes genannt, eines französischen der Nereide-Klasse. Dieses war 81 m lang und 6 m breit und hatte eine Wasserverdrängung von 787 Tonnen. Die Bemannung des französischen Schiffes sollte 40 Köpfe zählen, während angeblich 60 Mann zur Bedienung eines dieser neuen deutschen U-Boote gehören. Den Platz für Passagiere, Post und kleine Frachten will man in dem Raum gewinnen, den sonst 25 Torpedos und die Rohre wegnehmen würden. Diese Torpedos wiegen etwa 150 Tonnen. Für die fehlenden Rohre mag man weitere 170 Tonnen rechnen. Somit würden etwas mehr als 200 Tonnen Gewicht für andere Ladung gewonnen sein. Wenn solche U-Boote in der Tat in der gerüchtweise verbreiteten Art Verwendung finden sollten, so wird unsere Blockade Deutschlands jede Ähnlichkeit mit einer Belagerung, die sie bisher besessen haben mag, verlieren. Es heißt, die Schiffe sollten hauptsächlich zur Verfrachtung von Postsendungen, Edelsteinen, teuren Chemikalien und anderen Dingen, die sehr kostbar sind, ohne viel Raum einzunehmen, dienen. Das Interessanteste an diesen Schiffen ist, daß sie als einfache Handelsdampfer gelten müssen und nur zur Verteidigung einige leichte Geschütze, wie andere Handelsdampfer, führen können. So ausgerüstet, dürfen sie jeden Hafen der Vereinigten Staaten anfahren, wie die Schiffe aller anderen Nationen. Es wäre also gegen das Völkerrecht, solche Schiffe ohne vorherige Warnung zu zerstören. Anderseits aber ist es allgemein anerkannter Brauch, jeden Handelsdampfer, der beim Anruf durch ein Kriegsschiff zu fliehen sucht, zu beschießen, ob er bewaffnet ist oder nicht. Wenn also ein solches U-Boot den Anruf eines unserer Kriegsschiffe mit einem Tauchversuch beantworten sollte, kann es ohne weiteres zerstört werden. Freilich ein unter dem Wasser dahinkriechendes deutsches Postschiff könnte von unseren Kreuzern weder gesehen, noch angehalten werden, solange das Wasser tief genug ist."

Die englische Berechnung stimmt zwar nicht ganz, zeigt aber doch ein recht helles Verständnis für alle Möglichkeiten des neuen drohenden Ereignisses, das nun Wort geworden ist. Schon will auch eine englische Gesellschaft in Amerika wegen angeblicher Patentverletzung auf das U-Boot Beschlag legen, es ist aber nicht anzunehmen, daß sie in Amerika viel Gegenliebe für ihre Auffassung finden wird. Die Ehre, das erste Handels-Unterseeboot erbaut zu haben, darf die Germaniawerft in Kiel für sich in Anspruch nehmen. Gewiß ist es kein kleiner kaufmännischer Erfolg, daß laut Aussage des Kapitäns König die bezahlten Frachten der ersten Fahrt die Baukosten des Bootes oder richtiger Schiffes vollständig decken. Daß sogar noch ein Überschuß zu erwarten ist. Die englische Ausrede, die „Deutschland" sei offenbar ein abgerüstetes U-Boot der deutschen Kriegsflotte kann dem neutralen Ausland gegenüber nicht aufrecht erhalten werden, zumal die Amerikaner sich durch eignen Augenschein davon überzeugten, daß das Handelsboot von den Kriegsbooten sich in allen Grundzügen völlig unterscheidet, und bereits die amtliche Erklärung abgegeben haben, daß sie die „Deutschland" als Handelsschiff anerkennen. Amerika ist das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Je mehr die erste Verblüffung schwindet, um so lauter und erregter wird das Geschrei der Engländer und Franzosen, und scheint Herr Wilson in eine neue große Verlegenheit gebracht zu haben. Es wird sich zeigen, ob nicht plötzlich unter englischem Druck und aus Angst um englische Erfolge die Meinung umschlägt, und der geplante regelmäßige Verkehr zwischen Deutschland und Amerika durch U-Handelsschiffe vor der Hand erst einmal ins Stocken gerät. Aber dieser Erfolg wäre schließlich nicht zu beklagen: Amerika müßte endlich Farbe bekennen.

Wie sehr die kühne Tat Bremer Hansegeistes unser Ansehen bei den Neutralen stärken, welche inneren Wirkungen sie bei unseren Feldgrauen haben wird, ist nicht auszumessen. Und schön ist es, daß der brandrote Krieg mit hellster Fackel auch einmal die Namen derer beleuchtet, die in der Heimat für Deutschland streiten; denn leichter ist es dem Mann, in solchen Zeiten des Fiebers und der Glut, für das Vaterland sein Leben an die Tat draußen zu setzen, wie in der sicheren Heimat an den Gedanken.



Kapitän König, der Führer des U.-Handelsbootes „Deutschland". Aufnahme des Hofphot. Ferd. Urbahns.



Alfred Lohmann, Mitbegründer und Vorsitzender der deutschen Ozean-Reeder i G. m. b. H.

Zugführerfahrten in Rußland.

In einer polnischen Bahnstation auf russischem Boden stand ein Häuflein bayerischer Eisenbahner dienstbereit in der sogenannten „Reserve“ und harrte der Befehle für neue Fahrten auf unbekannten Strecken.

Was es heißt, auf frisch eroberten Eisenbahnen zu fahren, ohne Signale, ohne Fahrplan, hatten Oberschaffner Dürr als Zugführer und die ihm zugeteilten Bremser bereits kennen gelernt. Bei Tageslicht war dieses Fahren über Notbrücken und geflickte Bahnkörper nicht so schlimm, stellenweise sogar sehr interessant, vorausgesetzt, daß zum Schauen etwas Zeit gegeben war. Auch in der Nacht waren Züge von der preußischen Grenze bis zu der polnischen „Heimatstation“ von dem Bayernhäuflein gefahren worden, pflichttreu und ohne besondere Schwierigkeiten. Seit aber Warschau gefallen war, mußten die Bayern gewärtig sein, auch zu Fahrten dorthin befohlen zu werden, sobald der deutsche Bahnverkehr nach Warschau aufgenommen worden war.

An einem verregneten Augustabend wurde Zugführer Dürr zum Stationsvorstand gerufen. Es müsse, obwohl die Strecke erst notdürftig eingerichtet sei, noch in dieser Nacht ein Materialzug bis Warschau gefahren werden, ohne Licht am Zug, mit größter Aufmerksamkeit und Vorsicht. Vom Personal dürfe, ausgenommen der Zugführer, niemand den Zug verlassen, die Bremsen müßten stetig besetzt bleiben. Die Stationen seien nicht beleuchtet, es bleibe Aufgabe des Zugführers, sich trotz der Finsternis zurechtzufinden und in den finsteren Bahnhöfen den Fahrdienstleiter aufzusuchen, der nicht immer den wahrscheinlich oft arg verspäteten Zug am Geleise erwarten könne. „Vorsicht beim Verlassen des Dienstwagens, beim Ueberschreiten der Geleise in den unbeleuchteten Stationen, Achtung auf kreuzende Gegenzüge! Das Fahren von Nachtzügen ist zurzeit unsicher und gefährlich, aber es muß gefahren werden! Sie fahren 9 Uhr 10 Min. ab! Viel Glück!“

Dürr dankte stramm und gehorsam, bat aber um ein Verzeichnis der Stationen bis Warschau.

„Nützt Ihnen nichts, weil die Streckenkenntnis fehlt! Bis zur Abfahrt werden Sie indes eine Abschrift erhalten!“

Damit war er entlassen.

Was ihm vom Vorstand an Belehrung zuteil geworden war, verdeutschte er bajuvarisch seinen Bremsern aus dem südlichen Bayerland. „Hocken bleiben, Spindelbremse in den Händen behalten, auch dann, wenn der Aufenthalt stundenlang dauert! Wer Licht macht, wird erschossen! Wer von der Bremse absteigt, ist eine tote Leiche von wegen Überfahren werden! Die Fahrt ist lebensgefährlich, größte Achtung auf Signale von der Maschine aus! Seid vernünftig und treu im Dienst, auf daß wir lebendig nach Warschau kommen. Ich hoffe, daß Ihr mich verstanden habt!“

Einer der Bremser aus der Münchener Vorstadt Heidhausen meinte anzüglich: „Wenn der Aufenthalt stundenlang dauert, möcht ich wissen, warum von der Brems nicht abgestiegen werden därf!“

„Weil der Heidhauser beim Absteigen nasse Füß bekommt!“

„Wos krieg i?“ rief überrascht der Bremser aus München-Heidhausen.

„Nasse Füß! Wir werden auch auf überschwemmten Strecken fahren müssen!“

„Mir gangst! Mir waars g'nua! Nette Aussichten!“

Die „Heimatstation“ war beleuchtet, und die Bremsenbesetzung rasch vorgenommen. Des schweren Regens wegen waren jene Bremser, die ein schützendes Häuschen zugewiesen erhielten, natürlich sehr befriedigt; wer aber offene Bremsen besetzen mußte, der weigerte sich zwar nicht, aber über „Pech“ wurde kräftig — der Mund verzogen. Der Heidhauser war unter diesen „Pechvögeln“, fand sich aber in sein Schicksal mit dem Worte: „Absteigen brauch i net, krieg schon auf der Brems — nasse Füß!“

Wie zugesichert, erhielt Zugführer Dürr knapp vor der Abfahrt an Stelle eines „Fahrplans“ das Stationsverzeichnis der Strecke bis Warschau.

Viel geholfen war ihm damit nicht; die polnischen Stationsnamen konnte er kaum lesen, geschweige denn aussprechen. Unmöglich erwies sich eine Kontrolle der Zeit, und Kilometer, da Zugstellungen, Überholungen durch bevorrechtigte Züge schon in der nächsten Station begannen und sich so oft wiederholten, daß jedwede Orientierung verloren ging.

Als in die vierte Station eingefahren wurde, erfüllte sich die Vorhersage des „heimatlichen“ Vorstandes auf jeden Buchstaben. Dürr hatte keine Ahnung davon, wo er sich mit seinem Zuge befand; der Bahnhof war stockfinster, vom Personal war niemand zu sehen. Ein schwaches Rotlicht in der Richtung zur Einfahrt war sichtbar und hatte den Zug gestellt. Hinter diesem Haltsignal herrschte die Finsternis der schweren Regennacht.

'Raus mußte der Zugführer aus dem Dienstwagen, den Fahrdienstleiter suchen, sich melden, nach dem Namen der Station fragen, Befehle für die Weiterfahrt einholen usw. Ruhe herrschte in der nachtfinsteren unbekannten Station; nur das Geräusch des niederströmenden Regens, das Aufprallen der Wassermassen auf die Wagendächer war zu hören. Bei diesem Schandwetter hielt Zugführer Dürr es für undenkbar, daß Flieger „unterwegs“ sein könnten; er wagte die Benutzung der Handlaterne für den Abstieg vom Dienstwagen und für die Suche nach dem Fahrdienstleiter.

Der schwache Laternenschein fiel auf eine Wasserfläche, die einem kleinen See glich; die Räder standen bis an die Schmierbüchsen im Wasser. Da hieß es nun, sich von Schwelle zu Schwelle tasten durch die Flut, mit den Füßen Grund suchen bei schwerer Gefahr von Hals- und Beinbruch. Das Lichtlein der Handlaterne half wenig, erwies sich aber mißlich für das Auge, das die Finsternis noch weniger durchdringen konnte, wenn der Blick sich vom Lichtkreis entfernte.

Ein Ruf drang schwach und unverständlich durch das Rauschen der Regenmassen. Ein Warnungsruf vom Stationsgebäude her, eine Mahnung zur Vorsicht. Dürr trat etliche Schritte ins Wasser zurück.

Durch den aufgewühlten, gurgelnden „See“ rauschte lichtlos ein Zug, der die Station durchfuhr und den Materialzug kreuzte.

Mit knapper Not war Dürr dem Tode entronnen.

Völlig durchnäßt stapfte er unter Verzicht auf das Licht der Handlaterne durch das Wasser, quer über die Schienen, die mit den Füßen abgetastet werden mußten, hinüber zum Dienstgebäude, rief nach dem Dienstleiter und meldete sich und seinen Zug.

Im schwach erleuchteten Dienstraum, dessen Fenster dicht verhängt waren, erhielt Dürr eine Fülle von unangenehmen Mitteilungen für die Weiterfahrt. Ob und wie weit der Bahndamm unterwaschen und noch fahrbar sei, konnte nicht gesagt werden; Untersuchungen mitten in der Regennacht seien unmöglich. Also sehr vorsichtig fahren. Dammrutsch an einigen Stellen bereits gemeldet, dort schon Posten, auf deren Anruf der Maschinist sehr genau achten müsse. Lichtsignale ausgeschlossen. Auf vielfaches Anhalten müsse das Zugpersonal gefaßt sein.

„Sehr wohl! Ich bitte um Auskunft, wo wir sind!“

Der Stationsname wurde genannt. Die weitere Frage nach der Fahrtdauer bis Warschau konnte nur mit einem Achselzucken beantwortet werden.

„Verständigen Sie den Lokomotivführer! Dann können Sie abfahren! Viel Glück dazu, das Sie brauchen für diese Nachtfahrt!“

Dürr dankte und machte sich auf den „Weg“ durch Finsternis und Wasser zur Maschine, um den Lokomotivführer zu unterrichten.

Dann turnte er den Zug entlang zurück zum Dienstwagen; von jedem Bremser wurde der Führer angerufen und um Mitteilungen gebeten. Dürr vermochte die Leute nur kurz zu ermahnen, willig und diensttreu auszuharren, auf den Bremsen zu bleiben, scharf aufzupassen und beileibe nicht zu schlafen, da der Zug auf dieser Nachtfahrt sonst rettungslos verloren sei.

Wenige Minuten später schlich der Zug aus der überschwemmten finsteren Station.

Im Dienstwagen beim kargen Licht der Handlaterne suchte Dürr den Namen der Station im Verzeichnis und fand ihn nicht. Er hatte den polnischen Namen bereits vergessen.

Aus der größeren Fahrgeschwindigkeit folgerte Dürr, daß eine gefahrfreie Strecke erreicht sei und der Maschinist sich bemühe, die bereits arge Verspätung etwas zu mindern. An ein Einfahren aber war nicht zu denken.

Wie ein Gefangener, wie ein Tier im Käfig kam sich Dürr vor in dem schwarzen unbeleuchteten Dienstwagen. Unmöglich jede schriftliche Tätigkeit, der Fahrdienst beschränkt auf das Horchen, auf die Beachtung von etwaigen Hornsignalen der Bremser oder der Signale vom Maschinisten. Am Geknatter bei Weichenüberfahrungen war zu erkennen, daß der Zug in eine Station einfuhr. Aber der Zug hielt nicht, fuhr durch. Bangend fragte sich Dürr, ob das Haltsignal nicht gestellt gewesen sei oder ob der Lokomotivführer das Rotlicht übersehen habe: dann fuhr der Zug ins Verderben. Doch das mußte der Maschinist so gut wissen wie der Zugführer. Der Schienenaufstoß kündete fast flotte Fahrt; der „Lokführer“ (so lautet der Ausdruck beim Fahrpersonal) mußte sich auf der Strecke sicher fühlen.

War das nicht ein Hornsignal von einem Bremser?

Dürr beugte sich zur Wagentür hinaus und horchte. Rasseln, Stoßen, das übliche Gerumpel eines langen Materialzuges, der Lärm verstärkt infolge der Geschwindigkeit, die aber noch keinerlei Gefahr für den Zug bedeutet, wenn alles in Ordnung ist. Wenn!

Plötzlich Dampfpfiffe: Bremsen zu!

Drei Pfiffe: Notsignal! Halt! Bremsen bis die Räder stehen!

Dumpf heulte ein Bremserhorn dazwischen.

Dürr stand auf dem untersten Trittbrett des Dienstwagens, hielt sich mit der linken Hand am Griff und beugte sich weit hinaus, um die Ursache des Fahrthindernisses zu erfassen.

Auf seiner offenen Bremse brüllte der Heidhauser die Meldung, daß die Achsen des vorderen Wagens heißgelaufen seien. „I muß 'runter und nachschauen!"

Ehe Dürr das Verlassen der Bremse durch Zuruf verbieten konnte, erfolgte ein Schrei des Entsetzens und das dumpfe Geräusch eines Sturzes.

Auch Dürr wollte absteigen, suchte tastend mit einem Fuße, fand aber — keinen Boden.

Der Dienstwagen stand zwar auf den Schienen, doch der Bahnkörper war an dieser Stelle, ebenso an jener, wo der Bremswagen des Heidhausers stand, abgerutscht; die Schienen hingen hier in der Luft.

Zum Maschinisten aber mußte Dürr gelangen, um jeden Preis. Doch Tritt- und Laufbretter hatte nur der Dienstwagen, die anderen Wagen nicht.

Kurz entschlossen, diensttreu und opferwillig kletterte Dürr an den Eisentritten des nächsten Güterwagens empor, lief über das Dach, kletterte hinunter, schwang sich auf die eingeschaltete Lory, hüpfte über das Material und gelangte zum Tender, von dem aus eine Verständigung mit dem Lokomotivführer möglich war.

Der Zug stand gebunden auf offener Strecke, und es galt, den abgestürzten Bremser zu retten. Beim schwachen Schein etlicher Handlaternen gestaltete sich die Suche und Bergung ebenso gefährlich wie mühsam. Doch es glückte, den Mann, der keine schweren Verletzungen erlitten hatte, in den Zug zu bringen. Den einstweilen gebannten Zug deckte Dürr durch Aufstellung je eines Bremsers vor der Maschine und vor dem Schlußwagen; bei Annäherung von Zügen mußten diese Wachtposten mit den Handlaternen Notsignale geben.

Dem eisernen Befehl: „Es muß gefahren werden!" gehorchend, turnte Zugführer Dürr, als die Dämmerung etwas Licht gab, vorwärts, um die Strecke auf die Fahrmöglichkeit zu prüfen, balanzierte auf einer Schiene wie Seiltänzer, bis die Strecke im Bahnkörper sich wieder sicher erwies. Dann zurück zum Zug.

Der mutige Lokomotivführer wagte die Probefahrt zuerst auf der Maschine und kam heil über die Rutschstellen, fuhr sehr vorsichtig zurück und holte in mehreren Teilen die Wagen, so daß er, freilich unter schwerem Zeitverlust, schließlich den ganzen Zug auf dem unbeschädigten Bahnkörper hatte.

Inzwischen waren die Achsen des Heißläufers soweit ausgekühlt, daß geschmiert werden konnte, und damit war auch dieser Übelstand beseitigt.

Unzähligemale wurde der Zug noch gestellt, überholt; er hatte am Abend sein Ziel noch nicht erreicht, fuhr in die zweite Nacht. Wieder verlor das Personal jede Orientierung, doch nicht den Pflichteifer.

Zu später Nachtstunde hielt der Zug in einem anscheinend größeren und beleuchteten Bahnhofe. Führer Dürr lief auf den nächstbesten Bahnbediensteten zu und fragte ihn, wie lange noch bis Warschau zu fahren sei.

Der Bedienstete guckte groß und machte dann einen kleinen Kreis auf seiner Stirn.

Da wurde in Dürr der Bajuvare lebendig. Doch ehe er losplatzen konnte versicherte der ahnungsvolle Bedienstete, daß hier der — Bahnhof Warschau-West sei.

Dalmatien. Von Else Soffel.

Leicht wehte der Wind vom Meer, als es Sommer war,
Staub deckt die Granatblumen
Und die Blätter der Agave am Wegrand,
Weit zeigt ihre Blüte ins Meer.
Auf dem Marktplatz im Städtchen
Liegt die Kamille duftend gebreitet
Und bald auch das Korn.
Es bückt sich das Mädchen zur Probe
Und streicht durch die Blüten;
Träumend singt sie der Alten entgegen.
Lange schon nicht lockt der Spötter nachts aus dem Ölbaum,
Und der Ginster deckt nicht mehr golden den nackten Berg.
Die Fleißige geht nimmer spinnend am reifenden Korn hin.
Dunkel wütet die Bora,
Wo früher herüber, hinüber,
Wie Glocken von weither,
Tönten die Hirtenweisen.
Hinter dem Berge Mosor wohn' ich,
Im Steinlande ist meine Heimat.
Wenig Tabak nur gedeiht dort und Mais.
Kaum für die Ziege genug und mich wächst dort oben.
Das Meer und die Städte kenn' ich, fruchtbar und reich,
Doch immer nach deinem Anblick verlangt mich,
Weißköpfiger Mosor! Du meine Heimat im Steinland!

In Neu-Bulgarien. I. Von Wilhelm Conrad Gomoll.

Mit fünf Aufnahmen des Verfassers.

Die deutsch-bulgarische Brüderschaft, die mit klingenden Waffen und dem hellen Klang von Feldgeschützen und unter dem dumpfen Brummen schwerer Batterien zusammengeschweißt worden ist, als die wilden Flutwellen des Krieges durch das serbische Reich brandeten, lenkt unseren Blick immer wieder nach südlichen Landstrichen.

„Zu der Kulturgemeinschaft!"... Aus dem Munde bulgarischer und deutscher Soldaten habe ich schon oft gehört, was sich die Kämpfer als Ziel für ihre Länder wünschen; es ist das feste Zusammenarbeiten in künftiger Zeit unter dem Gesichtspunkt, die gegenseitigen Wirtschaftsinteressen durch den Austausch der Kräfte der verbündeten Länder zu fördern. Als gute Kameraden haben darum auch die Waffengefährten schon im Felde miteinander gestanden. Hier und da gab es einmal Spannungen, die sich auf Mißverständnisse gründeten, die durch die Sprachenschwierigkeiten in vielen Fällen erklärt werden konnten, indem gegebene Befehle ausgeführt werden sollten, die dieser oder jener Teil nicht verstand. In gemeinsam handelnden Heeren bilden Fremdsprachigkeiten leicht schwierige Momente. Jedoch haben diese die neue Gemeinschaft nicht gefährden können, und es gab im Durchkämpfen bis an das eine Ziel, das uns dort unten zunächst verband, die Niederwerfung Serbiens, ein glückliches und erfolgreiches Miteinandergehen. Wir stehen jetzt noch immer vor der zweiten Aufgabe, die von den Verbündeten fordert, daß die auf griechischem Boden, in Saloniki, gelandeten Streitkräfte des Vierverbandes in Schach gehalten werden. Deutsche und bulgarische Truppen stehen in fester Linie im Süden von Mazedonien und halten die Wacht; sie schirmen gemeinsam, was in schweren Kämpfen die verbündeten Waffen errungen haben.

Für Deutschland ist das, was erreicht wurde, weniger klar ersichtlich; denn weit über das Gegenwärtige ragt das Zukünftige: die Öffnung der Pforte des Orients, die an der durch die verbündeten Länder Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei führenden Landstraße liegt, durch die für die beteiligten Völker ein von der uns feindlich gesinnten Welt unabhängiger Austausch stattfinden kann. Deutschland wird zu geben und zu nehmen haben, ebenso wie es bei den anderen der Fall ist. Für Bulgarien liegt der errungene Erfolg ganz offen zu tage; denn was im Volke Jahrhunderte lang Erfüllung forderte, ist durch diesen Krieg erreicht worden: Mazedoniens Freiheit wurde erstritten; das weite Landgebiet, in dem Menschen bulgarischen Blutes leben, konnte dem Stammlande angegliedert werden. Noch ist der Frieden nicht da, doch es darf trotzdem schon gesagt werden, daß König Ferdinand zum Besten von Krone und Reich den erkämpften Boden mit fester Hand halten wird. Mindestens eine Million neuer Söhne werden dadurch dem Stammlande zugeführt, und ein neues Groß-Bulgarien ersteht, das an die Zeit erinnert, in der Zar Simeon die Krone trug. Und der neue



Weles am Wardar.

Vierstaatenbund Europas, der sich im Anschluß an die Mittelmächte bildete, darf diesem Wachsen gewiß Hoffnungen entgegenbringen, die sich erfüllen werden.

Es sind wildbewegte Monate gewesen, die wir auf dem Balkankriegsschauplatz verbrachten. Bunte Bilder wechselten von Tag zu Tag. Schon als wir von Ungarn über die Donau kamen, tat sich eine neue Welt vor den Augen der deutschen Soldaten auf, und je weiter wir dem Süden entgegenrückten, je stärker wurden die Farben, die den ständig wechselnden Bilderfolgen gesteigerte Lebendigkeit verliehen. Welch eine Fülle von Eindrücken vermittelten uns die mazedonischen Städte! Wie mächtig sprach uns das Kriegsgewoge an, das auf den Straßen dahinflutete wie ein nimmer Ruhe findendes Wellengebraus! Oft war es, als ob wir inmitten einer großen, neuen Völkerwanderung dahinzogen, als ob die ganze Welt durch diesen Krieg aus Rand und Band gekommen sei. Ich will versuchen, in einer Folge von Ausschnitten noch einmal einiges von diesem bunten Leben und Treiben des Balkankrieges festzuhalten. Deutsche Soldaten standen ja im Mittelpunkte. Die Donauschranke hatten sie gemeinsam mit den Söhnen des verbündeten Österreich-Ungarn zerbrochen, und dann fluteten sie mit dem Strom der kernigen Kinder Bulgariens zusammen und Teile der beiden Heere stehen auch in diesen Tagen noch in gemeinsamer Kampffront vor den verwegenen Eindringlingen, die mit Griechenlands Freiheit ein freventliches Spiel getrieben haben und forttreiben.

Auf die harten Tage des Kampfes mit dem serbischen Heer und dem serbischen Schmutz folgten ruhigere Zeiten. Über die Berge, die den Norden vom Süden des Balkans trennen, marschierten wir, und unsere Leute pfiffen auf die „Ententeriche“, die es sich an der Wardarmündung häuslich machten. Man sah den Dingen, die sich dort unten anspannen, mit dem größten Gleichmut entgegen.

Wir kamen nach Skoplje, dem alten türkischen Uesküb, am Wardar.

Es waren helle Vorfrühlingstage. Das Land, die Stadt lag wie in Gold gefaßt da, und bei diesem Anblick vergaßen wir schnell, was sich uns an trüben Bildern so oft an die Wege gestellt hatte: die verlassen liegenden Kukuruzfelder Serbiens, die verkommenen Dörfer des kriegsgeschundenen Landes, das einfarbige Graubraun im Tal der Morawa, die Höhlen und Senken der Schumadija und des Podunavlje-



Holzmarkt in Skoplje.

Berglandes, über das die Schneewinde eisig und kalt gefegt hatten. Nun lag Gold vor unseren Augen, und dieser Glanz war der Orient.

Skoplje, das alte Uesküb, ist eine wunderliche Stadt. Zur Hälfte bemüht sie sich, europäisch zu sein; doch das Morgenland drückt ihr seinen Stempel überall auf. Im Konsulatsbezirke machte man Versuche, nach westlicher Art zu bauen, und es entstanden Häuser mit kitschigem, billigem Prunk. Mehr konnte man nicht; die Balkanschlacke, sie ließ sich nicht ohne weiteres umgestalten. In den alten Türkenvierteln jenseits des Wardar erinnert noch alles auf Schritt und Tritt an das Sultanreich, an die ehemaligen Vilajets Saloniki, Monastir und Kossovo, die sich um das alte Uesküb ausbreiteten. — Vom Bahnhof her kam ich in die Stadt. Auf dem Platze davor drängten sich Menschen und Gefährte, bulgarische Wachen standen überall. Deutsche, auch einige österreichisch-ungarische Mannschaften, spazierten gemächlich über die Straßen; sie hatten die Einfahrt des Zuges erwartet, dessen Ankunft das große Tagesereignis war. Unten am Wardar, dem größten Flusse Mazedoniens, weitete sich der Blick; das Stadtbild mit den vielen schlanken, das Dächergewirr überragenden Minaretts war eine schöne Überraschung. Ungeheuer malerisch lagen die Gäßchen da, und im Hintergrunde türmten sich die Gebirgszüge auf, die die Stadt ganz umgeben. Akropolisartig erheben sich inmitten der Stadt auf dem Burghügel am linken Stromufer die Bauten der ehemaligen Zitadelle auf einem grauen Felsenklotz, zu dessen Füßen sich die Häuser der Stadt zusammengedrängt hatten. — Oft haben wir in den Tagen, die kamen, wenn wir durch den Lärm der Gassen schritten oder von einem Turbanträger, einem wilden, schmutzigen Gesellen, in kleinem Wagen durch die Gassen gefahren wurden, an Deutschland denken müssen, das nun, wie das Reich der Schlaraffen, schön aber auch weit hinter uns lag. Was gab es dort nicht alles, was wir in Skoplje nicht hatten, sogar Öfen, richtige Öfen. Denn das, was man in Deutschland so nennt, war in dieser Stadt nicht zu finden. Weil es bitterkalt war in den Nächten, wurden wackelige Blechkästen in die Stuben gestellt, die einen Rohrabzug hatten. Durch das Fenster oder durch ein Wandloch ragte der schwarze Schlot ins Freie. Doch nur verwöhnte Leute und solche von Vermögen konnten sich das kostspielige Instrument leisten, da ja nicht nur der Ofen, sondern auch das Brennholz eine Geldaufwendung notwendig macht. Weit und mühsam mußte es aus den Schluchten der Gebirge auf Tragtieren herangeschafft werden. An jedem



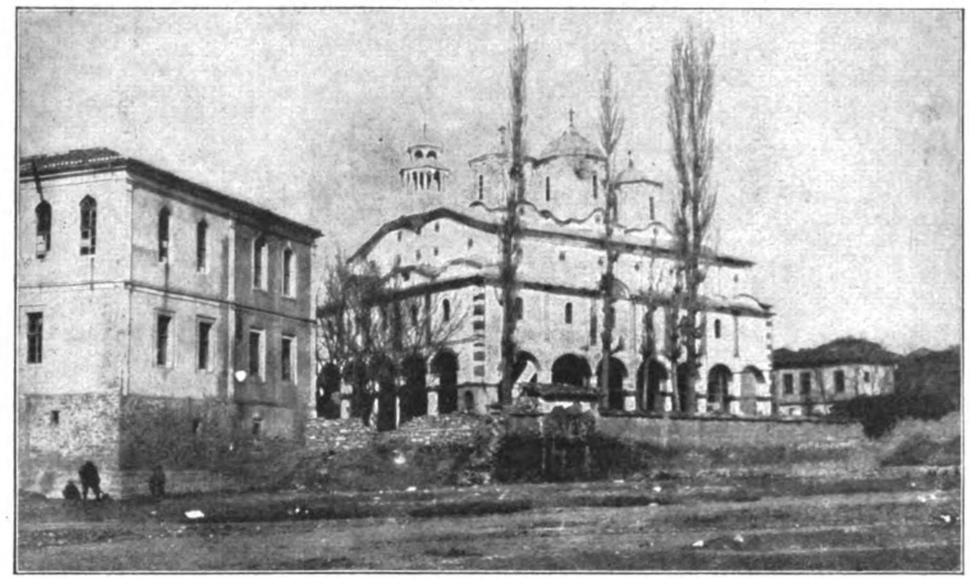
Vor einem bulgarischen Schlächterladen.



Gemüsehändler in Uesküb.

Morgen kamen Türken, Zigeuner und Mazedonier mit ihren Tieren zum Holzmarkt in die Stadt. Man feilschte um „einen Esel Holz“, man suchte nach dem fettesten, d. h. nach dem, der am besten beladen war. Und wurde der Handel abgeschlossen, so zog Meister Langohr vor das Haus des Käufers, wo er von seiner Bürde befreit wurde. Sechs bis zehn Mark kostete so ein Esel Holz, und viel war es nicht, was man damit einhandelte; denn ein strenger Frosttag oder zwei mildere räumten mit dem kostbaren Besitze auf, und so teure Heizung vermag sich wirklich nicht ein jeder zu leisten. Wer es nicht konnte, saß dann um die türkischen Kupferpfannen, in denen glühende Holzkohlen in die Stuben getragen werden, die eine schnelle, dunstige Wärme erzeugen. Die Kohlenbecken waren uns Freunde ohne Ausdauer.

Nachmittags ging es hinüber in die alte Türkenstadt, um einzukaufen. Zeit war unter den Minaretts von Skoplje kein Begriff; denn niemand handelt dort allein um des Gelderwerbs, sondern auch um des Vergnügens willen. Man ist im Morgenlande. Wer ohne Handeln einen Kauf abschließt, ist ein schlechter Käufer, den der Händler nicht achtet. Man kauft einen Krug, einen Kupferteller, man fragt, was er kosten solle. Doch dann erkundigt man sich nach dem Befinden des Händlers und sagt so nebenher, daß der Preis zu teuer sei und bietet ein Drittel. Auch der Händler ist ein ruhiger Mann. Handel ist Spiel! Er sitzt zudem gut auf den quer unter den Leib geschlagenen Beinen, zuckt nur mit den Achseln und spricht vielleicht darauf vom Wetter. Beim Silberschmied Paskal, der in einer der engen Gassen des Türkenviertels seinen Laden zwischen Uhrmachern und Filigranarbeitern hat, bekamen wir türkischen Kaffee gereicht. Es spricht sich dabei besser von den Dingen. Sie stehen nicht so im Vordergrunde, und doch verliert man sie nicht aus den Augen. Über eine Gürtelschließe haben wir so an drei Tagen beim Kaffee gesessen. Ich habe ihn des Vormittags und Nachmittags besucht, und als wir endlich einig waren, sagte er mir, wieder beim Kaffee: „Das war ein Handel! Gospodin, die deutschen Offiziere können Krieg, aber keine Geschäfte machen!“ —



Der Dom von Istip am Ufer des Otinabaches.

Paskal, der Silberschmied, war ein freundlicher Mann, und doch wollte er in jener Stunde nicht gerade Schmeicheleien machen. Ich ließ ihn auf seinem Dielenkissen sitzen und sagte im Fortgehen: „Gospodin, es ist besser so, als wenn es umgekehrt wäre.“

Ganz unrecht hatte Paskal mit seiner Äußerung nicht; denn die deutschen Offiziere und Mannschaften machten den Türken nur wenig die Freude des umständlichen Handels. Sie eilten durch die Stadt; sie kamen, sahen und kauften, denn es fehlte ihnen an Zeit. Es ist gar manches Markstück unseres gut im Kurse stehenden Geldes in die Hände der Händler an der Bazarstraße in Skoplje gekommen: denn jeder wollte ein Andenken an die merkwürdige, reizvolle Stadt mit forttragen.

An den Dienstagmorgen, wenn draußen auf dem Platze hinter den Konsulatsgebäuden der öffentliche Markt abgehalten wurde, drängte alles hinaus. Mazedonische Bäuerinnen, Muhammedanerinnen mit dichtverschleierten Gesichtern, Zigeunerweiber dazwischen, hatten sich eingefunden, und auf den Teppichfetzen, die auf die schmutzige Erde hingebreitet werden, lagen die schönsten Handarbeiten zum Verkaufe aus.

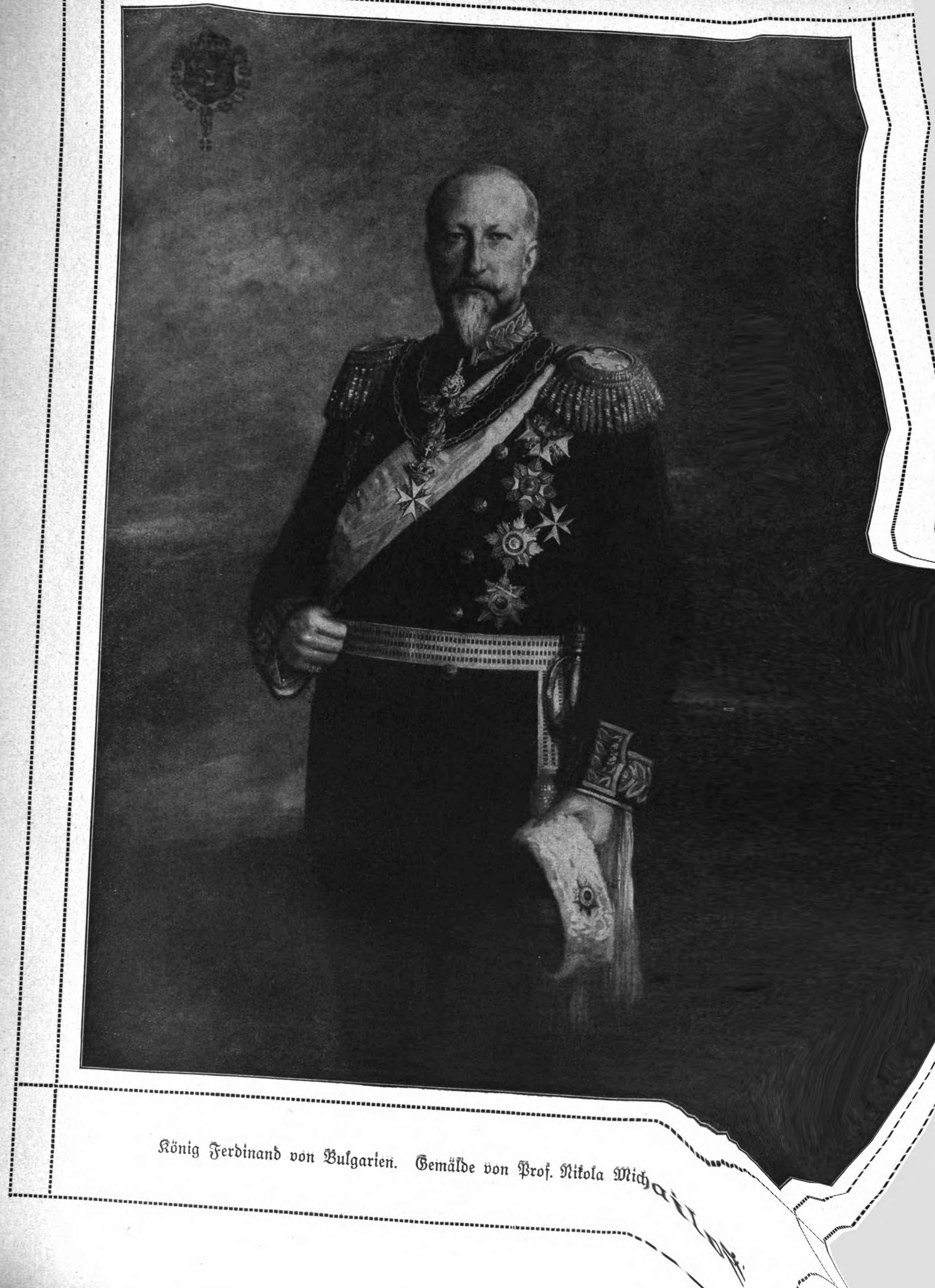
Dieser Markt von Skoplje ist auf dem Balkan berühmt. Er stellt aber in seiner Art auch etwas besonders Einzigartiges dar, denn das ganze Völkergemisch der Halbinsel scheint sich dort ein Zusammentreffen zu geben. Überall, wohin das Auge schaut, bunte, grelle Farben! Frauen und Mädchen gehen mit wiegenden Schritten durch die sich drängende, schiebende Menge. Auf den Köpfen tragen sie ihre Ware ausgebreitet: mazedonische Hemden in hausgewebtem Leinen mit oft erstaunlich schönen Stickereien, türkische Kopftücher, bunte Schürzen und Strümpfe, Pantoffeln und was es an tausend Kleinigkeiten gibt. Man wogt mit der Masse in den schmalen Gassen zwischen den Ständen auf und ab, man nimmt den Bäuerinnen die auf dem Kopf zur Schau getragenen Verkaufsstücke herunter, breitet sie aus, wendet, bestaunt, lehnt ab, handelt und kauft. — Auch dieser Markt ist ein Spiel, und von bulgarischen Kameraden begleitet, zogen unsere Offiziere und Mannschaften dort hinaus, um das pulsende Leben des Balkans, Mazedoniens, auf sich einwirken zu lassen. Schlanke blonde, deutsche Mädchen in der Schwesterntracht sah ich dort mit ihren Ärzten und dolmetschenden bulgarischen Studenten wie im Rausch durch das bunte Völkergemisch gehen. Mit großen Augen staunten sie in die Menge; die Arme hatten sie schon mit Schätzen beladen, deutsche Soldaten standen neben ihnen beim Einkauf, wenn mit Fingerzeichen und Gesten selbständig gehandelt wurde. Eine Fülle der köstlichsten Bilder gab es zu sehen.

Weltsprachen nach dem Kriege. Von Prof. Dr. Eduard Engel.

Die Frage der Weltstellung der Hauptsprachen nach diesem Kriege gehört nicht zu den Kriegs- oder Friedenszielen, darf also schon jetzt in aller Ruhe erörtert werden. Zwar kommt es nachher immer anders, als man denkt, indessen gibt es gewisse Kriegsfolgen, die man, natürlich mit der bei allen Voraussagen gebotenen Vorsicht, doch in großen Umrissen im voraus überblicken kann.

Es ist selbstverständlich, daß die Herrschaft einer Sprache zu einem wesentlichen Teil von dem politischen Machtbereich des sie sprechenden Volkes abhängt. Das Deutsche hat unzweifelhaft seit 1870 Geltung weit über die Grenzen der es sprechenden Völker hinaus erlangt. Unsre Feldgrauen draußen bekommen täglich die uns schon vor dem Kriege bekannt gewesene Tatsache zu spüren, daß sehr viele der gegen sie kämpfenden Franzosen, nicht bloß die Offiziere, ganz leidlich deutsch sprechen und schreiben. Es ist gewiß keine Übertreibung, wenn ich sage: die Zahl der das Deutsche verstehenden Franzosen ist heute mindestens hundertmal so groß, wie vor 1870. Vor dem Weltkriege war es uns gebildeten oder gelehrten Deutschen eine unschuldige Freude, wahrzunehmen, einen wie stattlichen Anteil die französische Wissenschaft z. B. an der Durchforschung unsrer eignen älteren Literatur zunehmend gewann, wie von den Franzosen grade auf diesem Gebiete hier und da Beiträge erschienen, die wir dankbar gelten lassen mußten. Nichts von dieser Art einer wissenschaftlichen Weltliteratur war vor 1870 von Frankreich ausgegangen. Meine Reiseerfahrungen haben mich wie wohl die meisten sprachkundigen Deutschen gelehrt, daß die Kenntnis unsrer Sprache in England und Italien bei weitem nicht so verbreitet war, wie grade in den gebildetsten französischen Kreisen.

Mir erscheint es schon jetzt sicher, daß nach dem Kriege die Franzosen, grade die Franzosen, mehr als ehedem sich mit deutscher Sprache beschäftigen werden. Mag ihr Haß noch so weißglühend sein, mag das Geschimpfe auf den Boche und die Bochin — so heißt jetzt in der französischen Pöbelsprache der Presse Deutschland — noch eine Weile nach dem Kriege fortdauern, bis es den Franzosen selbst langweilig wird: das haben schon während des Krieges die durch eine Umfrage ausgeforschten geistigen Führer Frankreichs selbst fast ein-



König Ferdinand von Bulgarien. Gemälde von Prof. Nikola Michailow.

stimmig zugegeben, daß es eine politische und wirtschaftliche Notwendigkeit für die Franzosen sein werde, die Sprache des tödlich gehaßten Feindes erst recht zu erlernen, natürlich nur um ihn dadurch desto wirksamer zu bekämpfen.

England gegenüber hängt die Weltrolle der deutschen Sprache zu einem gewissen Teil auch vom Ausgange des Krieges ab. Zu einem gewissen Teil, keineswegs aber überwiegend, und hiermit komme ich auf die Kernfrage aller Weltsprachen. Das Deutsche hätte sich schon längst ohne allen Krieg, ja grade zumeist vielleicht durch die Eroberungen des Friedens eine viel machtvollere Stellung im Weltverkehr der Völker errungen, wenn alle Deutschen im Ausland, besonders die in den englischen Kolonien und in den sonst von Engländern wirtschaftlich beherrschten fremden Gebieten mehr völkisches, besonders sprachliches Ehrgefühl, mehr deutschen Stolz bewiesen hätten. Es gibt erfreuliche Ausnahmen, und es wäre traurig, wenn es keine gäbe. Ich übertreibe aber nicht, wenn ich die jedem Weltreisenden bekannte Tatsache beschämt feststelle, daß der Deutsche, besonders der junge Deutsche, vor dem Kriege sich's zur Ehre anrechnete, im Ausland möglichst viel Makkaroni-Deutsch zu sprechen, d. h. so viel wie möglich zu französeln, zu engländern, zu hispanieren, je nachdem er in Wirtschaftsgebieten mit vorherrschend französischer oder englischer oder spanischer Sprache tätig war. „Ist die Mail schon gekommen?“ so fragte jeder auf sich haltende junge deutsche Kaufmann, sagen wir in Bangkok, Singapore oder Honkong, und mit anmutiger Abwechslung französisch oder spanisch je nach dem Breitengrade. Keinem Engländer, keinem Franzosen, keinem Spanier fällt es ein, ähnliche Sprachgeckereien im Auslande zu begehen.

Bei dieser scheinbaren Kleinigkeit bleibt es aber nicht. Der strebsame, junge Deutsche im Ausland wählt, selbst wenn er die Landessprache, etwa Chinesisch, Birmanisch, Türkisch halbwegs kennt, im Gespräch mit den Eingebornen weit öfter und lieber das Englische oder Französische an als die, wenn auch nur notdürftig beherrschte Sprache des Landes, in dem er sein Geschäft betreibt. Er fühlt nicht, daß er hierdurch die Stellung des deutschen Kaufmanns und die der deutschen Sprache herabwürdigt, sondern auch dazu beiträgt, die des englischen und französischen Handels und die der beiden fremden Sprachen unnatürlich zu erhöhen. Dieser unwürdige Zustand muß und wird nach dem Kriege aufhören. Der Deutsche soll nicht etwa weniger Sprachen nach dem Kriege lernen und üben als vorher, — nein, er soll noch viel sprachkundiger werden, als er es je gewesen ist. Türkisch, Arabisch in seinen beiden Hauptmundarten, Chinesisch und was weiß ich — alles soll er lernen, wenn und wann er's braucht, und mit jedem Volke der Erde, das nicht Deutsch gelernt hat, soll er die Landessprache reden, so gut oder so schlecht er vermag.

Daß diese stillen Sprachen, darunter einige Weltsprachen, nicht schon auf der Schule gelernt werden können, ist klar, und damit wird die ganze Frage der Sprachenerlernung aufgerollt. Wir fühlen alle, daß nach dem Weltkriege ein neuer deutscher Tag beginnen wird, und in dem neudeutschen Zeitalter, in das wir hinüberzutreten im Begriffe sind, wird der deutschen Sprache im Unterricht der deutschen Schule ein viel breiterer Raum zugewiesen werden müssen, als in der voraugustischen Zeit, ich meine in der vor dem 1. August 1914. Nicht aus einem verstiegenen „Teutschtum“, sondern aus der lebendigen Erkenntnis, daß nun Ernst gemacht werden muß mit der früher nur papierenen Forderung: das Deutsche muß den Mittelpunkt des deutschen Unterrichts bilden.

Dies kann nur geschehen durch eine Verkürzung des Schulunterrichts in den fremden Sprachen, denn der Tag des deutschen Schülers wird in alle Ewigkeit nur 24 Stunden haben. Verkürzung des Schulunterrichts in den Fremdsprachen bedeutet aber nicht, soll nicht bedeuten eine Verminderung der Kenntnisse des gebildeten Deutschen in den fremden Sprachen, eher das Gegenteil. Niemand wird behaupten, daß das aus den Gymnasien mitgebrachte Französisch, die Frucht von sieben oder acht Jahren Unterrichts, viel mehr als ein dürftiges Gestammel sei, mag es auch fürs Lesen des Französischen halbwegs hinreichen. Das auf die Sekunda und Prima beschränkte Französischlernen würde bei richtigem Betriebe viel bessere Ergebnisse liefern, als der jetzige schon in Quinta oder Quarta beginnende französische Unterricht. Alle auf diese Weise gesparten französischen Stunden können ohne weiteres für die Vertiefung des Unterrichts im Deutschen verwandt werden. Fachmänner mögen gründlich prüfen, ob nicht auch für Realschulen durch eine Verlegung des neusprachlichen Unterrichts in die beiden obersten Klassen, verbunden mit einer wirksameren Unterrichtsform, mindestens ebensoviel Französisch und Englisch gelehrt werden kann wie bisher.

Auf die Frage des lateinischen und griechischen Unterrichts lasse ich mich hier, wo nicht der geeignete Ort ist, nicht ein, gebe aber eine Anregung, die sich jedem Sachkenner aufdrängt. In der wissenschaftlichen Welt herrscht der Aberglaube, das Griechische sei eine tote Sprache. Wer je in Griechenland, ja noch weit hinaus über die Länder mit reingriechischer Bevölkerung, im Morgenlande gereist ist, also in der europäischen und asiatischen Türkei, in Ägypten, in allen Küstenländern des östlichen Mittelmeeres, der weiß, eine wie weitverbreitete Verkehrssprache das Griechische ist. In etwas engem Sinne darf man es eine Weltsprache nennen. Und diese schöne und nützliche Sprache wird jahrein, jahraus von mehr als 100000 jungen deutschen Menschen mühsam gelernt, aber in einer Aussprache, von der kein Mensch zu behaupten wagt, daß sie die der alten Griechen gewesen sei, und die jede Möglichkeit einer Verständigung mit einem lebenden Griechen ausschließt. Die Sprache der gebildeten Griechen, besonders die Sprache der griechischen Zeitungen ist für jeden ehemaligen Gymnasiumprimaner leicht verständlich, aber nur als gedruckte Sprache, nicht als gesprochene. In Frankreich und in Nordamerika ist man längst an vielen Schulen dazu übergegangen, die heute in Griechenland herrschende Aussprache beim griechischen Unterricht anzuwenden. Gibt es irgendeinen triftigen Grund, den lebendigen Nutzen unsers griechischen Unterrichts dadurch zu vernichten, daß man das Griechische in einer Aussprache lehrt, von der jeder Philologe weiß, daß sie zu keiner Zeit in Griechenland Geltung gehabt hat? In unserm Orientalischen Seminar wird das Griechische natürlich in der Aussprache der Griechen gelehrt. Aus meinen Erfahrungen als Mitglied des Prüfungsausschusses für Griechisch am Orientalischen Seminar weiß ich, mit welchen Schwierigkeiten die ehemaligen Primaner zu ringen hatten, um die falsche Schulaussprache zugunsten der lebendigen griechischen Aussprache zu verlernen. Der Unsinn, daß eine weitverbreitete, in mehr als einem wichtigen Handelsgebiete gradezu unentbehrliche Sprache auf unsern hohen Schulen in einer niemals lebendig gewesenen Aussprache gelehrt wird, muß sobald wie möglich verschwinden.

Die größte Einbuße als Weltsprache wird durch den Weltkrieg das Französische erleiden. Die Sprache des Siegers in einem solchen Kriege gewinnt auch ohne besonderes Zutun an Einfluß in allen Ländern, in denen fremde Sprachen neben der Muttersprache schulmäßig oder freiwillig gelernt werden. Die besondere Gestaltung aber dieses Krieges, sein Übergreifen auf große Länderstrecken, in denen wenigstens die oberste Schicht zumeist das Französische als Hauptbildungsbeweis ansah, wird die Kenntnis dieser Sprache zurückdrängen, ja fast aufheben und bei richtigem Verhalten der deutschen Handelspioniere unsrer Sprache den Vorrang vor allen andern Fremdsprachen einräumen. Allerdings, wenn der sprachenkundige Deutsche bei seiner üblen Gewohnheit verharrt, ohne zwingende Not im Morgenlande französisch oder englisch zu sprechen, dann werden selbst die jetzt gegründeten deutschen Schulen und deutschen Sprachkurse in der Türkei an der untergeordneten Stellung des Deutschen nichts ändern. Alle großen Kulturvölker des Altertums und der Neuzeit haben der Welt ihr Sprachgepräge nur dadurch aufgedrückt, daß sie mit völkischem Selbstbewußtsein auftraten; ein untrennbarer Teil dieses Bewußtseins ist der völkische Sprachstolz. Wenn das Deutsche nicht schon jetzt so verbreitet ist, wie es der Bedeutung des deutschen Volkes und der Stellung unserer Literatur in der Weltliteratur entspricht, so trägt einen großen Teil der Schuld unsre sprachliche Duckmäuserei. Wir Deutsche wissen gar nicht, wieweit das Herrschgebiet oder doch die Kenntnisgrenze unsrer Sprache schon jetzt reicht. Ich habe mir's auf allen meinen vielen Reisen im Auslande zu unverbrüchlichem Grundsatz gemacht, in jedem Zweifelfalle es zunächst mit dem Deutschen zu versuchen, und ich habe zu meiner freudigen Überraschung wer weiß wie oft erlebt, daß ich sogleich verstanden und in meiner Sprache bedient wurde. Daß man in fast allen Gasthöfen der Welt, jedenfalls in Europa, und in den meisten, besseren Speisehäusern der Hauptreiseländer von deutschsprechenden Kellnern und anderen Angestellten bedient wird, ist weltbekannt. Leider hinderte dies nicht manchen deutschen Reiseschmock, in Frankreich, Italien, England sein kümmerliches Französisch, Italienisch, Englisch herauszuquälen, um von einem deutsch-schweizerischen, deutsch-ungarischen oder gar reichsdeutschen Kellner verstanden zu werden. Abgeschmackteres als diese krampfhaften Sprachübungen gibt es schwerlich in der Welt der deutschen Ungereimtheiten.

„Die deutsche Sprache wird die Welt beherrschen,“ heißt es in einem Gedichtentwurfe Schillers aus dem Jahre 1801. Mit Gewalt läßt sich keine Weltsprachenherrschaft erzwingen, wohl aber kann die innere und äußere Bedeutsamkeit einer Großvolksprache stetig gesteigert werden durch das sie sprechende Volk selbst. Wird nach diesem ungeheueren Kriege das siegreiche deutsche Gesamtvolk mit erhöhtem sprachlichem Selbstbewußtsein in den alsdann einsetzenden friedlichen Weltkampf der Hauptsprachen eingreifen? Dieses soll mir und der ganzen Welt das erste Zeichen sein: In welcher Sprache werden die Vertreter des Deutschen Reiches mit denen der besiegten Staaten über den Frieden verhandeln? In der Sprache des Siegers oder in einer der Sprachen der Besiegten? Die Antwort auf diese sehr ernste Frage wird für die deutsche Zukunft entscheidender sein, als manche Ein- oder Ausbuchtung der Grenzlinien des zukünftigen Deutschen Reiches.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

12. Juli 1916: Kämpfe an der Somme, bei Contalmaison, Mametz, im Wäldchen von Trones und bei Belloi—Soyecourt. Im Maasgebiet Erfolge bei Souville und Laufee. — Übergangsversuch über die Düna zurückgewiesen. Fortschritte an der Stochod-Front. Angriffe bei Hardie und Mikulicyn. — Handels-Unterseeboot «U-Deutschland» in Baltimore angekommen.

13. Juli: Contalmaison verloren. Angriffe bei Barleux und Estrees. Neue Erfolge östlich der Maas. — Bei Olesza (nordwestlich Buczacz) erfolgreicher Gegenstoß. Angriffe am Stochod. — Angriffe zwischen Brenta und Etsch, im Posina-Tale und im Raum Mt. Rasta—Mt. Interrotta.

14. Juli: Neue Kämpfe bei Mametz—Longueval, Trones und Barleux. Angriffe bei Souville und Laufee. — Gegenstoß bei Zarecze (nördlich Bahn Kowel—Sarny). Angriffe bei Buczacz. — Italienischer Zerstörer durch U-Boot versenkt.

15. Juli: Heftige Kämpfe zwischen Pozières und Longueval; Trones-Wäldchen verloren. — Angriffe bei Lennewaden (nordwestlich Friedrichstadt). Fortschritte bei Skrobowa. Kämpfe bei Delatyn. — Englischer Hilfskreuzer und drei Fischdampfer durch U-Boote versenkt.

16. Juli: Angriffe im Abschnitt Ovillers—Bazentin, bei Biaches, Barleux und Estrées. Kämpfe bei «Kalte Erde», Fleury und Werk Thiaumont. — Erfolge südwestlich Luck. Angriffe bei Torczyn, Nowo-Porzajew und Capul. — Artilleriefeuer im Raum des Barcola-Passes.

17. Juli: Heftige Kämpfe in Ovillers und südlich Biaches. Angriffe östlich der Maas. Sprengung auf der Combreshöhe. — Gefecht bei Katharinenhof (südlich Riga). Linie hinter die Lipa zurückgeführt. Angriffe südlich und südwestlich Moldawa.

18. Juli: Starke Angriffe gegen Pozières, Biaches—Maisonnette—Barleux und Soyecourt. — Heftige Kämpfe südlich Riga und westlich Luck. Bei Zabie und Tatarow vorgeschobene Posten zurückgenommen. — Gefechte im Ortlergebiet. — Schwere Niederlage der Italiener in Tripolis bei Mißrata.

19. Juli: Dorf Longueval und Gehölz Delville erstürmt. Angriffe bei Ovillers und Pozières, sowie bei Barleux und Belloy. Gefecht bei «Kalte Erde». — Heftige Anstürme südlich Riga. Lebhafte Feuertätigkeit am Stochod und westlich Luck. Bei Delatyn Übergangsversuche über den Pruth verhindert. — Heftige Angriffe am Borcola-Paß und am Mittagskofel.

20. Juli: Heftige Angriffe bei Fromelles, Longueval und dem Gehölz Delville, sowie bei Belloy und im Abschnitt Estrées—Soyecourt. — Beiderseits der Straße Ekau—Keckau Angriffe; ebenso bei Skrobowa. Bei Luck jetzt Front Tereszkowice—Jelizarow. Gefechte bei Zabie und Tatarow. — In der Adria zwei feindliche U-Boote vernichtet.

21. Juli: Außerordentlich heftige Angriffe von 17 Divisionen (über 200000 Mann) an der Somme abgewiesen. — Bei Friedrichstadt Versuche, über die Düna zu gehen, vereitelt. Bei Smorgon vorgeschobene Feldwachen zurückgenommen. Angriffe zwischen Werben und Korsow; Stellung auf Beresteczko zurückgewonnen. Kämpfe bei Jamma und Tatarow. — Artillerietätigkeit am Barcola-Paß und bei der Fleimstal-Front.

22. Juli: Kämpfe im Foureaux-Wäldchen und nördlich Massiges. Angriff bei Fleury. — Russische Massenangriffe beiderseits der Straße Ekau—Keckau. Gefechte bei Beresteczko, Barysz, Obertyn, Tatarow und am Berg Capul. — Fortschritte auf den Höhen nördlich der Posina.

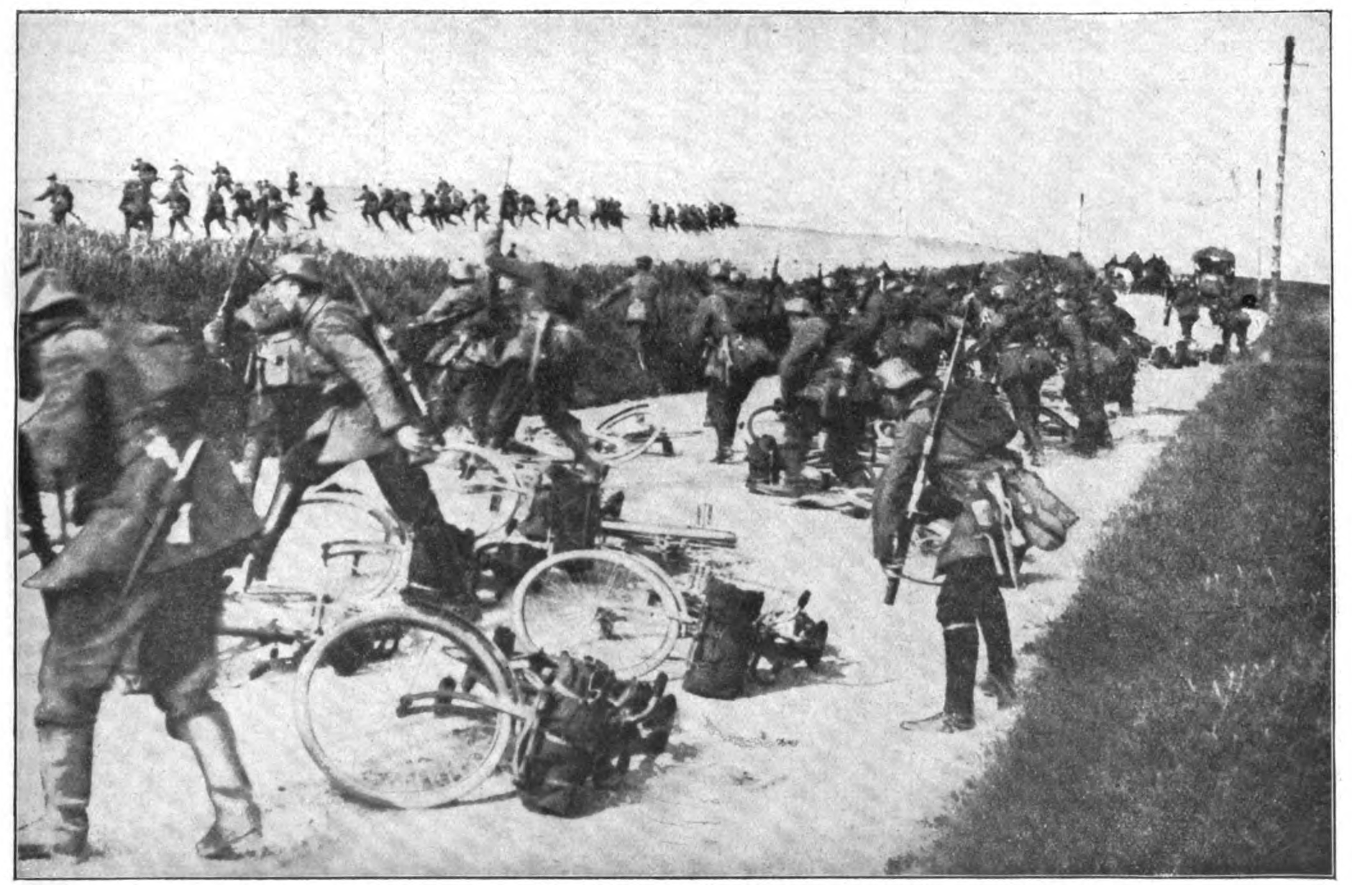
23. Juli: Gefecht bei Richebourg. Rücksichtslose Angriffe an der Front Thiepval-Guillemont. Fortschritte südlich Damloup. — Übergangsversuche der Russen über den Styr bei Zahatka verhindert. — Südöstlich Tatarow die Truppen gegen den Karpathenhauptkamm zurückgenommen. — Heftige Kämpfe südlich des Suganatales.

24. Juli: Einige Häuser von Pozières verloren; Longueval wieder erobert. Erfolge bei Guillemont. Angriffe bei Soyecourt und Vermandovillers. — Kämpfe bei Beresteczko und auf den Höhen nördlich des Prislopsattels. — Neue Gefechte südlich des Suganatales.

25. Juli: Heftige Angriffe auf der Front Pozières—Maurepas, besonders am Foureaux-Wäldchen, bei Longueval und bei Guillemont; ebenso bei Estrées. Gefecht bei «Kalte Erde». — Russische Vorstöße an der Stonowka-Front südlich Beresteczko.

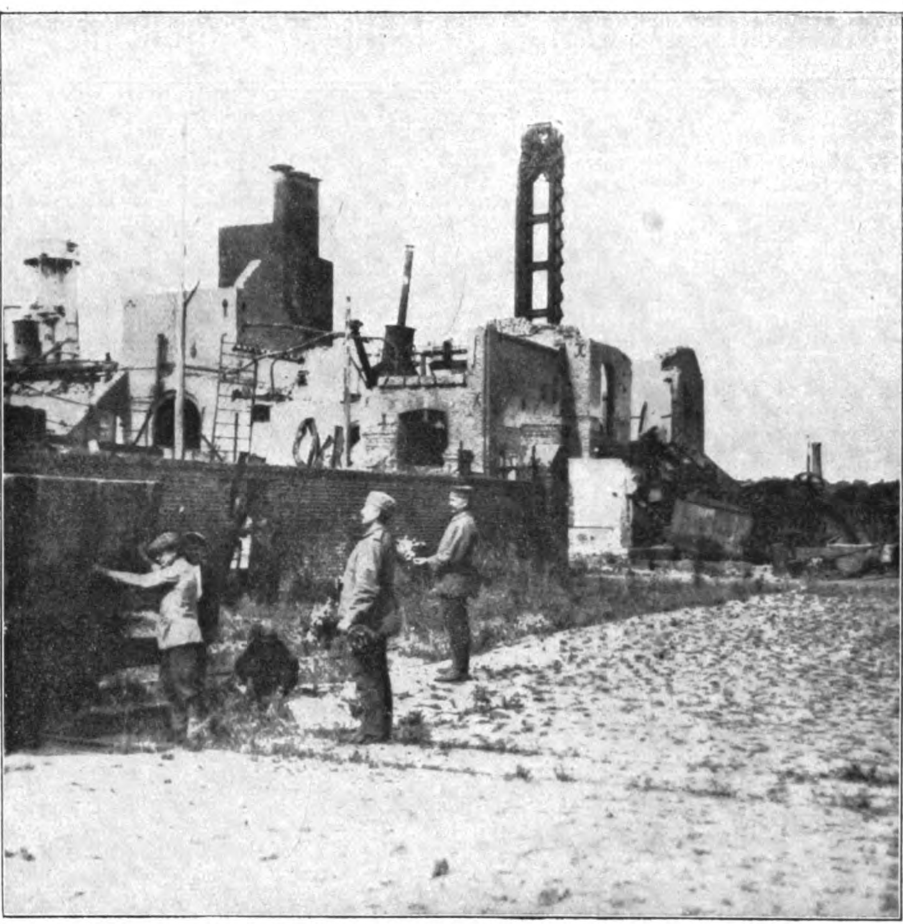
Hekatomben.

Der 14. Juli hat den Franzosen den heißersehnten großen Erfolg zur Feier des Nationaltages nicht gebracht, und nur die unerschütterlich die Tatsachen verdeckende Beredsamkeit des Herrn Poincaré konnte die gloire de France, die Niederringung des Feindes und die endgültige Säuberung des heiligen Bodens von den Füßen der Barbaren mit ebensoviel Zuversicht, als Unhaltbarkeit proklamieren. Wie lange man sich in Frankreich die Diktatur dieses vom Ehrgeiz — und wohl nie war der Ehrgeiz eines Menschen grundloser — halb irrsinnigen Strebers gefallen lassen wird, wie lange es dauert, bis das Land einsieht, wie es seine Hoffnung, seine Gegenwart und seine Zukunft den verbrecherischen Hetzereien Einzelner geopfert hat, läßt sich noch nicht absehen. Daß der Soldat kriegsmüde bis zum Äußersten ist, bekunden alle Briefe, Tagebücher und ähnlichen Dokumente, die man bei den Gefallenen gefunden hat. Die Masse der Daheimgebliebenen aber scheint immer noch von den beiden blinkenden Kleinodien Alsace und Lorraine hypnotisiert — bis jetzt vielleicht die entsetzlichen Blutopfer an der Somme den Verblendeten die Augen öffnen. Schon beginnt in der Öffentlichkeit der Aufschrei der Trostlosen und der Trauernden laut zu werden, und ohne Rückhalt bekennt man, daß die Nation die jetzige



Aufbruch einer Radfahrer-Kompagnie zum Sturmangriff. Aufnahme des Illustrations-Photoverlags.

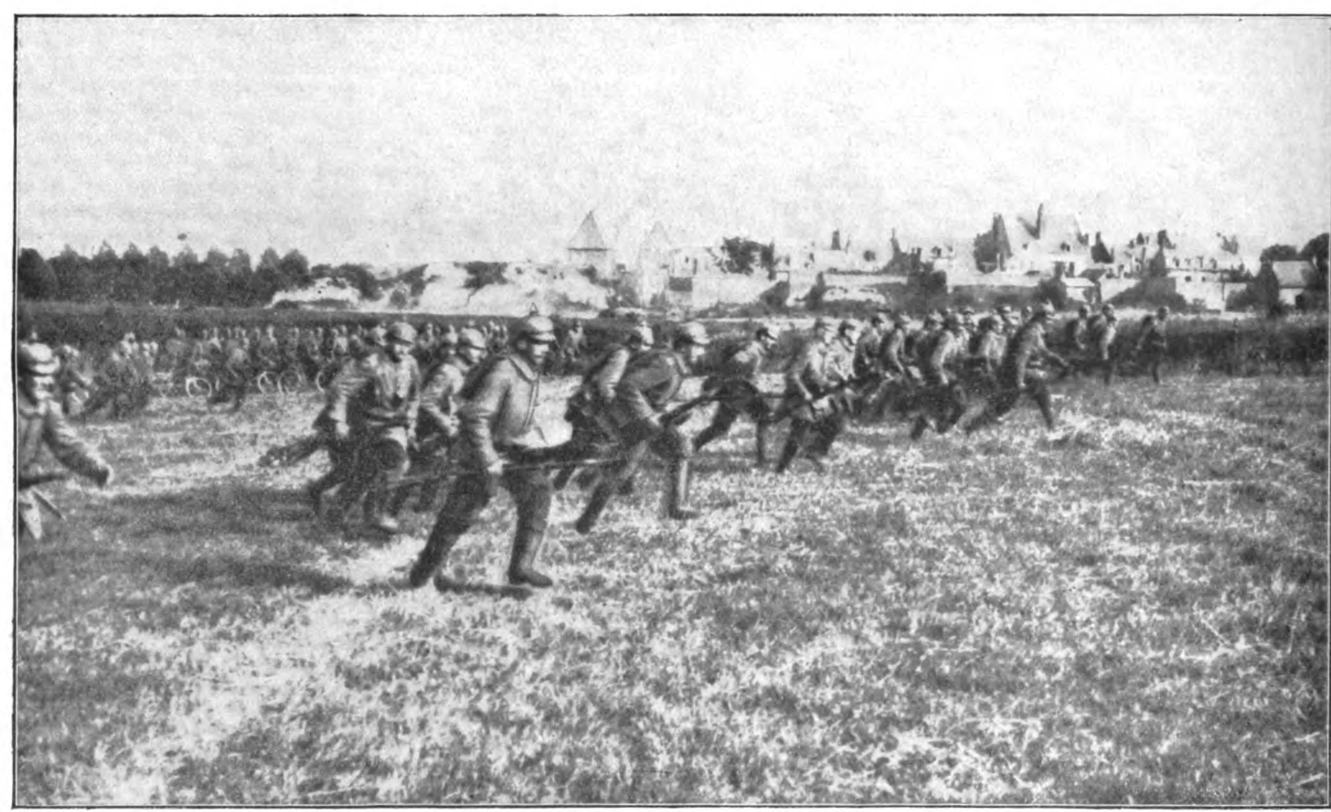
furchtbare Nervenprobe nur in der höheren Hoffnung erträgt, daß aus dieser „Schlächterei" das Ende der Menschenschlächterei kommen müsse. Die Massen können und wollen nicht glauben, daß auch dies Mal der ganze Gewinn so furchtbarer Anstrengungen kein anderer sein werde, als ein paar Kilometer Schützengraben und im übrigen ein Beweinen der entsetzlichen Verluste. Schon denkt man drüben, daß, wenn dies Wahrheit wäre, wenn auch diesmal wieder keine Erlösung, sondern nur eine Periode des Stillstandes folgen werde, wenn die Völker einsehen müßten, sie seien zu einem Krieg ohne Ende verurteilt, daß dann Frankreichs Bewohner in einem verzweifelten Ansturm die Kraft finden müßten, ihre Ketten zu zerbrechen. Vorläufig richtet dieser Ansturm sich ja gegen uns. Aber wehe den Schuldigen, wenn er sich erst gegen sie, die wahren Verbrecher am Volk, wendet.



Die Reste einer zerschossenen Zuckerfabrik bei Péronne.

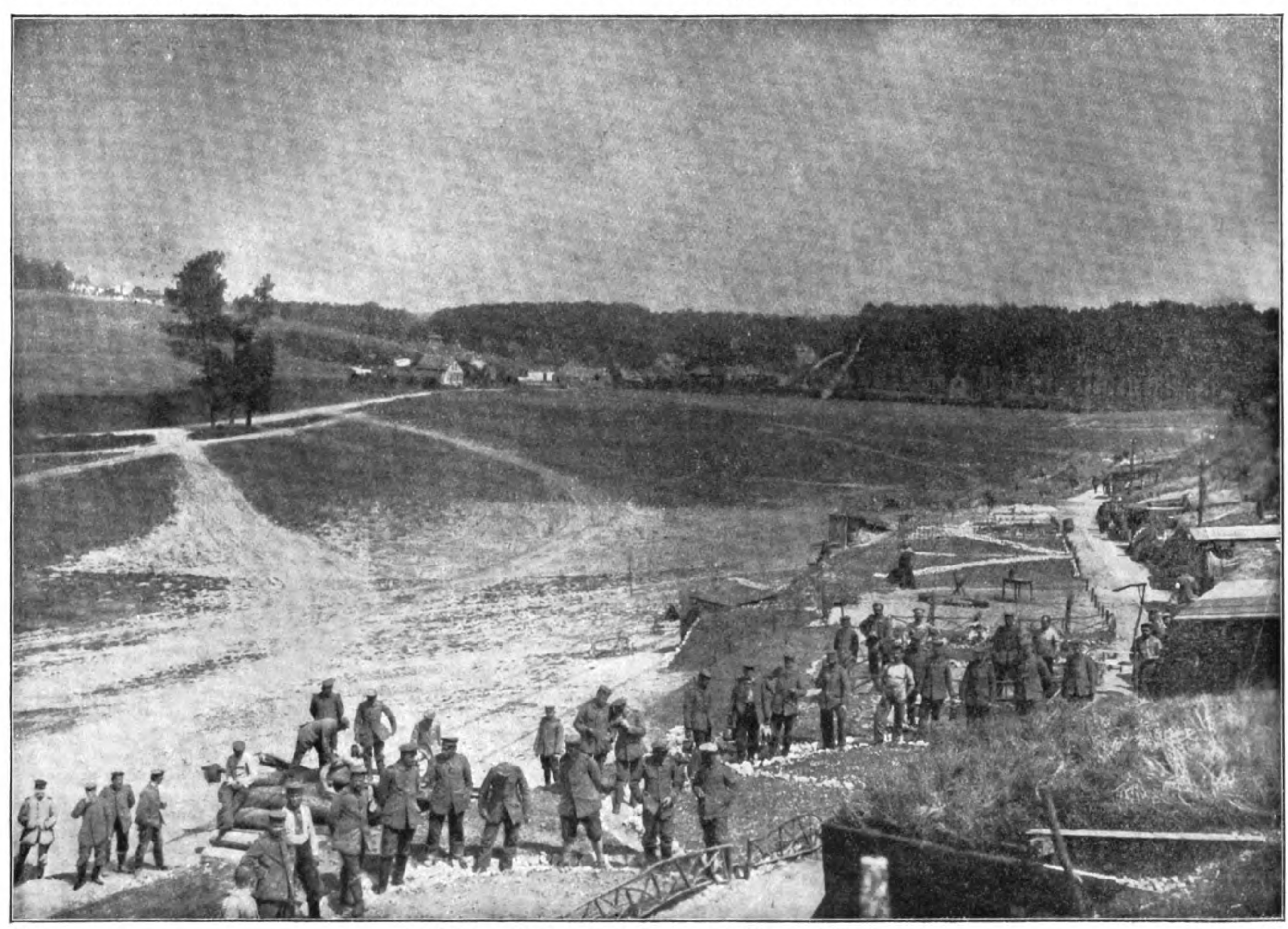
So wenig Mitleid an sich die verblendete Nation als solche verdient, wie das erst kürzlich hier ausgeführt wurde, so kann man die völlige Nutzlosigkeit dieser Ströme Blutes fordernden Anstrengungen unserer Feinde doch nicht ohne einen den Schmerz des Landes fühlenden Anteil betrachten. Die Picardie, der Schauplatz des neuen entsetzlichen Ringens, ist eine der reizendsten und fruchtbarsten Gegenden Frankreichs. Der ganze Landstrich steht in so reicher Gartenkultur, daß sich in Deutschland nur der Spreewald ihr an die Seite setzen lassen kann. Das weite Gebiet war ein Bild gottgesegneten Fleißes und Wachstums. Man mag das Bild nicht ausmalen, das sich heut vor das lachende von gestern schiebt. „Nichts ist imstande, die grenzenlose Trostlosigkeit dieses erstorbenen Himmels, dieses zerschossenen Bodens auszudrücken, der wie zerstampft vom Sturz der Geschosse bis zum Horizont vom bleigrauen Zwielicht der Rauchschwaden verhängt ist," schreibt ein Augenzeuge. „Keine Sonne, kein Sommer durchdringen den Bannkreis dieser Hölle, vergeblich vereinen sie ihre Kräfte, diese nackte Erde zu beleben, deren kleine zerstampfte Täler im verzweifelten Brüllen der Geschütze erzittern. Ein Feuerland!"

Und in dieser Hölle hingestreckt die Hekatomben unserer Feinde, die verbrecherischer Starrsinn hier einem Götzenbild zum



Sturmangriff eines Infanterie-Regiments. Aufnahmen des Illustrations-Photoverlags.

Opfer bringt, die hier in immer erneutem Ansprung gegen unsere unerschütterliche Front zerschellen. Manchmal gelingt es ihrer Glut, den eisernen Ring der Deutschen ein wenig zu dehnen, dann schallt ekstatisches Freudengeschrei in alle Teile der Welt, und der verächtliche Leiter der Geschicke Frankreichs hat wieder Mut, seine Phrasen von den geraubten Provinzen und vom erstickenden Schatten des germanischen Kaiserreichs, das „stark genug sei, über ganz Europa seine drückende Vorherrschaft auszubreiten", mit neuem „Elan" vorzubringen, daß der Tragödie das Satyrspiel nicht fehle, denn in all dem unnennbaren Grauen bleibt Sieur Poincaré die komische Figur, um so das verführte Frankreich auch noch der großen und reinen Tragik zu berauben. Wie lange aber wird es währen, bis die Wahrheit schrecklich zu Tage tritt? England ist kühl genug, sich klar zu machen, daß „noch viel Hunderttausend" wehrfähiger deutscher Männer kampfunfähig gemacht werden müßten, „ehe wir hoffen können, die Kraft der größten militärischen Organisation zu brechen, die die Welt jemals gesehen hat." Frankreich aber, phantasievoll, kindhaft gläubig, schlachtet sein Letztes an Kraft und Jugend nicht allein, auch an Ergrauenden und Kindlichen, in dem Wahn, sich nun endgültig loskaufen zu können. Das Erwachen des betrogenen Volkes wird entsetzlich sein, wenn es einsieht, daß alles umsonst war.



Gelände am Ancre. Aufnahme von Hoffmann, München.

Der Waldbrand bei Tatoi.

Zu allem Unglück, das Griechenland in der schamlosen, völkerrechtswidrigen Vergewaltigung durch die „Kämpfer für die Freiheit der Völker" heimsucht, ist nun noch ein elementares Ereignis von unberechenbarer Tragweite gekommen: der Brand der großen Waldungen von Tatoi. Schon sind eine Anzahl von Menschenleben zu beklagen, ein Schaden von sechzig Millionen — für ein armes und kleines, dazu jetzt schon durch den üblen Willen des Vierverbandes und die Umtriebe seiner „Patrioten" schwer getroffenes Land empfindlich genug — ist vorläufig festgestellt; sehr viel trauriger aber ist die Verwüstung eines großen, weiten Gebietes, das in mehr als einer Hinsicht nationale Hoffnung und Erinnerung umschloß.

Griechenland war ein Schulbeispiel für den unendlichen Segen, den Wälder für ein Land bedeuten, und für den Fluch, den Raubbau an jenem köstlichen Besitz mit sich bringt. Das schimmernde, baumrauschende, wiesenwogende Hellas Homers war in seinen weitesten Teilen zu einer glühenden, unfruchtbaren, steinigen Wüstenei geworden, seit seine herrlichen Wälder dem Unverstand und der Kurzsichtigkeit seiner Bevölkerung zum Opfer fielen. Viele Jahrhunderte lang war es die vererbte und überkommene Weise der Hirten, wo immer sie auf ihrem Nomadenwege vorbeikamen, den Waldbestand anzuzünden, um im nächsten Jahr auf der fruchtbaren Holzasche reiche Nahrung für ihre ziehenden Herden zu finden.

Der Tatoiwald war der Nation ein sichtbarer Beweis, daß es unablässiger Arbeit von Geschlechtern gelingen könnte, Fruchtbarkeit und Bewässerung dem Lande wiederzugeben. Mochte die sommerliche Glut überall im Land bis zur Unerträglichkeit den schattenlosen Boden dörren: in diesem heiligen Hain war Kühlung und Feuchte; mächtige Platanen, Pinien, Fichten und Tannen schatteten dort, und hier lag auch vor einer kleinen Kapelle mitten im Wald der Stifter der Dynastie, die Griechenland wieder der Reihe der Kulturländer zurückführen sollte, Georg I., der nordische Königssohn, begraben. Oft hatte ihn Heimweh nach der kühlen dänischen Heimat im Laub ihrer Buchenwälder gepackt, dann ging er nach Tatoi; in diesen Wäldern fühlte er sich daheim und glücklich. Diesen herrlichen Bestand zu erhalten, war ihm Gegenstand des Herzens: unsägliche Sorgfalt, meilenweite Umgitterungen, kilometerlange Postenketten schirmten den Besitz. Auf seinen Sohn, König Konstantin, ist die Liebe seines Vaters zu dem Ort, der dessen Grab birgt, übergegangen; in den trüb und unrein bewegten Zeiten seiner pflichttreuen Regierung hat er mit den Seinen oft die Ruhe und den Trost dieser Freistatt gesucht und gefunden. Ein bescheidenes Landhaus, von Wirtschaftsgebäuden umgeben, diente der königlichen Familie als Wohnung; der Kronprinz, die Brüder und die Mutter des Königs wohnten in ähnlichen anspruchslosen Schlößchen des weiteren Umkreises. Keine Kostbarkeiten enthielten die einfachen Räume, doch manches, was in Liebe und Pietät dem Herzen der Bewohner teuer war. Alles ist ein Raub der Flammen, die ganze Gegend vom Feuer verwandelt und zerstört worden. Die Macht des furchtbaren Elementes war so groß, daß eine ganze Abteilung Soldaten umzingelt wurde und verbrannte, und die furchtbare dörrende Glut der letzten Tage, in denen durchweg der Wärmemesser 45° zeigte, machte ihr das

Das griechische Königsschloß Tatoi vor dem Brande. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

Spiel leicht. Es heißt, daß die Königin, die kleinste Prinzessin auf dem Arm tragend, mit Mühe den Flammen entkommen sei, ebenso wie der König, der bis zum letzten Augenblick bei den Abwehrmaßregeln zugegen war. Auch die Königin wird durch den Brand schwer getroffen. Nach des Schwiegervaters Tode hatte sie der Aufforstung des Landes als einem teuren Vermächtnis des Toten und um den von den inneren Angelegenheiten so schwer überbürdeten König zu entlasten, ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Der stets wiederholten Belehrung war es in den letzten Jahren gelungen, im Volk wieder ein Gefühl der Verantwortlichkeit und der Achtung vor dem Grundbesitz zu entwickeln, das ihm in den Jahrhunderten der Türkenherrschaft, während derer aller Grund und Boden Eigentum der Fremdherren war, völlig abhanden gekommen war, und schon sah man unter dem mütterlichen Blick der deutschen Kaisertochter die jungen Kulturen freudig sprießen. Jeder Mutlosigkeit gegenüber wirkte der Hinweis auf den herrlichen nationalen Besitz der Tatoiwaldungen Wunder, und es unterlag keinem Zweifel, daß spätere Geschlechter in einer schöneren Heimat Mühe und Arbeit der Väter würden segnen können. Jetzt muß die angeblich auf einem Zufall beruhende und durch die klimatischen Verhältnisse zu so furchtbarer Wirkung gebrachte Katastrophe höchst niederdrückend auf solche Hoffnung wirken.

In Wahrheit scheint bei der strengen Bewachung die Möglichkeit eines durch Unachtsamkeit verursachten Brandes nicht eben nahe zu liegen. Erwägt man die Tatsache, daß allein die Dynastie für den Vierverband und für Venezilos den Wellenbrecher bildet, der das politisch unmündige Volk vor übereilten Entschlüssen schirmt, erwägt man die merkwürdige Taktik Rußlands, gerade in diesen Tagen durch öffentlichen Protest die Ententemächte als Freunde Griechenlands gegenüber dem wahren „Vernichter“ Deutschland hinzustellen, so kann man sich des gleichen unheimlichen Gefühls, das nach Serajewo aller Herzen anfaßte, nicht erwehren. Mit der Dynastie, die unseren Feinden schon lange ein Dorn im Auge ist und gegen die Venizelos mit allen Kräften hetzt und wühlt, wäre der Entente Tor und Riegel weggeräumt, und wie sehr dem mächtigen Rußland um die Hülfe der sonst so hochmütig behandelten kleinen Balkanstaaten zu tun ist, zeigt das merkwürdige, vom König Karl abschlägig beschiedene russische Ansinnen an Rumänien, in den Krieg einzutreten. Es wäre ein der großen Bestien der Renaissance wahrhaft würdiger, so teuflischer als kluger Gedanke, durch eine der dem Land eigentümlichen Elementarkatastrophen eine Sachlage herbeizuführen, bei der die klimatischen Verhältnisse aller Berechnung nach glänzend dafür bürgen mußten, daß „ganze Arbeit“ geliefert würde. Zumal in einem Augenblick, in dem der zu schonende Gatte der englischen Prinzessin, Prinz Andreas, sich auf der Reise zu seiner in Petersburg lebenden Mutter, einer geborenen Großfürstin von Rußland, und somit außerhalb der Gefahrzone, befand.

In jedem Fall ist der einzige Ort, an dem der überbürdete König Erholung und besonders in den jetzigen aufreibenden Zeiten der unerhörten Drangsalierung durch den Vierverband Beruhigung seiner Nerven fand, ihm genommen, die Nation in ihrem Besitzstand auf viele Jahre geschädigt, und durch die Behauptung, Griechen aus der Türkei hätten das Feuer angelegt, der Leidenschaft der Volkskräfte eine höchst angebrachte Richtung gegen den ententefeindlichen früheren Zwingherrn gegeben, gegen den sich ein vererbter alter Haß im Blut unschwer aufwecken lassen dürfte.

Berlin—Byzanz. Eine weltgeschichtliche Betrachtung zum deutsch-türkischen Bündnis.

Feierlich ist vor einiger Zeit an der Spree wie am Goldenen Horn der Abschluß eines Bündnisses zwischen Berlin und Konstantinopel angekündigt und bei der Rundreise der osmanischen Abgeordneten durch Deutschland die Gegenwartsbedeutung von diesem Ausbau des Zweibunds der Mittelmächte nach dem Osten hin in Ansprachen und Tafelreden nach allen Seiten hin beleuchtet worden. Aber gerade je schärfer und länger man so das Entstehen einer politischen Ehegemeinschaft prüft, die noch vor wenigen Jahrzehnten jedem Staatsmann als undenkbar erschienen wäre; überschaut, wie aus enger Waffenbrüderschaft gegen gemeinsame Feinde ein nicht minder fester politischer Zusammenschluß zwischen der stärksten europäisch-christlichen Nation und der an Ländermaß übergewaltigen, ob ihrer inneren Schwächen hingegen theoretisch tausendmal zum Tod verurteilten orientalischen Vormacht des Islam sich entwickelt hat, desto mehr richtet sich der Blick von selbst in die Vergangenheit, um das geschichtliche Wesen und Gewicht des Vorgangs zu erkennen. So aber eröffnen sich tiefe Ausblicke, die deutlich zeigen, wie mit dieser Bundesstiftung eine weltpolitische Frage von so verwickelten, jahrtausendalten und tief in die Schicksalsgründe der abend- wie morgenländischen Kulturvölker reichenden Wurzelungen sich klärt, daß dem nunmehrigen Staatsakt das Gewicht einer historischen Problemlösung allerer[illegible]n Ranges zukommt.

Im zweiten Jahrtausend vor Christus, da in Babylon das gewaltige Staatswesen von Sinear blühte, erhob sich in Syrien zum Herrenvolk der Stamm der Chettiter. Er breitete seine Machthaberschaft vom Wansee und Taurus südlich bis zum unteren Jordan aus, so daß das Gebiet seiner Hoheit an Kraftfülle und Ansehen nicht hinter dem benachbarten Reich der ägyptisch-pharaonischen Doppelkrone zurückstand. Von Vorderasien aus legte dann dieses kriegerisch mannhafte Volk Beschlag auf die südliche Hämushalbinsel und schuf damit schon in jener grauen Steinzeit über die Brücke der Ägäis die Bindungen einer eurasischen Rassengemeinschaft, deren Typ noch heute in einem sehr auffälligen Merkmal bei fast allen Balkanvölkern durchschlägt: in der Chettiternase mit dem semitischen Schwung, die Armenier, Syrer, Türken mit vielen Griechen, Albanern, Alpenserben, Mazedoniern gemeinsam

haben. Als Gärungselement in dem so gebundenen urvölkischen Hefeteig der Levante wirkte dann zunächst die Säure der Thraker, zu denen die in der Ilias eine vornehme Rolle spielenden Troer zu rechnen sind; ihre heute fast verlorene Sprache läßt auf indogermanische Wurzel und ferne slawische Verwandtschaft schließen. Ein großes Mischvolk, das möglicherweise mit den alten Pelasgern gleichbedeutend ist, dessen Herrschgebiet sich südlich bis nach Palästina ausdehnte, wo es unter dem Namen der am Jordan vor der israelitischen Einwanderung und Eroberung mächtigen Philister erscheint, dessen Einfluß westlich bis Kreta reichte, wo noch heute die Spuren seinerKultur in bemalter Keramik zu finden sind. So heben sich die Thraker als ein gewaltiger Schatten auf der westasiatischen Bühne vorgeschichtlichen Völkerdaseins und Völkerringens empor. In diesen neolithischen Basalt schob sich dann wieder der hellenische Erzgang ein. Sein Vorschub waren die durch Homer bekannten Leleger oder Karer, wiederum also ein kleinasiatisches Volk. Als Vertreter der gefeierten mykenischen Kultur dem elementaren Strom jener Zeit folgend, stieß es über Kreta, dem es den Namen gab, nach dem Peloponnes vor und machte hier in langen erbitterten Kämpfen mit den Thrakern das Fruchtfeld für griechische Machtschöpfung und Gesittungsblüte frei, die allmählich, in vielfach gebrochener Flutung, über die ganze westliche und mittlere Hämushalbinsel sich ausbreitete, mit ihrer Angleichungs- und Durchdringungskraft nicht nur das Reich Philipps und Alexanders des Großen, sondern auch das ganze Illyrien erobernd, das, hellenisiert, unter König Pyrrhus Rom erzittern machte.

Das ist in kürzesten Umrissen ein Bild der Völkerflutung über den Rücken des östlichen Mittelmeers mit dem hervorstehenden Charakterzug ständig sich verdichtender und erneuernder Bluts- und Gesittungsgemeinschaft zwischen den Völkern und Reichen Westasiens und Osteuropas. Es fragte sich, welcher Nation, welchem Weltteil wird Vorrang und Führerschaft zufallen?

In Hellas Blütezeit schien kein Zweifel walten zu können, daß das Griechentum die Herrenrolle übernehmen würde. Es verfügte über alles, was zu solcher Meisterschaft gehört: über Spartas drakonisch-militärische Zucht und Kraft, über Athens Seegewalt und apollinischen Schwung der Ausbreitung weit überlegener Kultur. So ragte es auf als ein mächtiger Fels und leuchtender Pharus, so saßen die Nachfahren derer, die „mit den Göttern zu Tisch gesessen", an der Spitze der Tafel aller durch Rang und Würde ausgezeichneten antiken Völker. Aber die Kirchturmpolitik der Kleinstaaterei ließ Griechenland zu keiner großstaatlichen Machtschöpfung und Kräftesammlung, wie sie zur Verteidigung einer solchen Olympier-Herrenstellung nötig gewesen wäre, gelangen. Und mehr noch! Als die Zeit der Prüfung und der durch solche innere Schwächen bedingten äußeren Not kam, da beging dieses gotterwählte Volk einen ähnlichen Frevel und Rassenverrat wie heute England durch seine Verbrüderung mit Japan: Griechen gegen Griechen verbündeten sich mit den verachteten Barbaren, Athen mit den Phönikern und Etruskern gegen Sparta, Sparta mit den Persern gegen Athen! Dann stand noch einmal, in Mazedonien, ein großer Herrscher zu einem letzten Versuch auf, der griechischen Kultur im Schutz und Rahmen eines großräumigen, festgebundenen Herrenstaats den Vorrang zu sichern. Aber auch Alexander erlag den Lockungen orientalischer Despotenmacht. Als er in Susa einzog, wurde aus dem griechischen Basileus und primus inter pares ein Großkönig und sich vergöttlichender Gewalthaber, der seine Feldherren zu Satrapen erniedrigte und eine zersplitterte Diadochenmacht hinterließ.

Damit war die endgültige Scheidung zwischen europäischer und orientalischer Gesittungswelt vollzogen. Hellas' Macht ging an Rom über. Als aber dort anstelle der alten vornehmen Geschlechter Barbarenführer auf dem Kapitol geboten, wiederholten die Zäsaren das schlimme Beispiel Alexanders. Ihr ganzer Imperatorenehrgeiz strebte dahin, den Purpur abendländischer Herrscherherrlichkeit zu gewinnen, und die Folge war, daß mit dem Zerfall der römischen Weltgewalthaberschaft Byzanz deren Erbe unter schwächlichen und entsittlichten Fürsten antrat.

Unterdessen vollzogen sich im Bereich der heutigen asiatischen Türkei nicht minder eigentümliche Zersetzungsprozesse. Bereits im dritten Jahrtausend vor Christus schien über Syrien und Westkleinasien die Sonne hoher Kultur, waren sie reich an stolzen Städteburgen und wohlhabenden Dörfern, zugleich aber auch, gleich dem mittelalterlichen Deutschland, ein Musterbeispiel der Kleinstaaterei: niemals wollten die dort zusammengedrängten Stammeshäuptlinge und Kleinfürsten einem landeingesessnen Herren sich beugen, immer trugen sie um so bereitwilliger fremder Herren Gebot und bejubelten die ausländischen Abenteurer, mochten diese aus Babylon oder Ekbatana oder Rom kommen. Nur das byzantinische Joch ertrugen sie nicht, und zwar aus einem Grund, der nunmehr in die Tiefen und zu den untergründigen Wurzeln des heute der Entscheidung entgegengeführten Problems reicht.

Die überragende Schicksalsfrage, um deren Lösung sich das mittelalterliche christliche Europa jahrhundertelang gemüht und gequält hatte, war die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche in einer den unbeugsamen Forderungen und Voraussetzungen eines modernen Staatswesens entsprechenden Form. Die Möglichkeit, die Prozeßsache auf eine förderliche Entwicklungsstufe und zu einer glücklichen Entscheidung zu bringen, begründete erst die Reformation, die die Atmosphäre der geistigen und ethischen Freiheiten schuf, in der die Saat der politischen Freiheiten wachsen konnte. Unterdessen bewegte sich der Orient auf genau gegenläufiger Bewegungslinie. In Byzanz herrschte auf der einen Seite der Einfluß römischen Rechts, ungemildert in seiner kalten, rein vernunftmäßigen, im Aufbau streng folgerichtigen, aber auch einseitig materialistischen und unsozialen Denkart und Weltanschauung, während auf der andern Seite die christliche Kirche stand, in deren Bannkreis wenig mehr von den ursprünglichen Idealen des Evangeliums, der Gotteskindschaft aller Geschöpfe, der Nächsten- und Feindesliebe zu spüren war, dafür Unduldsamkeit, dogmatische Haarspalterei und Rabulistik, priesterliche Machtanmaßung zugleich mit tiefgreifender Sittenverderbnis sich mehr und mehr auswucherte. Alles das widerstrebte dem Empfinden der orientalisch-semitischen Welt, der Glaube, Schwert und Staat unzertrennliche Begriffe sind, von Grund aus. Die damit gegebene Kluft gähnte aber um so tiefer auf, als die romäischen Despoten im Gegensatz zu den griechischen und römischen, die den syrisch-arabischen Staatsgebilden vollkommene Bewegungsfreiheit in allen Angelegenheiten außer den grundlegenden Reichsrechtsfragen gelassen hatten, unbedingt Beugung unter die byzantinischen Verwaltungsgesetze, Sprach-, Unterrichts- und sogar Glaubensformen heischten. So war die atmosphärische Druckverteilung geschaffen für die islamische Wetterbildung. Im Hedschas brandete die Springflut muhammedanischer Machtschöpfung auf, um in kurzer Zeit aus dem beduinischen Kleinarabien ein Großarabien zu machen, dessen staatliche Grenzen bis nach Tarabulos und Mossul vorrückten, dessen geistliche Macht in unerhörtem Siegeslauf bis zum Atlantischen Ozean und zu den Gestaden des Stillen Ozeans reichte. Und doch! Der Versuch, nunmehr das alte Problem der Begründung eines gewaltigen, einheitlichen südwestasiatischen Reiches zu lösen, scheiterte vollkommen; schon deshalb, weil alsbald die entsittlichende babylonische Luft ihren entartenden Einfluß auf das erobernde Arabertum in verhängnisvoller Weise ausübte. Ein echtes Christentum mit seinen erhabenen Lehren von der Gotteskindschaft aller Geschöpfe, von der Nächsten- und Feindesliebe setzte sich allmählich durch und schuf die Grundmauer, auf der sich die moderne überlegene Kultur Europas aufbauen konnte. Diesem Auftrieb vermochte der Islam nichts ebenbürtiges gegenüberzustellen. Als der Kalifensitz unter der Abbasidenherrschaft nach Bagdad verlegt war, verfiel der Islam in dessen Sumpfluft noch weit schlimmerer Fäulnis als jemals das Christentum. So hatten jetzt die aus Innerasien vorbrechenden Turkstämme, deren Großkhan mit dem goldenen Wolfshaupt im Banner schon gegen Ende des sechsten Jahrhunderts in enge Beziehungen zu den Romäern getreten war, leichtes Spiel. Osman, der Sohn des Markgrafen Ertogrul, der von Imam Kaim, mit dem Titel eines Emir ül Umera, das heißt obersten Gewalthabers der Rechtgläubigen, belehnt worden war, vermochte mit den Waffen solcher geistlichen Autorität und Kraft persönlichen Heldenmutes, dazu der Tapferkeit seiner Gefolgsmannen aus seldschukischen und turktatarischen Volkssplittern und Staatstrümmern das Gerüst des neuen Reichs des Halbmonds zu zimmern. Dessen Nachfolger Selim I. zwang schließlich, nachdem er die Perser über den Tigris zurückgeworfen hatte, den Schwächling Muttawakil III., den letzten der Abbasiden, zur endgültigen Abtretung des Kalifats, worauf nach der Eroberung Mekkas und Medinas die Einverleibung der gesamten ägyptisch-arabischen Machtsphäre zusamt deren geistlich-kirchlicher Hoheit an die neue vorderasiatische türkisch-byzantinische Reichsschöpfung erfolgte.

Daß freilich diese Bindungen sehr äußerlicher Art geblieben sind und daß der Erwerb stets als ein Quell schwerer Sorgen und verderblicher Verwicklungen für das Haus Osman von Anfang an bis auf den heutigen Tag sich erwiesen hat, ist ebenso bekannt, wie man weiß, daß nun wiederum das kernhafte Osmanentum, namentlich nachdem die Sultane törichterweise ihren Sitz von Adrianopel nach dem Goldenen Horn verlegt hatten, ein Opfer der „byzantinischen Seuche" wurde. Auf der andern Seite aber liegt ebenso klar das irreführende Wesen der Redensart von dem Vernichtungscharakter der türkischen Herrschaft, die überall nur Kultursaaten zerstampft, nirgendswo alte oder neue Fruchtfelder menschlicher Gesittung zur Entfaltung zu bringen vermocht habe, zutage. Gegenüber Zuständen, wie sie im mittelalterlichen Syrien und Arabien herrschten, da Dynastien von der Art der Tuluniden, Hamadaniten, Fatimiden, Mirsaditen, Okailiden und Seldschukiden schnell wie die Mondphasen wechselten und jede Macht alsbald wieder unter furchtbaren Zerstörungen durch die Gewalt fremder Herrscher aufgeweicht und aus den Angeln gehoben wurde, bedeutet die Errichtung der osmanischen Herrschaft zweifellos einen gewaltigen Fortschritt zu politischer

Eindämmung und Eindeichung eines chaotisch durcheinanderfließenden Stroms völkischer Gegensätze. Und wenn E. J. W. Gibb in der Einleitung seiner „History of Ottoman poetry" jenen Nörglern, die der Türkei jeden Gesittungskredit verweigern, mit Recht entgegenhält, daß, „sofern wir den richtigen Maßstab anlegen, die letzten sechzig Jahre eine Unsumme von geistiger Tätigkeit und einen geradezu unglaublichen Fortschritt darstellen", so darf das Osmanentum das Lob nicht nur für seine geistige Regsamkeit in Anspruch nehmen, sondern auch mit Recht darauf hinweisen, daß unter seinem weit und breit verschrieenen Regiment das Vorwärtsstreben auf staatswirtschaftlichem Gebiet nicht minder stark ist. Seit vielen Jahren rückt im verfallenen Syrien unter Pflug und Hacke und Aussaat die Kultur westwärts gegen das Badiet es Scham und den mittleren Euphrat immer mehr vor. In Palästina und im ganzen östlichen Jordan- und Haurangebiet ist schon fast jetzt aller besserer Boden besetzt, entstehen aus den schwarzen Trümmern alter Siedelungen neue blühende Dörfer und Ortschaften. Im Umkreis von Bagdad nimmt die Bewohnerzahl durch Zuzug von Persern, Kaukasiern, Arabern, Indiern derart zu, daß die Basare zu eng werden und die Straßen den Verkehrsstrom kaum mehr zu fassen vermögen. Gasa, vor hundert Jahren eine armselige Niederlassung von einigen tausend Einwohnern, ist heute eine kraftvoll sich entwickelnde Stadt von fünfundvierzigtausend Köpfen, und ähnliches Wachstum weisen fast alle syrischen Küstenplätze zwischen Alexandrette und Port Said auf, so namentlich Beirut, Jaffa, Haifa. Kurz, überall wirft das Licht einer nahenden großen Zukunft seine Schatten weit voraus. Wenn aber das Licht dieses Fortschritts nach wie vor so viele schwarze Schatten wirft, dann muß ein billiges Urteil anerkennen, daß gewiß nicht allein der angeblichen türkischen Mißwirtschaft die Schuld an diesen Übeln beizumessen ist, sondern mindestens eben so sehr die unaufhörliche Bedrängung der Hohen Pforte durch äußere Feinde, die als „Vertragsmächte" am Bett des kranken Mannes Wache hielten und ihm verderbliche Medizin einflößten. Babylons, Ekbatanas', Susas, Roms Macht ist zerfallen. Aber in Petersburg sitzt der „Moskúb", der Erbfeind, der gierig seine Hände nach dem Goldnen Horn ausstreckt, und in Kairo nächst dem uralten Memphis weht der Union Jack als Zeichen der Herrenmacht Albions und seiner Begehrlichkeiten nach osmanischem Besitz: nach dem gesamten „Jesiret el Arab" mitsamt den Uferländern des Persischen Golfs, um eine einheitliche, seiner Herrschgewalt dienstbare Länderbrücke vom Nil bis zum Indus zu schlagen. Selbst ein Moltke riet wohl noch der Türkei, nicht nur auf ihre — heute tatsächlich abgestoßenen — europäischen Eroberungen, sondern auch auf alle Provinzen jenseits der Amanusgrenze zu verzichten. Aber solche im Blick der damaligen Verhältnisse naheliegende und begründete Anschauungen haben heute keinen Kurswert mehr. Wie der neuzeitliche Weltverkehr, so denkt heute die Weltpolitik in Erdteilen, und ein osmanisches Reich, dessen Körper die Glieder des Zweistromlands und der Stammsitze des Islam amputiert wären, würde auf ewig zu zwergstaatlicher Ohnmacht verurteilt sein.

⌘ ⌘ ⌘

Jahrtausendlanger Zeiten Kreislauf vollendet sich; ihr Pendelschlag stellt sich auf umgeschalteter Strömungen Triebkraft ein, ihre Wage schlägt, um mit Kjellen zu reden, nach neuen „planetarischen" Fallgesetzen aus. Nicht mehr um das berühmt-berüchtigte europäische Gleichgewicht, sondern um Weltmachtgleichgewichte handelt es sich in dem mit dem heutigen Kriegssturm angebrochenen neuen Zeitalter der Menschheitsgeschichte, und dessen politischem Antlitz geben erdumspannende Weltmacht-Bundesorganisationen Prägung und Charakter. Und so, unter dem Hammerschlag solcher Kräfte, vollzieht sich, nach schier endlosen Irrungen und Wirrungen im zermürbenden Mahlgang widerstrebender Gewalten, die Versöhnung jener Gegensätze zwischen abendländisch-christlicher und morgenländisch-byzantinischer Gesittungswelt, geht am Horizont von Byzanz die Sonne des großen Friedens auf, um den älteste Kulturvorzeiten wie das ganze mittelalterliche Europa vergebens gerungen und gestritten haben. Was keine Cäsarenmacht, keine Kreuzzüge, keine moderne imperialistische Staatskunst vermocht hat, das ist in Weltensturm und Wetter der Gegenwart wie mit elementarer Gewalt erstanden: das riesenhafteste festländische Bundesgefüge, das die Erde jemals gesehen, dessen Radius in gewaltigem Umkreis von der Nordsee bis zu den Gestaden des östlichen Mittelmeers und des Indischen Ozeans schwingt, dessen Eckpfeiler die Mittelmächte bilden, dessen Mittelpunkt Konstantinopel und dessen östliches Glacis eben das uralte, erstmals von Chettitern, Thrakern, Griechen zu einer Einheit gebundene Stammreich abend- und morgenländischer Kultur ist. Und ob der Kuppel dieses Völker-Friedenstempels strahlt fern im Jordanland ein Stern: da, wo einst Abd ül Melik das Haram al Scharif als Universalheiligtum baute, wo unter der Anastasis des herrlichen Konstantinischen Rundbaus derjenige begraben liegt, der den Müslims nach Muhammed der größte Prophet ist, und wo auf gleichem Straßenzug die Moschee el Aksa aufragt, die dem Islam als eine Anbetungsstätte, heiliger selbst als Mekka, in der Zeit galt, da er das Quellwasser urwüchsigen Lebens aus den Tiefen indogermanischer und ursemitischer Mythologie und Heldensage schöpfte. Hier erst offenbart sich das geistige Wesen und Lebensgesetz des Bundes, an dessen Himmel der Halbmond mit dem deutschen Stern zwischen den Hörnern steht. Nirgendwo wie in Jerusalem bezeugt sich so deutlich die Unwahrhaftigkeit des Vorwurfs der Unduldsamkeit, der dem Islam so oft gemacht wird, nirgendwo macht sich so eindringlich die Tatsache geltend, wie im syrisch-arabischen Land noch immer der Fruchtboden griechischer Kultur mit ihrer Erhabenheit und vollendeten Schönheit nachblüht, allerdings auch mit den Zeichen des Verfalls, da ästhetische Überfeinerung die Verflachung und den mangelnden Ernst der Gedanken ersetzen mußte. Nach einem bekannten britischen Dichterwort wird der Westen stets Westen, der Osten immer Osten bleiben und eine Begegnung und Handreichung zwischen ihnen ewig unmöglich sein. Die Zukunft soll und wird beweisen, daß, was der britischen Krämerpolitik mit ihrer Wertung aller Beziehungen zu fremden Völkern nach kapitalistischen Größen allerdings unmöglich bleiben muß, der überlegenen Fassungs- und Angleichungskraft deutschen universalen Geistes eine hoheitsvolle, zwar schwierige, aber doch erfüllbare Sendung ist. Und so enthüllen sich uns im Bund Berlin—Byzanz, der äußerlich betrachtet als eine Zufallsschöpfung allerdings meisterlich gehandhabter Staatskunst und Diplomatie erscheint, die Vergangenheitstiefen einer Odyssee seltsamer Schicksalsfügungen und zugleich die Zukunftsausblicke eines höheren, göttlichen, wunderbar sich erfüllenden Weltplans. Deutsches Sinnen und Empfinden hat verständnisvoller und inniger als das Denken irgendeiner Nation die Ideale des klassischen Zeitalters in sich aufgenommen, mit der eigenen Seele vermählt und neubefruchtet, um nun zur Führerschaft eines Weltreiches des Rechtes und friedlicher Völkergesellung berufen zu sein, das, fern bis zu den Toren des altersgrauen Achämenidenreiches, nationaler Freiheit, geistiger Hinaufentwicklung, aufrechter Menschlichkeit Licht, Sicherheit und Raum schaffen soll. Das Prinzip aber, daß der Geist den Körper baut und seine Lebenskraft bestimmt, hat gewiß auch auf politischem Gebiet seine Bedeutung. Alle diese ideellen Grundkräfte geben dem deutsch-türkischen Bund ein inneres Beharrungsvermögen, tiefste Wurzelung und ethisch verankerte Wachstumsgesetze weit über die gegenwärtigen Machtfragen in das Überzeitliche, ja in das Ewige der Probleme menschlicher Zukunftsbestimmung und Vervollkommnung hinaus.

Dr. Frhr. von Mackay.

Die Sommeroffensive der Russen gegen die österreichisch-ungarische Front.

Von Karl Graf Scapinelli, Kriegsberichterstatter.

Mitte Juli 1916.

Während unsere Truppen in Südtirol schon die Grenzen Italiens überschritten hatten, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit plötzlich wieder von den glücklichen Vorstößen dort abgelenkt durch die gewaltigen Ereignisse, die sich an der ausgedehnten Nordostfront der Monarchie abzuspielen begannen.

Der russische Bär war wieder erwacht! Wund und blutend hatte er sich im vorigen Herbst vor den siegreich nachdrängenden verbündeten Heeren über die Grenzen Altrußlands zurückgezogen. Über ein halbes Jahr lang hatte die Front hier von der See bis an die rumänische Grenze unverrückt gestanden. Österreichisch-ungarische Truppen hielten hier Schulter an Schulter mit den deutschen Waffengefährten Wacht über das eroberte Feindesland, während ihre Brüder im Westen und Süden den anderen Feinden auf dem Balkan und in Italien wuchtige Schläge versetzten.

Ganz still war die Front von Czartorysk bis nach Czernowitz nie gewesen, wenn auch die Berichte des österreichisch-ungarischen Generalstabes oft „Nichts Neues" zu melden wußten.

Sowohl am Dnjestr wie an der Strypa versuchte der Feind immer wieder anzugreifen. Auch der Brückenkopf von Buczacz sowie die Gegend westlich von Tarnopol, wo die österreichisch-ungarische Front in einer Entfernung von etwa zehn Kilometer von der seit Herbst 1914 von den Russen besetzten Stadt aus dem Tale der Strypa zu den Quellteichen des oberen Sereth hinüberleitet, waren oft der Brennpunkt russischer Angriffe, denen freilich stets nur örtliche Bedeutung zukam.

Aber nicht nur dort, auch weiter nördlich, wo die Front im Raum östlich Brody den Boden Galiziens verließ und die Ikwa aufwärts durch die russische Festung Dubno an der Grenze Wolhyniens nordwärts teils über Hügelland, teils an Flußläufe angelehnt bis zum Korminbach und Styr lief, um



Die vorderste österreichisch-ungarische Stellung an der Strypa. Aufnahme des deutschen Illustrations-Verlags.

in der Gegend von Pinsk im Bereich der berühmten Pripjetsümpfe Anschluß an die Deutschen der Heeresgruppe Prinz Leopold von Bayern zu finden, ließ der Feind nie vergessen, daß er wachsam und kampfbereit uns gegenüberstehe.

Zu größeren Kampfhandlungen kam es jedoch nicht, sie waren auch insbesondere in Wolhynien, wo zur Zeit der Rasputica (das Tauwetter des Frühlings) weite Strecken grundlos und für größere Truppenmassen und Artillerie vollkommen unpassierbar sind, ausgeschlossen. Unsere Truppen benützten diese Zeit verhältnismäßiger Ruhe selbstverständlich dazu, ihre Stellungen überall unter Benutzung der bisher gemachten Kriegserfahrungen aus- und umzubauen; viele Meter tief unter der Erde wurden Unterkünfte geschaffen, auch die Hindernislinien vor den Stellungen wurden, wo es anging, verstärkt.

Im Etappengebiet wurden Straßen und Feldbahnen angelegt. Wo die Bevölkerung zurückgeblieben war, halfen ihnen unsere Soldaten ihre von den rückziehenden Russen meist zerstörten und verbrannten Wohnstätten ausbauen, und im Frühjahr sah man unsere Soldaten den Boden neu bestellen. Das Band reifender Felder zog sich wie ein schützendes verheißungsvolles Friedensbollwerk um die Linien der hinteren Befestigungen, und die Soldaten, die ja selbst meist Bauern sind, freuten sich an den schwerer werdenden Ähren, freuten sich der winkenden Ernte in diesem neuen Sommer!

Aber es war ihnen nicht mehr vergönnt, das Gewehr mit der Sense und Sichel vertauschen zu dürfen, denn der Russe reckte sich, wuchs zu Riesenmassen; es ballten sich seine durch Gefangenschaft und Tod verringerten Truppen, aus dem



Das brennende Swidnika an der wolhynischen Kampffront nordwestlich Luck. Aufnahme von R. Sennecke.

schwachen Gegner schuf das Land des ewigen Menschenersatzes einen Koloß, dreifach stärker wie wir!

Tausende von Kilometern weit brachte die transsibirische Bahn hunderte Batterien neuester Geschütze aus den Fabriken Japans und Amerikas. Auf Umwegen wurden französische Kanonen herbeigeschafft, die dann auf russischem Boden von französischen Technikern zusammengesetzt wurden, und als es die Jahreszeit gestattete, brachten Flottillen englischer und französischer Schiffe über Archangelsk Unmengen von Kanonen, Waffen und Munition, Handgranaten, die beim Aufschlagen erstickende Gase verbreiteten, Apparate für große Gasangriffe, englische und französische Flugzeuge, die die russischen Fabrikate ersetzen sollten, die sich wenig bewährt hatten.

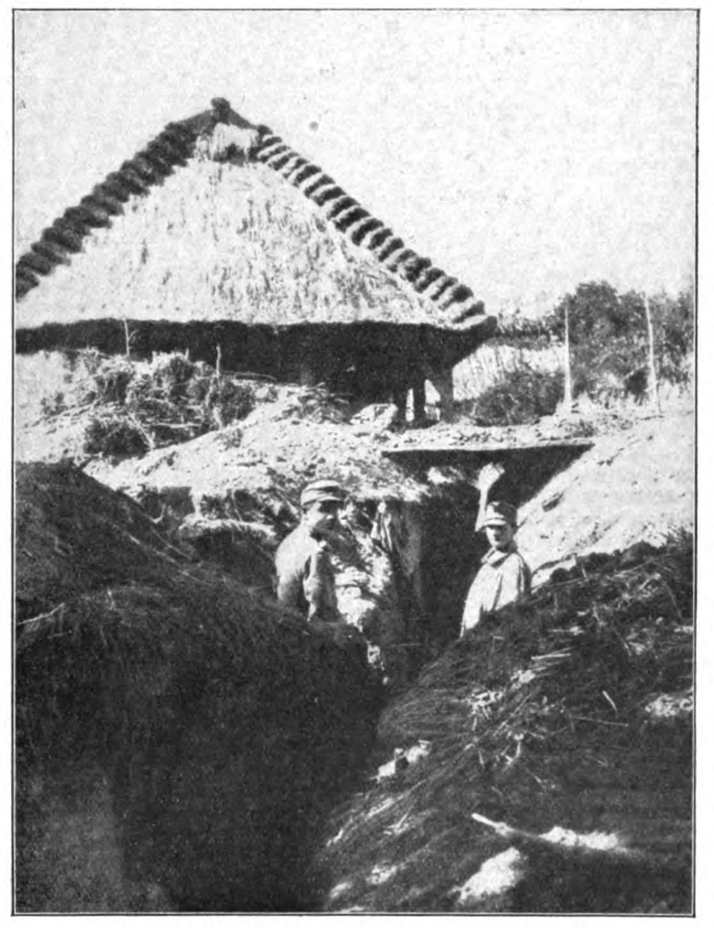
Selbst Belgien sandte dem russischen Verbündeten seine großen Panzerautos, die die russischen Sturmkolonnen jetzt vielfach beim Angriff begleiten.

Der russische Mensch war das Opfer der Verbündeten, was er mitbrachte, war seine Haut und sein Leben, das wohlfeilste in den Augen John Bulls, des Anstifters dieses Weltenbrandes.

Schon im ersten Frühjahr wurde der Antransport der neuen russischen Truppen in die Räume hinter ihre Front beobachtet, wo sie ihre letzte Ausbildung für den Felddienst erhielten. Rowno, Woloczysk, Husiatyn, Kamieniec, Podolski, Sitze der russischen Armeekommandanten, glichen in den letzten Monaten riesigen Truppenlagern. Schon anfangs Mai standen in dem Abschnitt gegenüber unserer Front nicht weniger als 42 Infanteriedivisionen, sowie 16—18 Kavalleriedivisionen. Der aus den Karpathenkämpfen bekannte russische General Brussilow übernahm als Iwanows Nachfolger das Kommando über diese Offensivarmee, deren Stärke zur Zeit des Beginnes der Offensive auf eine Million zweimalhunderttausend Mann oder noch höher geschätzt wurde.

Sonntag, den 4. Juni, um die dritte Morgenstunde begann dann an der ganzen Front von den Pribjetsümpfen bis ins Pruthtal östlich von Czernowitz die große Angriffsschlacht. Die Hauptwucht des russischen Kräfteeinsatzes richtete sich gegen die Flügel unserer über 350 Kilometer langen Front. Ein Artilleriefeuer von verheerender Wucht zertrommelte unsere Stellungen zwischen Mlynow und Olyka in Wolhynien. Der einsetzende russische Massenangriff überrannte sie trotz tapfersten Widerstandes. Trotz erfolgreicher Gegenangriffe, die die österreichisch-ungarischen Truppen an einzelnen Punkten unternahmen, war die Front gegenüber der russischen Übermacht nicht zu halten. Unsere Stellungen mußten an den Styr zurückgenommen werden. Die Nachbarabschnitte am Styr und an der Ikwa wurden zurückgebogen, um die Verbindung mit dem Mittelstück nicht zu verlieren. Die Russen drängten mit ihren Massen nach; trotzdem gelang die Räumung von Luck und des dahinterliegenden Etappengebietes ohne wesentliche Störung durch den Feind, der am 9. Juni den Styr überschritt und mit seinen Kavalleriemassen in den Raum westlich von Luck vorsprengte. Schon sprach der amtliche russische Bericht von dem Vormarsch gegen Lemberg und Kowel, aber bereits bei Lokaczy — etwa 50 Kilometer westlich Luck — kam der Vorstoß der russischen Kavallerie zum Stehen, und die Angriffe der russischen Armee Kaledin scheiterten an dem Widerstand, den ihnen die österreichisch-ungarischen Kräfte, die bald durch deutsche Kräfte der Armee Linsingen gestärkt wurden, an der neuen Styrfront bei Sokul, sowie beiderseits der Eisenbahn Rowno—Kowel am Stochod entgegensetzten. Der russische Angriff in Wolhynien stockte hiermit. Am 16. Juni schritten die Kräfte der Armee Linsingen, in deren Verband wie im Vorjahr bei der Eroberung des russischen Landes österreichisch-ungarische und deutsche Kräfte vereint kämpften, zum Gegenangriff. Schrittweise, im zähen Kampf mit der russischen Übermacht, der aus dem Raum von Rowno noch fortwährend Verstärkungen zukamen, drängten sie den Feind zurück. In vierzehntägigem Ringen war es ihnen gelungen, bereits die Hälfte des Gebietes, das die Russen westlich des Styrs im ersten Anlauf besetzt hatten, zurückzuerobern.

Auch am Südflügel unserer Front in der Bukowina konnte die Massentaktik Brussilows, die keine Opfer scheute, sich nicht unbedeutender Erfolge rühmen. Die Armee Letschitzky drängte hier in weitüberlegenem Angriff unsere Truppen vom Dnjester zurück, zwang uns, die bessarabische Front aufzugeben und, nachdem der Großteil der Bukowina samt der Landeshauptstadt Czernowitz geräumt worden war, auch diese dem Feinde zu überlassen. Geschickte Nachhutkämpfe, die den gegen Süden hauptsächlich mit Kavallerie nachdrängenden Feind aufhielten, ermöglichten es unseren Truppen, die ihnen angewiesenen neuen Verteidigungsstellungen im Bergland des Buchenlandes zu beziehen. Inzwischen wandte sich das Gros der Armee Letschitzky gegen Westen, gegen Kolomea im Pruthtale vordringend, wo sich am 28. Juni eine neue Schlacht entwickelte. An einer Front von 40 Kilometer setzten die Russen hier mit ihrem Massenangriff ein, so daß am Abend des folgenden Tages sich unsere Heeresleitung veranlaßt sah, unsere Truppen westlich Kolomea aufzustellen. Kolomea wurde so ohne Kampf dem Feinde überlassen.



Ein unter einer Scheune sich hinziehender Schützengraben an der wolhynischen Kampffront.

Am 1. Juli griff der Feind auch unsere neuen Stellungen dort an; Regiment auf Regiment warf er hier in den Kampf. Brussilows Taktik wurde in ihrer ganzen Grausamkeit entfaltet. Dichte, vielfach gestaffelte Angriffskolonnen wurden oft noch während des russischen Trommelfeuers gegen unsere Linien vorgetrieben, und wenn die totgeweihten Sturmkolonnen dann im Wirkungsfeuer unserer Artillerie oder in den Feuergarben unserer Maschinengewehre zu stocken begannen, wurden sie mit Knutenhieben und Peitschenschlägen vorgehetzt. War der Infanteriekampf im Gange, legte die russische Artillerie Sperrfeuer hinter ihre Angriffskolonnen, um diesen ein Zurückgehen unmöglich zu machen. Selbst Kavallerieregimenter wurden von den Russen gegen unsere Schützengräben vorgeschickt; selbstverständlich brachen diese sinnlos mörderischen Angriffe jedesmal blutig zusammen, und die Scharen herrenloser Pferde, die unsere Soldaten nach solchen Angriffen fingen, bewiesen, welch' schwere Verluste die russische Reiterei erfahren hatte.

Aber trotz aller dieser Taktik und aller Opfer gelang es auch hier den Russen nicht, unsere Front zu durchbrechen, noch deren Zusammenhang mit unserem Zentrum, das nördlich des Dnjester die alte Linie wie vor der Offensive in mehr als hundert Kilometer Ausdehnung hält, abzuschneiden oder zurückzubiegen.

So konnten die Russen in fünfwöchentlichem Kampf, dem mehr als eine halbe Million ihrer Soldaten zum Opfer fiel, zwar an dem Flügel unserer Front örtliche Erfolge erzielen und Land gewinnen, aber die großen Ziele ihrer Offensive haben sie nirgends erreicht.

Noch scheint die Offensive nicht beendet, noch das Ende des russischen Kräfteeinsatzes nicht erreicht. Dennoch ist der Mut der k. und k. Truppen nicht gebrochen, ihre Schlagfertigkeit nicht erschüttert. Die Massen allein können es auf die Dauer nicht machen. Der Feind, der ausgeht, uns zu vernichten in Ost und West, weiß heute schon, daß ihm das nicht gelingen wird; denn nach der Art, wie die Gegenschläge erfolgen, fühlt er, daß die Beschaffenheit der Truppen bei uns nicht gelitten hat, daß der Geist aufrecht und zuversichtlich ist!

Allerlei von der Technik moderner Unterstandsbauten. Von Hugo Seeger.

Die Not macht erfinderisch. Und in der Not geboren ist der Unterstand, der den kämpfenden Truppen in Ost und West als Deckung und Wohnung dient. Er ist ein Kind des neuzeitlichen Stellungskrieges und gleichsam ein stummer Zeuge von der Furchtbarkeit der Waffen, die die Völker zu ihrer gegenseitigen Vernichtung in diesem Kriege gebrauchen. — Die Feldpionier-Vorschrift kennt den Unterstand in seiner heutigen, man darf schon sagen vollendeten Form noch nicht. Sie gibt wohl Anleitungen über schnell anzulegende Feldbefestigungen, die gegen feindliche Feuerwirkung schützen sollen und es ermöglichen, mit schwächeren Kräften einem überlegenen Gegner standzuhalten, aber man liest aus ihr die Sorge heraus, es könnte der Angriffsgedanke darunter leiden. Unsere militärische Erziehung vor dem Krieg drängte eben nicht zur Verteidigung, sondern zum Angriff, im Gegensatz zu den Franzosen, die von jeher Meister der Befestigungskunst waren und es heute noch sind. Aber unsere Erziehung hat sich bewährt: die Verteidigungskunst ist rasch gelernt, der Offensivgeist dagegen muß einem Heer in jahrelanger, mühevoller Arbeit anerzogen und eingeimpft werden. Wie rasch haben sich unsere Heere im Westen, als der russische Einfall unserem Vordringen in Frankreich ein „Halt“ gebot, an die Anlage von unterirdischen Werken und Stützpunkten gewöhnt! Wie bald war ihnen der Ausbau festungsmäßiger Feldstellungen ebenso geläufig wie den Spezialbaumeistern, die in der Stille und Abgeschlossenheit unserer Forts die besten Methoden lange vor dem Krieg ausgearbeitet hatten! Im Bewegungskrieg war der Infanterist froh, wenn er einige Erdschollen als Deckung gegen Sicht ausnützen konnte; und wenn ihm ein Baum Schutz bot, fühlte er sich kugelsicher. Der Artillerist hatte kaum Zeit, sein Geschütz ein klein wenig in den Boden einzugraben, dann war ein Stellungswechsel

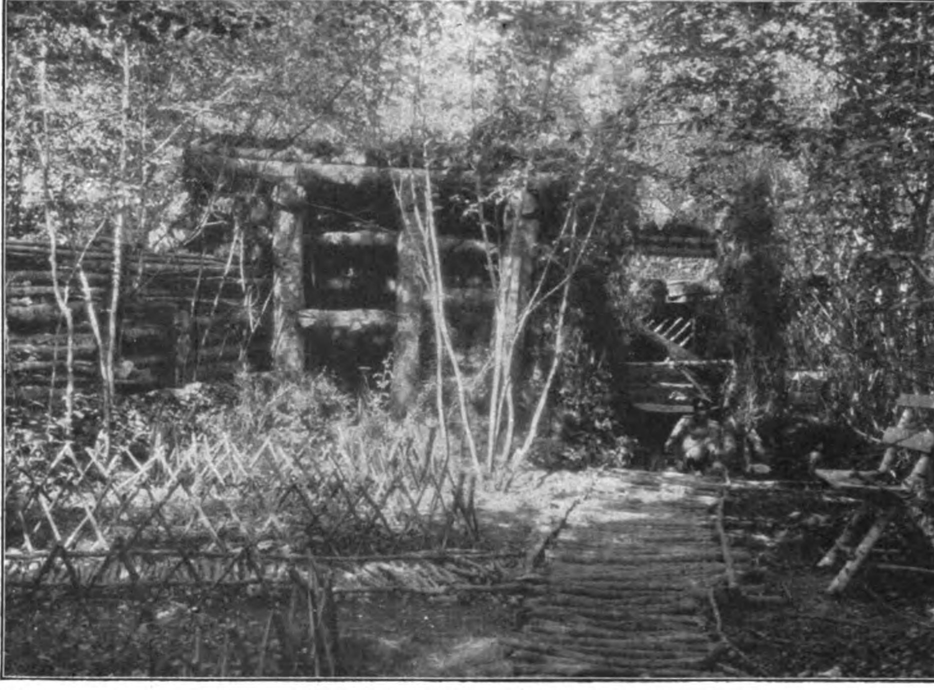
„Raumkunst“ im Unterstand.



Unterstand aus der ersten Zeit des Stellungskrieges.

notwendig. Man mußte der vorstürmenden Infanterie auf den Fersen folgen, und das Einbuddeln konnte von neuem beginnen. Bis das große Halt den Beginn der Stellungskämpfe ankündigte und der Ernst des Krieges den meisten erst zum Bewußtsein kam.

Schon die Erfahrungen der ersten Wochen lehrten uns die Notwendigkeit guter Deckungen und Unterstände. Wir führen den Krieg im feindlichen Festungsbereich, gegen ausgebaute und trefflich vorbereitete Stellungen. Bei der nie geahnten Ausdehnung der Schlachtfronten mußten Verluste möglichst verringert werden. Der Gegner kannte sein Gelände bis in alle Einzelheiten. Jeden Anmarschweg, jede Waldschneise beherrschte er, bevor es uns gelang, ihm unseren Willen auch in seinem Gelände aufzuzwingen. Und wenn unsere Verluste im Vergleich zum Munitionsverbrauch unserer Gegner seit Beginn der Stellungskämpfe so gering waren, so verdanken wir das nicht zuletzt den vorzüglichen Feldbefestigungen und Deckungen gegen feindliches Artillerie- und Minenfeuer, die, anfänglich etwas dürftig, im Laufe der Zeit einen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, der kaum mehr zu überbieten ist.



Unterstand aus starken Baumstämmen.

Die Technik des Unterstandes ist in diesem Krieg ganz von selbst eine kleine Sonderwissenschaft geworden. Seine Widerstandsfähigkeit mußte sich der Stärke der Geschützkaliber anpassen, mit denen man zu rechnen hatte, die Bauart dem Gelände. Der Kampf gegen Grundwasser und Feuchtigkeit von oben durfte nicht unterschätzt werden, weil die Gesundheit ein wichtiger Faktor im Leben der Soldaten ist. Der Übergang von der einfachen Erdnische in der Schützengrabenwand zum notdürftigen Unterstand vollzog sich im Spätherbst 1914, als die Vorboten des ersten Kriegswinters sich besonders in feuchtkalten Nächten fühlbar machten. Man hob ein 2—3 Meter tiefes Loch von etwa vier Quadratmeter Fläche aus und warf zunächst die ausgehobene Erde ringsum als Schutzwall auf. Hatte man nun mittelst einer Sappe einen Zugang vom Schützengraben zu dem Erdloch geschaffen, dann war der Unterstand im Rohbau fertig bis auf das Dach, das als Hauptdeckung besondere Schwierigkeiten machte. Man braucht hierzu Baumstämme, mindestens ein Dutzend, und möglichst gleichmäßig gewachsen. Von weither konnte man sie nicht bis in die Schützenlinie tragen. Man nahm das Erreichbare, das Nächstliegende, und dabei zeigte sich, daß der Gegner sehr empfindlich war, wenn man seine Holzbestände angriff. Aber es ging, selbst unter Mitwirkung feindlicher Granaten. Die erste Schicht wurde auf dem natürlichen Gesims aufgelegt, das der Erdboden bildet. Darauf eine Lage Erde und Steingeröll, wiederum in umgekehrter Richtung eine zweite Lage Baumstämme und darauf Steine, Erde und Sandsäcke, so viel der Schützengraben hergibt. Mit einigen Lagen Dachpappe war das Haus fertig. Solche Unterschlupfe boten natürlich nur Sicherheit gegen Gewehrfeuer, Hand- und Gewehrgranaten, gegen kleinere Minen, deren Wirkung bekanntlich mehr nach der Breite als nach der Tiefe geht, gegen leichte Gebirgsgeschütze, sogenannte Mauleselbatterien, und unter Umständen noch gegen Volltreffer leichter Feldkanonen, wenn der steinerne Schutzwall dem Flachbahngeschoß genügenden Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Als jedoch die Flügelminen an der Front eingeführt wurden, da war es mit der Herrlichkeit dieser Unterstände vorbei. Zunächst waren unsere Feldgrauen noch recht vertrauensselig, wer aber, wie wir, Nächte hindurch im Unterstand Sandsäcke füllte, um die Löcher wieder auszugleichen, die diese schwarzen Riesenflaschen in die Deckungen rissen, der entschloß sich bald zum Um- und Ausbau seines Unterstandes. Dieser Umbau war deshalb nicht ganz einfach, weil im Schützengraben das Bürgerliche Gesetzbuch ungültig ist, nach dem man eine Wohnung sofort verlassen kann, wenn der Hausherr durchgreifende Veränderungen vornehmen will. Man ist auch nicht Alleinbesitzer seines Unterstandes, denn nach je drei Tagen kommt die Ablösung und wünscht ihre Lagerstätte ebenso anzutreffen, wie sie diese verlassen hat. Nur höhere Gewalt wird zur Not als Entschuldigung angenommen. Zwei Wege gibt es nun, um ein solches Haus bombensicher zu machen, ohne die Wohnstätte verlassen zu

Unterstand mit starker Decke aus Baumstämmen und Sandsäcken.

müssen: entweder gräbt man vom Boden aus nach unten seitwärts einen Stollen in den Boden, in den man sich hineinlegt, bis die Schießerei zu Ende ist, oder man legt seinen Unterstand um 2–3 Meter tiefer und fügt von innen her eine zweite starke Decke ein, die natürlich mit starken Balken versteift sein muß. Der erstgenannte Weg ist der einfachere; aber der „Angst-Stollen", wie er bald allgemein genannt wurde, hat den Nachteil, daß man, wenn der Unterstand verschüttet wird, meist nicht mehr lebend herauskommt.

Größere Schwierigkeiten bot anfänglich, bevor der Eisenbeton zur Einführung gelangte, das Bauen starker Decken für Artillerie. Sie wird vor allem von der feindlichen schweren Artillerie bekämpft, und gegen die Wirkung der Belagerungsgeschütze über 22 Zentimeter Kaliber hilft auch die beste Deckung aus Holz und Steinpackungen wenig. Immerhin wurde schon bei Zeiten alles darangesetzt, gegen leichte Kaliber sicher zu sein und die Wirkung der etwa in nächster Nähe einschlagenden großen Geschosse abzuschwächen. Allmählich hat sich denn auch hier eine bestimmte Bauart herausgebildet, die als mustergültig angesehen werden darf: es wird ein großes viereckiges Loch von drei Meter Tiefe aus der Erde ausgehoben. Die unterste Lage Baumstämme muß auf dem gewachsenen Boden mindestens 1½ Meter breit aufliegen, so daß sie einen starken Druck aushalten kann. Die einzelnen Stämme werden unter sich durch eiserne Bauklammern, die in jedem Pionierpark zu haben sind, fest verbunden. Nach einer Lage festgestampfter Erde eine Lage Wellblech, dann wieder eine Lage Steine und eine zweite Lage durch Eisenklammern festgefügter Baumstämme. Über dieses an sich schon recht widerstandsfähige Dach wird nun ein zweites, ebenso starkes gebaut. Derartig gebaute Unterstände haben schon dem stärksten Trommelfeuer Trotz geboten. — Der Kampf gegen Grund- und Regenwasser hat auch manchmal Kopfzerbrechen gemacht. Gegen Grundwasser schützt man sich durch Einsetzen eines Holzrostes als Fußboden. An der tiefsten Stelle wird ein kleiner Schacht ausgestochen, in dem sich das Wasser sammelt und von Zeit zu Zeit ausgeschöpft wird. Die Dachpappe, die das Wasser von oben her abhalten soll, hat sich nicht recht bewährt. Sie reißt sehr leicht, und irgendwo in der Decke „sackt" sich dann das Wasser. Diese Tropfen gilt es zu sammeln, und man erreicht dies am besten dadurch, daß man ein Bretterdach, das mit Dachpappe überzogen ist, an der Decke schief aufhängt. Am tiefsten Punkt befestigt man eine Konservenbüchse, die alles Wasser aufzunehmen hat, regelmäßig geleert werden muß und dann ein manchmal recht willkommenes Waschwasser liefert.



Betonierter Unterstand.

Die Einführung des Eisenbetons an der Front hat keine wesentlichen Änderungen in der Bauart der Unterstände mit sich gebracht. Luft- und Lichtschächte sind mit Zement leichter herzustellen als mit Holz, die Widerstandsfähigkeit ist selbstverständlich viel größer, die Instandhaltung bequemer, aber die Bauweisen sind die gleichen. — Die Innenausstattung der Unterstände richtet sich einzig und allein nach Fleiß, Tüchtigkeit und Geschmack der Bewohner. Das Verschalen der Wände und des Fußbodens mit Brettern schafft Behaglichkeit und Wärme. Wer die Bretter sich nicht beschaffen kann, wählt als Wandverkleidung schlank gewachsene braune Stecken, die durch Flechtwerk zusammengehalten werden, eine Art Bambusrohrverkleidung, die prächtig wirkt. — Ein klein bißchen gemütlich darf die Höhle schon sein, in der man Jahre zubringt, die zur Ewigkeit werden.

Liebe. Gedichtet im Unterstand von F. M. Rintelen.

Wo ich gehe oder stehe,
Fühl' ich, daß du mich begleitest.
Alles Schöne, das ich sehe,
Ist ein wundervoll gewebter,
Bunter, bilderreich belebter
Teppich, über den du schreitest.

Kriegserlebnisse und Kriegserfahrungen in West und Ost.

Von Hauptmann F. Lange †. (Schluß.)

Ganz unvorhergesehen wurde ich gegen Weihnachten aus dem Westen fortgenommen und nach einer Zeit der Friedensausbildung neu organisierter Truppen Anfang Februar in jene kriegerische Operation hineinversetzt, welche uns immer als etwas ganz besonders schwer zu Ertragendes geschildert worden war. Ein Winterfeldzug in Rußland. Und ich will es gleich vorweg sagen: es ist die angenehmste Enttäuschung meines Lebens gewesen, dieser Winterfeldzug in Rußland. Zwar war es kein Spaß. Er war nicht ohne Opfer, aber er war hundertmal leichter als der Stellungskrieg in Frankreich.

In Frankreich habe ich in der Zeit vom 22. August bis zum 20. Dezember kein Bett gesehen und nur wenige Nächte ein Hausdach über dem Kopf gehabt. Monatelang saßen wir in der Erde in einer Hütte, ähnlich der, an der wir als Knaben beim Indianerspielen unsere Freude hatten. In Rußland habe ich etwa vier oder fünf Wochen lang kein Hausdach über mir gehabt, aber ich besaß meinen Schlafsack, den ich oft habe auf einer Bettstelle ausbreiten können. Doch das sind rein materielle und selbstsüchtige Vorteile. Im Gefecht besaß man von vornherein das Bewußtsein der Überlegenheit. Immer fochten wir zwar zum wenigsten 1 gegen 4, aber es war immer Arbeit, deren Erfolg wir sahen. Als wir an einem Abend des frühen Februar bei Eydtkuhnen die Grenze überschritten, standen an der Straße 6000 soeben gefangengenommene Russen: das nahm ich als ein gutes Omen, und es hat sein Versprechen gehalten.

Als ich verwundet aus Rußland herausfuhr, überholte mein Wagen vor Tauroggen einen Zug von 2000 gefangenen Russen, und dicht an der Grenze bei Laugszargen saßen hinter einem Stacheldrahtzaun weitere 1000. Im Augenblick meiner Verwundung sah ich das Land mit fliehenden Russen bedeckt und nahm selbst mit etwa 400 Mann über 1000 gefangen. Man hatte etwas für seine Arbeit. Die russische Artillerie war nur schwach an Zahl im Vergleich zu der französischen, und wir alle sagten und hörten immer wieder nur

den Ausdruck der Freude darüber, daß wir nicht in Frankreich verwendet worden waren.

Außerdem macht das Sitzen in den Schützengräben sich insofern unangenehm geltend, als es die Nerven angreift und das Gemüt bedrückt. Man kann aus den Briefen eines Soldaten, den man gar nicht kennt und dessen Zeilen nichts darüber enthalten, entnehmen, ob er sich im offenen Kriege befindet oder in Schützengräben sitzen muß.

Und dennoch möchte ich gerade jetzt ein Bild aus den Schützengräben zeichnen, um die russische Fechtweise der Jetztzeit besonders klar darzustellen und einen Vergleich mit den eben gehörten Verhältnissen in Frankreich zu ermöglichen.

Wir hatten die Masurenschlacht und die ihr folgenden Operationen und Gefechte östlich der Linie Kowno-Grodno mit Erfolg beendet, wurden am 17. März in Suwalki verladen und mit der Eisenbahn über Margrabowa nach Puppen, nördlich Myszyniec, befördert. Dort wurden wir bei sinkendem Abend mit Autos an die Grenze geworfen, und, nachdem wir die Nacht über in Myszyniec gelegen hatten, am anderen Tage südwestlich des Dorfes Bandyske in einer verstärkten Stellung eingesetzt. Wir lösten ein Regiment ab im Tale des Flusses Omulew und hatten, zumal bei meinem Bataillon, eine sehr günstige Stellung. In recht gut angelegten Schützengräben lagen wir auf einem Zuge von Sanddünen, die sich dort überall in den flachen, weiten Flußtälern erheben wie Inseln in ausgetrockneten Seen. Unsere Dünen bildeten gleichzeitig den Südrand eines schmalen, aber ziemlich tiefen Waldstreifens. Sie waren mit hohen und alten, durch früheres Artilleriefeuer sehr zerfetzten Kiefern bestanden. Viele Gräber und Haufen von Kriegsgerät zeugten von hier stattgehabten Gefechten.

Alles war noch von Schnee bedeckt, und die Sümpfe, vor allem der Große Karaskasumpf in der linken Flanke der Stellung meines Regiments, sowie die Teiche und Seen vor und hinter der Front waren gefroren und völlig gangbar.

Indessen trat sehr rasch nach unserer Ankunft Tauwetter ein und machte unsere Stellung täglich stärker. Der schwächste Teil der Stellung war der linke Flügel, wo die Karaskasümpfe unseren Flügel mehrere Kilometer weit von dem der nächsten Nachbarabteilung trennten. Hier schob sich der gegenüberliegende Wald auf wenige hundert Meter an uns heran, und aus dem Walde trat noch ein Dünenzug so dicht an unsere Stellung heran, daß sich ein Gegner dieser bis auf 100 Meter nähern konnte, ehe er entdeckt wurde. Vor der Front meines Bataillons lag es viel günstiger. Hier bog der vom Feinde besetzte Waldrand scharf nach Süden zurück, und die hier vorspringende Dünenzunge konnte auf ihre ganze Länge übersehen und bestrichen werden. Der Feind hatte auf dieser Zunge eine vorgeschobene Stellung zwischen den Resten von abgebrannten Häusern und Gehöften. Eine hohe, einsame Kiefer bezeichnete die Spitze der Düne, die links von einem breiten Sumpf- und Teichstreifen begleitet war. Der Feind saß uns gegenüber im Walde und auf den bezeichneten Dünenstreifen, man schoß auf die Wasserholer und was sich sonst zeigte, es gab auch hier und da aus sehr weiter Entfernung Artilleriefeuer, welches immer genau dieselbe, natürlich leere Stelle traf, aber sonst geschah wenig. Ich hatte den rechten Flügel auf diesem wahrhaft idealen Dünenzuge, meine Feldküche konnte bei Tage bis unmittelbar hinter meine Stellung fahren, und vor der Front lag vollkommen ebenes, freies Land bis an das ziemlich breite und, wie mir schien, starke Hindernis. Ich mußte die ganze Kompagnie einsetzen, und zwar mit zwei Zügen in der Front, während der dritte Zug die große Lücke schloß zwischen meinem und dem Nachbar-Bataillon, das mit seiner linken Flügelkompagnie 400 Meter seitwärtsrückwärts auf einer ähnlichen Sanddüne verschanzt lag.

Die Lücke war nur durch ein Drahthindernis geschlossen, vor dem ein Haus als Fanal vorbereitet und besetzt war. Die Russen waren hier vor etwa zehn Tagen eingebrochen, aber abgeschlagen worden, allerdings unter sehr schweren Verlusten.

Ich selbst lag als der älteste vorn befindliche Offizier in einem recht hübschen und starken Unterstand etwa 200 Meter hinter der Mitte der Stellung in einer kleinen, aber tiefen Waldschlucht zusammen mit dem Führer der unmittelbar vor dem Unterstand liegenden Kompagnie.

Jede Nacht ging ich mehrmals selbst die Posten revidieren, und bei Tage war im allgemeinen Ruhe, wie ein feindlicher Angriff ja hier ganz unmöglich war, solange man Büchsenlicht hatte. Die Leute befanden sich sehr wohl in diesen Stellungen, wo immer einige zusammen nette und bequeme Unterstände hatten; nur war bei ihrer sehr geringen Zahl stets die Hälfte auf Posten erforderlich.

Der Abend des 22. März war ruhig verlaufen, und wir saßen abends ganz vergnügt in meinem Unterstand bei einer eingetroffenen Postsendung von allerlei Leckerbissen. Dies war uns immer besonders angenehm, weil wir zwar wohl immer satt gemacht wurden aus der Feldküche, aber immerzu Rindfleisch von russischen Rindern macht Kiefer und Magen müde, und so waren uns Delikatessen vor allem etwas pikanter Art hochwillkommen.

Ich ging ziemlich früh in meinen Schlafsack, weil mir nicht ganz wohl war, und wollte die Posten erst gegen Morgen nachsehen, da ich meinen vortrefflichen Offizierstellvertreter vorn wußte.

Plötzlich weckte man mich. Draußen fielen Schüsse, aber es war noch stockdunkel. Rasch waren wir auf und gefechtsbereit, mit kurzem Gruß lief jeder zu seiner Kompagnie. Als ich, so schnell ich konnte, in meine Stellung eilte, hörte ich von links herüber sehr heftiges Schießen, die Geschosse pfiffen mir hageldicht um die Ohren, und dazwischen klang der russische Hurraschrei. Seltsamerweise rufen sie „Hurri!“ In den schweren Stiefeln und dem dicken Mantel kam ich außer Atem in meiner Stellung an und fand zwar die Posten wachend, aber die Kompagnie nicht so alarmbereit, wie ich es gewünscht hätte. Der Soldat wird unglaublich schnell sorglos. Mir ist es passiert, daß mir ein Mann in hoher Gefahr sagte, als ich ihm zuschrie, er solle seinen Platz in der Feuerlinie einnehmen und dazu den Unterstand, in dem er lag, verlassen: „Ich bin schonungskrank, Herr Hauptmann!“ Die Russen hätten wenig danach gefragt.

Während das Feuer immer heftiger, das Geschrei immer wilder wurde, brachte ich die Kompagnie auf die Beine. Jeder stand auf seinem Posten, und mein braver Offizierstellvertreter schoß eine Leuchtkugel ab, die mir das Gelände vor meiner Stellung ungefährdet zeigte. Ich blieb neben dem eingebauten Maschinengewehr stehen und lauschte auf das Feuergefecht weiter links, wo auch Feldartillerie mit eingriff; immer heftiger kamen verlorene Kugeln von dort herüber. Dann auf einmal brach unmittelbar vor mir ein wütendes Gebrüll von russischen Sturmkolonnen los, welche in der Finsternis mein Drahthindernis erreicht hatten. Auf dem halbweggetauten Schnee hoben sich dichte, dunkle Kolonnen ab, die einen Augenblick am Hindernis stutzten. „Schießt, Kinder, schießt!“ Das war alles, was man kommandieren konnte. Ich selbst sprang an das Maschinengewehr, das ich in einem früheren Gefecht handhaben gelernt hatte, und wollte in die dichten Haufen hineinfegen. Der Platz war gut gewählt, nicht ein Mann wäre davongekommen, wenn die Waffe funktioniert hätte! Trotz verzweifelten Arbeitens der Bedienung, trotz meines Scheltens und Drohens: der Wind hatte den Dünensand in die diffizilen Schloßteile geweht, es ging nicht ein Schuß los! Und ähnlich ging es mit den Gewehren der Mannschaft! Meinem Nebenmann versagte das seine, ich gab ihm meines!

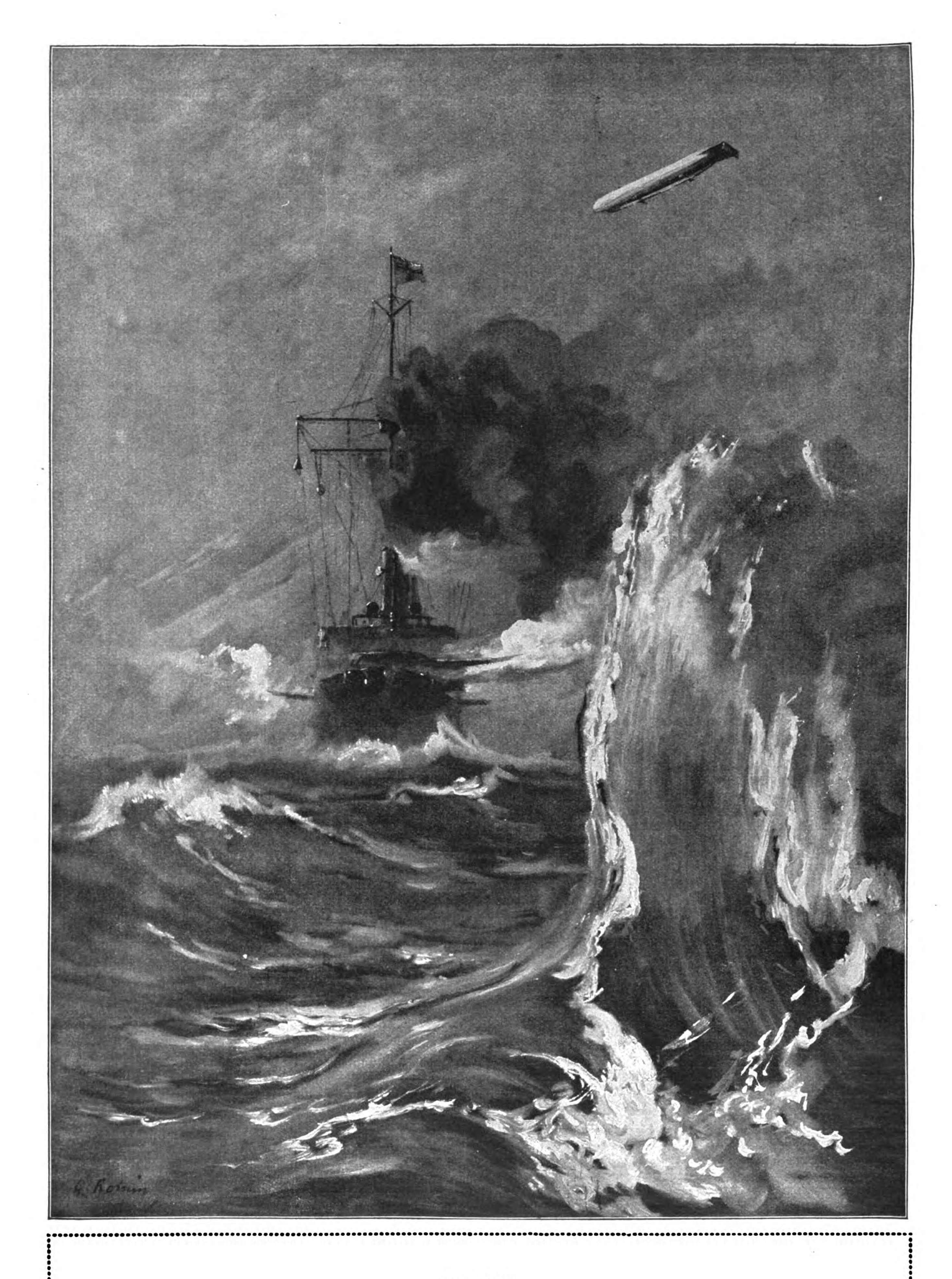
Und brüllend, Handgranaten werfend und ihre Bajonette schwingend, stürzten die Russen über unsere Hindernisse hinweg wie über eine Buchsbaumhecke und erstiegen unsere Böschung. Wir kamen durch den Laufgraben zurück; es war der schlimmste Moment meines ganzen militärischen und kriegerischen Lebens.

Umsaust von russischen Geschossen, verfolgt von ihrem Siegesgeschrei, ging es in großer Eile über den Sturzacker, so daß ich jeden Augenblick dachte, nun geht es nicht weiter. Ich erreichte endlich die zweite Stellung, als es bereits heller wurde, und sah hier, daß die Russen mir nicht unmittelbar gefolgt waren. Aber was aus den Hauptteilen meiner Kompagnie weiter rechts geworden war, wußte ich nicht, denn bei mir waren höchstens zehn Mann.

Ich traf einen Offizier der Kompagnie, die ganz auf dem linken Flügel gelegen hatte und, wie er mir sagte, über den Karaskasumpf umfaßt und beinahe aufgerieben war. Ihm befahl ich, mit allen Leuten seiner und meiner Kompagnie, die hier zur Hand waren, die Stellung unter allen Umständen zu halten, während ich selbst zur Nachbarkompagnie weiter rechts lief, um mit dieser einen Stoß in die Flanke des nachfolgenden Feindes zu machen und damit das Schicksal des Tages wieder zu wenden.

Da, wo ich eben gestanden hatte, schlug in dem Augenblick, als ich forteilte, die erste schwere russische Granate ein. Schwerfällig kam sie angebraust, aber ihre Wirkung war entsetzlich. Schmetternd schlug sie ein, der nervenerschütternde Krach, eine zwanzig Meter hohe Staub- und Eisenfontäne im Halbdunkel des Morgens, weiter sah und hörte ich nichts.

Vorderhand konnte ich daran nicht denken. Ich eilte davon und entdeckte, in der Verschanzung angekommen, daß die Russen nicht gefolgt waren, sondern sich in unseren Gräben festgesetzt hatten und sich neu eingruben. So war es nichts mit dem Gegenstoß. Im Walde und anscheinend in anderen Stellen unserer alten Gräben wurde noch gefochten, und ich versuchte vergeblich Verbindung aufzunehmen mit meinem Bataillonskommandeur und Freunde Horn aus Gnoien in Mecklenburg, einem Offizier, wie wir der Armee viele wünschen wollen.



Seegefecht.
Gemälde von Gustav Romin.

Ich wäre bei dem Versuch, über das deckungslose Gelände hinter meiner neuen Stellung, wohin ich auch die anderen Teile meiner Kompagnie gezogen hatte, in den Wald zu kommen, in der inzwischen eingetretenen Tageshelle, mehrmals um ein Haar erschossen worden und mußte es zunächst aufgeben, da auch Artilleriefeuer über der Gegend lag. So lagen wir in den Gräben beim Lerchentriller des ersten Frühlings und lauschten dem Artilleriekampf, der über uns hinweg zischte und heulte. Unsere Schrapnells saßen gut über unseren Gräben.

Endlich kam Nachricht von Horn. Er hatte mit vier Mann, seinen Gefechtsordonnanzen, allein den hohen Hügel, hinter dem mein Unterstand gelegen hatte, gehalten und sich hier um so schneller eingraben können, als erhebliche Teile der Front nicht angegriffen und deshalb auch nicht durchbrochen waren. Auch bei mir wäre es anders gekommen, wenn nicht unsere Waffen uns den Streich gespielt hätten und wenn ich mich nicht an der Stelle befunden hätte, wo gerade der Einbruch erfolgte: dadurch wurde der Führer zu einem bloßen Gewehrträger und es konnte eine Leitung nicht mehr stattfinden.

Mein Offizierstellvertreter hatte zum Glück eine Waffe, die in Ordnung war. Er hatte sich vor den Graben gelegt, durch den er als letzter mit uns entkommen war. Die weiter rechts stehenden Teile seiner Kompagnie waren auf ähnliche Weise zurückgekommen und zogen sich zu mir in die Verschanzung der Nachbarkompagnie.

Nun beschloß ich anzugreifen, sobald sich Gelegenheit dazu bot. Ich wußte, daß Major Horn mein Vorbrechen mit Feuer unterstützen würde, und sah auch, daß sein Feuer bisher schon erheblichen Erfolg gehabt hatte. Es lagen zahlreiche Russen diesseits unserer Stellung, und alle Augenblicke schlug wieder einer hin.

Gegen Mittag war's, als ich mit zwei Zügen der meinen und zweien der Nachbarkompagnie zum Sturm antrat. Es war doch ein kritischer Augenblick, als wir Offiziere die Verschanzung verließen, denn die ganze Sturmkompagnie mußte um die Ecke des Drahthindernisses auf dem Eise des Sees herum laufen und sich dabei zusammendrängen. Aber es gelang.

Und noch etwas viel Seltsameres geschah. Die Russen schossen nicht! Sie wehten mit Tüchern und streckten die Hände in die Höhe. Sie ergaben sich. Wir nahmen etwa 600 Mann gefangen, darunter einige Offiziere. Sie warfen ihre Waffen weg, entledigten sich all ihres Gepäcks, so schnell sie konnten, und traten schon ohne Befehl zusammen, um abtransportiert zu werden. Weit weniger entgegenkommend benahm sich ein Offizier von ausgesprochen unsympathischem Äußeren, der sich weigerte, seinerseits dazu beizutragen, die Gefangenen zu rangieren. Nun ließ ich ihn in Reih und Glied stellen zusammen mit den gefangenen Mannschaften. Hätte ich gewußt, daß er meine Gefechtsordonnanz, die in seine Hände gefallen war, halbtot geprügelt hatte, weil er das Maschinengewehr, das wir hatten liegen lassen müssen, nicht gegen uns anwenden konnte, da er es erstens nicht verstand und weil die treulose Maschine ihn ebenso im Stiche gelassen haben würde, wie uns, ich hätte ihn unzweifelhaft und mit Recht erschießen lassen. Jetzt aber bin ich recht froh, das nicht gewußt zu haben.

Wir besetzten unsere Gräben wieder und säuberten sie, so gut es ging. Alle unsere Unterstände waren durchwühlt und ausgeplündert, überall lagen tote und verwundete Russen und leider auch Deutsche. Der eine angegriffene Teil meiner schwachen Kompagnie hatte 20 Mann tot und verwundet verloren.

Vor unserer Stellung sah es furchtbar aus, die ganze Gegend bis zum Walde war bestreut und vor unseren Gräben besät mit toten und verwundeten Russen. Die, die nahe bei uns lagen, winkten und riefen, und sofort waren auch meine braven Kerle dabei, sie zu holen. Ich sehe noch einen winzig kleinen Tambour einen riesigen Russen Huckepack schleppen. Aber es wurde übel gelohnt. Weiter links war das Gefecht immer noch heftig im Gange, und sofort eröffneten russische Schützen aus dem Waldrande ein lebhaftes Feuer auf die Hilfreichen: drei Mann wurden verwundet. Da gaben wir es auf.

Im Graben gab es auch noch genug zu tun mit Verbinden und Abtransport von Verwundeten beider Parteien und mit dem Sammeln der russischen Gewehre und Ausrüstungsstücke.

Wir standen dann den ganzen Tag in unseren Gräben, machten Maschinengewehre und Gewehre wieder schußbereit und hielten sie von da ab dauernd eingewickelt. Die Maschinengewehre schossen alle paar Stunden einige Schüsse, um ihre Brauchbarkeit zu beweisen. Weiter links dauerte es den ganzen Tag, bis die letzten russischen Angriffe abgeschlagen waren. Man hörte das Schreien der Verwundeten die ganze Nacht hindurch.

Erst am nächsten Morgen konnte man sich ein klares Bild machen von dem, was geschehen war. Die Russen waren in völliger Dunkelheit in zwei Sturmkolonnen vorgegangen. Die eine hatte den linken Flügel der meinen und den rechten Flügel der Nachbarkompagnie getroffen. Der Führer dieser Kompagnie war durch den Kopf geschossen worden und war sofort tot. Aber der größte Teil der Kompagnie hatte gehalten, und nun hatte sich in den Gräben ein Handgranatenkampf abgespielt, der furchtbar gewesen war. Es lagen neunzehn tote, halbverbrannte Russen und siebzehn ebenso zugerichtete Deutsche dort in dem Dünensand, der sie bereits halb verweht hatte, so daß nur hier und da ein bleiches, blutiges Antlitz zum Himmel starrte. Manche wurden gar nicht mehr verlegt, sondern es wurde nur etwas mehr Sand daraufgeworfen, und das Grab war zu. Diese, meine Nachbarkompagnie, hatte erheblich mehr Verluste als die meinige.

Viel schwerer aber war es unserem linken Flügel ergangen. Da waren die Russen im Dunkel der Nacht mit der anderen Sturmkolonne über den Karaskasumpf herangekommen und beinahe von hinten her eingebrochen. Zwei Kompagnien von uns waren nahezu aufgerieben worden, zwei Kompagniechefs waren tot, einer verwundet; bei meinem Bataillon war ein Kompagnieführer gefallen, einer durch das linke Auge geschossen und zunächst vollkommen blind. Ein Auge ist ihm erhalten geblieben.

Die Russen waren vollkommen auch in unserem Rücken gewesen. In meinem Unterstand hatte unser Doktor seinen Verbandplatz eingerichtet gehabt. Auf einmal schossen die Russen von draußen herein. Der junge Arzt sprang heraus und zeigte seine Neutralitätsbinde. Da drangen acht Kerle hinein, durchstöberten alles und nahmen mit, was ihnen gut schien, unter anderem meinen schönen roten Käse, den der Doktor aber vor ihren Augen kosten mußte, um zu beweisen, daß er nicht vergiftet war.

Dann waren sie mit dem Doktor in den Wald gezogen und hatten ihn immer nach der Seite getrieben, von wo das russische Feuer herüberschallte. Auf einmal aber kam ihnen eine deutsche Schützenlinie über einen Hügel entgegen. Sofort warfen die Russen ihre Gewehre fort, fielen dem Arzt zu Füßen, küßten ihm Rock und Mantel unter dem Geschrei „Parduhn, Panie, Parduhn", und der Doktor meldete sich stolz mit acht Gefangenen bei Major Horn aus der Gefangenschaft zurück; im ganzen hatten wir achtzehnhundert Gefangene gemacht. Sie jubelten und tanzten, warfen die Pelzmützen in die Höhe und waren außer sich vor Freude, daß sie nun aus aller Not waren. An einzelnen Stellen waren sie in die Gräben gesprungen und hatten sofort die Hände hochgestreckt und sich ergeben. Sie hatten entsetzliche Furcht vor ihren Offizieren und den Maschinengewehren, mit denen diese von hinten ihrem Tatendrang Nachschub leisteten.

Das Gefechtsfeld vor unseren Hindernissen hatte sich am nächsten Morgen wesentlich geleert. Alle Russen, die sich nur totgestellt hatten, oder die Verwundeten, die sich noch schleppen konnten, sowie eine große Anzahl von Leichen waren entfernt worden, aber es blieben noch genug. Auf unseren Böschungen, unter den Drähten und im Vorgelände lagen noch über dreihundert Leichen und einige Verwundete, die in dieser und den nächsten Nächten geholt wurden. Was möglich, begruben wir.

Etwa hundert Leichen aber lagen zwölf Tage in der Sonne, bis die Russen am zweiten Osterfeiertage einen Waffenstillstand erbaten und wir die toten Russen in Haufen begraben konnten.

Nach sicheren Angaben von gefangenen Offizieren hatten die Russen mit etwa fünftausend Mann angegriffen. Davon waren sechshundert tot, ebensoviele verwundet, achtzehnhundert gefangen.

Wir sammelten gegen dreitausend Gewehre, und man kann wohl sagen, daß der Angriff unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen war. Wir hatten etwa tausend Mann im Gefecht gehabt.

Von da ab waren wir wachsamer. Jede Nacht habe ich vom 23. März bis 5. April auf Posten gestanden, und meist waren es nur eine bis anderthalb Stunden, in denen ich die Wache meinem guten Zugführer überlassen konnte und mußte. Vor unserer Front lagen einige Gehöfte, die wurden nun sparsam abgebrannt. Immer ein Haus nach dem anderen ging in Flammen auf, sobald der Mond unterging, und das Feuer leuchtete dann die paar Stunden bis Tagesanbruch.

Wir hatten von da ab im allgemeinen nachts Ruhe, aber nur insofern, als kein Infanterieangriff uns unmittelbar traf. Rechts und links gab es immer und immer Anstürme, und Artilleriefeuer bekamen wir nahezu täg- und nächtlich.

So waren wir ganz froh, als wir hier fortgenommen wurden und die deutsche Grenze überschritten, um anderswo verwendet zu werden.

Wir machten den Vorstoß nach Schaulen mit, und mein

Bataillon kam so weit vor gegen Mitau, daß wir schon damit rechneten, Riga zu nehmen. Wir hatten den Auftrag, möglichst starke Kräfte auf uns zu ziehen und dadurch an der Teilnahme an den wenig später beginnenden Operationen in Galizien zu verhindern. Das gelang uns so gut, daß wir sehr bald erheblich stärkere russische Massen uns gegenüber hatten und daß wir bis zum Eintreffen unserer Verstärkungen in keiner schönen Lage waren.

Wir mußten Schaulen räumen, und die Versuche es wiederzunehmen glückten nicht, weil die Stadt inmitten von Sümpfen, sumpfigen Wäldern und Höhenzügen liegt, die wir selbst auf das beste zur Verteidigung eingerichtet hatten und die wir, mangels der Möglichkeit zu umgehen, nicht wieder nehmen konnten.

Da aber die deutsche Linie bis an die Dubissa vorgeschoben werden sollte, einen kleinen Fluß, der in tief eingeschnittenem Tal von Norden her in die Memel fällt und durch den Windawskikanal mit der Windau verbunden ist, so mußten die Russen, die wiederum auch hier, von Kowno her, starke Kräfte eingesetzt hatten, überall auf das Ostufer des Flüßchens geworfen werden. Das war im südlichsten Teil des Flüßchens noch nicht geschehen, und so mußten unsere schwachen Truppen, welche hier standen, dadurch entlastet werden, daß die fest eingegrabene russische Front durchbrochen wurde. Dazu wurde auch mein Regiment bestimmt und wir gingen am Abend des 26. Mai hier in mein letztes Gefecht, denn ich wurde hier verwundet.

Auch dieses Gefecht ist typisch.

Der Russe ist in der Verteidigung unsagbar zähe, sobald seine Flanken und sein Rücken gesichert sind. „Man muß sie dann erst umstoßen, wenn man sie totgeschossen hat," meinten unsere Leute mit denselben Worten, die Friedrich der Große nach der Schlacht bei Zorndorf über denselben Gegner sprach.

Die Russen haben immer mehrere Linien hintereinander besetzt, und die Besatzung der vorderen Gräben wird durch die der hinteren, welche sie beim Zurückgehen mit Feuer empfängt, im Schach gehalten und an der Flucht verhindert. Die Offiziere befinden sich immer in den hinteren oder hintersten Gräben, um auch die letzten Leute zum Festhalten zu zwingen. Daher ist die Zahl der gefangenen Offiziere immer so winzig klein im Verhältnis zu der der Mannschaften.

Sieht sich der Russe umgangen oder in seiner Rückzugslinie bedroht, dann ist er sofort bereit und eifrig, eine Umgruppierung der Kräfte vorzunehmen, d. h. er reißt aus und die Offiziere gehen mit, weil ja auch sie umfaßt sind. Deshalb greift man eine russische Stellung nur dann in der Front an, wenn es, wie in Galizien, gar nicht anders geht, weil der Raum oder das Gelände für eine Umfassung fehlt.

Ich will offen gestehen, daß der Gedanke an unsere Aufgabe für den 27. Mai uns allen nicht angenehm war.

In der Nacht zu diesem Tage nahmen wir unsere Stellungen ein, indem wir Landsturm, der hier nur verteidigend gelegen hatte, ablösten. Wir bekamen schon beim Hinmarsch verlorenes Feuer von weit her, und mein braver Hornist und Schildknappe wurde durch den Leib geschossen. Dann lagen wir und warteten, bis es Tag wurde. Unsere Artillerie schoß lebhaft und gegen halb fünf Uhr brachen die beiden Kompagnien meines Bataillons, die unsere vorderste Linie bilden sollten, schneidig aus den Gräben vor, bekamen aber sofort so heftiges Feuer aus mehreren Reihen von Gräben hintereinander, welche wir erst jetzt deutlich erkennen konnten, daß an ein Vorwärtskommen nicht zu denken war; um so weniger, als ein kleines Wäldchen vor unserem linken Flügel, in dem Russen vermutet wurden, während diese ihre Stellung dahinter hatten, irrtümlich von unserer Artillerie beschossen wurde. So mußte unsere dort vorgedrungene Kompagnie unter ziemlichen Verlusten zurückgehen, und die Russen begleiteten jeden Einschlag eines unserer Artilleriegeschosse in unseren Linien mit lautem Hohn- und Jubelgeschrei.

Vor mir befand sich ein Wiesengrund, der 1000 Meter weiter gegen das Dorf Surmonty hin wieder anstieg, man sah deutlich drei Reihen von besetzten Gräben und im Dorfrand eine vierte Verteidigungslinie. Das Dorf war zum großen Teile abgebrannt, aber die blühenden Obstbäume sahen herrlich aus. Unsere Artilleriebeobachter wurden nun nach vorn zu uns in die Gräben entsandt, und von Mittag ab wurde das Feuer erheblich wirksamer. Man sah viele Russen hin- und herlaufen, und die Einschläge unserer Feldartilleriegeschosse waren von einer Wirkung, die Mitleid weckte für den Gegner, den es traf und der sich nicht mit Artillerie verteidigen konnte, weil er nur wenig hatte.

Nachmittags kam der Befehl, wir sollten gegen halb fünf Uhr nachmittags doch den Sturm durchführen. Nun kamen die Kompagnien in vorderste Linie, welche morgens in zweiter Linie hatten angreifen sollen. Meine Kompagnie bildete den rechten Flügel unseres Regiments und hatte wieder zwei Züge in erster Linie, einer folgte. Dabei nahmen wir die Teile der anderen Kompagnie mit, die seit morgens vor uns lag und nicht weiter vorgekommen war. Sie hatte sich eingegraben.

Es wurde nahezu fünf Uhr, als wir vorbrachen. Die Russen feuerten heftig, aber es ging wie immer, wenn sie die blanke Waffe sehen: der vorderste Graben war bald erreicht, die Russen warfen die Gewehre fort, hoben die Hände hoch und warfen sich uns mit lautem Pardungeschrei entgegen. Wir konnten uns nicht aufhalten. Ich hatte keine Zeit und keine Leute zum Sammeln und zum Rücktransport. Wir feuerten sie durch einige wohlgemeinte Jagdhiebe an, ihren Lauf nach hinten fortzusetzen, dort wurden sie ja doch aufgegriffen. In unaufhaltsamem Lauf wurde der zweite Graben genommen, dort ging's ebenso, dann der dritte, und wir waren im Dorfe. Etwa tausend Mann hatten sich in den wenigen Minuten, die solch ein Sturmlauf dauern kann, ergeben. Nun sammelte ich, was ich zur Hand hatte, und stieß durch das Dorf hindurch.

Rechts sah man das Land kilometerweit von fliehenden Russen bedeckt, die in rasender Eile dem langen Waldstreifen zustrebten, der sich hinter ihren Stellungen hinzog. Es war ein Bild, welches dem siegreichen Krieger wohltut. Die Russen mußten ihre von unseren Nachbartruppen angegriffene Stellung aufgeben, weil unser rascher Vorstoß sie flankierte.

Unsere Leute feuerten hinterher, was aus den Gewehren herausging, aber das Niederschießen Fliehender liegt dem Deutschen nun einmal nicht. Wir überließen es den dazu bestimmten Nachbartruppen und stießen weiter vor gegen den Wald.

Ich war der älteste Offizier hier vorn und übernahm selbstverständlich den Befehl über alles, was zur Hand war. Ich wollte den Waldrand erreichen, aber nicht in den Wald hineinstoßen, weil man nie wissen kann, was darin steckt. Waldgefechte sind sehr unangenehm, weil man den Überblick verliert über Freund und Feind, weil man sich leicht mit eigenen Truppen gegenseitig beschießt, und weil Umgehungen möglich sind. Wir eilten vorwärts und bekamen plötzlich sehr heftiges Feuer aus einem starken Schützengraben am Waldrande, wo die Russen eine sogenannte Aufnahmestellung genommen hatten. Ich befand mich etwas seitwärts dieser Stellung und wollte der Nebenkompagnie dadurch wieder vorhelfen, daß wir die Russen flankierten. Aber wir bekamen selbst Feuer aus dem Walde vor uns, und während ich sah, daß einige Russen winkten und sich ergeben wollten, schossen andere desto heftiger.

Es wird bei uns so häufig über Falschheit der Russen geklagt, die da mit Tüchern winkten, um sich scheinbar zu ergeben und dann die sich harmlos nähernden Deutschen abzuschießen. Das ist an manchen Stellen wohl auch vorgekommen; meistens aber ist es sehr leicht damit zu erklären, daß in ihrer Linie keine Übereinstimmung herrscht. Feiglinge wollen sich ergeben, Offiziere und tapfere Leute wollen es nicht. Diese schießen dann und haben ein um so leichteres Ziel, weil unsere Leute zuweilen von einer kaum verständlichen Harmlosigkeit sind.

Im übrigen sind die Russen doch ein nur wenig von Kultur beleckſtes Volk, das vollkommen von Augenblickseindrücken abhängt. Sie schießen bis auf allernächste Entfernung wie rasend, werfen dann die Waffen weg und ergeben sich. Von dem Augenblick an sind sie gutwillige freundliche Kinder, die ganz vergessen haben, was sie eben noch taten. Dazu kommt ihre Angst vor den Vorgesetzten. Eine Grabenbesatzung, die sich ergibt, rennt wie ums Leben dem Angreifer entgegen, um sich dem Feuer aus den eigenen hinteren Gräben zu entziehen. Es sieht dann aus, als machten sie einen Sturmangriff, und ihr Pardungeschrei wird oft mißverstanden.

Hier bei uns pfiffen die Kugeln hageldicht, ich hatte ganz vergessen, daß wir nicht aus Eisen sind, sah nur den Graben, den wir haben mußten, und schoß dauernd im Knien mit dem Karabiner hinüber, als mir auf einmal die Waffe aus der Hand flog und ich einen Schlag gegen die rechte Schulter bekam, der mich mehr wunderte als schmerzte. Ich rief meiner Ordonnanz zu, ich sei verwundet, meine Leute suchten sich mir zu nähern, und die Russen erkannten wohl, daß sich hier ein Offizier befände, denn sie feuerten so heftig auf unsere Gruppe, daß wir ganz eingehüllt waren in den Staub der um uns einschlagenden Geschosse. Ich versuchte zurückzukommen und bekam nun einen zweiten Schuß, der von hinten durch den linken Oberarm ging, den Brustbeutel durchschlug und den Hals verletzte: dreimal 'rein und dreimal 'raus. Dieser Schuß schmerzte erheblich mehr, es war als ob man mit großer Kraft gegen den sogenannten Musikantenknochen geschlagen wurde.

Zum Glück bekam ich in diesem Augenblick eine Furche zu fassen, in der ich liegen blieb. Dann sah ich, wie die linke Nachbarkompagnie aufsprang und angriff, und wie Russen sich ihr entgegenwarfen ohne Gewehre, um sich gefangen zu geben. So hörte das Feuer auf, und meine Leute brachten

mich zurück. Ein Wunder Gottes ist mir diese Rettung, denn die Russen schossen auf 80 bis 100 Meter auf mich.

Ich kam zurück — und befinde mich nun auf dem Sprunge, wieder herauszugehen, nachdem die Wunden geheilt und die angegriffenen Nerven wieder gekräftigt sind. Mag meine Verwendung sein, wo sie wolle, möchte sie nur zum Siege sein.

Ich will schließen. Ich habe versucht, die Fechtweise unserer Gegner im Westen und Osten zu schildern. Natürlich konnte das nie erschöpfend sein. Ich habe dreißig Schlachten und Gefechte auf beiden Kriegsschauplätzen hinter mir und fast täglich Artillerie- und Infanterieschießereien in den befestigten Stellungen gehabt: immer war es anders, und ich könnte tagelang reden, ohne das Thema auszuschöpfen und ohne meinen Lesern noch von Land und Leuten erzählt zu haben.

Daran lag mir auch weniger als daran, das Interesse für unsere Armee wach zu halten und zu beleben. Nie darf Deutschland vergessen, was es Gott und seiner Armee an Dank schuldet, dafür, daß nur ein kleiner Teil den Feind im Land gehabt hat, daß die unzählbare Übermacht unserer Feinde es nicht vermocht hat, den Krieg in unser Land hineinzutragen!!

Wer Städte und Dörfer zu Hunderten hat in Flammen aufgehen sehen, wer Greise und Kinder hat in den Flammen umkommen sehen müssen, wer die Habseligkeiten der Besitzer in den nicht verbrannten Gehöften von roher oder auch unwissender Hand zerstreut, beschmutzt, durchwühlt und vernichtet sah: den berührt eine deutsche Klage über Steigerung der Preise und über Beschränkungen ebenso seltsam, wie ihn ein Blick auf das Leben in den großen Städten staunen läßt darüber, daß es immer noch so viele Menschen geben muß, die der Zerstreuung und des lustigen Zeitvertreibes bedürfen. — —

Der Krieg ist entschieden. Keiner unserer Feinde kann uns jetzt noch besiegen, wenn nicht überirdische, ganz besondere Gewalten sich gegen uns kehren. Die Russen sind nicht nur überall geschlagen, sie haben nicht nur Galizien wieder verloren, sondern sie sehen sich im Besitze von ganz Polen auf das äußerste bedroht, ihre mehr orientalisch indolente als charakterfeste Zähigkeit hat zwar den vollkommenen Zusammenbruch der Armee bisher verhindert, aber zu angriffsweisem Vorgehen größeren Stils sind sie meines Erachtens jetzt nicht imstande.

Vergebens versuchen Franzosen, Engländer und Belgier unter Aufwendung aller ihrer starken Kräfte die Teile unseres Heeres, welche ihnen im Westen gegenüberstehen, zu durchbrechen. Ihre Siegesberichte haben sie keinen Kilometer weitergebracht. Wir können dort ruhig, wenn es sein muß, noch Jahre stehen, und wir leben aus dem fremden Lande und sie sehen das unsere nur als Gefangene.

Nach den großen Opfern an teurem Blut, die wir gebracht haben, können wir und dürfen wir einen Frieden nur dann schließen, wenn unser siegreiches Schwert die Bedingungen diktiert. Es kommt für uns alle nur auf das eine an: Durchhalten. Möchten wir daheim darin nicht weniger stark sein, als unsere Brüder draußen!

Im schönen Coblenz, von wo aus ich in nun schon so fern erscheinender Zeit ins Feld zog, ragt beim Zusammenfluß von Rhein und Mosel ein Denkmal unseres alten Kaisers empor.

Oft habe ich die in mächtigen Buchstaben eingemeißelte Inschrift gelesen, und ich ahnte nicht, wie bald ich deren Wahrheit erleben und mitbestätigen sollte. Möchte uns allen die nächst Gottes Schutz so starke Wurzel unserer nationalen Kraft auch heute klar und deutlich zeigen: „Nimmer wird das Reich zerstöret, so ihr einig seid und treu!“

Einig durch die gemeinsame Not, treu uns selbst und treu einander, treu wie unsere Armee es ist, die unser Volk darstellt. Dann werden unsere Feinde die Wahrheit des großen Friedrichs erleben: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als unser Vaterland auf den Bajonetten einer solchen Armee!“



Österreichische Fernsprechzelle im Walde vor Pinsk. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Kriegsbilder aus dem Westen. Von Hans Kaspar von Zobeltitz.

Dorf hinter der Linie.

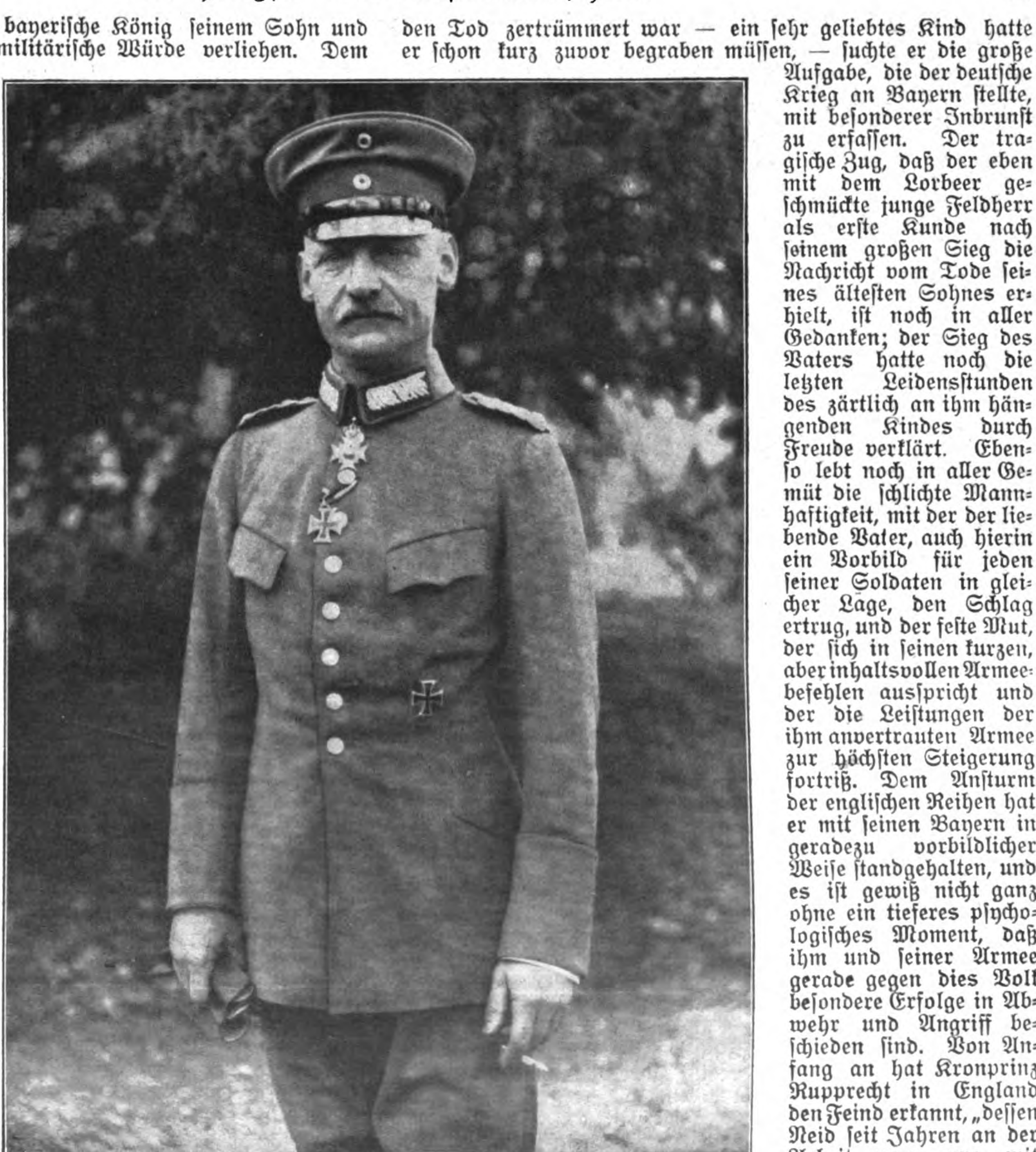
Nur zackige Trümmer, die zum Himmel ragen,
Zerschossen. Ausgebrannt. Gespenstisch leer.
Ein Stückchen Dach noch, das sie mühsam tragen.
Schindelgeklapper, fährt der Wind daher.
Dem Lebenden ist hier das Recht verwehrt.
Das Mondlicht geistert und malt eck'ge Schatten.
Ich schaure auf. Und plötzlich scheut mein Pferd.
Es huschen lautlos ein paar schwarze Ratten.

Im vorderen Graben.

Tiefe Stille. Es regt sich nichts.
An die Böschung gepreßt, hinterm Schilde versteckt,
Der Graue, zum Feinde den Kopf gestreckt,
Wachsamen Auges, ernsten Gesichts — —
Der Leutnant patscht auf dem Rondegang
Gebückt durch den tiefen, lehmigen Brei.
Der Scheinwerferstrahl huscht die Deckung entlang.
Ein Drahtverhau blitzt. — Ein Käuzchenschrei . . .

Der jüngste Generalfeldmarschall.

Vor kurzem hat der bayerische König seinem Sohn und Thronerben die höchste militärische Würde verliehen. Dem schwer geprüften und trefflich bewährten jungen Führer wendet sich, wie schon öfter bei traurigem so diesmal bei dem freudigen Anlaß, die lebhafte Teilnahme des ganzen Vaterlandes zu. Der Kronprinz hat in seinem bisherigen Leben sich als eine jener Pflichtnaturen erwiesen, wie sie im Wittelsbacher Hause neben den künstlerisch begabten immer zu finden gewesen sind und wie sie in harter Zeit den Grund zum Ruhm und zur Größe Bayerns gelegt haben. Besonders interessant ist bei dem soldatisch wie persönlich gleich bedeutenden Thronerben der Umstand, daß er ein Sproß der vereinigten Häuser Wittelsbach und Habsburg ist. Nicht immer ist diese schon mehrmals vorgekommene Verbindung heilbringend gewesen, desto glückhafter erscheint sie in einer Zeit, in der nach langen Jahren des Nebeneinanderhergehens Österreich-Ungarn und Deutschland sich endlich Schulter an Schulter zusammengefunden haben. Das Wesen des Kronprinzen ist vorwiegend ernst, und die schweren Lebenserfahrungen, die er bereits hinter sich hat, haben dazu beigetragen, seinen Charakter zu stählen. Nachdem ihm sein junges Eheglück durch den Tod zertrümmert war — ein sehr geliebtes Kind hatte er schon kurz zuvor begraben müssen, — suchte er die große Aufgabe, die der deutsche Krieg an Bayern stellte, mit besonderer Inbrunst zu erfassen. Der tragische Zug, daß der eben mit dem Lorbeer geschmückte junge Feldherr als erste Kunde nach seinem großen Sieg die Nachricht vom Tode seines ältesten Sohnes erhielt, ist noch in aller Gedanken; der Sieg des Vaters hatte noch die letzten Leidensstunden des zärtlich an ihm hängenden Kindes durch Freude verklärt. Ebenso lebt noch in aller Gemüt die schlichte Mannhaftigkeit, mit der der liebende Vater, auch hierin ein Vorbild für jeden seiner Soldaten in gleicher Lage, den Schlag ertrug, und der feste Mut, der sich in seinen kurzen, aber inhaltsvollen Armeebefehlen ausspricht und der die Leistungen der ihm anvertrauten Armee zur höchsten Steigerung fortriß. Dem Ansturm der englischen Reihen hat er mit seinen Bayern in geradezu vorbildlicher Weise standgehalten, und es ist gewiß nicht ganz ohne ein tieferes psychologisches Moment, daß ihm und seiner Armee gerade gegen dies Volk besondere Erfolge in Abwehr und Angriff beschieden sind. Von Anfang an hat Kronprinz Rupprecht in England den Feind erkannt, „dessen Neid seit Jahren an der Arbeit war, uns mit einem Ring von Feinden



Kronprinz Rupprecht von Bayern, der jüngste Generalfeldmarschall.

zu umgeben, um uns zu erdrosseln." „Soldaten der sechsten Armee," schrieb er damals, „wir haben nun das Glück, auch die Engländer vor unserer Front zu haben, die Truppen jenes Volkes, dem wir diesen blutigen, ungeheuren Krieg vor allem zu verdanken haben. Darum, wenn es jetzt gegen diesen Feind geht, übt Vergeltung gegen die feindliche Hinterlist für so viele schwere Opfer. Zeigt ihnen, daß die Deutschen nicht so leicht aus der Weltgeschichte zu streichen sind, zeigt ihnen das durch deutsche Hiebe von ganz besonderer Art." — Im Norden der bayrische Kronprinz, im Süden der preußische, der drohend die Hand nach Verdun ausstreckt, so stehen die zukünftigen Regenten Deutschlands in Front gegen einen ohnmächtig anstürmenden Feind.

Möge das Bild Zukunftsbedeutung besitzen und Deutschland unter der Führung seiner Fürsten wie heut so immer siegreich dem feindlichen Ansturm gewappnet gegenüberstehen.

Das dritte Jahr.

Zweimal sind die heißen Spätsommertage und die kühlen Abende über Stoppelfelder geschritten, zweimal haben Baum und Blatt im letzten Aufglühen den langen Abschied gefeiert, zweimal hat der erste Schnee sich über frische Gräber gebreitet, sind Fluß und See vereist und haben Weihnachtsglocken getönt, und dann klangen Passions- und Osterglocken auf, und der holde Reigen des Jahres begann von Safran und Schneeblume bis zur Johannistagrose; teure Leben sind hingegangen in der Heimat und neue geboren, seit sie auszogen, Rosen am Gewehr, und schon kommt das dritte Kriegsjahr herauf in heißer Ernteglut drinnen und draußen. Eine Welt von Feinden, Feinde ringsum, und wütender, verbissener, unversöhnlicher der Haß gegen uns, aber auch stiller, mutvoller und hoffnungsstärker als je die geschlossene Gemeinschaft, gegen die so viel Erbitterung sich wendet: Deutschland und deutsches Volk.

Es ist eine Zeit, ohne Beispiel in der Geschichte. Seit Napoleons Tagen hat sich nicht ereignet, daß so viele gegen einen sich wandten; das Große, das unausdenkbar Furchtbare ist alltäglich geworden, Taten, bei deren Erzählung allein in Friedenstagen jeder Nerv gebebt hätte, sind das Gewohnte, Unverwunderliche. Still geworden sind auch die erbärmlichen Klagen über die kleinen Einbußen täglicher Behaglichkeit, die so schamlos hineinklangen in den heiligen Schmerz der Trauernden; je höher die Flut von Gift und Neid um uns, eine Insel im wütenden Meer, tobt, desto klarer wird auch den sonst ewig Unbelehrbaren, daß es nun um Dinge geht, die schwerer wiegen als ihre vergängliche Wichtigkeit, und auch darin zeigt sich die Zucht der großen Zeit, daß auch denen, „die am allgemeinen Jammer sich mästen", jetzt die geharnischte Faust auf die gierigen Klauen sich legt. Manches Empörende vom Markt der Eitelkeit haben die Kriegsjahre aufgedeckt und an den Tag gebracht, was in den Herzen war: viel Leichtsinn, viel Böses, viel Trauriges hat er ans Licht gebracht, wie ein reinigender Sturm, der die Tiefen aufwühlt; und mit vollem Recht haben Männer, die von der großen Dienerin Gottes, der Geschichte, gelernt hatten, erkannt und gesagt, wie dieser Krieg mit all seinen Opfern, mit all seinen Schrecken, dennoch ein Segen und eine Gnade von Gott sei.

Wenn aber Tiefen oder richtiger Untiefen des Bösen bloßgelegt sind, denn es hat sich meist um Verflachung und sittliche Verlotterung gehandelt, und schon das ein Gewinn der beiden schweren Jahre ist, wieviel Herrliches hat der Krieg geboren drinnen wie draußen! Und wie verschwindet all das Häßliche, Kleinliche und Elende vor dem Leuchtenden, Unsterblichen dieser Tage! Wenn dieser Krieg die Probe auf die Daseinsberechtigung unseres Volkstums sein soll, so können wir uns sagen, daß das Gewicht des Großen, das Deutschlands Seele an Werken der Faust und des Herzens aufzuweisen hat, jede Furcht vor dem: Gewogen und zu leicht befunden, niederschlägt. Allein die Art, die Gefangenen zu behandeln, welcher Unterschied zwischen Frankreich und uns. Man sage nicht, dem Sieger sei es leicht, Großmut zu üben; wir sind Sieger, ja, an allen Fronten, aber noch drängt es von allen Seiten an, und unabsehbar an, uns den Sieg zu entreißen. Und wie wenig unsere Angreifer auf den ehrlichen Sieg der Waffen im Felde bauen, und wie stark auf den verächtlichen, durch langsames Aushungern und endliche Überwältigung des, wie sie hoffen, bald entkräfteten Gegners, zeigen die ratlose Wut und die unsinnigen Vorschläge, die das Erscheinen unseres ersten Handelsunterseebootes und Blockadebrechers im amerikanischen Hafen gezeitigt hat. Und die rücksichtslose, ja gewissenlose Art, wie nicht nur die als Volk schon fast dezimierten Franzosen, auch die sonst mit dem Leben der Volksgenossen so ängstlich geizenden Engländer, von dem „unerschöpflichen" Rußland zu schweigen, riesige Truppenmassen in den sichern Tod werfen, nicht um uns zu schlagen, das erwarten sie nicht mehr, sondern um uns zu zeigen, sie wären noch nicht am Ende ihrer Kraft und Leistungsfähigkeit: das bedeutet wirklich, wie eine neutrale Stimme richtig bemerkt, gegenüber dem allezeit zum Frieden bereiten Deutschland die Drohung: Krieg bis aufs Messer.

Die Völker der uns feindlichen Länder stöhnen und leiden unter der Geißel des Krieges; es heißt, daß die französischen Bauern sich weigern, die Ernte einzubringen, weil „das den Krieg verlängern hieße." Umsonst verbreiten ihre Machthaber Schauermärchen von den deutschen Kannibalen, die von den Behörden mit Menschenfleisch ernährt würden; die Stimme der Menschlichkeit betont immer lauter das Menschliche im Feind; zu sehr hat der eigene Eindruck den Betrogenen gezeigt, wes Geistes Kind unsere Leute sind. Rührende Züge der Brüderschaft auf dem Schlachtfeld zwischen denen, die eben sich noch todfeind waren, werden berichtet: die Völker hören das stille, sanfte Sausen, aber ihre Lenker verstecken sich. Möge Gott sie richten und im dritten Kriegsjahr allen daheim und draußen Mut und Kraft geben, möge der heilige Kreis unserer Toten sich fürbittend um Gottes Thron stellen, daß er unsern Waffen Macht und unserm Kaiser Gewalt gebe, der Welt das zu geben, was er ihr so gern erhalten wollte: den Frieden. J. Höffner.

Aus den Kämpfen an der Somme.

Von einem Mitkämpfer eines unserer Jungdeutschland-Regimenter.

Das Regiment lag in Ruhe, hinter unserer Westfront an einer landschaftlich sehr schönen Stelle Nordfrankreichs.

Aber auch die Ruhe hat ihre zwei Seiten, und gar mancher zieht eine nicht zu unruhige Front der schönsten Ruhe vor. Denn jetzt trat der Friedensdrill wieder in seine Rechte. Übungsmärsche, Exerzieren, Schießdienst, Anlage von Schützengräben usw. in lieblichem Wechsel. Auch die Vorgesetzten, die während der vorhergegangenen Kämpfe eigentlich nur vorbildliche Kameraden gewesen waren, setzten wieder ihre strengen Mienen auf. Viel gab es zu tadeln, vieles mußte wieder aufgefrischt werden, was in der Zeit des einseitigen Stellungskampfes vergessen war.

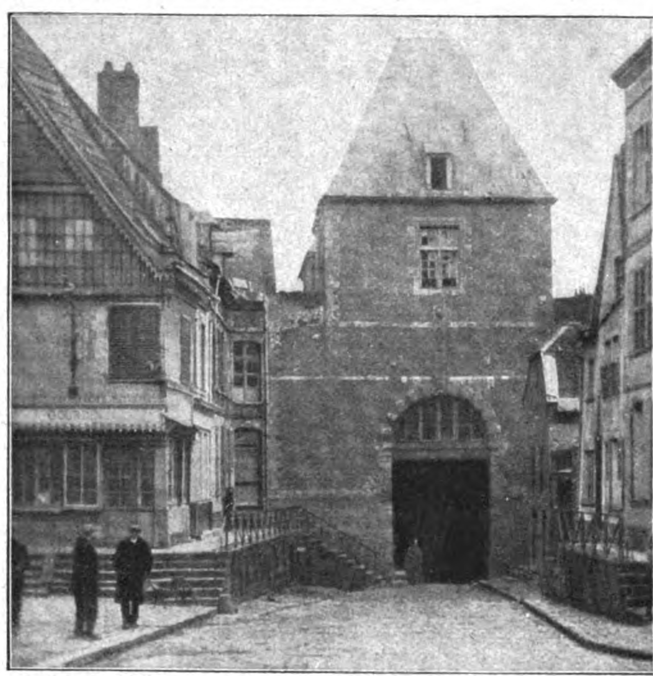
Besonders die neu angekommenen Rekruten und Ersatzmannschaften machten manche Mühe. So ein Rekrut zeigt vor einer Handgranate zunächst einen starken Respekt. Besonders, wenn der Zünder abgerissen ist und das Ding in der Hand zischt und qualmt. Mancher vergaß im ersten Schrecken die Granate sofort in weitem Schwunge nach vorne zu werfen, bis der Nachbar sie ihm laut wetternd entreißt und fortwirft, ehe das bösartige Geschoß losgeht. Beim Werfen stehen die Mannschaften in einem Deckungsgraben, um nicht von den Sprengstücken getroffen zu werden. Allerdings schützt ein weiter Wurf von 30 oder gar 40 Schritt den Werfer, aber mancher Anfänger bringt nur seine 15 Schritt heraus, und dann heißt es sich ducken, denn sausend kommen die Sprengstücke über einen weggeflogen. Die Kompagnien und Bataillone setzen Preise aus für die weitesten Würfe, sowie für solche, die ein bestimmtes Ziel am besten treffen, und bald haben die Vorgesetzten das beruhigende Gefühl: mit dieser Truppe nimmst du im Handgranatenkampf dem Gegner jedes verlorene Grabenstück wieder ab. — Unsere Ruhe dauerte nicht lange. Schon seit Tagen brachten die Berichte der obersten Heeresleitung von der Ostfront die Meldungen von starken Angriffen der Russen, denen dann bald solche der Engländer und Franzosen im Westen folgten.

Gegen die Engländer — das hatten wir uns schon lange gewünscht. Es hieß, daß französische Flieger den nächsten großen Eisenbahnknotenpunkt mit Bomben beworfen und dort starke Verwüstungen angerichtet hätten. Ein feindlicher Flieger hatte sein Leben lassen müssen.

Dann plötzlich der Befehl, daß wir noch diesen Abend bis an die Front marschieren sollen. In der Dunkelheit kommt man besser nach vorne. Die feindlichen Flieger sehen einen nicht und können das Artilleriefeuer nicht auf die Truppe lenken.

Vorwärts geht es in die ungewisse Dunkelheit hinein, aus der das Brummen und Grollen und Donnern der Geschütze in immer verstärktem Maße hervordröhnt. Manch einem unserer Neuen wird das Herz schwer, aber schon bringt irgend ein kräftiger Witz wieder alles in gute Stimmung. „Junge, ich sage Dir, wer so wie ich schon acht Tage hintereinander auf dem Toten Mann gelegen hat, da vor Verdun, den kann so

was gar nicht beeindrucken." Und ein anderer: „Die Hauptsache ist, daß man so bald wie möglich ganz nach vorne kommt, da hat man vom Artilleriefeuer nichts mehr zu befürchten. Und was die Angriffe der Franzosen betrifft, die sind auch nicht mehr so wie früher. Die gehen nicht eher los, als bis sie glauben, daß bei uns kein Mensch mehr im Graben lebt. Und wenn wir ihnen dann erst ein paar Handgranaten auf die Nase werfen, reißen sie gleich aus." Und weit mehr als jeder Zuspruch der Offiziere, richten diese Bemerkungen der Kameraden die neuen Mannschaften auf, die ihre erste Feuertaufe empfangen sollen. Nach zweistündigem Marsche wird ein Halt gemacht. Die Kompagnien bekommen



Alter Turm in Peronne.

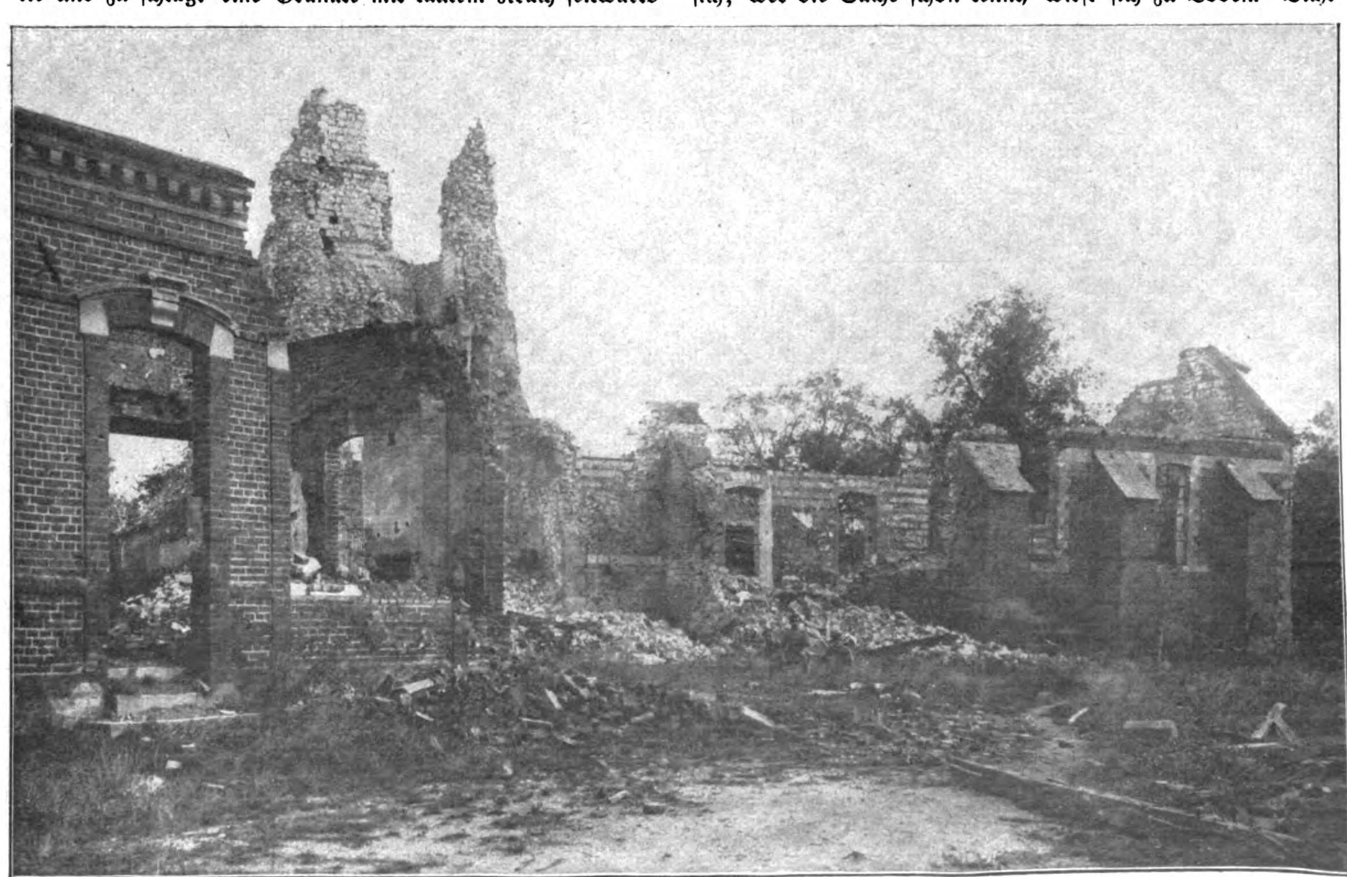
Befehl, mit größeren Abständen von einander zu marschieren, ja sich unter Umständen in einzelne Züge aufzulösen, denn wir kommen in die Reichweite der langen französischen Geschütze. Ab und zu schlägt eine Granate mit lautem Krach seitwärts



Marktplatz und Rathaus in Peronne.

der Straße ein, aber immer noch in ungefährlicher Entfernung. Jetzt kommen wir an eine Brücke, und hier wird es bedenklich. Der Gegner kennt diesen Übergang und hält ihn Tag und Nacht unter schwerem Feuer. „Kinder, jetzt wird die Gegend ungesund," ruft ein Witzbold und erreicht, daß trotz der ernsthaften Lage viele lachen. Auf einmal heißt es abbiegen . . .

Als wir uns wieder der Straße nähern, hört man plötzlich eine Granate kommen, genau auf uns zu. Alles duckt sich; wer die Sache schon kennt, wirft sich zu Boden. Dicht



Das zerschossene Dorf Mametz.

hinter uns ein heller Blitz, ein furchtbarer Knall. O weh, die hat gesessen. „Niederlegen und Deckung in den Straßengräben nehmen!" befiehlt der Kompagnieführer mit ruhiger Stimme. „Das wird gleich wieder aufhören." Jeder sucht schnell Deckung, wo er sie findet. Noch drei Granaten heulen daher, die alle in der Nähe einschlagen, doch ohne zutreffen. „Das ist amerikanische Munition," meint einer der Alten, „das hört man am lauten neutralen Knalle." Dann verlegt der Gegner sein Feuer. Und jetzt sehen wir uns nach den Getroffenen um. Das Unglück ist nicht der Rede wert. Zwei Leichtverletzte, die noch gut gehen können und sich schon selber verbunden haben. Ein dritter hat ein Sprengstück in den Oberschenkel bekommen, was zwar nicht gefährlich ist, aber recht schmerzhaft zu sein scheint. Zwei Hilfskrankenträger haben ihn schon auf eine Bahre gelegt. Und mit sanftem Tone spricht ihm der eine gut zu und sagt: „Mensch, das ist noch gar nischt, in drei Wochen bist du wieder gesund und hilfst uns noch die Engländer vertobakken." Und der Kompagnieführer sagt: „Seht ihr Kinder, die Geschichte ist immer man halb so schlimm, als man denkt. Stillgestanden, das Gewehr über, Kompagnie marsch."

Um zwei Uhr nachts haben wir unser Ziel erreicht.

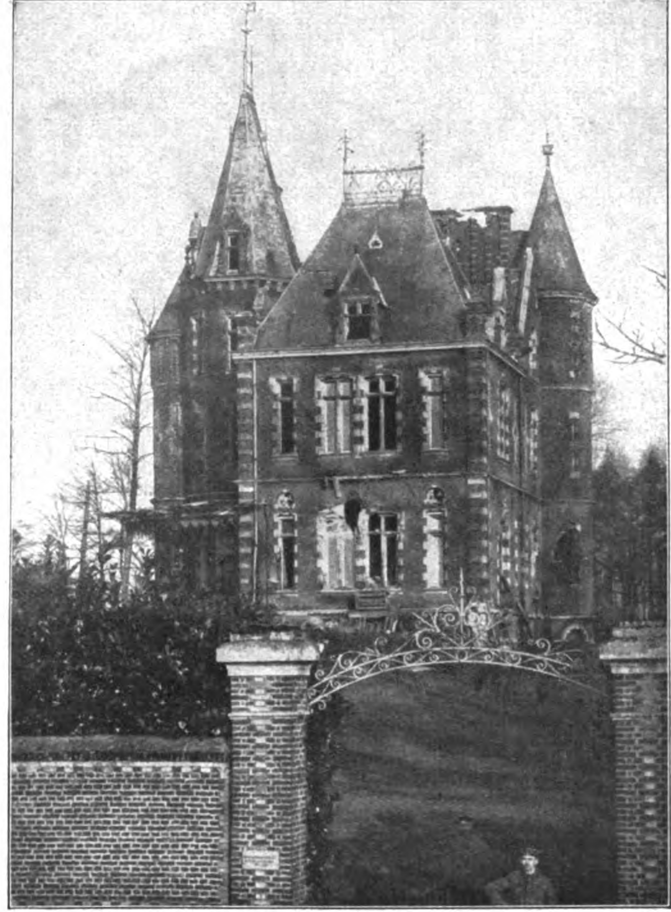
Unser erstes Bataillon, das bereits vier Stunden vor uns angekommen war, hatte schon die erste Stellung vorne bezogen. Wir trafen jetzt mit den abgelösten Kameraden der anderen Division zusammen, die auf dem Rückmarsche waren, um einige Tage oder Wochen der verdienten Ruhe zu pflegen. Wie sahen die Leute aus! Dreckig bis zum Halse und müde zum Umfallen. Aber ihre gute Laune hatten sie nicht verloren. „Schwarze Franzosen sind vorne!" schrieen sie uns zu. „Aber keinen Fußbreit haben wir mehr an sie verloren. Haltet euch nur gerade so wie wir, dann ist die ganze große Offensive gescheitert." Und verschiedene andere gute Ratschläge wurden uns noch gegeben.

Dann kam Bataillonsbefehl, im Dorfe Unterkunft zu beziehen. Die vorhandenen Keller sollten nach Möglichkeit ausgenutzt werden. Das Dorf wurde unter die Kompagnien verteilt, und wir versuchten uns häuslich einzurichten. Aber bald stellte sich ein großer Übelstand heraus: fast die gesamte französische Bevölkerung war noch da. Trotz der schon mehrtägigen Beschießung hatten die Bewohner sich nicht von ihrem Heim trennen können. Natürlich saßen sie jetzt alle in den Kellern ihrer Häuser, die somit für die Truppen keinen Platz mehr boten. Da befahl der Bataillonskommandeur, noch in der Nacht die Bevölkerung aus dem Dorf zu entfernen. So hart es für die Bewohner war, es war zu ihrem eigenen Besten, denn bald würde das Dorf nur noch ein Trümmerhaufen sein. Und nun ging die Austreibung dieser Unglücklichen vor sich, die natürlich nur das nötigste mit sich nehmen konnten, denn Pferde und Wagen gab es fast gar nicht mehr. Bis zum Tagesanbruch hatten die letzten den Ort verlassen. Unter ihnen forderte ein plötzlicher feindlicher Feuerüberfall eine Reihe von Opfern.

Am nächsten Tage hatten wir Ruhe, denn in der folgenden Nacht sollten wir vorne in Stellung gehen.

Unser Bataillonsstab lag in einem sehr schönen französischen Schlosse, das beim Einzug noch samt der ganzen Inneneinrichtung vollkommen erhalten war. Hier hatte vor der feindlichen Offensive ein höherer Stab von uns gelegen. Aber bald kam das schöne Schloß in Reichweite der feindlichen Geschütze, die ihre Zerstörungsarbeit kräftig begannen. Wenn das Schießen zu stark wurde, flüchtete der Stab in den tiefen Weinkeller. In kurzer Zeit war kein Fenster im ganzen Schlosse mehr erhalten. Auch im Innern waren die meisten Spiegel und Bilder schon durch einzelne Sprengstücke getroffen. Bald werden hier, wie in dem ganzen Gebiete der neuen Offensive, nur noch Trümmerhaufen übrig sein. Wenn Frankreich auf diese Weise seine von uns besetzten Provinzen wieder erobern will, dann fügt es sich selber den furchtbarsten Schaden zu. Gegen Mittag hörte der Regen auf, und mit der Sonne kamen französische Flieger. Leider zeigten sich einzelne Unvorsichtige auf der Dorfstraße, und bald darauf kam auch die Quittung in Gestalt einer recht anständigen Beschießung. Sicherlich hatten die Flieger das Schießen ihrer Artillerie geleitet. Während zweier Stunden war es recht ungemütlich, und keiner von uns wagte, den Kopf aus dem Keller herauszustrecken. Als schließlich das Schießen aufhörte, stellte sich heraus, daß nur ein einziger Mann getroffen worden war. Wir hatten viel Glück gehabt, denn gegen einen Volltreffer aus den schweren Kalibern hilft auch der solideste Keller nichts.

Abends 9 Uhr traten wir an. Zuerst ging es wieder etwa einen Kilometer zurück. Dort in einem Waldstückchen versteckt, trafen wir unsere Feldküchen. „Kinder, schlagt euch ordentlich den Bauch voll," meinte der Küchenunteroffizier, „vorn im Schützengraben gibt's fürs erste nichts Warmes mehr." Jeder Mann erhielt dann noch eine besondere eiserne Portion zu den drei schon vorhandenen. Waren diese etwa schon angebrochen, dann gab's eine kleine freundliche Auseinandersetzung, aber die Portionen wurden doch ergänzt. So, jetzt konnten wir es zur Not auch ohne weitere Verpflegung vier Tage vorne aushalten. Es war schon recht dämmerig, als wir unseren Marsch antraten. Das schwere Gepäck war zurückgeblieben. Dafür hatte jeder Mann so viel Handgranaten, als er tragen konnte. Auch großes Schanzzeug und leicht aufstellbare Drahthindernisse wurden mitgenommen. Am Schloß trafen wir die uns bestimmten Führer. Das Artilleriefeuer, das eigentlich den ganzen Tag ohne Unterbrechung getrommelt hatte, war sichtlich schwächer geworden. Aber alle Straßen und die Ortschaften lagen noch ständig unter vereinzeltem Streufeuer des Gegners. Sie hieß es also nach Möglichkeit vermeiden. Im Gänsemarsch gehen wir vorwärts; jede Deckung wird ausgenutzt. Hinter Waldstückchen, in Hohlwegen, auf dem Grunde der Mulden zieht sich die Heeresschlange entlang. Etwa alle 400 Meter kommen wir an einem tiefen Loche vorbei, in deren jedem mehrere Leute unsererс ersten Bataillons sitzen. Sie bilden eine Staffettenlinie vom Unterstande des Regimentskommandeurs bis zu dem weit vorne liegenden Bataillonsführer. Es gehen allerdings auch mindestens zwei Fernsprechleitungen nach vorne, aber im feindlichen Trommelfeuer werden diese nur zu oft zerschossen. Und obgleich die Störungstrupps dann ununterbrochen bei der Flickarbeit sind, könnte doch im entscheidenden Augenblick jede Verbindung aufhören. Dann müssen eben die Staffetten laufen, und ein jeder legt die ihm wohl bekannten 400 Meter mit einer Schnelligkeit zurück, die oft erstaunlich ist, so daß manchmal in wenigen Minuten die Befehle nach vorne kommen oder die Meldungen von vorne zum Regimentsstabe zurück.



Das Schloß in Contalmaison.

Jetzt kommen wir an ein Dorf, das sich anscheinend nicht umgehen läßt. Nur noch ein Kilometer weiter liegt unsere vorderste Linie. Schon lange sahen wir diese Linie sich abzeichnen durch die fortwährend aufsteigenden Leuchtkugeln. Deutlich kann man die französischen von den unseren unterscheiden. Die unsrigen leuchten sehr hell, fallen aber schnell wieder herab, während die feindlichen infolge einer fallschirmartigen Vorrichtung ziemlich lange in der Luft schweben bleiben.

Das Dorf, das wir durchschreiten mußten, lag unter heftigem Feuer. Besonders eine Stelle von etwa 200 Metern war recht gefährlich. Kurz vorher wurde Halt gemacht, jeder verschnaufte sich etwas, und dann ging es gruppenweise im Laufschritt durch das gefährliche Gebiet. Glücklich kommen wir hindurch, aber einen oder den anderen muß es doch gefaßt haben, denn als die Kompagnie in einem Hohlweg Halt macht,

fehlen fünf Mann. Während die Kompagnieführer sich um den Bataillonskommandeur sammeln, lagern wir uns und tauschen unsere Eindrücke aus. Plötzlich sehen wir eine Anzahl roter Leuchtraketen hochgehen. Das hat etwas zu bedeuten! Und richtig, keine fünf Minuten später setzt ein Artilleriefeuer des Gegners ein, wie ich es seit Verdun nicht mehr gehört hatte. Alle Schüsse liegen vor uns, manche kommen sogar dicht heran, aber bis zu uns reicht keiner. Der Feind legt Sperrfeuer hinter unsere vorderste Linie. Es ist der reine Hexenkessel dort vorn. Die ganze Luft und der Boden flammt auf von den Blitzen der Explosionen, und das Getöse spottet jeder Beschreibung. Da vorn mußte etwas im Gange sein. Es ist ganz gut, daß unsere Neuen die Sache erst einmal aus der Nähe zu sehen bekommen. Wenn man zum ersten Male in seinem Leben in solchen Hexensabbath hinein kommt, dann muß man schon gute Nerven haben, um das zu ertragen. Erst langsam wird man feuerfest und merkt schließlich, daß trotz des furchtbaren Ernstes die Sache doch weit schlimmer aussieht, als sie wirklich ist. Unterdessen ist vom Regiment die Nachricht gekommen, daß der Feind unseren vordersten Graben genommen hat. Das Bataillon erhält den Befehl, den Gegner im Gegenstoß wieder hinaus zu werfen.

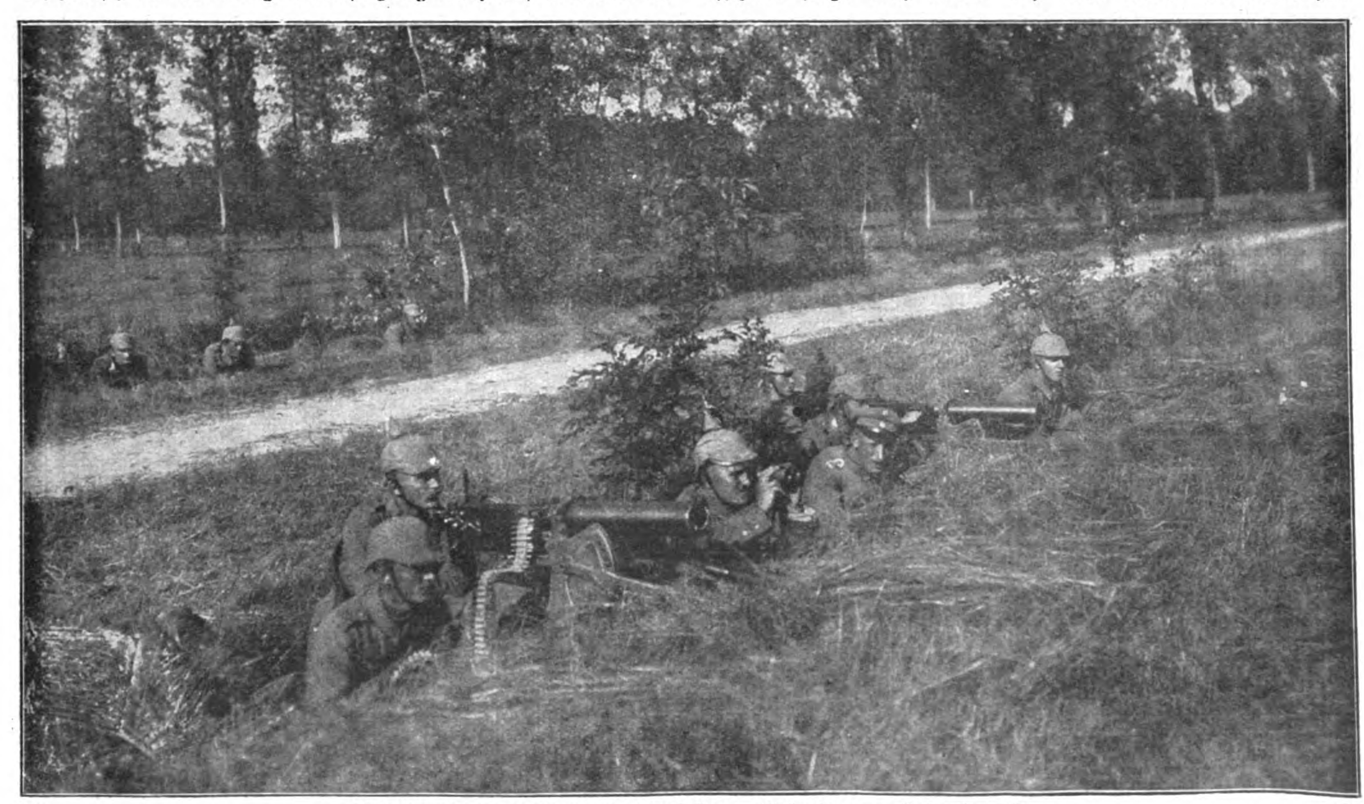


Das Rathaus in Bapaume.

Das ist leichter gesagt, als getan. Wie sollen wir das furchtbare Sperrfeuer überwinden, ohne daß ein großer Teil unserer Leute liegen bleibt? Aber unser Bataillonsführer, der schon seit dem Beginn des Feldzuges das Bataillon hat, bleibt unbewegt. „Nur ruhig und keine Uebereilung," sagt er, „wir werden die Sache schon machen." Dann bittet er telephonisch um die nötige Unterstützung durch unsere Artillerie. Die ist schon in die Wege geleitet, und es wird außerdem gemeldet, daß auch unser drittes Bataillon im Anmarsche sei, um etwaige Rückschläge aufzufangen. Und nun braust es und saust es über unsere Köpfe weg auf den Feind zu. In allen Größen und Kalibern kommt unsere eiserne Saat auf den Gegner nieder gefahren, und binnen kurzem liegt hinter der von den Franzosen genommenen Stellung ein eben solcher Sperrwall von Feuer und Explosivgeschossen, wie er leider auch vor uns noch immer eine fast unüberwindliche Schranke bildet.

Jetzt wird das Bataillon zum Angriff aufgestellt. Zwei Kompagnien kommen in vorderste Linie. Sie sollen in mehreren lichten Wellen vordringen. Das Gewehr wird umgehängt, nur die Handgranate soll entscheiden, die Waffe, vor der der Gegner einen höllischen Respekt hat. Die beiden anderen Kompagnien sollen in größerem Abstande folgen, um dort eingesetzt zu werden, wo es nötig werden sollte. In dunkler Nacht ist solche Kampfhandlung keine Kleinigkeit, wenn auch das Feuerwerk manchmal hell genug ist. Da muß jeder einzelne Führer, jeder Offizier, ja, der einzelne Gruppenführer seine selbständigen Entschlüsse fassen.

Fast eine Viertelstunde schon ist alles bereit, aber immer noch kommt der Befehl zum Angriff nicht. Da scheint das feindliche Feuer nachzulassen. Vor uns wird es sichtlich schwächer, dagegen schlagen jetzt einige Granaten bei uns und auch hinter uns ein. Der Gegner scheint sein Feuer etwas nach rückwärts zu verlegen. Jetzt ist es Zeit. Der erste Entschluß, die gute Deckung des Hohlweges zu verlassen, wird manchem etwas sauer. Aber dem Beispiel der Offiziere und Unteroffiziere folgt doch alles. Ich will einen vermeintlichen



Maschinengewehrabteilung in Feuerstellung. Aufnahme von Gebr. Haeckel.

Drückeberger neben mir durch einen wohlmeinenden Rippenstoß auf die Beine bringen, als ich merke, daß der Arme tot ist. Also vorwärts. Und wir laufen, was wir können, was die Lunge hergibt; wir wissen, es geht ums Leben. Rechts und links schlagen Granaten ein, hier und dort fällt einer, wir anderen laufen weiter. Nach kaum zwei Minuten fallen wir in Schritt, und gleich darauf werfen wir uns hin. Die Feuerzone ist überwunden, das furchtbare Sperrfeuer liegt hinter uns. Bald verstärkt sich unsere Linie mehr und mehr. Viele Rückzügler, die wir schon gefallen glaubten, kommen noch nach. Manchem war der Atem ausgegangen, manche waren in ein Granatloch gefallen, sogar einige Leichtverwundete sind da. Lieber wollen sie weiter mit uns kämpfen, als im Sperrfeuer zurückgehen. Ein Rekrut meldet mir, daß er einen Kopfschuß habe. Ich untersuche seine Verletzung und stelle lachend fest, daß er nur von einem großen Erdkloß an die Stirne getroffen ist. „Du hast dein Teil weg, Kamerad," sagt ein Abergläubischer, „dir geschieht nichts mehr."

Jetzt bildet der Kompagnieführer die Sturmkolonnen. Jede hat ihre bestimmte Einbruchsstelle zugewiesen bekommen. Lautlos gehen wir vor. Vorgeschickte Patrouillen melden, daß noch ein großer Teil des Grabens in der Hand unserer Truppen ist: nur an einzelnen Stellen ist der Gegner eingedrungen, an anderen Stellen wird noch gekämpft. Also sind wir gerade zur rechten Zeit gekommen.

Gleich darauf erfolgt unser Einbruch. Hurraschreien ist verboten, es könnte den Gegner trotz des Artillerielärmes aufmerksam machen. Wo wir auf eigene Grabenbesatzung stoßen, werden wir sofort mit deutschem Zuruf empfangen. Wo uns Gewehrschüsse entgegen kommen, lassen wir unsere Handgranaten fliegen. Schon nach den ersten Explosionen wird ein lautes Wehgeschrei hörbar. Dort wird sofort vorgelaufen, denn da ist es mit der Widerstandskraft vorbei. Gleich darauf sind wir im Graben. Was vom Feinde da ist, ergibt sich, nur ein paar schwarze Bestien wollen sich noch mit dem Bajonett verteidigen. Eine Handgranate aus nächster Nähe säubert den Graben auf eine Ausdehnung von 15 Schritt.

Bei uns ist jetzt alles wieder in Ordnung, aber rechts von uns scheint der Kampf noch anzudauern. Ich suche mir fünf Mann der besten Granatenwerfer und dringe mit ihnen immer im Graben entlang nach rechts vor. Bald kommen wir an eine Stelle, wo der Feind sich noch hält. Mit Sandsäcken hat er den Graben abgedämmt. Aber es hilft ihm nichts. In weitem Bogen bis zu 40 Schritt fliegen unsere Granaten. Die ersten haben nicht getroffen, aber bald sitzt eine, was aus dem lauten Geschrei zu vernehmen ist. Jetzt sind meine Leute nicht mehr zu halten. Mit lautem Hurra stürzen sie sich auf die Sandsackbarrikade, und in wenigen Minuten ist der Rest des Feindes gefangen genommen. Gleichzeitig brach auch die Nachbarkompagnie von vorne her ein.

Die beiden Reservekompagnien waren gar nicht mehr zum Eingreifen gekommen. Bald aber sind sie heran und verstärken die Besatzung des Grabens.

Jetzt heißt es Ordnung schaffen und sich über die Lage unterrichten. Wir sind hier vorne ziemlich sicher. Vor uns liegt immer noch der Sperriegel unseres Artilleriefeuers, und die feindliche Artillerie wagt nicht auf unseren Graben zu schießen. Erst der Tagesanbruch zeigte uns, daß es weit über 100 Gefangene waren, darunter viele Schwarze.

Bald hatte man Verbindung nach rechts und links mit unseren Nachbartruppen genommen und hört, daß der Gegner auch bei ihnen angegriffen hatte, aber völlig abgeschlagen war. Auch etwa dreißig deutsche Gefangene konnten wir zu unserer großen Freude wieder befreien. Jetzt wird den einzelnen Kompagnien die Stellung angewiesen, und die bisherigen Besatzungstruppen rüsten sich zum Aufbruch. Sie brauchen nicht über das freie Feld zu gehen, über das wir unseren Angriff machen mußten. Zwei tief eingeschnittene Verbindungsgräben führen zu den hinteren Stellungen. In diesen wird der Rückweg angetreten, einer hinter dem anderen. Auch die Gefangenen und die Verwundeten werden auf demselben Wege befördert. Stellenweise sind die Verbindungsgräben durch schwere Artillerietreffer verschüttet. Aber mit dem kleinen Schanzzeug, das jeder Mann bei sich trägt, werden diese Beschädigungen schnell ausgebessert.

Auch wir sind während des Restes der Nacht nicht müßig. Überall werden die Gräben vertieft, Maschinengewehre werden in Stellung gebracht und die Unterstände verstärkt. Auch das Drahthindernis zeigt manche Lücke. Bis es aber voller Tag wird und der Gegner merkt, daß sein kurzer Erfolg ihm nur eine Anzahl Gefangener und viele Tote gekostet hat, ist unsere Stellung schon wieder so gut hergestellt, daß wir vertrauensvoll jedem feindlichen Angriff entgegen sehen können. Bald aber kommen schon vereinzelte Schüsse auf unseren Graben. Sofort werden die Mannschaften in die Unterstände geschickt, wo sie der verdienten Ruhe pflegen können. Nur einzelne Beobachtungsposten bleiben gedeckt hinter doppelten Panzerschilden stehen.

So ging es den ganzen Tag ohne besondere Ereignisse weiter. Das feindliche Artilleriefeuer lag meist hinter unserer Stellung und streute im Gelände herum.

Als es Abend wurde, fing es auch bei uns an, wieder lebhafter zu werden. Der feindliche Schützengraben lag etwa 200 Meter von dem unsrigen entfernt. Dort war es den ganzen Tag über still gewesen. Ein Hauptgrund lag wohl darin, daß das zwischen den beiden Stellungen stehende Gras derartig hoch war, daß man vom Graben aus unmöglich schießen konnte. Jetzt aber schlugen vereinzelte Gewehrschüsse bei uns ein. Dazu mußte der Gegner aus seinem Graben heraus gekommen sein, denn sonst hätte er nicht bis zu uns hin schießen können. Das konnten wir uns nicht gefallen lassen.

Alsbald wurde eine Patrouille von Freiwilligen vorgeschickt. Auf allen vieren krochen sie durch das hohe Gras vorwärts. Nach einer halben Stunde ging plötzlich ein starkes Gewehrfeuer beim Feinde auf. Schon hatten wir Sorge um unsere braven Jungens. Aber gleich darauf kamen sie alle wohlbehalten wieder an. Sie hatten vier Franzosen einer feindlichen Patrouille umgelegt und brachten sogar noch einen Gefangenen mit. Der Gefangene, ein Unteroffizier, war ziemlich unverschämt und drohte uns, daß es heute Nacht mit uns aus sein würde. Ein sanfter Gewehrkolbenstoß machte ihn etwas höflicher. Immerhin waren wir auf alles gefaßt und doppelt aufmerksam. Gegen elf Uhr abends wurde das feindliche Artilleriefeuer allmählich immer stärker und schwoll schließlich zum Trommelfeuer an. Die draußen befindlichen Posten wurden jede halbe Stunde abgelöst. Einmal verschüttete ein Volltreffer den Eingang zu unserem Unterstand, aber nach zehn Minuten war der Zugang wieder hergestellt. Plötzlich schrie der Posten draußen mit lauter Stimme: „Gasgranaten!" und von Mann zu Mann wurde der Ruf weiter gegeben. Schnell griff jeder zu seiner Maske und zog sie mit einem Griff über den Kopf.

Vor dem Gas war man jetzt sicher, aber ein Vergnügen war es nicht, die schwer anliegende Maske auf dem Kopfe zu haben, und das Atmen war auch gerade nicht erleichtert. Nach einer halben Stunde war der Gasangriff vorbei. Unsere Leute lachten schließlich und kamen freiwillig aus den Unterständen heraus, weil sie vor der nur geringen Explosivkraft der Gasgranaten keine Angst haben. Auch unser Sperrfeuer hatte eingesetzt, und es bot sich jetzt ein einzigartiger Anblick. Vor und hinter uns lagen die beiden Sperrfeuerzonen, das wunderbarste Feuerwerk, während wir in der Mitte ziemlich unbeschossen lagen. Schließlich hörte das Feuer auf, aber gleich darauf ertönte dicht links neben uns das scharfe Tack-Tack unserer Maschinengewehre. Das bedeutete einen feindlichen Angriff. Schnell wurden alle Leute in Stellung gebracht, keinen Augenblick zu früh. Schon kamen die ersten Wellen des Gegners angelaufen, und im gleichen Augenblick setzte auch wieder das feindliche Sperrfeuer ein, um unsere Reserven am Herankommen zu hindern.

Wir brauchten sie auch nicht; wir waren sicher, auch einer dreifachen Überlegenheit stand zu halten. Bis auf vierzig Schritt ließen wir den Gegner herankommen, und dann brach ein Schützenfeuer und ein Schnellfeuer der Maschinengewehre los, das die vorderste Reihe der Franzosen einfach weg mähte. Aber dem ersten Angriffe folgte ein zweiter und dritter, und einzelne Franzosen kamen bis an unseren Graben, den sie allerdings lebend nicht wieder verließen. Siebenmal versuchte der Gegner seinen Ansturm, aber an keiner Stelle gelang ihm ein Einbruch. Nur bei dem Nachbarregiment vermochte er sich an einer Stelle fest zu setzen. Aber schon nach zwei Stunden warf ihn ein Gegenangriff wieder hinaus, wobei noch eine Anzahl Gefangene gemacht wurde.

Wie die Gefangenen aussagten, hatten sie bestimmt geglaubt, daß nach der Artilleriebeschießung kaum ein Mensch noch bei uns leben könne. Daher auch ihr tollkühner Mut.

Wer von hinten her die Beschießung eines Schützengrabens mit ansieht, hat in der Tat häufig den Eindruck, daß dort kein Mensch sich mehr halten könne. Glücklicherweise ist aber die Wirkung der Artillerie in den gut ausgebauten Gräben doch nur verhältnismäßig gering. Um so größer ist aber die moralische Wirkung, die manchmal fast über Menschenkräfte geht. Aber unsere braven Jungens haben diese Kräfte noch. Und so oft der Gegner seine so furchtbare Artillerie auch spielen läßt: damit allein ist es nicht gemacht. Den Erfolg ausnutzen kann doch nur die Infanterie, eine Infanterie mit ungebrochenen Nerven. Und die besseren Nerven haben doch bei weitem wir.

Am nächsten Morgen wurde ich leicht verwundet und mußte zurückgehen. Schweren Herzens nahm ich Abschied von den tapferen Kameraden. Aber aus den Heeresberichten bis zum heutigen Tage habe ich ersehen, daß die gleiche Stellung, in der wir damals lagen, auch jetzt noch unverändert von unseren unvergleichlichen Truppen gehalten wird.

Die erlöste Erde. Von Karl Fr. Nowak.

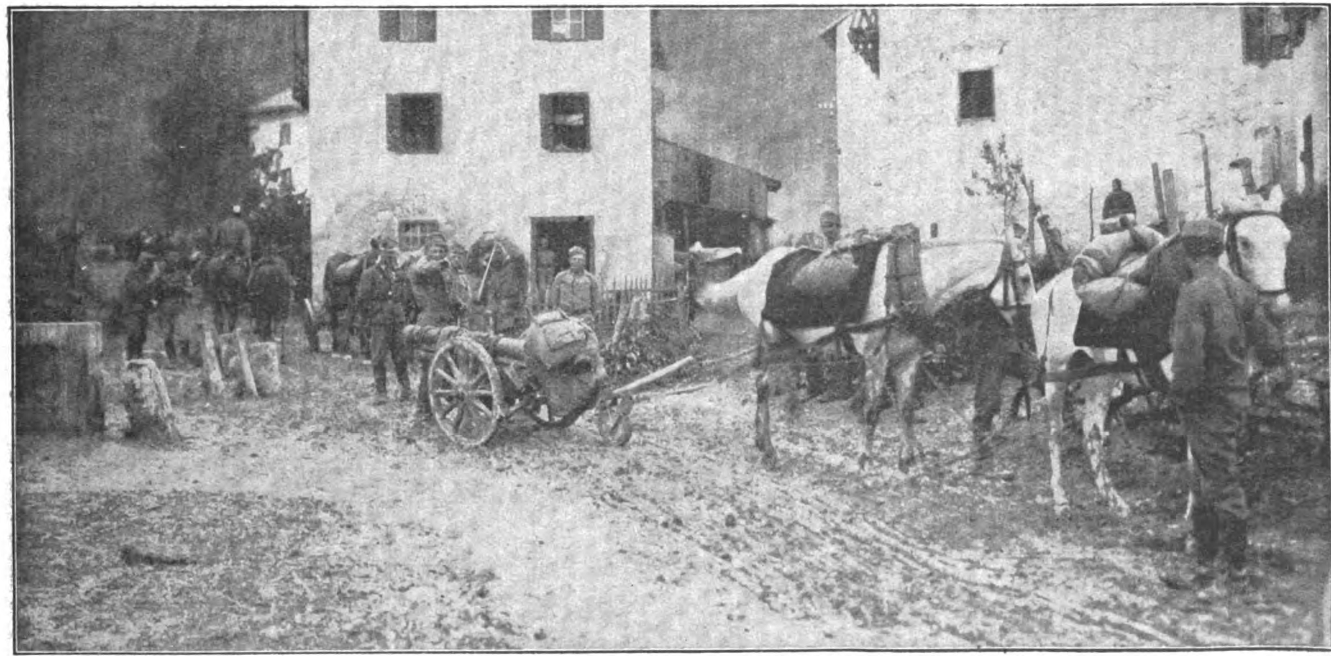
K. u. K. Kriegspressequartier, im Juli.

Mit lärmenderen Tiraden hätten es die Italiener, als sie in den Krieg zogen, gewiß nicht verkünden können, daß sie diesen „Krieg der nationalen Aspirationen" um eines Befreiungswerkes willen unternahmen. Sie sprachen von der Zukunft der zu erlösenden Provinzen, deren Minister und Verwalter sie bereits eingesetzt hatten, nicht nur in ihren Zeitungen. Gabriele d'Annunzio verfaßte nicht bloß schwärmerische, flammende Aufrufe. Er warf sie auch in seidenen Damentäschchen, die mit der italienischen Trikolore zierlich gebunden waren, über Trient ab. Man sollte sich nur noch gedulden: einmal bräche schließlich doch die Morgenröte an. Sie ist freilich bisher nicht gekommen. Unbekannt ist darum, wie die Zukunft der wirklich erlösten Provinzen ausgesehen hätte. Aber Schlüsse und Ahnungen sind wohl möglich und leicht, wenn man nur einmal die Landstreifen durchfährt, die erst dem Feinde kampflos überlassen, nunmehr von ihm wieder gesäubert sind. Denn überall hinterließ er deutliche Zeichen und Spuren offenbar lateinischer Kultur.

Unangetastet in seiner landschaftlichen, südlich malerischen Schönheit steht noch immer das Suganatal. Alles darin, soweit man es im Anfang den Italienern überlassen mußte, reizt gewiß Besitzerlust und Besitzerfreude. Üppiger Wein. Reiche, natürliche Quellen. Bäder, deren Heilkraft groß ist und weitberühmt. Stattliche Orte, die mehr sind, als nur lieblich. In ihnen, die Erholungsbedürftige Jahr um Jahr in erstaunlichen Ziffern aufsuchten, war der Luxus und die Verwöhntheit zu Hause; die Riviera in ein Bergland übertragen. Da ist Levico voll heiterer, schimmernder, lichter Sommerlichkeit. Da ist Roncegno mit seinem versonnenen Idyll. Und Borgo mit seinem stolzen, lachenden Reichtum, breit ins Tal gebettet. Levico ist ein versunkenes, schlafträumendes Märchen noch heute. Hier waren die Italiener nie. Von den Bergrändern, auf denen die Italiener einmal saßen, krachte bisweilen vielleicht einmal eine Granate ins Ortsende. Und richtete kaum besonderen Schaden an: die Artillerie war doch zu weit weg. Aber in Roncegno und in Borgo: da sind sie gewesen. Da hatten sie also die Male ihrer Kultur aufgedrückt.

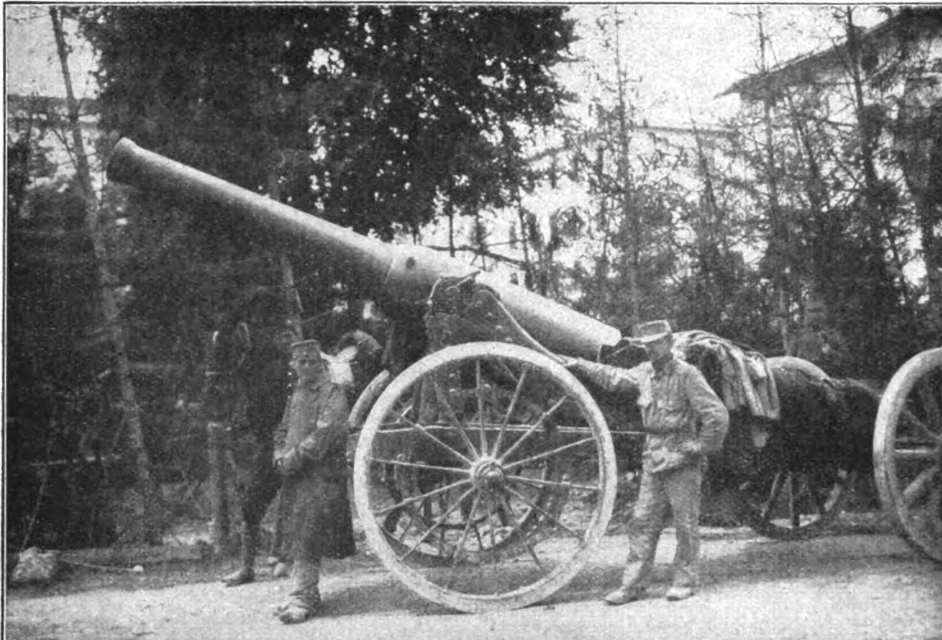
Das Innere der zerschossenen Kirche in Lastebasse im Astico-Tal.

Wenn die Russen ganze Städte, ganze Länder der Vernichtung preisgeben, so wirkt das Tragische der Betroffenen wenigstens nicht ganz unerwartet. Polen sollte dem Verderben geweiht sein, als die russischen Heere nach der Durchbruchsschlacht weit nach Osten mußten. Der Feind arbeitete gründlich, zerstörte, verbrannte damals nicht blos Ort um Ort. Kein einzelnes Gehöft blieb stehen, die schlechteste Hütte des ärmsten Bauern ging auf in Brand und Rauch. Der Bauer selbst, wurde zugleich mit dem Städter, fortgetrieben. Ganz Kongreßpolen lag da, zerschmettert, zerstampft und verheert, wie das deutsche Land in der Überlieferung aus dem dreißigjährigen Krieg. Immerhin aber konnten die Russen sich damals auf ein Prinzip berufen, das sie trieb. Der nachdrängende Verfolger sollte um keinen Preis ein Obdach finden. Seine Truppen sollten kein Korn Getreide erhalten können; sie brannten das Getreide ab, das sie nicht fortschaffen konnten. Im eroberten Land sollte der Sieger in eine Wüste kommen. So zweifelhaft dies Bekämpfungsmittel eines Vormarsches in dem Zeitalter der Eisenbahn und des Automobils war: immerhin war's ein Kampfmittel, wenn auch ein Kampfmittel der Verzweiflung. Die Italiener im Suganatal wurden Hals über Kopf zum Rückzug,



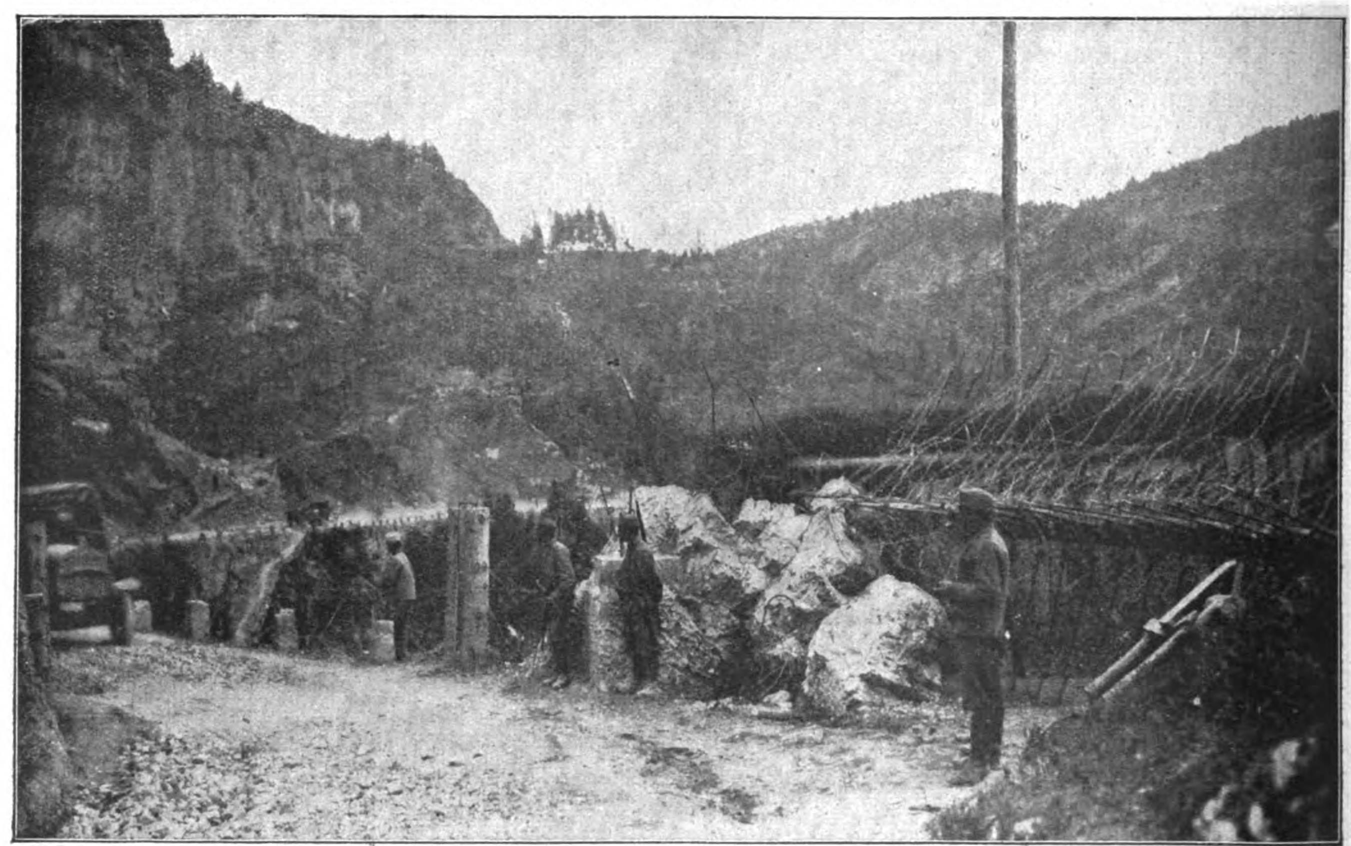
Österreichisch-ungarische Feldartillerie auf dem Marsch. Aufnahmen von Wilhelm Müller.

nein, zur Flucht aus einem Teil des von ihnen besetzten Gebietes gedrängt. Für sie war der Boden, den sie aufgeben mußten, nicht die gleiche, gleichgültige Erde, die Polen im äußersten Grunde für Rußland ist. Die Italiener hätten den Teil des Geländes, den sie „erlöst" hatten, auch nicht verwüsten dürfen, wennschon sie knapp vor der Flucht die Zeit dazu gehabt hätten. Aber sie hatten gar nicht die Zeit. Was sie in Roncegno oder in Borgo anrichteten, war in langsamer Blüte entstanden. Es war also Dauerarbeit und Dauerzustand. Man muß sich schon näher ansehen, wie sie dort lebten, wie dort die mitgebrachte Kultur die bodenständige erhöhte.



Ein erobertes italienisches 15 cm-Geschütz.

Ein Hotel im Kurpark. Breite, weiße, leuchtende Fassade, helle Flügelanbauten, die sich ins Parkgrün verlieren. Ein Badehotel, nicht anders als in Nizza, nicht anders als in Ostende. Im Dach ein Granatvolltreffer: gegen Granaten ist nichts zu sagen. Und da wir in den Räumen unter dem Granateinschlag herumturnen, ist eigentlich auch nur der Offizier, der uns die Sehenswürdigkeit dieses „Grand-Palast-Hotels" zeigen soll, ein wenig elegisch. Denn in den beiden Zimmern, in denen kein Stuhl, kein Stückchen Parkett oder Wand ganz geblieben ist, wohnte er genau zwei Wochen vor Kriegsausbruch mit seiner jungen Frau. Aber Krieg ist Krieg. Hotels, in denen Truppen sind, müssen beschossen werden, auch wenn's das allererste Hotel der Erde wäre. Indes der ganze übrige Teil des Prachtbaues ist unversehrt von Artillerietreffern. Der italienische Stab weilte hier bis zum Augenblick der Flucht aus dem Ort. Der große Speisesaal war sein Stall. Man nahm die Teppiche auch gar nicht erst weg; die Pferde lagen darauf. Von den Wänden überall die Tapeten heruntergerissen. Flaschenreste vor zerschmetterten Spiegelscheiben. Fast überall im Hotel Stühle mit Damastüberzügen. Aber fast überall aus den Damastbezügen große Vierecke herausgeschnitten: wenn einer der Leute, die hier wohnten, ein Taschentuch brauchte, so machte er sich's aus Damast zurecht. Wunderlich sind auch die großen Gevierte die aus den Perserteppichen geschnitten sind. Wenn einer der Reiter, die hier zu tun hatten, eine neue Sattelunterlage wollte, so war sie rasch aus Perserteppich hergestellt. Ein reizender, nicht allzu großer Saal. Blumenkörbe an den Wänden. Eine kleine Bühne im Hintergrund. Eine Kapelle musizierte dort, wenn die Gäste hier an kleinen Tischen speisten. Auf der kleinen Bühne versammelten sich, als die Italiener im Hotel die Herren waren, die Preisrichter. Denn in dem reizenden, nicht allzu großen Saal wurde Scheibenschießen abgehalten. Man liebte es, die hübschen Leuchtkörper von den großen Lampen abzuschießen, und dann, als die Leuchtkörper alle erledigt waren, die blinkenden Knöpfe aus den Kassetten der Decke. Sie durften sich alle, der Absicht ihres Krieges gemäß, nicht in Feindesprovinzen fühlen, hausten aber ärger, als in Feindesprovinz, hausten ärger, als irgendwo die Russen. Es störte sie auch gar nicht, daß der größte Teil der Gäste, die das Hotel im Frieden zur Kur



Straßensperre an der italienischen Grenze. Aufnahmen von Wilhelm Müller.

aufzusuchen pflegten, wie aus den Geschäftsbüchern hervorgeht, Reichsitaliener waren, daß überhaupt das Unternehmen — was auch sie wissen müßten — reichsitalienisches Kapital darstellte. Sie erlösten gleichwohl, hausten und wohnten in täglich weiterbetriebenen Zertrümmerungen, deren Spuren sie nicht forträumten, sondern im Gegenteil aufhäuften. Sie lebten im Schmutz, im unbegreiflich selbstgewollten Unrat, in einem Prunkhause, das unangetastet war als sie einzogen, und in dem sie trotz Krieg als die verwöhntesten Großstadtmenschen bei Warmwasserleitungen, Bädern, mit aller Behaglichkeit in vielen großen, reinen, luftigen Räumen hätten leben können. Aber kein Stuhl, kein Bett, keine Wanne blieb ganz. Als sie hinausgeworfen waren und unsere Offiziere hindurchzogen, verließ keiner ohne Übelkeit dies veränderte „Grand Palast-Hotel", das von fürchterlichem Geruch erfüllt war. Und ein und Zeitvertreib. Wie sie die Damastvierecke aus den Lehnen schnitten, die Sättel aus den Teppichen und wie sie, die das Volk der Musiker sind, in der Kirche die Orgelpfeifen sinnlos aus dem Gefüge rissen, nur um darauf herumzutreten und eben zu zerstören, wobei sie — gleich in Roncegno — nicht versäumten, auch das Schränkchen fürs Allerheiligste aufzubrechen und einiges von den Kirchenjuwelen mitzunehmen. Und all das ist im Grunde nicht bloß verdammenswert. Es ist noch weit mehr verwunderlich: um des psychologischen Antriebs willen. Wollten sie sich rächen? An der italienischen Bevölkerung, die gar nicht da war, die ihnen gar nichts getan hatte? Wollten sie das Russenbeispiel nachahmen, das in Polen noch einen militärischen Sinn hatte, in Tirol aber sinnlos war? War das die Erfüllung der Proklamationen, mit denen sie ausmarschiert waren? Lebten sie auch zuhause



San Pietro im Astico-Tal. Aufnahme von Wilhelm Müller.

Arbeitsbataillon arbeitete dann zwei Wochen lang daran, um wenigstens den Unrat auszutilgen.

Es liegt ja nichts an solch einem Hotel. Die Kriegsschäden sind überall, auf jedem Schauplatz so gewaltig, daß das Einzelne nie und nirgends zählt. Aber das Bezeichnende sei hier hervorgehoben: wo immer sie saßen, sie, die als Befreier ausgezogen waren, saßen sie auf solche Art. Zerstörten, zerstampften nicht aus Not, sondern aus Mutwillen lieber in Schmutz und Unsauberkeit, als in Reinheit und Gesundheit? Sicherlich gibt es nur eine einzige, wirklich einleuchtende Erklärung für die italienischen Kulturnachweise im Gebiete der „nationalen Aspirationen": daß auch nicht ein einziger Italiener, auch als er schon in dem Gelände saß, im Ernste daran glaubte, daß jemals dies Gelände zu den Zierstücken der Krone Italiens wirklich gehören könne.

Unterwegs und an der Front. Aus dem Kriegstagebuch von K. Küchler (im Westen).

Ich fuhr mit einem Offizier über die wunderbare Landstraße, die von Chauny nach Soissons führt. Als wir durch das hochgelegene Dorf Terny kamen, sah ich die Kirche, die sich mit abgeschossener Turmspitze malerisch in den blauen Himmel hineinschrieb.

„Sehen Sie," rief ich, „das Dorf ist unversehrt, aber den Kirchturm hat eine Granate enthauptet."

„Ja," entgegnete der Offizier, „da hat ein Schuß gesessen, aber nicht jetzt, sondern im Jahre 1870. Man hat den Turm nicht wieder aufgebaut. Er sollte mit seinem zerschossenen Kopf eine dauernde Erinnerung sein und eine ewige Aufforderung zur Vergeltung!"

Wir fuhren an der Kirche vorbei. Deutsche Soldaten saßen in ihrem Schatten.

Unweit der Aisne steht mitten in einem Dorf, das fast nur noch Staub und Schotter ist, ein trostlos zerschossenes Kirchlein. Es fallen noch fast täglich französische Granaten in das Dorf und in das arme, tote Gotteshaus. Als ich in die Kirche trat und über die Trümmer kletterte, wogte die Sonne mit strahlend weißem Licht durch die zerschossenen Fenster über die Schuttmassen. Im verwüsteten Chor stand, fast unversehrt aus dem Chaos herauswachsend, der Altar. Der Altar war mit frischen Blumen bekränzt, ganz bedeckt mit Rosen, Rittersporn und Akelei aus einem nahen verwilderten Garten, mit rotem Mohn, Margeriten und Kornähren vom nahen Felde. Die Blumen lagen aufgeschichtet wie zu einem frommen Opfer. Die Sonne strich mit goldenen Händen über die bunte Pracht.

Es gab in dieser Trümmerwüste keine Einwohner mehr. Nur deutsche Soldaten wohnten in den nahen Unterständen und Felsenhöhlen.

Auf einem Wiesenhang an der Ailette, im dunklen Rahmen hoher Ulmen, liegt ein entzückendes Jagdschlößchen, ganz mit kastanienbraunem Holzwerk ausgekleidet, geschmückt mit zierlichen Erkern, anmutigen Türmchen, spitzen Giebeln. Wie ein von heiterer Laune geschaffenes Spielzeug sieht es von weitem aus. In diesem Schlößchen wohnte eine Zeit lang ein deutscher Staffelstab; doch da es zu weit von der

Landstraße lag, zog man aus und ließ es leer. Das hübsche Spielzeug gehört einem bekannten Arzt aus Paris; als der Krieg ausbrach, wohnte seine Freundin darin, eine sehr bekannte französische Kunstreiterin.

Als ich durch die verlassenen Räume des Schlosses ging, durch wunderschöne Zimmerchen, fand ich auf einem zierlichen Schreibtisch aus matt poliertem Rosenholz einen angefangenen Brief. „Mein süßer Freund," war auf dem veilchenblauen Papier zu lesen, „warum kommst du nicht, mich zu holen? Ich leide schrecklich! Unsere Soldaten strömen zurück, und die Preußen . . ."

An dieser Stelle brach der Brief ab. Die Preußen waren geschwinder als die Feder der schönen Freundin. Ich fragte die Leute aus der Umgebung, und die erzählten mir, daß die Kunstreiterin, die in ihren Ställen zu Paris ganz gewiß die vornehmsten und edelsten Tiere Frankreichs stehen hatte, auf einem schweren, braunen Ackergaul trab trab davongeritten sei, über Ribecourt nach Compiègne, als die ersten Pickelhauben aus den Wäldern an der Ailette auftauchten.

⁂ ⁂ ⁂

Wir saßen auf einer Steinbank unter dem alten Birnbaum im Garten meines Quartiers, Marcelle und ich, und schauten weit über das Land. Über den Bergen hinter der Oise, wo die französischen Artilleriestellungen waren, flammte das Abendrot wie purpurnes Feuer.

„Was soll ich dir heute erzählen, Marcelle?" fragte ich. Sie hörte so gern kleine Geschichten, die fröhliche Marcelle.

„Ah!" rief sie mit blanken Augen und reckte die Arme. „Das ist ein Abend, Monsieur, um hübsche Liebesgeschichten zu erzählen!" Sie lachte klingend, ihre weißen Zähne blitzten, in ihrem braunen Haar schimmerten die letzten Sonnenfunken wie altes Gold.

„Wo mag dein Freund jetzt sein, Marcelle?" fragte ich scherzend. Ich durfte das fragen, weil ich wußte, Marcelle hatte keinen Freund.

Marcelle verzog den Mund ein wenig. „Oh . . . Sie wissen recht gut . . . ich brauche an keinen Freund zu denken. Ich war noch zu jung, als der Krieg ausbrach . . . kaum sechzehn!"

„Aber wenn der Krieg zu Ende ist, Marcelle?"

Da sah die fröhliche Marcelle mich groß an; erst nachdenklich, dann mit einem Erschrecken in den Augen, und dann mit einem Blick, als hätte sie ein Grauen gepackt. In ihre klare Stirn schob sich eine Falte, ihre Hände lagen geballt und bebend im Schoß.

„Wenn der Krieg zu Ende ist," sagte sie wie aus einer Seele voll Qual und Not; „oh . . . wer kann sagen, was uns dann erwartet! ? Jetzt wissen wir nichts, wir sind wie in der Finsternis! Wir hören nichts von den Unsern . . . wir hören immer nur die Kanonen . . . unsere Brüder kämpfen und leiden und fallen und sterben . . . ich werde nie einen Freund finden . . . unser armes Frankreich wird sein wie ein großes Grab . . ."

Marcelle, die fröhliche Marcelle, senkte den Kopf und weinte in ihre Hände hinein.

Eine schwarze Hand fuhr über den Himmel im Westen und löschte das letzte Leuchten der Sonne.

⁂ ⁂ ⁂

Mein Quartierwirt kam zu mir ins Zimmer, ein Mann von sechzig Jahren. Es war am zwölften Tag der großen, fruchtlosen Offensive der Engländer und der Franzosen.

„Hier will ich Ihnen etwas schenken," rief er hart und verbissen. „Ich mag das Ding nicht mehr länger behalten!"

Er warf eine gelbe Münze von der Größe eines Sousstückes auf den Tisch. Ich nahm sie auf und betrachtete sie mit Staunen. Es war eine Erinnerungsmünze an die Schlacht von Sedan, eine Verhöhnung Kaiser Napoleons III. Auf der Vorderseite der Münze sah man den gut gezeichneten Kopf Napoleons III. Im Munde hing eine dampfende Zigarette, auf dem Kopf trug er eine preußische Pickelhaube, die Schuppenkette unterm Kinn. Auf dem Rockkragen war das Wort Sedan zu lesen. Die Umschrift lautete: „Napoleon III., der Nichtswürdige. 80 000 Gefangene." Auf der Rückseite war statt des Adlers eine Eule mit Adlerflügeln. Die Umschrift hieß: „Der französische Vampyr. (Auf französisch ein Wortspiel: Vampire français anstatt Empire française) 2. Dezember 1851 bis 2. Dezember 1860."

Ich blickte den Alten fragend an. Der sagte rauh, nach kurzem Lachen:

„Sechsundvierzig Jahre lang hab ich das Ding in der Tasche getragen. Ich habe gewartet auf die Rache für Sedan. Aber es ist nichts mit der Rache für Sedan!"

Er verließ das Zimmer mit dröhnenden Schritten.

⁂ ⁂ ⁂

Ich sah zu, wie die Wäscherin, eine alte, weißhaarige Frau mit strengem, faltigem Gesicht, meine Taschentücher bügelte. Sie wusch und plättete für die deutschen Soldaten vom frühen Morgen bis zum Abend. Auf krummem Rücken trug sie die Last ihrer siebzig Jahre.

„Sie werden auch froh sein, wenn der Friede wieder da ist," fing ich das Gespräch an.

Die Alte blickte nicht auf. Sie hielt das Bügeleisen fest in der mageren Hand und faltete sorgsam ein Taschentuch. Dann nahm sie ein neues Tuch und holte ein neues Eisen vom Feuer und fing an zu reden

„Dummes Zeug, Herr. Krieg oder Frieden . . . es ist alles eins. Soldaten, Soldaten, Soldaten! Ich habe mein ganzes Leben lang immer nur für Soldaten gearbeitet. Ich bin aus Laon, die Tochter eines Sergeanten von der Division Canrobert. Im Krimkrieg bei Sebastopol haben sie ihm ein Bein weggeschossen. Da mußte ich für mein und sein Leben sorgen, und ich wusch, zehnjährig, für die Soldaten in Laon; 1870 kamen die Preußen nach Laon . . . ich weiß noch, wie eine ganze Kompagnie von ihnen mit der Pulverkammer in die Luft flog . . . da wusch ich für die deutschen Soldaten. Ich heiratete nach dem Krieg einen Korporal, er verdiente nicht viel, ich wusch für die Soldaten, ein Jahrzehnt nach dem andern. Mein Mann wurde auf dem Schießplatz von einer abirrenden Kugel getroffen, mitten im Frieden. Er starb, und ich kam nicht zur Ruhe. Jetzt sind die Preußen wieder da, zwei Jahre schon, ich hab' meine Arbeit, ich komme nicht zum Denken. Es ist immer das gleiche, Krieg oder Frieden, Preußen oder Franzosen . . ."

Sie machte eine etwas müde und ergebene Handbewegung und setzte das Eisen weg.

„Sie haben keine Kinder, Madame?" fragte ich zögernd.

Sie blickte auf. „Zwei Söhne, Herr, zwei Korporale. Sie kämpfen drüben, alle beide!"

Sie sah mich drohend an, als ob sie sagen wollte: „Wage nicht, nach dem Schicksal meiner Söhne zu fragen. Ich kenne es nicht, und Krieg ist Krieg, und Soldaten sind Soldaten . ."

„Da sind Ihre Taschentücher, Herr. Zwei Sous das Stück!"

⁂ ⁂ ⁂

Wir hatten in unserer kleinen Stadt am Rande des Operationsgebietes zwei französische Beerdigungen kurz hintereinander.

Ein Kind, der zehnjährige Sohn des Bürgermeisters, hatte im Kleefeld eine Handgranate gefunden, die während einer Übung durch unglücklichen Zufall verloren worden war. Die Granate entzündete sich, und das arme, blühende Kind wurde getötet. Teilnahme und Mitleid unter den deutschen Offizieren und Soldaten war groß. Die Offiziere schickten Kränze, und die Soldaten, junge Rekruten und alte Landsturmmänner, brachten Blumen, Lilien und Rosen und Nelken, um den kleinen Sarg zu schmücken. Bei der Trauerfeier in der Kirche standen unsere Offiziere und viele Soldaten vor dem Sarg, um den die hohen Kerzen brannten, und alle schlossen sich dem Zuge an, der den armen toten Jungen zum Friedhof brachte.

Der Vater empfand die Echtheit und die Wärme in der Teilnahme der Deutschen, und er schrieb den Offizieren dankbare Briefe. „Seien Sie überzeugt", schrieb er einem, „daß wir mitten in den schrecklichen Prüfungen, denen die Menschlichkeit gegenwärtig ausgesetzt ist, den Wert Ihrer Teilnahme ganz besonders hoch einschätzen. . . Wir haben in Ihren teilnehmenden Worten das Herz des Vaters neben dem des Soldaten schlagen gehört."

Wenige Tage später beerdigten wir einen französischen Unteroffizier, der gefangen genommen und in unserm Feldlazarett gestorben war. Deutsche Soldaten trugen den Sarg, der unter der Fülle der Blumen fast verschwand, unsere Offiziere folgten, und die Soldaten schlossen sich in langem Zuge an. Am Grabe sprach der deutsche Feldpfarrer ergreifende Worte: „Der Feind starb . . . wir geben einen Mann in die Erde, der ein Soldat und ein Mensch ist wie wir." Und während der Pfarrer sprach und unsere Soldaten still den Helm in der Hand hielten, wühlte in der Ferne das dumpfe Gewitter einer furchtbaren Schlacht.

Ich konnte nicht unterlassen, einen Franzosen, einen Einwohner der kleinen Stadt, zu fragen, ob drüben, jenseits der deutschen und der französischen Gräben, eine ähnliche ergreifende Teilnahme und Kameradschaftlichkeit möglich sei.

Der Franzose blickte eine Weile starr gerade aus. Dann sagte er mit unverkennbarer Feindseligkeit in der Stimme:

„Nein . . . das glaube ich nicht!"
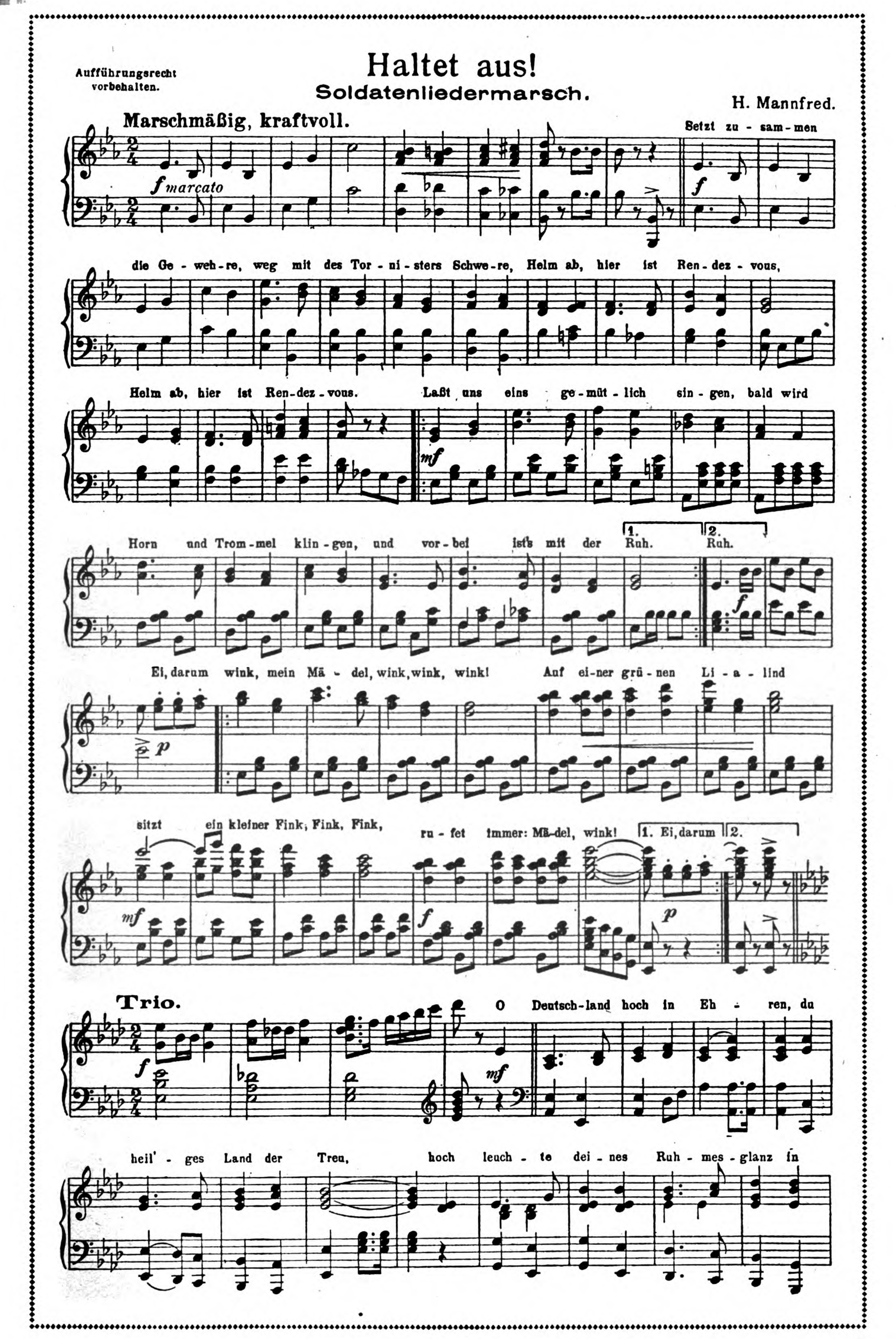
„Und dennoch will Frankreich das Land der höchsten Menschlichkeit sein?"
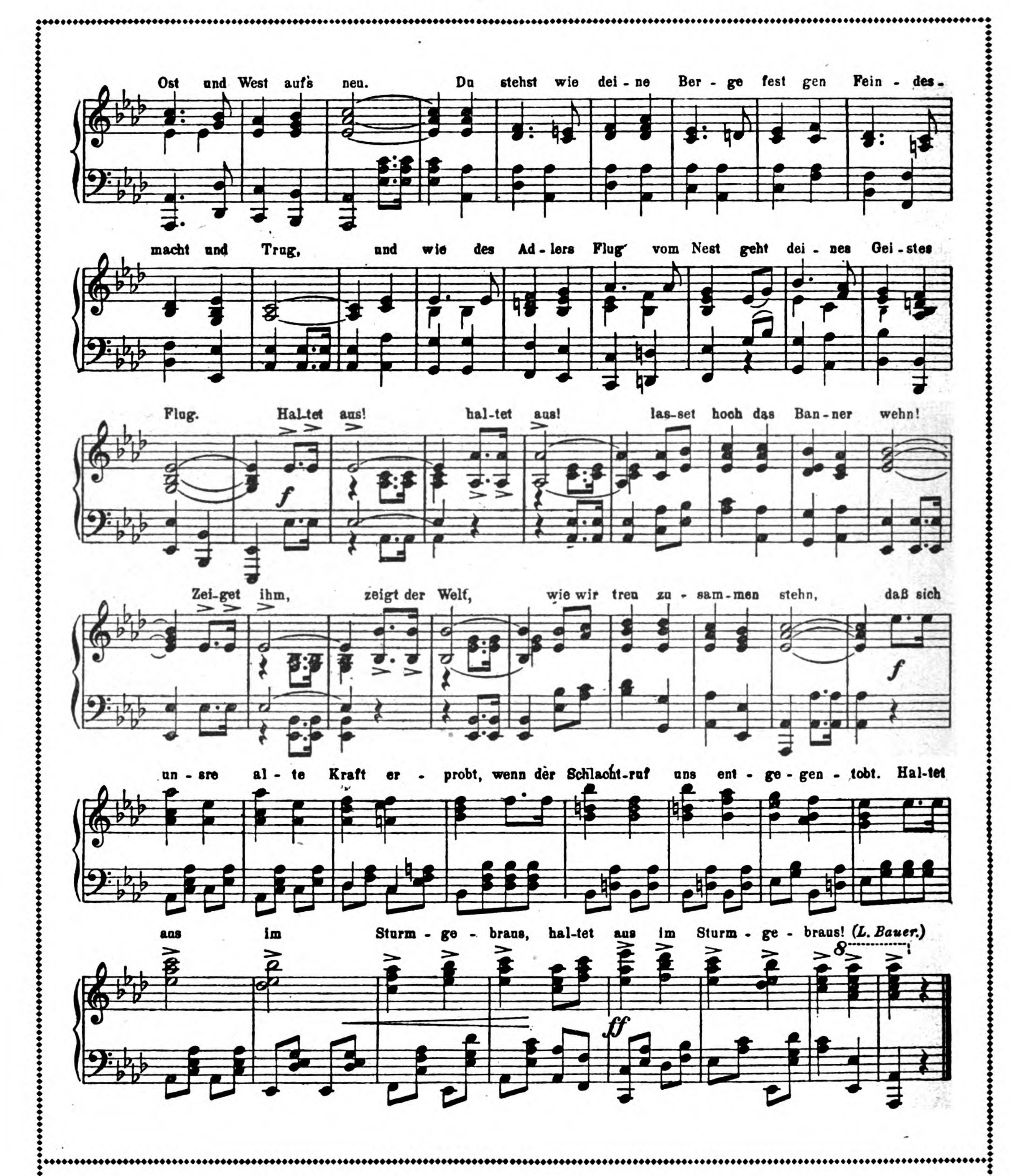
Der Mann schüttelte den Kopf.

„Frankreich ist das Land des glühendsten Patriotismus!" entgegnete er hart und mit zusammengezogenen Augenbrauen.

Ich schwieg betroffen. Es denken gewiß nicht alle Franzosen so, aber der tiefe und unversöhnliche Haß, der aus den Worten und dem Tonfall dieses Mannes sprach, war nicht der Ausdruck eines Einzelnen, es sprach aus ihm das verhärtete Gemüt eines ganzen Volkes.

Wo ist der Deutsche, dachte ich, der über der heißen Liebe zu seinem Vaterlande vergißt, daß hinter allem Leid und aller Furchtbarkeit und aller Wirrnis unserer Zeit die Versöhnung steht und die Menschlichkeit?


Aufführungsrecht vorbehalten.
Haltet aus!
Soldatenliedermarsch.
H. Mannfred.
Marschmäßig, kraftvoll.
f marcato
Setzt zu - sam-men die Ge - weh-re, weg mit des Tor - ni - sters Schwe-re, Helm ab, hier ist Ren-dez - vous, Helm ab, hier ist Ren-dez - vous.
Laßt uns eins ge-müt - lich sin - gen, bald wird Horn und Trom-mel klin - gen, und vor - bei ist's mit der Ruh. Ruh.
Ei, darum wink, mein Mä - del, wink, wink, wink! Auf ei-ner grü - nen Li - a - lind sitzt ein kleiner Fink, Fink, Fink, ru - fet immer: Mä-del, wink! 1. Ei, darum 2.
mf
p
Trio.
O Deutsch-land hoch in Eh - ren, du heil' - ges Land der Treu, hoch leuch - te dei - nes Ruh - mes - glanz in



Setzt zusammen die Gewehre,
fort mit des Tornisters Schwere,
Helm ab, hier ist Rendezvous!
Laßt uns eins gemütlich singen,
bald wird Horn und Trommel klingen,
und zu End' ist's mit der Ruh'.

Kommt uns nun auf unsern Wegen
irgendwie ein Feind entgegen,
der es schlecht mit Deutschland meint:
„Bataillon!" heißt's, „soll chargieren,
Laden und Kolonn' formieren!"
Vorwärts geht es auf den Feind.

Blitzen dann durch dicke Nebel,
feindliche Kavall'ristensäbel,
wird geschwind Karree formiert.
Kommt die Infantrie geschritten,
in Kolonnen nach der Mitten,
rechts und links wird deployiert.

Kavall'risten auf dem Flügel,
festgewurzelt in dem Bügel,
sprengen jetzt zum Einhau'n vor.
Donnern drüben die Kanonen,
gibt's auch hier kein Pulverschonen,
Kugeln speit das Feuerrohr.

Horcht! „Das Ganze!" wird geblasen,
„Gewehr in Ruh'!" — Auf grünem Rasen
liegt manch wack'rer Reitersmann.
Beim Apell so mancher schweiget,
und die blinde Rotte zeiget,
daß der Feind auch schießen kann.

„Augen links!" Es kommt gejagen
der General, er wird euch sagen,
was das Vaterland begehrt:
„Frieden!" heißt's „ihr Waffenbrüder,
morgen geht's zur Heimat wieder!
Achtung, präsentiert's Gewehr!"

Mit Genehmigung des Verlages entnommen dem dreibändigen Werke: Schwert und Leier. Musikalischer Hausschatz zur Kriegszeit. 300 Vaterlandslieder Soldaten- und Kriegslieder, Volkslieder, ernst und heiter, alte und neue Armeemärsche. Für Klavier gesetzt leicht spielbar und sangbar. Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung, Rob. Lienau, Berlin.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

26. Juli 1916: In der Somme-Schlacht Kämpfe bei Pozières, am Fourreaux-Wald, bei Longueval, La Maisonnette und Estrées. Kleine Fortschritte rechts der Maas. — Angriffe bei Gorodischtsche; ebenso bei Beresteczko und Rozišzcze.

27. Juli: Neue Angriffe bei Pozières und Barleux. Kämpfe in Gegend »Kalte Höhe«—Fleury. Gefechte bei Warneton, Richebourg und Vienne-le-Château. — Blutige Angriffe an der Schtschara, bei Beresteczko, zwischen Radziwillow und dem Styr und an der Straße von Leczniow. — Heftige Kämpfe bei Paneveggio.

28. Juli: Neue Angriffe bei Pozières, am Fourreaux-Walde, in Longueval und im Delville-Walde sowie bei Soyecourt. Kämpfe bei Thiaumont. — Heftige Anstürme gegen die Front Skrobowa—Wygoda und unsere Schtschara-Stellungen. Verluste bei Swiniuchy; Fortschritte bei Pustomyty. Heftige Anstürme auf Brody.

29. Juli: Wieder starke Angriffe bei Pozières. — Neue Angriffe an der Front Skrobowa—Wygoda, am Stochod-Abschnitt, nordwestlich Luck, bei Monasterzyska und bei Tlumacz. — Zeppelin-Angriff auf die englische Ostküste; Leuchtturm an der Humbermündung vernichtet.

30. Juli: Nördlich der Somme Feuer von größter Heftigkeit; Angriffe bei Pozières und Longueval. — Kämpfe bei Skrobowa. Äußerst heftige Angriffe von Stobychwa bis Beresteczko; Front aus dem Stochod-Bogen nördlich der Bahn Kowel—Rowno zurückgenommen. Heftige Kämpfe bei Molodylow, nordwestlich Kolomea und im Westen und Nordwesten von Buczacz.

31. Juli: Wieder sehr heftige Angriffe bei Pozières und Longueval. Gefecht bei Brunay. Kämpfe bei Thiaumont. — Starke Anstürme an der Bahn Kowel—Sarny, zwischen Witoniez und der Turya und an der Lipa. Fortschritte bei Zarecze. Kämpfe bei Buczacz und östlich Kirli Baba. Fortschritte im Gebiete von Tofanen (Dolomiten).

1. August: Nördlich der Somme räumlich begrenzte aber erbitterte Kämpfe, besonders am Fourreaux-Walde und bei Maurepas. — Weitere Anstürme gegen die Stochod-Front. Gefechte westlich Buczacz und bei Molodylow.

2. August: Angriffe bei Maurepas, Monacu, an der Straße Maricourt—Clery, bei Belloy und Estrées. Fortschritte bei Thiaumont, nordöstlich der Feste Souville und im Laufée-Wäldchen. — Kämpfe südwestlich Pinsk und bei Lubieszow. Angriffe im Stochod-Bogen, bei Wisniowczyk und bei Welesniow. — Das italienische U-Boot »Giacinto Puilino« genommen.

3. August: Starke englische Angriffe an der Straße Bapaume—Albert und östlich des Trônes-Waldes, französische bei Maurepas, Barleux und Estrées. Heftige Kämpfe auf dem Pfefferrücken, bei und in Fleury und im Laufée-Wäldchen. — Angriffe bei Lubieszow, Ponikowica und Welesniow. — Torpedobootangriff auf Molfetta.

4. August: Angriff bei Ovillers, Guillemont, Monacu und Barleux. Fleury wieder erobert, Angriffe bei Werk Thiaumont und im Chapitre- und Bergwalde. — Kämpfe bei Lubieszow und im Abschnitt Sitowicze—Wielick. Fortschritte in den Karpathen in Gegend des Kopilas sowie am Czarny Czeremosz.

5. August: Immer noch Angriffe von Ovillers bis zum Fourreaux-Walde, bei Pozières und Maurepas. Erbitterte Kämpfe bei Werk Thiaumont. — Übergangsversuche bei Dweten vereitelt. Kämpfe bei Zalosze und Ratyscze am Sereth.

6. August: Die Kämpfe bei Pozières dauern an. Erbittertes Ringen um Werk Thiaumont; Fortschritte im Chapitre-Walde. — Fortschritte bei Zarecze (am Stochod). Bei Zalocze gewannen die Russen das rechte Sereth-Ufer. Angriffe im Gebiete des Capul. — Italienisches Luftschiff bei Lissa verunglückt.

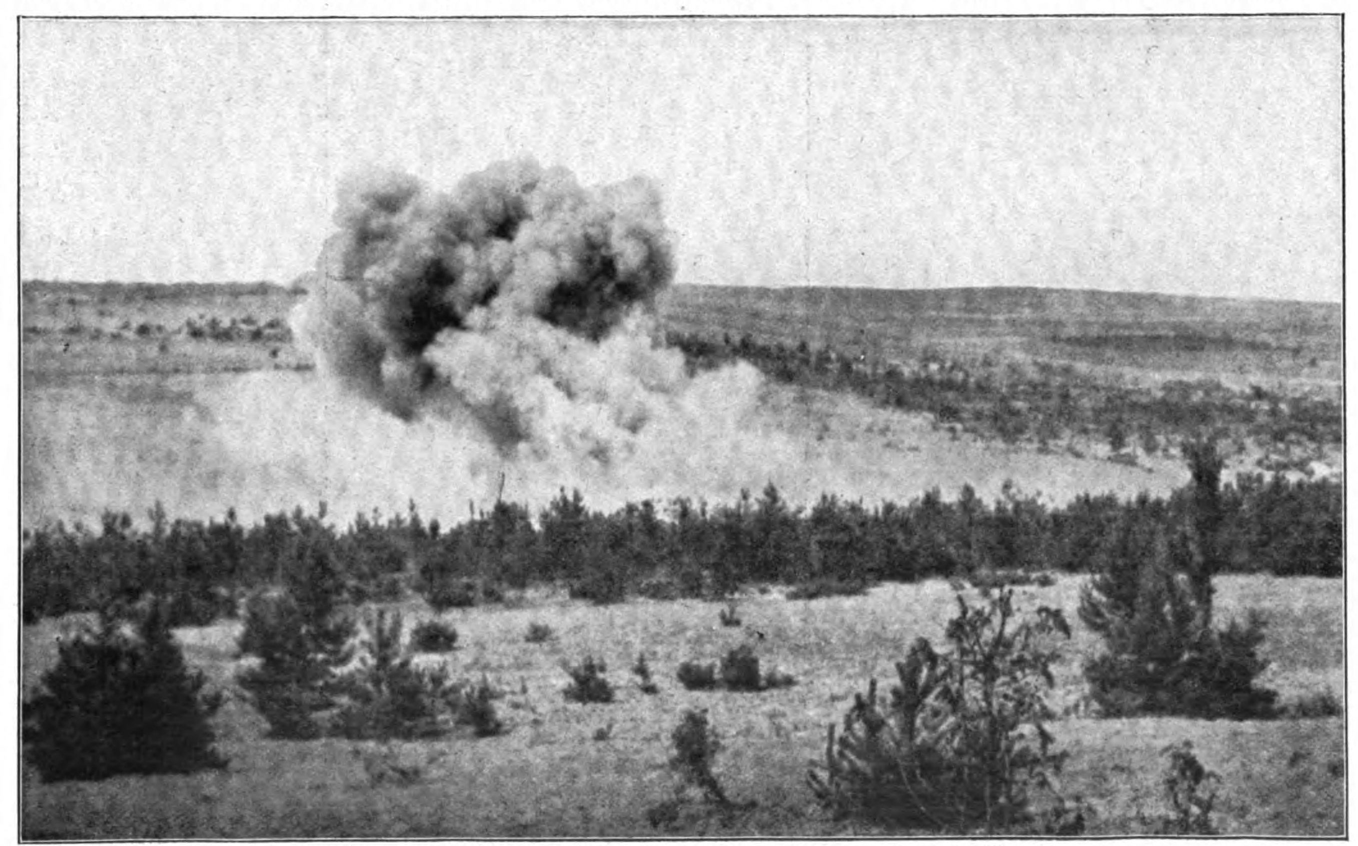
7. August: Neues Ringen bei Pozières, zwischen Thiepval und Bazentin-le-Petit sowie bei Monacu. — Russische Angriffe bei Zarecze, Zalocze und südlich davon auf dem rechten Sereth-Ufer. In den Karpathen die Höhen Plaik und Dereskowata gewonnen. — Äußerst heftige Beschießung des Görzer Brückenkopfes.

8. August: Immer noch heftige Angriffe bei Pozières, Bazentin-le-Petit und Maurepas; ebenso bei Estrées und Soyecourt. Kampf bei Werk Thiaumont. — Angriffe bei Zarecze, westlich Luck und bei Zalocze. Front Tlumacz—Ottynia zurückverlegt. — Brückenkopf von Görz aufgegeben.

Feldpostbrief aus dem Westen. Von Prof. Dr. G. Wegener, Kriegsberichterstatter.

In meinem letzten Feldpostbrief hatte ich einmal anderen Gedanken als denen an kriegerische Ereignisse Raum gegeben, hatte ich von jener „anderen Welt", der Welt der Kunst, der Schönheit, des Empfindens gegenüber der Welt der Taten, gesprochen. Seitdem aber hat der Krieg, in seiner gewaltigsten Gestalt, mit dem furchtbarsten, alles andere übertönenden Donner seiner Stimme, sein Recht auf Beachtung von neuem geltend gemacht. Mit der englisch-französischen „Offensive" hat ein neuer Akt in dem ungeheuren Drama des Weltkampfes begonnen, spannungsvoller und entscheidender vielleicht, als irgend einer der vorhergehenden. Zugleich ist ein neuer Teil der Front, von dem bisher in diesem Kriege nur wenig die Rede war, in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit getreten, und den im Krieg weltberühmt gewordenen Flüssen, der Marne, der Aisne, der Maas, ist ein neuer zugesellt worden, dessen Name unvergessen bleiben wird: die Somme.

Mir selbst sind die Gegenden der englisch-französischen Offensive aus verschiedenen Frontbesuchen bekannt. Ein wenig nördlich von den Gebieten, wo sie bis jetzt sich entwickelt hat, bin ich sogar erst ganz vor kurzem, unmittelbar vor dem Ausbruch der Offensive, gewesen. Daß eine solche in diesem Sommer noch bevorstände, wußten wir ja seit langem und haben uns an allen den Stellen, wo sie möglicherweise kommen konnte, darauf vorbereitet, sie würdig zu empfangen. Um einiges von diesen Vorbereitungen zu sehen, suchte ich jüngst die Gegend von Lens und Loos auf. Ich konnte dort



Einschlag einer englischen Granate großen Kalibers. Aufnahme von Paul Wagner.

unter der liebenswürdigen Führung des Majors v. G. vom Stabe des . . . Armeekorps unsere sämtlichen Verteidigungsstellungen in dieser Gegend bis in die vorderste Linie, wenige Meter den Engländern gegenüber, durchwandern. In den frühen Morgenstunden, wo wir diesen Gang unternahmen und wo, nach einer ziemlich lebhaften Nacht, die Kämpfer beider Teile großenteils schlummerten, war es möglich, ohne Schwierigkeiten so weit vorzukommen, die Gräben frei nach allen Richtungen zu durchstreifen und, wenn man auch die Gasmaske, ohne die niemand dort sein darf, immer zur Hand hatte, sich alle Einrichtungen anzusehen. Nur selten pfiff ein Gewehrschuß von drüben über die Brüstung herüber oder eine feindliche Gewehrgranate platzte irgendwo in der Nachbarschaft mit heiserem Krach. Etwas später am Tage, wo das tägliche, seit einiger Zeit immer lebhafter gewordene Artilleriefeuer und das Minenwerfen zu beginnen pflegt, wäre das ausgeschlossen gewesen. Auch so schon hatte die Stille in den vordersten Gräben, in denen wir wegen der Nähe des Gegners die Stimme zum Flüstern dämpften, etwas eigentümlich Spannungsvolles, wie die Ruhe vor dem Losbruch eines Gewitters. Mit Hilfe des Stangenspiegels oder, im Vertrauen ich weiter vorn gesehen hatte, erschien das für mein Gefühl fast als eine unnötige Vorsicht, aber doch war diese sorgfältige Erwägung aller Möglichkeiten durchaus richtig und erfreulich. Ich lernte auch das Geheimnis der raschen Kampffähigkeit der Maschinengewehre im entscheidenden Augenblick des Sturms kennen, was bei der gegenwärtigen Offensive auf seiten der Engländer so großes Erstaunen und so schreckliche und ihnen unerwartete Verluste hervorgerufen hat.

An einer Stelle nahe dem höchsten Punkte der im vorigen Herbst bei dem Angriff der Engländer in der Gegend von Loos so heftig umkämpften Höhe 70, wo eine Bodenwelle Deckung gegen Sicht schuf, konnten wir auch einmal aus den Gräben hinausklettern und einen Rundblick auf die Gegend werfen, deren Örtlichkeiten durch die wilden Kämpfe des vorigen Jahres so düstere Berühmtheit gewonnen haben. Im Grunde vor mir lag Loos selbst, oder besser der Trümmerhaufen dieses ganz zusammengeschossenen Minenortes, überragt von seiner mächtigen schwarzen Schutthalde und den bis zur Unkenntlichkeit von unseren Granaten zerfetzten Eisentürmen der Förderschachte der Kohlenmine. Gegen Norden erschien, ebenfalls in einer Bodenfalte, das nicht minder viel-



Somme-Landschaft unweit Péronne. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener.

auf die zur Zeit in unserm Rücken stehende, den Gegner blendende Sonne, auch gelegentlich in raschem Hinüberschauen über die Brüstung, betrachtete man die Gräben der englischen Front, erkennbar an den niedrigen Streifen weißlicher Bodenmassen, die hinter den rostigen Stacheldrahtgürteln dahinliefen, aus der unmittelbarsten Nähe bis in die Fernen des Horizonts, in labyrinthischen Windungen über die flachwelligen, von Granatlöchern durchnarbten Gelände sich verzweigend. Alle scheinbar vollkommen verlassen, ohne sichtbare Spur irgend eines Lebens. Und doch wußte man, fühlte es fast körperlich, wie dort drüben, hart unterhalb des Erdbodenrandes, sich eine ungezählte Schar erbittertster Feinde verbarg; wie dort, in Gräben und unterirdischen Löchern, ungeheure Massen von totbringender Munition aufgespeichert waren und Mengen schwerer Geschütze des Augenblicks harrten, ein vernichtendes Trommelfeuer über uns herzusenden. Aber ich kann nur sagen, daß dieses Bewußtsein, die Aussicht auf eine englische Offensive, bei unseren Leuten nur das eine Gefühl auslöste: möchten sie doch kommen, damit wir sie heimsenden können, wie es ihnen gebührt! Mit Stolz zeigte man mir die bewunderungswürdigen Anlagen, die hier in unermüdlicher Tätigkeit geschaffen waren, und an denen dennoch rastlos weiter gearbeitet wurde. So traf mein Führer selbst auf unserem Gange Anordnungen, an einem beherrschenden Punkte einen weiteren Maschinengewehrstand einzurichten, von dem ein wichtiger Teil unseres eigenen Geländes bestrichen werden konnte. „Für den Fall, daß sie bis hierher durchkommen sollten," sagte er; denn es handelte sich hierbei um eine weit zurückliegende rückwärtige Stellung. Nach dem, was genannte Hulluch; nicht weit davon das Gespinst der weißlichen, labyrinthisch durcheinander gewebten Grabenränder des „Hohenzollernwerkes". Im Vordergrunde erstieg die Chaussee von La Bassée nach Lens unsern Höhenrücken; freilich kaum noch als solche erkennbar. Granaten hatten sie vollkommen zerpflügt, und die Bäume zu beiden Seiten waren nur noch schwärzliche, zersplitterte Stümpfe. Grausig sahen von hier auch die anderen in der Nähe gelegenen „Fossen", das heißt, die riesenhaften Konstruktionen aus Eisen und Glas, aus, die sich an den verschiedenen Minen und Hütten dieser Gegend erheben. Als weithin sichtbare Aufragungen in diesem Flachland sind sie besondere Ziele der Artillerie und darum im Bereich der Kämpfe allenthalben von Geschossen zerrissen und zersplittert, oft kaum noch von irgendeiner an ihre Bestimmung erinnernden Form.

Wir sind hier im Bereich des großen Steinkohlengebietes von Nordfrankreich, einer Fortsetzung des belgischen Kohlengebietes. Erst im Jahre 1717 wurde das Vorhandensein der Kohle im französischen Flandern durch Zufall entdeckt, gelegentlich einer Brunnenbohrung in Fresnes bei Valenciennes. Ihre Fortsetzung nach Artois hinein wurde sogar erst im Jahre 1841 gefunden; hier nicht mehr durch Zufall, sondern durch wissenschaftliche Schlußfolgerung und Untersuchung. In einem breiten Bande zieht sich das Kohlengebiet von Belgiens Grenze ostwärts Valenciennes gegen Westnordwest bis jenseits des Meridians von Lille. Douai und Lens liegen an seinem südlichen, La Bassée an seinem nördlichen Rande. Nicht weit von meinem Standort nach Nordosten erschienen die Minen von Courrières, wo im Jahre 1906 das furchtbare



Zerschossene betonierte Unterstände unserer Truppen, die zuerst verloren, später aber zurückerobert wurden. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

Minenunglück eintrat, das durch schlagende Wetter zwölfhundert Arbeiter tötete und wo sich bekanntlich deutsche, aus dem Rheinland zu Hilfe gesendete Bergleute mit so großer Kühnheit an den Rettungsarbeiten für die Verschütteten beteiligten. Auf einem Platz in der benachbarten Ortschaft Sallaumines, deren Einwohner ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen waren, sah ich ein Denkmal zur Erinnerung an das Unglück. Ob sich in den Herzen der Bevölkerung noch ein solches zur Erinnerung an die selbstlose und mutige Tat der Deutschen findet, ist schwer zu sagen.

Im Süden von meinem Beobachtungspunkte lag auch, ganz nahe, die unselige Stadt Lens, die, ehedem ein blühender Ort von mehr als dreißigtausend Einwohnern, ein lebendiges Zentrum der Minenindustrie gewesen ist und jetzt eine schwere Leidenszeit hinter sich und noch schlimmeres vor sich hat. Der feindlichen Front sehr nahe gelegen, ist sie seit etwa einem Jahr, seit die Franzosen weittragende Geschütze in ihre Stellungen gebracht haben, von ihren eigenen Landsleuten rücksichtslos beschossen worden. Zahlreiche friedfertige französische Einwohner wurden bereits durch französische Granaten



Französische Gefangene in Péronne beim Abtransport. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

getötet, weil der Gegner die Quartiere unserer Soldaten, die er darin vermutet, zerstören will. Die geängstigte Bürgerschaft, die heute auf etwa dreizehntausend zusammengeschmolzen ist, hat in ihrer Angst und Sorge durch ihren Bürgermeister, mit Genehmigung der deutschen Militärbehörden, an die französische Heeresleitung einen verzweifelten Brief geschrieben, in dem sie auf die militärische Sinnlosigkeit dieses Bombardements hinwies und um Schonung bat. Einen nachweisbaren Eindruck hat der Brief nicht gehabt. Die Franzosen wurden gerade in jener Zeit vor Lens durch die Engländer abgelöst, und diese bekunden keinerlei Rücksicht auf die Stadt und die Frauen und Kinder der Bundesgenossen; es wird weiter fast täglich nach Lens von ihnen hineingeschossen. Ich fuhr nach Rückkehr aus den deutschen Grabenstellungen selbst nach Lens hinein, und es war ein erschütternder Eindruck, die großen zum Teil ganz frischen Löcher in den Fronten und Giebeln der Häuser, an dem Bau der hochragenden Kirche undsoweiter zu sehen, die die französischen und englischen Geschosse hineingeschlagen hatten. Zwei sah ich, die von gestern nachmittag waren. Und mitten dazwischen die französische Zivilbevölkerung, die Kinder auf den Straßen spielend, die Frauen und Greise vor den Haustüren, die Männer ihren Geschäften nachgehend, soweit es in Lens noch solche gibt. Und wie der Mensch sich an alles gewöhnt, so wird auch er fatalistisch mit diesem Schrekken vertraut. Gerade, als ich dort weilte, zog ein Trauerzug durch die Straßen, von schwarzgekleideten Männern in hohen Hüten und von weinenden Frauen, die die jüngsten Opfer der Beschießung zu dem großen „Friedhof" geleiteten, — wenn man heut ein Gelände so nennen kann, das im Kampfgürtel liegt und über welches die Granaten heulend hinwegfliegen. Der städtische Friedhof von Lens hat seit dem Kriege eine große, rasch wachsende Erweiterung bekommen, den deutschen Soldatenfriedhof, der mit größter Liebe und Sorgfalt angelegt ist; einer der umfangreichsten, wenn nicht der umfangreichste im Okkupationsbereich. Sind wir doch hier inmitten eines Gebietes besonders erbitterter Kämpfe an der Westfront. Im Südwesten begrenzt den Blick von Lens, nur wenige Kilometer entfernt, die Lorettohöhe — es genügt, diesen einen Namen zu nennen! Wunderschön mit Blumen und Gesträuchanlagen sind die Gräber des Soldatenfriedhofs geschmückt, von sauber gehaltenen Wegen durchzogen. Inmitten der Grabstätten der einzelnen Armeekorps erheben sich zwischen den Holzkreuzen mit den Namen der Gefallenen würdige, einfache Gesamtdenkmäler für die Toten der einzelnen Truppenteile, in hellgelben Sandstein geschnitten.

Nach deutscher pietätvoller Art sind aber nicht nur unsere eigenen Gräber gut gehalten und liebevoll geschmückt, sondern auch die der Gefallenen und hier mit bestatteten französischen Kämpfer. — —

Nicht an dieser Stelle aber ist die erwartete Offensive losgebrochen — wenigstens bis zur Zeit, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht — sondern sie begann etwa dreißig Kilometer weiter südwestlich, bei Gommécourt und von dort südwärts, auf einer rund vierzig Kilometer langen Linie, deren Nordteil die Engländer besetzt hielten, während im Süden sich die Franzosen anschlossen. Gommécourt, ein Name, der dem Leser aus den ersten Tagen der am 1. Juli beginnenden Offensive noch in Erinnerung sein wird, ist bemerkenswert, weil es die westlichste Ortschaft ist, die die Deutschen in diesem Kriege besetzt halten. In einem Bogen südlich von Arras springt hier in der Tat unsere Front weiter nach Westen vor, als unsere Stellungen an der Mündung der Yser in die Nordsee. — Die Gegend der heutigen Offensive ist bisher fast durchweg eine der stillsten der Front gewesen, die nur sehr selten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Von den Kriegsberichterstattern auf dem Westschauplatz haben nur wenige sie aufgesucht. Ich selbst habe sie zwar kennen gelernt, aber es ist heute auch schon über ein Jahr her. Wenn ich daher hier meine Aufnahme des vordersten deutschen Schützengrabens in der Gegend von Gommécourt, also von der am weitesten vorgeschobenen Gegend der deutschen Front gebe, so kann ich das ruhig tun, ohne dem Feind die Geheimnisse unserer Verteidigung zu verraten; das Bildchen ist zweifellos nur noch von historischem Interesse. Denn auch in dieser Gegend ist, wie weiter im Norden, seit dem verflossenen Jahre mit dem größten Eifer weiter gebaut worden, und die Anlagen von heute haben wenig Ähnlichkeit mehr mit denen von damals. Sollte dieses Blatt seinen Weg zu den Truppen selbst finden, die jetzt dort hausen und die Front von Gommécourt bis jenseits des Ancrebaches so unerschütterlich gegen den englischen Ansturm gehalten haben, so werden sie wohl etwas lächeln über die primitiven Unterstände aus gefällten Baumstämmen, die sich die damaligen Truppen in einem der Wäldchen bei Gommécourt geschaffen hatten.

Das Gebiet, in dem gekämpft wird, ist ein Teil der alten Landschaft der Picardie: im engeren Sinne des Departements der Somme. Es gehört zu einem der wohlhabendsten, dichtest bevölkerten Teile Frankreichs: die Bevölkerung des Departements hat ungefähr eine doppelt so große Dichte der Besiedelung, wie das ganze Frankreich im Durchschnitt. Zwar reichen die Kohlenschätze von Flandern und Artois nicht mehr in die Picardie hinein, aber die Fruchtbarkeit des Bodens und die Gunst des milden, gleichmäßigen, hinreichend warmen und feuchten Klimas läßt sie zu einem der gesegnetsten landwirtschaftlichen Teile von Frankreich werden. Der Reichtum an Getreide gibt der Picardie den Namen der „Kornkammer" Frankreichs. Hierzu werden Zuckerrüben, Ölfrüchte, Hanf, Kartoffeln gebaut. Die ausgedehnten Obstgärten liefern das Material für eine bedeutende Apfelweinkelterung. Auch die Viehwirtschaft ist hochentwickelt. Man züchtet kräftige Pferde, sehr viel Rindvieh, noch mehr Schafe, daneben Schweine und Ziegen, und die kleinen Bauernhöfe und Fermen wimmeln von Hühnern und anderem Geflügel. Dorf reiht sich an Dorf in der leicht welligen Landschaft, der größere Erhebungen völlig fehlen. Der Hauptfluß des Landes, nach dem das Departement seinen Namen hat, ist die Somme, die fast auf ihre ganze Erstreckung innerhalb dieser Verwaltungsprovinz fließt.

Unterstände in einem Wäldchen an der Westfront. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener.

Die Somme teilt den heutigen Kampfabschnitt in zwei Teile, insofern als die Frontlinie auf der ostwestlich gerichteten Laufstrecke der Somme unterhalb von Péronne den Fluß quer überschreitet. In den Heeresberichten wird deshalb immer der Verlauf der Kämpfe nördlich und südlich von der Somme unterschieden. Oberhalb von Péronne aber, zwischen dieser Stadt und dem Städtchen Ham, ist das Tal von Südosten nach Nordwesten gerichtet; hier legt es sich also wie ein Graben der Offensivrichtung der französischen Armee, die gegen Osten will, quer vor. Sollten die Franzosen sich bis dahin vorarbeiten, so wird das Sommetal ein bedeutendes Hindernis zu weiterem Fortschreiten für sie werden. Denn dies Tal ist sehr breit — die Somme fließt hier, ähnlich wie unsere norddeutschen Flüsse in den Gletscherstrombetten der Eiszeit — in einem Bett, das von einem sehr viel wasser-

reicheren Strom einer früheren Klimaperiode stammt. Und ganz wie verschiedene unserer norddeutschen Flüsse ist es versumpft und vertorft. In vielen Armen und endlosen Windungen zieht die Somme, gleichmäßigen Laufes, zwischen Inselchen und seeartigen Erweiterungen, begleitet von Mooren und Schilfwildnissen, durch diese Talniederung dahin; für denjenigen, der norddeutsche Strom- und Bruchlandschaften kennt und liebt, Landschaftsbilder von heimatlicher Vertrautheit und von großem Stimmungsreiz bietend. Meine Aufnahme gibt eine Abendstimmung in der Nähe von Péronne wieder. Es läßt sich von selbst denken, wie schwer es sein muß, eine solche Sumpfniederung mit Truppenmassen und Artillerie zu überschreiten. Ich habe schon früher einmal in einem meiner Feldpostbriefe dem Leser die Schwierigkeit geschildert, die unsere Pioniere zu überwinden hatten, als sie im Oktober 1914 eine Kriegsbrücke über das Sommetal schlugen, die sich fast 500 Meter lang, zwischen Schilfinseln und über große und kleine Wasserflächen hindurch in merkwürdig gewundenen Linien von Ufer zu Ufer zog. (Siehe Nr. 2 des laufenden Jahrgangs, Seite 7).

In den Gräben der deutschen Front im Westen. Aufnahme von Prof. Dr. Georg Wegener

Auch frühere geschichtliche Ereignisse haben das Gebiet der Somme schon berühmt gemacht. Und zwar zu nicht geringem Teil gerade Kämpfe zwischen den Franzosen und den Bundesgenossen, die heute Schulter an Schulter mit ihnen dort gegen uns angehn. Von der Mündung der Somme ist 1066 Wilhelm der Eroberer mit seiner Flotte zur Unterwerfung Englands ausgezogen. Der große „hundertjährige Krieg" zwischen England und Frankreich, der Frankreichs Boden so furchtbar verwüstete, hat auf dieser Gegend schwer gelastet. Im Jahre 1346 schlugen hier bei Crécy, nördlich von Abbéville an der Somme, Eduard III. von England und sein Sohn, der Schwarze Prinz, mit nur 25—30000 Mann das 100000 Mann starke Heer der Franzosen unter Philipp von Valois so fürchterlich, daß diese 15—20000 Menschen dabei verloren. Das sind Ziffern, die an heutige Verhältnisse erinnern. Und noch eine andere Erinnerung verknüpft das damalige Ereignis mit den heutigen: Crécy ist diejenige Schlacht der Weltgeschichte, in der zum ersten Male Kanonen auftreten. Hier also liegen die Anfänge der ungeheuren Entwickelung dieser Waffe, die gerade jetzt wiederum mehr als alles andere in den Kämpfen hier ausschlaggebende Bedeutung hat. Auch die Jungfrau von Orleans, heute mehr als je die glühend verehrte Nationalheldin Frankreichs, damals die flammende Gegnerin der Engländer und von diesen, nachdem sie sie in ihre Hand bekommen, mit der größten Schändlichkeit behandelt, hat mit der Lokalgeschichte der Somme zu tun. Als Gefangene soll sie vorübergehend in dem noch heute vorhandenen „dicken Turm" des alten Feudalschlosses des vorhin genannten Sommestädtchens Ham gesessen haben: (in demselben Turm, der von 1840—46 dem Prinzen Louis Bonaparte, dem späteren Kaiser Napoleon III., nach seinem Aufstandsversuch von Boulogne zum Gefängnis gedient hat). Vielleicht war das auf ihrem Transport zur Auslieferung an die Engländer nach Rouen, wobei sie auch in Amiens an der Somme Halt gemacht hat. Im Jahre 1475 schlossen die Könige Eduard IV. von England und Ludwig XI. von Frankreich einen Waffenstillstand, und zwar über der Somme. Man hatte bei Picquigny unweit Amiens eigens dafür eine Brücke über den Fluß geschlagen, in deren Mitte sich die beiden Könige begegneten. Aber sie müssen sich gegenseitig nur wenig getraut haben, denn sie hatten dort ein Holzgitter anbringen lassen, durch dessen Stäbe hindurch sie sich umarmten und küßten.

Die Ereignisse, die heute im Gebiet der Somme im Flusse sind, stellen an Riesenmaß ihrer Verhältnisse und ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung alle jene früher hier geschehenen in den Schatten. Vor unseren Augen sehen wir sie reifen. Hoffen wir, daß wir in künftigen Jahren mit Freude und Stolz auf sie und die heroischen Taten unserer Truppen an der Somme zurückblicken können!

Bilder aus den wolhynischen Kämpfen. Von Rolf Brandt.

In Kowel war jetzt ein anderes Leben als im Januar, wo ich die Feier von Kaisers Geburtstag in der kleinen wolhynischen Stadt verlebte. Der Sumpf schien damals nach den Häusern zu greifen. Dicht neben der langgestreckten Hauptstraße plätscherten die Wässer, daß es aussah, als ob ganz Kowel auf einer langgestreckten Insel läge inmitten eines trostlosen weiß-grünen Sumpfes. Zwar lag noch ein deutsches Kommando in der Stadt und Kaisers Geburtstag wurde nach reichsdeutscher Art gefeiert, aber die Musik stellte das Regiment „Nikita"; und als am späteren Abend im Kasino plötzlich ein Quartett ein paar hübsche Lieder vortrug, waren die Worte zu der Mandolinenmusik — italienisch, weil Dalmatiner auf ihre Weise bei dem Gelingen des Kaisers-Tages helfen wollten.



Wandschmuck bei einem Divisionsstab in Wolhynien: „Der hohe Stab an der Wand!"

Ruhige Tage des gleichmäßigsten Stellungskrieges herrschten damals an der Front. Das Wasser stieg und fiel in den Gräben bei Olyka und am Styr, das war die Hauptsorge und Veränderung in diesen Tagen. Die deutsche Feldbuchhandlung wollte allmählig abbauen, das deutsche Offiziersheim hatte nur noch seltene Gäste, schließlich keine mehr. Jetzt waren die Straßen Kowels überfüllt. Es schien eine ganz andere Stadt, als damals. Das Tempo des Lebens schien

verändert. Nicht nur, daß sich grüne Wiesen, das schönste Galoppiergelände, an Stelle des Sumpflandes dehnten, machte den Unterschied: Das Fieber einer Stadt hinter der Front war über Kowel gekommen, die Züge fuhren ununterbrochen, die Kolonnen zogen, die deutschen Truppen marschierten.

Jeder Winkel der Stadt war belegt. Es gab gute Tage für die Händler, schwere für die Quartiermacher. Ich schlief in einem leeren Abteil auf dem Bahnhof. Das ununterbrochene Rollen der Züge ging mit in meinem Traum wie die vielen festen vorüberschauenden Gesichter, die aus dem Krieg kamen und in den Krieg gingen.

Das Stabsquartier.

Ein Dorf in der wolhynischen Ebene, die sich endlos, gleichförmig um die Holzhütten dehnt, ist der Sitz des Generalkommandos. Die Straße von Turisk über Kieselin, Torczyn nach Luck zieht sich durch die malerische Ansammlung von strohgedeckten Häusern und Scheunen. Etwa fünf Kilometer weiter stehen die Regimenter seit zwei Tagen im Kampf gegen Höhe 229, gegen Kieselin. Der Donner der Geschütze klingt herüber, ist aber zuweilen wie vom Winde fortgefangen, so daß man das unaufhörliche Zirpen der Grillen an dem stillen Abend hört. In der Kirche arbeitet der Generalstab. Das scharfe Licht einer Azetylen-Lampe brennt auf goldgestickten Kirchenfahnen und hohen versilberten Kreuzen, die in einer Ecke lehnen. Auf dem großen wackligen Tisch liegen die Karten, auf einem Betpult steht der Fernsprecher, Ordonnanzen kommen, gehen. In der Ecke über dem Marienbild ist tiefbraune Dämmerung, ein welker Strauß in buntem Glase steht dort. Das Glas glänzt stechend grün auf, wenn die Lampe bewegt wird, um eine Stelle der Karte genauer zu sehen. „Morgen um 8 Uhr beginnt die Artillerie gegen 229“, sagt der General. Unaufhörlich lärmt der Fernsprecher und stößt tiefe Rufe aus, wenn der Hörer nicht gleich am Ohr des Diensttuenden liegt.

Draußen weht es kalt. Unter den noch regenfeuchten Kastanien stehen die Pferde von Offizieren, die persönlich herbefohlen sind, ihre Köpfe sind müde gestreckt, das Lederzeug ist feucht vom Regen. Auf der Straße, die graubraun sich gegen die Höhe zieht, gehen noch immer schwere Munitionskolonnen in langsamem Schritt. Auf der Höhe in Südosten heben sich marschierende Kolonnen scharf gegen den hellgrauen Abendhimmel ab. Man erkennt die Mützen, die Waffenlosigkeit gefangener Russen.

Sie stehen bald in langer Reihe auf dem Felde. Rechts am Flügel nehmen die gefangenen Offiziere Aufstellung. Langsam gehen die Gruppen von deutschen Offizieren die Linien ab. Sie antworten willig, die armen Muschiks; ein verlegenes Grinsen huscht schüchtern über die kräftigen Bauerngesichter. Ganz am Ende der Reihe spricht ein schlankgewachsener Mann deutsch. Es ist ein deutscher Bauer aus Wolhynien. Ein schweres, ein vernichtendes Schicksal hat den Mann und seine Familie gefaßt. Als der Krieg ins zweite Jahr ging, führte man seine Frau und seine Kinder nach Sibirien. Es waren ja Deutsche. Zwei Kinder starben auf dem Transport, die Frau wurde krank, der Acker verkam, das Häuschen fraß der Krieg, der Mann, dem Rußland alles nahm, durfte für Rußland kämpfen. Er ist verwundet worden, gestern beim Gefecht im Walde von . . . „Der Schuß kam von der Untreue,“ sagt der Mann; „ich wollte“, ein ganz rührendes Lächeln geht über sein bärtiges Gesicht, „fliehen, da traf michs von hinten in der . . .“ Dieser Deutsche spricht von Untreue! Rußlands Wahnsinn fraß ihm Glück und Liebe —; er spricht von Untreue, als er mit der fliehenden Kompagnie russischer Leute auch den Rücken wendet!

Der Nachtwind rauscht stärker auf. Durch die nassen Roggenfelder gehe ich zu der großen Scheune, in der wir schlafen. Der Wind tastet durch alle Fugen, die Mäuse rascheln auf dem dichten Stroh. Man hört bald das tiefe Atmen der jungen Schläfer. Ein Schuß. Die Gedanken wandern, meilenweite, tausend Meilen weite Wege.

Kieselin.

Sie haben die Höhe 229 gestürmt, die Hannoveraner. In den weißen, tief in den kreidigen Boden geschnittenen Gräben verschwanden die blanken Bajonette, auf denen die Sonne hell glitzerte. Ich sah die Sturmlinien in dem mörderischen Maschinengewehrfeuer von Leonewka sich zu Boden biegen, sah wie drüben die Stellung unter den deutschen Granateinschlägen verschwand, sich auflöste in hochspritzende, graue Wolken, ich sah die langen schwarzen Linien wieder vorwärtsstürzen, verschwinden hinter den gelben Flammen und dem Rauch von Leonewka, sah wieder die schwarzen springenden Gestalten vorwärts kommen gegen den kahlen Hang der Höhe 229. Des Mittags war die Höhe genommen, unten im Tal flackerte Kieselin auf wie eine ungeheure Siegesfackel. Durch die Straßen, durch das stürzende Zeltdach der Flammen gingen sie weiter. Hinter ihnen erstarb das Schlachtfeld, lag tot in grellem Nachmittagslicht, eine riesige erstarrte Welle, auf der Roggenfelder wogten, breite Mohnstriche rot aufglühten und der gelbe Hederich in satter Farbe am Horizont Himmel und Erde verband. In dem reifenden Korn, in dem blühenden Mohn lagen die Stillen, die den Sieg bezahlten. Viele. Manche schienen zu träumen, manche sahen dem Krieg ins grauenhafte Antlitz, als sie Abschied nahmen, und der Abglanz des Schreckens blieb in ihren Zügen.

Die Flammen in Kieselin verlöschen. Vor dem Gutshaus arbeitet die Sanitätskompagnie, wie sie vorher unter den Duschen der Schrapnells gearbeitet hat. Das Schloß des Grafen Olizar hat der Krieg in Besitz genommen; in allen Räumen hat er die Familiengeheimnisse auf die Dielen geschleudert, hat er zärtliche Briefe und kleine Bilder zwischen zerbrochenes Porzellan gestreut. Eine Knaben-Ritterrüstung liegt zerbeult am Boden neben einer schwarz-seidenen Haarschleife. In einem Nebenzimmer sieht ein Kinderantlitz aus dem Rahmen von der Wand, darunter sind die Hefte einer französischen Kinderzeitschrift verstreut; ein paar Palmen liegen daneben, ein Beutelchen russischen Tabaks.—

Unten im Park an den stillen, sonnengrünen Linden schlagen die Pferde. An der kleinen Kirche, ein paar Schritte weiter durch grüne Wildnis hindurch, graben sie Gräber, richten sie Kreuze auf. Das Abschußdröhnen schwerer Artillerie wird stärker; drüben am Waldesrand von Zapust schießen sich die großen Mörser für morgen ein. Mit schwerem Schritt maschieren Reserven über die Straßen.

Am Stochod.

Die roten Mohnfelder sind abgeblüht. Sie hatten hinter dem Stochod in wilder Üppigkeit das Land erobert, das der Bauer verlassen mußte. Kornblumen, Mohn, Hederich, Wicke, die wilden Kamillen hatten einen Wunderteppich über die wolhynische Ebene gewebt. Als ich vor vier Wochen durch die verlassenen, ausgestorbenen, deutschen Bauernkolonien auf dem Wege nach Zubilar fuhr, hatte der Holunder noch in dichten, weißen Blüten neben den toten Sträuchern gestanden; jetzt reifen die kleinen grünen Birnen an den wilden Birnbäumen am Stochod, und das Korn wogt dicht hinter der Linie auf zum Schnitt. In den paar Wochen — sind es Wochen? Wie Wasser glitten die Tage über die Hand, wie Wasser eines Baches, dessen Lauf man nicht kennt — in dieser Zeit hat die große wolhynische Schlacht wieder das Gesicht des Stellungskrieges angenommen. Aufgefangen war durch den Gegenstoß der tapferen Hannoveraner der russische Ansturm auf Kowel, bei Werben hatten Hessen, Ungarn und Polen die Russen zurückgedrückt, als bei Kolki die russischen Massen über den Styr kamen und nun mit kurzem Entschluß ein nördliches Stück Sumpfland, mit Mühe gebaute Stellungen, mit Blut erkämpfte Dörfer den Russen gelassen wurden und die ganze Linie hinter dem Stochod eingeschwenkt wurde. Schnell, ohne Verlust einer Patrone oder eines Mannes bei der deutschen Truppe, wurde die Bewegung durchgeführt. Vor der ausgebauten Stochodstellung brachen die neuen Angriffe der Russen am 10. und 11. Juli zusammen. Auf der schmalen Sandinsel Iwidriki, die um die große Straße Kowel—Luck, wo sie vom Stochod geschnitten wird, den Sumpf auf ein paar hundert Meter unterbricht, ist der Schein des Stellungskrieges in jeder Arbeit zu sehen. Da führt durch die Dorftrümmer die „Düsseldorfer Straße“, da bauen sie an Unterständen, da ist der harte Stürmer wieder da, der mit dem Unterstandbau verknüpft zu sein scheint. Mitten in die Arbeit hinein saust dann und wann eine russische Granate. Sie sehen etwas unwillig auf. „Bande!“ Doch arbeiten sie ruhig weiter. Zwischen Trümmern und Stellungen stehen die halbzerschlagenen Obstbäume. „Ob wir die Äpfel pflücken?“ — „Die Granaten haben genug Fallobst gemacht. . .“

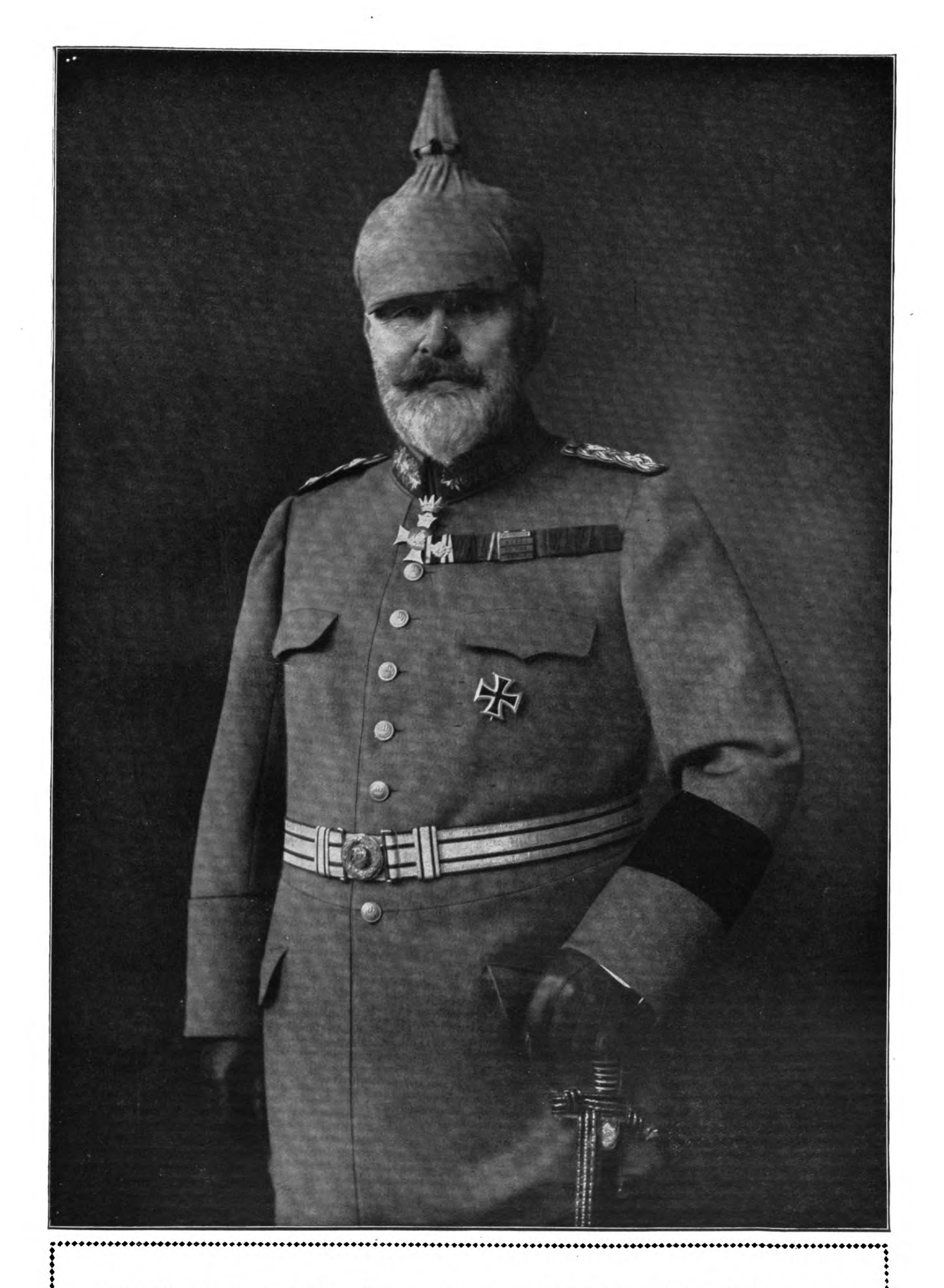
Es ist noch immer scheffelnde Regenzeit, sonnig, warm; schwere weiße Wolken flaggen den Himmel. Alles zu Ehren der Bayern, die ein wenig nordwärts von hier, so schwer, so heldenhaft mit Westfalen und Sachsen zusammen gerungen haben. Ein paar Meter außerhalb des Dorfgeländes steht hellgrün, „giftig grün“, der Stochodsumpf. Von dort wollten am 11. Juli die Russen hinüber; von dort klangen die furchtbaren Schreie der Versinkenden.

Der Dorfkirchhof liegt zerpflügt und zerwühlt in der Mitte der U-förmigen Inselstellung.

Ein wilder Birnbaum glänzt mit hohen und festen Blättern über einem frischen Kreuz; ein Christuskreuz, das von Granaten zerbrochen ist, neigt sich schon im Fallen zu dem Grabe. Ein Schrapnell spritzt über Grün und Grab; der noch heiße Zünder blitzt im dichten Gras.

Schmal, graugrün, zwängt sich der Stochod durch die Bogenöffnungen der zersprengten Brücken.

Noch einmal sah ich dann einen Tag später das Stochod-Tal, wo wir in den festen Stellungen auf den Höhen hinter Powarsk lagen. Drüben in Hulewicze, im Park, Gut und Dorf, lagen die Russen; kein Schuß fiel, die Sonne brannte. Man schrieb Karten an die Heimat, räkelte sich im warmen Licht. — Es ist wieder Stellungskrieg am Stochod.



König Wilhelm II. von Württemberg wurde zum preußischen Generalfeldmarschall ernannt.
Aufnahme des Hofphotographen Th. Andersen.

Sergej Dmitriewitsch Sasonow. Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch.

In gewaltigen Fluten braust die russische Offensive gegen die Ostfront der Zentralmächte heran, aber erfolgreich setzen sich die deutschen Heere dagegen zur Wehr. Ist es die letzte Anstrengung, die Rußland macht? Was kann es militärisch von diesen Kämpfen erwarten? Wie lange kann es finanziell die Last des Krieges noch tragen? Mit diesen Fragen hat sich am 11. Juli ein Ministerrat unter Vorsitz des Zaren beschäftigt, der im großen Hauptquartier stattfand und an dem alle Minister teilnahmen. Elf Tage darauf trat der Minister des Auswärtigen, Sasonow, zurück. Stürmer, der Ministerpräsident, übernahm die Nachfolge, obwohl er in der Auswärtigen Politik völlig Neuling ist; das Amt des Ministerpräsidenten behielt er bei.

Sergej Dmitriewitsch Sasonow ist am 29. Juli 1860 geboren, im Gouvernement Rjasan, und entstammt einer sehr reichen Großgrundbesitzerfamilie. Danach ist er ein echter Russe. Aber wer ihn je gesehen hat, den erinnerte er viel mehr an einen Armenier oder Levantiner oder Bessarabier und zwar von der Art jener Kaufleute, mit denen man im nahen Orient zu tun hat, und gegen die man von vornherein doppelt und dreifach vorsichtig ist. Schlau und fleißig, in seinen Manieren wenig gewandt, ja linkisch, macht Sasonow garnicht den Eindruck eines willensstarken oder schöpferischen Staatsmannes. Er trat 1883 in das Auswärtige Amt ein, wurde 1887 erster Sekretär; da hat er sich besonders mit den Fragen Mittelasiens beschäftigt, die ihn immer besonders interessiert haben. 1890 kam er als Botschaftssekretär nach London, wo ihm von dem damaligen russischen Botschafter Baron v. Staël der Gedanke der Entente zwischen England und Rußland nahe gebracht wurde, der damals ja noch völlig außerhalb aller praktischen Bedeutung stand. Sein nächster Posten war von 1894 bis 1904 bei der russischen Gesandschaft am Vatikan, wo er besonders gegen die polnischen Bischöfe und ihre Beschwerden tätig war. Dann ist er wieder von 1904–06 in London gewesen als Botschaftsrat, in den ersten Zeiten der englisch-französischen Alliance, 1906–09 wiederum, nunmehr als Gesandter, am Vatikan. 1909 wurde er nach Petersburg zurückgerufen und, wie man in Rußland das Amt nennt, Gehilfe des damaligen Ministers des Auswärtigen, Iswolski, im Palais an der Sängerbrücke. Als Iswolski Botschafter Rußlands in Paris wurde, ward Sasonow am 28. September 1910 sein Nachfolger als Minister des Auswärtigen. Dies Amt hat er bekleidet bis zum 22. Juli 1916.

An dieser Laufbahn fällt auf, daß Sasonow, abgesehen von London, einen wirklich wichtigen Posten des auswärtigen Dienstes nicht bekleidet hat. Indes hat er sich eine große diplomatische Erfahrung angeeignet und eine diplomatische Gewandheit, die der Russe in den festen Überlieferungen seines auswärtigen Amtes und bei seiner Begabung dafür überhaupt leicht lernt. Aber Fähigkeiten und Laufbahn waren garnicht das Bestimmende, das Sasonow in die Stellung des Ministers brachte. Sein Schwager Stolypin brachte ihn in dieses Amt; Frau Anna Borisowna Sasonow ist eine geborene Neidhardt, Schwester des sehr bekannten Senators dieses Namens und der Witwe Stolypins, namens Olga. Ohne diese Verbindung wäre Sasonow schwerlich Minister des Auswärtigen geworden. Er war, wie gesagt, sehr fleißig und sehr schlau, weshalb er sich auch in kritischen Momenten zu behaupten wußte. Beherrscht hat er die russische Politik niemals. Sein politisches System war einfach: er wollte das alte Bündnis mit Frankreich unbedingt festhalten und es ergänzen durch die Entente mit England. England hatte überhaupt an ihm eine treue Stütze, und auch während des Krieges arbeitete er in enger Fühlung mit dem sehr energischen Botschafter Englands am Petersburger Hofe, Buchanan. Trotzdem aber bestand zwischen Sasonow und der englischen Politik keine innere Gemeinsamkeit. Wie alles in der Entente, war auch diese Beziehung unwahr und lügenhaft. Denn Sasonow sah das Ziel der russischen Politik nicht in der Türkei, im nahen Orient, im Panslawismus, also in einer Richtung, die mit der heutigen Richtung Englands zusammengeht. Er war vielmehr davon überzeugt, daß Rußland Mittelasien und der ferne Osten viel näher lägen, daß es Zeit und Ruhe für seinen inneren Ausbau brauche und daß ihm ein Anschluß nach Kleinasien und Mesopotamien genüge, wie ihn das Abkommen von Potsdam zwischen Rußland und Deutschland vorsah. Alles das hätte ihn logischer Weise auf die englandfeindliche Seite führen müssen. Er ist zwar innerlich ganz bestimmt kein Deutschenfreund und hat sich nach außen während des Krieges immer heftiger und gehässiger als Deutschenfeind gebärdet, aber zu leidenschaftlicher Freundschaft und Feindschaft ist der skeptische, kühle Mann überhaupt nicht fähig, und freundnachbarliche Beziehungen mit Deutschland, wie sie das Potsdamer Abkommen für möglich hielt, hat er im Grunde ernsthaft und ehrlich gemeint und angestrebt.

Wer seine Politik kannte, mußte darum erwarten, daß er zu Beginn des Weltkrieges sofort seinen Abschied nehmen würde. Denn die ganze Krisis, die auf den Ausbruch eines Krieges gerade an einer Balkanfrage hintrieb, war gegen die innerste Richtung seiner Politik, noch mehr der seiner maßgebenden Mitarbeiter im Ministerium, die die Politik des auswärtigen Amtes in Rußland im letzten Jahrzehnt eigentlich geleitet haben. Aber Sasonow ging nicht, sondern zeigte sich in den letzten entscheidenden Tagen vor Ausbruch des Krieges, in seinen Besprechungen mit dem deutschen Botschafter, Graf Pourtalès, und in seinen Depeschen, die durch die verschiedenen Weiß-, Gelb-, Blaubücher bekannt sind, als ein enragierter Vertreter der Kriegspartei. Er tat dies, weil er sah, daß diese Kriegspartei, geführt vom Großfürsten Nikolai und seiner ganzen Klique, die Oberhand am Hofe und im ganzen Heere gewonnen hatte. Er wollte nicht gehen, aus Charakterschwäche und persönlichem Ehrgeiz, und gab so jenen Männern nach, die ihm ja allesamt als Willensmenschen weit überlegen waren. So mußte er nach außen mit lauter Stimme und aller Kraft eine Politik vertreten, die er im Innern nicht für richtig halten konnte und an deren Erfolg er von vornherein schwerlich geglaubt hat.

Sasonow ist auf diese Weise, wollend-nichtwollend, schließlich einer der Hauptschuldigen am Ausbruch des Krieges geworden. Wie er sich damit selber abfindet, ist seine Sache; für die Geschichte steht das Urteil fest, daß er neben Delcassé, Grey, Iswolski und König Eduard, freilich in weitem Abstande von ihnen, an diesem Kriege mit Schuld ist. Er hat wohl geglaubt, besonders schlau und klug zu sein, indem er erst nach außen leidliche Beziehungen zu Deutschland und namentlich Österreich-Ungarn vertrat und im Innern sich immer mehr der Richtung anschloß, die bewußt in den Krieg gegen beide hineintrieb. Darüber ist aber diese Richtung stärker geworden als er. Er hat tun müssen, was der Großfürst, Iswolski, Hartwig in Belgrad, Schebeko in Bukarest wollten, und wird heute auch von denen nicht beweint, denen er willfährig gewesen ist, zumal weder der Fürst Trubetzkoi in Belgrad, noch Sawinski in Sofia, noch Poklewski in Bukarest, die Diplomaten Rußlands an den Balkanhöfen, das durchgesetzt haben, was sie nominell im Auftrage ihres Chefs Sasonow, tatsächlich im Dienst der panslawistischen und aggressiven Richtung tun sollten.

Sasonow ist sympathischer in seinem Wesen als Iswolski. Auch hat man niemals von persönlichen Interessen gehört, die er wie jener verfolgt habe. Man hatte den Eindruck, daß persönlicher Ehrgeiz, Würden, Orden, Titel usw. dem innerlich kalten Menschen gleichgültig waren, und materiell hatte er es nicht nötig, in seine Tasche zu wirtschaften. Ein größeres Maß als Staatsmann hatte er aber nicht, und um unter einem stärkeren Willen, in einer möglicherweise anderen Richtung zu dienen, dazu war er jetzt, nach Ansicht des Zaren und seines Ministerpräsidenten, allzu sehr mit der ganzen Politik belastet, die Rußland seit 1910, vor allem seit 1913 gemacht hat.

Nun hat der Ministerpräsident Stürmer selbst die Leitung der auswärtigen Geschäfte übernommen, ein Mann anderer Art, völlig fremd der großen Politik, dafür auch fremd der ganzen auswärtigen Geschichte Rußlands in den letzten Jahren. Er ist kein Panslawist und kein russischer Chauvinist, als welcher Sasonow sich schließlich gab, weil er sich so geben mußte. Noch vermögen wir nicht zu sagen, auf welche Wege Stürmer die auswärtige Politik seines Staates lenken will, aber das steht fest: dieser Sturz Sasonows war nicht das Werk Englands, er war kein Sieg des Panslawismus und der alten Angriffsrichtung gegen Deutschland und Österreich-Ungarn, und so war er gerade mitten in der gewaltigen Offensive der Ententemächte gegen uns ohne jeden Zweifel eine Niederlage der englischen Politik und Englands selbst.

In Neu-Bulgarien. II. Von Wilhelm Conrad Gomoll.

Die Pferde scharrten vor der Tür meines Quartierhauses in Skoplje, dem türkischen Ueskűb. Sonne lag über der Stadt, und schon am Wardarufer fiel uns die Helligkeit des Tages auf. Es war, als ob eine Flut von Licht von Osten her über die Berge in das breite Tal hineindrängte und nun auch die kleinen schmalen Gassen und Gäßchen überschwemmen wollte.

Über die hohe Steinbrücke ritten wir zur Stadt hinaus. Im Türkenviertel umbrauste uns trotz des frühen Morgens schon das bunte Leben. Dann aber gab es ein merkwürdiges

Bild: Ein Leichenzug griechisch-orthodoxer Gläubiger kam uns entgegen, der den Stadtteil durchquerte, um das gegenüberliegende Europäerviertel zu erreichen. Schon von weitem hörte man eintönigen Sang. **Klagende Stimmen. Es** mußte ein angesehener Bürger sein, den man auf den Gottesacker trug; denn hinter dem Geistlichen, der den Zug eröffnete, schritten Chorknaben mit trauerverhüllten Laternen, und vier Popen folgten, die ihre Gesänge erschallen ließen. Ein Abstand kam, und dann trugen kräftige Männer den Toten im offenen Sarge einher; denn der silberangestrichene Deckel wurde von einem Spitzengänger dem ganzen Zuge vorausgetragen. Bläulichblaß, mit eingefallenem spitzen Gesicht lag der Verstorbene auf seinem Sargbett. Paradeartig hatte man die Bahre geschmückt, der die Leidtragenden mit Weinen, Wehklagen, Schluchzen und Singen nachfolgten. Auf dem Kopfsteinpflaster der schlecht gehaltenen Straße stolperten die Träger in unregelmäßigen Schritten vorwärts. Der Anblick war, als wir den Zug vorbeiziehen ließen, für unser Gefühl nicht gerade erbaulich; doch taten wir, was viele der vorübergehenden Menschen machten: wir grüßten den Toten auf seinem letzten Gang, der ihm die seinen Augen schon verschlossene Welt wohl noch einmal im Glanze der goldenen Sonne zeigen sollte. Christen bekreuzigten sich, als man den so nach der Landessitte aufgebahrten Leichnam vorübertrug. Die Moslim sahen dem Zuge nach; sie verhielten sich stumpf, ihr Wesen zeigte den Ausdruck vollkommener Gleichgültigkeit. Ich selbst sah hier zum ersten Male einen solchen Trauerzug, und ich muß sagen, daß sein Anblick mich mit Entsetzen erfüllte. Der schwankende, wie winkend Platz fordernd vorangetragene Sargdeckel, die singende Geistlichkeit, der unruhig hin und her und in die Höhe geworfene Tote, dem die wehklagende Menge nachfolgte — ich war froh, als sich das Volksgetriebe wieder hinter dem Zuge schloß, die Bazarverkäufer von neuem laut schrien und sich die Pferde durch den Menschenschwarm leiten ließen, dem Stadtende entgegen.

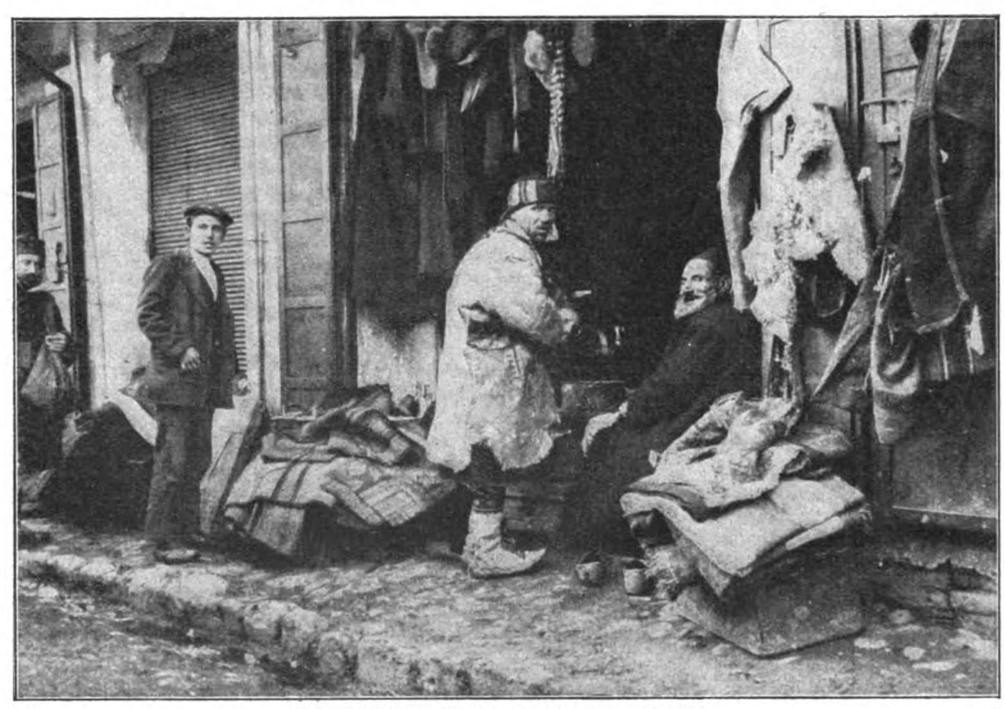
Straße in einem mazedonischen Städtchen.



Deutsche Offiziere beim Kauf eines türkischen Teppichs.

Wir wählten die Straße nach Kalkandelen. Sie stieg bergan. Dort, wo sie die Höhe erreichte, um dann gleichmäßig oft geschwungen fortzulaufen, lagen viereckige Kasernenbauten, Häuser, die plumpen, gelbgestrichenen Schachteln glichen. Misthaufen davor wiesen darauf hin, daß die Bulgaren die schlecht erhaltenen Gebäude kriegsmäßig zu Pferdeställen gemacht hatten. — Was ist dazu nicht alles gut! In der Stadt steht eine baulich interessante alte Moschee, der es nicht anders ging, und die gras- und moosüberwachsene Ruine eines alttürkischen Badehauses, durch deren noch erhaltene Kuppeln das Tageslicht in eine geheimnisvolle Dämmerung hineinfällt, teilte dasselbe Schicksal. Durch gemauerte Sterne, die den noch stehenden Kuppelteilen eine phantastische Schönheit geben, drang die grelle Lichtflut auf verschmutztes Stallstroh, auf Pfützen und Jauchebäche. Wie schön muß das echt muhammedanische Haus einmal gewesen sein, das zu pflegen der Bevölkerung der Sinn abging! Die Trümmer sprachen von einer großen Zeit, und nun nützte es der Krieg aus. Heerhaufen der Bulgaren haben ihre Lagerfeuer dort flammen lassen, Pferde kamen und gingen; die alte, einst weihevolle Moschee diente auch anderen Zwecken. Ihr Schicksal tat mir leid, das der verkommenen Kasernen nicht; denn sie waren so etwas wie ein Auftakt für das bald dahinter liegende Dorf, in dem sich die Zigeuner vor der Stadt angesiedelt haben. — Wir trabten vergnügt in den Morgen hinein, bis uns wütende Hunde gleich bei den ersten Gehöften des Dorfes anfielen. Im Schritt ging es nun langsam durch die breit ausgedehnte Zigeuneransiedlung. Was ich einige Tage zuvor im Südosten der Stadt gesehen hatte, fand ich nun in ihrem Nordwesten erneut wieder.

Wie die großen Zigeunerdörfer vor Nisch, so strotzen auch die vor Skoplje von einem unbeschreiblichen Schmutz. Elende Hütten an unregelmäßigen Gassen, wenn von solchen überhaupt gesprochen werden kann, standen, von Abfallbergen umgeben, auf denen Schlachtreste und Unrat gehäuft lagen, in buntem Wirrwarr beieinander. Man kann sich schwerlich für Europa etwas Entsetzlicheres als diese Dörfer vorstellen, die die Wohnstätten der Zigeuner sind. Nicht in Polen und Rußland, auch nicht in den armen Landstrichen Serbiens sahen wir während des Krieges so grenzenlose Verkommenheit. Vertierte Menschen hockten vor den verfallenen Hütten; sie wärmten sich ebenso stumpf in der Sonne, wie die überall herumstreichenden, herumliegenden Katzen und Hunde. Menschen und Tiere schienen einander in Schmutz und Faulheit überbieten zu wollen. Am schlimmsten war aber der Anblick der reichen Kinderscharen. Schwarzgrau, wie in eine Schmutzkruste verkapselt, liefen sie umher. Sie waren nur mit Lumpen und Stoffstücken behängt. Einzelne trugen Hemdenreste, die, steif vor Dreck, — es läßt sich nicht anders nennen —, alles andere taten, nur nicht den Körper der armen, verkommenen Wesen verhüllten.



Laden in der Bazarstraße zu Ueskūb (Skoplje).

Schmierig, stinkend, dazu das Haar verfilzt, so drängten sie in Massen heran. Bettelnde, hochgehobene Hände, keifende Stimmen der jungen und alten Weiber — das Dorf schien rebellisch zu werden. Aus allen Ecken strömten die auf die Bettelei abgerichteten Kinderscharen herbei, während einzelne Männer im Nichtstun an den Wegen hockten und die Frauen vor offenen Feuern hantierten, die sie zwischen Steinen und in Erdlöchern entfacht hatten. Körperlich verfallen saßen die Frauen da; sie kochten. Dicht daneben im Kotbrei standen Esel und abgetriebene, zerschundene Pferde, während Hammel die magere Grasnarbe zwischen den Wohnstätten abweideten.

Erschreckend war der Zustand der baufälligen Hütten, vor denen Mütter mit ihren Kindern wie alte Klucken mit ihren Kükenscharen saßen. Die schreienden, tobenden Schwärme spielten im Schmutz, sie bewarfen sich und uns mit Kotklumpen. Dazwischen wurden die Säuglinge genährt, und Mädchen und Buben aller Altersgrade ließen sich von den alten Petteln die verfilzten Haare entlausen. In den Schoß der alten Weiber gedrückt, den Kopf wohlig zur Seite gelegt, so lagen sie halb auf der Erde in der Sonne. Plumpe, farbige Pluderhosen nach türkischem Schnitt hingen den Weibern und Mädchen um Leib und Beine. Bis zu den Fußknöcheln reichten sie hinab — oft waren auch das nur noch Lumpenfetzen —, die nackten Füße, über denen bei den jüngeren Weibern Silberbänder um die Knöchel klirrten, steckten in türkischen Stegpantoffeln von Holz, die sie zu unserm Verwundern auch im größten Schmutz nicht verloren.

Häßlich und in der Mehrzahl körperlich verkommen, gab es unter den jüngeren Mädchen jedoch einzelne, die trotz ihres Schmutzes schön genannt werden mußten. Gazellenhaft leicht war ihr Gang, sie wiegten den schlanken Körper mit jedem Schritt in den Hüften, langsam strichen sie zu zweien und dreien an unseren Pferden vorbei, und ihre dunklen, flammenden Augen suchten die Fremden. Mit Perlenbändern und blinkendem Münzentand hatten sie sich Hals und Brust behängt — sie hätten auf einem Karnevalsfest bewundernswerte Figuren abgegeben. Als wir schon ziemlich zum Dorfe hinaus waren, trat kurz vor den letzten Häusern winkend ein altes Weib vor unsere in ruhigem Schritt gehenden Pferde. Bulgarische, türkische und auch ein paar deutsche Sprachbrocken mischte sie zu einer von lebhaften Gesten begleiteten Rede zusammen: „Effendim! Gospodin! Heidi! Heidi! Komm vom Pferd, deutsche Offizier — Zigeunertanz!" . . .

Die Alte bewegte sich so komisch, daß wir lachen mußten. Doch damit hatte sie gesiegt; denn sie nahm nun, kurz entschlossen, die Zügel eines Pferdes in die Hand, führte uns eine Gasse entlang bis zu einem der baufälligen, verwahrlosten Häuser und klatschte dort in die Hände. Wir sollten Merkwürdiges erleben. In dem andern Zigeunerdorfe hatte ich einige Tage zuvor schon den Betrug des Tanzes kennen gelernt. Auch hier fing das Spiel zunächst mit einer wüsten Bettelei an, an der sich eine Schar kleiner und großer, wilder, brauner Menschenkinder beteiligte. Aus dem Hause kam dann aber noch ein halbwüchsiger, verwegen aussehender Bursche, der nun mit offenen Händen herumging und unter Erklärungen den Zauber orientalischer Zigeunerkünste zu zeigen versprach. Kleingeld zählte in seinen Augen nicht; denn da einige Offiziere aus unserer Reitgesellschaft sich bereit gezeigt hatten, einen Versuch mit seinen Versprechungen zu machen, ließ der Gauner nicht mehr locker. Er nahm zuerst Kronenscheine, dann aber forderte er, daß die „Gospodin Offizier Germanski" in deutschem und bulgarischem Golde zahlen sollten, wofür wir ihn natürlich weidlich auslachten.

Die Alte lud uns dazwischen ein, von den Pferden zu steigen und in die schmierige Hütte einzutreten, was wir jedoch aus leicht begreiflichen, hundertfältigen Gründen dankend ablehnten. Dafür erhoben wir unsererseits energisch die Forderung, daß der Tanzzauber nun vor dem Hause beginnen möge. In der Runde hatten sich die Dorfleute, wenn auch nicht alle, so doch in großer Zahl eingefunden. Einige Männer kamen, um, nachdem sie um unsere Pferde herumgeschlichen waren, einen Handel mit uns zu beginnen. Sie gingen erst von den Tieren fort, als unsere Burschen näher heranrückten und mit den Händen energisch auf die Schäfte der Karabiner klopften, während wir ihnen mit unverkennbaren Bewegungen die Reitpeitschen gezeigt hatten.

Offen gestanden, hielten wir uns in diesem Dorfe schon ebenso für die Geprellten, wie es mir und einer anderen Gruppe von deutschen Herren zuvor einmal ergangen war; ein häßliches Frauenzimmer hatte sich dort im Kreise gedreht. Umsomehr wurden wir überrascht von dem, was nun kam; denn auf das nochmalige Händeklatschen der Alten sprangen einige Mädchen, in bunte Tücher gehüllt, aus der niederen Pforte und begannen nach einem eintönigen, vielfach verschlungenen Singsang ein rhythmisches Schreiten auf dem ganz in der Sonne liegenden Platze.

Die Alte und der braune Bursche klatschten dazu in die Hände; sie kennzeichneten den Takt, schnalzten mit den Zungen, als ob sie damit den Rhythmus anfeuern wollten, stießen zwischendurch Schreie aus, und schließlich klatschten die Dorfgenossen von den Großen bis zu den Kleinen mit.

Immer schneller wurde der Tanzschritt, immer lebhafter, verwegener die Bewegungen. Ein schönes Bild war es, schön in seiner Eigenart. Und schließlich flogen die Mädchen, wie von einem Taumel erfaßt, im engen Kreise umher, und dann huschten sie, sich stoßend und drängend, durch die niedere, schmutzige Tür in die verfallene Hütte zurück. — Orient! . . . Es war, als ob ein Traumgesicht plötzlich zerfließt.

Umjohlt, umsprungen, wieder umbettelt, ritten wir nun in scharfem Trabe zum Dorfe hinaus, nachdem die Hauptstraße erreicht worden war. Auf einen derartig überraschenden Abschluß hatten wir nicht gerechnet. Unvermutet hatte sich uns

ein Blick in eine fremde Welt aufgetan, die echt balkanisch war: in diesem Reiche des Schmutzes, des Verfalls und der Verkommenheit gab es auch Schönheit, gab es Tanz und Freude. Freilich war ein gut Teil Geschäftsinstinkt dabei gewesen; doch das schmälerte die Eindrücke nicht, die wir empfangen hatten.

Übrigens ist diesen Kindern der Natur, Kindern der Freiheit das Leben auch ein enger Kreis geworden. Sie spüren den Krieg auf ihre Art, da die neuen Landesherren ihnen mit gutem Recht scharf auf die Hände sehen. In allen Dörfern liegen bulgarische Wachen. Gendarmerieposten halten die Zugangsstraßen besetzt, und der „Bulgarski", den man sonst überall im mazedonischen Land mit Freuden aufnahm, ist an den Zigeunerstätten nicht gern gesehen; denn seine Hand ist hart, sein strenges Regiment drückt unangenehm, da er für die notwendige Ordnung sorgt, die den Zigeunern eine Tyrannei zu sein scheint. Alte Rechte meinen sie sich gegenüber angetastet, und es wird noch Arbeit kosten, das verworfene Gesindel niederzuhalten.

Wir ritten. Die Landstraße lag nun frei vor uns. Forsch ging es vorwärts. Bulgarischen Troßzügen begegneten wir, die sich langsam und ungeheuer malerisch vorwärtsbewegten. Starkgliedrige Ochsen gingen vor merkwürdigen Gefährten in schweren Jochen; dann kamen ganze Züge, die die Wagen mit kleinen, dunkelhaarigen Büffeln bespannt hatten. In selbstgefälligem, langsamem Trott marschierten die Kolonnen auf der Bergstraße voran. Bulgarische Soldaten, Landsturmleute, die Gewehre lässig über den Rücken gehängt, zogen als Begleitmannschaften mit, und die Fahrer, phantastische Gestalten, fast jeder für sich ein Charakterkopf aus dem Völkergemisch des Balkanlandes, saßen auf den niedrig gebauten Wagen oder schritten in schleppendem Gang neben ihren Zugtieren einher. „Heidi! Heidi!" trieben sie das Vieh zeitweise an. „Komm! Komm!" Viel mehr redeten sie nicht.

Höchstens preßten sie zwischen den ungeheuren gelben Zähnen noch einige Zischlaute hinaus: „Tsch! Tschäh!", und die Tiere hörten darauf. Wollte es gar nicht gehen, war die Bergstraße zu steil, so kam der Stock in Bewegung, den sie fest unter einen Arm geklemmt trugen. Aber kein Schlag fiel damit! Nur zum zeitweiligen Stoßen gegen die Hinterschenkel der Tiere wurde er gebraucht, und Ochse und Büffel taten, was sie zu leisten imstande waren.

Durch kahles, wildes Bergland ritten wir. Weite Schluchten öffneten sich, die in ihrer unfruchtbaren Öde und Nacktheit auf die alte Mißwirtschaft hinweisen, die Mazedonien zu einem dünnbevölkerten Lande machte. In den breiten, welligen Becken lagen die durch nicht viel Arbeit gut zu kultivierenden Lößpartien als ungenutzte, unfruchtbare, nackte Geröllhalden. Kein Baum, kein Strauch in der ganzen weiten Runde. Wir trafen immer wieder nur auf Hirten, die mit riesigen, nach Hunderten von Stücken zählenden Hammelherden langsam über die Halden, über die Kuppen von Berg zu Berg vorwärtszogen. Graugrün, trocken und arm lagen die Hänge. Der Humus fehlte. Seitdem die Türken das Holz auf diesen Bergen Mazedoniens schlugen, ohne jemals daran zu denken, für neuen Anbau zu sorgen, haben Regen und Winde alle Erdkrume zu Tal gefegt. Was an spärlich sprießenden Moosen, an ärmlichen Gräsern und durch Flugwind herbeigetragenen sonstigen Samen aufgeht, knabbern die gefräßigen Herden ab, so daß nichts zur Entwicklung kommen kann.



Zigeunerin mit ihrem Knaben.

Traurig lag das Land. Es war streckenweise eine durch ihre Stille und Einsamkeit erhebend schöne, aber auch mitunter erschreckende und niederdrückende Welt. Graubraun war der Grundton, um den sich alles einstimmte, die Felsen und Geröllmassen, die Bergkuppen vorn, während die dahinterliegenden, sich fortgesetzt staffelnden Höhen mehr und mehr in ein Graublau hinüberspielten. Rote Gründe, rostfarbene eisen- und kupferhaltige Erdschichten lagen plötzlich in einer Ausweitung, und dann folgten grünlichbraune Bergketten, die im Sonnenlichte von dunkelen Wolkenschatten überflogen standen.

Als wir aus dem Zigeunerdorfe hinausgeritten waren, flog zuerst das Gespräch munter zwischen uns einher. Wir lachten. Doch nun, je mehr wir in das Land hineinkamen und bald im Schritt, bald im ruhigen Traben der sich über die Höhen auf und nieder schlängelnden Straße folgten, wurden wir still. Ein merkwürdiges Gefühl überkam uns: deutsche Reiter auf mazedonischer Erde... In Frankreich, an der flandrischen Nordseeküste, in Polen, Galizien, Weißrußland und Serbien waren wir im Verlaufe des Krieges schon gewesen. Die einen unseres Häufleins im Westen, die anderen im Osten. Nun trafen wir uns im Süden. Wir ritten auf der Straße Skoplje-Kalkandelen ziemlich genau auf dem 42. Breitengrad einher. Die wilde Bergwelt des Kara Dagh schaute auf uns hernieder, und in der Ferne vor uns — fern, doch auf dem Vormarsch nach Süden längst überholt, lag die Schar Planina, deren massige Felsbrocken noch tief herniederreichende Schneemützen trugen. Südlich blau, klar selbst in den lichten Wolken, die ihn übersegelten, lag der weite Himmel. Er hing über uns wie ein wundervolles Zeltdach, aus dessen unausmeßbaren Höhen das Licht leuchtend zu träufeln schien. Gigantisch ragten in diese hohe Flut die Gebirgsspitzen hinein; sie strahlten, und alle überragte die wie Eis gleißende, von durchsonnten Nebeln leicht verschleierte Pyramide des Ljubeten, die sich als das Wahrzeichen Mazedoniens majestätisch über zweieinhalbtausend Meter erhebt.

Kalkandelen erreichten wir auf diesem Ritt nicht mehr, da wir nach Skoplje zurück mußten. Die Schar Planina — Skardos nannten sie die Menschen des Altertums — wies uns den Weg, der nach Nordalbanien führt. Ihre und die Schneebergketten des Kara Dagh traten aber in unsern Gedankenkreis, der sich mit dem schönen und doch jetzt so traurig armen Lande beschäftigt; denn zu seiner Größe sind die furchtbaren Becken der Flüsse doch nur gering ausgenutzte Anbauflächen. Riesige Ausblicke ergeben sich. Gewaltige Aufgaben warten der bulgarischen Tatkraft. In Mazedonien gibt es Kulturprobleme zu lösen, wie man sie sich kaum vorstellen kann. Erzreiche Gebirgsstöcke, aus denen die Alten schon Nutzen zogen, dürften sich neu entdecken lassen. Damals, als Uesküb das alte Scupi, Mittelpunkt der dardanischen Provinz der Römer war, sah es gewiß anders im Lande aus. Wir fanden Spuren davon; denn auf unserm Ritt trafen wir noch auf alte, römische Bogenbauten einer großzügig angelegten Wasserleitung. Beherrschend stehen die Reste der altrömischen Ingenieurkunst als Zeugen vergangener Größe jetzt noch in der Wildnis des Landes, dessen Schick-

sal so mannigfaltig gewesen ist, wie kaum eines anderen in Europa. Wilde Stürme, hart aufeinanderprallende Zerstörungskräfte überbrandeten es. Auf die Römer folgten im siebenten Jahrhundert die Slawen, dann die Bulgaren. Byzanz kam, das schon vordem hier geherrscht hatte, um das Gebiet wieder an ein neues, gewaltiges Bulgarenreich fallen zu lassen, bis der große Serbenzar Stephan Duschan es empfing. Unter die Gewalt der anstürmenden Osmanen fiel dann das Land, und fast möchte man, um der Wahrheit die Ehre zu geben, sagen: um zu sterben; denn alles nahmen ihm die Türken, um ihm nichts dafür zu geben.

Nun soll für Mazedonien aber nach einem wechselvollen Hin und Her von Jahrhunderten in kurzer Zeitspanne wieder eine neue große Zukunft entstehen. Wird sich das erfüllen? Wir sahen es wie wartend liegen. Wir dachten heim an unsere schönen, reichen, deutschen Gaue, an Franken, Thüringen, den Harz, an Schlesien und die sangesfrohen Lande am Rhein. Auch dort rauhe Gebirgsstöcke, Hügelländer, Felsentäler, wilde eruptive Aufwerfungen, aber kein nackter Karst, der in seiner meilenweiten Eintönigkeit das menschliche Herz bedrückt. Fleißiges Schaffen, regsame, unermüdliche Arbeit läßt die Berge grünen und blühen und schönste Frucht tragen. Wir glaubten aus der Ferne die deutschen Wälder im Winde wehen und herüberrauschen zu hören und grüßten das Vaterland, während die Pferde an nackten Steinwänden vorübertrabten, auf denen Steinadler und Lämmergeier nisten, die wir an diesem Tage wieder oft genug in der blauen Höhe mit stillem, schwebendem, gleitendem Fluge über Bergen und Tälern kreisen sahen . . .

Wir ritten . . . deutsche Reiter, still und in Gedanken . . . Man nennt die Bulgaren die „Preußen des Balkans", wir lernten sie als kraftvolle, zielbewußte Menschen kennen . . . Wir sahen das Land wie wartend liegen und glauben, daß sich seine Wünsche erfüllen werden.

Die Unbeliebtheit der Deutschen im Auslande. Von A. Zimmermann.

Es ist einmal so: die Völker auf unserer alten Erde lieben sich im allgemeinen gegenseitig nicht sonderlich. Sie stehen sich durchweg fremd, oft mit verhaltener, seltener mit offener Abneigung gegenüber. Völkerfreundschaften sind meistens nur vorübergehender Natur, — Zweckfreundschaften, die zerflattern, sobald der Zweck, dem sie dienen, nicht mehr vorhanden ist.

Eine gewisse Voreingenommenheit ist ja auch verständlich. Sind Gedanken- und Empfindungswelt, sind Weltanschauung und Ideale grundverschieden, so ist die Grundlage für ein gegenseitiges Verständnis nicht vorhanden. Der Freundschaft muß aber ein Verstehen vorausgehen. Es darf uns somit nicht wundern, daß man uns Deutsche und unsere deutsche Art im Auslande nicht mit so freundlichen Augen ansieht, wie wir das wohl selber wünschen. Engländer, Franzosen, Russen, Italiener, Serben und Japaner lieben sich ja in Wirklichkeit auch nicht, wenn sie auch heute so tun.

Sie lieben sich nicht — aber uns Deutsche **haßt** man. Das ist uns in den Herbstmonaten 1914 und während der ganzen Dauer des Krieges so klar geworden, daß wir es nicht wieder vergessen werden. Erstaunt und erschreckt dachten wir nach: womit haben wir den allgemeinen Haß verdient? Daß die Völker, mit denen wir uns durch die Schlünde der Kanonen unterhalten, uns während dieser Unterhaltung keine Freundschaftsbeweise geben würden, nahmen wir als selbstverständlich hin. Aber womit hatten wir den Haß aus dem Kreise der Italiener, der Holländer, der Rumänen, der Südafrikaner, der Nordamerikaner, der Brasilianer, der Argentinier, kurz all der Völker verdient, die wir nie gekränkt, denen wir eher Gutes erwiesen hatten? Es entspricht der deutschen Eigenart, daß wir bei der Suche nach der Schuld den ersten Blick auf uns selber warfen. Sind wir wirklich so verabscheuungswürdig, daß wir mit Naturnotwendigkeit Widerwillen erwecken müssen?

Wir dachten nach und stellten fest, daß das alte Erbübel der Germanen, der Durst, immer noch vorhanden ist und sich nicht selten auch im Auslande bemerkbar macht. Gewiß: es gibt Völker, die nüchterner sind als wir und die die Trinksitten weder lieben noch achten. Aber sind Engländer, Schweizer, Dänen und Russen samt und sonders geschworene Abstinenzfanatiker? Hat sich nicht auch in Frankreich in den letzten Jahrzehnten ein Alkoholismus schlimmster Art eingenistet? Warum beurteilt man die Deutschen härter als andere?

Wir kamen weiter zu der Erkenntnis, daß das Benehmen der Auslanddeutschen und zumal der im Auslande reisenden Deutschen uns keine Sympathien erweckt habe. Müller sei zu bescheiden und Schulze zu laut und protzig gewesen. — Gewiß: Müller leidet daran, daß er es jedermann recht machen will, er findet alles schön und vortrefflich, was andere tun. Er bewundert, was „weither" ist. Er ist das Produkt der Entwicklung, die für Deutschland mit dem Dreißigjährigen Krieg einsetzte und die erst vor einem Menschenalter ihren Abschluß fand. — Und Schulze stammt aus kleinen Verhältnissen. Erst sein Vater hat die Grundlage für das Emporkommen seiner Familie geschaffen. Vermögen und Einkommen sind gewachsen, überraschend schnell gewachsen, aber die Innen- und Außenkultur, die man bei Familien mit längerer Tradition findet, können sich nicht so schnell entwickeln. Tausend Anzeichen deuten darauf hin, daß schon das nächste Geschlecht diese Kinderkrankheit eines emporstrebenden Volkes überwunden haben wird.

Sind aber Amerikaner, Russen, Engländer, die durch ihr Benehmen der Mitwelt auf die Nerven fallen, so große Seltenheiten? Gibt es nicht zahlreiche Engländer, die sich absichtlich durch ungehöriges, verletzendes Benehmen hervortun? Und wie sieht es bei manchen russischen Vorkämpfern der Zivilisation aus? Ist es ein Zufall, daß man in internationalen Kurorten die Russen vielfach aus besseren Pensionen und Gasthäusern fernzuhalten sucht?

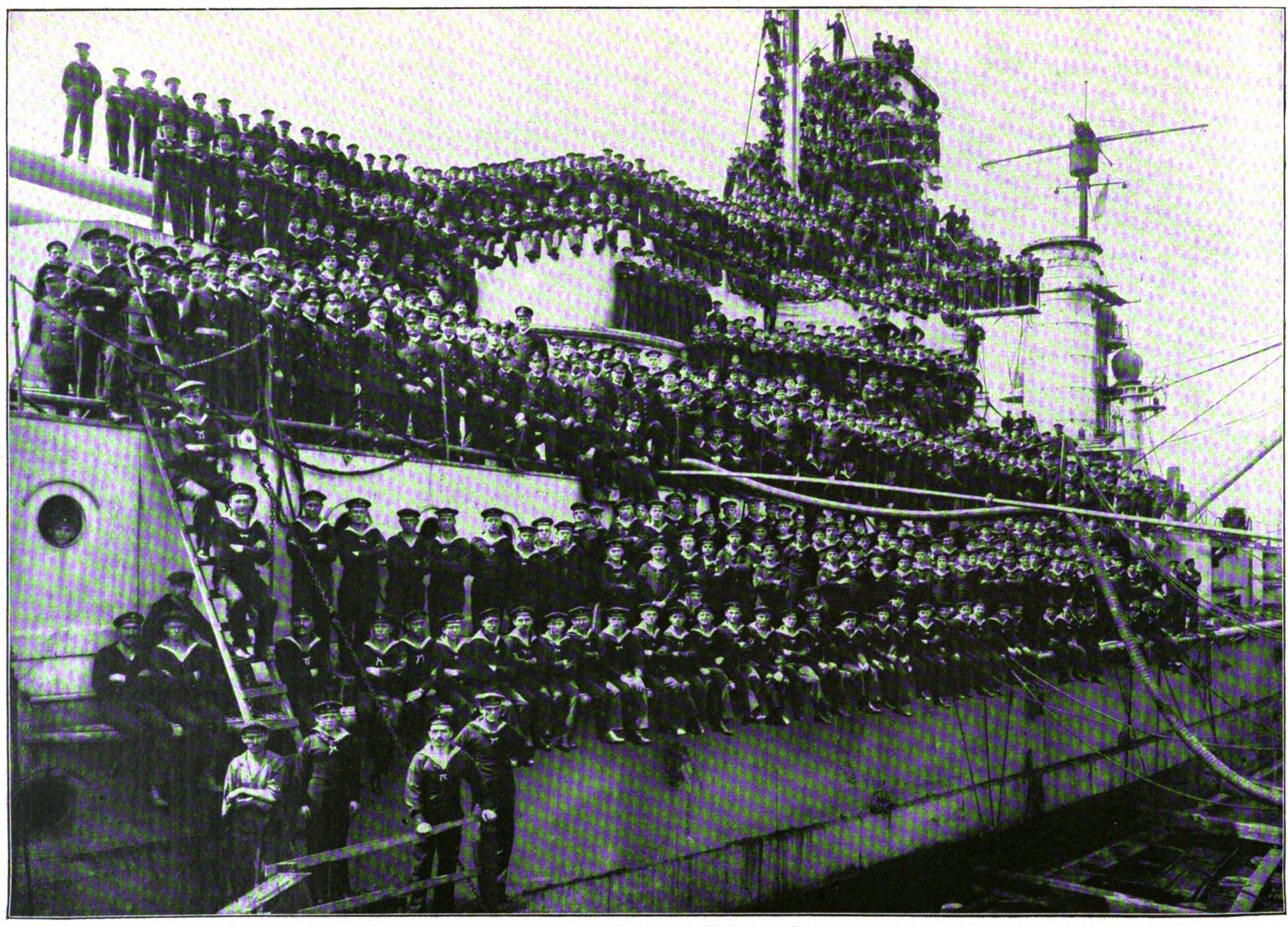
Schließlich stießen wir bei unserer Selbstkritik noch auf die in unserem Vaterlande weitverbreitete Art der Besserwisser. Es ist so: die Zahl der schulmeisternden Deutschen ist recht groß. Wir müssen es noch mehr lernen, unsere ungünstigen Meinungen über fremde Einrichtungen für uns zu behalten. Besonders Franzosen und Italiener sind kindisch eitel. Sie ertragen es einfach nicht, wenn ein Fremder in ihrem Lande etwas nicht bewunderungswürdig findet.

Alles in allem: wir Deutschen sind nicht frei von Fehlern. Aber diese Fehler halten sich durchaus unter dem Durchschnittsmaß. Sie können also nicht die Ursache einer so **starken** Abneigung, nicht die Ursache des Hasses sein. Sie sind es um so weniger, als Nationaluntugenden solcherart allenfalls Gefühle erwecken können, die zwischen Abneigung und Mitleid stehen. Man fühlt sich über Menschen, denen Untugenden anhaften, erhaben, aber man **haßt** sie nicht. Aber uns **haßt** man. Der französische Gelehrte Reclus schreibt, daß eigentlich das ganze deutsche Volk in die Sklaverei verkauft werden müßte, daß aber mindestens die führenden Schichten Halseisen und Ketten verdient hätten. Und ein englisches Blatt schlägt vor, uns zu einer Nation von Wasserträgern zu machen. Wann ist jemals ein solcher Haß gegen ein einzelnes friedliches Volk emporgelodert?

Ein solcher Haß, eine so tiefe Abneigung kann nicht in dem Gefühl der Überlegenheit über einen in Sitten und Charakter minderwertigen Feind wurzeln, ein solcher Haß gedeiht nur da, wo er seinen eigentlichen Nährboden findet: **den Neid**. Nur der Neid gebiert den grimmigsten, unversöhnlichsten Haß, — auch den Haß, unter dem wir zu leiden haben.

Man beneidet uns, und man hat Ursache, Deutschland und das deutsche Wesen zu beneiden. Deutschland hat den friedlichen Wettbewerb mit allen den Staaten aufgenommen, die sich seit Jahrzehnten und seit Jahrhunderten als an der Spitze der Zivilisation marschierend betrachten. Und in diesem Wettbewerb hat es in überraschend kurzer Zeit auf weiten Gebieten gesiegt. Die wirtschaftliche Macht Deutschlands stieg schneller und schneller. Die deutsche Technik entwickelte sich in ungeahnter Weise. Man war überall gezwungen, Deutschen leitende Posten bei größeren gewerblichen Unternehmungen einzuräumen, man war gezwungen, deutsche Einrichtungen nachzuahmen, gezwungen, deutsche Hochschulen, zumal technische Hochschulen zu besuchen, man konnte die deutsche Wissenschaft und die deutsche Technik nicht übergehen. Man fühlte vielmehr ihre Überlegenheit in steigendem Maße, auch indirekt da, wo die meisten Menschen am allerempfindlichsten sind, am Geldbeutel. So wuchsen, zumal im letzten Jahrzehnt, ohne daß es uns deutlich zum Bewußtsein gebracht wurde, Neid und Mißbehagen um uns herum und schufen eine Einkreisung, die Eduard VII. dann auch noch zu einer politischen gemacht hat.

Trotzdem würde der Haß nicht so ins Maßlose gegangen, nicht so allgemein geworden sein, wenn man ihn nicht systematisch geschürt hätte, ohne daß man in Deutschland viel davon erfahren hat und ohne daß man es für nötig hielt, etwas dagegen zu unternehmen. Tatsächlich hat man den Krieg gegen Deutschland von langer Hand her so sorgfältig vorbereitet, wie wohl noch nie ein kriegerisches Unternehmen vorher — nicht nur durch militärische Rüstungen, sondern durch einen wohlgeleiteten Verleumdungsfeldzug, einen Feldzug, der Bewunderung erregen **könnte**, wenn er nicht Abscheu erwecken **müßte**. Heute, nachdem die Fäden durch gewissenhafte deutsche Forscher bloßgelegt sind — besonders Paul Dehns Buch über „England und die Presse" bringt unwiderlegliche Beweise — muß man feststellen: Großzügiger und folgerichtiger ist auf Erden noch niemals gelogen worden, systematischer ist noch niemals ein Volk auf dem ganzen Erdboden, in allen fünf Weltteilen, verleumdet worden, als das deutsche Volk im letzten Jahrzehnt.



Die Besatzung von S. M. S. „König" nach der Seeschlacht vor dem Skagerrak (31. Mai bis 1. Juni 1916) im Heimathafen. Aufnahme von A. Renard.

Ihren Ursprung hat die organisierte Lüge in Frankreich genommen. Zeitungen, Romane, Lesebücher, Schulbücher wurden in den Dienst der Verleumdung gestellt. In Hintertreppenromanen sowohl als in den Werken angesehener Schriftsteller wurden die Deutschen mit einer gewissen Selbstverständlichkeit als minderwertig, als Barbaren, als Schurken hingestellt. Vor keiner Beschimpfung schreckte man zurück. Nur ein Beispiel: In der Novelle „Dr. Judassohn" von Assolant befindet sich das folgende Gespräch zweier Franzosen: „Hast du viele Preußen niedergesäbelt, Onkel?" — „Ja viele." — „Sind sie sehr häßlich?" — „Häßlicher als Raupen." — „Und sehr böse?" — „Böser als Nattern." — „Ist es wahr, daß sie sich niemals waschen?" — „Doch, einmal alle halben Jahre." — „Hast du viele Gefangene gemacht?" — „Nein, niemals." — „Warum nicht?" — „Weil sie so schmutzig sind, daß man sie nur mit der Zange anfassen kann. Ich habe darauf verzichtet, man hat nicht immer eine Zange bei der Hand." — „Was machtest du denn?" — „Ich tötete sie, das gibt einen sehr guten Dung." — — —

In anderen Büchern wurden die Deutschen als Gewohnheitsdiebe, als Brandstifter, als Kindermörder gebrandmarkt. Im besten Falle wurden sie als Heuchler entlarvt und damit auch den Bedenken derjenigen Franzosen Rechnung getragen, die an den ihnen bekannten Deutschen nicht die Merkmale der Schurkerei entdecken konnten.

Die französischen Verleumdungen waren im allgemeinen plump, als so gefährlich sie sich auch erwiesen haben. Aber tausendmal gefährlicher wurde die Sache, als Eduard VII. von England die Leitung des Verleumdungsfeldzuges nach England verlegte. Eduard sah die kriegerische Auseinandersetzung mit Deutschland voraus, ja er sehnte den Krieg haßerfüllten Herzens (persönliche Empfindungen sprachen mit) herbei. Und er bereitete sich auf seine Weise darauf vor. Er kannte und schätzte die Macht der Presse. Er wußte sie sich dienstbar zu machen, und es gelang ihm, mit ihrer Hilfe seinen Willen den Trägern der englischen Regierung, die er zunächst übergangen hatte, aufzuzwingen. Die bis ins Mark verdorbene Londoner Presse ging auf des Königs Gedanken verständnisinnig ein, und so entbrannte bald ein Pressekrieg gegen Deutschland, der den Keim für den Krieg mit den Waffen längst in sich trug.

Aber Eduards VII. weltmännischer Großzügigkeit genügte es nicht, die Stimmung in England zu beeinflussen. Die ganze Welt, *alle* Völker sollten ausnahmslos geistig gegen Deutschland mobil gemacht werden. Es gelang zunächst, durch die Verbindung der führenden Zeitungen Times, Matin und Nowoje Wremja eine große Hexenküche für das Werk zu schaffen. Dann aber wurden Verbindungen mit der Presse aller Staaten und Zungen hergestellt. Große Zeitungen gingen in den Besitz englischer oder französischer Gesellschaften über. Andere Blätter machte man sich durch die Zahlung regelmäßiger Bestechungsgelder gefügig. Daß jährlich sowohl von Frankreich als von England viele Millionen für solche Zwecke geopfert wurden, läßt sich nachweisen; *wie* gewaltig die Summen aber gewesen sind, wird die Welt wohl niemals erfahren.

Bald war das Orchester vollständig: In England wurde man nicht müde darauf hinzuweisen, daß jeder Engländer persönlich an der Vernichtung des gefürchteten Nebenbuhlers interessiert sei. Nebenbei gab man sich den Anschein, als ob man eine unvermutete deutsche Invasion ernstlich fürchtete.

In Frankreich genügte es, den Revanchegedanken wieder neu zu entfachen. In Italien arbeitete man sehr gründlich und mit gutem Erfolge daran, Gegensätze zu Österreich zu schaffen und alles das in den Hintergrund zu drängen, was einer Freundschaft zu Frankreich im Wege steht. Den kleineren, an unser Reich angrenzenden Staaten, die Deutschland mehrfach gegen gallische Eroberungsgelüste geschützt hat, suchte man einzureden, daß die deutsche Regierung nur auf den Augenblick warte, um über sie herzufallen und ihnen die Selbständigkeit zu rauben.

Schwieriger war es schon, in Nord- oder gar in Südamerika deutschfeindliche Stimmungen großzuziehen. Die Methode, die man dabei anwandte, läßt deutlich erkennen, daß es sich um ein von einer Hauptstelle geleitetes Verfahren handelt. In amerikanischen Zeitungen, selbst in solchen, die ernst genommen werden wollen, konnte man plötzlich lesen, daß das mächtig emporstrebende Deutschland sich unbedingt ausdehnen *müsse*. In Europa sei die Möglichkeit für eine solche Ausdehnung abgeschnitten. Die Tropen seien für eine Besiedelung nicht geeignet. Aus „zuverlässiger Quelle" wisse man aber, daß gewisse Kreise in Deutschland den Blick auf Nordamerika, auf das Gebiet der militärisch schwachen Vereinigten Staaten gelenkt hätten. In Deutschland sähe man die Vereinigten Staaten als das Deutschland der Zukunft an. — Die Unwahrscheinlichkeit einer so albernen Verdächtigung suchte man dadurch zu vermindern, daß man nach Ablauf einiger Wochen oder Monate den gleichen Schwindel von einer anderen, von einer dritten, einer vierten Zeitung auftischen ließ.

In Südamerika hatte man es bei Anwendung desselben Rezeptes noch leichter. Man wies auf die zum Teil in geschlossenen Gebieten wohnenden deutschen Ansiedler in Südbrasilien, Chile usw. hin und erklärte diese Ansiedler für die Schrittmacher der politischen Bestrebungen Deutschlands, das sich „bekanntlich" in Südamerika ein Neudeutschland schaffen wolle. Zwischendurch erfand man auch je nach Bedarf einige deutsche Aufstände in Brasilien oder sonstwo. Stellte sich dann auch nachträglich heraus, daß kein Aufstand stattgefunden hatte, so hatte man doch immerhin den Eindruck erweckt, daß unter den deutschen Ansiedlern starke Neigung zu einem Aufstand vorhanden sei. Man glaubte an eine „deutsche Gefahr".

In Südafrika, in Australien, in der Türkei, in Ungarn wurde in ähnlicher Weise gearbeitet. Überall erweckte man den Glauben, daß Deutschland *der* Feind, daß das Deutschtum *die* Gefahr sei. Die Erfahrungen der letzten achtzehn Monate lehren, daß der systematischen Lüge, der größten Lüge aller Zeiten, ein gewaltiger Erfolg beschieden war.

Der Verleumdung des Deutschen Reiches folgte die Verleumdung des deutschen Volkes. Nachdem man überall an eine deutsche Gefahr glaubte, war es nicht mehr schwer, die einzelnen Deutschen als brutale, rohe Gewaltmenschen, als Barbaren, als verbrecherisch veranlagt hinzustellen. Man ging bei dieser Art der Verleumdung besonders geschickt vor. Man tat so, als ob es eine ein für allemal ausgemachte, gar nicht ernsthaft zu bestreitende Tatsache sei, daß man den Deutschen überall in der Welt als ein verworfenes Wesen kenne und bewerte. Man wirkte durch eine offenbar verabredete Massensuggestion, in deren Dienst man das Theater, die Literatur und besonders auch das Kino zu stellen wußte.

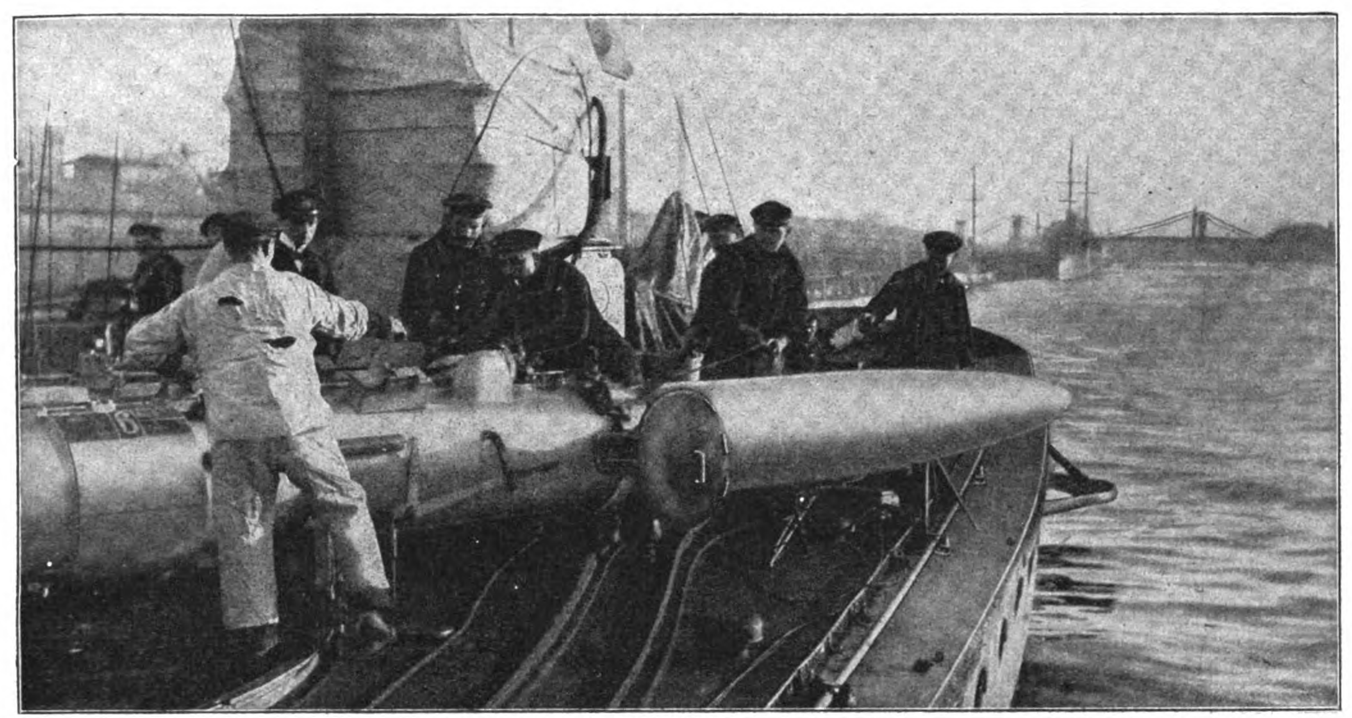
Diesem teuflischen Verleumdungskrieg war die deutsche Presse nicht gewachsen. Ja, in unseliger Verblendung lieferten deutsche Zeitungen unseren Todfeinden oft noch gefährliche Waffen. Aber es wäre auch ohnehin kaum möglich gewesen, das über uns geworfene Netz zu zerreißen. Um so weniger, als man es in Deutschland kaum geglaubt haben würde, daß ein groß angelegter Plan gegen uns geschmiedet und durchgeführt würde. Der Krieg mußte uns erst die Augen öffnen und uns den Unterschied zeigen, der zwischen der Art und dem Wesen unserer Feinde und dem deutschen Wesen besteht.

Nachdem wir diesen Unterschied erkannt haben, können wir der Tatsache, daß die Deutschen im Auslande unbeliebt sind, getrost und ruhigen Herzens ins Auge schauen. Wir wollen dabei nicht zu Pharisäern werden, aber wir wollen uns bewußt sein und auch in Zukunft bewußt bleiben: An der Liebe der Völker, deren Charakterbild von Unwahrhaftigkeit entstellt ist, braucht uns nichts zu liegen. Wohl wollen wir nach Friedensschluß versuchen, die Achtung der Freien und Hochdenkenden, die sich in kleiner Anzahl unter allen Völkern befinden, wiederzugewinnen. Aber wir wollen uns dabei des Bismarckwortes erinnern, daß wir niemand nachlaufen. Unsere Taten und unsere Arbeit sollen für uns sprechen. Der beste Balkandiplomat ist, bei aller Achtung vor den zünftigen Diplomaten sei es gesagt, Mackensen gewesen. Unser deutsches Schwert, unsere deutsche Arbeit sollen auch in Zukunft unsere Überzeugungsmittel sein. Im übrigen sind wir durch den Krieg so geschult worden, daß wir in Zukunft besser als bisher allen Verleumdungen entgegentreten können. Die Achtung, die das deutsche Volk als Ganzes beanspruchen kann, hat es sich durch diesen großen Krieg erzwungen. Sache eines jeden einzelnen von uns ist es, dafür zu sorgen, daß diese Achtung erhalten bleibt. Die Achtung vor dem deutschen Schwert, vor der deutschen Tüchtigkeit, vor deutscher Gewissenhaftigkeit, vor deutscher Wahrheitsliebe, vor deutscher Treue hat sich als wertvoll erwiesen. Sie sei uns ein teures Gut. Aber die *Liebe* unserer Nachbarn, unserer Feinde ist uns gleichgültig geworden. Wir haben das Recht erworben, diese Liebe zu *verachten*.

Zwei Sprüche. Von Frida Schanz.

Und all unsres Leides purpurglühende Flut
Und all unsre Not um die Opfer in unsrem Heere, — —
Es wird sich verteilen gleich einem Becher voll Blut,
Wenn Deutschland gesiegt hat, in tiefem, weltweitem Meere.

Wehe, wer durch diesen Krieg geht,
Unversehrt von heil'ger Flamme!
Wenn einst Deutschland fromm im Sieg steht,
Gleicht nur er verdorrtem Stamme.



Laden eines Torpedos. Aufnahme von A. Grohs.

Die technische Unterlegenheit Englands. Von Dr. Ernst Schultze.

Unter den vielen Überraschungen, die der Krieg Großbritannien brachte, ist für den Durchschnittsengländer wohl am erstaunlichsten die technische Überlegenheit Deutschlands, die nach allen Richtungen zutage tritt, während England häufig eine technische Schwerfälligkeit zeigt, die durch kein Belebungsmittel schnell genug zu beseitigen ist. Der Schrei nach einem Ministerium der Erfindungen oder nach anderen greifbaren Maßnahmen, um die englische Technik aus ihrer Erstarrung zu lösen, läßt sich verstehen. Mit scheinbarer Leichtigkeit gelang es Deutschland, nicht nur seine Industrien den Kriegsverhältnissen anzupassen, sie also zum Teil völlig andere Waren herstellen zu lassen als bisher, sondern auch Bedürfnisse, die vor dem Kriege nicht vorhanden waren — namentlich solche, die durch Abschneidung wichtiger Rohstoffe entstanden — durch neue glänzende Erfindungen zu decken. Dagegen glückte es England während des ganzen Verlaufs des Krieges nicht, eine einigermaßen bedeutende Erfindung zu machen, selbst wo die Not am größten ist.

So konnten Urteile gefällt werden, wie es beispielsweise der Nationalökonom L. C. Chiozza Money etwa ein halbes Jahr nach Kriegsausbruch im „Daily Chronicle" aussprach: „Wir sollten uns immer in Kriegs- wie in Friedenszeiten daran erinnern, daß die Größe und Macht einer Nation auf ihrer Fähigkeit beruht, gute Waren zu liefern. Die Kraft, die Deutschland beweist, indem es seit einem halben Jahr überlegene Kräfte von seinen Grenzen fernhält und selbst vordringt, ist kein Zufall, sondern eine Tatsache, die in dem großartigen Aufbau seiner wirtschaftlichen und militärischen Macht auf der Industrie beruht. Will man den Schlüssel zu dem Geheimnis der Leistungen der deutschen Artillerie und Marine haben, so wird man ihn in der außerordentlichen Entwicklung der deutschen Eisen- und Stahlindustrie finden. Will man wissen, warum die „russische Dampfwalze" nicht vorwärts kam, so wird man den Hauptgrund in der deutschen Ausbildung und Vervollkommnung einer englischen Erfindung erkennen — der Eisenbahn. Der Krieg hat uns gelehrt, daß sehr wesentliche Industrien in unserem Lande nicht gepflegt wurden. In der Eisen- und Stahlindustrie, in der elektrischen Industrie, in der Glas- und Farbenfabrikation, in der Herstellung von Klavieren und in vielen andern Dingen haben wir unsern alten Vorrang entweder verloren oder begnügen uns damit, eine zweite Rolle zu spielen. Der Krieg hat unsere industriellen Schwierigkeiten in ein grelles Licht gerückt; wir erhalten eine harte Lektion, aus der wir hoffentlich lernen werden."

Einstweilen scheint die britische Nation diese Lehre noch kaum gezogen zu haben. Vielmehr bleibt man dabei, die Abhilfe durch die Niederringung des Gegners zu erhoffen. Von dem in der führenden englischen Stahl- und Eisen-Zeitschrift „Engineering" im September 1915 allen Ernstes erörterten Plane, die sämtlichen Industrieanlagen (nicht nur die verhaßten Kruppwerke in Essen) in den zu besetzenden Gebieten Deutschlands bis auf den Grund zu zerstören, ist es allerdings still geworden — weil eben jede Möglichkeit dazu fehlt. Nun versucht man statt dessen den Handel des Feindes, solange der Krieg dauert, bis in die Wurzeln zu vernichten. Gleichzeitig hat sich eine Stimmungsmache für den Handelskrieg nach dem Kriege aufgetan, der Deutschland jedes Rechts berauben soll, mit England oder einem seiner Verbündeten innerhalb des nächsten Menschenalters Handel zu treiben. Das Cromwellsche Schiffahrtsgesetz würde eine unschuldige Maßnahme gegenüber diesem bittersten Wirtschaftskriege sein — falls er zur Durchführung käme.

Dieser Wunsch wird jedoch schon daran scheitern, daß Deutschland nicht der alleinige Wettbewerber Englands ist. Im letzten Menschenalter sind an die Spitze der Kulturvölker in Technik und Wirtschaft an die Seite Englands Deutschland und die Vereinigten Staaten getreten. Die lehrreichen Untersuchungen des Engländers Shadwell gingen der Frage auf den Grund, worin die Wettbewerbsfähigkeit der drei Länder wurzelt und welche Ursachen England verhindern, seinen früheren außerordentlichen Vorsprung festzuhalten. Er meint, daß sich in Deutschland und in den Vereinigten Staaten weit mehr Verlangen nach positivem Wissen zeige als in England; in dieser Beziehung stehe Deutschland an erster, Amerika an zweiter Stelle (Arthur Shadwell: England, Deutschland und Amerika. Eine vergleichende Studie ihrer industriellen Leistungsfähigkeit. Industrial Efficiency. Deutsch von Felicitas Leo. Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1908, S. 30). Dasselbe Urteil wird von anderen weitblickenden Engländern schon seit Jahrzehnten ausgesprochen. So meint Fraser (J. F. Fraser: Amerika wie es arbeitet. Mögliches und Übermögliches aus den Vereinigten Staaten. Deutsch. Frankfurt a. M., Otto Brandner, 1908, S. 89): „In England hegt man so eine Art stiller Verachtung der in einer technischen Schule geschluckten Mechanik. In Amerika dagegen hält man darauf und läßt sich den Besuch solcher Anstalten angelegen sein."

Diese Abneigung des Praktikers gegen die Theorie äußert sich namentlich dann, wenn eine wichtige Erfindung im Auslande gemacht ist oder wenn eine fremde Nation bedeutenden Vorsprung vor der Technik Englands und damit eine gewisse Überlegenheit über sein Wirtschaftsleben gewonnen hat. Anstatt die Wurzel des Übels bei sich selbst zu suchen, ist man empört über die Keckheit des Nebenbuhlers. Sir Thomas Barclay, Mitglied des Instituts für internationales Recht, dessen Stimme in England infolge seiner gründlichen Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse auch des Auslandes aufmerksam gehört wird, hielt 1913 in Walworth eine Rede über die Eindrücke, die er in Deutschland für den Stand der deutschen Industrie gegenüber der englischen erhielt. Barclay, der übrigens das Deutsche Reich seit vier Jahrzehnten fast jährlich besucht hatte, meinte kennzeichnenderweise, England habe weder Deutschlands Heer noch seine Flotte zu fürchten, wohl aber seine außerordentliche industrielle Tüchtigkeit. „Wir können uns eine Lehre daraus nehmen, wie das Deutsche Reich versteht, seine gesamte Bevölkerung der Wohlfahrt des Landes dienstbar zu machen. Die vollkommene Gleichgültigkeit der

englischen Eltern gegenüber der industriellen und technischen Erziehung ihrer Kinder ist unser Unglück. Das Deutsche Reich und die Vereinigten Staaten zeigen uns, was wir hätten tun sollen. Technische und industrielle Schulen wären das Heil unseres Arbeiters. Bei jeder Wahl müßte das Interesse, das der Bewerber an der gewerblichen Fortbildung der Arbeiter hat, der hauptsächlichste Maßstab für die Beurteilung seiner Eignung als Vertreter der Arbeiterschaft sein. Wir sind auf dem besten Wege, von den Deutschen auf jedem Gebiete geschlagen zu werden. Sie überflügeln uns nicht nur auf unseren fremden und kolonialen Märkten, sondern im eigenen Lande. Das englische Volk ist keineswegs von Natur beschränkt, es könnte erwachen und seine wahren Bedürfnisse erkennen. Wenn man aber sieht, daß in Ungarn, Rußland, Spanien, selbst in Argentinien der Verkauf unserer Waren allein von dem deutschen Geschäftsreisenden abhängt, dann fühlt man sich tief gedemütigt durch die eigene Unterlegenheit."

Der deutsche Handlungsreisende besitzt in hohem Maße die Fähigkeit, den Wünschen seiner Kunden gerecht zu werden, ja ihnen zuvorzukommen. Der Engländer dagegen ist von dem Werte seiner Ware so felsenfest überzeugt, daß er jede Änderung der nun einmal von ihm hergestellten Waren ablehnt. Der Kunde muß das bestellen, was ihm angeboten wird — oder er erhält überhaupt nichts. An eine Umrechnung der englischen Maße und Gewichte in den englischen Preislisten, die für das Ausland bestimmt sind, wird nicht gedacht. Es fehlt jede Anpassung, die eine der Hauptaufgaben und eine der Hauptwaffen des deutschen Ausfuhrhandels geworden ist. Als man aus Indien vor einigen Jahren eine Schere mit abgerundeten Ecken nach Sheffield — damals dem Hauptmittelpunkte des Scherenhandels — schickte und wünschte, daß nach Indien Scheren nach diesem Muster ausgeführt würden, erwiderte die Fabrik: „Wir haben unsere Scheren nach derselben Form nun schon seit ein paar Jahrzehnten gemacht und geliefert, wir können unsere Maschinen euretwegen nicht abändern." Darauf schickten die Inder ihre Schere nach Solingen. Dort erklärte man sich sofort bereit, die Schere nach Wunsch zu liefern, und erhielt infolgedessen große Bestellungen. Jetzt ist die Scherenindustrie in Solingen sehr groß, während Sheffield die seine in bedeutendem Maße verloren hat. Kaufte man doch sogar (vor dem Kriege) in England selbst in den besten Messerschmiedewaren-Geschäften sehr häufig, ohne es zu wissen, deutsche Waren.

Dieselbe Abneigung gegen die Aufnahme eines neuen Artikels, falls nicht sogleich von Anfang an ein großer Markt dafür gewährleistet wird, zeigt sich in der chemischen Industrie Englands. Viele große chemische Fabriken dort lehnen die Herstellung solcher Waren ab. Die „Pharmaceutical Society of Great Britain" klagt: Reagentien und dergleichen, die in England nicht in großem Maßstabe hergestellt würden, seien in Deutschland leicht und billig zu haben.

Am bekanntesten ist der Rückgang des englischen Wirtschaftslebens infolge der Rückständigkeit seiner Technik, die sich von fremder Rührigkeit und geistiger Tüchtigkeit den Rang ablaufen läßt, in der Farbenindustrie. Ursprünglich eine englische Erfindung, hat sie ihre höchste Ausbildung in Deutschland erfahren. Wir haben die Engländer darin so völlig geschlagen, daß sie nicht nur ihren Vorrang auf dem Weltmarkt fast bis auf den letzten Schilling an uns abtreten mußten, sondern daß auch der innere englische Markt in stärkstem Maße von den deutschen Erzeugnissen abhängig ist. Im Jahre 1856 hatte W. H. Perkin den Farbstoff Mauvein (Malvenfarbe) entdeckt und damit die Grundlage zu der Teerfarbenindustrie gelegt. Er färbt die tierischen Fasern sowie Jute ohne Beizen, die übrigen Pflanzenfasern unter Anwendung von Gerbstoffbeize violett. Schon zwei Jahre später gelang es fast gleichzeitig zwei anderen Chemikern, Nathanson und A. W. v. Hofmann, einen roten Teerfarbstoff, das Fuchsin, herzustellen. Das Mauvein ist im Laufe der Zeit fast ganz aus dem Gebrauch verschwunden, während das Fuchsin seine Bedeutung behielt. An seine Stelle trat im Laufe der Jahre eine lange Reihe anderer Teerfarbstoffe, um deren Herstellung sich insbesondere der Berliner Chemieprofessor A. W. v. Hofmann verdient machte. Die erste technische Herstellung von Teerfarben gelang 1862. Mehr und mehr haben dann neben Hofmann andere deutsche Chemiker eine ganze Folge von Teerfarben entdeckt und die technischen Verfahren zu ihrer Herstellung und Anwendung so verbessert, daß die Teerfarbenindustrie heute in keinem Lande der Welt so entwickelt ist wie in Deutschland.

Großbritannien wurde, da es in der wissenschaftlich-theoretischen Weiterbildung dieses Gebietes völlig zurückblieb, auch in dessen wirtschaftlicher Ausnutzung in den Hintergrund gedrängt. So lieferte denn Deutschland vor dem Kriege von der Welterzeugung an Farben etwa drei Viertel, und selbst auf dem englischen Markte gewann es die Oberhand. Während schon vor anderthalb Jahrzehnten eine einzige große chemische Fabrik in Deutschland (etwa die Badische Anilinfabrik) außer ihren Arbeitern, Ingenieuren und Bureau-Beamten 500 wissenschaftlich durchgebildete Chemiker beschäftigte, betrug die Gesamtzahl aller in England in der Teerfarbenindustrie beschäftigten Chemiker nur 30 oder 40. Die Ausfuhr von Teerfarben aus England fiel von 530 000 Pfund Sterling im Jahre 1890 auf 360 000 Pfund 1900; die Einfuhr dagegen, die 1886 erst 509 000 Pfund Sterling betragen hatte, hob sich bis 1900 auf 720 000 Pfund. Seitdem behielten beide Zahlenreihen diese für England ungünstige Richtung. Um ferner ein Beispiel aus der britischen Färbeindustrie zu geben, so verwendete 1901 die „Bradford Dyers Association" nur noch 10 Prozent englischer Farben, 4 Prozent französischer, 6 Prozent schweizerischer — dagegen 80 Prozent deutscher. (Nach einem Vortrage von Dr. A. G. Green in der Sektion für Chemie der Jahresversammlung der „British Association" im Jahre 1901.)

Auf anderen Wirtschaftsgebieten ließen sich die Engländer von den Amerikanern aus dem Felde schlagen. Carnegie wies in einem Brief, mit dem er ein Geschenk von einer Million Mark an die Universität Birmingham begleitete, darauf hin, daß in England jene Klasse wirtschaftlicher Sachverständiger fehle, in deren Hand in Nordamerika die technische Seite der Industrie liegt. Den Vereinigten Staaten kommt in dieser Beziehung, wie Carnegie meint, ihre „britisch-deutsche Zusammensetzung" zustatten. Er erzählte, wie er selbst zu Beginn seiner Laufbahn „einen bebrillten deutschen Chemiker" für 6300 Mark jährlich in seine Dienste nahm und von ihm lernte, seine Erze nicht mehr nach dem Ruf der Grubenbesitzer, sondern nach dem Ergebnis der chemischen Analyse zu kaufen und zugleich aus den Schlacken den denkbar größten Nutzen zu ziehen. (Professor G. v. Schulze-Gaevernitz: Britischer Imperialismus und englischer Freihandel zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Leipzig, Duncker & Humblot, 1906. S. 336 f.)

Was England durch den Mangel deutscher Farben während des Krieges gelitten hat, ist bekannt genug. Beinahe noch größer sind seine Verlegenheiten für die Beschaffung von Arzneimitteln. Die Preise für Drogen und ätherische Öle gingen nach plötzlichem Steigen bei der Kriegserklärung später zwar wieder etwas herab, aber die Preise für Chemikalien und synthetische Präparate kletterten weiter in die Höhe. Alle Anstrengungen, die deutschen Waren, die man nun nicht mehr erhalten konnte, durch Ausnutzung deutscher Patente selbst herzustellen, mißlangen. Man machte sich nicht genügend klar, daß in diesem Zweige der Technik die Herstellung des einen Erzeugnisses mit der des anderen eng verknüpft ist und daß der Rohstoff für das eine synthetische Präparat ein Nebenprodukt bei der Herstellung eines anderen ist. Und nicht nur die Stoffe sind in ihrer Herstellung voneinander abhängig, so daß sie eine beinahe unzerreißbare Kette bilden — auch die technischen Vorrichtungen und Anlagen sind für viele von ihnen gemeinsam. Erst dadurch wird in zahlreichen Fällen die Herstellung lohnend. Die „Pharmaceutical Society of Great Britain" meint: Wenn eine deutsche Fabrik ein gewisses chemisches Erzeugnis im großen herstelle und dabei ein Nebenerzeugnis erhalte, für das augenblicklich kein Absatz zu finden sei, so mache sich der Stab ihrer Chemiker ans Werk und versuche, eine Verwendung zu finden — sei es, daß das Erzeugnis selbst auf den Markt geworfen oder als Rohstoff für ein anderes verwandt werde. Salizylpräparate herzustellen, sei Kinderspiel; aber ein Natriumsalizylat herzustellen, das in destilliertem Wasser eine farblose Lösung gebe, und es wöchentlich tonnenweise zu liefern, sei eine Mannesleistung. In England sei das noch nicht erzielt worden. Das erfordere Versuche, besondere Vorrichtungen, Zeit und Geld . . .

Farbstoffe und Arzneimittel stellen jedoch nur einen Teil jener Warengebiete dar, bei denen die Engländer durch die Rückständigkeit ihrer Technik und ihre kapitalistische Bequemlichkeit ins Hintertreffen geraten sind. Dies gilt ähnlich für die Herstellung von Glas, die Verwertung von Gasmaschinen, die Elektrotechnik, das Flugzeug- und Luftschiffwesen und zahlreiche andere Einzelgebiete der Kriegstechnik. Vor allem haben sich die Hoffnungen mancher Engländer nicht erfüllt, die glaubten, durch die Aufhebung der deutschen Patente mindestens für die Dauer des Krieges leicht erreichen zu können, daß England dieselben Waren herstelle. Tatsächlich hat man sich überzeugen müssen, wie nun zugegeben wird, daß die Patentschriften z. B. für die Herstellung von Glas, für die England ganz und gar vom Festlande, d. h. von den Mittelmächten abhängig geworden ist, nur mitteilen, wie das Erzeugnis nicht gemacht werde. Auch für die Mißerfolge der Notpatent-Gesetzgebung wird man sich in Großbritannien von der Wahrheit dessen überzeugen müssen, was der Engländer R. R. Bennett sagte: „Es ist klar, daß die unterschiedslose Übertragung von den im Besitze von Feinden befindlichen Rechten auf Personen in England oder auf die Gesamtheit des englischen Handels im allgemeinen nach dem Friedensschlusse internationale Verwicklungen schwieriger Art zur Folge haben könnte, und deswegen ist es zweifellos vorzuziehen, daß das englische Vorgehen sich hauptsächlich auf die Herstellung solcher Chemikalien richten sollte, auf denen keine Patentrechte ruhen."

Hennigs von Treffenfeld. Von Erich Wentscher.

Als er beim alten Leinweber gewesen,
Gefielen ihm wenig Lernen und Lesen,
Er träumte lieber am Herd in die Funken
Oder dengelte stahlklangversunken,
Und stand täglich faul vor der vollen Kiepe:
„Modder, sünd de Bärnen riepe?"

Aber als die Trommeln flogen,
Ist er mit den Schweden gezogen.
Heimlich verschrieb er's mit Werbgeld und Namen.
Drei Kreuze. „Gott helfe mir, Amen!"
Und als er fest im Sattel gesessen,
Hat er vor Lust ganz die Heimat vergessen. — — —

Vor zehn Schwadronen ritt General
Von Treffenfeld durchs Elbetal.
Ein Mütterlein steht in niedriger Tür,
Ein Ruck in den Reitern. „Hier nehm' ich Quartier!"
Sie knickst, und er streicht durch die heiße Mähne:
„Alte, was hat Sie für Erben und Söhne?" —

„Der eine mäht grade sein Gras am Kolk,
Der andere ging mit dem würfelnden Volk.
Soldaten tun ihren Müttern weh,
Vielleicht liegt er lang unter Wurzeln und Schnee,
Vielleicht ist er auch mit Federn und Orden
Just wie Ihr Kornett oder Weibel geworden." —

Hennigs tritt bebend an den Herd.
Wie der Wind singend um den Schornstein fährt!
Auf der Bank steht verdeckt die brüchige Kiepe:
„Modder, sünd de Bärnen riepe?"
Da tritt sie dicht an den starken Mann:
„Bub, reit' weiter, du gehst mich nichts an!" —

„Mutter, wär' ich nicht fortgerannt,
Ihr hättet vielleicht die Welschen im Land!
Ich muß mit Fürsten im Zelte wohnen,
Mir parieren zehn blanke Schwadronen!
Ich bin nicht Weibel, ich bin General!" —
„Und hätt'st du zehn Hufen, 's ist alles egal!" —

„Mutter, dann sieh meine Narben und Wunden!" —
Da hielt sie ihn fest wortlose Stunden. — — —
Als die Trommeln flogen, die Wirbel schallten,
Hat sie ihm selbst die Bügel gehalten
Und wand ihm den Zaum durch die stählerne Faust:
„Reit' zu, Bub, daß du den Feind mir haust!"

An der Somme.

Die Engländer hatten sich „the great sweep" — das große Auskehren — von dem sie seit Monaten immer wieder sprachen, ganz anders gedacht, als es schließlich ausgegangen ist. Seitdem der tatkräftigste der englischen Minister, Lloyd George, das Wort geprägt hatte, daß im Weltkriege derjenige Teil gewinnen müsse, der über die meiste Munition verfüge, waren sie ihrer Sache ganz sicher. Es war ihnen ja gelungen, die Munitionserzeugung ihres Landes auf eine hohe Stufe



Ansicht von Péronne mit dem Rathaus.



Blick auf die Kathedrale und die École supérieure von Bapaume.

zu bringen, und mit den von dem „neutralen" Amerika gelieferten Geschossen hatten sie ohne jede Frage die Übermacht an Munition. Am 24. Juni begannen sie die Kanonade. Sieben Tage lang, also fast doppelt so lange als die Franzosen in der Champagne, legten sie ein geradezu beispielloses Trommelfeuer auf unsere Stellungen nördlich der Somme, beschossen ihre schweren, weittragenden Geschütze die Orte und Zufahrtstraßen hinter unserer Front, suchten ihre Gasangriffe unsere Grabenbesatzungen zu schwächen.

Aber die Rechnung stimmte dann nicht. Bei ihren ersten Sturmangriffen in dieser „great sweep", die unsere durch die furchtbare Feuerwirkung eingeebneten Gräben der ersten und zweiten Linie im ersten Anlauf überrennen sollten, zeigte es sich, daß die deutschen Soldaten dem fürchterlichen Trommelfeuer standgehalten hatten, denn plötzlich wuchsen überall deutsche Maschinengewehre aus dem Erdboden, und jedes Granatloch war mit Jägern und Infanterie besetzt. Die vorrückenden Engländer hatten denn auch schreckliche Verluste, und aus dem so sicher erwarteten Durchbruch wurde es nichts. Zwar haben Engländer und Franzosen auf einer Strecke von 28 Kilometern eine Einbuchtung der deutschen Front von durchschnittlich vier Kilometern erreicht; aber dieser Erfolg hat die Engländer nach vorsichtiger Schätzung mindestens 230000 Mann gekostet und die Franzosen, die südlich der Somme angriffen, auch noch etwa 120000 Mann. Die deutschen Verluste sind im Verhältnis zu diesen Zahlen

Bapaume von der Kathedrale aus gesehen.

Ein eroberter französischer Minenwerfer, den jetzt unsere Truppen verwenden.

gering. Erschüttert hat der Geländegewinn unserer Feinde die deutsche Linie nicht im geringsten, denn überall da, wo uns ein Graben verloren ging, wurde ein wenig hinter ihm ein neuer ausgebaut, der mit Stacheldraht und Maschinengewehren dem Feinde entgegendroht. Eine sehr beklagenswerte Folge hat aber diese neue englisch-französische Offensive gehabt: die Zone des verwüsteten Kriegsgebietes ist nicht unerheblich größer geworden, vor allem deshalb, weil besonders die Engländer neuerdings auch die weit hinter der deutschen Front liegenden Dörfer und Städte mit ihren Granaten vernichten. Die Orte, die jetzt wochenlang erbittert umkämpft werden, besonders Pozières, Ovillers, Guillemont, Maurepas, Barleux, Estrées, sind fast bis auf das letzte Haus vernichtet; aber auch Péronne, das weit zurück liegt, und Bapaume haben stark gelitten. — Der Kampf an der Somme ist auch Mitte August, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht zu Ende; aber wir können zuversichtlich hoffen, daß es allen Anstrengungen unserer Feinde nicht gelingen wird, unsere Front an dieser Stelle zu durchbrechen.

Gottesruhe. Von Karl von Berlepsch.

Eine Wiese. Hohes, üppiges Gras, dessen Grün ganz erstickt wird von den tausend leuchtenden Farben der Blumen, die darin stehen, kirschrote Orchideen, große, dunkle Glockenblumen, Margaretensterne, zartblaue Zichorie, rostbrauner Sauerampfer und eine üppige, violette Kornblume. Dazwischen in Büscheln die weißgelben Spiräen, als sei ein Krägleín von Brüsseler Kanten um ein blühendes Antlitz gelegt.

Ich schaue über diesen bunt gewirkten wunderbaren Teppich hin, sehe die buschigen Bachufer und dahinter grüne Kornfelder und auf den sanften Höhen einen bläulichen Kiefernwald.

Auf der Wiese am Bach weiden kleine struppige Bauernpferde, denen man die Vorderbeine zusammengebunden hat, damit sie nicht fortlaufen können. Hin und wieder versucht eines, sich in wunderlich hüpfenden Sprüngen vom Fleck zu bewegen, wie ein armer flügellahmer Vogel. Aber sie raufen alle voll Begierde das köstliche fette Gras, und das Geräusch des Kauens und behaglichen Schnaubens dringt bis zu mir her — so still ist es.

Ein Storchenpaar schwebt majestätisch mit wunderbar geschwungenen leuchtenden Flügeln über die sonnige Grasniederung. Am Ende der Wiese liegt ein graues Litauerdorf, dessen halb verfallene Strohhütten tot und starr an des Winters furchtbare Öde erinnern, wo sie mit gedrückten Schultern dastanden und die Last des Schnees kaum zu tragen vermochten. Sie passen jetzt in ihrer Dürftigkeit garnicht mehr in das farbenreiche Sommerbild hinein.

Aber das Mädchen mit dem weißen Kopftuch und dem rosenroten Rock, mit dem bernsteinfarbenen Hals und den braunen Armen und Füßen paßt wohl hinein. Und ich muß ihr zuschauen, wie sie, den gertenschlanken, fast zu feinen Körper anmutig biegend, mit dem Rechen das duftende Heu aufhäufelt.

Da hält sie in der Arbeit inne und schaut mich an mit großen verwunderten Augen. Und in dem Augenblick wissen wir beide ein wenig hilflos, daß wir einander nicht verstehen; denn wir stammen ja aus ganz verschiedenen Ländern und sprechen ganz verschiedene Laute.

Und doch ist diese Wiese wie die zu Haus, und doch ist die Gestalt dieses Mädchens so wohlgefällig, als könnte sie daheim in unsern besten Häusern aufgewachsen sein. Luft, Licht und Leben im Freien haben diesen jungen Frauenkörper so schön gemacht wie die wilden Blumen der Wiese. —

Schwül und weich geht die Sommerluft. Ein rieselndes Behagen dringt durch meine Glieder. Ich möchte mich in diesen Blumenteppich einwühlen, möchte mich zwischen die duftenden Kräuter legen und in den weiten, blauen Himmel schauen. Friede ringsum — tiefer Friede. —

Da — mit einem Male grollt ein dumpfer Donner durch die Täler, dann noch einer und noch einer! Zieht ein Gewitter herauf? — Nein, so anhaltend rollt nicht Gottes Donner! Das sind die Geschütze der nahen Front!

Der Donner wächst und schwillt zu einem einzigen, ununterbrochenen schweren Gebrüll, als kämpften da viele hundert furchtbare Raubtiere miteinander. Der Boden, auf dem ich stehe, beginnt leicht zu zittern.

Die Pferde, die drüben weiden, heben erstaunt die Köpfe und lauschen mit gespitzten Ohren nach der Richtung, aus der das Donnern kommt. Die Bauerndirne schaut mit erschreckten Augen in die Ferne. Schlacht! Was will die Schlacht in diesem Frieden!

Während wir hier stehen und des Sommers ganze Schönheit um uns entfaltet ist, liegt da drüben, ein paar tausend Meter weiter, ein Heer von Menschen in furchtbarem, mörderlichem Kampf. Viele sind schon tot, viele sterben vielleicht in diesem Augenblick, viele liegen blutend am Boden und schreien hilflos wie arme Kinder nach Barmherzigkeit und Menschenliebe . . . Ich greife an meinen Kopf, als müßte er beim langsamen Erfassen dieses Gedankens zerspringen; denn er ist nicht fähig, ihn ganz auszudenken! —

Zwei Jahre lang nun schon! Zwei Sommer und zwei Winter morden sich die Menschen, blindwütend ihr eigenes Geschlecht vernichtend, und immer gräßlicher wird die Art, wie sie morden. Wahnsinn, heller Wahnsinn! Furchtbarste Verblendung. . . ! Das höchstkultivierte Wesen der Erde ist das scheußlichste und zugleich in seiner ganzen Klugheit das törichteste unter allen Geschöpfen!

Warum, warum? —

Hat denn nicht Gottes Sonne die Welt so schön gemacht, damit wir leben und genießen, uns freuen an den tausend Wundern, die um uns sprießen? Hat uns nicht der Schöpfer den höheren Verstand gegeben, damit wir um so größere Freuden haben sollen am Ahnen und Erkennen der Geheimnisse der Gottheit in der Schöpfung? — —

Ja, ich fasse an meine Stirn, als müßte ich etwas wegwischen, was doch nicht fortgeht, und ich schaue in die Sommerherrlichkeit und sehe statt lauter Blumen die braune kühle Erde, sehe ein Massengrab sich öffnen und alles darin versinken, was eben noch mein war . . . Es ist Krieg! —

Und sieh! In den feinen Halmen der Gräser regt sich etwas. Die Bewegung lenkt mechanisch meine geistesabwesenden Blicke auf sich.

Ich sehe einen wunderschönen kleinen Falter mit feiner zackiger Zeichnung auf den staubzarten Flügeln. Er flattert ängstlich und möchte sich empor aus dem Grase schwingen. Aber es hält ihn etwas fest, etwas Schwarzes, Großes, Gräßliches, ein diabolisch funkelndes, rings in einen Panzer gezwängtes Insekt. Es hat seine mit Krallen bewehrten Beine um den weichen Schmetterlingsleib geschlagen und beißt mit den Zangenkiefern in das Fleisch seines Opfers. Der Schmetterling zuckt noch ein paar mal schmerzlich, dann liegt er still. Und die schwarze Raubfliege schleppt halb fliegend, halb hüpfend, die bunte zierliche Beute zu ihrem Neste.

„Denn ich muß auch leben," sagt die Räuberin mit einer Selbstverständlichkeit, als habe sie ein Weltengesetz befolgt.

Und da wende ich mich ab und sehe, daß die Pferde das Gras raufen, sehe wie die schöne Schnitterin gedankenlos die Blumen wie das Gras zusammenkehrt, sehe Sterben und Welken unter ihren Händen, sehe die tanzenden Schwalben in der Luft nach Mücken jagen und den Storch, durch das hohe Sumpfgras stelzend, nach hüpfenden Fröschen suchen.

Da auf einmal wird mir klar, daß nirgendwo die Gottesruhe herrschte als in meinem Hirn, daß in Wirklichkeit überall Kampf war, auch ehe die Kanonen zu sprechen begannen, daß in allem Blühen eine Angst, in aller Schönheit Keim und Ursache des Vergehens liegt. Das Stärkere verschlingt immer das Schwächere. Kampf ist alles!

Kampf war vielleicht der Grundsatz der Welt — also wollte auch Gott den Kampf — also gibt es keine Gottesruhe in der Natur! Alles das war Einbildung! —

Und wie ich heimwärts durch die Wiesen wandere und dem furchtbaren Schlachtendonner lausche, muß ich daran denken, daß zur selben Zeit an der baltischen Küste, in den Sümpfen des Pripjet und in der wolhynischen Ebene, auf Frankreichs Fluren, an der Somme und auf dem uralten Schlachtfeld von Verdun, auf dem Vogesenkamme und in dem flandrischen Tiefland, fern an den Küsten des Griechenmeeres und auf den weiten Wellen des Ozeans Männer kämpfen, die meine Sprache sprechen. —

Romantik im Weltkriege. Von Karl Fr. Nowak.

K. u. K. Kriegspressequartier, im Juli.

Der Weltkrieg geht sparsam mit romantischen Motiven um. Er stellt die höchsten Anforderungen an den Soldaten, an den Offizier, aber deren Tagwerk ist meist von härtester Nüchternheit und Zweckmäßigkeit, ist beherrschte Pflichterfüllung. Nur manchmal sprengt den Schützengrabenkrieg der alte, schon halb Legende gewordene, abenteuerliche Krieg: kühne Zwischenfälle schimmern dann, wenn's der Zufall und die Verwegenheit einzelner Männer wollen, noch einmal wie die Kriegsromantik verschollener Zeit. Vor allem die Landschaft begünstigt solche Episoden. In wilden Bergen arbeitet auch die Phantasie des Soldaten anders, als im flachen Land, in dem er dem Feind in starrer Linie gegenüberliegt, eingegraben bis an den Hals. Von einer Reihe von Episoden, die in den Gebirgen der Bukowina, in den Bergen Galiziens sich noch mit jenem Glanz überholt scheinender Heldentraditionen zutrugen, und von ein paar merkwürdigen Männern möchte ich heute hier erzählen.

Der junge, sehr junge Oberleutnant mit der hohen, sehr hohen Ordensauszeichnung war damals, als er zum Leutnantsstern noch den zweiten Stern hinzubekam, vielleicht überhaupt der jüngste Leutnant der k. und k. Armee. War ein Windischgrätz-Dragoner, ein echter, rechter Reiter, der es als die Seligkeit selbst empfand, daß man ihm eines Tages eine aus vier Regimentern gemischte Eskadron gab, mit dem Befehl, auf Aufklärung hinauszureiten ... Sofort ging er mit seinen Leuten los; mit wenig Proviant, aber mit viel Draufgängertum. Der Raum, den er für seine Aufgabe zugemessen erhielt, betrug nicht weniger als hundertzehn Kilometer.

Den hatte er abzustreifen. Bald waren auch die eigenen Truppen, das eigene Korps, dreißig Kilometer hinter ihm. Einsam tummelte er sich mit seinen fünfzig Reitern im Raume. Über kahle Felder, über Straßen, die ein Sumpf waren ...

Man kam an einem Dutzend kleiner Flüsse vorbei; die Brücken fehlten. Also ritt man mit der ganzen Eskadron quer durch das Wasser. Einmal kam man an einen großen Fluß. Von der Brücke standen nur die Pfosten und Balken. Die Windischgrätzer ritten alle über das unsichere Gebälk; tänzerisch setzten die Pferde immer einen Fuß um den andern auf den schmalen Steig. Die ganze Sache sah aus wie ein Ballett ...

Die fünfzig Reiter ritten schon den ganzen Tag, an einer Waldspitze mußten die Pferde ein wenig rasten. Man lockerte die Gurten, man hockte unter den Bäumen. Da kam zum ersten Male der gesuchte Feind des Weges. Eine Kompagnie roter Tscherkessen. Die Pferde hinter die Bäume, die Windischgrätzer auf die Erde. Und Feuergefecht ... Die roten Tscherkessen rannten, was sie rennen konnten. Zehn Stück zogen es vor, zu bleiben und sich gefangen zu geben. Die Windischgrätzer saßen auf, ritten in das nächste Dorf, steckten die zehn Gefangenen in eine geräumige Kate, zwei Gemeindediener davor mit dem Auftrag, die Gefangenen dann später den Truppen zu übergeben. Die Windischgrätzer ritten weiter. Freilich: der Oberleutnant weiß heute selbst nicht mehr, wo überall, wieviele und vor welchen Gemeindekaten er Gemeindediener beschäftigte. Es kam ihm, als er nach sieben Tagen wieder bei seiner Division einrückte, selbst unwahrscheinlich vor, daß der Divisionär ihm die Einlieferung von neunhundert gefangengenommenen Moskalis bestätigte, die er mit seinen fünfzig Mann nach und nach außer Gefecht gesetzt hatte. Die Gefangenen waren übrigens nur eine hübsche Nebensache. Die Hauptsache hieß: Aufklären! Und am Abend des ersten Tages stand er auch wirklich vor der ersten russischen Stellung. Es handelte sich um eine Nachhut. Gegen ihre Hauptfront schickte er Patrouillen vor. Die schossen sich mit den Russen herum und beschäftigten sie. Aber ein Teil der Windischgrätzer schwenkte rechts, ein anderer links ab. Sie hatten es bald heraus, wie breit eigentlich diese russische Stellung war und was für Leute darin saßen. Der Oberleutnant zeichnete derweilen und schrieb den Bericht zu seiner Skizze.

Jetzt waren die Dragoner schon hinter der russischen Front. Allerlei Erlebnisse gab es da, die unbehaglich und reizend zugleich waren. Nachmittags um zwei marschierte eine große russische Trainkolonne vorbei. Aber die Windischgrätzer blieben oben. Die Russen wurden zerstreut. Dreißig von ihnen lagen tot. Hundert wurden wieder in die Gemeindekaten verteilt. Das war nachmittags um vier. Nachmittags um sechs stand man vor der neuen russischen Stellung. Die Technik war die gleiche wie gestern und vorgestern. Die Meldung flog zurück. Die Windischgrätzer abermals vorwärts ...

Das ging so sieben Tage, sieben Nächte. Sieben Stellungen wurden aufgeklärt, nach rückwärts gemeldet und dann genommen. Eine kleinere Stellung, obwohl sie gut flankiert war, nahm der Oberleutnant der Einfachheit halber gleich selbst. Als er von dieser Stellung weiter zog, traf er mitten in der Einsamkeit einen bekannten Kameraden eines andern Regiments. Es war ein Dragonerrittmeister, der gleichfalls hinter der feindlichen Front, weit hinter ihr, seine Arbeit tat. Jetzt kam er wieder zurück. Die zwei hielten sich nicht lange auf. Sie hatten beide zu tun. Nur begrüßen wollten sie sich.

Der Windischgrätzdragoner und sein Kamerad, der Dragonerrittmeister, sind beileibe nicht die einzigen, die sich die feindliche Front über alles gern auf die gefährliche Art vom Rücken aus ansahen. Wer kennt nicht die Geschichten vom Gendarmerieobersten Fischer? Wer kennt nicht das berühmte „Detachement Ruß, Jagdkommando zu Fuß"? Oder das nicht minder berühmte und ebenso gefürchtete „reitende Jagdkommando Graf B.?" Wir nähern uns dem Schauplatz der jüngsten Kämpfe. Fischer und Ruß und Graf B. sind Helden der Bukowina. Aber nennt man sie, so darf man auch Zoltan Desy nicht vergessen. Und auch nicht den armen Grafen Eszerházi ... An jeden einzelnen Namen sind Taten von Glanz geheftet. Nur daß dieser Glanz manchmal aus erschütterndem Sterben erblüht ...

Fischers Romantikerkrieg kennt wohl die ganze Welt. Er holte sich im Anfang Streifscharen aus Gendarmen zusammen, und mit der Gendarmenarmee lieferte er den Russen solange Schlachten, bis sie aus den schwarzen Bergen davonliefen. Aber da war noch ein anderer, der gleichfalls die Eigenart hatte, mit den Russen immer nur Krieg hinter ihrer eigenen Front zu führen. Wenn man ihn ansah, unterschied ihn nichts vom gewöhnlichen Mann. Den Kragen trug er verdeckt; sein Rang war unsichtbar. Sein Alter schwer zu bestimmen. Vielleicht war er erst ein Vierziger, vielleicht war er älter. Breit und wild, fast mongolisch standen die Backenknochen über seinen mageren Wangen. Ein riesiger, buschiger, schneeweißer Schnurrbart über den Lippen, die meist nur abgehackte Worte sprachen. Augen mit einem schweren, stets gleich glimmenden Glühen. Sein Stab nicht viel anders als er. Alle einmal Offizier gewesen, alle, ehe der Krieg kam, in bürgerlichen Berufen, wie der Kommandant selbst, alle wiederum Soldaten, als der Krieg da war, alle seither neuerlich Offizier geworden, und alle mit der Goldenen Tapferkeitsmedaille, die nur der Mann, höchstens noch der Fähnrich verdienen kann. Sie wurden das Streifkommando Ruß. Ein einziges Mal fochten sie, vor denen die Russen bebten, fochten sie, die immer unerwartet im Rücken angriffen — unbegreifliche Höllenmenschen, denen kein Weg zu versperren war — ein einziges Mal griffen sie frontal an. Aber davon später ... Und dann war also mit seinem „reitenden Jagdkommando" auch der Graf B. da. Er hatte österreichische Dragoner und ungarische Husaren unter sich. Alle seine Offiziere waren Hocharistokraten. Grafen in freiwilligem Kommiß, Fürsten, von Schmutz überdeckt: alle miteinander „reitendes Jagdkommando Graf B.", dessen Leute häufig die Leute vom Kommando Ruß trafen, — nämlich hinter dem Feind. Auch der ehemalige ungarische Staatssekretär Abgeordneter Desy war da. Der hatte seine eigene Kompagnie. Nicht viel anders, als B.'s Reiter und die Ruß'schen Fußsoldaten. Er war schon ein alter Herr. Hätte ruhig zu Hause bleiben können. Aber auch er war lieber hinter den Russen.

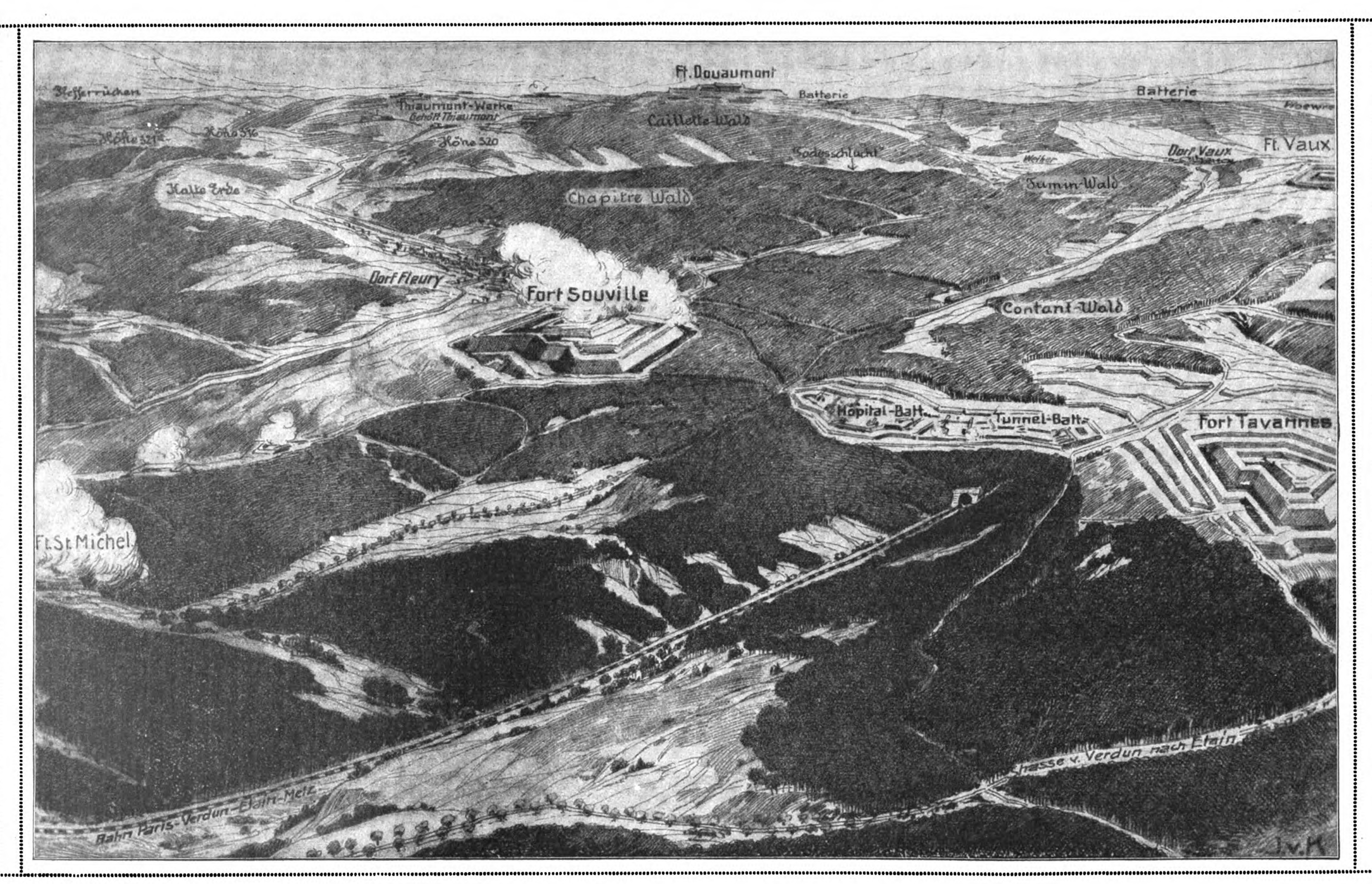
Einmal galt es, solange als irgend möglich, bei M. eine Stellung zu halten. Es war ein fabelhafter Zufall, daß sich Ruß und Graf B. und Desy einmal alle vor dem Feind trafen. Die drei Kommandos wurden eine kleine Armee: Desy in der Mitte, Graf B. und Ruß an den Flügeln. Die Russen rannten zehnmal an. Dann war die Aufgabe erfüllt, die beiden Flügel gingen langsam zurück. Der Staatssekretär ging nicht zurück. Er machte einen Gegenangriff. Die letzte Erinnerung an den alten Herrn ist, wie er, mit der Zigarette im Mund, langsam vorging. Dann strauchelte er, stürzte in ein Fuchsloch. Russische Verstärkungen drängten seine Leute zurück, der alte Herr kam mitten zwischen die Kosaken. Er wollte sich nicht gefangen geben. Ruß und Graf B. und Desys Leute gingen nochmals vor, um Desy herauszuhauen. Die Kosaken waren schneller. Sie schlugen ihn mit Kolben nieder. Auf Brust und Haupt ... Die Kosaken zerstoben. Graf B. und Ruß behielten die Stellung. Ein Held war tot.

All das sind Geschichten, die schon ein wenig vorbei sind. Aber jetzt wird die ganze Kampfromantik wieder wach, denn seit den jüngsten Kämpfen ist wieder einer von den merkwürdigen Bukowiner Leuten fort. Vielleicht war er noch merkwürdiger als alle. Er hatte sich, obgleich schon vierzigjährig, obgleich sehr reich und aus ältestem Adelshause, freiwillig zur Infanterie, freiwillig in die Schwarmlinie, freiwillig zu Ruß gemeldet. Und war dann mit Ruß auf allen Märschen, war mit auf allen Märschen und Streifen, war mit in allen Gefechten. Hinter den Russen, vor den Russen, als ihr großer Sturm bei M. war.

Er wurde Fähnrich. Man wußte nicht, ob er sich freute. Er sprach nichts. Er sprach überhaupt nur sehr, sehr selten. Und dann war's, als wäre ein Bruch in seiner Stimme von Dingen, die niemand etwas angingen ... Er schwieg auch, als Ruß ihm einmal bei der Rückkehr von einem gefährlichen Patrouillenritt zugleich mit einer Urlaubsbewilligung den Tod seiner Mutter meldete. Die alte Gräfin war das einzige Wesen, das er noch hatte, das Einzige gewesen, an dem er noch hing. Jetzt ging er schweigend, auch sie zu begraben. Vorher hatte er Ruß gebeten, ihn auf alle Fälle durch ein Telegramm zu rufen, wenn sich etwas Wichtiges begeben sollte. Und Ruß versprach es und hielt Wort. Er rief ihn wirklich.

All das ist auch schon längst vorbei. Aber bei den jetzigen Kämpfen kommt einem alles wieder in den Sinn, denn Graf Eszterházy ist jüngst gefallen. Auch das ist eine einfache Geschichte. Er hatte sich als Artilleriebeobachter freiwillig gemeldet. Er ging, um besser beobachten zu können, nicht in die Deckung, sondern vor die Deckung und blieb im Trommelfeuer draußen, auf freiem Feld ... Zwei Stunden telefonierte er im Trommelfeuer ... Ein Schrapnell, Brustschuß, Kopfschuß. Auf einem Bauernwagen brachte man ihn nach Czernowitz. Nachts starb er.

Das „Jagdkommando zu Fuß" begrub ihn am anderen Tage. Ruß hielt eine kurze Rede. Mit seinen abgehackten Worten. Man sah nur, wie sein weißer, buschiger Schnurrbart ein wenig zitterte. Er sprach etwas von Bukowinakämpfern. —



Die vielumkämpften Forts von Verdun. Aus der Vogelschau gezeichnet.

Die Feuertaufe des Lokomotivführers. Von Arthur Achleitner.

Unter den vielen Maschinisten und Heizern, die in L., dem Eisenbahnknotenpunkt und der Lokomotivwechselstation, den Fahrdienst auf französischem Boden zu übernehmen hatten, befand sich Oberlokomotivführer Müller aus der Heimatstation Lindau (Bodensee), der vor der Einberufung zum Kriegsdienst sozusagen „Kapitän auf langer Fahrt" war, indem er große Strecken als Schnellzugsmaschinist zu fahren hatte und an den neuesten Typ modernster Riesenlokomotiven gewöhnt war.

Während der größte Teil des bayerischen Personals eifrigst arbeitete, um alles so schnell als möglich wieder betriebsfähig zu machen, französische Maschinen zu „flicken", wurde Oberlokomotivführer Müller, der Lindauer, kommandiert „auf lange Fahrt", d. h. er mußte mit einem Heizer eine schon in L. angekommene Maschine übernehmen, unter üblicher Dampfspannung fahrbereit halten und auf den Abfahrtsbefehl warten.

Nach längerem Warten erhielt der Führer den Befehl, sofort einen Transportzug von L. über M. nach D. zu fahren.

„Zu Befehl! Ich bin aber völlig fremd, nicht im mindesten streckenkundig!" erwiderte Müller. Die Antwort lautete dahin, daß — gefahren werden müsse, gleichgültig, ob der Maschinist streckenkundig oder fremd sei. Aus praktischen Gründen wurde größte Achtsamkeit auf die Stellungssignale, auf das Linksfahren in Frankreich, auf Lichtabblendung in gefährdeten Strecken empfohlen. Gleich darauf hieß es: „Abfahrt!"

Was es heißt und welcher Aufmerksamkeit es bedarf, auf fremder Strecke linksgleisig zu fahren, merkte der Führer, der auf der Maschine seinen Platz rechts inne hatte, sehr bald; die linksstehenden Signale konnte der Maschinist nur schlecht erkennen. Müller machte dem linksstehenden Heizer zur strengsten Pflicht, auf die Signale peinlichst genau zu achten und auf Fahrt in Linkskurven das Feuerschüren ganz zu unterlassen, damit ja kein Signal übersehen werde.

„Ich tue, was ich kann! Signale gibts soviel, wie daheim — Brennesseln!"

Die erste Fahrt des Lindauers in die Nacht hinein ging, von längerem Aufenthalt in Zwischenstationen abgesehen, glatt vor sich; nur ermüdete sie den Maschinisten mehr, als zwei Fahrten daheim auf der berüchtigten Steigungsstrecke von Lindau nach Kempten.

Fahrdienst im Krieg ist grundverschieden von der Arbeitsleistung in der friedlichen Heimat. Alles gestaltete sich anders; der Heizer mußte, da kein Bedienungspersonal vorhanden war, die Maschine abhängen, wieder mühsam auf sie hinaufklettern und sich an der harten Augenarbeit beteiligen. Dunkel war der ziemlich große Bahnhof, unbeleuchtet die Weichenlaternen bis auf die Sperrsignale (zwei Rotlichter in vertikaler Richtung) an Einfahrt und Ausfahrt des Bahnhofes. „Saxendi! Wie finden wir denn das Heizhaus?" fragte der Heizer und suchte, scharf ausblickend, den „Stall" für die Maschine.

„Wir fahren ‚spazieren' im Bahnhof, bis wir gestellt werden! Ein anderes Mittel zur Information gibt es nicht!"

Darüber verging viel Zeit, und zum Schluß mußte auch noch die Maschine ausgeschlackt werden. Der kurzen Nachtruhe auf der Lokomotive folgte die Vorbereitungsarbeit und dann die Rückfahrt nach L., die glücklich von statten ging . . .

Wie üblich im Kriegsdienst, wird das Fahrtziel dem Maschinisten erst am Zug kurz vor der Abfahrt bekannt gegeben.

Oberlokomotivführer Müller stand mit dem Heizer auf der fahrbereiten Maschine und erwartete, den bisherigen Erfahrungen gemäß, den Befehl auf eine lange Fahrt in einer der von L. ausstrahlenden Strecken. Groß war die Überraschung, als es hieß: Fahrdienst auf einer Feldbahn! Und hoch horchte der erprobte Führer auf, als dem Befehl die nötigen Erläuterungen beigefügt wurden: Immer Nachtfahrten ohne Licht, ohne Signale, mit Kesselfeuer, das 2—3 Stunden anhält und Steigungen 1 : 30 bewältigt! Kein Funkenauswurf, kein Qualm! Die Maschine darf nicht schleudern, auch dann nicht, wenn sie zehn beladene Wagen ziehen muß!

Was der Maschinist auf der Zunge liegen hatte, sprach der Oberbeamte schmunzelnd aus: „Und der Lokomotivführer darf nicht — schußscheu sein! Das sind Sie wohl nicht, was?!"

Mit trockenem Humor erwiderte Müller: „Auf der Strecke Lindau—München wurde seither nicht geschossen!"

„Det gloob ich! In zwanzig Minuten fahren Sie den bereits fahrbereiten Munitionszug zur Station . . . . und von dort auf der Feldbahn in die Stellung, verstanden?!"

„Sehr wohl!" erwiderte der Maschinist und grüßte stramm. Während der Oberbeamte wegging, erholte sich der Heizer von der großen Verblüffung und fragte stotternd: „Was müssen wir? Munition fahren, beschossen werden? Mir gangst (Geh mir weg)! Leicht könnte es eine — Himmelfahrt werden!"

„Wenn Sie sich — fürchten, fahr ich mit einem anderen Heizer!" — „Fürchten? Wo ich ein Bayer bin! Keine Spur von Fürchten! Aber ich meine, eine — Vergnügungsfahrt wird es nicht werden!" — „Zum Vergnügen sind ja auch wir nicht einberufen! Oha!"

In der Station . . . . , wo die Feldeisenbahn abzweigte, erhielten die Maschinisten den Befehl, je nach Bedarf Schotter, Munition, Geschütze und Mannschaften bei Nacht zu fahren, unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln, da die Strecke teilweise vom Feind eingesehen werden könnte.

Bis zum Fahrtbeginn, dem Eintritt der Finsternis, war Zeit genug gegeben, um dem Feuer in der Maschine jene Sorgfalt zu widmen, die eine dreistündige Brenndauer und reichliche Dampfspannung gewährleistete.

Wie die größte Kostbarkeit behandelte der Heizer, der den Ernst solcher Nachtfahrten auf der Feldbahn voll erfaßt hatte, das Feuer zur Erzielung der nötigen und dauerhaften Dampfspannung. Herr Müller schritt den ihm zugewiesenen Zug ab und zählte die Wagen, besichtigte nochmals die Maschine, las den Manometer ab und ordnete das letzte Nachschüren an.

Ohne Signale und still fuhr der Zug auf der Feldbahn in die schwarze Nacht hinaus. Langsam selbstverständlich, mit gebotener größtmöglicher Vorsicht. Der Führer, wie der Heizer wußten zwar, daß auf dieser ihnen ganz unbekannten Feldstrecke Lichtsignale nicht zu erwarten waren; dennoch guckten beide Maschinisten sich schier die Augen aus, um nicht ein Warnungszeichen zu übersehen.

Durch eine waldreiche Schlucht schlich der schwarze Zug schlangengleich. Unheimliche Fahrt, doch gefahrlos in solcher Tiefe und noch ziemlich entfernt vom Feinde. Dann aber begann die Steigung; die Maschine bekam schwere Arbeit und keuchte in dumpfen Stößen bergan.

Pechschwarz die Februarnacht, im Waldbereich so dunkel, daß die Maschinisten wähnten, dicke Binden vor den Augen zu haben. Allmählich aber minderte sich die Finsternis. Der Zug hatte die Steigung überwunden und rollte über eine Waldblöße. Des Führers scharfe Augen suchten just hier Signale, forschten nach Wachtposten. — Nichts zu sehen.

Plötzlich greller Lichtschein, blendendes Weißlicht. Suchend tastend, huschend. Erst zwei, gleich darauf vier feindliche Scheinwerfer erfaßten den Munitionszug, und gleichsam frohlockend begleiteten sie ihn auf der langsamen Fahrt über die gerodete, zerschossene Strecke.

Im Blendlicht stehend, steigerte Führer Müller die Geschwindigkeit; es galt den Zug zu retten, und deshalb war es jetzt gleichgültig, ob die Maschine schleuderte.

„Sie schießen!" rief der Heizer.

Feindliche „Vögel" flogen in der Tat heran und über den Zug. Ein Geschoß schlug in der Entfernung von etwa 30 Meter ein, explodierte aber nicht.

In dieser höchsten Gefahr wurde die ersehnte Geschwindigkeit erreicht, zugleich das Ende der offnen Feldstrecke; klirrend, ratternd, stoßend und schleudernd lief der Zug in einen dunklen Bogen und verschwand aus dem feindlichen Feuerbereich. Das Weißlicht der Scheinwerfer huschte zwar nach, mußte aber schließlich zurückbleiben.

Eine Stunde später war das Ziel erreicht ohne den geringsten Verlust. Der Heizer fand seinen Humor wieder: „Ganz nett und interessant! Wenn's nicht dicker kommt, können mich die Franzosen im Mondschein besuchen!" —

Am 8. Februar hatte Führer Müller mit seinem Heizer auftragsgemäß vom Übergabebahnhof Sp. die Mannschaft einer Eisenbahnkompagnie nach By. zu fahren. Dort angekommen, begann die Mannschaft die Ausbesserungsarbeiten am Geleise außerhalb des Bahnhofes. Müller aber erhielt den Befehl, etliche voll beladene Schotterwagen nach der in der „30er Steigung" befindlichen Baustelle zu bringen.

Der Auftrag sah leichter aus, als er durchzuführen war wegen der Steigung und der Unmöglichkeit, bei solcher Fahrt einen steilen Hang hinauf Rauch und Abdampf vorschriftsgemäß zu vermeiden. Etwa in Mitte der Steigungsstrecke angelangt, erhielt Führer Müller plötzlich von einem Offizier der Eisenbahnertruppe die Warnung zugerufen, nicht weiter vorzurücken, da vom nahen Feind der Lokomotivenrauch gesehen werde, das Zügle in die Gefahr komme, beschossen zu werden.

Bis etwa 20 Meter vor der Baustelle konnte Müller noch vorfahren; die Entleerung der Schotterwagen aber war bereits unmöglich geworden, da der Feind das Gelände abstreute, allerdings ohne Erfolg, da alle Schüsse zu kurz gingen. Als das Führer Müller merkte, bat er den Aufsichtsoffizier um die Erlaubnis, die Schotterwagen völlig zur Baustelle bringen zu dürfen, da der Schotter benötigt werde, die Untätigkeit lästig und ärgerlich sei.

„Ja! Aber flink! Und nach Entleerung sofort zurückfahren!"

In schneidiger Fahrt brachte Müller die Schotterwagen hinauf zur Baustelle, flink fand die Entleerung statt. Und weil die Franzmänner gar so schlecht schossen, erbot sich Müller, neue beladene Schotterwagen zu holen und die Steigung heraufzubringen. Mit Genehmigung des Offiziers fuhr er zurück. Einen gewaltigen Krach hörte er während des Wegfahrens, konnte aber nichts beobachten.

„Eppa (etwa) haben's jetzt doch was troffen!" meinte der Heizer.

Die Rückfahrt, die Übernahme eines neuen Schotterzuges und die abermalige Fahrt hinauf zur Baustelle beanspruchte längere Zeit.

Die Maschine keuchte den Hang empor. Plötzlich erblickte der Führer einen Soldaten der Eisenbahnkompagnie, der heftig das Haltesignal gab. Scharf wurde gebremst, das Zügle blieb stehen, und Müller fragte, was los sei.

Die Antwort war der Befehl, nicht weiterzufahren und auf die Kompagnie zu warten. Der Soldat fügte bei, daß im Augenblick, da der Lokomotivführer weggefahren sei, an der Stelle, wo der Zug gestanden habe, eine Granate eingeschlagen sei und das Geleise auf dreißig Meter zertrümmert habe.

„Also das war der Krach, den wir gehört haben!" rief Müller. „G'fährliche Sach!" meinte der Soldat.

Und nun ging ein Höllentanz los. Etwa zehn Meter vor der Lokomotive explodierte eine Granate, im selben Augenblick sauste ein anderes Geschoß knapp über die Lokomotive und fuhr in eine unweit des Geleises gelegene Hütte. Ein Blindgänger.

„Was ist denn in der Hütte?" fragte der Führer.

„Sprengstoff!"

Ein anderer Soldat kam gesprungen und übermittelte den Befehl, der Lokomotivführer solle rasch wegfahren und mindestens zwölf Wagen, geeignet zur Mannschaftsbeförderung, holen. „Flink! Es pressiert!"

In wahrhafter Schleuderfahrt führte der Maschinist den Auftrag durch. Und als Müller mit den zwölf Wagen auf der bezeichneten Streckenstelle stand, begann seine Feuertaufe. Den Geschoßreigen eröffnete eine Granate aus einem englischen Schiffsgeschütz, die kaum dreißig Meter vom Zug explodierte und ein Loch riß, so groß, daß man eine Schnellzugslokomotive hätte hineinstellen können. Noch zwei weitere „Vögel" flogen heran, trafen aber den Zug auch nicht.

Der Offizier ließ die Leute einsteigen. Müller half flink dem Feldtelephonisten bei der Bergung der Apparate. Wieder kam eine Granate geflogen, die kaum zwei Meter vor dem linken Maschinenzylinder einschlug. Vom Luftdruck wurde Führer Müller zu Boden geworfen, doch nicht verletzt; er raffte sich auf und bestieg die Maschine. „Zurückfahren zur nächsten schützenden Anhöhe!" befahl der Offizier.

So gut und schlecht es ging, drückte die Maschine die vor ihr befindlichen zwölf vollbesetzten Wagen die steile Anhöhe hinauf, langsam freilich, doch stetig. In einer kleinen Mulde erblickte Führer Müller einen zur Eisenbahnkompagnie gehörenden Unteroffizier, dem er durch Anhalten des Zuges das Einsteigen ermöglichte. Dann aber gab Müller Volldampf unter der Einwirkung eines plötzlichen Gefahrgefühls.

Von der Stelle, wo der Unteroffizier einstieg, war die Maschine kaum eine Zuglänge entfernt, als just dort eine Granate schwersten Kalibers einschlug und eine verheerende Wirkung in der Strecke erzielte. Eine Minute Verzögerung würde die Vernichtung des Zuges und aller Insassen zur Folge gehabt haben. Und kaum hatte der gefährdete Zug die Mulde durchfahren, gelangte er abermals in Sicht des Feindes und wurde wieder beschossen.

Mit bewundernswertem Mut und heldenhafter Ausdauer hatte Lokomotivführer Müller seine Pflicht auch an diesem „heißen" Februartage erfüllt und seine Feuertaufe erhalten. Insgesamt stand Müller an diesem Tage volle 19 Stunden auf seiner Maschine. Die aufregende Fahrt hinterließ keine bösen Folgen; nur der Schlaf wurde in der nächsten Ruhenacht durch wüste Träume beeinträchtigt.

Der Flügel am Meer. Von Karl Hans Strobl.

Bei Monfalcone geht's nicht mehr weiter. Die Schützengräben müssen aufhören, weil die Adria anfängt; — das Meer, um dessentwillen der glühende Karstboden zerrissen, zerschlitzt und mit Blut getränkt wird, gebietet Halt.

Weithin glänzend, silbern, kühl, mit geheimnisvollen Dünsten in der Ferne. Ein Bad liegt da, Schwefelthermen, die schon den Römern bekannt waren; es heißt einfach „Bagni", das Bad, und die Leute aus Monfalcone pflegten es aufzusuchen, die Beamten der Adriawerke und der großen Schiffswerften. Monfalcone hatte in den letzten Jahren zu wachsen begonnen, erhob sich gesund und kräftig neben Triest zu eigener Bedeutung, und so hob sich auch Bagni, Monfalcones Bad. Jetzt aber sind die Beziehungen zwischen Monfalcone und Bagni abgebrochen, oder vielmehr, sie haben sich gänzlich gewandelt, sie bestehen darin, daß in den Kaminen der Adriawerke italienische Artilleriebeobachter sitzen, die den Granaten der feindlichen Batterien den besten Weg nach Bagni ansagen und ihre Wirkung überwachen.

Zwischen Monfalcone und Bagni hat der Krieg seinen scharfen Grenzstrich gezogen.

Noch hat sich der Tag nicht ermannt. Das Auto schnattert in früher Dämmerung auf leeren Karststraßen. Krauses, welliges Hügelland, Steine und struppiges Strauchwerk mit Fetzen von Dunkelheit; schläfrige Pferde mit gesenkten Köpfen, schwarzgraue Zelte, Tafeln mit slowenischen Ortsnamen am Straßenrand, die an Abzweigungen den Weg ansagen, hie und da rotglimmende Feuerchen unter verrußten Kochkisten. Welle hinter Welle das heiße Land, sowie eine hellere Luft, die Ahnung von Meer.

Dann fangen die Trainkolonnen an, umqualmt von leichtem Staub. Dort, woher wir kommen, im Kessel, hat es gestern heftig geregnet und die Straßen durchweicht, hier, wenige Kilometer weiter, sind die Straßen fast trocken geblieben, und schon hängt sich der Staub wieder in die fahlen, weißgrauen Büsche. Dann reißt im Osten der Himmel auseinander, die Sonnenlava beginnt zu glühen, gelb und rot säumen sich die kahlen Karsthänge. Ein Flieger schnurrt hoch über der erwachenden Welt. Und nun rüttelt sie sich zum kriegerischen Tagwerk zurecht. Unsere Abwehrbatterien suchen den feindlichen Vogel, Schrapnellwölkchen paffen im Morgenhimmel auseinander, säumen den Weg des spähenden Fliegers und zwingen ihn zur Umkehr. Von allen Karstbergen steigen die dünnen biegsamen Schrapnellruten auf und schlagen mit den weißen Wollquasten nach dem Feind in der Luft.

Sistiana. Die Straße liegt klar vor dem Blick des Feindes. Das Auto deckt sich hinter Häusern; wir werden Infanteristen und gehen zu Fuß auf den Feind los. Vor den Ruinen von Duino steht ein Korporal, der sich als Führer zum „Abschnitt Frosch" meldet. Offiziell heißt dieser Abschnitt anders, aber man nennt ihn Frosch, weil er es mit den Sümpfen zu tun hat, die hier zwischen dem Karstrand und dem Meere hingebreitet sind. Am Ortsausgang von Duino liegt eine jener Mondlandschaften, wie sie der Krieg uns kennen lernen ließ. Ein Granatenloch neben dem andern, Trichter an Trichter, klein und groß, neben den harmloseren Narben der kleinen Kaliber die riesigen Krater der schweren Schiffsgeschütze, die von der Sdobba-Mündung, dem Isonzo, herübergespielt haben. Die Straße selbst an unzähligen Stellen getroffen, geflickt, — wieder getroffen und wieder geflickt.

Man weiß, woher der Feind diese Sicherheit hat. Fast immer ist man in Sicht der Adriawerke, ihrer drei Kamine und eines Gebäudes von der hochaufstrebenden, nüchternen Art der amerikanischen Wolkenkratzer. Ursprünglich waren es fünf Kamine, zwei sind von unseren Granaten umgelegt worden, und auch in die übrigen haben die Geschütze mächtige Löcher geschlagen. Aber sie stehen trotzdem immer noch, und auch der Wolkenkratzer steht; denn er ist aus Eisenbeton gefügt, und jeder Treffer hat wohl Tafeln aus seinen Wänden gebrochen, aber nicht das ganze Gefüge zu stürzen vermocht. Immer hat man die Späher vor sich; sie schauen zwischen den Baumkronen hindurch und über die niedrigen Hecken. Nirgend anderswo ist man so sehr dem peinlichen Gefühl ausgeliefert, als blicke einem der Feind hinter Rock und Hemd, dringe einem bis in die Tiefen der Taschen. Es hängt ganz und gar nur von seinem Belieben ab, die Straße auf der man geht, unter sein Feuer zu nehmen, und dem selbstbewußtesten Zeitgenossen mag es unter solchen Umständen lieb sein, recht unbedeutend und einer ernsthaften Granate gar nicht wert zu erscheinen.

Bei San Giovanni kommt der Timavo, der Timaros der Alten, in breitem Strom aus dem Boden hervor und fließt zwischen hohem Schilf den kurzen Weg ins Meer. Ein sehr geheimnisvoller Fluß ist es, der da so unvermutet aus der Erde quillt, eisigkalt von langem Lauf durch unterirdische Karstschluchten. Man will in ihm denselben Fluß wiedererkennen, der droben im Karst bei St. Kanzan als Reka in einem Höhlenlabyrinth verschwunden ist. Dreißig Kilometer entzieht er sich dem Licht, dreißig Kilometer wälzt er sein frisches, klares Wasser unter einer der wasserärmsten Gegenden der Erde hin, die im Frieden den Regen sorglich in Zisternen sammeln muß, während im Krieg der Durst der grimmigste Teufel der „Hölle am Isonzo" geworden ist. Nun, da er den auf den ausgebrannten Karsthügeln röstenden Soldaten kein Labsal mehr sein kann, kommt er zwei Viertelstunden vom Meer, nahe der Kirche von San Giovanni, aus dem Boden und wird durch die aus dem benachbarten Sumpf kommenden Abwässer sehr rasch zu einem starken Strom.

Durch eine wahrhaft antike Landschaft geht die letzte Strecke seines Laufes. Etwas Virgilisches hat dieser Fluß an sich, wie er da aus der Unterwelt kommt und nun zwischen Schilfrohr dahinfließt. Man denkt an seinen römischen Namen, an die Schwefelthermen von Bagni; Pan könnte seine Syrinx aus den dicken Rohrstengeln schneiden, klassische Hirtenpoesie ist über dieses einsame Stück Welt gebreitet, bukolische Gesänge scheinen an den Ufern zu nisten. Große Fische stehen regungslos im dunklen Wasser, ein blauglänzender Eisvogel, ein ge-

flügeltes Stück Lapis Lazuli schlüpft in ein Gebüsch. — Aber weder Faune noch Nymphen sind zu sehen, sondern nur Soldaten, die ihre Hemden waschen und den Schmutz der Schützengräben von Händen und Gesicht spülen. Und das Idyll dauert auch nur gerade so lange, als den Italienern nicht einer jener Feuerüberfälle beliebt, die sie manchmal plötzlich auf San Giovanni richten, wo es ohnehin bald nichts mehr als formlose Trümmer gibt. Ein Haufen von Ruinen ist dieses Dorf. Vom steinernen Turm der Kirche hat eine Granate gerade die äußerste Spitze abgerissen. Und das Innere sieht wüster aus, als seien die Bilderstürmer darüber hergefallen. Durch die feindwärtigen Wände haben ein paar Granaten mächtige Scheunentore gebrochen; ein hübscher Seitenaltar mit Marmorsäulchen hat sich wie ein Bergsturz ins Kirchenschiff ergossen, Sprengstücke haben an alle Brüstungen, Zierate und Bilder geklopft. An den Wänden halten sich noch einige tiefbetrübte gotische Heilige auf ihren mürben Sockeln und warten, bis die Reihe an sie kommt.

Außen an der Kirchhofsmauer im schmalen Gottesacker Grab an Grab, ein Soldat neben dem andern, die hier in der Bagnistellung gefallen sind. Und durch alle Trümmer des Dorfes, zwischen den Baumwipfeln her, und über die Gebüsche hin glotzen die drei Kamine und der Wolkenkratzer der Adriawerke, von denen aus der Tod in die antikische Landschaft am Timaros geleitet wird.

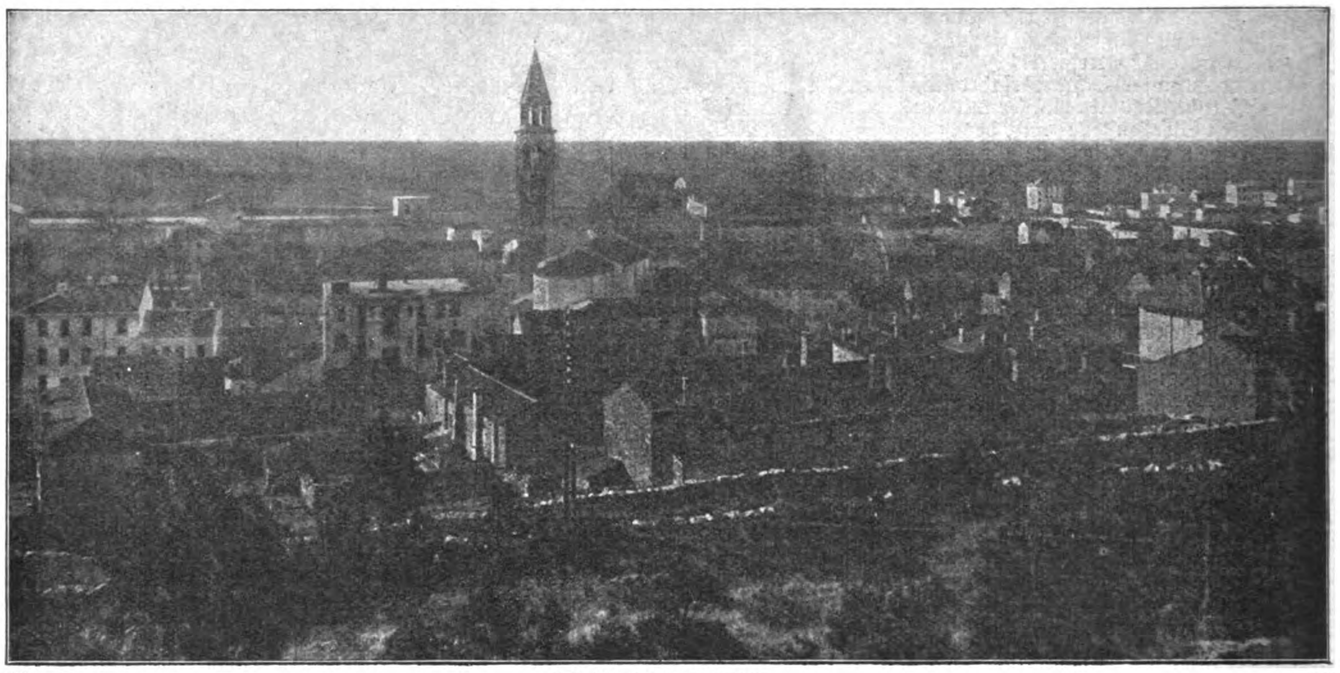
Das Eigentümliche dieses Flügels am Meer liegt darin, daß hier Karst, Sumpf und Meer zusammentreffen. Die Melancholie des Karstes vereinigt sich mit der Melancholie des Sumpfes, und nur das Meer wahrt seine ewige, stählerne, unerbittliche Ruhe, diese Gelassenheit, die keiner Sentimentalität zugänglich ist. Drüben unter grellstem Sonnenlicht die dürren, gelbroten Ränder des Südteiles der Doberdohöhe, wund, zerschlitzt und zerrissen von Schützengräben, Laufgräben und Sappen. Wie Geschwüre liegen sie in der brütenden Sonne, von Eiterkanälen geschlitzte Beulen am Leibe der Erde, heiß und trocken von Fieber und Durst. Sie haben keine Namen, diese Kuppen, nur Ziffern, Kote 23, Kote 71 und 85, wie die vielen Toten, die im Kampf um sie ihr Leben ließen, ihre Namen verloren zu haben scheinen und nur als Zahlen weiterbestehen. Vom Fuße dieser namenlosen Kuppen ist der grüne Teppich des Sumpfes bis ans Meer gebreitet, ein hellgrüner Teppich von Schilf, das aus undurchschreitbarem Moor sprießt. Und während die dürren Hügel ihre Schützengrabenarabesken deutlich dem Blick darbieten, verliert sich der Linienwirrwarr des Krieges unter dem hohen Rohr, wird selbst dem Flieger zum unentdeckten Geheimnis.

Bagni muß einmal ein freundlicher Aufenthalt gewesen sein. Das Badegebäude hat viele, viele Zellen, in denen noch Trümmer von ganz antik geformten Ruhebetten zu sehen sind. Jetzt sind die Scheidewände der Zellen entzweigeschlagen; denn das Badegebäude bekommt täglich Granatenbesuch, und der mit allem südlichen Pflanzenreichtum geschmückte Garten ist mit dem Kriegskamm gekämmt, der Wipfel knickt, Bäume entwurzelt, alte, dicke Stämme zersplittert und Löcher in den Boden reißt. — Noch einmal, zwischen Bagni und dem Meere, hebt sich eine flache Felsenrippe aus der Tiefe; in ihr Gestein sind unsere äußersten Schützengräben eingesenkt, die Schwanzspitze des ungeheueren S-Bogens, der am Ortler seinen Kopf hat.

Ich ging dann durch diesen alleräußersten aller Schützengräben. Totmüde Menschen lagen allenthalben, in den dürftigen Unterkünften, in Erdlöchern, im Graben selbst, mitten im Weg; sie hatten den Kopf auf Erdklumpen gelegt, auf Steine, auf Balken, und schliefen; nur an den Schießscharten wachten die Posten. Und von jeder der Schießscharten sah man Schilfrohr vor sich, hundert Schritte weiter die Sandsäcke der italienischen Schützengräben und alles überragend, immer wieder die Kamine und den Wolkenkratzer der Adriawerke. Ein Italiener stand in einem der Mauerlöcher und sah zu uns herüber.

Ich ging weiter, den schmalen, tief eingeritzten Weg, das Auf und Ab des Grabens. Und plötzlich, bei einem Abfall des Weges, sah ich, über Schanzkörbe hinweg, eine ruhig gleißende Fläche — das Meer. Hier hörte der Schützengraben auf, Lagunensumpf dehnte sich noch brackig weiter, allmählich wurde das Land zur See. Rostige Drahtverhaue wateten noch ein Stück hinaus, bogen sich dann nach links . . . .

Es war seltsam, zu denken, daß hier das Ende der Front war, ein wirkliches Ende aller Schützengräben und Unterstände. Die Natur selber hatte Halt gesagt; das Element weigerte sich, dem kriegerischen Willen der Völker zu gehorchen. Die Freiheit schimmerte im Glanz des Meeres, das sich trotz aller Dreadnoughts und Unterseeboote frei erhalten hat, dem der Krieg keine Narben einreißen und keine Beulen auftreiben kann. Wie ein Versprechen war mir dieser Blick aus der qualvollen Enge des Schützengrabens auf das freie Meer, wie eine Gewähr dafür, daß auch dieser Kampf an der ewigen Unerschütterlichkeit des Daseins dereinst sein Ende finden würde.



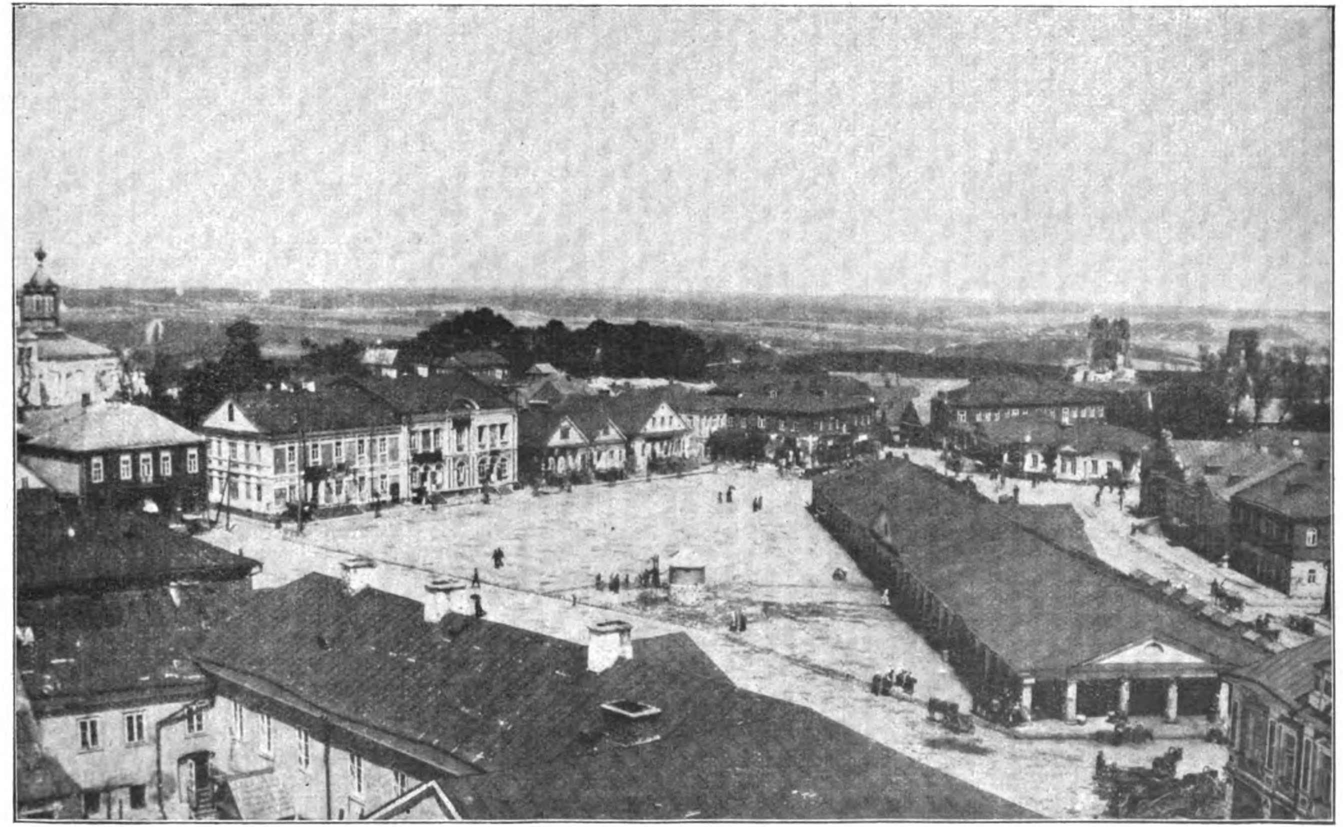
Ansicht von Monfalcone.

Die Königsstadt der Litauer. Von Erich Köhrer.

Nur wer monatelang immer wieder die öden Flächen der polnischen Ebenen gesehen hat, kann das freudige Erstaunen nachfühlen, mit dem man plötzlich, wenn man von Baranowitschi ein paar Dutzend Kilometer nordwärts gefahren ist, sanfte Höhenzüge aus der Tiefe emporwachsen sieht. Es sind keine Berge für Kraxler, aber sie unterbrechen doch höchst anziehend das ewige Einerlei der Ebenen, und da der Sommer sie mit einem freundlichen grünen Kleide übersponnen hat, mag gerade der Deutsche sich angeheimelt fühlen, sich in die lieblichen Gefilde Thüringens versetzt glauben. An Thüringen erinnert zweifellos das Bild, wenn man von Nowojelnia den Blick frei umherschweifen läßt. Felder und Wiesen in der Tiefe, dazwischen stimmungsvoll ausschauende Häuschen (die Stimmung wirkt freilich nur aus der Ferne!), waldbekränzte Hügel, Blumen, Farben, Düfte. Der Polenwanderer merkt sofort, daß er auf anderem

Boden steht, und ist leicht geneigt, Litauen lieb zu gewinnen. — Die Heimaterinnerungen werden noch stärker, wenn man von Nowojelnia östlich fährt, hinein in das Land der Litauer, nach dem alten Sitz ihrer Könige. Nowogrodek liegt in dem Winkel, in dem die Truppen Leopolds von Bayern und Hindenburgs sich die Hand reichen, und seit Beginn der Offensive Mitte Juni brüllt auch hier wieder der Kampf vom nahen Njemenufer herüber. Daß Nowogrodek, auf einer einsamen Kuppe gelegen und weithin das Land beherrschend, in deutschem Besitz ist, mag die Russen schwer kränken und sie immer wieder zum Sturmlauf gegen die Stadt reizen. Aber man darf überzeugt sein, daß die schwarz-weiß-rote Fahne von den Ruinen der Königsburg nicht sinken wird. — Eine erstaunlich schöne Straße führt von Nowojelnia über Berg und Tal nach Nowogrodek. Breit und fest hebt sie sich so entschieden von den meisten russischen Straßen ab, daß man nach ihrem Ursprung forscht. Die Aufklärung ist freilich traurig: die Straße ist das Werk von kriegsgefangenen Deutschen, die sie im Herbst 1914 gebaut haben. Immerhin mag der Gedanke tröstlich sein, daß ihre Arbeit nun den Landsleuten zugute kommt und für unsere Truppen von hoher Bedeutung ist. Die Straße führt durch Landschaften, die völlig deutschen Charakter tragen. Wohlbestellte Felder gleiten an den Hängen der Höhen nieder, schimmernder Laubwald umfängt den Wandernden, durch die Täler winden sich kleine Flußläufe, und hoch im Aether schmettern Lerchen ihre Lieder empor. Die Widerstandskraft der Russen war hier schon matt, und kaum werden Spuren flüchtiger Kämpfe sichtbar. Auch Nowogrodek ist nicht beschädigt. Auf einem Hügel, der ganz vereinzelt aus der Ebene emporwächst, liegt der Ort wie eine Krone, in ein dichtes grünes Gewand gehüllt und überragt von den Ruinen der Königsburg. Sie scheinen mitten im Kranz der Häuser zu liegen, stehen in der Tat aber auf einem zweiten Hügel, der unmittelbar hinter der Stadthöhe aufsteigt. Das bezaubernde Bild löst sich natürlich auf, wenn man in das Straßengewirr eingedrungen ist. Dann erst sieht man, daß auch in Litauen, so gewiß Polen unerreicht bleibt, die Ansprüche der Einwohner an Sauberkeit und Ordnung nicht ganz mit den deutschen übereinstimmen. — Die deutsche Faust hat in dem reichlichen halben Jahr, während dessen Nowogrodek in unseren Händen ist, freilich schon sehr kraftvoll durchgegriffen. Der riesige, unregelmäßig viereckige Marktplatz, der den Mittelpunkt des Ortes bildet, spottet allerdings mit seinem sumpfigen Untergrund aller Bemühungen, und wenn nicht wochenlange Trockenheit hilft, rechtfertigt er allein schon den bequemeren Namen, den unsere Truppen der Königsstadt gegeben haben: Neu-Großdreck! Aber wenigstens ist dafür gesorgt, daß die wichtige Wasserfrage hinreichend gelöst ist. Mitten auf dem Marktplatz ist ein Brunnen hergerichtet, dessen filtriertes Wasser als völlig ungefährlich an die Truppen abgegeben werden kann. Dieser Brunnen ist der Mittelpunkt eines Treibens, das lebhaft an Wallensteins Lager erinnert. Hier ist ein ewiges Kommen und Gehen, hier sieht man Angehörige aller Truppenteile, hier treffen sich die Leute,

Die Reste der Windmühle, die zur einstigen Burg gehörte.



Blick auf den Marktplatz von Nowogrodek mit den Markthallen. Rechts im Hintergrund die Ruinen des Königschlosses.

die aus dem Schützengraben in Ruhe kommen, mit dem Nachschub, der hinausgeht, und die letzten guten Ratschläge für den Aufenthalt in der Njemenniederung erhält. Dazwischen schiebt sich das Handelsvolk umher, das seine Stände in der langgestreckten Markthalle hat und den Schund von ganz Westeuropa feilhält. Mitunter erblickt man plötzlich ein Gesicht, das in die Steppen Asiens zu versetzen scheint, aber ganz friedlich drein blickt. Es ist ein Tartar, ein Angehöriger der heute noch in Nowogrodek bestehenden, etwa achthundert Köpfe zählenden Tartarenkolonie, deren Stammväter vor etwa fünfhundert Jahren als Gefangene des Litauerfürsten Withold nach Nowogrodek gelangt sind. Die Tartaren haben Sprache und Sitten sich noch erhalten und beten heute noch in einer kleinen Moschee zu Muhammed und Allah.

Sie erinnern den Besucher zuerst nachdrücklich daran, daß er in Nowogrodek auf einem durchaus historisch geweihten Boden steht, und daß es sich hier, so lebendig und bewegt die Gegenwart den Ort umbraust, wohl lohnt, den Blick in die Vergangenheit zurückzuwenden. Bei einem Besuch, den König Friedrich August von Sachsen im Februar dieses Jahres Nowogrodek abstattete, hat der damalige Ortskommandant Hauptmann Mayer in einem sehr fesselnden und eingehenden Vortrag die Ergebnisse seiner Beschäftigung mit der Chronik der Stadt dargelegt und seine Kameraden auf die Bedeutung des Ortes hingewiesen, der in diesem Jahrhundert seinen 1000. Geburtstag feiern könnte. Denn er wurde schon im 10. Jahrhundert von dem „Schöpfer Rußlands", Wladimir dem Heiligen, gegründet, und zwar mit rein slawischer Bevölkerung, da der Njemen die Grenze zwischen Slawen und Littauern bildete. Im Anfang des 13. Jahrhunderts drangen die Litauer allmählich nach Süden vor und eroberten auch Nowogrodek. Als die Grenzen seines Reiches sich immer weiter südlich verschoben hatten, machte der Litauerkönig Mendog den Ort zu seiner Hauptstadt. Auf dem zweiten Hügel, der neben der Stadthöhe aufwuchs, erbaute er eine stattliche Burg als Königssitz. Die Ruinen dieser Burg sind heute noch erhalten. Die Mauerreste zweier Ecktürme lassen sogar noch die Pechnasen erkennen, die für Burgbauten jener Zeit typisch sind. Wahrscheinlich hat man den größeren Hügel dann auch in die Umwallung einbezogen, um bei Belagerungen der ganzen Bevölkerung Schutz gewähren zu können. Die Sage berichtet von unterirdischen Gängen, die weit ins Land hinausführten und die Verproviantierung ermöglichten. Die Umfassungsmauern sollen bis vor etwa 150 Jahren noch zum größeren Teile gestanden haben; sie sind aber von der einheimischen Bevölkerung dann abgetragen und zum Häuserbau benutzt worden.

Eine hübsche Sage knüpft sich an den Tod des Königs Mendog, der in Nowogrodek starb. Sie erzählt, daß seine Tochter, untröstlich über den Verlust, nicht aufgehört habe zu weinen. Aus den Tränen sei dann ein heilkräftiger Sprudel entstanden, der am Burggraben zum Vorschein gekommen sei. Tatsächlich ist der Boden um die Burg reich an Quellen, und, wie Hauptmann Mayer humoristisch erzählt, die Feinschmecker im Offizierkorps haben bereits festgestellt, aus welcher Quelle man das Wasser zum Tee, aus welcher zum Kaffee holen müsse, um den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu erreichen.

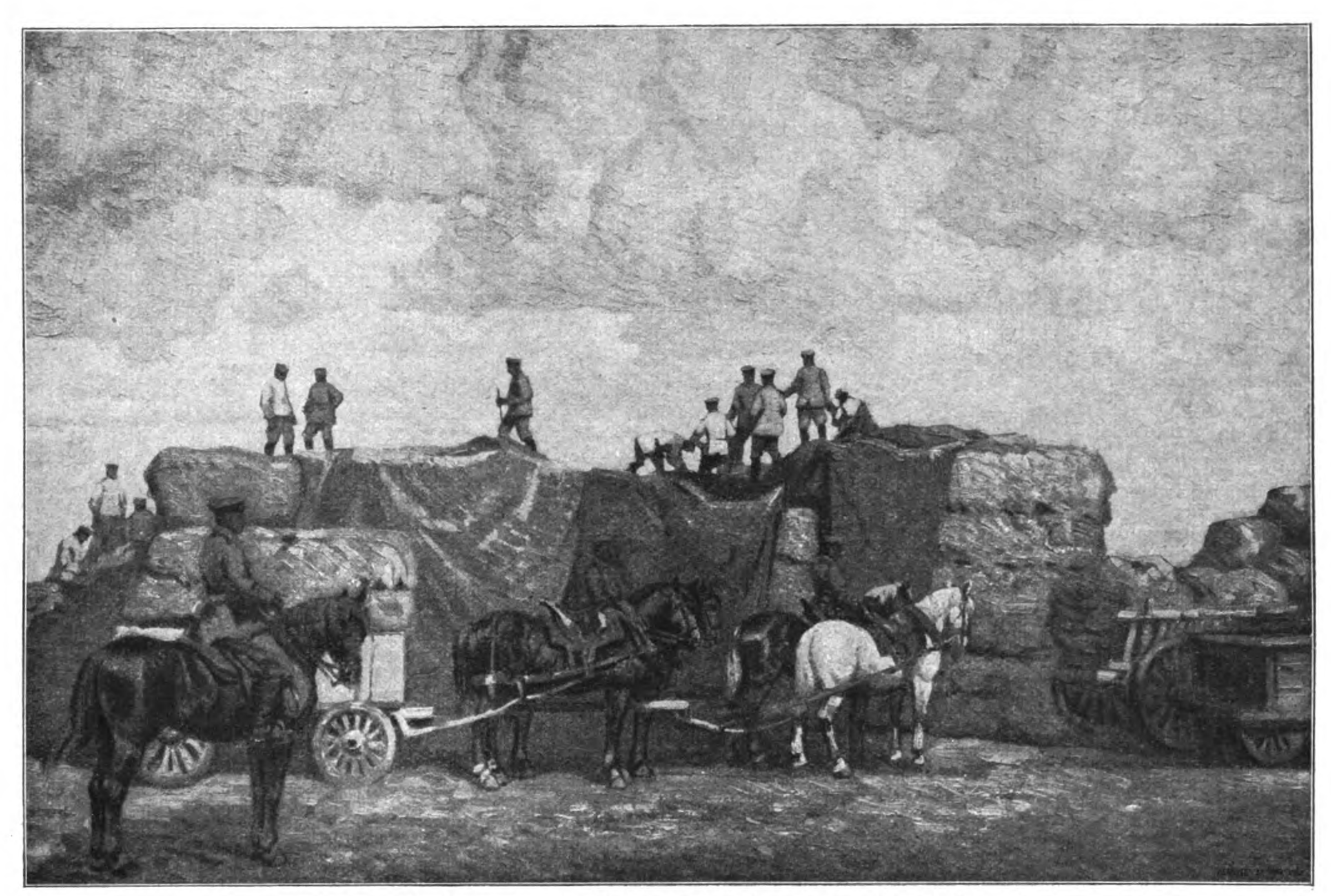
Nach dem Tode des Gründers ging es der Königsstadt zunächst recht schlecht. Von Osten und Süden drangen die Tartaren bis an die Stadt heran und zerstörten sie, wie die Burg, wiederholt. Vom Westen kamen die Deutsch-Ordensritter, die die Stadt eroberten, aber aus Mangel an Proviant die Belagerung der Burg aufgeben mußten. Am Ende des 14. Jahrhunderts aber kamen die Litauerfürsten wieder zu großer Macht. König Wladislaus Jagello heiratete die Polenkönigin Hadwiga und wurde Christ. Damit wurden Litauen und Polen durch Personalunion verbunden.

Auf der Ausstellung „Polen im Bild", mit der in Warschau in diesem Jahre der Konstitutionstag (3. Mai) gefeiert wurde, sah man auch Bilder aus Nowogrodek, das damit einfach als zu Polen gehörig erklärt wurde. Es ist interessant, auch wieder an diesem Beispiel zu sehen, wie die großpolnischen Ansprüche die geschichtlichen Tatsachen einfach nach ihren Wünschen entstellen. Als Litauen mit Polen durch Personalunion vereinigt wurde, reichten seine Grenzen westlich bis zur Linie Grodno—Brest-Litowsk (d. h. Litauisch-Brest), also weit nach Westen über Nowogrodek hinaus. Gewiß blieb Nowogrodek bei den drei Teilungen Polens noch bis zur dritten Teilung polnisch, aber es ist doch gewiß recht gewaltsam, die durchaus litauische Stadt für eine polnische zu erklären. Ihre Blütezeit als Königssitz war freilich längst vorbei. Als um 1500 die Tartaren Stadt und Burg wieder eingeäschert hatten, wurde die Burg nicht wieder aufgebaut, und Hauptstadt von Litauen wurde Wilna. Einer der größten Geister polnischer Sprache ist allerdings in Nowogrodek geboren und gibt den polnischen Ansprüchen einen Schein von Recht, der polnische Dichter Mickiewicz, der im Frieden der litauischen Landschaft heranwuchs und dessen Ruhm heute in Warschau ein stattliches Denkmal kündet. — Nun stampfen seit Monaten über das Pflaster der litauischen Königsstadt, das nicht allzu fest im sumpfigen Gelände sitzt, die schweren Schritte deutscher Männer. Daß Ordnung geschaffen ist, soweit die Verhältnisse es gestatteten, sagte ich schon. Aber auch die geistigen Güter der Deutschen haben auf diesem weit vorgeschobenen Posten im Osten bereits eine hervorragende Vertretung gefunden. In einem winzigen Hofgebäude entdeckt der Wanderer plötzlich eine merkwürdige Werkstätte deutschen Geistes. Oberleutnant Graf Berlepsch, der den Lesern dieses Blattes kein Fremder ist, leitet hier eine der besten Kriegszeitungen. Die „Nowogrodeker Kriegszeitung" trägt einen merkwürdigen Kopf: Ein Bild der Burgruinen, auf die Telegraphendrähte zulaufen. Man kann das sehr wohl als ein Symbol auffassen, wie sich gerade auf dem historischen Boden Nowogrodeks neue und alte Zeit die Hand reichen. Nur legt freilich die Kriegszeitung auf die Telegramme weniger Wert. Ihr besonderer Reiz ist der Inhalt, den ihr die Truppen selbst geben, ihre kleinen Leiden und Freuden, die sie ihr alle getreu berichten, ihre poetischen und prosaischen Beiträge, ihr Humor. Man kann die prachtvolle Stimmung unserer Mannheit im Felde nicht besser erkennen, als aus einer solchen Zeitung, die sie sich selbst schaffen, während der Leiter sich darauf beschränkt, das Material zu sichten und einzuteilen.



Das Geburtshaus des polnischen Dichters Mickiewicz.

Es ist noch eine kleine Anzahl von Kilometern zurückzulegen, ehe man von Nowogrodek an die Njemenfront gelangt. Vom Burgberg, von dem aus ein wunderschöner Blick über eine fruchtprangende gesegnete Landschaft sich öffnet, vernimmt das Ohr deutlich den Donner der Geschütze, die den Fluß umkämpfen. Ihr dumpfer Hall ist der einzige Eindruck, der den völlig friedlichen Glanz des Bildes stört. Denn nichts erinnert sonst daran, daß hier der Krieg tobt. Es ist das Wunder, das sich immer wieder draußen erneut: die Natur hilft sich selbst immer am raschesten, am sichersten. Und wo vor einem halben Jahre noch unsere Braven mit Roß und Wagen sich mühsam durch den sumpfigen Boden vorgeschleppt haben, wogt jetzt in verheißungsvoller Fülle der Erntesegen uns entgegen, ein königlicher Kranzschmuck für die alte Königsstadt, die wieder einmal, und hoffentlich nun für immer, von den asiatischen Bedrängern befreit ist.



Strohabgabe bei einem Proviantamt. Gemälde von Hans Meyerkassel.





Polnische Legionäre des österreichisch-ungarischen Heeres. Zeichnung von Albin Tippmann.

Tut es der Arm nicht, so tut es der Kopf. Von Otto Gramsch.

Das obige Wort des großen Ingenieurs Max von Eyth, des Verfassers des unvergeßlichen „Schneiders von Ulm", ist heute ebenso wie der Held seiner Dichtung, der erste deutsche Flieger, ganz ungeahnt „aktuell" (wie man bis vor kurzem noch sagen durfte) geworden. Es gibt heut eine große geschlossene Schar, die die dies Wort zu ihrem Wahlspruch erwählt hat, und für deren beherzten und mutvollen Geist sein beherzter und mutvoller Sinn auch wie geschaffen scheint: das sind die Einarmigen, die Männer, die im Kampf für Deutschland das Glied eingebüßt haben, dessen Unentbehrlichkeit sprichwörtlich ist: die rechte Hand.

Eine kleine geschlossene Schar zog ihnen pfadfindend voraus, die Kriegsverletzten der Maschine, des friedlichen Kampfes der Industrie. Es liegt in jenem Höhepunkt der Wildenbruchschen Dichtung, der Anrede des älteren Quitzow an die heraufziehende Maschine, durch die die neue Zeit über das Mittelalter, der Kopf über den starken Arm triumphieren wird, ohne Zweifel etwas auch für die Zukunft Prophetisches. Es ist etwas unheimlich Beseeltes in diesen Konstruktionen des menschlichen Scharfsinnes, das die Sagen der Völker schon vorausgeahnt haben. Wie die Richtschwerter des Mittelalters gierig waren nach Blut, so scheinen auch die in ihrem furchtbaren Scharfsinn fast übermenschlich drohenden Fabelwesen der neuen Zeit, bei denen ein Fingerdruck ungeheure Energien auslöst, eine dämonische Seele zu haben, die sie treibt nach Fleisch und Blut zu schnappen, zuzupacken und zu verderben, was sich ihnen unvorsichtig preisgibt, zumal nach der rechten Hand, dem ausgesetztesten Gliede des menschlichen Körpers, das nur dazusein scheint, sich für andere in die Bresche zu legen, für andere zu arbeiten und andere, „die edleren Teile", zu schützen. Was sie, die rechte Hand, wert ist, das zeigt sich erst bei ihrem Verlust; selbst der Verlust des Auges wird lieber ertragen als der ihre, hat es doch einen Bruder, der gemeinsam mit ihm arbeitete und nun ohne weiteres auch des anderen Leistung übernimmt. Auch die Rechte hat eine Schwester; das ist aber eine Stiefschwester, ein Taugenichts, höchstens ein Handlanger — die Rechte, Richtige ist die andere, sie ist die Linke, Linkische, unvergleichbar mit der tüchtigen Arbeiterin und Stütze des Gesamtorganismus.

Alsbald zeigt sich aber, daß der Schöpfer in die Ersatzkraft, die er dem Körper mitgab, das gleiche Vermögen gelegt hat wie in die Haupthand. Vielleicht war sie von Anfang an genau so geschickt wie die Schwester geplant, ist nur durch vieljährige Zurücksetzung ungeschickt geworden. Den Kindern, die unbewußt die arme Zurückgesetzte ein wenig üben wollen, bekommt das meistens schlecht; „linke Pot' schlägt den Teufel tot," sagen die Kinderfrauen und klopfen sie nachdrücklich, daß sie in ihren Grenzen bleibt. „Linkshänder" galten als etwas Abnormes. Dennoch kann sie in dem Maß die bevorzugte Schwester ersetzen, daß jemand, der in seiner Kindheit die Rechte verlor, vor kurzem erklärte, er wüßte nicht, was er mit der eingebüßten Hand anfangen solle, wenn ein Wunder sie ihm wieder gäbe. Seit langer Zeit habe er sie nur einmal schmerzlich vermißt: in der Stunde, in der alle ringsum in den Krieg zogen, und ihm war es verwehrt, weil ihm die Rechte fehlte.

Dieser Herr, dem die Häckselmaschine als achtjährigem Jungen die Hand nahm, reitet, fechtet, schwimmt genau wie ein Zweiarmiger. Sein Leid, dem Lande mit seiner guten Linken nicht so gut dienen zu dürfen wie andere mit der Rechten, wurde bald getröstet, denn wie die Maschine des Friedens ihm, so nahmen die Maschinen des Krieges vielen, vielen die rechte Hand. Da war es denn ein großer Trost, daß Leute da waren, die diesen Schwerverwundeten zeigen konnten: Uns ging es wie euch, wir hatten aber nicht das Glück, für das Land zu bluten, uns nahm ein tückischer, höhnischer Zufall die Hand, und doch haben wir uns nicht unterkriegen lassen. Tut es die Hand nicht, so tut es der Kopf. Der Kopf ist erfinderisch und muß die Glieder lenken.

Nun taten sich überall Schulen auf, Einarmige lehrten dort die Einarmigen, Einarmige reisten im Land umher, wie der ungarische Graf Zichy und der preußische Kantorssohn Unruh, der ohne Arme auf die Welt kam, hielten Vorträge und ermunterten und trösteten die Handlosen und ihre Angehörigen, der Nachdruck aber lag auf dem guten Altpreußischen: Schwierigkeiten sind dazu da, überwunden zu werden.

In der Tat gibt es für den Einarmigen nichts Böseres als ein verweichlichendes, gedankenloses Mitleid. Hier darf es nicht das Herz tun, sondern der Kopf, oder vielmehr die gegenseitige Wechselwirkung von Kopf und Herz.

Selbstdisziplin — das ist das A und O der Einarmigen-Erziehung. „Für mich brauchen keine Extrawürste gebraten zu werden" — das ist ihr oberster Leitsatz. Vor allem keine Extrawürste des Mitleids, bloß keine Gefühlsaufdringlichkeiten. Alle, die man mit Fug und Recht die Führer der Einarmigen nennen darf, weil sie wie unser Schiller „durch ihr Beispiel lehren, wieviel der Mensch über sich vermag", bekennen, daß nicht bemitleidende Zärtlichkeit ihnen geholfen hat, ihr Unglück zu überwinden, sondern liebevolle, weise Strenge, die in jeder Nachsicht eine Schädigung erkannte. Der bekannte Graf Zichy ist sogar durch die Roheit eines Dieners, der dem jungen Menschen beim Ankleiden helfen sollte und über seine natürliche Ungeschicklichkeit höhnte, dazu gebracht worden, seine Hilflosigkeit zuerst zu überwinden. Heute ist er ein wahrer Künstler auf der Linken, schneidet seine Nägel, schält Äpfel, ist ein guter Schütze, lenkt einen Viererzug und spielt Klavier. Übrigens ist der Verlust der linken Hand, obwohl zunächst leichter empfunden, dem der rechten fast gleichwertig; man sieht daraus schon, wie unentbehrlich die Linke ist.

Die Schriften für die Einarmigen umfassen bereits eine ganze Literatur; als ganz besonders praktisch und auch billig ist die „Einarmfibel" des Heidelberger Privatdozenten Freiherrn von Künßberg zu loben. Der junge Gelehrte, ein treu sorgender Freund der Einarmer, leitet, obwohl Jurist, seit Kriegsbeginn die Einarmschule zu Ettlingen, und so groß ist sein Anteil an seinen Schützlingen, daß er, wie die Lehrer der Anstalt, die selbst Einarmer sind, nur einen Arm gebraucht, den Gebrauch des andern also freiwillig ausschaltet. An dieser segensvollen Einrichtung wirkt auch der schon erwähnte Verunglückte und dient so dem Vaterland an einer Stelle, wo ihn nicht leicht einer ersetzen könnte, und so wirkt alles zusammen, den Kriegsverletzten zu zeigen: Ihr braucht nicht bange zu sein! Tut es die Hand nicht, so tut es der Kopf.

In dem „Lehr-, Lese- und Bilderbuch" der Schule sind übrigens die besten Bücher für Einarmige nach Titel und Verlag angeführt; die Fibel selbst verfolgt die notwendigsten allgemein praktischen Zwecke, und neben herzhaften Worten der Zuversicht und Lebensfreude zeigt sie vor allem an einer Reihe vortrefflicher Photographien nach dem Leben, vom Anziehen und Waschen an, die ganze Reihe unentbehrlicher Verrichtungen, denen der Mann nach Verlust des Armes so hilflos gegenübersteht und die mehr fast als alles andere die Vorstellung des „Krüppeltums" in ihm wecken müssen, da er sie ohne fremde Hilfe nicht verrichten kann. Bis zum Nägelreinigen und Schlipsbinden ist die Toilette des Einarmers berücksichtigt, alle kleinen „Hilfen" und Kniffe sind verraten, alle technischen Hilfsmittel angeführt, zugleich aber wird beständig vor dem allzu Kniffligen und Künstlichen gewarnt und auf den Gebrauch des eigenen Körpers, der mit Lippen, Kinn, Brust, Beinen, Knien und Füßen mithelfen muß, hingewiesen. Den Anweisungen für die täglichen Verrichtungen reihen sich solche für Zeichnen, Schreiben, Handfertigkeiten und Kunstfertigkeiten an — erstaunlich gut sind die Schreib- und Zeichenproben der Schüler ausgefallen. Wie die Handhabung der verschiedensten Werkzeuge dartut, daß fast kein Einarmiger — nötigenfalls mit Hilfe der Prothese — nötig haben wird, seinem bisherigen Handwerk den Rücken zu kehren, so ist vor allem wertvoll der Beweis, daß Einarmige für die Landwirtschaft ausgezeichnet taugen. Gerade die besten und aussichtsvollsten Absichten der Kriegsfürsorge gehen auf die Ansiedlung der Kriegsverletzten — ein Stück Grund und Boden, ein kleines Haus, das ihnen bei angemessener Arbeitsleistung mit der Zeit zu eigen wird. Es ist ein so sehr guter und fruchtbarer Gedanke, daß das Land, für das sie geblutet haben oder das sie mit ihrem Blut von jahrzehntelanger Aussaugung erlösten — Russisch-Polen — ihnen nun vergelten soll, und wenn man ansieht, was in den hundert Jahren preußischer Hoheit aus dem wüsten, verheerten Posener Land geworden ist, so ist es schön zu denken, daß nun auch jenseits der Grenze das Land aufblühen solle. Welcher Trieb zum Land in unsern Soldaten steckt, das zeigen ihre Gärtchen und Anlagen hinter der Front, und wenn durch die Natur der große geheimnisvolle Ruf: „Es ist Zeit zum Säen!" geht, so hat man sie hinter dem Pfluge gehen sehen im Osten wie im Westen.

„Die Landwirte," rief in einer großen Tageszeitung ein einarmiger Landwirt aus, „die durch den Krieg einen Arm verloren haben, möchte ich dringend bitten, nun nicht mutlos zu werden und sie dringend davor warnen, etwa ihren schönen Beruf aufzugeben und sich in eine Schreibstube stecken zu lassen. Sie werden dort noch viel elender am Körper und vor allem am Gemüt. Denn sicher kommt ihnen in den vier Wänden die Sehnsucht nach der goldenen Freiheit der Natur und der lieben ans Herz gewachsenen Scholle, dies Heimweh, das so stark wird, daß das Gemüt schließlich ganz verbittert wird."

Nein, hinaus wieder in den Beruf; zunächst einmal gesundet am Gemüt und dann mit frischen Kräften an die neue große Aufgabe, die nicht geringer ist als den Feind zu schlagen unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen; das wurde doch geschafft und vor dem anderen sollte man zurückschrecken?

Wenn man dazu hört, daß die Einarmigen es dahin bringen können, mit dem Gespann zu pflügen, zu mähen, zu dreschen, mit der Hand ganze Schläge zu säen, vierspännig aus dem Sattel zu fahren, so ist man wahrlich aller guten Hoffnung für unsere Kriegsverletzten voll; wie bisher Kopf und Herz der Besten für ihre fehlende Hand sannen und dachten, so wird auch fortan der eigene Kopf, das eigene Herz ihnen die Hand entbehrlich machen, ihnen zu neuem Lebensmut und dem Vaterlande zum Segen.

Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

9. August 1916: Nördlich der Somme neuer Angriff aus der Linie Ovillers—Bazentin-le-Petit. Kampf im Thiaumont- und Fleury-Abschnitt. Ergebnis der Luftkämpfe im Juli: deutsche Verluste im ganzen 19 Flugzeuge; französischer und englischer Verlust im Ganzen 81 Flugzeuge. — Starke russische Angriffe am Stochod. — Schwerer Luftangriff deutscher Marineluftschiff-Geschwader auf England.

10. August: Wieder Angriffe bei Bazentin-le-Petit und Maurepas. — Kämpfe am Strumien und Stochod sowie bei Welesniow. — Görz von den Italienern besetzt. Gefechte an der Hochfläche von Doberdo und bei Plava. Venedig mit Luftbomben belegt.

11. August: Kampf südlich Zalocze. Angriffe südwestlich Monasterzyska und im Winkel des Dnjestr und der Bystryzca. Delatyn, Tysmienica und Stanislau geräumt. — Angriffe bei Plava und östlich Görz. Venedig wieder mit Luftbomben belegt.

12. August: Kampf zwischen Thiepval und dem Foureaux-Walde, sowie bei Guillemont, Maurepas und Barleux. Angriff auf Werk Thiaumont. — Gefechte bei Dubczyczy am Strumien und südlich und westlich Zalocze, ebenso südöstlich Worochta. — Neue Angriffe östlich Görz.

13. August: Sehr heftiger Angriff zwischen Thiepval und der Somme, besonders bei Guillemont und Maurepas. — Angriff bei Smorgon, Lubieszo wund Zalocze. Erfolg westlich Monasterzyska und westlich Stanislau. — Heftige Kämpfe am Monte San Gabriele und östlich Görz. — Luftangriff auf Venedig.

14. August: Starke Kämpfe vor Guillemont und Maurepas; Angriff auf das Werk Thiaumont. — Starke Angriffe gegen den Luh- und Graberka-Abschnitt südlich Brody; ebenso im Abschnitt Zborow-Koniuchy, westlich Monasterzyska und nördlich Mariampol. — Angriffe östlich des Talone-Tales.

15. August: Neue heftige Angriffe aus der Linie Ovillers—Bazentin-le-Petit und zwischen Maurepas und Hem. — Kämpfe im Abschnitte Zborow—Koniuchy. Fortschritt westlich Moldawa. — Angriffe östlich Görz sowie im Abschnitt südlich der Wippach bis Lokvica.

16. August; Angriff bei Pozières, Gefecht bei Moulin-sous-Touvent. — Fortschritte in den Karpathen nördlich Capul. — Heftige Angriffe im Görzischen. Luftangriff auf Wallona und Triest.

17. August: Sehr erhebliche Angriffe zwischen Pozières und dem Foureaux-Walde, sowie zwischen Guillemont und der Somme. Kämpfe bei Belloy. Gefecht im Chapitre-Walde. — Angriffe gegen den Abschnitt Batkow—Harbuzow und nördlich des Dnjestr. Fortschritte im Capulgebiet. Luftangriff auf Venedig.

18. August: Wieder heftige Angriffe bei Martinpuich, Pozières und am Foureaux-Walde, zwischen Guillemont und Maurepas sowie bei Hardecourt. Kämpfe zwischen Werk Thiaumont und Chapitre-Wald. — Fortschritte in den Karpathen auf der Stara Obczyna. — Gefecht bei San Grado di Merna.

19. August: Gewaltige Angriffe an der Front Ovillers—Clery und gegen den Abschnitt Thiaumont—Fleury. — Die Magurahöhe nördlich Capul erstürmt.

20. August: Nördlich der Somme geringere Kampftätigkeit. Heftige Angriffe bei Dorf Fleury, am Werke Thiaumont und im Chapitre-Walde. — Kämpfe am Stochod beiderseits von Rudka—Czerwiszcze. Vorstöße nördlich vom Tartarenpaß gescheitert. — Zwei englische Kleine Kreuzer »Nottingham« und »Falmouth« torpediert.

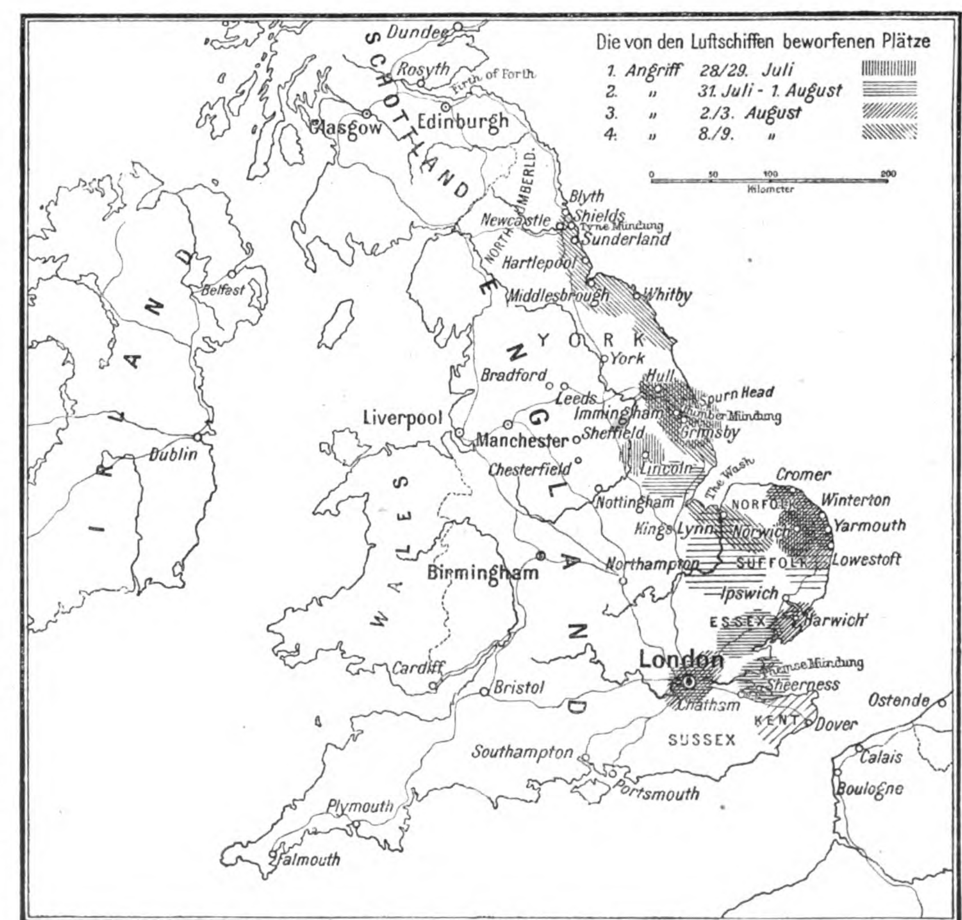
21. August: Nördlich der Somme kräftige Infanterieangriffe. Kämpfe in den Argonnen und an der Combreshöhe. — Neue Kämpfe am Stochod, Fortschritte in den Karpathen. — Vordringen der Bulgaren südlich Florina.

22. August: Neue Angriffe zwischen Thiepval und Pozières, am Foureaux-Walde und bei Guillemont; ebenso im Abschnitt Estrées—Soyecourt. — Weitere Kämpfe am Stochod. — Die Molka Nidze-Planina erstürmt; Franzosen über den Struma geworfen.

Die letzten Luftangriffe auf England.

Das Erscheinen des Luftschiffes „Hansa“ über der deutschen Bucht bei den Kaisermanövern im Jahre 1912, wenn auch nur als friedlicher Zuschauer, gab den Engländern allerlei zu denken, besonders als kurz darauf bekannt wurde, daß unsere Marineverwaltung sich zur Einführung der Waffe entschlossen habe. Zwar schien nach der Zerstörung des ersten deutschen Marine-Luftschiffes „L 1“ am 9. September 1913 nordwestlich Helgoland und dem kurz darauf folgenden Absturz des zweiten, des „L 2“, die Sicherheit der Schiffe und die Möglichkeit ihrer Verwendung zu Kriegszwekken besonders über See sehr gering zu sein; aber die Engländer wußten, daß weitere Schiffe im Bau waren und daß bei uns der ungeheure Wert der Luftaufklärung durch die Zeppeline erwiesen war und wir von ihrer Vervollkommnung nicht mehr ablassen würden. Im englischen Parlament wußte der allzeit redegewandte Erste Lord der Admiralität, Winston Churchill, jedoch die ängstlichen Gemüter damit zu beruhigen, daß die an erster Stelle in der Welt stehenden englischen Flugzeuge, Hornissen gleich, sich auf den ersten Zeppelin stürzen würden, der es wagen sollte, sich der englischen Küste zu nähern. Tatsächlich verfügte England damals auch über einen sehr guten Flugzeugtyp.

Der Krieg brach aus, die deutschen Luftschiffe traten in Tätigkeit und zeigten, welch furchtbare Waffe wir in ihnen besaßen. Mit welchen Gefühlen mögen die Engländer von den Wirkungen der Zeppelinbomben bei der Belagerung von Antwerpen gelesen haben! Aber Monate gingen ins Land; von der mit Sehnsucht erwarteten Tätigkeit unserer Marineluftschiffe hörten wir nichts, bis im Januar 1915 die erste amtliche Meldung von einem Angriff auf die englische Ostküste berichtete. Hatte schon die zweimalige Beschießung der englischen Ostküste durch unsere Kreuzer die Gemüter drüben bis ins Innerste erregt, so zeigten uns nach den anfänglichen amtlichen Ableugnungen irgendwelcher Wirkungen die ohnmächtigen Wutausbrüche der englischen Presse, daß nichts mehr als unsere Luftschiffe geeignet



Karte zu den letzten Angriffen unserer Luftflotte auf England.

war, den Engländern im eigenen Lande zu zeigen, was Krieg heißt. Es ist auch wohl kein Kriegsereignis mit größerer innerer Befriedigung von unserem gesamten Volk aufgenommen worden, als dieser Angriff, dem nun schon 31 gefolgt sind.

In banger Erwartung, die durch zahlreiche Abwehr- und Vorsichtsmaßregeln schier unheimlich wurde, sahen die Bewohner Londons dem ersten Angriff entgegen, den sie in der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni 1915 über sich ergehen lassen mußten. War es der Regierung möglich gewesen, die bei den ersten Angriffen zerstörten Plätze, militärische Stützpunkte, Werkstätten oder staatliche Anstalten, abzusperren, so wurden bei dem starken internationalen Verkehr Londons die dortigen Zerstörungen schnell bekannt. Mit jedem Angriff steigerten sich die Wirkungen; die Luftschiffe erhielten immer größere Abmessungen, und immer schwerer wurde ihre Ladung an Spreng- und Brandbomben. In den dunklen Nächten erwartete die Bevölkerung Englands in grauenvoller Erregung die Angriffe. Seit dem Fluge der Luftschiffe bis Liverpool, und dem Angriff auf den Firth of Forth schien keine Stadt mehr sicher zu sein. Der Westfront mußten zahlreiche Mannschaften, Geschütze und Munition entzogen werden, alle Städte verlangten ihren Schutz, der dann endlich soweit ausgebaut war, daß Herr Balfour vor kurzem glaubte, mit ruhigem Gewissen versichern zu können, angesichts der getroffenen Abwehrmaßregeln würden die Deutschen sich hüten, ihre Abstecher noch einmal zu wiederholen.

Die vor wenigen Tagen ausgeführten Angriffe haben ihn und seine Landsleute grausam enttäuscht. Die Wirkung besonders auf die Werkstätten der Kriegsindustrie ist derartig gewesen, daß wir mit großer Befriedigung behaupten können, England hat derartiges noch nicht erlebt, und anschließend daran hat wohl jeder von uns den Wunsch, daß derartige „Abstecher" sich öfter und in ihrer Wirkung stetig zunehmendem Maße wiederholen möchten. Und dieser Wunsch wird in Erfüllung gehen, wo jetzt unsere Regierung mit aller Deutlichkeit erklärt hat, daß wir in der Handhabung der Waffe England gegenüber keine Rücksichten mehr nehmen wollen. Das Land der Baralongs soll mit jedem nun folgenden Angriff die Vergeltung für seinen Völkerrechtsbruch unserer armen U-Bootsbesatzung gegenüber spüren.

Die vier in der Zeit vom 28. Juli bis 9. August ausgeführten Angriffe galten außer London dem Industriegebiet und den Hafenanlagen an der Ostküste. Der erste in der Nacht vom 28. zum 29. Juli führte eines der Luftschiffgeschwader nach dem mittleren Teil der Ostküste. Hull, das bisher schon so manchen Angriff über sich ergehen lassen mußte, hatte dieses Mal besonders schwer zu leiden. Die zahlreichen in der Stadt und rings herumliegenden Fabriken, die alle mehr oder weniger im Dienste der Kriegsindustrie stehen, bieten unseren Luftschiffen eine Menge Ziele. Der angerichtete Schaden geht in die Millionen, mehrere Waffen- und Munitionsfabriken sowie sonstige Anlagen von militärischer Bedeutung, Bahnanlagen und Docks wurden schwer beschädigt. Der geängstigten Bevölkerung hatte sich bei dem völligen Versagen der Abwehrmittel eine Panik bemächtigt, deren Wirkungen im einzelnen gar nicht auszumalen sind. — Andere Luftschiffe bewarfen die schon zu Friedenszeiten befestigten, weiter unterhalb am Humber liegenden Flottenstützpunkte Grimsby und Immingham. Grimsby ist einer der größten Fischereihäfen Englands und die Heimat einer großen Zahl der jetzt im Dienst der Admiralität stehenden Fischdampfer. Gerade diesen Schiffen, die unter der Maske harmloser Fischerfahrzeuge unsern U-Booten besonders gefährlich sind, müssen wir mit der Zerstörung ihrer Stützpunkte das Dasein so viel wie möglich erschweren. — Das in der Nähe liegende Immingham ist, als Helgoland am nächsten liegender Flottenstützpunkt, wenige Jahre vor dem Kriege als riesiges Öldepot ausgebaut und somit für die in der Nordsee stationierten zu einem großen Teil für Ölfeuerung eingerichteten Schiffe ein äußerst wichtiger Platz, dessen Zerstörung besonders für die Operationen unserer Flotte von größter Wichtigkeit ist. Die hier einsetzende Abwehr durch zahlreiche Brandgeschosse beweist, welche Wichtigkeit die Admiralität diesem Platze beimißt. Aber die Geschütze konnten unsern Luftschiffen nichts anhaben; unsere Bomben haben dort derartige Zerstörungen angerichtet, daß der Hafen für den Verkehr gesperrt werden mußte! Es ist anzunehmen, daß entweder die Docktore (der Unterschied zwischen Ebbe und Flut beträgt hier über 5 m) getroffen wurden oder daß die Einfahrt durch ein gesunkenes Schiff gesperrt ist. Auch über Grimsby wurden mit Erfolg Bomben geworfen; mehrere glückliche Treffer brachten hier durch die Inbrandsetzung von zwei Schuppen die dort lagernde Munition zur Entzündung. An der Mündung des Humber wurden die unsere Luftschiffe beschießenden Seestreitkräfte mit Bomben belegt, die außer mehreren kleineren Fahrzeugen einen Kleinen Kreuzer trafen. Durch die Zerstörung eines Leuchtturms sind der Schiffahrt weitere Schwierigkeiten bereitet worden.

Ein anderes Luftschiffgeschwader griff die beiden Grafschaftshauptstädte Lincoln und Norwich an. Auch hier stehen die großen Industrieanlagen und Eisenwerke im Dienste der Landesverteidigung. In Lincoln wurden zwei Munitionsfabriken beschädigt, andere Treffer erreichten ein Remontedepot, wobei der größte Teil der Pferde umkam. Weiter erlitten hier sowohl wie in Norwich die Bahnanlagen schwere Beschädigungen. Überall wurden unsere Luftschiffe vergeblich beschossen.

Bei dem nächsten Angriff in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August flogen wiederum mehrere Geschwader, wobei London schwer mitgenommen wurde. Mit dem zwei Tage darauf folgenden Angriff hat die Stadt das Ärgste erlebt, was ihr bis jetzt durch die Zeppeline zugefügt ist. Weit in See vorgeschoben, harrten Vorpostenboote, Zerstörer, und Kleine Kreuzer der Luftschiffe. Das Aufgebot an Schiffen war hier besonders groß, weil infolge der vielen Angriffe in Parlament und Presse die Landesverteidigung auf jeden Fall eine Annäherung an London unmöglich machen wollte. Trotz der dunklen Nacht wurden die Luftschiffe schon im Anmarsch entdeckt, aber alles heftige Beschießen hielt sie in ihrem Fluge nicht auf. Eins der in der Themsemündung liegenden Torpedoboote wurde durch Bomben getroffen und sank, und dann hagelten die schweren Spreng- und Brandgeschosse auf die Stadt. Mehrere Themsebrücken sind schwer beschädigt worden, besonders aber die Magazine, Docks, und mehrere der dort liegenden Schiffe. Ein großer mit Lebensmitteln für die Armee in Frankreich beladener Frachtdampfer ging völlig in Flammen auf, den Luftschiffen als Leuchtfackel dienend. Andere auf der Themse ankernde Schiffe wurden schwer beschädigt, so daß sie vorerst nicht verwendet werden können. In Woolwich, das mit seiner staatlichen Geschoßfabrik und seiner großen Artilleriewerkstatt jetzt einer der wichtigsten Plätze Englands ist, gerieten verschiedene Munitionsfabriken in Brand. Auch die an der unteren Themse liegenden Orte, die als Stützpunkte für die Flotte alle mit Küstenwerken versehen sind, hatten schwer zu leiden. So vernichteten in Oxfed gute Treffer gleichzeitig zwei Munitionsfabriken, deren Brand noch tagelang andauerte. Zahlreiche Orte der östlichen Grafschaften, besonders in Lincolnshire, Cambridge, Norfolk und Suffolk wurden von anderen Luftschiffen heimgesucht, wobei südlich der Stadt Cambridge eine große Fabrikanlage in Brand geriet.

Der dritte Angriff vom 2. zum 3. August führte eine größere Anzahl der Luftschiffe über London und die südöstlichen Grafschaften. Außer Seestreitkräften stellten sich ihnen dieses Mal auch Flugzeuge entgegen, von denen eins, unerwartet aus einer Wolkenbank hervortretend, dreimal angriff, durch Maschinengewehrfeuer aber vertrieben wurde. Ein ebenfalls abgewehrtes Wasserflugzeug ist anscheinend abgestürzt, da die Admiralität den Verlust eines solchen bekannt gab. Unbeirrt steuerten die Luftschiffe ihren Zielen zu und griffen zunächst zweimal Harwich an, das außer mehreren Zerstörerflottillen jetzt auch vielen Bewachungsfahrzeugen Unterschlupf gewährt. Zahlreich waren die Schäden im Hafen, auf den Schiffen, in den Werften und den Bahnanlagen; eine im Bau befindliche Luftschiffhalle ging in Flammen auf. Bei Great Yarmouth versuchten Abwehrgeschütze die Angreifer mit Hilfe einer großen Scheinwerferanlage zu vertreiben; diese wurde zerstört und eine der Batterien vernichtet. Ein gleiches Schicksal ereilte Scheinwerferbatterien in Norwich und Winterton, nördlich Yarmouth. In Lowestoft, das in diesem Kriege besonders zu leiden hat, brannte eine große Fabrikanlage nieder; immer neu ausbrechende Feuererscheinungen zeigten, daß dort ein Explosionsherd geschaffen war, der den Luftschiffern noch auf der Heimfahrt nachleuchtete. In Dover wurden die Wellington-Docks getroffen und eine Luftschiffhalle im Nordosten der Stadt mit Bomben belegt.

Besonders groß angelegt war der Angriff in der Nacht vom 8. zum 9. August. In seiner Ausdehnung von über 400 Kilometern ähnelt er dem quer über England Ende Januar dieses Jahres. Zahlreiche Marinestützpunkte und Anlagen von militärischer Bedeutung von Northumberland herunter bis Norfolk wurden durch mehrere Geschwader angegriffen und mit Geschossen jeglicher Art belegt. Da der Angriff kurz vor Vollmond unternommen wurde, konnten bei der verhältnismäßig hellen Nacht die hervorragend guten Erfolge deutlich beobachtet werden. Mehrere Luftschiffe griffen die Industrieanlagen am unteren Tyne an. Hier liegt eine Werft neben der anderen, von denen allein sieben in besonderem Maße am Kriegschiffbau, von U-Booten bis zu den größten Schlachtschiffen, beteiligt sind. Jegliche Störung ihrer Betriebe ist für die englische Kriegs- und Handelsflotte von den schwersten Folgen. Bei der Ausnutzung jeden Platzes zu Industriezwecken an beiden Seiten des Tyne bot sich unseren Luftschiffen ein lückenloses Feld der Betätigung, und schwer ist der angerichtete Schaden. Die Verlängerung der Reparaturzeit der nach der Skagerrakschlacht hier eingelaufenen Schiffe wird besonders eine der Folgen sein.

Sehr wirkungsvoll waren die Wurfgeschosse in dem südlicher liegenden Middlesbrough. In einer der für die Sprengstoffindustrie so wichtigen Benzolfabriken ereigneten

sich sehr starke Explosionen, lodernde Brände machten die Nacht zum Tage, unseren Luftschiffen dabei gute Anhaltspunkte für ihr weiteres Wirken gebend. Gute Spreng- und Brandwirkungen konnten auch in den Hafenanlagen von Hartlepool und dem wieder stark mitgenommenen Hull festgestellt werden. Die ebenfalls von früheren Angriffen her bekannten Städte Whitby und Kings Lynn wurden ebenfalls reichlich mit Bomben belegt. In letzterem Ort, dessen Industrieanlagen jetzt auch alle mit Munitionsherstellung beschäftigt sind und dessen Hafen als Stützpunkt für Zerstörer dient, wurden die Bahnanlagen besonders stark beschädigt. Überall stellte sich den Luftschiffen die stärkste Abwehr entgegen; es muß als ein Wunder bezeichnet werden, daß keins getroffen wurde; gleichzeitig ist es ein Beweis für die glänzende Manövrierfähigkeit der Luftschiffe und für die vorzügliche Ausbildung der Besatzungen.

Ist schon im englischen Parlament neuerdings die Losung ausgegeben, nicht mehr über die Betätigung der deutschen Luftschiffe zu sprechen, so ist die Presse eifrig bemüht, diese vier schweren Angriffe als gänzlich bedeutungslos hinzustellen. Der erste Angriff auf London wurde sogar als glatte Erfindung bezeichnet. Wenn wir die Wirkung unserer Angriffe nach den englischen Zeitungen beurteilen wollten, so könnten wir uns mit Recht sagen: Wozu diese Gefährdung unserer Luftschiffe und ihrer Besatzungen? Die guten Beobachtungsmöglichkeiten unserer Luftfahrer selbst und die regelmäßig nach den Angriffen bekannt werdenden großen Schäden beweisen aber, wie schwer unsere Waffe drüben wirkt und wie sie Grauen in dieses Land der Heuchelei und Verdrehungen bringt.

Mit Genugtuung hat das deutsche Volk nun wieder die Meldungen von diesen Fahrten unserer Luftschiffe aufgenommen, und besonders groß ist die Freude, daß alle unversehrt zurückgekehrt sind. Voll Stolz und Dankbarkeit blickt es auf den Grafen Zeppelin, der uns diese Waffe gegeben hat. Nicht minder gilt der Dank denen, die immer wieder die von Gefahren aller Art umdrohte Fahrt antreten. Wir wollen nur wünschen, daß die von dem Lord Montagu am 10. Mai gesprochenen Worte weiter zutreffen: „Die Zeppelingefahr fängt jetzt erst recht an."



Deutsche Kavallerie beim Durchqueren eines Flusses. Aufnahme des Leipziger Presse-Büros.

Vor und in Namur. Eine Erinnerung von Hans von Goecke.

Es ist zwei Jahre her. Das heißt sehr, sehr lange. Die Bilder des Krieges sind seit jenen Tagen in unendlicher Mannigfaltigkeit an mir vorübergezogen. Die Zeit flog dahin in Ostpreußen, Polen, Rußland, im Artois und in Flandern. Die Wochen, die Monate hetzten sich. Und doch liegt das Verflossene entfernt, als ob Jahre und Jahre verstrichen wären. Als ich jetzt wieder nach Namur kam, schien mir alles seltsam fremd, und ich mußte mir die Erinnerungen jener letzten Augusttage 1914 mühsam zusammensuchen. Heute ist Namur eine fast friedliche Stadt; damals war es umbrandet von der Woge des Krieges, die noch von frischester Kraft und ganz jungem Tatendrang gepeitscht wurde.

Mein Regiment war bis vor Namur gekommen, ohne mit dem Feinde Fühlung genommen zu haben, mit dem Feinde, mit dem wir uns schlagen wollten; das Franktireurgesindel, das uns den Weg blutig machte, rechneten wir nicht.

Als wir uns in der Nacht vom 20. zum 21. August vom Südufer der Maas auf das Nordufer schoben, wurde uns klar, daß wir unter denen waren, die die Festung Namur nehmen mußten. Ich kann es jetzt ruhig eingestehen: erfreut waren wir über diese Erkenntnis nicht. Während die anderen sich in offener Feldschlacht mit dem Gegner messen konnten, sollten wir Namur belagern, angreifen — Namur, von dem wir wußten, daß es eine ganz neuzeitlich ausgebaute Festung war, ausgerüstet mit allem Notwendigen, von den Franzosen nach dem Fall von Lüttich „Frankreichs wahre Pforte" genannt. Wir hatten auch eine Ahnung von dem, was Festungskrieg hieß; wir hatten als Berufssoldaten ja gelernt, wie man einen Festungsangriff durchführt und hatten die Belagerungsgeschichte Port Arthurs studiert. Wir sagten uns: keine angenehme Aufgabe, aber es muß halt gemacht werden; ewig wird es ja nicht dauern, wenn auch mindestens drei bis vier Wochen. Wir hatten auch etwas von 42 cm- und Skodamörsern vor Lüttich gehört, trotzdem wir von all dem natürlich bedeutend weniger wußten, als der Zeitungsleser in der Heimat. In Summa: wir sahen Namur als eine Dame an, die wir zwar erobern mußten, deren Eroberung uns aber gar keinen besonderen Spaß machen würde. Damals malte sich der Krieg noch eigentümlich in unsern Köpfen.

Am 21. schoben wir uns noch etwas weiter nordwestlich vor, hinter den Abschnitt, der uns zugedacht war. Wir kamen damit in den Teil der Vorfelder der Festung, in dem sich meiner erlernten Theorie nach die ersten Kämpfe um die Festung abspielen mußten. Aber kein Feind zeigte sich. Wir

nahmen eine Entfaltung gegen die Fortlinie Marchevolette—Congélé vor, und schoben die Vorposten bis etwa 3000 Meter an diese Linie heran. Und das, ohne irgendwo auf wirklich ernsten Widerstand vor unserer Front zu stoßen. Rechts und links von uns ging nicht alles so glatt. Da gab es Geknatter und Kanonendonner, aber die Meldungen von dort besagten auch Gutes; man kam vorwärts, erreichte die vorgeschriebenen Linien ohne wirklich ernsthafte Verluste.

Auch die Nacht vom 21. zum 22. war ruhig. In ihr nahm unsere schwere Artillerie ihren Aufmarsch vor. Ich traf auf einer Autofahrt zu einem Befehlsempfang zum erstenmal österreichische Bundesgenossen am Wege. Sie standen neben den schweren Kraftwagen ihrer Motorbatterien. Es gab ein freudiges Begrüßen und Gewinke. Ich ließ halten; wir schüttelten uns die Hände, und der Herr Kamerad mußte mir seinen großen Brummer erklären. Dann sauste ich weiter und stieß auf Massengebilde aus Stahl und Eisen, verborgen unter grauschwarzen Planen. Ganz schwere Lokomobilen schleppten sie durchs Land; unter ihrem Gewicht zerbarst der Damm der belgischen Chaussee: unsere 42=Zentimeter rollten an. Und neben diesen Riesengeschützen gingen Mörser und schwere Feldhaubitzen in Stellung. Gegen den Fortgürtel legte sich ein Kranz deutscher Batteriestellungen.

Am 22. traten wir im Dämmern des frühesten Morgens an und gingen weiter gegen die Fortlinie nördlich der Maas vor. Unsere entfalteten Bataillone entwickelten breite, lose Schützenlinien. Von Abschnitt zu Abschnitt fühlten sie sich vor, kamen fast überall ohne wesentlichen Kampf bis auf fast 1000 Meter an die Zwischenlinien heran. Nur an einzelnen Stellen setzte es härtere Kämpfe: in den Parks der zahlreichen Schlösser, in den Rändern der Gehölze hatten sich die belgischen Vortruppen verschanzt. Unsere Infanterie packte sie mit dem forschen Offensivgeist, der ihr in all den Friedensarbeitsjahren eingeimpft war, an und brach den Widerstand. Am Abend hatten wir vor der Angriffsfront unsere Angriffsstellungen erreicht. Inzwischen hatte auch schon die Artillerie begonnen ihr eisernes Lied zu singen. Granate auf Granate surrte über unsere Köpfe hin, wir hörten den Abschuß, hoben die Gläser zu den Augen, um den Einschlag im Fort Congélé zu beobachten. Und dann stieg die gewaltige Erdsäule in einer Wolke von Qualm empor, und kurz darauf trugen auch die Schallwellen das dumpfe Grollen des Einschlags zu uns herüber. Wir standen und staunten: all das war uns noch so neu, erschien uns so übergewaltig. Jetzt lächeln wir in der Erinnerung, jetzt wo es uns eine Alltäglichkeit geworden ist. — Auch die Artillerie der Forts sprach und schickte uns eiserne Grüße. Sie machten uns eigentlich wenig Eindruck, wir kannten ja ihre Furchtbarkeit noch nicht, und dann verstand der Gegner auch noch nicht, ihre Gewalt zusammenzufassen, zerschmetternd, vertilgend, zerstörend wie jetzt.

Bitterkalt war die Nacht vom 22. zum 23. August. Ich lag etwa zweitausend Meter von der Fortslinie entfernt, bei den Reservebataillonen. Wir durften kaum Feuer machen, kein Licht entzünden, um die Aufmerksamkeit der feindlichen Beobachter nicht auf uns zu ziehen. Nur mühsam pirschten sich die Meldegänger durch die Dunkelheit zu uns und brachten uns die Nachrichten von vorne. Der Gegner saß fest in seinen Schützengräben, die durch ein starkes Drahthindernis gesperrt waren. Die Offizierpatrouillen waren aber bis an diese Hindernisse herangekommen, sie hatten auch schon einzelne Lücken festgestellt, die unser Artilleriefeuer hineingerissen hatte, waren mit der Drahtschere an die Erweiterung dieser Lücken gegangen. Dabei hatten sich kleine Kämpfe abgespielt, die aber überall unsere Überlegenheit gezeigt hatten. Der Gegner war ängstlich gewichen, wo ihm ein deutsches Bajonett vor die Augen kam. Er schoß in die Dunkelheit hinein ohne zu zielen, die Kugeln umschwirrten unsere Leute, aber die scheuten die Geschosse damals genau so wenig wie heute. Alles mutete vertrauenerweckend an.

Und doch bekam ich einen gewaltigen Schreck (ich muß ehrlich sein), als am Morgen des 23. der Befehl zum Sturm auf die Zwischenlinien gegeben wurde. Dieses einfache Durchbrechen widersprach allem, was ich daheim auf dem Papier gelernt hatte. Im ersten Augenblick sagte ich mir: das ist ja unmöglich, das kann ja nicht gut gehen. Dann aber wieder: Nun, die es befohlen haben, werden es besser wissen — sie haben ja ihre Erfahrungen in Lüttich gemacht. Theorie und Praxis ist eben zweierlei. Die Uhren wurden verglichen; der Sturm sollte zu einer bestimmten Minute erfolgen. Unsere Artillerie bearbeitete die Forts noch immer, aber auch drüben schwiegen die Eisenschlünde noch nicht. Ich sah das Fort Marchevolette durch mein Glas mit etwas geteilten Gefühlen an: es war noch nicht niedergekämpft. Da plötzlich stieg eine gewaltige Qualmsäule aus ihm empor, wenige Minuten vor der Sturmzeit. Unsere Dicke Bertha hatte einen ihrer berühmten Volltreffer erzielt, hatte anscheinend einen großen Munitionsraum getroffen und so dem Fort den Rest gegeben.

Da brach unsere Infanterie los. Heute muß ich sagen: mit kindlicher Unkenntnis der Gefahr, aber gewaltig in ihrem Schneid, in ihrem wunderbaren Drang nach vorwärts. Hinüber über die Drahtverhaue — ran an den Feind. Darauf waren die Belgier anscheinend nicht gefaßt gewesen. Sie schossen, aber ihr Schießen nützte ihnen nichts, denn die Unseren sahen nicht nach denen, die rechts und links liegen blieben. Unerbittlich liefen, sprangen, stürmten sie vor mit blitzenden Bajonetten, mit dröhnendem, donnerndem Hurra. Da machten die Belgier ‚Kehrt Marsch', die Unseren hinter ihnen her; es gab kaum noch ein Halten: vorwärts, vorwärts.

Ich war zu Pferd, galoppierte nach vorne, um einen Befehl zu übermitteln. War das ein Jubel in mir! Dem Gaul die Schenkel und rüber über den Graben, der den Riegel gebildet hatte, zur Festung Namur. Ein paar Tote lagen drin, ich blickte auf sie hinab: „arme Kerls", dann weiter. Vorne waren unsere Schützenlinien im Vorschreiten auf Champion und Les Communes. Jetzt legten sie sich hin und nahmen das Feuergefecht wieder auf, der Gegner leistete noch einmal Widerstand. Eine unserer Maschinengewehr=Kompagnien fährt im Galopp bis in die Schützenlinien und reißt die Gewehre von den Wagen. Tack — tack — tack. Da steht unsere Infanterie auch schon wieder auf, ohne Ansporn, ohne Befehl, und wieder geht es heran an die Belgier, und wieder tönt das laute Hurra. Und der Feind weicht oder gibt sich gefangen.

Durch Champion wird hindurchgestoßen, in Les Communes wird eingedrungen. Dichter und dichter schieben wir uns an die eigentliche Stadt heran, an das Stadtinnere mit der Zitadelle. Kaum noch ein Widerstand. Nur in den Orten knallt es wieder aus den Häusern, die längst von allen Soldaten in Uniform verlassen und gesäubert sind. Der Belgier hat wieder seine Franktireurbüchse zur Hand und schießt aus dem Hinterhalt. Schurken! Doch unsere Pioniere packen zu. Die Sprengpatrone wird an die Brandmauer gelegt; das Haus bricht krachend zusammen. Das schafft Ruhe.

Die lange Chaussee, die von Leuze nach Namur hineinführt, und auf der sich unsere Reserven jetzt vorwärtsschieben, sieht toll aus. Die Chausseegräben liegen voller Tornister und Uniformen, voller Gewehre, Seitengewehre und Patronentaschen. Dies merkwürdige Soldatengesindel hatte ja immer sein Zivil im Tornister und zog sich im Fall der Not schnell um. Aus einem kämpfenden Soldaten wurde so sehr schnell ein harmloser Zivilist. In einem Gehöft an der Straße steht, an einem Apfelbaum angebunden, ein voll gesatteltes und gezäumtes Offizier=Pferd. Der Ulan, der mich begleitet, macht mich darauf aufmerksam. Es ist ein famoser Grauschimmel belgischer Zucht. „Mein Fuchs ist man schon recht müde," meint mein Ulan. Ich halte an: „Na denn los!" sagte ich. Da sitzt der fixe Junge auch schon ab. Ich nehme seine Zügel, er läuft hinein in den Garten, schnallt sich schnell die Bügel zurecht und ist mit einem Satz im Sattel. „Jetzt haben wir ein Pferd mehr, Herr Leutnant," meint er, als er mit dem Fuchs an der Hand neben mir weiter trabt, „so was kann nie schaden!" — „Meine ich auch, Christian!" Und wir lachen beide.

Dann sind wir auf der Höhe der Steinbrüche. Im Tale vor uns, unter uns breitet sich im Sonnenschein die Stadt. Unvergeßliches, wundervolles Bild; unvergeßliches, wundervolles Gefühl: Namur! Eingeschmiegt in den tiefen Kessel, wo sich Maas und Sambre vereinen, liegt es da. Die Flüsse blinken und blitzen. Wir sehen hinein in die Straßen, auf den Marktplatz, wo sich die Menschen drängen. Wir sehen weiße Fahnen flattern. Sind es schon die Zeichen der Übergabe? Das Glas ans Auge. Nein, ein rotes Kreuz schimmert in der Mitte. So wollen wir das weiße Tuch erzwingen! Die Artillerie kommt heran. Drüben liegt die Zitadelle. Sie ist ihr Ziel. Offen fahren die Batterien auf. Da aber beginnt wieder der eiserne Ernst. Von dem anderen Maasufer kommt die Antwort, wohlgezielt schlägt das feindliche Feuer zwischen unsere Geschütze. Es gibt einen harten Feuerwechsel, der wohl über eine Stunde dauert. Bis unsere schweren Feldhaubitzen heran sind und das Übergewicht auf unsere Seite zwingen.

Unsere Infanterie steigt die Hänge hinab, hinein in die Vorstädte. Hier bricht ein wilder Straßenkampf los. Aus allen Häusern schlägt das Feuer auf sie nieder. Da kommt der Befehl: „Es wird vorläufig nicht in die Stadt eingedrungen." So bleiben wir auf den Höhen und graben uns einen Schützengraben im Angesicht der Zitadelle. Auch die Nachbarkolonnen haben sich herangeschoben — alles strebt der Stadt, dem Kerne, zu. Es ist später Nachmittag geworden. Als der Abend fällt, kommt eine neue Anweisung: wir sollen nunmehr die Stadt bis zur Eisenbahn, die sie in zwei Hälften teilt, gewinnen. Vorsichtig, in vielen kleinen Kolonnen, geht es bergab zwischen die Häuserblocks. Wie ausgestorben liegen die da. Aber jeder von uns hält sein Gewehr schußfertig im Arm; denn wir sind gewärtig, daß sich plötzlich die Fenster öffnen werden und ein Eisenregen auf uns herabprasselt. Doch nichts von dem. Die Stadt bleibt still, nichts rührt sich. Kein Fenster ist erhellt, keine Tür offen. Schweigen ringsum, nur der gleichmäßige Tritt unserer Kolonnen auf dem Pflaster. Das ist der Einzug in Namur am 23. August 1914. Wir er=

reichen die Bahn. Die Truppe macht Halt. Der größte Teil bleibt zur Nacht, wo er sich gerade befindet, schläft, Gewehr im Arm, auf dem harten Pflaster.

Die Einnahme von Namur? Hatten wir denn Namur an diesem 23. August eigentlich schon eingenommen? Das war so eine Frage. Gewiß: wir saßen in der Stadt, wir hatten zwei Forts niedergekämpft, aber die anderen waren noch intakt, sie hatten zum Teil noch keinen Schuß erhalten. Wir wußten auch nicht viel, wie es drüben jenseits der Bahn im Hauptteil der Stadt, und gar nicht, wie es jenseits der Maas aussah. Aber wir machten uns wegen all dem eigentlich wenig Sorgen. Wir waren in Namur. Das war uns die Hauptsache. Und alles war eigentlich herrlich leicht gegangen, hatte nicht unendliche Ströme Blut gekostet. Gefangene hatten wir gemacht, Maschinengewehre und Kanonen erbeutet. Wir konnten schon mit uns zufrieden sein, und wir waren mit uns zufrieden!

Den nächsten Tag, dem 24., gab es allerlei Arbeit für uns im Nordteil von Namur. In den Südteil zogen Truppen anderer Divisionen ein, dort nahm auch Exzellenz von Gallwitz sein Quartier, der den Angriff auf die Festung geleitet hatte. Wir mußten die Häuser durchsuchen, versteckte Soldaten festnehmen, die Waffen zusammentragen. Zwei unserer Bataillone zogen in die Kaserne des belgischen dreizehnten Infanterieregiments ein, einen nagelneuen Bau, in dem die Belgier große Bestände an Monturen, Stiefeln, Wäsche zurückgelassen hatten und auch einen recht ergiebigen Weinkeller. Inmitten des Häuserkomplexes lag die maison de sûreté — das Gefängnis. In ihm befanden sich einige deutsche Kriegsgefangene, die froh ihre Befreiung begrüßten, und eine erhebliche Anzahl deutscher Zivilpersonen, die ganz grundlos von den Belgiern als Spione festgesetzt worden waren. Auch sie erhielten nun ihre Freiheit wieder. Unter ihnen befand sich auch eine junge Frau mit einem nur wenige Wochen alten Kinde, die ganz mittellos dastand. Ein Offizier veranstaltete eine Sammlung für sie. Wie lose saß uns das Geld da in der Tasche! Es muß ein ganz hübsches Sümmchen zusammengekommen sein. Wir wurden in Bürgerquartieren untergebracht, fast jeder von den Mannschaften bekam sein Bett, außer dem Teil, der auf Wache oder Patrouille geschickt wurde. So hatten wir im Nordteil eigentlich ziemliche Ruhe, während um uns herum der Kampf weiter ging, und erst nördlich, dann westlich Namur die Heere in offner Feldschlacht rangen. Den ersten gestürzten Forts Marchevolette und Congélé folgten andere, zum Teil nach heftiger Beschießung, zum Teil ergaben sie sich, abgeschlossen durch Infanterie, fast kampflos. Eins, das Fort Malonne, fiel durch den kecken Handstreich des Leutnants von der Linde vom fünften Garderegiment zu Fuß, der damit den westwärtsstrebenden Heeressäulen den Ausweg aus der Stadt öffnete. Der Allerhöchste Kriegsherr schmückte den jungen Offizier für seine kühne Tat mit dem Orden Pour le Mérite.

Am 24. begann der Durchzug der Truppen durch die eroberte Festung. Regiment auf Regiment durchschritt sie, Infanterie, Artillerie, Kavallerie — ein Heer. Und mit den Truppen rollten Bagagen und Kolonnen durch die engen Straßen. Die ordnende deutsche Hand machte sich schon fühlbar. Große neue Wegweiser prangten an den Straßenecken, in Riesenbuchstaben die Wegrichtung angebend. Überall standen die Feldgendarmen, Ordnung haltend, Wege weisend. Die Einwohner Namurs standen staunend auf den Straßen und sahen auf die Heeresmassen, die voll Siegerjubel immer wieder ihr: „Deutschland, Deutschland über alles" und das junge Lied: „Haltet aus im Sturmgebraus" durch die Häuserzeilen der gefallenen Feste klingen ließen. Die Läden standen wieder offen, und der deutsche Soldat kaufte ein und bezahlte mit gutem, deutschen Geld. Es herrschten Ruhe und Ordnung in der Stadt bis zum Abend.

Da ging die Hölle los. Unten am Priesterseminar, am Ufer der Sambre, soll es angefangen haben, aber es pflanzte sich mit Windeseile durch alle Hauptstraßen fort. In die marschierenden Truppen schlugen plötzlich die Kugeln ein, irgendwoher gesandt, aus einer Fensternische, aus einer Kellerluke, aus einer Schießscharte, wie sie oben in die Häuser dicht unter dem Dach geschlagen waren. Die Geschosse pfiffen die Straßen entlang, trafen ziellos, planlos zwischen die Soldaten, hier sank einer laut stöhnend, verwundet nieder dort einer stumm, zu Tode getroffen. Pferde rissen sich los und tobten durch die Straßen. Alarmsignale wurden geblasen. Die Einwohner, die nicht an der Schurkerei beteiligt waren, flüchteten in ihre Häuser, in die Keller. Aus den Reihen unserer Krieger erschollen Schreie der Wut. Sie setzten sich zur Wehr, sie erwiderten das Feuer, schossen in die Fenster hinein, wo sie das Aufblitzen eines Gewehrs gesehen hatten. In die Häuser drangen sie, die Mörder zu suchen. Und plötzlich flammte es auf. Am Marktplatz gegenüber dem Rathaus schlug hell eine Feuergarbe aus einem Dach. Da fingen die Glocken an zu läuten, als ob sie den Takt schlagen wollten zu diesem Aufruhr.

Wer will jemals feststellen, wen die Schuld an diesem plötzlichen Aufflammen des Franktireurkrieges trifft? Die Stadthäupter von Namur stritten jedes Mitwissen ab, lehnten jede Verantwortung ab. Ja, sie sagten sogar, kein Bürger der Stadt könne diesen Wahnsinn mitgemacht haben. Es wären Fremde gewesen, zurückgebliebene Soldaten, die sich in Zivil herumgedrückt und versteckt hätten, Franzosen, die die Republik zu Aufruhrzwecken hierher gesandt hätte. „O wie ich sie hasse, diese Franzosen," sagte mir zwei Tage später ein Namurer Bürger in wirklichem Ernst und in Wahrhaftigkeit, „sie haben all das Unheil über unser Land gebracht." Damals kannten auch sie noch nicht die wirklich treibende Kraft: England. —

Die Stadt war vollgepfropft mit Soldaten. In jedem Haus hatten sie Quartier genommen, und jetzt tobte das Feuer im Kerne der Stadt. Löschen! Die Namurer Feuerwehr rückte an, und unsere Soldaten packten gemeinsam mit den Belgiern zu. Löschen! Ich sehe noch genau einen jungen Offizier den Schlauch gegen die Feuersbrunst richten. Aber man konnte in dieser Nacht der Glut nicht Herr werden. Sie flammte noch, als am Morgen des 25. Augusts der General von Below, Kommandeur einer Reserve-Infanterie-Brigade, die Kommandanturgeschäfte im Rathaus, das wenige Stunden danach auch vom Brande erfaßt wurde, übernahm, als die Verhandlungen mit dem neuernannten Bürgermeister begannen, als die Stadtväter zusammengerufen, die Geiseln festgesetzt wurden. Man mußte sich gegen einen solchen Überfall sichern. Die Priester zogen, von Posten begleitet, durch die Stadt und lasen an den Straßenecken und auf den Plätzen jenen berühmtgewordenen Aufruf des Generals von Below vor, der zur Ruhe ermahnte, allerdings unter einigem Druck: Der Aufruf enthielt — ich glaube — elfmal das drohende Wort „fusilié" — erschossen wird ... Aber er wirkte; die befohlene Ruhe trat ein. Die Bürger gaben ihre Waffen ab, manches schöne Stück aus Sammlungen, manche wertvolle Jagdflinte lag auf dem großen Waffenberg, der sich vor dem Gefängnis anstaute.

Die Kommandantur begann ihre Arbeit, langsam zog Ordnung in die Stadt ein. Es gab unendlich viel zu regeln in diesen Tagen. Die Ernährung der Stadt hatte schon nach den ersten 24 Stunden ihre Schwierigkeiten; da arbeiteten die belgischen Zivilbehörden und die deutschen Militärs in einer Kommission zusammen; von dem flachen Lande der Umgegend kamen Nahrungsmittel herein, die Schlachthöfe wurden wieder in Betrieb gesetzt und ein Markttag angekündigt. Schon am 25. August erschien in Namur die erste französische Zeitung wieder, natürlich unter deutscher Zensur. Sie trug den verheißungsvollen Titel: „L' Ami de l'Ordre" — der Freund der Ordnung.

Im Feld erblindet. Von Fritz Fleischhauer.

Ihr Ärmsten sollt nun nicht mehr sehn,
Wie unsre Siegesbanner wehn?
Ihr hört das Volk! Das klingt so brausend.
Ihr starrt, aus leeren Augen, grausend
In schwere Nacht.

In schwere Nacht ein Leben lang!
Das greift ans Herz. Das macht so bang.
Auch Ihr habt draußen mit gerungen,
Da kam es in der Luft gesprungen,
Ein Schwaden Gift.

Ein Schwaden Gift verschlang das Licht!
O Gott, wie hart ist dein Gericht,
Du sendest uns in Dunkelheit.
Ach wir, wir waren siegbereit
Mit Herz und Hand.

Mit Herz und Hand fürs Vaterland,
Mit Herz und Hand am Grabenrand,
Mit Herz und Hand tagein, tagaus
Im Standquartier, im Sturmesbraus
Auf Posten stets.

Auf Posten stets! Und jetzt, und jetzt?
Wie heiß sich eure Wange netzt.
Was sollen wir? Was nützt das Grollen,
Das Sorgen und das Schaffenwollen?
Wir sind nichts mehr.

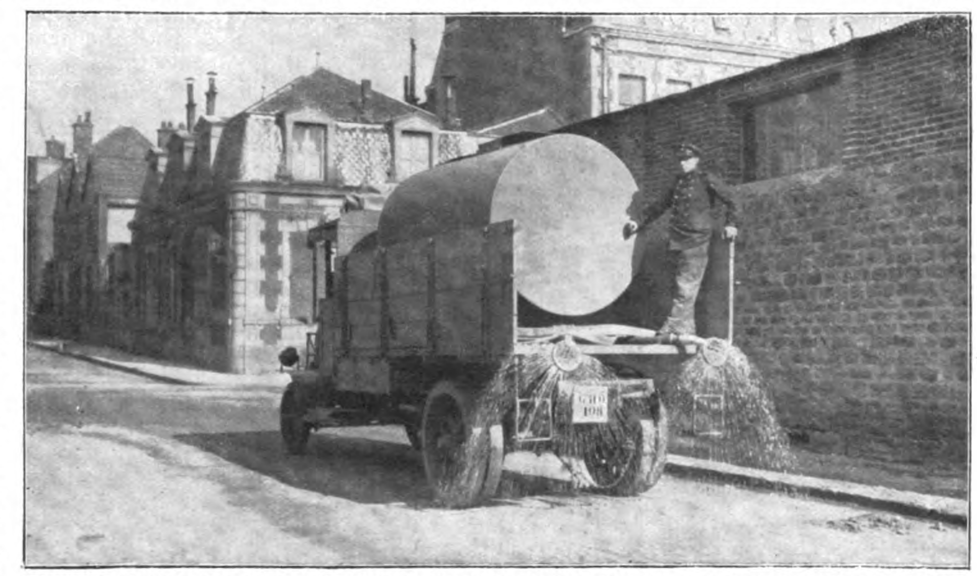
Wir sind nichts mehr? In Deutschland nicht!
Alldeutschland kennt noch Dank und Pflicht.
Das sieht für Euch! Auch Ihr fühlt Hände
Für Euch entflammen Liebesbrände.
Da wird Euch licht.



Heuernte hinter der Front. Aufnahme von Max Wipperling.

Von den Taten der „Hunnen" im Westen.

Seit einiger Zeit schon sind von der deutschen Regierung der auf dem westlichen Kriegsschauplatze besetzten Landesteile aus der Großstadt Lille ein paar Tausend arbeitsfähige geeignete Einwohner auf das Land überführt worden. Darüber hat die französische Presse kürzlich wieder einmal einen ungeheuren Entrüstungsrummel losgelassen und hat so getan, als ob solche Barbarei noch nicht dagewesen sei, so lange die Erde steht. Die deutsche Verwaltung hat sich durch dieses Geschrei natürlich nicht abhalten lassen, ihre nach pflichtmäßigem Ermessen angeordneten Befehle auch weiter streng und genau durchzuführen, sind diese doch nur zum Besten der betroffenen Einwohner selbst erlassen worden. In den Großstädten ist es nämlich mit gewissen Schwierigkeiten verknüpft, die Ernährung von beträchtlichen, eng beieinander wohnenden Menschenmengen zu gewährleisten. Auf dem Lande dagegen wachsen diesen selben Leuten die Nahrungsmittel von selbst zu, auch wird durch ihre Arbeit die Ernährung der in den Städten verbleibenden Einwohner erleichtert. Genau das Gegenteil von dem, was der Entrüstungssturm der französischen Zeitungen behauptet, ist also wahr: die Überführung einiger Tausend für Landarbeiten geeigneter Menschen von Lille auf die Dörfer ist ein Segen für sie selbst und für ihre Vaterstadt. Sie selbst wissen das auch und geben sich gern zufrieden, und das genügt uns. Und die „vor Entrüstung kochende französische Volksseele" wird sich auch schon bald wieder abkühlen. Den Zweck ihrer Verdrehung und Lüge wird die französische Presse freilich doch erreichen: der Deutschenhaß der Franzosen ist wieder neu geschürt und, wenn das überhaupt noch möglich ist, vermehrt worden. Könnten die Franzosen, die sich jetzt durch falsche Darstellungen ihrer Presse verhetzen lassen, doch die Verhältnisse beobachten, wie sie wirklich liegen! Sie würden eine ganz andere Meinung erhalten. Denn tatsächlich befinden sich die von uns besetzten feindlichen Landesteile in ganz vortrefflichem Zustande, und die hinter der Front liegenden Städte und Dörfer fühlen die Last des Krieges vielfach weniger als die in französischem Besitz gebliebenen. Wirklich neutrale Berichterstatter, die diese Gegenden bereisten und studierten, haben das auch offen anerkannt.



Ein von unseren Feldgrauen zum Sprengwagen hergerichtetes Lastautomobil in einer französischen Stadt. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Die unter deutscher Verwaltung lebenden Franzosen und Belgier merken so gut wie nichts vom Kriege. Die Fabrikschornsteine rauchen, und die landwirtschaftlichen Betriebe sind in Tätigkeit, wie im tiefsten Frieden. Viele Wunden, die der Krieg geschlagen hat, beginnen sogar schon wieder zu vernarben. Nur daß die Kolonnen auf den Etappenstraßen unaufhörlich hin- und herfahren, daß ab und zu eine deutsche Schildwache mit schweren Schritten auf und nieder geht und daß Ordnung herrscht im Lande!

Der Ackerboden von Flandern und Nordfrankreich ist von überströmender Fruchtbarkeit. So haben denn in diesem Jahre hier fast mehr noch als bei uns in Deutschland, wo doch heuer nahezu doppelt soviel Heu eingeerntet worden ist als in sonstigen Jahren, die üppigen Wiesen ganz wundervolle Erträge geliefert, und alle verfügbaren Hände mußten sich regen, um den Segen einbringen zu können. Nicht zum wenigsten ist diese Arbeit von unseren Feldgrauen geleistet worden, die überall da helfend einsprangen, wo es an Kräften fehlte.

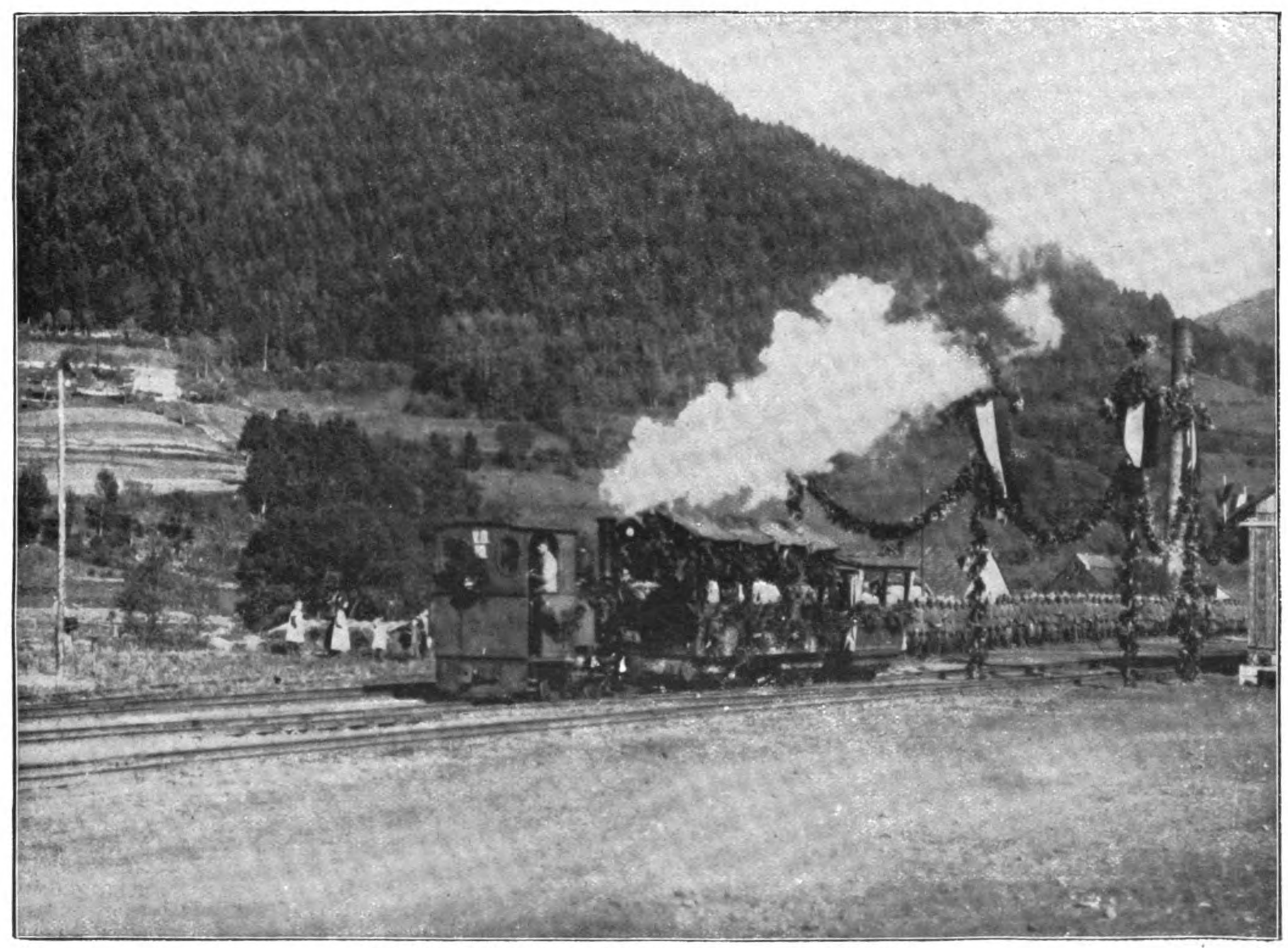
Und wie auf dem Lande, so in der Stadt. In den besetzten Landesteilen unterscheiden sich der Belgier und der Franzose in überaus bezeichnender Weise voneinander. Der Belgier macht, sobald er mit einem deutschen Beamten der Soldaten zu tun hat, ein wütendes Gesicht, auch knurrt und schilt er bei jeder Gelegenheit. Aber er tut schließlich, was von ihm verlangt wird. Der Franzose dagegen lächelt verbindlich, macht eine Verbeugung nach der anderen, spart nicht mit Versprechungen und Beteuerungen, aber wenn es zum Klappen kommt, ist die ihm aufgetragene Arbeit nicht gemacht. Es bedarf bei ihm gelegentlich kräftiger Nachhilfen, bis man zum Ziele gelangt. — Wenn diese Kennzeichnung der beiden Völker richtig ist, dann müßte man eigentlich annehmen, daß die Pflasterarbeiten, die eins unserer Bilder zeigt, in einer belgischen Stadt ausgeführt werden; denn gearbeitet wird von den Eingeborenen offenbar fleißig. Freilich gehen unsere Feldgrauen auch hier mit gutem Beispiel voran. Es hat sich herausgestellt, daß, wenn sie mithalten, dies wirkt wie Schrittmacher. Aber die Mienen der belgischen Arbeiter lassen an verbissener Feindseligkeit nichts zu wünschen übrig. Auf der Photographie sieht man das, besonders wenn

man ein Vergrößerungsglas zur Hand nimmt, noch deutlicher als auf unserer Abbildung.

Ebenso wie die Straßen ausgebessert werden, welche durch die unaufhörlich rollenden Kolonnen abgenutzt und zerfahren sind, wird auch für ihre regelmäßige Säuberung gesorgt. Das verstehen die dortigen Einwohner vielfach gar nicht, und sie schütteln die Köpfe, wenn die Besenkompagnien immer wieder ihrer Arbeit obliegen müssen oder Sprengwagen das glühende Straßenpflaster berieseln und abspülen. Reinlichkeit ist bekanntlich nicht eine Tugend der Romanen. So kann es nicht wunder nehmen, daß in den kleineren französischen und belgischen Städten Sprengwagen überhaupt nicht vorhanden waren, als die heißen Sommertage mit ihrem vielen Staube sie so dringend nötig erscheinen ließen. Aber die deutsche Verwaltung wußte sich zu helfen; befinden sich doch in unserm Volksheere stets und überall Techniker und Sachverständige jeder Art. Ein riesengroßes Blechfaß, das früher wer weiß welchen anderen Zwecken gedient hatte, wurde auf ein Lastautomobil gelegt und mit ein paar Lochkränzen versehen, die das Wasser in breitem Regenbande über die Straße verteilten. Damit war im Handumdrehen und mit ganz geringen Kosten der schönste Sprengwagen fertig. Es verlautet übrigens, daß die einsichtigeren Kreise der Eingeborenen mit solchen Neuerungen der Deutschen nicht unzufrieden sind. Im Gegenteil dämmert ihnen vielfach die Erkenntnis, daß man von den Hunnen doch vielleicht mancherlei lernen und ihre Verbesserungen auch in den kommenden Friedenstagen wohl beibehalten könne.– Bei dem Verkehr unserer Feldgrauen mit den Eingeborenen kann man immer wieder beobachten, daß sie sich ausnahmslos ganz vortrefflich mit ihnen zu verständigen wissen. Jeder verfügt über einen Schatz von französischen Brocken, die er bei Gelegenheit mit mehr oder weniger Gewandtheit verwendet. Andererseits haben auch die Franzosen schon viele deutsche Worte gelernt; die Kinder z. B. singen ganze Verse der Soldatenlieder voll Begeisterung mit. Eine französische Redensart besonders hat sich bei unseren Feldgrauen eingebürgert; sie hören sie ja in den Kaufläden und auf den Märkten, wo sie ihre kleinen Einkäufe machen, immer wieder: „n'a plus" — gibt's nicht mehr, ist nicht vorhanden. Dies n'a plus wird sicher nach dem Kriege öfters scherzhaft bei uns in der Heimat zu hören sein, wenn der Krieg einmal vorbei sein wird; ebenso wie die Kämpfer von der Ostfront



Pflasterarbeiten in einer französischen Stadt unter Mithilfe deutscher Soldaten. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.



Feierliche Eröffnung einer Feldbahn. Aufnahme der Photothek.

wohl den Ausdruck panje für Bauer mitbringen werden, der ihnen geläufig geworden ist.

Unseren Feldgrauen macht es stets viel Vergnügen, wenn sie auf den Wochenmärkten der Städte das lebhafte Treiben der Eingeborenen beobachten können und wenn sie bei den Argonnenbäuerinnen Lebensmittel einhandeln. Prächtiges Gemüse steht hier immer zum Verkauf, Beeren und Obst; dazu immer wieder Blumen und Blumen. Manch einer von ihnen ersteht sich ein Sträußchen und steckt es ins Knopfloch. In Feindesland ist das nicht verboten.



Feldgraue als gute Kunden der Argonnenbäuerinnen. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

Nicht selten findet man auf den Wochenmärkten auch Wild. Belgien und Nordfrankreich sind nämlich ziemlich wildreich und für den Jäger geradezu ein Paradies. Oder vielmehr sie könnten es sein, denn sowohl die klimatischen Verhältnisse des Landes als auch die Art der land- und forstwirschaftlichen Nutzung von dem größten Teile des Grund und Bodens bieten die Vorbedingungen für einen guten Wildstand. Es gibt Rotwild, Rehe, Wildschweine, Hasen, Kaninchen, Fasanen, Rebhühner, Enten. Das Wild kann freilich aus zwei Gründen nicht recht zur Entwicklung kommen. Einmal wird das Raubwild (hauptsächlich die Füchse; aber auch Wölfe kommen noch öfter vor) nicht systematisch genug verfolgt, und so geht ein erheblicher Teil von Nachwuchs des jagdlichen Wildes zu Grunde. Außerdem aber haben in Belgien selbst kleinere Grundbesitzer das Recht, auf ihrem Gelände die Jagd auszuüben, und so wird von den Bauern alles abgeschossen, was vor die Flinte kommt, und zum Markt gebracht. Auch hier haben übrigens die zwei Jahre deutscher Verwaltung schon manchen günstigen Einfluß geübt.

Die deutsche Front, die an der Somme seit vielen Wochen in immer wiederholten Angriffen durch Engländer und Franzosen berannt wird, hält stand, und wird weiter stand halten. Und so werden also wir „Hunnen" in den von uns besetzten feindlichen Landesteilen auch weiterhin noch Gelegenheit haben, dort Taten zu verrichten zum Wohle und zum Heile der Eingeborenen.

Gustav Uhl.

In Neu-Bulgarien. III. Von W. E. Gomoll, Kriegsberichterstatter.

Die Eisenbahn brachte wieder Reisende in glatter Fahrt von Skoplje (türkisch Üsküb) nach Weles (Köprülü), der Bergstadt am Wardar. Auf dem Bahnhofe von Skoplje mußte man freilich in Geduld warten. Man saß aber dort dafür gewissermaßen hinter dem Vorhange der großen mazedonisch-griechischen Kriegsbühne. Ein ungeheuer langer Zug wurde zusammengestellt: fahrbare, fest verschlossene Güterschuppen. Man sorgte für den Süden. Nachschübe, die die Armee notwendig hat. In deutschen, belgischen, französischen Güterwagen — die letzteren reisen ja jetzt mit den unseren schon seit langer Zeit in treuer Kameradschaft weit in der Welt herum — sollten wieder Lebensmittel, Munition, Truppengerät aller Art weiter geführt werden. Der Zug wurde immer länger. Doch es blieb bei einem Personenwagen „mit Holzpolsterklasse", der schließlich mit Militär so vollgestopft war, daß sich die Mannschaften, Deutsche und Bulgaren, noch auf den Plattformen und Trittbrettern wie gut gepackte Bücklinge in ihrer Kiste drängten.

Endlich kam die Stunde der Abfahrt, und wir rollten nun nach Süden voran. Es ging weiter in dem Wardartal. Stromabwärts war die Fahrtrichtung. Man schaute zu den Fenstern hinaus: südwärts — Saloniki! . . . Nun ja, das ist wohl immer so im Leben. Jeder Abschnitt hat seinen Mittelpunkt, und auf ihn stellt sich alles ein.

Das Tal ist nach einiger Zeit des Fahrens enger geworden, und schließlich schiebt es sich fast ganz zusammen. Der Wardar krümmt sich, aber er drängt seine Wasser vorwärts; denn durch die Felsenmassen hat er sich seit Tausenden von Jahren einen Weg gebahnt. Es ist nur ein mäßig breites Durchbruchstal, doch seine Fluten stürzen mit Schnelligkeit über die Felsen vorwärts.

Aus dem Morgendunste, in dem wir abfuhren, war leichter Regenfall geworden, als wir in Weles eintrafen. Weit vor der Stadt liegt der Bahnhof, und an den Bergen rechts und links zu beiden Seiten des Stromes baute sich die alte Ansiedlung auf. Wie in leichte Schleier eingehüllt, lagen die Häusermassen. Es war ein malerisches Bild. So sah ich in Italien die Bergstädte der Apeninen liegen.

Wir marschierten auf dem Bahndamm voran; denn oben auf der Straße polterte es wie toll. Wenn die Wagen so schlagen, dankt man am besten schon für den Genuß, bevor man die Straße betreten hat, und wählt, falls es angängig ist, lieber einen anderen Weg. An arbeitenden deutschen Truppen kamen wir vorbei. Der deutsche Soldat war in Mazedonien, schlechtweg gesagt, das Mädchen für alles. Wir bauten vom ersten Tage unseres Eintreffens an Menschenkräfte in das Land hinein. Es wurde eine Kulturarbeit geleistet, die tausendfältig und großartig ist, die der einzelne gar nicht zu übersehen vermag. Wo es nicht glatt ging, mußte er kommen, der „Germanski". Man hörte sein Lachen auf allen Wegen, man sah ihn überall. Wie die Römer im Altertume in diesem Lande die Bringer der Kultur gewesen sind, so übernahmen die deutschen Soldaten die neue Pionierarbeit, ein schweres, gewaltiges Werken, im Interesse der kommenden Zeit. Es ist mit dem, was unsere Männer dort schafften, so wie mit der Hilfe, die deutsche Schwestern in bulgarischen

Lazaretten zu leisten imstande waren. In Skoplje hörte ich einmal das Urteil eines bulgarischen Arztes darüber, der mir ganz offen sagte, daß eine deutsche Arbeitskraft zehn andere ersetze.

Als wir kurz vor der Stadt doch auf die Straße hinauf mußten, drängten sich dort die Trosse in peinvoller Enge vorwärts. Es war ein heilloses Gewirr in der Gasse, denn ein Wagen war durch einen Radbruch zum Krüppel geworden, so daß er nun sperrend mitten im Wege lag. Aber schon hatte man Zeltbahnen an der Seite des Fahrdammes ausgebreitet. Die Wagenschutzdecke war herabgenommen worden, und herzugesprungene Mannschaften luden die Lasten ab. Säcke, Ballen, sie flogen nur so hinunter. In wenigen Minuten war das geschehen, und der lahme Karren stand wieder aufgerichtet, er wurde bei Seite geschoben. Schimpfen, Schelten und Lachen. Der Feldton ist rauh, aber er ist klar, vermeidet Mißverständnisse und ist darum gut. Solch eine kleine Störung („Da bleibt einem ja die Spucke weg!") verlangt Entrüstung; aber sie endet zum Schluß, nachdem feldgewürzte Redensarten und Kraftworte sich Luft gemacht haben, immer mit ein paar faulen Witzen, die natürlich den sowieso schon geplagten Fahrer treffen, der sich dann auch damit noch abfinden muß.

Die Bergstadt Weles am Wardar (Türkisch Köprülü).

Nun rumpelten die Kolonnen wieder, und zwischen den Fahrzeugen erreichten wir die Stadt. Ganz einfach war das nicht; denn Maultierreiter, albanische Eseltreiber und bulgarische Ochsengespanne füllten die Lücken. Wo nur ein kleiner Raum frei blieb, wollten sie hinein, und vielfach erreichten sie es; denn sie haben natürlich keine Ahnung von der Fahrordnung einer deutschen Kolonne, die einen festgeschlossenen Verband fordert. Es geht dabei nicht immer mit der bloßen Geste ab, das kriegskräftige Manneswort hat aber wieder seine Macht. Es schafft die Übersicht, die notwendig ist. Um uns her schlugen die Räder auf dem elenden Pflaster. Das ratterte und rumpelte, das tönte und dröhnte, und alle Tage, die ich in Weles verbrachte, hörte ich dieses eine große, gewaltige Rasseln bis in mein Quartier hinaufklingen; es war vom Morgen bis zum Abend, als ob unten auf der Talstraße ein nicht endenwollender Heeresbann vorüberziehe, in dem tausend Trommler unausgesetzt die Schlägel zum Generalmarsche rührten.

Verschleierte türkische Frauen auf der Straße.

Weles, die Bergstadt . . . Wir stapften durch tiefen Straßenschmutz in sie hinein, hinauf. Dreckspritzer sprangen uns ins Gesicht, legten sich auf die Kleider. Ein labyrinthisches Gewirr von Gassen nahm uns schließlich auf, als wir quartiersuchend bergan kletterten.

Die reinen Märtyrerwege sind die Straßen der Stadt; denn ihr Steinpflaster besteht aus regellos aneinandergefügten Felsstücken, die bald hoch stehen, bald tiefe Löcher freilassen. Es ist zum Beinbrechen, und in der Regenfeuchtigkeit war alles glatt und durch den Gassenkot klebrig und glitschig. Dazu rannen die Schmutzbäche, graue Wasser, durch die Gassenmitte, und gelegentlich stauten sie sich zu kleinen Seen, die nicht die helle Lieblichkeit des Südens hatten, und die dann den ganzen Weg versperrten. Eine Glanzschicht von Fett schwamm darauf, die, gekräuselt und geflammt wie die Adern einer Damaszenerklinge, wie Perlmutter schimmerte. Es sah gut aus, aber es war nicht erfreulich; denn hindurch hieß es, wenn man vorwärts wollte.

Es gibt kein Ausweichen in diesen Gassen. Zwei bis drei Schritte sind sie nur breit. Verfallene Häuserfronten, eintönige, übermannshohe Mauern fassen sie ein, und dringt man durch die knarrenden, altersmorschen Holztüren in die Höfe vor, so steht man vor windschiefen Gebäuden, die alle den Eindruck machen, als hätte sie der grimme Gott Vulkan in den Minuten seiner üblen Laune schon oft stark zusammengeschüttelt. Zweifelhafte Stunden kann man darin erleben, über die auch die Freundlichkeit der mazedonischen Gastgeber nicht hinwegtäuschen kann, die überall, wo ich sie kennen lernte, eine besondere Vorliebe für die „Offizier Germanski" gezeigt haben. — Doch ihre Häuser sind dadurch nicht besser geworden. Ihr stolzer Besitz blieb nach unseren Begriffen baufällig und verdiente nur die Bezeichnung einer elenden wackligen Bude. Über Stiegen, die Hühnerleitern gleichen, stolpert man in sein Stübchen hinauf, über dem es auf dem Dache miaut, während es unten im Stall darunter grunzt und blökt, meckert, schnattert und gackert. Oben stößt man sich den Kopf an der Holzstubendecke, die sich, ihrem Schwergewicht folgend, tief nach unten durchgebogen hat. Türkische Wandschränke und, wenn es hoch kommt, eine Wandbank unter den Fenstern vor den kahlen, weißgetünchten Mauern, dann ein paar haus-

gewebte bunte Decken, und bei reichen Leuten ein Leinentuch auf dem Sitzkissen, das ist alles in der Einrichtung. Den Tisch muß der Feldkoffer ersetzen; denn derartigen Luxus gibt es nur ganz selten. Dafür finden sich aber an den Wänden oft zu Sammlungen zusammengenäht scheußliche Ansichtspostkarten — das schlimmste ungefähr, was diese Industrie zu schaffen imstande war. Als Plakate bedecken sie die Risse und Löcher der Wände, durch die trotzdem ungehindert der Wind pfeifend in die Hauser hineinfährt ... Wer von uns nicht von Natur ein bescheidener Mensch war, hat es in diesen mazedonischen Quartieren einfach werden müssen. Er durfte auch nicht grollen, wenn ihn des Nachts einmal Gott Vulkans schweres Atmen, das die Erde beben läßt, unsanft auf dem Lager hin und her warf und aus schwerem Schlafe wach rüttelte.

Es ist eine merkwürdige Welt. Hinauf, hinauf, hieß es in Weles; denn wir sollten unsere Quartiere ziemlich am Oberrande der Bergstadt finden, und stiegen so durch die Gassen, die, von Giebeln und Erkervorbauten überragt, oft mehr den Eindruck von Laufgräben als von Straßenzügen machten. Krumm, mit Ecken und vielen verlorenen Winkeln, mit ausgetretenen Treppen, deren Stufen nur durch vorstehende Steine angedeutet werden, so zogen sich die Gassen den Berg hinan, und überall sah man Soldaten, deutsche und bulgarische Mannschaften, Offiziere der verbündeten Armeen und, was das tollste war: bis in die obersten Winkel hinauf waren die Pferde mitgezogen; sie steckten ihre Köpfe mit den gutmütig blinzelnden Augen aus allen möglichen Fenstern und Türen heraus, als ob sie sich diese wunderliche Welt anschauen wollten: denn jeder nur irgendwie brauchbare Raum war in der Stadt zum Kriegsquartier für Menschen und Tiere geworden.

Es herrschte ein buntbewegtes Leben in Weles, der alten Königstadt Bylazora. Die Stadt war interessant; freilich etwas Königliches hatte sie nicht mehr. Die alte Zeit, die ihr unter den Ortschaften Mazedoniens höchste Würden verliehen hatte, ist spurlos enteilt. Die Jahrhunderte mit ihrem fortdauernden Kriegsbranden haben keinen Stein auf den andern gelassen. Es stürzen ja selbst die alten massigen Burgen der Byzantiner zusammen, deren Ruinen und Schuttberge als traurige Bilder des Verfalls in einer langen Kette die Bergkuppen Mazedoniens noch heute bedecken. Auch bei Weles steht noch ein Zeichen jener alten Zeit. Mit geborstenen und gewaltigen Hausteinen krönt es die Südhöhe der Felsenmassive über der Tapolkaschlucht, durch die sich die Wasser des Baches in wildem Gestrudel zum Wardar drängen. Man hat von dort einen herrlichen Blick; denn nach allen Seiten kann das Auge schweifen. Im Tapolkatale fallen die Felsenwände nackt und steil zum Wasser ab. Nur ein schmaler Saumpfad für Menschen und Tragtiere führt an den Felsen vorüber. Es sind Urgesteinmassen, die die Patina der Verwitterung tragen. Mitunter aber bricht es leuchtend weiß aus diesem graubraunen Dunkel heraus, die Felsen sind angeschlagen, und nun schimmern dort die glitzernden, kristallblinkenden Flächen des Marmors. In hohen Bergen türmt sich das edle Gestein auf — es wird zum Wegbau benutzt; und unten, am Fuße der Felsenmassen, im umstrudelten Grunde einer Bachbiegung, steht auf einer Kiesbank eine elende, verfallene Wassermühle, deren Gemäuer daraus gefertigt worden ist. — Schaut man ins Wardartal stromab, so türmen sich die dunklen Bergmassen mit Hunderten von Kuppen hintereinander auf. Bald stumpf, bald spitz ragen sie auf, bis schließlich weit in der Ferne und doch so nahe die hohen, lange in das Frühjahr hinein schneeweißen Gipfel der griechischen Berge aus dem Dunstschleier heraustreten. Es überkommt den deutschen Menschen ein eigenartiges Gefühl, wenn er sie zum ersten Male erschaut, und wievielen von uns war durch den Krieg dieses Glück beschieden!

Als ich eines Tages dort oben über der alten Stadt stand, die die Türken Köprülü nannten, umklungen und umsungen von der Bergweite, kamen deutsche Feldgraue hinter mir her über die Geröllhalden heraufgestiegen. Sie machten bei den serbischen Schützengräben halt, die sich, in die Geröllschicht geschlagen und gegraben, gut gestaffelt über die Hänge ziehen, die die Kuppen sichern sollten, als die Bulgaren im ungestümen Drängen umfassend auch Weles angriffen. Zurückgewendet fielen die Blicke auf die Stadt, um die volle vierzehn Tage gekämpft wurde. Da lagen die Gassen, das bunte Häusergewirr — da schimmerten auf dem jenseitigen Höhenhange unter den Mauern eines alten Klostergutes noch wie frisch aufgeworfene Maulwurfshaufen die braunen Hügelreihen der Bulgarengräber; denn, um die Freiheit der mazedonischen Erde zu erkämpfen, tauschte dort manch einer das Leben mit dem Tode aus. Die Halde, auf der man die Tapferen bestattete, wird in künftiger Zeit davon erzählen. Dort hinüber schweiften auch die Blicke unserer Leute, und dann stiegen sie weiter bis zur grauen Kuppe, und nun öffnete sich ihren Augen die Ferne des lichten Südens. — Im Talwärtsschreiten fand ich sie später auf dem Gestein eines Hanges sitzen. Wie durch einen Triumphbogen blickte man von dort durch eine Felsenpforte in das Wardartal, und ich hörte sie, während ich vorüberschritt, von den Dichtern Griechenlands sprechen.

Stunden des Dienstes und Stunden der Freiheit ... Es müßten keine rechten deutschen Jungen sein, wenn sie nicht wüßten, was sie nach getaner Arbeit und erfüllter Pflicht mit dem Rest ihrer Tage anfangen sollten.

So scheußlich das alte Bylazora bei Regenwetter war, so köstlich lag es, wenn heller Glanz der Sonne sich darüber breitete. Im Regengeriesel, vom Dunst der unsauberen Gassen überbraut, sah es stets aus, als seien die Berghänge mit einem riesigen Schwarm von Schimmelpilzen überwuchert. Die Häuser nahmen ja alle die Farbe der Berge an, aus deren Bruch-, Geröll- und Erdmassen sie entstanden. Feuchtschimmernd hingen die altmorschen Ziegeldächer darüber. Alles machte den Eindruck der Müdigkeit und des Verfalls. Doch wenn die Sonne kam, die zwar niemals die Gassen trocken machen kann, weil die Bergwasser Hunderte von Brunnen speisen, die ihre Fluten überlaufen lassen, so wuchs die Stadt aus sich heraus. Sie bekam neue, lebhaftere Farben, sie atmete in Fröhlichkeit. Mazedonische Frauen saßen dann arbeitend vor den Hauspforten, Mädchen hockten an den Mauern im Licht, und ihre fleißigen Finger ließen die Spinnräder schnurren, drehten die Spindel; die Kinder lärmten in den Gassen, und mit den Bulgaren um die Wette sangen unsere feldgrauen Wandervögel, die deutschen Soldaten, wenn sie auf den schwanken Balkonen vor ihren Quartierstuben beim Putzen saßen. Dann hemmte nichts ihre Blicke: unten floß der Strom, an dem mitten in der Stadt die deutsche Lichtmaschine fauchte, neben dessen Hauptbrücke die Mannschaften sich vor den Aushängen der Tagesdepeschen und des Zeitungsdienstes drängten. Da konnte man den Gassen folgen, die abwärts führten, und sah sie drüben wieder bergan steigen, wo man mit den Händlern um jeden Hammelknochen feilschen mußte, als ob es um einen Goldbarren ginge. Und dann die Straßen, die sonst wie dünne Striche zu sehen waren, nun schien es, als ob sie in das Land hinaus schwärmen wollten, über die Berge fliegen, durch die Täler dahinter, und all die Marschgruppen und Fahrkolonnen darauf erschienen wie mit fortgetragen.



Eine türkische Gasse in Weles.

Und schließlich noch die niedrigen Häuser selbst: oft genug beschimpft, wenn sie der Schnee umwirbelte oder die Bergwinde sie umpfiffen, waren sie nun wie goldene Vogelkäfige, die alle ihre breiten Fensterfronten dem Tale zugewendet hatten. Man kannte sich kaum noch aus. Und in den Abendstunden konnte die Verwirrung noch mehr gesteigert werden, wenn plärrende, breitgezogene bulgarische Weisen von den Gassenbuben vor den Haustüren gesungen wurden und zwischendurch die Knirpse Strophen aus deutschen Soldatenliedern zum Besten gaben. Dann klang es wohl die Straßen hinauf: „... und nur wegen dem Tschingderattata, Tschingderattata, Tschingderattata!" oder „Ja, der Soldate, das ist der schönste Mann im ganzen Staate!"



Markt in Weles.

Eines solchen schönen Tages hörte ich auch im Hofe meines Quartiergehöftes die Striegel klopfen und die Bürsten fahren, und muntere Reden mischten sich in den flotten Gang der Arbeit. Zwei deutsche Burschen standen beim Pferdeputzen, während ihnen Bulgaren musternd auf die Hände guckten: „Germanski dobro". Aber sie sprachen nicht von der Arbeit, sondern vom Kriege, von den Franzosen und Engländern, von den Rußki und Serbski, denen man die Hosenböden stramm gezogen hätte. Die Bulgaren wiegten die Köpfe nach rechts und links, womit sie alles bejahen wollten. Sie sprachen mit viel lebhaften Gesten, und dann sagte plötzlich der eine unserer Leute: „Kam'rad, schau Dir bloß den Himmel an! Die Sonne! ... Was meinst Du wohl, was wir aus dem Lande machten? ... Und die Antwort lautete: „Ein Thüringen!" und der andere setzte hinzu: „Oder ein Franken!"

Es ist nicht leicht, den braven Kerlen das rechte Wort widmen. Als sie noch in Frankreich und Polen irgendwo im Schützengraben lagen und in Serbien im Dreck halb umkamen, schrieben sie heim, daß es schlimm sei; — sonst aber ginge es gut.

Dort unten, wo sie an Bergstraßen, an Brücken und Bahnen gebaut haben, wo sie dem Lande durch ihre unermüdliche Arbeit schon einen Segen bescherten, wie er nur durch Zielbewußtsein und Zielstrebigkeit gegeben werden kann, sehen sie die Fülle der Möglichkeiten und denken an die Fluren der Heimat. Sie, die alles machten, was wir bis jetzt im Kriege erreichten, erwarben sich auch in Mazedonien wieder neue Verdienste. Sie sorgten dafür als echte Pioniere, daß dem deutschen Arbeitswillen und der deutschen Kraft an jedem Wege, über den sie geschritten waren, ein Denkmal gesetzt werde.

Im Goldkeller der Reichsbank. Von Ernst Boerschel.

„Jetzt stand Tom Brown vor der geheimnisvollen Tür. Die schweren Panzerplatten, aus denen sie geschmiedet war und die undurchdringlich den Weg zur reichsten Schatzkammer der Welt versperrten, machten auf den berühmten Einbrecher nicht geringen Eindruck. Bis hierher hatten ihm seine Meisterschaft und sein Sauerstoffapparat vorzügliche Dienste geleistet. Vor der Glut der Stichflamme waren zolldicke Eisengitter wie Butter an der Sonne geschmolzen. Wird es auch hier gelingen? Tom Brown fühlte, daß er vor seiner größten Aufgabe stehe. Seine Augen brannten, und seine Pulse flogen. Zeit zum Arbeiten hatte er. Die beiden Wächter lagen oben von dem Fusel, den er ihnen in den Gifthöhlen am Viktoriapark in Whitechapel eingeflößt hatte, in todähnlichem Schlaf, und die elektrischen Läutwerke waren von ihm so gründlich zerstört worden, daß kein schriller Ton das Ohr seiner Opfer treffen konnte ..."

O über die Romantik in Lieferungen zu 10 Pfennig!

Tom Brown, der König der Einbrecher, wird seine Aufgabe lösen, das ist klar. Nach aufregenden Zwischenfällen, die sein Werk beinahe mißlingen lassen, wird es heißen: „Tom Brown stemmte sich mit allen Kräften gegen die Eisenstange, die nach Bewältigung des letzten Schlosses die Tür heben sollte. Er keuchte und zitterte. Die mächtige Tür gab nach, krachte und sprang aus ihren Fesseln. Die gleißenden Mengen Goldes, die vor ihm lagen, blendeten des Einbrechers Augen ..." Im Schauer- und Schundroman muß dem Leser der Atem stocken, wenn ihm unbegreifliche Schätze an seine Begriffe von Glück und Reichtum rühren. In Wirklichkeit geht es ohne jene kolportierten Spannungen zu. Eine Voraussetzung allerdings ist nötig: die Phantasie eines Spitzbuben nicht zu besitzen und sich auch nicht wie ein Kuli vor der Einbildung zu beugen, die wir Geld nennen.

Die Besten von uns Deutschen haben bewiesen, daß sie höhere Güter kennen. Sie haben auf den Ruf des Vaterlandes ihr Gold zur Reichsbank getragen, so daß heute in deren Kellergewölbe ein Goldberg aufgeschichtet liegt, vor dem selbst der König der Einbrecher aus dem Schauerroman und seine gläubige Leserin aus dem Hinterhause blaß werden würden. Milliarden in purem Golde, nicht bloß in kleinen gemünzten Goldstücken, sondern in schweren fünfundzwanzigpfündigen Goldriegeln, sind aufgehäuft. Nicht gierig strecken sich unsere Hände danach aus, sondern Tausende von Händen haben gesammelt, um das viele Gold herbeizubringen. Wir wissen weshalb. Unser Volk schart sich um diesen Schatz wie um eines seiner schönsten Siegeszeichen. —

Wir kamen nicht mit Blendlaterne und Stichflamme, sondern schrieben einen Brief an das Reichsbankdirektorium, daß wir den vielen Lesern des Daheim, die mit am deutschen Goldberge gearbeitet haben, erzählen möchten, wie's in dem Schatzgewölbe aussieht, in dem ihre Zwanzig- und Zehnmarkstücke liegen. Vielleicht ist einer oder der andere, der es noch nicht weiß, wo sein Gold jetzt hingehört. Zwei Tage später durften wir uns zum Gang in den Goldkeller melden. Ein Geheimer Oberfinanzrat, der Vorsteher des Kassenraumes, ein dritter Beamter und ein Diener gingen mit, nicht so sehr zur Überwachung des neugierigen Fremden als zum Öffnen der dicken Stahlpanzertür, in deren Bewältigung Tom Brown den Höhepunkt seines Lebens erblickte. Wir durchschritten zuerst den Tagestresor, der dem laufenden Barverkehr dient, und blieben dann vor einem Gitter aus zollstarken Eisenstäben stehen. Ein Schlüsselbund klirrte, das Gitter sprang auf, und sofort beleuchtete sich eine Treppe. Sie führte zu dem geheimnisvollen Keller herunter. Ein zweites Gitter öffnete sich, und erleuchtet lag der Vorflur des Schatzgewölbes vor uns. Schritte und Stimmen hallten wider von den Wänden aus Eisenbeton, die mit gewöhnlichen Mitteln menschliche Kraft nicht durchdringen kann. In sie ist die zweiflügelige Panzertür eingemauert, die mit ihrem grauen Anstrich unbeweglich scheint und träge daliegt wie Fafner, der den Nibelungenhort bewacht. Wohlgezielte Streiche müssen sie auseinanderklaffen,

damit sie den Weg freigibt. Die wohlgezielten Streiche versetzen ihr die drei Schlüssel, die übereinander in ihren Leib fahren und ihre stählernen Eingeweide in Zuckung bringen. Der Diener hilft nach, drückt den Griff herum und zieht nun den wehrlosen Koloß auseinander. Wie die Betonmauern so dick sind die Seiten seines Körpers.

Das Verlies ist geöffnet. Es ist hell erleuchtet. Aber nicht das Flimmern des gleißnerischen Goldes geistert durch den Raum, sondern zweckmäßig haben sich mit dem Öffnen der Panzertür elektrische Glühbirnen entzündet, die in jeden Winkel der Schatzkammer ihr Licht werfen.

Fürs Geheimnisvolle nach dem Muster der Schauerromane ist die Deutsche Reichsbank nicht. Wer etwas Romantisches in ihrem Goldkeller entdecken will, muß es schon selber mitbringen. In den Schatzkammern der indischen Nabobs und der Könige aus 1001 Nacht fluten die Geschmeide und Kleinodien bekanntlich über den Rand der Truhen, in denen sie verborgen liegen. Die Edelsteine funkeln, und das Gold glitzert. Im Goldkeller der Deutschen Reichsbank sieht man den größten Teil des Goldes gar nicht, denn das gemünzte Gold ist in Säcke verpackt. Nur die Goldbarren sind sichtbar. Eine Vorstellung von riesigen Goldmassen hat man daher nicht. Kein Goldstrom und keine Goldflut wälzt sich vorüber, kein Goldberg ragt flimmernd empor. Im Golde wühlen wie bei den Maharadschas kann man nicht. Das Gold ist eingesperrt, nachdem es in Reih und Glied geordnet und eingeteilt worden ist. Es liegt in verschieden großen Gitterschränken, die nicht anders aussehen als die Gitterschränke mit den edlen Gewächsen in den berühmten Weinkellern an Rhein und Mosel. Durch Gänge werden die Schrankfluchten getrennt. An der Tür jeden Abteils hängt eine Tafel, auf der Art und Summe des inliegenden Goldes aufgeschrieben stehen. Z. B.: Goldbarren, 149 Stück; oder: Kronen (so lautet der Fachausdruck für unsere Goldstücke), 10 000 000 ℳ; oder: Dollars, . . .; oder: Sovereigns . . . Wir haben auch ausländisches Gold in unserer Reichsbank. Mit besonderem Vergnügen legen wir die englischen, französischen, amerikanischen und japanischen Goldstücke zu den unsrigen.

Zweiundeinhalb Milliarden Mark in Gold liegen jetzt in den Tresors der Deutschen Reichsbank. Das ist kein Bluff nach Art unserer Feinde; damit wollen wir nicht gleich ihnen das Vertrauen der Bevölkerung künstlich stärken, sondern es ist eine Tatsache, von der sich jeder, der ein allgemeines Interesse wahrnimmt, persönlich überzeugen kann. In allen Reichsbankstellen des Reiches ist das Gold verwahrt, nicht nur im Goldkeller der Hauptbank in Berlin. Hier liegt allerdings die größere Hälfte. Der erste Schlüsselbewahrer der Reichsbank schloß eine Eisentür nach der andern auf. Wir standen mitten unter den Beständen und hätten sie bequem nachzählen können. Zehntausend Mark sind in jedem Goldsack. Auf den Brettern der Gestelle liegt ein Goldsack neben dem andern. Mit einem Blick kann man eine Million in Gold übersehen. Die Goldbarren sind übereinander aufgeschichtet. Wie große Tafeln Blockschokolade im Schaufenster eines auf symmetrische Wirkung bedachten Kaufmanns sind sie angeordnet. Jeder Riegel trägt seine Nummer und wiegt etwas mehr als 25 Pfund. Aber diese Schokolade „Marke Gold" übertrumpft jede Preistreiberei, denn so eine Tafel kostet 35 000 ℳ. Der erste Schlüsselbewahrer nahm eine Tafel heraus und legte sie uns in die Hand, damit wir sehen, daß es kein Blech ist. Und tief sank die Hand unter der ungewöhnlichen Schwere einer so kleinen Tafel herab.

An einer Gittertür hängt ein Schild mit der Aufschrift „S. M. S. Möwe". Das Mitbringsel des Grafen zu Dohna von der gekaperten „Appam". Mit Rundschrift ist die Bezeichnung „S. M. S. Möwe" auf das weiße Pappschild geschrieben, aber mit wahrhaft goldenen Lettern hat hier eine deutsche Heldentat ihre eigenen Schriftzüge verewigt.

Es sind fünfzehn Goldbarren oder über eine halbe Million; dazu zwei Kisten mit Goldstaub. Alles schön aufgebaut und zusammengestellt. Der Volksmund sagt: Bar Geld lacht. Wie recht er wieder hat. Das Geld lacht unbändig. Die Engländer hätten das Gold, wenn es ihnen von einem deutschen Schiffe in die Hände gefallen wäre, im Triumphzuge nach London gebracht, mit Riesenplakaten, und ein Schock Werber wäre mitgezogen und hätte einen Fang auf die berauschten Gentlemen veranstaltet zum letzten Schlage gegen die ausgepowerten Germans. Wir haben die fünfzehn Goldbarren und zwei Kisten Goldstaub vom Hafen einfach mit der Post nach Berlin geschickt. Die Reichsbank hat in ihrer Freude über die unverhoffte Liebesgabe die Kisten, in denen die Goldbarren auf der „Appam" verpackt waren, in der Berliner Kriegsausstellung des Roten Kreuzes aufstellen lassen. Aber wir Deutschen sind merkwürdige Menschen. Es gab Besucher, die über die „Attrappen" lächelten. „Wenn's weiter nichts ist." Sieg und Erfolg fangen bei einer großen Anzahl von Daheimgebliebenen erst bei 30 000 Gefangenen an. Nur der Held selber, der draußen Außerordentliches leistet, darf diesen Maßstab haben, denn er gilt ihm als der Maßstab seiner eigenen Tat. Graf Dohna hat, als ihm von seinen Leuten die goldene Beute gebracht wurde, sie unter seinen Schreibtisch geschoben. Er hat sie vom 15. Januar 1916 bis zum 5. März, da er mit seiner „Möwe" die englische Sperrkette in der Nordsee durchbrach und in den Heimathafen zurückkehrte, treu behütet. Als er dann sein Büchlein über seine Fahrt schrieb, hat er nicht viel Aufhebens davon gemacht. Er hatte eben die Kosten eines Torpedoschusses beklagt, mit dem er der hartnäckigen „Ariadne" den Rest geben mußte, da lief ihm die „Appam" in den Weg und erstattete reichlich die Kosten. „Eine weitere sehr angenehme Überraschung bildet für uns die Nachricht, daß sich an Bord der ‚Appam' eine Geldsendung von etwa einer Million Mark in Gold befindet. Die wird die Reichsbank gut gebrauchen können. Wir holen deshalb diese leicht transportable Beute, im ganzen sechzehn Kisten, von denen vierzehn Goldbarren und zwei Goldstaub enthalten, ohne eine Minute zu verlieren, auf die ‚Möwe' und bringen sie sofort in Sicherheit." Das ist die ganze Meldung. Sie ist so kurz und amtlich wie die Eintragung des geringsten Zwischenfalls ins Schiffsbuch. Die goldene Beute konnte an Ort und Stelle nicht einmal gebührend gefeiert werden. Sechs Wochen später wäre es beinahe zu einer Nachfeier gekommen. Es hatte nicht sollen sein. Die „Möwe" hatte am 24. Februar den französischen Dampfer „Masoni" aufgebracht und versenkt. „Zu unserem großen Bedauern gehen auch tausend Kisten Pommery mit in die Tiefe. Wir können nicht an sie herankommen, da sie tief unten im Laderaum verstaut sind. Als Entschädigung nehmen wir aber eine Unmenge Eier und sehr schönen französischen Käse, sowie andere langentbehrte Genußmittel mit." Das Kleine also erregte Bedauern und das Große keine ausposaunte Freude, sondern nur die Befriedigung über den Erfolg selbstverständlich getaner Pflicht . . .

Im Goldkeller der Reichsbank stehen auch einige Schränke mit Tausend- und Hundertmarkscheinen. Ein Paket Tausendmarkscheine wird einem da in die Hand gelegt, das so dick ist wie ein Band des Konversationslexikons, aber bei weitem nicht so schwer. Es ist eine Million. Man sieht die Lücke kaum, die es beim Herausnehmen in dem gefüllten Schranke gebildet hat. Oben in den Kassenräumen sind über hundert Damen beschäftigt, die nichts weiter tun als die kleinen Scheine, die Zwei- und Einmarkscheine, zählen und ausmustern. In den Zählkassen hat der Klang des Goldes aufgehört, dafür klirrt das Silber um so lauter. Denn das Gold ruht unberührbar unten im Goldkeller, der Barverkehr wird jetzt nur mit Papier, Silber, Nickel, Kupfer und der eisernen Kriegsmünze erledigt. Man spürt in den Räumen keine erregte und erhöhte Tätigkeit; in aller Ruhe und wie am Schnürchen wickelt sich der Betrieb ab. Denn wir haben nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen. Wir können auch in unseren Geldsachen unsere Karten vor aller Welt aufdecken. Die Bank von England und die Bank von Frankreich halten sich vor jedem Einblick ängstlich verschlossen. Sie würden den verständnislos anblicken, der die Bitte ausspräche, einmal ihre Goldkeller besichtigen zu dürfen. Keines Fremden Auge darf zu Friedenszeiten da hineinblicken, jetzt im Kriege würde solch Ansinnen als spionageverdächtig erscheinen. So unrecht hat zum mindesten die Bank von Frankreich damit nicht. Denn wer ihren tatsächlichen Goldschatz mit dessen Buchungen vergleichen wollte, käme zu einem sonderbaren Ergebnis. Sie kennt in letzter Zeit nämlich zwei Arten Goldes: das „Gold in der Kasse" und das „Gold im Auslande". Aber das „Gold im Auslande" ist nicht ein bestimmter im Auslande, etwa in England, liegender Gold*bestand*, sondern eine Gold*forderung*, die die Bank von Frankreich an das betreffende Ausland hat. In den Büchern der Bank wird diese ausländische Goldforderung mit aller Seelenruhe dem inländischen Kassenbestande zugerechnet. Staunend lesen die Franzosen von dem reichen Goldschatz ihrer Bank, der zu einem Teile gar nicht vorhanden ist. Man merkt die Absicht, und wir haben unsererseits keinen Grund, verstimmt zu sein.

Die Deutsche Reichsbank kennt solche Schiebungen und Verschleierungen nicht. Ihr Goldbestand von zweieinhalb Milliarden liegt auf Heller und Pfennig in ihren Tresors und braucht nicht das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen. Kürzlich waren hundert Berliner Schüler und Schülerinnen, die sich als besonders eifrige Goldsammler bewährt hatten, in dem Goldkeller der Reichsbank und sahen mit eigenen Augen die ungeheuren Schätze. Der Vizepräsident der Reichsbank selber führte die Kinder als Dank für die treue Pflichterfüllung, die sie im Dienste des Vaterlandes übernommen hatten.

Noch 600 Millionen Mark Gold sollen im Lande sein. Heraus damit! Es ist vielfach nicht Absicht, das Gold zurückzuhalten, sondern Unwissenheit und Ängstlichkeit. Kläre darum jeder Gebildete den Ungebildeten auf. Wir haben gesehen, wie wohlverwahrt jedes Goldstück im Goldkeller der Reichsbank liegt. Kein Tom Brown vermag den gepanzerten Fafner zu bezwingen, der unbeweglich vor dem Horte steht. Und daß Feindeshand sich je an ihn legen könnte, wer ist so vermessen, das nur zu denken?

Weltkrieg und Endfriede in der Völkerprophetie

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

„Meine hellen Seheraugen tauch' ich ein in ewigem Lichte,
Und vor meine Seele treten zukunftstrunkene Gesichte,
Durch das tuchverhüllte Dunkel tatenschwangerer ferner Zeiten
Seh' ich eine hohe Göttin nah und immer näher schreiten.
Du, o zwanzigstes nach Christi, waffenklirrend und bewundert,
Wird die Nachwelt dich einst nennen das germanische Jahrhundert.
Deutsches Volk, die weite Erde wird vor dir im Staub erzittern,
Denn Gericht wirst du bald halten mit den Feinden in Gewittern!
Englands unberührten Boden wird dein starker Fuß zerstampfen,
Überall wird hoch zum Himmel, hoch das Blut der Feinde dampfen!
Und den tönernen Giganten Rußland stürzest du zerborsten;
In der Ostsee reichem Lande wird der deutsche Adler horsten.
Österreich, du totgeglaubtes, eh' die zwanzig Jahr vergehen,
Wirst du stolz und jugendkräftig vor den vielen Völkern stehen,
Und sie werden, vor dir zitternd, beugend sich vor deinem Ruhm,
Herrscherin des Ostens nennen zweites deutsches Kaisertum!
Mit des neuen Polens Krone wird sich stolz ein Habsburg kränzen;
Unter ihm in junger Freiheit wird noch die Ukraine glänzen.
O, geliebtes Volk, ich höre stimmend schon die Zimbeln, Geigen
Und die Pauken und Drommeten zu dem großen Siegesreigen.
Freue dich der Heldenzeiten, das Geschick ist dir verbündet.
Fürchte nichts von deinen Feinden, Wahrheit hab' ich dir verkündet!"

Man hat es nicht für zu gewagt gehalten, diese junge Prophetie dem im Jahre 1889 verstorbenen Hamerling zuzusprechen. Denn in etwas dem Prophethischen Verwandten besteht ja das Wesen des echten Dichters: in dem ungemindert leitenden Gefühl, in seiner edleren Fähigkeit, sich von dem Augenblicklichen, Kleintäglichen, Prosaischen, vom allzu Gedanklichen in einem höher berechtigten Selbstbewußtsein entrückt und entfesselt zu halten. So setzten die feinen Hellenen und ihnen folgend die Römer das Geheimnis des großen Dichters dem des Ahners gleich, des inspirierten Sehers, benannten ihn mit einem beides umfassenden Worte, und faßten den Lichtgott Apollon als den gleichzeitigen Gott der Dichtkunst und Weissagung, des Orakels auf. Unschwer lassen sich, von der Antike beginnend, die verschiedensten Fälle aufzählen, in denen über das Gewirr der Sophisten und der Tagesweisen hinweg der Dichter das Werdende und Unausbleibliche gekündet. Denken wir nur an die uns näher liegenden Beispiele des Grafen Strachwitz inmitten der demagogisch erregten Spannungen der vierziger Jahre, oder der Heroldsworte des edlen Geibel, die nicht nur in der Ankündigung Bismarcks ihre Erfüllung gefunden, des — natürlich 1844 noch nicht mit Namen genannten — einsam gewaltigen, eisernen Zwingherrn der deutschen Notwendigkeiten. Voraussichten, die höchst einsam, mit frevelnder Versündigung an allen damaligen deutschen Hochideen sich der gesamten politischen Lehre der Führer und „Zeitungskenner" abweisend kühn entgegenstellten. Fast so früh, wie Bismarck selber, hat Geibel die den landläufigen Meinungen undenkbare Verbündung des „zarischen Moskowitertums" mit Frankreich, dem von den Hassern Rußlands gefeierten Mutterlande aller „Freiheit", als Zeichen der Zukunft ausgesprochen.

Ich möchte mit diesen Beispielen die Gabe der hohen prophetischen Kündung, wozu sich der lebensvolle Dichter in auserwählt machtvollen, seltenen Fällen erhebt, aufrechthalten und sie dem Verständnis bestätigend näherbringen. Nebenher möchte ich aber auch nicht so aufgefaßt werden, als lehnte ich von vornherein die Möglichkeit jeglicher seelischer Fernwirkungen und solcher Fähigkeiten ab, die uns, wie das „zweite Gesicht", bisher noch übernatürlich, mindestens geheimnisvoll fraglich erscheinen müssen und die, seit man mit ihrer Ergründung oder mit ihrer Feststellung, die jedenfalls vorhergehen muß, liebevoller begonnen hat, als geheime Wissenschaften, Okkultismus u. ä. bezeichnet zu werden pflegen. Ist es doch das geistige Zeichen der höheren Spießbürgerei, zu meinen, daß man schon jegliches mit Ja und Nein ganz genau wisse. Denn bisher sind noch alle menschlichen Zeitalter in die Lage gekommen, neue Erkenntnisse zu vollziehen, die Gebiete des Erforschbaren zu erweitern, ältere Überzeugungen der Wissenschaft wieder zu berichtigen, ihre „Aufklärungen" umzustoßen oder doch zu verfeinern. Dies vorausgesagt, muß anderseits der nur um die Wahrheit der Ergebnisse bemühte Beobachter feststellen, daß bei den „Tatsachen" der okkultistischen Untersuchungen allzu häufig unterlassen wird, den Sachverhalten mit der letzten kritischen Schärfe zu Leibe zu gehen; daß man gegen störende böse Einwände gerne die Augen verschließt oder sie mit gefälligen Oberflächlichkeiten abtut, daß man eine spielende Leichtigkeit darin hat, die Fälle und Sprüche, welche bedeutsame Wahrsagereien enthalten sollen, so zurecht zu erklären, daß sie das Passende herausbringen, auch dann, wenn sie dem im höchsten Maß zuwider sind, und daß man aus dem allen zusammen noch nicht die Berechtigung gewinnt, methodisch besonnene Leute, die ruhig in ihrer unverwirrten Arbeit verharren, als böswillige „Gegner" oder bedauernswerte Trottel zu behandeln. Wenn es auch Gelehrte in allen Rangklassen gibt, die die Strenge der Methode wesentlich in einer Enge der Horizonte verstehen, so ist das ziemlich unschädlich im Verhältnis gegen ein Verfahren, das unmittelbar vor dem wissensbestrebten Publikum der Methode wohlerzogene schöne Verbeugungen macht und sie dann doch mit doppeltem Boden verwendet.

Es war nicht überflüssig, zu Anfang des großen Krieges von diesen Sachlagen ein allgemeines Wort zu sagen, da die Gemüter-Erregung weitum den alten und neuen Kriegsprophetien eine fragende und grüblerische Aufmerksamkeit zuführte und man von ihnen daher so vieles las. Daß man dabei dann seinen klaren Kopf behält, nicht einer üblen Aufpeitschung nachgiebiger Phantasieneigungen zum Opfer fällt, ist um so gebotener, als auch Weissagungen gedruckt oder sonst verbreitet wurden, die sich in entsetzlichen Schrecknissen gefallen und damit sinnlos auf die sogenannte Flaumacherei wirkten, die eine Zeitlang in gewissen allzuklugen Großstädten geradezu bekämpft werden mußte. So heißt es in einer Prophezeiung vom Weltkrieg, die 1898 in einer spiritistischen Zeitschrift veröffentlicht und jetzt wieder herbeigezogen wurde, Deutschland werde so klein werden, daß seine Bewohner in einer einzigen Stadt unterkommen könnten. In einer anderen: stundenweit werde man, wenn endlich der Friede wiederkehre, gehen müssen, um einen Menschen anzutreffen, und wenn man diesseits des Rheines noch eine Kuh vorfinde, werde man ihr aus Freude eine Glocke aus reinem Silber umhängen. Der Leser wird späterhin leicht erkennen, aus welchen Quellen diese Unheilskündungen herrühren und wie sie außerdem verdreht sind. Denn wenn sich auch jede Wahrsagung als eigenen Geistes und als „neueste" gibt, so sind sie doch allermeistens aus dem überlieferten Bestande der älteren Schicksalsprophetien suggeriert. Diese bilden einen verknäuelten, verworrenen, uralten Allgemeinbesitz, an dem die Zeiten und Nationen nur immer im kleinen modellieren; seit den Chaldäern und den Gesichten des Propheten Daniel oder den verschiedentlichen sibyllinischen Büchern bis an die Groschendrucke mit der jährlichen

Prophezeiung des Schäfers Thomas finden sich die wiederkehrend gleichartigen, nur vielfach heruntergekommenen Züge. Was dieses kleinere Modellieren anlangt, war immer das namenlose Volk ein bemerkenswerter Mitarbeiter und ist es noch geblieben. Wenn in der geheimwissenschaftlichen Behandlung mehr die vielberufenen Namen, wie der des Nostradamus, herausgehoben werden, so ist dies einseitig und allzusehr vom literarisch Veröffentlichten abhängig. Der Riesenknäuel der Weltprophetie ist eigentlichst mündliches, namenloses Volkseigentum, und gehört damit zunächst in das Gebiet der allgemeinen Sagenforschung, soweit nicht einzelne realpolitische Folgerungen, wie z. B. das Prophetenreich der Wiedertäufer in Münster, auch den politischen Historiker zu beschäftigen haben.

Ebenso kann dies der Fall sein bei den Prophetien, die einen bestimmten Zweck verfolgen. Zu den berühmtesten gehört die Lehninsche Weissagung, die von einem mittelalterlichen Mönch oder Abt Hermann im märkischen Zisterzienserkloster Lehnin aufgezeichnet sein will. Wenn aus ihrem Wortlaut, der in leoninischen (d. h. in sich reimenden) Hexametern in meist gutmittelalterlich wirkendem Latein gedichtet ist, naiv zu schließen wäre, wäre sie noch zur Zeit der askanischen Markgrafen, vor 1320, abgefaßt worden, da sie deren beklagenswertes Aussterben voraussieht. Nach den Askaniern läßt sie dann in allgemeinen andeutenden Zügen die weitere brandenburgische Geschichte unter den Wittelsbachern, Luxemburgern und Hohenzollern prophetisch vorüberziehen, bis nach dem Großen Kurfürsten die Reihenfolge und Charakteristik unsicher wird, weniger mit den richtunggebenden Wirklichkeiten übereinstimmen will. Das Königtum der Hohenzollern (1701) wird nicht berücksichtigt, das Ganze aber endet mit dem Aussterben dieses Hauses im elften Geschlecht, was auf Friedrich Wilhelm III. hinauskäme, und mit einer danach verheißenen glücklichen Zeit, in der der Hirte (der Papst) die Herde wiedererlangt, die Mark Brandenburg von ihren Übeln aufatmet, die Klöster Lehnin und Chorin wiedererstehen, der Klerus in alten Ehren leuchtet und kein Wolf mehr in den edlen Schafstall einzubrechen trachtet — eines der wohlgelungensten Gleichnisse aus der alten Klostersprache.

Keine der Handschriften des Gedichts ist älter als vom Ende des 17. Jahrhunderts. Auch nicht alle enthalten den ausführlicheren Schluß mit den Fürsten des 18. Jahrhunderts und ihrem Aussterben, alle jedoch die Endprophezeiung von der besseren Zeit in der Mark, dem Triumph der alten Kirche. Es liegt hier ein Tendenzwerk aus der Zeit um 1690 vor, womit hoffnungsvolle Bestrebungen geschichtlich parallel gehen, die sich an die Person des neuen Kurfürsten Friedrich durch geistliche Privatdiplomaten heranmachten, im baldigen Zusammenhang mit seinen Krönungswünschen, an die aber jene Weissagung noch nicht dachte. Natürlich sind später, da sich für dunkel-allgemein gehaltene Prophezeiungen stets Berührungspunkte mit der Allgemeinheit der Geschehnisse finden lassen, auch die Schlußteile der Weissagung, also die um 1690 wirklich vorausgekündeten, von gläubigen Auslegern als eingetroffen behandelt worden. In jüngster Zeit hat man den Lehninschen Schluß nun wieder auf den Weltkrieg zu deuten gewußt, nicht mehr in konfessioneller Richtung, sondern so, daß die Mark infolge der Besiegung unserer Feinde alle Übel vergißt und bei Abwendung der Wölfe unter dem gottesfürchtigen deutschen Monarchen wieder eine einträchtige deutsche Gesittung und Innerlichkeit einkehren, was wir ja alle herzlich hoffen.

Mit der Weltprophetie, die den Sieg des edleren Kaisers und das gerechte Friedensreich verheißt, hängt somit die Lehninsche Weissagung höchstens durch die letzterwähnte, ebenso schöne wie künstliche Schlußdeutung zusammen. Sie ist eben das Werk eines Einzelnen, die an ihre besondere Absicht dachte, sich mit dem wiederkehrenden Völkerglück der Völkersage nur in diesen bedingten und begrenzten Zwecken berührte. Mit Vorliebe dagegen haben sich die berufsmäßigen, weniger zielgebundenen Weissager, Sterndeuter und Zeichenberechner auf die großen allgemeinen Weltveränderungen und Kriegsschicksale eingelassen. So auch Nostradamus, wie er sich nach Gelehrtenart lateinisierte, der Südfranzose Michel Notre-Dame, der 1503—66 lebte und viele Hunderte seiner bald berühmten Vierzeiler (Quatrains) in gedruckte Sammlungen zusammenfaßte. Nach langer Zeit ihrer unversiegten Geltung und Anziehungskraft sind diese Sammlungen im Jahre 1781 durch päpstliches Breve verboten worden, weil darin auch der Untergang des Papsttums vorausgesehen worden war, das man zur Zeit der Reformation zeitweilig eben schon stürzen sah. Im allgemeinen hielt der „große" Magier sich so dunkeldeutig, daß der gutwillige Leser, namentlich in seiner Heimat Frankreich, so oder so die jeweils erwünschten oder nachher eintreffenden Ereignisse daraus zurechträtseln konnte. Man hat jetzt aus der Unzahl seiner Quatrains wieder auf mehrere als besonders zeitgemäß hingewiesen und ihre überwältigende Treffsicherheit mit williger Überschätzung betont.

> De l'aquilon les efforts seront grands,
> Sur l'ocean sera la porte ouverte,
> Le regne en l'isle sera retreingand,
> Tremblera Londres par voille decouverte.

Also: ‚der Norden wird große Anstrengungen machen, das Tor auf dem Ozean offen sein, das Königreich auf der Insel wird zurückgehen, London erzittern durch das losgemachte Segel.' Ich bitte, die Bezeichnung „der Norden" festzuhalten. Ein anderer:

> La voix ouye de l'insolit oyseau
> Sur le canon du respiral estage:
> Si haut viendera du fromment le boisseau,
> Que l'homme d'homme antropophage.

‚Wenn sich die Stimme des ungewohnten Vogels hören läßt nach dem Fugenton des Blasebalggebäudes (der Orgel), so wird der Scheffel Weizen so hoch zu stehen kommen, daß ein Mensch vom Fleisch des anderen ißt.' Daß mit dem neuartigen Vogel die surrenden Luftfahrzeuge gemeint sind, ist „klar". Gute Veranschlagung der sich belebenden englischen Absichten im 16. Jahrhundert, in den Zeiten von Heinrich VIII. zu Königin Elisabeth, wo das schwache Portugal den schönsten Kolonialbesitz hatte, enthält der tausendste Spruch des Franzosen: ‚das große Reich wird England sein, die Vormacht der dreihundert Jahre; große Truppenmengen (oder Reichtümer? copies) werden über Meer und Land sich bewegen, die Lusitanier (Portugiesen) werden damit nicht zufrieden sein.' Auch diese dreihundert Jahre — eine beliebte Periodenzahl — haben zur Bestätigung der weitschauenden Weissagungen des Nostradamus gedient, unter ebenso schwieriger wie unnötiger Ausdeutung der Nennung der Portugiesen.

Ich schwenke hier von den persönlichen Orakeln ab, in deren Fülle sich natürlich einzelnes „Überraschende" findet, zumal in den jüngeren und jüngsten, deren Urheber schon mit zeitgenössischen Sinnen die Bedingungen und Drohgewitter der großen Politik empfinden konnten. Denn die Wahrsagerei ist nichts weniger als erloschen, sie paßt sich nur den Richtungen der Zeiten an, je nachdem diese mehr zur Zauberei und Hexenkunst, zur seelischen Mystik, zum romantischen Helldunkel, zum gemütlichen Patience-Legen oder zu den wissenschaftlichen Fragestellungen neigen; man wäre sehr naiv, wollte man ihre hingebungsvollsten Anhänger in den sogenannten unteren Bildungsschichten suchen. Aber auch in diesen sind noch immer die weitverzweigten volkstümlichen Über-

lieferungen tätig, dieselben, wonach man, was 1870 geschah, in den Rahmen der alten Sagenvorstellungen von dem großen Endkampf, von dem siegenden Kaiser hineingedeutet. Auch in den Spannungen Anfang 1890 gingen sie im Lande raunend um, worüber die Kreuzzeitung damals Mitteilungen machte: Deutsche und Österreicher gemeinsam in furchtbar blutigen Kämpfen ringen gegen den Angriff der russischen Völkerflut, und wie seit vordenklichen Zeiten gekündet worden, werden die Streiter des Südens die starken und gerechten Sieger sein, und dann, indem Rußland fällt, wird dauernd für unsere Völker die Aussicht auf Frieden. Einer der Fälle, wo mit der volkstümlichen Weissagung gerade die klarste, selbsttäuschungslose Überlegung zusammentrifft.

In allen erregenden Zeiten der Geschichte erhob sich die Volksprophetie von der letzten Entscheidung, obwohl ihr noch niemals die Wirklichkeit so ähnliche Züge wie durch den Weltbrand dieser Gegenwart geliehn. 1866 haben aus ihr die Österreicher den erhofften Sieg auf sich bezogen, weil sie die Völker des „weißen Kaisers" seien. In den Tagen des großen Napoleon haben die Franzosen in Westfalen, in diesem besonderen Lande der unheimlichen Erzählungen, der Spökenkieker und der mit seherischen Gaben behafteten „Schichter", nach dem sagenhaften Baum der Völkerschlacht herumgefragt, der auf dem Blachfeld des Endkampfes stehe, und den sie in Westfalen suchten. Dort nennt man ihn an zahlreichen Orten; indessen geschieht dies weitum im germanisch-deutschen Volksgebiet, im schweizerischen Bernbiet nicht anders als in Holstein und Dänemark, im angelsächsischen England wie in den österreichischen Donau- und Alpenrandländern, am bekanntesten hier als der Birnbaum auf dem Walserfelde. Daß die volklichen deutschen Grenzländer mehr als die Binnenländer von der Endschlacht erzählen, hat naheliegende Erklärung.

Die Franzosen kannten die Sage aus Nostradamus, der durch den Kultus seiner Landsleute der Großmeister aller Zukunftsoffenbarung blieb. In einem seiner Vierzeiler, den er der Volksprophetie entnimmt, wird die große Endschlacht an einen Birkenbaum verlegt, und dies ist gerade die in Westfalen häufigste Bezeichnung des Baumes auf der Kampfheide. Auch 1893 hat französische Kriegslust die Entscheidungsschlacht auf rechtsrheinisch-westfälischer Erde verkündet, es war in der Zeit der einleitenden Verbrüderungen mit den Russen und ihres Flottenbesuchs in Toulon. Der die Prophezeiung berührende Figaro wies dabei nicht ganz ohne republikmüde Nebengedanken auf den „wiedererscheinenden Kaiser", im Bilde Karls des Großen, den man drüben für Frankreich in Anspruch nimmt, — zwar mit dem Gegenteil von allem geschichtlichen Recht, sofern dies Deutschland zum unterjochten Nebenlande des karolingischen Franzosenreiches stempeln soll. Denn Karl war deutscher Franke, legte darauf und auf die deutsche Volkssprache absichtsvollen Wert und hat sich am ständigsten in den rheinischen Pfalzen und Gebieten aufgehalten.

Die Sage hat ihre Methode so gut wie die Gelehrsamkeit. Nur ist es zumeist die umgekehrte. Während der geschichtliche Forscher gewissenhaft die an ihn gelangenden konkreten Angaben, besonders also Namen, Daten festhält und sie zum verlässigen Gerüst zu machen bestrebt ist — woraus denn unendlicher Irrtum entsteht, wenn er mit mündlich durchsetzter Überlieferung auf diese falsch angewandte Art hantiert —, ist die Sage gewissenhaft nur in der Erhaltung des gedanklichen Kerns in ihrer Erzählung, der „Pointe", die ja auch bei der Witzerzählung das Unantastbare bildet. Das Örtliche, Zeitliche, Kostümliche dagegen und besonders die Namen, die Träger und Helden der Erzählung hält sie im wandelbaren Fluß und paßt sie nacheinander so zurecht, wie sie in ihren Hörerkreisen am besten gekannt und der Vorstellung deutlich sind. Vergessene Gestalten kann sie nicht brauchen, sowenig wie künstlich erzwungene Anschauungsbilder. Das gilt denn auch in der Weltkriegsprophetie von der Benennung des Baumes, der einsam auf dem Kampffelde steht. Solche eindrucksvoll einzelstehende Bäume waren den älteren Zeiten als Malzeichen für Zusammenkünfte, Flurumgänge, Gerichts- und Allmendtagungen, Zweikämpfe und andere schicksalsvolle Verabredungen höchst geläufig. Wir finden als den Baum der Schlacht zuweilen die Linde genannt, die sonst der Baum der Gerichtstätten, Malstätten, Kreuzwege, geweihten und unheimlichen Orte ist. Häufiger nennt man die Birke, die besser auf die freie Heide paßt und mit ihrem weißem Stamm noch eine besondere Sinnbildlichkeit der Kampfsage aufzunehmen vermag. Aus ähnlichen Gründen die Eberesche, den Vogelbeerbaum, wo wieder das Rot der Beeren einer Farbenbeziehung entspricht; ferner den Dornbusch, der so recht das traurige, öde Bild der verlassenen Walstatt gibt, oder den Holunderbaum, der auch einer dieser anspruchslosesten ist. Auf ihn lenkte außerdem die sprachliche Zusammenbringung mit Frau Holle, Hölle, Hell, Hel, so wie der Hellweg in Westfalen, der uralte Heerweg vom Niederrhein zur Weser, die von der Sage bevorzugte Linie der Orte ist, in deren Nähe die Endschlacht stattfinden wird. Das Bild der dürren oder torfigen Heiden mit den Birken fehlt nun zwar dem Süden keineswegs, doch sind es eben nicht die Hauptgebiete der Sage, wo man sie findet. Die landschaftlich typische Ebene des Südens und seiner Heerstraßengegenden ist die fruchtbare Talweite, wo, was wieder der Norden nicht kennt, die bäuerlichen Obstbäume das Bild bestimmen. Keiner von diesen Bauernbäumen wird so hoch und alt und mächtig und ist auch sonst ein so beliebter Sagen- und Märchenbaum, wie der Birnbaum, wobei noch die früh eintretende Rötung des Laubes die sich ihm zuwendende Beziehung auf die Kampfstätte mit veranlassen mochte.

Ob die Endschlacht auf dem Walserfelde erst durch Chamisso so vorzugsweise bekannt geworden ist, sei dahingestellt. Chamissos Erzählungen haben auch andere, ursprünglich örtliche Sagen, die ihn durch ihre Unheimlichkeit und sühnende Deutung anzogen (Die drei Männer im Zobten, Das Riesenspielzeug u. a.), auf dem Wege der Schullesebücher allgemein verbreitet.

> Das Walserfeld bei Salzburg bezeichnet ist der Ort,
> Dort steht ein alter Birnbaum, verstümmelt und verdorrt,
> Das ist die rechte Stätte, der Birnbaum ist das Maal,
> Geschlagen und gewürget wird dort zum letztenmal.
>
> Und ist die Zeit gekommen, und ist das Maß erst voll, —
> Ich sage gleich das Zeichen, woran man's kennen soll, —
> So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt
> Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Walserfeld.
>
> Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad sein,
> Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein,
> Da rinnen rote Ströme die Wiesenrain' entlang,
> Da wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

Das Kennzeichen, wovon der Dichter dann weiter spricht, ist das Ausgrünen des verstümmelten und dürren Stammes. An vielen Orten wird dieser unerläßliche Zug dahin erweitert, der Stumpf werde auf einmal so stark austreiben, daß der gespenstisch ankündende Reiter sein weißes Roß an den Baum anbinden kann, oder der siegende Kaiser den Schild an ihm aufhängen wird. Auch außerhalb der Kampfsage kommt das Wiederausschlagen des dürren Stabes oder Baumes vielseitig in Erzählungen und Legenden vor. Es mengen sich dahinein noch symbolische Beziehungen auf das Kreuz Christi als dürren Stamm, und auf seine Auferstehung als christliche Parallele der Prophetien von dem wiederkehrenden Siegesherrn und Friedensbringer.

Von den Stätten, an die sich wesentliche Züge dieser Wiederkunft des Siegers in Verbindung mit der End-

schlacht knüpfen, sei hier nur eine Auswahl genannt: die Ebene bei Straßburg und andere im Elsaß, die Wahner Heide im Rheinland, ein Baum zwischen Essen und Steele, ein Birkenbaum bei Grevenbroich, die vorhin schon erwähnte Kette von Orten am Hellweg in Westfalen, Osterkappeln in Hannover, in Holstein das alte Schlachtfeld der großen Dänenniederlage von Bornhövd, ferner dort die Kropper Heide und das Thienbüttelerfeld bei Nortorf, sodann dithmarsische Bäume — deren Wiederausgrünen die besondere Dithmarsenerfüllung, die alte Freiheit wiederbringt —; weiter die Linde, genannt der kahle Baum, bei Vohenstrauß in der bayrischen Oberpfalz, die weiße Kapelle bei Dauba in Böhmen, der Lärchenbaum zu St. Agatha in Tirol, eine Stätte unter Teck an der Rauhen Alb in Schwaben, das Birrfeld im Kanton Aargau und ebenda der Hügel des Guggernollen, das Emmenfeld im Bernischen und das Breitfeld bei Gossau im Kanton St. Gallen. Je nach Gegend und Stammesgedächtnis wechseln die Helden der Endschlacht. Bald sind es die unvergessenen Kaiser — Karl oder Friedrich —, bald die alten und neuen Helden der Volkskämpfe, Wittekind oder Andreas Hofer. In Böhmen ist es König Wenzel, wobei weniger Wenzel der Faule, als die Erinnerung an die Wenzel und Ottokar aus der vorhabsburgischen Zeit wird gemeint sein. Dietrich von Bern wird genannt, im seeländischen Dänemark Holger Danske. In der republikanischen Schweiz finden wir schlechtweg den „Offizier" am Sagenbaum sich zeigen, oder in sinngemäßer Feinheit, doch schwerlich ohne die verblaßten mythischen Bezüge des Baldurgedankens, erscheint dort der sechzehnjährige Jüngling, dessen Reinheit den Endsieg über die Mächte des Bösen bringt. Immer sind mit dem Sieger die weißen Zeichen: das sturmflatternde Haar des reckenhaften greisen Kaisers, der Schimmel, der ihn trägt — auch der gekrönte Held in der Offenbarung Johannis 6, V. 2 erscheint auf dem weißen Rosse —, das weiße Kleid der Krieger, die weißen Kirschblüten an ihrem Sturmhut, während mit geringerer Bestimmtheit das Rot die Gegenpartei bezeichnet und der volkstümlichen, bildlebendigen Schilderung die Farben gibt, den roten Kühen, die die Weißröcke erbeuten, den ländlichen Röcken der flüchtenden Mädchen.

Je gelehrter die Überlieferung vermittelt wird, um so flauer ist sie und um so mehr von der Überlegung Blässe angekränkelt. Ist sie mündlich, so weiß sie frischweg, von wem sie redet; da sind z. B. als die Völker des „Nordens" die Schweden und Russen zusammen verbündet, die beiden Gattungen von fremden Kriegsleuten, die den Deutschen im Dreißigjährigen und im Befreiungskriege dauernde Erinnerungsspuren hinterließen. Durchaus kommt der weiße Fürst von Mittag, von Süden, was mit dem mythischen Urgedanken des Kampfes der lichten Mächte gegen die finsteren, kalten, lebensfeindlichen, bösen zusammenhängt. Und immer ist das die Epoche des großen Krieges, wenn die Welt zum Bösen aufs äußerste entartet ist, Treue und Glaube geschwunden sind, die Menschen sich in Schlechtigkeit und Trug gefallen, niedere Geldgier und feile Lustbarkeit ihr Leben füllen. Drum eben, wie die volkliche Erzählung mit guter Menschenkundigkeit festhält — mit reiferer, als die Weltverbesserer durch Prinzipien —, kann auch die Erneuerung, die Rückkehr zu edleren Inhalten nicht ohne furchtbar erschütternde Leiden und Opfer werden. Drei Tage, wenn der unheimliche, furchtbare Krieg anhebt, wird das unausgesetzte blanke Morden währen, und von den Geschlagenen werden kaum Boten übrigbleiben, um in ihre Heimat die Nachricht zu tragen. Bis zum Rand steigen die Bäche von Blut, und die Flüsse und Ströme werden drei Fuß hoch anschwellen; jahrelang pflügen danach die Weiber und werfen die Saat aus — was ihnen der Herrenstolz des Bauern sonst nicht zugesteht —, und um einen Mann werden sich sieben Mädchen schlagen. (1914 ward in Böhmen prophezeit, die Mädchen müssen von hohen Bergen ausschauen, um nur einen Mann aufzufinden.) Die Länder werden arm und leer geworden sein, in einer Stadt können alle Menschen wohnen oder auch: sie können unter einem Baum beisammenstehn. Aber nun wird der weiße Sieger, der seinen Schild an dem Baum aufhing — das hoheitliche Bannzeichen germanischen Gerichts —, in seiner Gerechtigkeit walten, Sitte und Religion werden verjüngt in Ehren stehen, das dauernde Zeitalter des Guten und des Friedens über die erneuerte Menschheit leuchten. —

Sagen und Volkslieder haben das gemein, daß sie ruhelos gelockt sind zum Herübernehmen, Anpassen, gegenseitigen Ineinanderfließen. Dabei verhalten sie sich auch gegen die gelehrten Bezirksgrenzen — heidnisch, germanisch, christlich, alttestamentlich, orientalisch — sehr viel gleichgültiger, als meistens die Schulweisheiten zugeben möchten, die bald alles einseitig germanisch, bald alles biblisch-religiös oder schließlich nur spiritistisch erklären. Bei allem verjüngen die Sagen ständig fortbildend die äußere Darstellungsform, wollen sich mit den wechselnden Moden und Begriffen in Einklang bringen, mit den verständlichsten Inhalten, die in den Seelen der Menschen vorwiegen. Was ist das für ein echter Bauerfrauengedanke in westfälischer Schilderung der großen Weltschlacht: so eilig fliehen die vom mordenden Schwert verfolgten Besiegten, daß man die Schinken auf die Zäune hängen könnte, sie ließen sich keine Zeit sie mitzunehmen! Oder: wie einer im Laufen einem „weißen" Hahn den Kopf abschlägt, ohne daß er den zuckenden aufheben kann. — Es gehörten Bücher, ganze Bände dazu, um nur eine Sage von dieser Bedeutung und Verbreitung einigermaßen auseinanderzubreiten und zu entwirren. Gewiß lebt in den Prophetien von dem großen Endkrieg, die u. a. von Prof. Dr. Fr. Zurbonsen in Münster, von Prof. Dr. Brunnhofer in Bern untersucht worden sind, dieselbe großartige germanische Vorstellung, die in der Wöluspa der Edda ihren berühmtesten Niederschlag gefunden hat. In dem Gedicht, wo die Zeit geschildert wird vor dem Hinsinken der lichten Götter, „Sturmzeit und Wolfzeit vorm Sturze der Welt", und dann dieser selbst, der lohend vernichtende Weltbrand, aus welchem sich schließlich die verjüngte Erde hebt, da unbesäet die Äcker wachsen und alles Böse gewichen bleibt, während Baldr heimkehrt und nun das Regiment der Reinheit und Gerechtigkeit unter dem „starken Sieger von oben" in dauerndem Glück und Frieden seinen Anfang nimmt. Aber mit der Edda haben wir nur eine einzelne ältere Stufe. Und diese in skaldischer Verwertung, dann in literarischer Aufzeichnung, die noch der unvoreingenommenen Untersuchung bedarf, wieviel noch ganz rein germanisch ist und was schon christlich und apokalyptisch. Die Edda ist nicht die Urquelle für die volklich-mythologischen Anschauungen der Germanen. Sondern deren weit ältere und ursprünglichere Mythen, in der hochnordischen besondern Form, wurden jenen bearbeitenden und ordnenden skaldischen Dichtungen zur Quelle. Letzten Endes aber ist die Vorstellung von der verdorbenen Welt von ihrer katastrophenhaften Verjüngung allgemein menschlich, durchaus nicht auf die Germanen oder auch Indogermanen (Arier) und ebensowenig auf die jüdisch-christliche Reihe bloß beschränkt; und das, womit nun der sittliche Wille zusammenfließt, ist wieder der allverbreitete Naturmythus vom Lichten und Finstern, vom tötenden Winter und wiedererstehenden Frühling. Wir haben die den Visionen der biblischen Apokalypse ähnlichen Seherkündungen, haben auch die messianischen Gestalten der die Gerechtigkeit und Reinheit bringenden Friedensfürsten bei den verschiedensten Völkern. Und da es, naiv gefaßt, am leichtesten ist, sich eine solche schirmende, sieghafte Persönlichkeit unter einem schon vorher bekannten Namen vorzustellen, sich auf sie in der Figur eines geschichtlichen oder auch

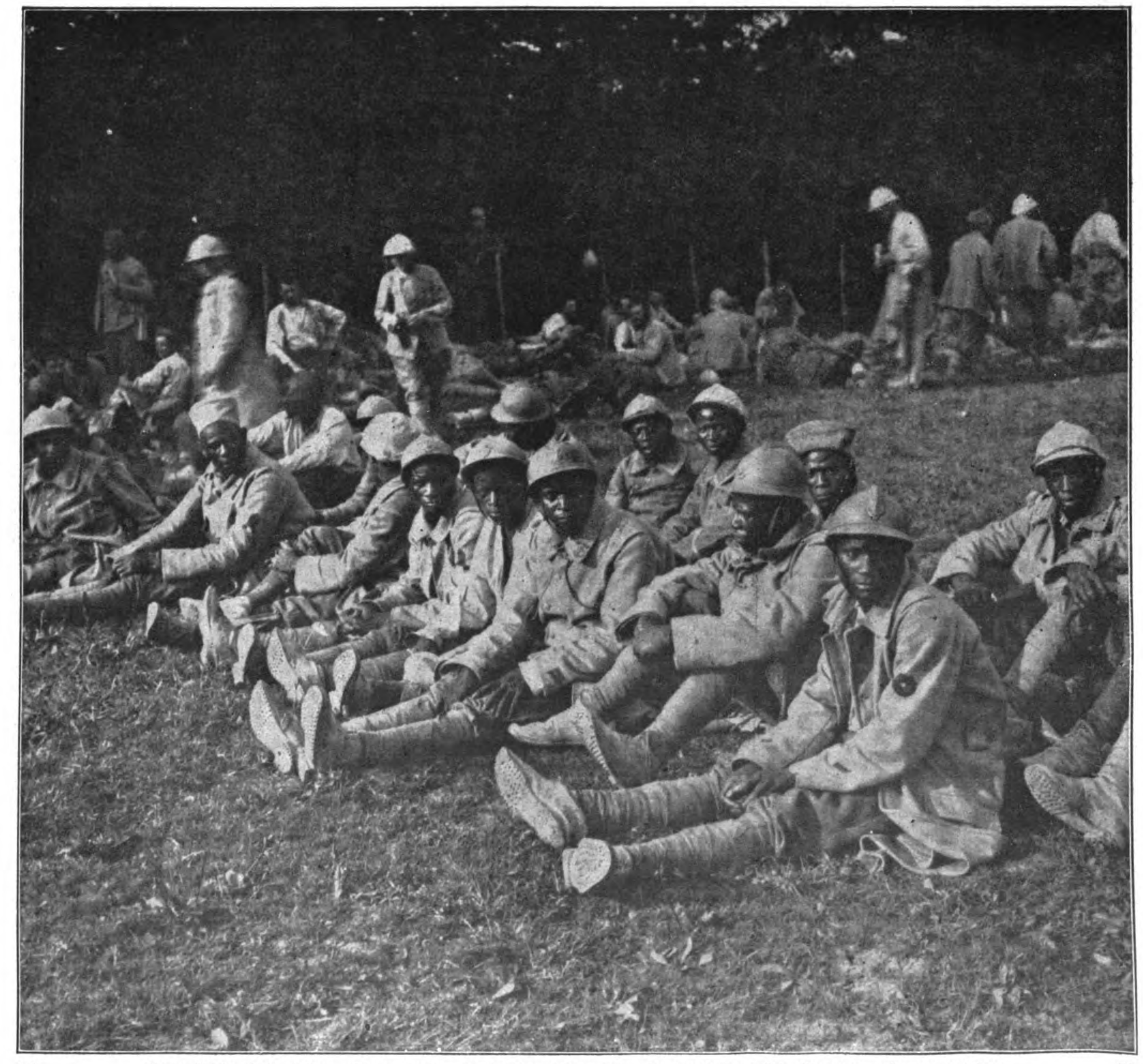
epischen, mythischen Helden zu einigen, so haben wir so allgemein deren Wiederkehr aus der Entrückung, aus dem Bergschlaf, aus den Gefangenschaften, aus Tod und Wiederauferstehung. Was die stammlichen Bevölkerungen Deutschlands von Kaiser Karl, von Herzog Wittekind, von Siegfried, von deren Wiederkunft erzählen, das hofften griechisch-orthodoxe Bevölkerungen der Balkanhalbinsel von dem Wiedererscheinen des Kaisers Konstantin, Sagen der Portugiesen von dem des Königs Dom Sebastian, der 1578 gegen die Marokkaner als nationaler Glaubensstreiter fiel. In Hinterindien erzählen sich die Javaner von dem „weißen" Radschah, der wiederkommend an der Küste lande und durch die Erneuerung des Reiches von Bantam die schönere Zeit und den beglückten Frieden bringe. Dasselbe hoffen von ihrem wiedererstehenden altnationalen Aztekenkaiser mit dem flimmernden Goldbart die indianischen Träume eingeborener Bewohner Mexikos, des Landes, das in dieser nächsten Gegenwart neben den kadmeisch widereinander mordenden Völkern Europas den meisten Anlaß hat, sich nach der Niederringung der Mächte des Truges durch den siegkräftigen Hüter des Friedens zu sehnen.

An meine liebe Frau. Von Fritz Meyer, Oeynhausen.

(Gefallen als Leutnant im Westen.)

Wenn ich einst fallen sollt', dann muß dein Sinn
Sich still in Gottes heil'gen Willen fügen;
Dann muß es dir zu süßem Trost genügen,
Daß ich den Heldentod gestorben bin.
Dann zeige stolz in leidverklärten Zügen,
Wieviel du gabst dem Vaterlande hin!
Schwer liegt auf Blütenkelchen oft der Tau;
Das Leid kommt auch vom Himmel, liebste Frau!

Wenn ich einst fallen sollt', dann muß dein Mund
Den lieben Kindern deinen Schmerz verhehlen;
Dann mußt du ihnen viel von mir erzählen,
Und, wie ich euch geliebt, tu ihnen kund!
Wenn sich die letzten Sonnenstrahlen stehlen
Zu euch ins Zimmer, leis, beim Dämmerschein,
Und man dein Antlitz sieht nicht so genau,
Dann darfst du auch mal weinen, liebste Frau.



Französische Kulturträger: Senegalneger, die bei den letzten Kämpfen durch bayerische Truppen gefangen wurden.
Aufnahme der Hofphotographen Gebr. Hirsch.

Im Trommelfeuer an der Somme. Ein Tagebuchblatt von Paul Beschow.

Nie werde ich die Stunden vergessen. Es war ein trüber, wolkenverhangener Vormittag. Ich war drei Tage und drei Nächte im Graben gewesen und ging zur Batterie zurück, in der leisen Hoffnung, einmal gründlich ausschlafen zu können. Freilich schwante mir schon, daß es dort nicht allzuviel Ruhe geben könne, denn seit dem vorigen Morgen hatte sich das Schießen der englischen Artillerie zu einem regelrechten Trommelfeuer verstärkt. Ein Zeichen, daß neue Angriffe bevorstanden. Auf dem ganzen Wege begleiteten mich platzende Schrapnells, sodaß ich mich beeilte, zur Stellung zu kommen. Wie ich auf einer Bodenwelle stand, merkte ich, daß es dort erst recht nicht geheuer war, denn schwere Granaten wühlten sich hier ein, und immer wieder ging unter wüstem Krachen eine Fontäne von Staub und Erde in die Luft. Da rief und winkte jemand aus der Batterie. Es war unser Hauptmann. Kaum war ich bei ihm, so rief er mir zu: „Nehmen Sie drei Kabelrollen und kommen Sie schnell mit." Ein anderer Telephonist stand schon fertig da, den Apparat auf dem Rücken, die Kabelrollen umgehängt. „Krüger ist tot", flüsterte er mir zu, mit einem scheuen Seitenblick auf eine Zeltbahn, die einen am Boden liegenden menschlichen Körper bedeckte. Dann allerdings mußte ich mit, dann blieb kein Telephonist weiter übrig.

Krach! Krach! Zwei 15 cm-Granaten krepieren dicht hinter den Geschützen, märchenhafterweise ohne zu schaden. Wüst genug sah es aus; überall um die Geschützstände Schußkrater, vom breiten 15cm-Loch bis zu dem 4 m tiefen der 28 cm-Haubitzen. Ausrüstungsstücke, Munitionskörbe zerrissen, verschüttet; der einzige Wohnunterstand durch Volltreffer zerschlagen, daß die Balken schief in die Luft starren.

„Haben Sie alles? Na, dann los." — Voran der Hauptmann, dann wir zwei Telephonisten, marschierten wir anscheinend auf die Spitzen des B . . waldes zu, die über eine Höhe hinwegragten. Unterwegs schlossen wir den Draht an, und nun begleitete uns das wohlbekannte Surren der Kabeltrommel. Glücklich kamen wir durch einen breiten Feuerstrich durch und hatten auch eine schanzende Schützenlinie hinter uns gelassen. Da blieben wir, während ich neuen Draht anschloß, einen Augenblick stehen. „Ei, ei, das ist doch ein bischen sehr windig," bemerkte unser Hauptmann, nach vorn sehend. Wir dachten nur beide: ‚da sollen wir hindurch'? Denn vor uns, bis auf die Höhe hinauf, lag ein wütendes Sperrfeuer aller Kaliber. Eine schmutzig braune Wolke lag über dem Boden, darüber ballte sich dickes, grauweißes Gas. „Na, dort auf die Höhe, zu dem Graben, müssen wir. Wir können auch durchkommen. Gasmasken vor und marsch!"

Bald waren wir mitten im Heulen und Krachen, in den dichten, meist freilich nur bis zum Koppel reichenden Gaswolken. Neben uns spritzten Sand- und Eisensplitter hoch. War das nicht ein Zünder, der Schatten, der vorbeisauste? Die Gläser der Maske beschlagen. Halbblind, fast taub von dem Donnern und Krachen rings, taumelt man weiter; stolpert über Granatlöcher, zerreißt sich an altem Stacheldraht die Stiefel. Liegt da nicht ein Toter? — Es ist der einzige auf der ganzen leeren Fläche. Wir eilen im Feuer weiter.

Hurra, im Graben! — Ein Sprung, drin waren wir, und — versanken bis an die Knie in gelbem Lehmschlamm, der oben in die hohen Reiterstiefel hineinquoll.



Deutsche Stellung an der Somme. Aufnahme des Illustrations-Photoverlages.

„Ich glaube, wir können die Gasmasken abmachen." Also runter mit den Gasmasken und tief Atem geschöpft. Wir wateten weiter. Der Graben lag im Augenblick günstig, denn nur vereinzelte Schrapnellkugeln schwirrten herein. Freilich immerhin genug, um drei Mann unschädlich zu machen. Endlich war trockener Boden unter unseren Füßen.

An einer Ecke sagte der Hauptmann: „Hier schließen Sie an, denn von hier aus kann man gut sehen." Gespannt summten wir an, ob uns nicht schon der Draht entzwei geschossen ist. Nein, die Batterie meldete sich. Ich trat zum Hauptmann. Vor uns lag der B . . wald, in den unaufhörlich Granaten einschlugen. Die letzten Kieferwipfel stürzten zu einem undurchdringlichen Knäuel zusammen; das Gelände vor uns, das sich zum Wald senkte, wurde gleicherweise von Granaten aufgerissen, von Schrapnellkugeln gepeitscht. Mancher Sprengpunkt lag uns bedenklich nahe; mancher Aufschlag traf nicht weit von uns auf den Rand oder sogar in den Morast des Grabens.

Im Walde war nichts zu sehen, weder vom Freunde, noch vom Feinde. Dagegen eilten in der Schlucht rechts von ihm kleine Trupps Engländer aus Gräben auf ihn zu; noch weiter rechts knallte wütendes Gewehrfeuer, ballten sich über von Briten besetzten Gräben, aus denen bald hier, bald dort ein paar Mann heraus auf unsere Gräben zu sprangen, die Sprengwolken unserer Artillerie. Der Blick war durch den graulichen Nebel beschränkt, der wie ein Vorhang zwischen Himmel und Erde hing. Die Erde zitterte von den Schlägen der gewaltigen Mordwaffen, sie schien zu zucken in den riesenhaften Spreng-

säulen, die die Geschosse hochwarfen, sie bebte unter dem Hagel von Blei und Eisen, der auf sie niederging. Über den in der Schlucht vorgehenden Engländern ballten sich die Sprengwolken unserer Batterie. Einige fielen; eine Gruppe von fünf Mann, in deren Nähe ein Geschoß krepierte, verschwand in der Erde. Geschickt hatten sie den Rain zwischen zwei Feldern zu einem kaum bemerkbaren Dekkungsgraben ausgehoben. Nun aber legten wir Schuß auf Schuß dahin. Die Wirkung mußte groß sein, denn einige sprangen aus dem Graben, flüchteten kopflos über das freie Feld, wo sie noch eher von Sprengstücken ereilt wurden. Aber auch bei uns im Graben wurde es unbehaglich. Deutlich sahen wir die Aufschläge, die bis dahin im Wäldchen gelegen hatten, uns immer näher kommen. Da, schon saßen zwei schwere hinter uns. Wir hatten uns hingeworfen. Erde und Steine regneten auf uns. Der Hauptmann sah mich an, ich ihn: „Wir scheinen ja beide noch gesund und munter zu sein," sagte er mit grimmigem Humor. Glaubten die Engländer den Wald in ihren Besitz, daß sie das Feuer feindwärts verlegten? Für alle Fälle legte der Hauptmann einzelne Schüsse auf die englische Seite des Waldes. Unsere Granaten saßen immer wundervoll, da der Hauptmann durch den Fernsprecher das Feuer genau leiten konnte. Plötzlich geschah aber das schon lange Gefürchtete. Mein Kamerad meldete: „Herr Hauptmann, die Verbindung ist gestört." — „Ja, da hilft nichts, da müssen Sie versuchen, den Draht zu flicken." Zu mir gewandt: „Sie will ich hier behalten; wir rücken beide zusammen aus, wenn die Engländer bis hierher kommen sollten." Und wieder das grimmige Lachen von vorhin. Mein Kamerad ging. Er ist auch glücklich durchgekommen. — Schweigend betrachteten wir einige Zeit lang das wahnsinnige Gewitter von Menschenhand, daß sich immer näher um uns zusammenzog. Der Hauptmann brach das Schweigen: „Ob der Erfolg der Engländer ihrer Aufwendung von Munition entspricht? Ich glaube, die da drüben haben sich die Sache anders



Deutsche Infanterie in Erwartung des Feindes. Aufnahme des Illustrations-Photoverlags.



Mehr als 900 gefangene Franzosen auf dem Marsch durch Péronne. Aufnahme des Illustrations-Photoverlags.

gedacht." Dann steckten wir wieder beide den Kopf in den Graben, weil Schrapnellkugeln über ihn hinwegsausten, preßten uns noch näher an den Boden, als die Wand von einem nahen schweren Aufschlag erzitterte, der Sprengkegel auf uns niederfiel. Und es ging auch diesmal gut ab. Doch, wenn ich zurückdenke, solange wir an der Somme standen, wie oft ging es nicht gut ab! — Keuchend, die Rechte um das Gewehr gekrampft, kam ein Infanterist den Graben herauf von vorn. Da noch einer, eine ganze Reihe.

„Wo wollt Ihr hin?" fragte der Hauptmann. „Wir sollen in die Aufnahmestellung zurückgehen. Die Engelskes haben uns den ganzen Graben mit 38 cm und 24 cm zertrommelt. Dreimal sind sie gegen Morgen angekommen. Sie liegen wie Heringe so dicht vor unserer Stellung. Gehalten haben wir so lange es ging; aber jetzt ist der Graben ganz zertrommelt. Ein paar Mann sind wir noch; die meisten sind von den Granaten getroffen oder verschüttet. Nun sollen wir in die Aufnahmestellung zurück!" Wuttränen blinkten in den Augen des Gefreiten, der das sprach.

„Wer hat das befohlen?" — „Unser Bataillonsführer." „Aha, da kommt ein Offizier."

Der herangekommene Kompagnieführer bestätigt die Aussage seiner Leute; sie eilen weiter, nach hinten.

Ich hatte inzwischen ein paarmal die Leitung geprobt. Plötzlich meldete sich die Batterie. Schnell wurde die Nachricht, daß hier die Infanterie räumen müsse, zurückgegeben, und ein lebhaftes Sperrfeuer auf die vom Kompagnieführer bezeichneten Punkte gerichtet. —

Immer stärker wurde jetzt das Feuer um uns. Kaum hatte der Hauptmann noch Anweisung für automatisches Schießen gegeben, als die Leitung wieder versagte. Wir warteten; aber die Verbindung blieb gestört. „Wo wir hergekommen sind, kommen wir nicht mehr durch. Allein halten wir beide den Graben auch nicht, mit der Batterie haben wir keine Verbindung. Nehmen Sie also Ihren Apparat, und dann wollen wir versuchen zurückzukommen." Ich nahm meinen Apparat, und begleitet von dem tollen Feuer, wateten wir in dem Schlamm rückwärts. Von den vorhin durchgekommenen Infanteristen lagen zwei Tote neben einem Volltreffer.

Der Laufgraben wurde wieder trocken, wandte sich nach rückwärts. Wenn auch die Granaten rings niedergingen, Schrapnells platzten, notdürftig schützte der Graben doch.

„Gut gebrüllt Löwe!" Beide preßten wir uns hart an die dem Feinde zugekehrte Grabenwand. Ein flankierendes Schrapnell warf seine ganze Ladung in den genau in der Schußrichtung liegenden Teil des Grabens, der vor uns rechtwinklich lag. Nun hieß es springen. Wo der Graben parallel mit dem Feinde lief, waren wir gegen Kugeln und Steinsplitter etwas geschützt; die nach hinten führenden Windungen dagegen hieß es durchspringen, ehe das nächste Schrapnell platzte. Gegen die Granaten schützte eigentlich nichts, denn über so manches Schußloch im Graben hatten wir zu klettern.

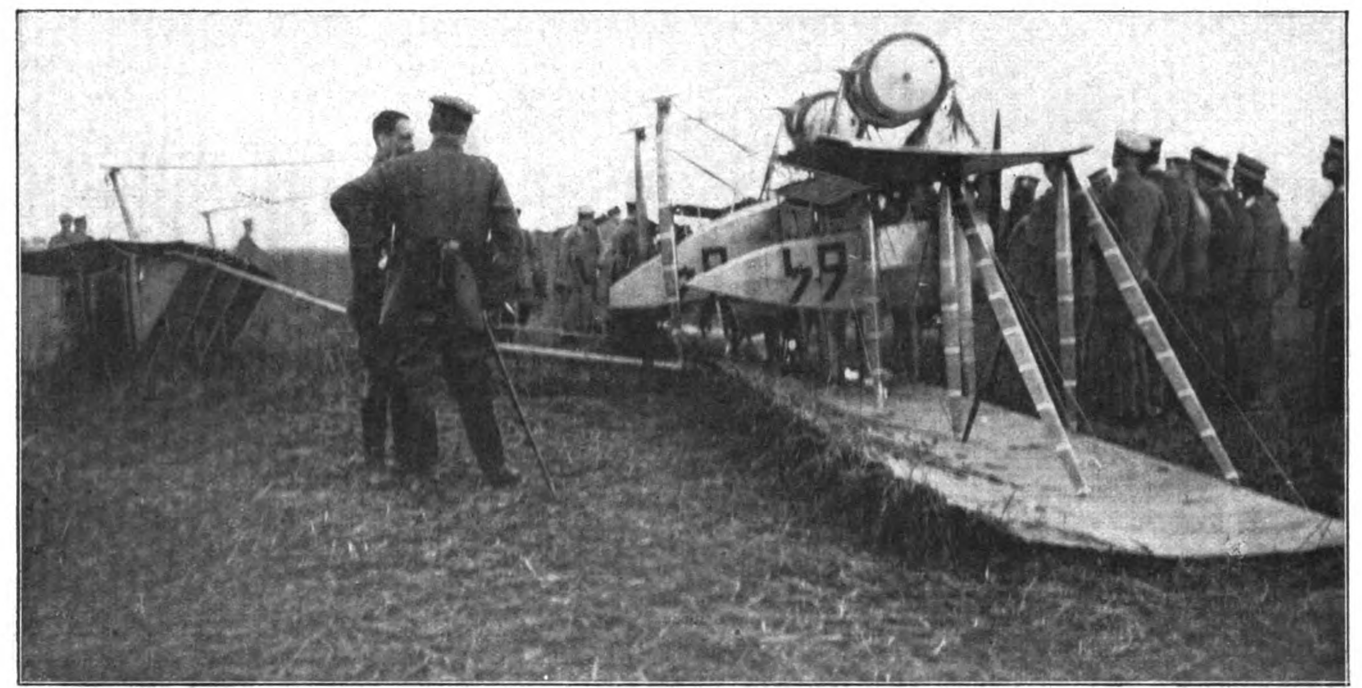
Woher kam es, daß gerade dort, wo wir gingen, kein Geschoß einschlug? Ich weiß nicht. Ich weiß nur, daß ich die Lippen aufeinandergepreßt und daß eine kalte, hohle Ruhe über mich kam. So ruhig war ich, daß es mir als etwas Selbstverständliches erschienen wäre, hätte eine Granate mich zerrissen. Meinem Hauptmann mußte etwas ähnliches durch den Sinn gehen, denn einmal rief er mir zu: „Mir wäre es gleich, wenn ich fiele; ich mußte ja hier herumlaufen. Bloß meine Frau und meine beiden Mädchen!"

Doch wurde es noch schlimmer. Der Graben wurde immer flacher. Man sah, daß er in Eile ausgehoben und unvollendet geblieben war. Schließlich war er nur knietief. Jedesmal, wenn ein Schrapnell kam, lagen wir dann katzenbucklig an der Grabenwand, und sahen fast gleichgültig die Kugeln in den Lehm der unbedeckten Stellen schlagen. Dann sprangen wir wieder auf, liefen weiter, lagen wieder am Boden. Es war das reine Katze- und Mausspiel.

Endlich wurden die Schrapnells seltener, die Sprengpunkte blieben unwirksam weit vor uns liegen. Wir waren an einen Schützengraben gelangt, der frisch ausgehoben und besetzt war. Erstaunt blickten die Infanteristen uns an. „Was ist das für eine Truppe?" — Es war ein Truppenteil, der vorübergehend in Reserve kommen sollte. „Wo ist Euer Leutnant?" — Wir gingen, wohin sie zeigten, außerhalb des engen Grabens an ihm entlang. Da steckten auch von ihnen, die sich bis dahin tief in den Graben geduckt hatten, einer nach dem andern neugierig den Kopf heraus. Das feindliche Feuer lag weiter vorn und ganz weit hinten, nur vereinzelte Aufschläge kamen näher, vereinzelt zischten Zünder bis zu uns, um lautlos im Boden zu enden. Wir hatten den Leutnant erreicht. Der Hauptmann setzte ihm die Lage auseinander. „ — — also ist an dieser Stelle jetzt die erste besetzte Stellung. Die muß unbedingt gehalten werden!" — „Jawohl, Herr Hauptmann." Fest, einfach klang die Zustimmung des Kompagnieführers. Da reichte ihm mein Hauptmann die Hand. Ein fester Druck. Ein unerschütterlicher Entschluß war besiegelt. Wir gingen weiter. Uns nach tönte die Stimme des Leutnants, der sich auf den Grabenrand stellte und seinen Leuten zurief: „Habt Ihrs gehört? Wir halten unsern Graben, — unbedingt!" „Jawohl,



Marktplatz von Péronne mit zerschossenen Häusern und dem Denkmal der heldenmütigen Jungfrau von Péronne.
Aufnahme des Illustrations-Photoverlags.



Ein abgeschossener französischer Kampfflieger mit zwei Motoren. Aufnahme von Paul Wagner.

Herr Leutnant," antwortete die ganze Kompagnie, hier ernst, hier wehmütig doch fest, hier stürmisch.

„Ich gehe jetzt soweit nach vorn, bis ich was sehen kann, und winke Ihnen, wohin Sie den Draht legen sollen. Schließen sie an unsre nächste Leitung an." „Jawohl, Herr Hauptmann; dort am Baum liegt unser alter Draht."

Ich ging nach rechts zum Draht, der Herr Hauptman vor, unbekümmert um das Feuer, das ihn dort aufnahm. Was lag am Leben! Wenn nur die Engelskes nicht vorkommen! — Man denkt nicht immer so; aber in jenem Augenblick dachte ichs, und sie, die Reihe Infanterie dort im Graben? Sie hätten nur kommen sollen, die kakhigelben Sturmwellen. Aber noch kamen sie nicht, wütender und immer wütender ging das Artilleriefeuer vor uns auf das leere Feld nieder. Ich hatte meine Drahtrolle an die alte Leitung angeschlossen und blickte nach vorn. Dort stand, als Hintergrund zwei mächtige, schwarze Sprengsäulen, die gerade hochgingen, mein Hauptmannn. Er winkte mit dem Spaten. Also dorthin. Als ich über den Schützengraben kam, sprach mich ein Unteroffizier an. „Das muß man aber sagen, Ihr habt die Ruhe weg!" — „Ja, einer muß nun mal vorn stehen." — „Das sage ich auch. Na, haut nur ordentlich rein in die Engländer, daß es sich wenigstens lohnt, wenn die Kugel einen trifft."

Wußt ich's doch, auch sie dachten nur alle daran, dem Feind zu schaden! Sie faßt jeden, diese grimme Wut, der ein paar Stunden Trommelfeuer mitgemacht hat.

Von einem tiefen Granattrichter aus beobachteten wir. Bald war unsere Batterie eingeschossen. Ich sehe die Gelben noch fallen, zurücklaufen, wenn ich die Augen schließe.

Und wir schossen, schossen. Mit verbissenem Grimm kämpften wir paar Feldbatterien gegen die übermächtig im Schutz ihrer Artillerieübermacht aus ihren Gräben vorbrechenden Sturmkolonnen; mit ingrimmiger Wut hielt die Infanterie im Trommelfeuer, um noch aus den letzten Grabenfetzen heraus den Feind zu bekämpfen. —

Sie haben an dem Tage nichts erreicht, die „lieben Vettern." Nachdem ihre Sturmwellen nach ungeheuren Verlusten im Artillerie- und Maschinengewehrfeuer mit Mühe die vordesten Grabenreste besetzt hatten, warf sie am Abend im Gegenangriff unsere Infanterie wieder hinaus. Wenn der Brite die vordersten Schützengräben tot gefeuert hat, wird er wieder vorrücken, aber höchsten bis zum nächsten Mann und Graben. Die deutsche Mauer hält!

Sommer 1916. Von Paul Keller.

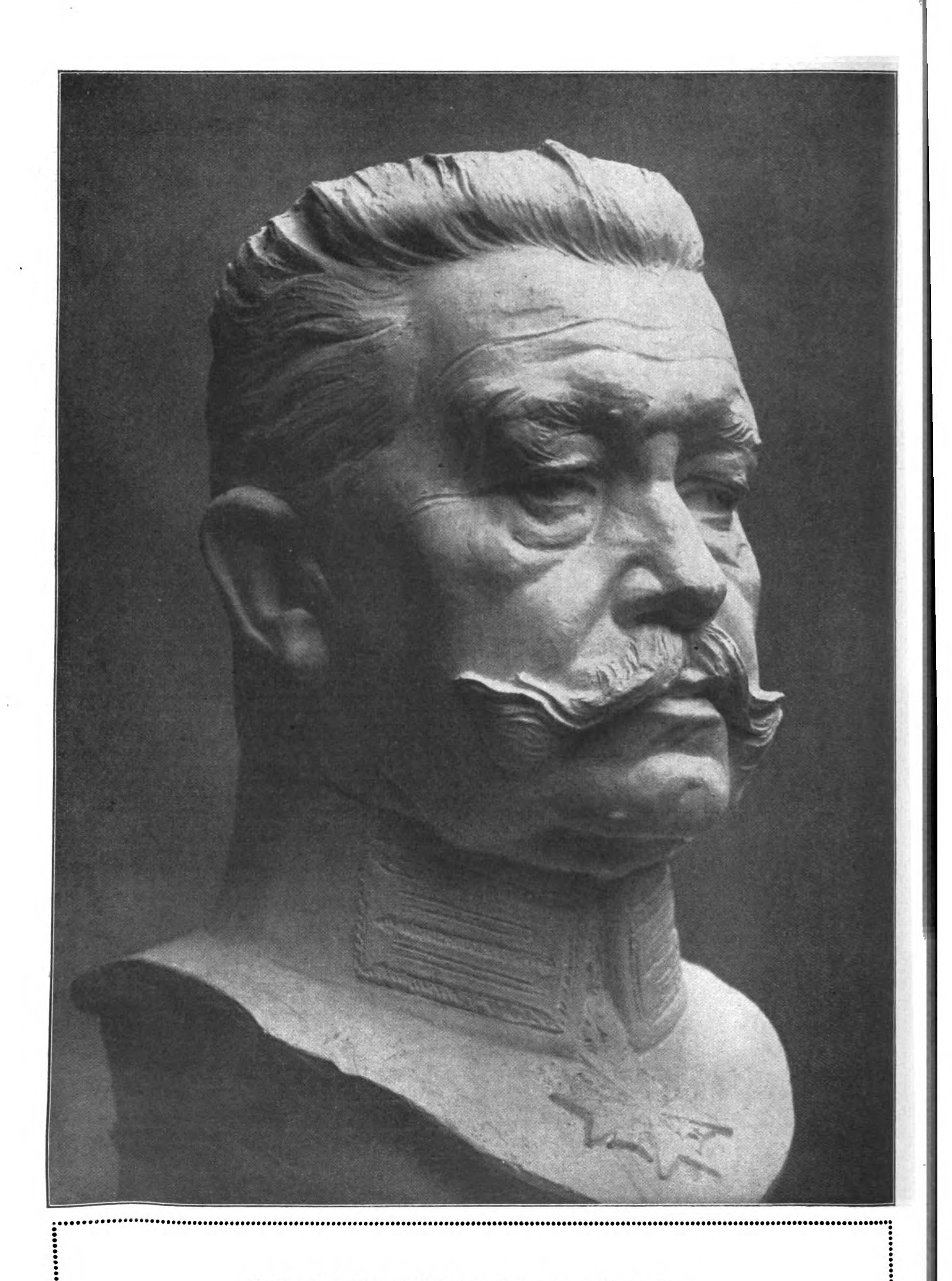
Sonnenscheinschatten
Von Fensterkreuzen
Auf den blaugewürfelten Deckenbezügen
Der Betten, darin wir liegen,
Wir matten,
Wunde aus der russischen Schlacht.

Draußen, erzählen die Schwestern, dacht
Sich das Land, hügeln sich grüne, sanftkupplige Kronen
Hundertjähriger Buchen zum Strom hinunter. Die Leute wohnen
In kleinen Häusern auf Treppengassen von winkligem
Ausgetretene Steinstufen steigen bergan [Lauf.
Zum hohen Schloß mit Friedturm, Erkern und Giebelaltan.
Blinde und blanke Fenster schlagen die Augen auf
Und schließen sie vor lauter Sonne in langen Fluchten.

Wenn die Sommerwolken müde sind, legen sie an Giebeln und Kuppen an,
Ruhen eine Stunde oder zwei und fahren weiter zu ihren Buchten
Im Morgenland oder Mitternachtland.
Kinder spielen wieder die kühlen
Lindensträßchen hinab auf den ausgeholperten Katzkopfsteinen.
Krieg hängt nur an eisernen, kleinen
Zierkreuzen in manchen Ladenfenstern. Ganz weit
Verläutet die Straßenbahn. Ans Ufer gehen Mädchen, die Haare voll Wind,
Steigen in Boote, ordnen über die Bänke zierlich ihr Kleid,
Kühlen die schlanken Hände, bis sie voll Perlen sind,
Blinzeln und träumen über die Eintracht der Dächer zum Schloß hinauf
Und zu den weißen Wolken ... erzählen die Schwestern im Sonnenschein.

Eine verstörte Karte bei meiner Post.
Aus Frankreich. Vom Bruder.
Daß sie durchkam, wo das Sperrfeuer tost!
Wo die Artillerien wie wilde Riesen zwei Mauern bauen
Ohne Erbarmen, Mauern von Stahl und Granaten,
Mauern von Fetzen und Grauen.
Bruder, und du, in entsetzlicher Hast,
Liegst dazwischen in einem Loch, zitternd, Heimat in deiner Seele.
Feindestod vor Dir. Brudertod bei Dir.
Preisgegeben der Leidenschaft
Bluthungriger, fressender Eisenmauern,
Hilflos. O, Bruder Du!
Daß du lebtest!

Sonnenscheinschatten. —
Kreuze liegen
Auf unsern Deckenbezügen;
Kreuze liegen auf uns Matten,
Wunden aus russischer Schlacht,
Kümmerlichen, bis in die Träume der Nacht.



Büste des Generalfeldmarschalls von Hindenburg.
Von Prof. Ludwig Manzel.

Eine Nachtfahrt zur Front. Von Kurt Küchler (Landsturmmann).

Das Lager der Fuhrparkkolonne befand sich dicht bei einer Landstraße, für alle Vorüberkommenden durch die Wegeböschung vollkommen verdeckt. Ein unscheinbarer, schluchtartiger Sandweg führte durch die Böschung. Wir gingen hundert Schritt, folgten einer Biegung, und standen mit einem Mal vor einer bewegten und vielgegliederten Welt, die sich wie durch Zauberwort überraschend unseren Augen erschloß.

Im Halbkreis, einer Ringmauer gleich, lag eine zwanzig Meter hohe Felsenwand aus grauem Kalkstein um einen weiten, freien Platz. Sieben, acht, zehn Höhlen, eine neben der andern, durch groteske und zackige Pfeiler von einander getrennt, rissen schwarze Löcher in die Wand. Lichter standen wie matte, glanzlose Sterne in den dunklen Schlünden. Rauch quoll aus Schornsteinröhren, die aus den Höhlen kamen und die Felswand emporkletterten. Soldaten in hellen Arbeitsanzügen traten aus der Finsternis der Öffnungen in die strahlende Helle des Tages, und als sich unsere Augen an die Schattentiefen der Eingänge gewöhnt hatten, unterschieden wir die Leiber von Pferden, die in den Höhlen standen. Auf dem freien Platz sahen wir vierzig, fünfzig Wagen in sauber ausgerichteten Reihen, Kriegslastwagen mit halbem Verdeck. Wir hörten das Klingen von Schmiedehämmern, Geräusch von klirrenden Ketten und das Schnauben der Pferde, ein kräftiger Stallgeruch wehte an unseren Nasen vorbei.

Was wir sahen, war das Lager einer Fuhrparkkolonne.

Der Vizewachtmeister führte uns durch das System der Höhlen, die strahlenförmig in das Innere des Hügels eindrangen. Die Höhlen in diesem Teil der Westfront sind, wie man weiß, durch die bergwerksmäßige Ausbeutung des weichen Kalksteins entstanden. Da die französische Regierung den fruchtbaren Ackerboden auf den Hügeln erhalten wollte, verbot sie den Abbau der Steine auf dem Wege des einfachen Ausbruchs aus dem Gelände. Wie die Maulwürfe mußten sich die Arbeiter in die Steinmasse einbohren und eingraben. So entstanden dicht unter der Erdoberfläche diese breiten Gänge und die weiten Kammern, und überall blieben mächtige, oft grotesk geformte Pfeiler und Wände stehen, um die Decke zu stützen, über der wie ein dicker Teppich das fruchtbare Erdreich liegt, mit Kornäckern, Weiden und Luzernenfeldern. Nun bilden diese Höhlen gute und bombensichere Unterkunftsstätten für Mannschaften, Pferde, Proviant und Munition. Sie sind alle mit elektrischem Licht ausgestattet worden, in den Winkeln und Nischen gibt es Stuben aus trockenem Holz, sinnvoll eingesprengte Schächte sorgen für ausreichende Lüftung.

Für die Fuhrparkolonne war dieses System von Höhlen eine wahre Fundgrube. „Wir haben hier," sagte der Wachtmeister, „eine Stadt oder einen Staat für uns!" Mit Stolz führte er uns durch seine schattenreiche, geräuschvoll belebte Unterwelt. Wir kamen durch Ställe, die für mehr als hundert Pferde eingerichtet waren, durch eine Wagenbauwerkstatt, eine Hufschmiede; wir sahen Schneiderstuben, Schusterstuben und eine Sattlerei; weiter Küche, Vorratsraum und Futterkammer, Mannschaftsräume, Unteroffizierwohnungen und Kantine. Wir staunten. „Ach, wir haben noch viel mehr," sagte der Wachtmeister „wir haben eigene Heugewinnung und eigene Wasserversorgung mit Bassin und Rohrleitung, wir haben Weiden für kranke Pferde, in Tälern, die vom Feinde nicht eingesehen und beschossen werden können, und, was die Hauptsache ist," fügte er lachend hinzu, „wir haben eine milchgebende Kolonnenkuh, ein Kolonnenschwein, das bald reif fürs Messer ist, und siebzehn Kolonnenhühner mit einem Eierertrag von sechzig Eiern die Woche! Und zwei brave Kolonnenhennen sitzen augenblicklich den sechszehnten Tag auf vierunddreißig Kolonneneiern!"

⁂ ⁂ ⁂

In jeder Nacht muß die Kolonne mit einem Viertelhundert Fahrzeugen zur Front. Tagsüber wäre die Fahrt gefährlich und unmöglich, da die Zufahrtsstraßen vom Feinde eingesehen und beschossen werden. Die Finsternis ist die beste Deckung. Ich durfte die Kolonne auf solch einer nächtlichen Fahrt zur Front begleiten.

⁂ ⁂ ⁂

Ein wundervoller Sommerabend war heraufgekommen. Am westlichen Himmel stand ein letztes, schwaches Leuchten. Blaßgrüne Streifen lagen still und zart im amethystfarbenen Dunst. Klar umzeichnet, mit tiefen Schatten im dunklen Grün, standen die Bäume in der taubengrauen Dämmerung.

Wir saßen auf einer Wagendeichsel, warteten auf die Dunkelheit und sahen zu, wie die Pferde ins Geschirr gebracht wurden. Als die Nacht das letzte Leuchten vom Horizont weggewischt hatte und sich hoch am Himmel Stern neben Stern entzündete, verließ der erste Wagen den Fuhrpark. Die Hufe stampften den Sand, es klang und klirrte im Geschirr, die Räder knarrten und krachten, es knatterte im Holz der Wagen. Ich saß auf einem der ersten, neben dem Fahrer, einem derben, rotblonden Burschen aus der Eifel, der Zügel und Peitsche fest in seinen dicken Fäusten hielt und unermüdlich Rauchwolken aus seiner kurzen Deckelpfeife sog. Die Wagen fuhren leer, sie mußten zunächst zu einem Pionierpark, um zu laden.

Eine Stunde lang knarrten wir im Schritt über die Landstraße, die fahlweiß unter uns hinglitt. Die Bäume am Wege, die Pappeln und Ulmen, standen in der eisengrauen Luft wie wesenlose Schatten und wuchsen oft wie die reglosen Leiber erstarrter Riesen in den Himmel. Zu ihren Häuptern blitzten die Sterne. Die Wagen vor uns waren wie schwarze, schwankende, formlose Massen, die sich lautlos bewegten, denn das Schütteln und Rütteln des eigenen Wagens verschlang jegliches andere Geräusch. Gehöfte und kleine Dörfer glitten schattenhaft an uns vorbei. An den Dorfstraßen standen zerschossene Häuser: wie klagend emporgereckte Hände ragten kärgliche Mauerreste in die blaue Nacht, Dachsparren standen wie schwarzes Totengeripp gegen den Himmel. Eulen strichen mit schwerfälligem Flügelschlag über uns hin: das waren die einzigen lebendigen Wesen, die wir sahen. In den paar unversehrten Häusern, an denen wir vorüberkamen, war kein Licht, wir waren schon in dem Bereich, wo unsere Soldaten unter der Erde wohnen und schlafen, in der sonderbaren Welt bombensicherer Unterstände, die sie zahllos in Keller, Schluchtwände und Waldhänge hineingebaut haben. Man sah manchmal Lichtstreifen auf der Erde, leuchtende Ritzen; aber wir hörten keinen Laut, tot und schauerlich war die Stille.

Wir kamen zum Pionierpark. Die Wagen wurden eilig beladen und ratterten weiter. Die ersten Fahrzeuge erhielten Minen und Handgranaten, Leuchtpatronen und Infanteriemunition; sie fuhren getrennt von der übrigen Kolonne. Vom Sitz meines Wagens aus sah ich in das Getriebe der Arbeit im Pionierpark wie in ein dunkles, schwer erkennbares Gewoge. Licht durfte der Fliegergefahr wegen nicht angezündet werden. Alles schien hastig und chaotisch. Die Pferde stampften und schnaubten, die Fahrer schrien, die Führer riefen Befehle, das Material klapperte und krachte. Aber aus dem scheinbarem Gewirr und aus der Finsternis löste sich Wagen um Wagen in musterhafter Ordnung und tauchte in die Dunkelheit der Straße.

Als wir wieder auf der Landstraße waren, Wagen hinter Wagen, war es völlig Nacht geworden. Über uns blitzten die Sterne wie mit Silber in den schwarzen Sammet des Himmels gestickt. Weit vor uns war ein schwaches, fahles Leuchten, das war die Front, der wir entgegenfuhren, der schwankende Wiederschein der Leuchtraketen, die bei Freund und Feind unaufhörlich zum Himmel stiegen.

Nun kamen wir vom Kriege nicht mehr los. Nun war die Seele in höchster Spannung. Nun geriet auch der Fahrer, der schwerfällige Pferdeknecht aus der Eifel, in einige Erregung, obwohl er diese Nachtfahrt gewiß zum zweihundertsten Mal machte. Denn wir gelangten in den Bereich des feindlichen Feuers. Eine Fabrik lag am Wegrand, jämmerlich zusammengeschossen; sie war nur noch ein trostloser Haufen von Maschinenresten, Rädern, Kesseln und Stangen. Zerfetzte Bäume glitten an uns vorbei, in der Nacht wie gespensterhaft verzerrte Geistergestalten. Oft sahen wir am Wege Schußlöcher, Einschlagstellen von Granaten, viele mit Faschinen oder Erdsäcken ausgestopft. Schwache Lichtstriche blitzen unweit der Straße, die kamen aus den Ritzen der Unterstände oder der Höhlenwohnungen unserer Soldaten. Wir waren mitten in der Welt, in der die besten Söhne des deutschen Volkes seit vielen Monaten ihr Leben im Dienst der Heimat hinbringen. Es war fast nichts zu sehen; die Dunkelheit lag schwer über dem Land. Aber dennoch war mir, als wäre in der schwarzen Luft ein Raunen von vielen Stimmen, ein Beben wie von hunderttausend Herzschlägen. Rechts und links zog sich der breite Gürtel hin, dritte Stellung, zweite Stellung, Riegelstellung, erste Stellung, und überall Artillerie und Feldwachen, bis zum Meer und bis zu den Alpen. Da lagen die Hunderttausende, immer umlauert vom Feinde, immer im Feuerbereich des Feindes, duldend, wachend und schlafend und ausharrend, keine Stunde ohne Entbehrung und Entsagung. Sie kennen nicht mehr das Gleichmaß der schönen Ruhe, nicht mehr die Süße des Friedens; sie sind alle harte Kriegsleute geworden, sind alle Teilchen, der gewaltigen, furchtbaren und gefürchteten Mauer, die sie in Feindesland zum Schutz der Heimat gebaut haben . . .

„Hüh, hoz!" schrie der Fahrer und strich mit der Peitsche leicht über den Rücken der Pferde. Die Pferde setzten sich in Trab. „Was ist denn los?" fragte ich.

„Jetzt komme mer över die Höhe," sagte der Mann aus der Eifel. „Da sin ich alleweil froh, wenn ich dröwer sin. Da es et ongemötlich, da kumme die Franzuse alsmals mit

Maschinegewehrfeuer . . Se treffe ja nix, aber et es doch ongemötlich!"

„Wie oft sind Sie denn schon diesen Weg gefahren?" fragte ich.

Der rotblonde Bursche lachte: „Hätt' ich vor jede Tour ne Taler, dann wären ich ne reiche Mann! . . Hüh, hoz!" —

Immer näher rückte die Front. Immer strahlender wurde das Leuchten vor uns. Dunkelblaue Nacht wechselte mit weiß schwankender Helligkeit.

Manchmal stieg eine französische Leuchtkugel genau in der Richtung unserer Straße auf, schwebte eine halbe Minute lang in der Luft und überschüttete das Gelände zwischen den deutschen und den feindlichen Stellungen und unsere Straße mit strahlendem, bläulichweißem Licht. Es war ein seltsames Gefühl, das große, strahlende, lauernde Auge des Feindes auf sich gerichtet zu sehen. Aber auch die Nachtaugen der deutschen Front schliefen nicht. Die Leuchtkugeln der Unsern flogen mit langem Funkenschweif in den dunkelblauen Himmel, entzündeten sich, flammten in weißem Brand und sanken erlöschend zurück. Es war ein ununterbrochenes Feuerwerk weißer Lichter, ein Blitzen und Leuchten und Funkensprühen, ein gegenseitiges Suchen und Belauern, ein phantastischer Anblick von packender Gewalt. Wir sahen keinen Menschen, hörten nur das Krachen der Wagen und den harten Hufschlag der Pferde und hatten in der Schattenwüste vor uns das gespensterhafte, lautlose Leben des Lichtes, das von Menschenhänden in den hohen Himmel geschleudert wurde.

Das Rattern der Wagen verstärkte sich zu betäubendem Lärm. Wir fuhren durch einen Schluchtweg und kamen in die schauerliche Nachtöde eines furchtbar zerschossenen Dorfes, unmittelbar am Rande unserer vordersten Stellung. Das war unser Ziel. Als wir hielten, stieg wiederum eine französische Leuchtkugel auf, die das tote, zerbrochene Dorf mit der Kälte ihres weißen Lichtes übergoß. Es war, als beleuchtete ein hundertfach verstärkter Mond das trostlose Trümmerfeld Pompejis. Wir hielten auf einer hochgelegenen Dorfstraße, gegen den Feind durch eine Hügelwand gedeckt, und überschauten den ganzen Ort. Es erschien uns unmöglich, daß dieses wüste Chaos von Schutt und Steinen einmal eine Wohnstätte von Menschen gewesen sein sollte. Es war keine Straße und keine Gasse mehr zu erkennen, das Feld der Trümmer war wie ein Meer, mitten im Gewühl und Gezisch eines Sturmes erstarrt. Der Rest eines Kirchturms stieg aus dem Chaos jammernd und frierend in die Luft, wie der zerbrochene Mast eines Schiffes aus der wühlenden See. Neben der Kirche war ein deutscher Soldatenfriedhof; auf den verwüsteten Gräbern lagen die umgeknickten Kreuze und die herausgebrochenen Grabsteine. „Da liegt mancher brave Jung begraben," sagte der Soldat aus der Eifel leise. Mir stieg es heiß die Augen. Von den deutschen Gräben her kamen Gewehrschüsse, scharf wie Peitschenhiebe. Aus der Ferne knurrte und murrte ein schweres Geschütz.

Jäh erlosch der weiße Mond am französischen Himmel, und nun sah ich in der Dunkelheit Lichtspuren und Lichtritzen im Trümmerfeld: Helligkeit aus den Unterständen. Es war also doch Leben auf dieser Schädelstätte, Leben unter der Erde, deutsche Krieger, deutsches Ausharren. Da war der Friedhof, und da war das Trümmerfeld. Unter der Erde die heldenhaft Gefallenen, die mit ihrem Blute die Zukunft segneten, für die sie starben, und unter der Erde die Lebendigen, die mitten in der Arbeit waren, die Zukunft zu schaffen, für die wir alle das Blut unserer Herzen und das Feuer unserer Seelen hergeben wollen. . .

Während ich dieses dachte, wurden die Wagen geleert. Bretter und Balken polterten an die Erde, Schanzzeug und Eisenwerk klirrte. Dann hieß es aufsitzen und zurück.

⌘ ⌘ ⌘

Ein paar Stunden später, bei heraufdämmerndem Tag, saßen wir mit dem Wachtmeister, der die Kolonne begleitet hatte, auf Hafersäcken in einem Höhlenstall der Fuhrparkkolonne.

Das elektrische Licht unter der massiven Steindecke verbreitete ein dunstiges Licht. Die Pferde, hungrig von der Fahrt, standen auf frisch hingeworfener Streu und fraßen mit mahlenden Zähnen geräuschvoll aus ihren Raufen. Neben uns in schmalen, übereinandergebauten Holzbetten schliefen Pferdewärter und Fahrer einen tiefen, gesunden Schlaf. Nur mein rotblonder Bursch aus der Eifel saß noch auf dem Rand seines Bettes und biß mit seinen starken, gesunden Zähnen in ein Stück Brot. Wir tranken eine Flasche Wein aus der Korpsmarketenderei und hatten an Stelle der Gläser die Trinkbecher von Kochgeschirren.

Als der Wachtmeister mir seinen Becher entgegenhob, sagte er: „Nun haben Sie gesehen, was unsere Leute seit fast zwei Jahren allnächtlich erleben . . Wie oft werden wir diese Fahrt noch machen?"

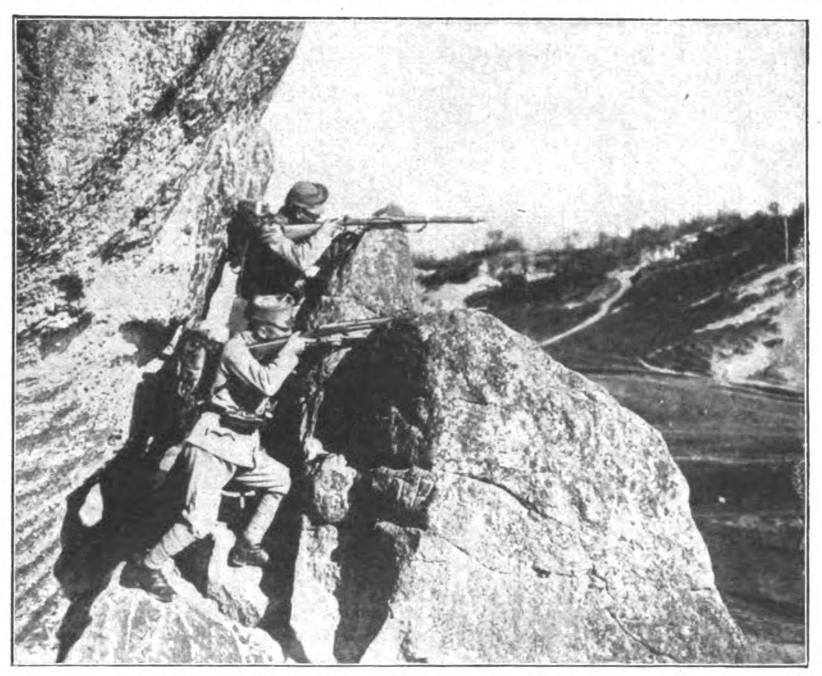
Ich wollte etwas entgegnen, aber da rief der Fahrer herüber, halb lachend, halb mit dem Ernst des Eifelsohnes: „Wenn ich mit meine Wage in Paris Bretter und Stacheldraht ablad, dann könne mer Schluß mache!" Wir nickten heiter und gaben ihm einen Becher Wein.

Als ich heimfuhr, stieg die Sonne herauf. Sie warf ihre jungen, roten Strahlen weit über den Horizont und über die vom Morgentau dampfende Erde, und all das warme, herrliche Leuchten kam aus der Himmelsrichtung, in der die Heimat lag.

Die Klamm. Von Karl Fr. Nowak.

Nirgends sind die unwahrscheinlichen Schwierigkeiten, die der Krieg im Gebirge jedem Kämpfer auferlegt, greifbarer und sichtbarer, als in solch einer Klamm, durch die wir nun schon Stunde um Stunde klettern . . . Heute ist's kaum mehr als ein friedlicher Spaziergang. Die Kanonen schweigen, romantisch unbewegt liegt die Schlucht in ihrer ganzen, wilden, malerischen Schönheit. Aber vor Tagen und Nächten war hier Kampf; die Felsen bebten und schrien unter den einschlagenden Granaten. Doch man kam hinüber . . . Wie es gelang, ist freilich eine phantastische, noch nach dem Gelingen einfach rätselhafte Geschichte.

Oft genug im Weltkriege, der die Massen gegeneinander ausspielt, der die Massen vernichtet und durch die Massen Erfolge erzielt, sind doch gerade von Einzelnen wichtige Wirkungen und wichtige Fortschritte gekommen, wobei diese einzelnen Männer noch nicht einmal von besonderem Range sein mußten. Eines Tages marschiert ein kleiner, unbekannter Leutnant aus. Er hat sieben Mann mit. Plötzlich steht er vor einer regelrechten Festung. Es ist ein starkes Panzerwerk des Feindes, hat schwerste Geschütze und ist stark besetzt. Aber der kleine, unbekannte Leutnant überlegt nicht lange: geht los mit seinen sieben Mann, dringt in das Fort ein und erobert das Panzerwerk, das ohne Zweifel ausgiebiger Belagerung eine gute Weile getrotzt hätte . . . Ein andermal nimmt ein anderer junger Leutnant sechs Jäger auf eine Streife mit. Sie kommen an eine Maschinengewehrstellung. Natürlich greifen sie sofort an. Ebenso natürlich kommen die sieben Menschen mit zweihundertundsechzig Gefangenen zurück, darunter sind vier feindliche Offiziere. Das liest und hört sich nachher wie eine selbstverständliche Geschichte, und ist doch, wenn man die Ausführung überlegt, ein märchenhafter, geradezu abenteuerlicher Vorgang. — Die Felsklamm war ein schweres Hindernis. Ihre Überwindung war sicherlich mit recht viel Kopfzerbrechen verbunden. Dann war eines Tages doch auch die Schlucht überwunden:

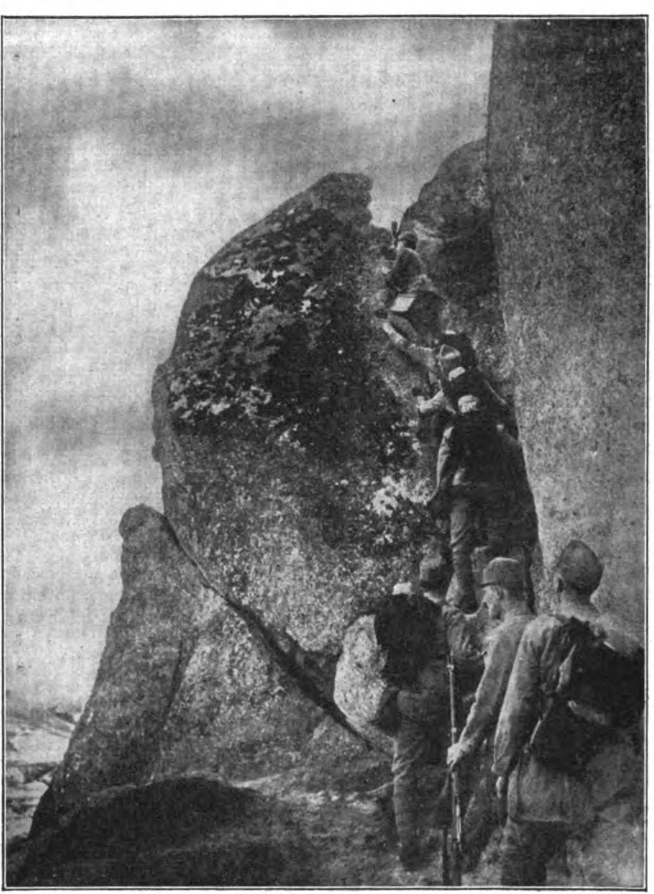


Vorposten im Anschlag. Aufnahme von Paul Wagner.

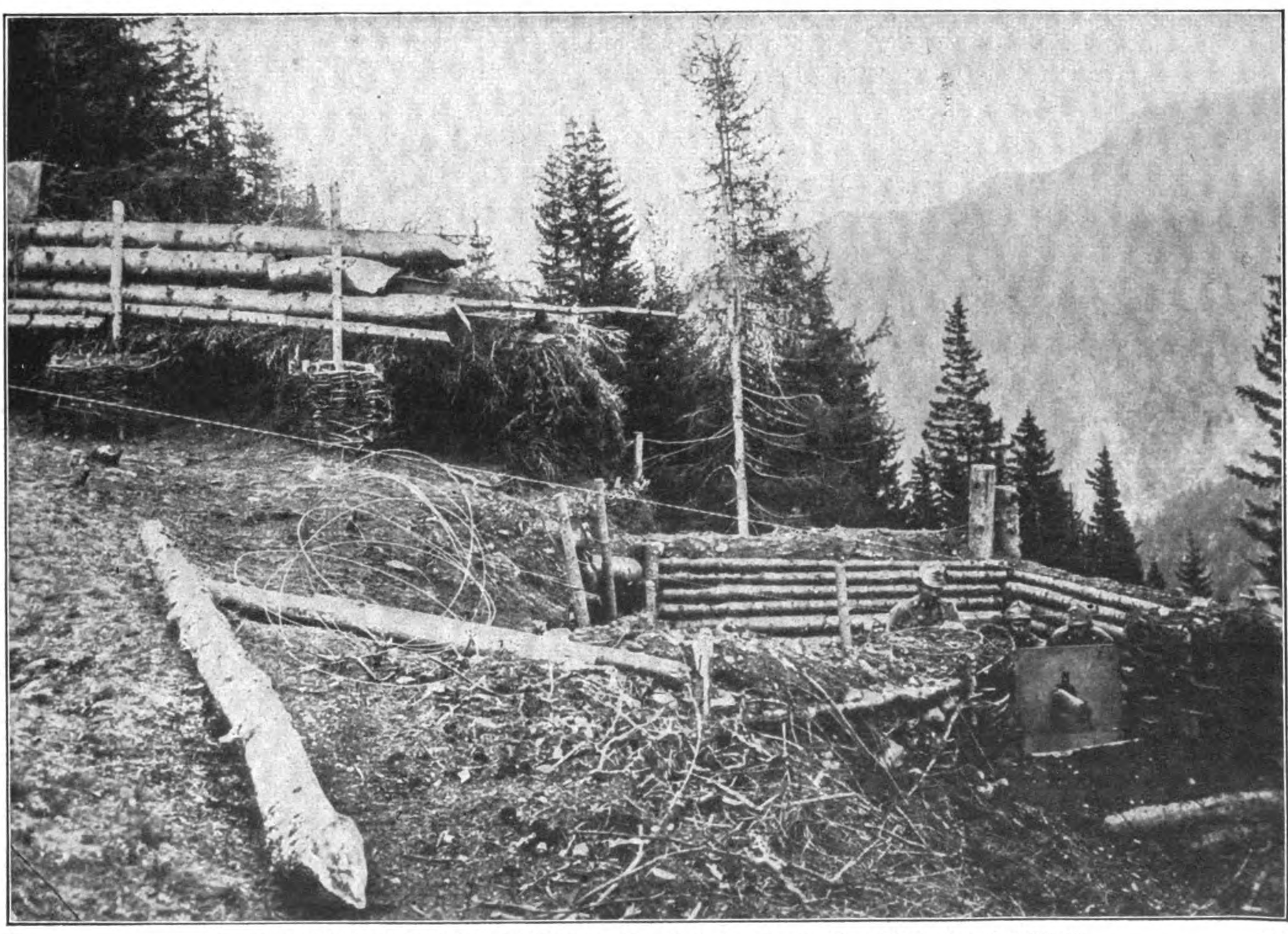
eigentlich durch einen Unterjäger, einen ganz einfachen Unterjäger. Wiederum mit ein paar Mann . . .

Die Schlucht fiel senkrecht etwa siebenhundert Meter ab. Hier an einen Abstieg zu denken, war ohne Zweifel verrückt. Der Unterjäger Bauer dachte auch nicht an den Abstieg, sondern machte ihn. Nahm eine Patrouille und begann mit den Leuten zu klettern, wie dies sonst nur Gemsen tun. Einen Weg gab es nicht, einen Steg gab es nicht; es gab nur Schroffen, Zacken, Zinken, Rillen und Felsen. Die Leute turnten, seilten sich, hoben sich, ließen einer den andern gleiten. Als sie nach vielen Stunden, heil, wie durch ein Wunder, unten ankamen, fiel ihnen nicht im Traume ein, in der Schluchtsohle zu rasten. Sie kletterten ganz im Gegenteil sogleich die andere Schluchtwand wieder empor, die gleichfalls siebenhundert Meter hoch war, ebenso senkrecht stand, wie die Wand drüben, und auf der das Klettern gleichfalls wieder ein Turnen und sich Seilen und Heben war . . . Schließlich aber wurde das Ziel erreicht. Man war oben, kein Mann fehlte. Und jetzt begann im Grunde erst die Arbeit, um derenwillen sie alle Hals und Kragen gewagt hatten. Die feindlichen Feldwachen, die feindliche Truppenstärke war auszuspähen. Sofort mußte die Meldung darüber zurück an die eigene Artillerie. Dann wurden wenigstens die Feldwachen ein wenig eingeschüchtert und erschreckt, so daß sie vom Felsrand der Schlucht um eine Kleinigkeit zurückgingen und gemütlichere Lagerplätze aufsuchten. Kaum war dies geschehen, so grub sich der Unterjäger mit seiner Handvoll Leute ein. Jetzt merkten die Feldwachen, was eigentlich los war. Und sie rannten an . . . rannten ganz umsonst an; denn der Unterjäger hatte sich dort oben einen ganz richtigen Brückenkopf ausgebaut. Und den Brückenkopf hielt er.

Die Italiener schickten eine Kompagnie, eine zweite Kompagnie, eine dritte, — der Unterjäger war nicht herauszubeißen. Freilich machte inzwischen auch eine k. und k. Kompagnie die Kletterpartie nach; Felswand hinab, Felswand hinauf, geradeswegs zu auf den Unterjäger. Als sie oben waren, wurde der Brückenkopf erweitert. Erst war's ein ganz kleines Loch gewesen, zäh um jeden Preis von einem Halbdutzend Menschen verteidigt; jetzt wurde das kleine Loch schon ein kleiner Halbkreis. Und dieser Halbkreis wurde allmählich ein Boden. Er wuchs und dehnte sich, und nach vierundzwanzig Stunden war's ein großes, breites, stattliches Fort. Unten in der Schlucht krabbelte es schon von vielen, vielen Soldaten. Sie stiegen alle die Felswand empor. Das waren die Kampftruppen, für die oben das Tor geschaffen war. Einen Tag später war der Feind auch vor dem Tor geworfen. In breiter Front. Er war in einer großen Schlacht geschlagen. Der Unterjäger Bauer bekam noch in seinem Brücken-



Schwieriger Aufstieg in den Felsen. Aufnahme von Paul Wagner.



Auf dem Brückenkopf eingebautes Maschinengewehr. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

kopf die Goldene Tapferkeitsmedaille. Eigentlich war er an der ganzen Schlacht, an dem ganzen Erfolg höchst mitbeteiligt.

Verwegener und schwieriger konnte seine Arbeit nicht sein. Verwegener und schwieriger kann sich auch kein Aufmarsch gestalten, als ihn von unten her die Kampftruppen in der Schlucht hatten. Auch in der Sohle zwischen den beiden Felswänden gibt es keinen Weg und keinen Steg. Im Frühjahr durchfließt, durchschießt sie, wenn die Schneeschmelze begann, ein wilder, ungeberdiger Bergbach, der aus dem Hochgebirge niederstürzt. Jetzt ist er völlig ausgetrocknet und verschwunden: meterhohe rissige Felsblöcke, die mit dem Wasser aus dem Hochgebirge niederdonnerten, kreuz und quer im ganzen Schluchttal. Nicht ein ebener Schritt ist gestattet. Jeder Schritt muß über Risse und Kanten erklettert, erkämpft werden. Die Kampftruppen marschierten in voller Ausrüstung. Mit allem, was sie für den Kampf selbst und für die Verpflegung brauchten. Als oben der Brückenkopf in die Erde gepreßt war und mit einer maßlosen Erbitterung gegen alle Anstürme und Verdrängungsversuche gehalten wurde, wußten die Italiener natürlich, was geplant und im Werke war. Die Schlucht heulte unter den Granaten, die nunmehr die Italiener hinunterschickten. Die Kampftruppen marschierten im Feuer unbekümmert ihren schweren Weg weiter, dessen Gefahren nicht so sehr die Granaten waren, als der Absturz zwischen Stein und Finsternis.

Mehr als ein Kamerad stürzte wirklich ab . . . Und jetzt noch liegen der Schläfer viele unten, die man noch nicht bergen konnte. Manch einer noch mit dem Gewehr in der Faust, mit aufgeschnalltem Rucksack. Als wollte er im nächsten Augenblick sich neu erheben und aufs neue versuchen, ob die siebenhundert Meter senkrechter Fels nicht zu bezwingen wären . . .

Aber die Truppe kam doch hinauf.

Bei Tage erst sieht man ganz klar all das Hindernde, das hier in Nacht und Finsternis von einer kernhaften Truppe überwunden wurde, die ihr Bestes und fast Übermenschliches hergab. Und jeder Verwundetentransport, an dem wir vorbeikommen, erzählt aufs Neue, was an stummem Heldentum noch vor dem eigentlichen Kampfe und nach dem Kampfe von jedem einzelnen Manne geleistet werden muß. Mit keinem anderen Kriegsschauplatz, wenn man den Kampf in den Montenegriner Bergen ausnehmen will, ist auch nur ein entfernter Vergleich möglich. Der kämpfende Mann wird verwundet. Niemand in der Schwarmlinie kam ihm helfen. Der erste Hilfsplatz, überall sonst dicht hinter den Schwärmen, kann in solchem Terrain nicht errichtet werden. Er läge unbarmherzig bloß vor dem Feindesfeuer. Und gerade nur die allerschwersten Verwundeten kann man forttragen. Die anderen haben zunächst zwei Stunden Weg. Dann der erste Verband. Dann sieben Stunden Abstieg. Die Schwerverletzten werden getragen, über senkrecht abschüssiges, wegloses Gelände. Sie werden gehoben, von Schritt zu Schritt gereicht. Die Krankenträger Mann für Mann dabei in Absturzgefahr. Nach sieben Stunden sind sie beim Regimentshilfsplatz. Er ist einfach genug, hat nur das Nötige an Verbandzeug; schon dies heranzubringen, ist schwer genug . . . Die Verbände werden jetzt erneuert, verbessert, die Verwundeten gelabt. Weiter: neun Stunden, über Stein und Geröll zum ersten Spital. Hier erst ist die Erlösung. Von hier erst rollen wieder Krankenwagen. Freilich immer noch unter den feuernden Kanonen des Feindes . . .

Aber die Verwundeten liegen alle still und geduldig. Kein Wort der Klage. Manche wimmern leise unterm Schmerz der Wunde. Dann treten die Krankenträger noch sachter auf, noch vorsichtiger, — die Krankenträger, die durchs Feuer gehen, durch tausend Strapazen, die den fürchterlichen Weg von sechzehn Stunden hinab und noch mehr hinauf immer wieder machen, wenig schlafen, wenig rasten, immer voll Rücksicht sein müssen: nicht mindere Helden als die Armen, die sie tragen.

Und manchmal überholt den Zug der Verwundeten ein anderer Transport: Italienische Gefangene. Sie sehen alle vorzüglich aus, sie sind alle guter Laune. Der Marsch durch die Schlucht ist ihre letzte Kriegsstrapaze. Das wissen sie. Die einen befreit, erleichtert . . . Die anderen mit zynischer Genugtuung in den Zügen. Im Vorbeigehen lacht einer von ihnen meinen Kameraden an: „La comedia e finita," . . . die Komödie ist aus. — Schweigsam marschiert eine Schar Hechtgrauer durch die Schlucht. Sie gehen nach vorn . . . In die Schwarmlinie in Fels und Berg.

Sedan und die alte Reichsgeschichte. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Wenn eine Nation sich zuversichtlich fühlt und durch ihre Selbstachtung sich Gegenachtung wirbt, so schiebt auch ihr Sprachgebiet die Grenzen hinaus. Daher hat bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts das deutsche Sprachgebiet im Westen langsam noch immer Boden gewonnen. Dann aber, zur Zeit des französischen Aufstiegs seit Richelieu, und anderseits der deutschen Reichsmisere und der noch kläglicheren Alamoderei, geht auch die werbende Kraft der deutschen Volklichkeit verloren, und nun werden Schritt um Schritt ganze Zonen wieder verloren. Sie sind verschieden breit, zum Beispiel südlich von Metz drei gute deutsche Meilen, am breitesten im Dreieck an der Küste, um Boonen (Boulogne) und Calais nach Hazebrouck hinüber und weitum südlich davon. Denn selbst hier ist bis „tief in die Neuzeit hinein", wie deutsche Germanisten und ebenso der belgische Historiker G. Kurth festgestellt haben, die Volkssprache deutsch geblieben. Erst als sie in einem naiven, fast unbewußten stammlichen Selbstgefühl keinen Halt mehr fand, ist sie hingeschwunden, worin sehr Lehrreiches, bejahend und versagend, liegt. Im einzelnen ist unseren Deutschphilologen und Geschichtskundigen in der Erforschung der Sprachverhältnisse oder Sprachgrenzen noch viel Arbeit, die einen nationalen Bezug und Wert hat, aufgehoben. Die Franzosen haben sich um derartige Feststellungen begreiflich keine Mühe gegeben. So liegen in Ortsnamen, Flurnamen, Kirchenbüchern usw. noch harrende Quellen der zuverlässigsten Art unausgeschöpft, und wie Überraschendes sie bringen können, zeigt unter anderem der sowohl von Professor Winkler, wie von G. Kurth geführte sprachliche Nachweis, daß in dem erwähnten Küstendreieck alte niederdeutsche Sachsen in zahlreichen Ortschaften ansässig waren. Sie könnten möglicherweise durch Karl den Großen angesiedelt worden sein — der solche Umsiedlungen von Sachsen und Wenden mannigfach vorgenommen —, falls sie sich nicht früh von der See her niedergelassen hatten, wie sie ja auch mit den Angeln zusammen in England taten.

Mit genaueren Einzelheiten bekannt, als die sprachlichen Zugehörigkeitsverhältnisse der alten Jahrhunderte, sind naturgemäß die politischen: was zu Frankreich, was zum Hoheitsgebiete des deutschen Reichs gehörte. Die Unsicherheiten, woran es auch hier nicht fehlt, liegen nicht in unserm Wissen, sondern in den Zuständen selbst. Das alte deutsche Reich war darin unübertroffen, daß es seine Schwäche und Lässigkeit durch duldsame Halbheiten und deren juristische, reichsrechtliche Verfeinerung zu beschönigen suchte. Anstatt daß das Fürstentum Sedan, weil von einer Dynastie regiert, die dem Reiche pflichtig war, dadurch näher an das Reich gezogen wurde, ist die Folge vielmehr die umgekehrte geworden: das Reich ließ geschehen, daß die Inhaber, auch hier seit dem 16. Jahrhundert, mehr und mehr zu Frankreich hinüberglitten. Das Bezeichnendste dabei ist, daß Frankreich selber nicht einmal die Herrschaft Sedan, so wie es das Reichsrecht tat, als französisch ansah. Weil sie auswärtigen, von Frankreich unabhängigen Eigentümern gehörte, hat man mit französischer Neigung für das Bündige, Klare, Unschwierige, die Tatsache zugrunde gelegt und sie zeitweilig anerkannt gelten lassen.

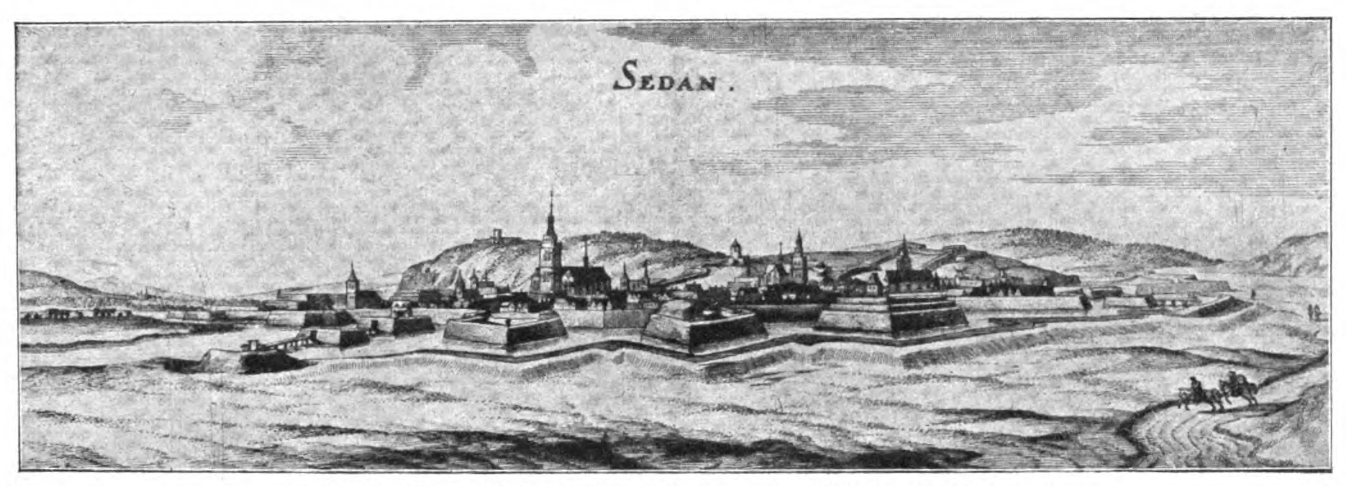
Wer den berühmten, mit höchstem wissenschaftlichen Fleiß gearbeiteten Geschichtsatlas von K. v. Spruner — einem bayrischen höheren Offizier — und Th. Menke aufschlägt, die Karte des spätmittelalterlichen Frankreich, der sieht Sedan, ebenso wie das nahe Beulen oder Bouillon, außerhalb der durch eine rote Linie bezeichneten französischen Grenze liegen. In diesem Atlas ist also die französische Auffassung beachtet worden. Die beiden genannten Städte sind die Hauptorte zweier Fürstentümer, die sich in ein und derselben Hand, der Grafen von der Mark, befanden.

Die wenigsten, die Gottfried von Bouillon nennen, denken wohl daran, daß er die Lehnsfahne eines großen deutschen Herzogtums führte und richtigerweise Herzog Gottfried von Lothringen oder wenigstens Niederlothringen zu nennen ist. Die Franzosen haben das ihrige dazu getan, vergessen zu machen, daß der Führer des ersten Kreuzzugs und Eroberer Jerusalems ein Deutscher war, der an Rang die französischen und normännischen Teilnehmer überragte. Sie hielten sich an die Benennung nach einer kleinen Herrschaft, die sein erbliches Eigen war, eben der Herrschaft Beulen oder Bouillon, und unsere gebildeten Landsleute haben ihnen den Gefallen getan, das dann so nachzusprechen. — Um sich das Geld zum Kreuzzug zu verschaffen, verpfändete Gottfried jene Herrschaft, wo ihm die freie Verfügung zustand, an das Bistum Lüttich. Auch damit blieb Beulen natürlich Reichsgebiet, um so mehr, als die Bischöfe von Lüttich selber Reichsstand waren und in der deutschen Geschichte manche bedeutende Rolle spielen. Ihr Gebiet bildete auch nie einen Bestandteil der burgundischen Niederlande, die danach habsburgisch, zeitweilig spanisch, seit 1714 wieder österreichisch wurden. Sie waren schlechtweg deutsche, reichsunmittelbare Fürsten und so dem westfälischen Kreise, nicht dem „burgundischen", zugeteilt. Erst im Lüneviller Frieden 1801 hat diese deutsche Zugehörigkeit des Lütticher Landes ein vorläufiges Ende gefunden.

Die stattliche Felsenburg Bouillon oder Beulen, deren

ältester Bauteil die Zeiten Gottfrieds sah, überragt noch heute, als Staatsgefängnis dienend, das gleichnamige belgische Ardennenstädtchen an der landschaftlich hübschen, vielgewundenen Semois, die ihre Wasser in die Maas führt. Gottfrieds Verpfändung ist niemals rückgängig gemacht worden. Um so weniger, als das Herzogsamt von Niederlothringen i. J. 1106 an ein anderweitiges deutsches Geschlecht kam, das schließlich den Haustitel der Herzöge von Brabant statt dem von Lothringen wiederaufnahm. Aber die Lütticher Bischöfe vergaßen nicht, daß von dem berühmten herzoglichen Kreuzzugsführer ihre Herrschaft Beulen stammte, und sie nahmen das später zum Anlaß, selber den weltlichen Nebentitel als Herzöge von Beulen zu tragen. Er drückte so, wie das bei Fürstentiteln oft geht, etwas aus, was sie — nicht mehr besaßen. Im 15. Jahrhundert erfüllte sich das Bistum mit wilden inneren Unruhen; sie spitzten sich am schärfsten zu, als der Graf Wilhelm von der Mark, wegen seines gewalttätigen Ungestüms genannt der „Eber der Ardennen", als Träger weltlicher Ämter des Bistumslandes sich gegen den Bischof erhob, wozu ihm das lüsterne Frankreich gerne Beistand lieh. 1482 rückte er als Sieger in die bischöfliche Hauptstadt ein, erschlug den Bischof und nahm sich, während er einen seiner Söhne zum Bischof wählen ließ, die Herrschaft Beulen als Herzogtum. Im nächsten Jahre erlag er zwar dem von ihm ebenfalls bedrohten Erzherzog Maximilian, dem Erben der burgundischen Niederlande, und wurde zu Maastricht enthauptet. Doch blieb Beulen seinem Hause erhalten, das seit länger auch schon Sedan besaß.

Sedan, aus der Verbindung mit Beulen losgelöst, kann nicht als altes Reichsgebiet in Anspruch genommen werden. Die Stadt erscheint urkundlich zuerst in der Zeit der Staufer, im Besitze des Klosters Mouzon, das etwas oberhalb an der Maas liegt. Die Reichsgrenze reicht hier nur in die umgebende Nähe, am unmittelbarsten von Beulen her, wo sie seitdem die belgische geworden ist, und südlich von Virten oder Verdun her, wo sie über die Argonnen und noch etwas über die Aisne hinaus sich vorstreckt. 1424 hatte ein Graf des Hauses von der Mark, das in den Ardennengegenden schon reicher begütert geworden, der Graf Eberhard, die Gelegenheit gehabt, Sedan nebst Landumkreis durch Kauf zu erwerben. Indem nun 1482 auch Beulen hinzukam, erstand so ein immerhin ansehnliches Fürstentum, dessen Titel und Rang an dem deutschen Reichsgebiete haftete, wogegen das freier und geräumiger in der freundlichen Maaslandschaft gelegene Sedan zur Residenz wurde, als um die Zeit der Reformation die berggelegenen Burgen als Wohnsitz von dem höheren Adel aufgegeben wurden.



Ansicht von Sedan. Stich von Johannes Peters aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Die Grafen von der Mark wurden Anhänger der Reformation, und bei der Politik Kaiser Karls V., der auch ihr bedenklicher landesherrlicher Nachbar in den Niederlanden war, wurden sie leicht der Anlehnung an das nahe Frankreich zugedrängt. Ein Verwandter der regierenden Linie, Wilhelm von der Mark, wurde der vielgenannte Anhänger Oraniens und Führer der Wassergeusen, der im Jahre 1572 dem Herzog Alba seine „Brill", wie das Volkslied sang, die Stadt Briel entriß, wodurch die Selbstbefreiung der nördlichen Niederlande den entscheidenden Anstoß empfing. In ihm war die Art seines Urgroßvaters, des „Ardenneneber", eine rauhe und wilde Entschlossenheit, die aber der Sache, der er diente und die ihm alles galt, gewiß nicht zum Schaden war. Solche Leute sind auch treu, Egmond und Hoorn waren seine Freunde gewesen, ihr Angedenken sollten seine Taten rächen.

Die Verwandten in Beulen und Sedan, die in mehreren Erbfolgen den Namen Robert führen, hatten zeitweilig durch Karl V. ihr Land verloren, erst eine Vereinbarung im Jahre 1548 gab es ihnen zurück. Inzwischen waren sie durch ihre Parteigängerschaft der französischen Krone genähert, hießen zum Teil Marschälle von Frankreich, wie denn auch oranische, deutsche und französische Verschwägerungen für ihre dreiseitige Stellung bezeichnend sind.

Nach dem Aussterben der Grafen von der Mark folgten französische Verwandte, die Grafen La Tour, die sich nach dem Besitz der Auvergne, den sie aber im Jahre 1606 der französischen Krone lassen mußten, La Tour d'Auvergne nannten. Sie galten nun in Frankreich, unter dem Herzogsnamen von Bouillon, mit dem Besitz von Beulen und Sedan als souveräne und auswärtige Fürsten, deren ja auch andere damals am Pariser Hofe unter dem einheimischen hohen Adel erschienen und deren Söhne Frankreich in militärischen Stellungen dienten. Der berühmte Marschall Turenne, der 1611 im Schlosse zu Sedan geboren war, ist der jüngere Bruder des regierenden Herzogs Friedrich Moritz, in dessen Namen noch wieder die Oranier-Verwandtschaften anklingen. Auch zu dieser Zeit bekannten sich die Herzöge von Bouillon, und so auch der Marschall Turenne, zu den Protestanten.

Die französischen Vergrößerungsgelüste nach Osten, die im Jahre 1552 vom deutschen Reiche schon Metz, Toul und Verdun abgerissen hatten und Frankreich in den Dreißigjährigen Krieg eingreifen ließen, haben auch den Herzögen von Beulen ihr Ländchen genommen. Friedrich Moritz bot dazu den Anlaß durch seine Beteiligung an der Verschwörung des ehrgeizigen Cinq-Mars gegen Richelieu. Mit seinem Freunde zusammen wurde er 1642 verhaftet und nur gegen die Abtretung von Sedan an Frankreich begnadigt. Er wie sein Bruder Turenne haben später Versuche gemacht, die Herrschaft zurückzuerlangen, auch gewaltsam durch Anschluß an die „Fronde" gegen Mazarin und einen Einmarsch Turennes in Frankreich mit Truppen und Geldhilfe, die er vom König von Spanien als Herrn der Südniederlande erhielt. Dem Kardinal Mazarin war daran gelegen, die Fronde zu zersprengen und sich den Degen des bewährten Heerführers wiederzugewinnen, anderseits wollte er Sedan, wegen seiner strategisch wichtigen Lage gegen die Niederlande, nicht wieder aus der Hand der Krone lassen. So ist es zu einer Abmachung gekommen, die die Bouillons durch anderweitige Schlösser und Besitzungen im inneren Frankreich entschädigte. Noch hatten sie Beulen, das staatsrechtlich zum deutschen Reich gehörte, aber nun bald in die berüchtigte Theorie der französischen „Reunionen" fiel. Durch sie verkündete Ludwig XIV. bekanntlich den Satz, daß alle mit dem derzeitigen königlichen Gebiet ehemals verbunden gewesenen Länderteile oder Herrschaften mit ihm „wiederzuvereinigen" seien. So ist im zweiten Raubkrieg und Nimweger Frieden Beulen von Sedan nachgezogen worden und mit so vielem sonstigen Gebiete des Reiches und Habsburgs französisch geworden. Der Wiener Kongreß hat im Jahre 1814 für einen Rohan, als Verwandten der früheren Bouillon, dies Fürstentum, aber ohne Sedan, wiederhergestellt, worauf der so freundlich Bedachte es an den König der Niederlande für Geld losschlug. Bei der Erschaffung „Belgiens" im Jahre 1830 ist es mit an dieses gekommen.

Verschollene Dinge. Aber vielleicht denkt an sie einer unserer Etappenoffiziere, wenn er am Sedantag in der Stadt Sedan an dem massigen festen Schlosse der Herzöge von Beulen vorübergeht. Und denkt an die jämmerliche Reichspolitik damaliger Reichshut und damaliger Friedensschlüsse, die mit ihrer verzichtvoll nachgiebigen Schwäche nichts erreichten, vielmehr nur erneuerte Raubkriege mit all ihrer entsetzlichen Verwüstung und Schande, mit ihrer Reichsverkleinerung und entmutigenden Vernichtung des deutschen Nationalgeistes zur Folge haben konnten.

Deutschland, Deutschland über alles. Von Wilhelm Velmer.

Hierzu das nebenstehende Einschaltbild von Prof. Franz Hoffmann-Fallersleben.

Am 26. September 1840 schloß der ordentliche Professor der Universität Breslau, Heinrich Hoffmann, gen. von Fallersleben, auf der Rückreise von Helgoland in Hamburg mit dem Verleger Campe den Vertrag über die zweite Auflage seiner „Unpolitischen Lieder" und über einen zweiten Teil, der im folgenden Sommer erscheinen sollte. Im Sommer dieses Jahres weilte der Dichter wieder auf Helgoland, über dem die englische Flagge wehte, zusammen mit Freunden aus dem Hannoverschen. Die Gegenwart sah trübe aus, es war jene dumpfe, trübe Zeit, die der gewaltigen Erhebung der Freiheitskämpfe folgte.

Wohl nichts in Deutschlands Geschichte ist trauriger und entmutigender wie das trostlose Versanden jener lebensvollen Saat, die so gläubig, hoffend und rein aus dem Druck der Fremden- und Zwingherrschaft sich erhob. Schon hatte auch der Erbfeind jenseits der Westgrenze neue Kräfte gesammelt und streckte die Kralle nach dem linken Rheinufer aus, um neuen deutschen Raub zu dem zweihundertjährigen alten einzubringen; schon hatte Nikolaus Becker sein Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben", gedichtet, und des Vaterlandes innere und äußere Not bewegte heißer die Gemüter, je heißer sie die Herrlichkeit und alte Macht dieses Vaterlandes in der Vorzeit liebten und erkannten. Die Freunde reisten ab, der Dichter blieb zurück auf der alten deutschen Insel, die nun englisch war und ein Bollwerk fremdländischer meerbeherrschender Macht werden mußte, einsam zwischen Klippe und Meer und unendlichem Himmel, und aus all seinen trüben Fragen und Gedanken ward am 26. August das Lied geboren, das der begeisterndste Hymnus an das Deutschtum, die freudigste, glaubenvollste Bejahung des Deutschtums ist, das wir haben, das Lied: Deutschland, Deutschland über alles.

Am 26. August 1841 ward das Lied gedichtet, wenig mehr als ein halbes Jahr später ward der Dichter vom preußischen Kultusministerium seines Amtes entsetzt, weil seine „Unpolitischen Gedichte" ihn als verdächtig, als staatsgefährlich erscheinen ließen.

Was könnte schärfer und klarer die traurige Zeit des Argwohns und allgemeinen Mißtrauens, der Enge und Dürre der einen, der Aufgeregtheit und Unbesonnenheit der anderen Seite beleuchten? Und wieder war jene Aufgeregtheit und Unbesonnenheit zum größten Teil die Schuld der völligen Fühllosigkeit der Leitenden für den Puls der Zeit, der völligen Verständnislosigkeit für den großen Gärungsprozeß der Epoche: die Schafotte von Whitehall und der Place Louis-Quinze hatten weiten Kreisen über die wahren Grundelemente des deutschen Volkscharakters die Augen verdunkelt.

Freilich — es ist nicht zu leugnen — hatte Hoffmann, wie sein bester Freund ihm vorwarf, sich zum Sklaven von etwas, was er sein möchte und nicht war, gemacht; aber nicht allein durch Eitelkeit und Kurzsichtigkeit anderer, sondern aus heißer Vaterlandsliebe. Von Natur zum deutschen Liederdichter nach Art der alten Sänger bestimmt — sein Vorbild und ihm tief verwandt war Walter von der Vogelweide — lag bei ihm alle Kraft im Gemüt. Selbst ein trockener Jungdeutscher wie Laube findet für ihn Worte wie: „Ein deutscher Dichter um und um und über und über. Es ist mir nie etwas anderes eingefallen als Deutschland, wenn ich ihn bei Breslau auf dem Marienauer Oderdamm dahinschreiten sah, langen, weiten Schrittes in den Schatten der Eichen hinein." Die reinsten und holdesten Kinderstuben klingen und singen, die lieblichsten und unschuldigsten Liebeslieder, die längst im träumerischen Zug des Volksliedes mit dahinwallen, sind sein — wer als ein Deutscher könnte die süße, lallende Innigkeit von: Wer hat die schönsten Schäfchen?, die sehnsuchtsvolle Trauer von: Nachtigall, Nachtigall, wie sangst du so schön — in Worte fassen? Und keinem zweiten ist gegeben gewesen, soviel vaterländische Lieder von gleichem Gehalt zu schaffen wie: Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald, Deutsche Worte hör' ich wieder, Treue Liebe bis zum Grabe, Wie könnt' ich dein vergessen und Frei und unerschütterlich!

Indem er aber diese wunderklaren Töne in den Dienst des Politischen zwang, zerstörte er sein Bestes für lange Zeit.

Sicher ist er durch Walter von der Vogelweide, einem der wenigen großen Dichter, die wir besitzen und als politische Dichter bezeichnen können, dazu gebracht worden; sein Lied: Ihr sollt sprechen: „Willkommen, der euch Neues bringet, das bin ich", steht als Motto den „Unpolitischen Liedern" voran. Aber es ist mit der politischen Dichtung ein eigenes Ding. Wir haben, es ist schon gesagt, in Walter, Logau, Klopstock, Schiller, Hebbel die großen deutschen Dichter, denen die ethische Wucht ihres Empfindens und die Eigenart ihres Genius den gewaltigen Unterton für ihre Betrachtung der politischen Lage schuf; ohne rein politische Dichter zu sein, bleiben sie groß, wo sie das politische Gebiet berühren. Was gewöhnlich als politischer Dichter bezeichnet wird, gehört nicht in das Gebiet der reinen Lyrik. Die Geibel wie die Herwegh, um von rechts nach links zu gehen, sind mehr Rhetoriker, Kunstdichter wie Naturdichter, mögen eine Anzahl unbedingter Geibelverehrer an ihrem ja auch mit vollem Recht geliebten Dichter das nicht wahr haben wollen. Sie werden nicht hindern, daß die Literaturgeschichte ihren Gang über sie weg geht.

Wie sehr die politische Dichtung das reine ursprüngliche Talent trübt, das zeigt Hoffmann, und zugleich, wie recht für sich und die Seinen der größte deutsche Lyriker hatte, wenn er politisch Lied ein garstig Lied nannte.

Verdiente Hoffmann nun auch wirklich den Tadel der Urteilsfähigen, weil er seine Muse an Stränge spannte, die sie wund drücken mußten, so hat doch nur der heiße Drang, dem Land zu dienen, ihn dazu bewogen, — „da rief mir zu das Vaterland, du sollst das Alte lassen, den alten verbrauchten Leierband: Du sollst die Zeit erfassen!" sagt er im Lied aus meiner Zeit, und mit nichten verdiente er die grausame Maßregelung durch eine engherzige Behörde, der selbst ein Appell an Preußen:

> Fünftes Rad, fürwahr, du solltest
> Ein Eliaswagen sein!
> Fünfte Macht, wenn du es wolltest —
> Und Europa wäre dein!

hochverdächtig und demagogenhaft erschien. Allerdings sind die Töne oft schrill und peinigend, wie immer, wenn von einem reinen, zarten und weichen Instrument etwas erzwungen werden soll, was es von Natur nicht hergibt — nach seiner Absetzung ward er für einige Zeit wirklich zum regierenden Bänkelsänger, der das, was doch nicht zum Einpökeln bestimmt ist, Begeisterung, wie Heringsware feilhielt.

Allmählich gewann seine ursprüngliche Tiefe wieder ihren alten Stand, der Spiegel der getrübten Seele klärte sich. Man bewilligte ihm ein schmächtiges Wartegeld, eine glückliche Ehe läuterte ihn vollends, und nach einigen Jahren in Weimar verschaffte ihm Hebbels Freundin, Prinzeß Marie Wittgenstein, spätere Fürstin Hohenlohe, eine angemessene Stellung als Bibliothekar auf Schloß Korvei, der Residenz des Herzogs von Ratibor, und hier war es, wo er nun wieder glücklich und friedvoll den Kreis seines Lebens schloß.

Fünfundzwanzig Jahre, nachdem er sein „Deutschland, Deutschland über alles" gedichtet hatte, hatte man sich zu der Ansicht durchgearbeitet, daß man ihm wieder erlauben dürfe, preußischen Boden zu betreten: als fast Siebzigjähriger durfte er sein Fallersleben wiedersehen. „In der Heimat bin ich wieder" ist damals gedichtet worden.

Welche reine, klare und herrliche Natur! Ein Menschenalter lang hat man den Treuesten wie einen Verfemten aus der Heimat gestoßen, und ohne Bitterkeit, tief versöhnt, vermag er es auszusprechen:

> Glücklich, wem's wie mir beschieden,
> So die Heimat wiedersehn,
> So in ihrem Glück und Frieden,
> Wie im eignen wandeln gehn!

Auch sein Wunsch, daß sein „Lied der Deutschen" nun in Wahrheit ein Lied aller Deutschen werden möge, ist noch zu seinen Lebzeiten erfüllt worden; im Jahre 1870 begann das Lied zur vollen Volkstümlichkeit durchzudringen. Schon damals hat eine festliche Versammlung nach Sedan dem Dichter den Lorbeer gereicht; als schon die Weser dem Schlummernden das Grablied sang, ging auf Helgoland die deutsche Flagge hoch, und das Lied, fünfzig Jahre früher im Angesicht der Helgoländer Klippen gedichtet, grüßte sie; und heut, fünfundsiebzig Jahre nach jenem Augusttag, was ist uns das Lied? Der reinste und restloseste Ausdruck für den ersten wie den letzten Mann, von allem, was sie empfinden, wenn der heilige Name Deutschland genannt wird.

Auf den Tönen des „Gott erhalte", mit dessen Melodie Campe das Lied zuerst hatte drucken lassen, hat es den Siegesflug unserer Adler begleitet, und den schönsten Lohn, in Augenblicken reinster, höchster Erhebung Stimme und Ausdruck vieler Millionen zu sein, seinem Dichter gegeben. Ein reines Gefühl, in einem begnadeten Augenblick Wort werdend, wiegt ein halbes Leben des Irrtums für alle Ewigkeit auf.



Hier entstand das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles.“ Gemälde von Prof. Franz Hoffmann-Fallersleben. (Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1916.)



Mit Gott für König und Vaterland! Mit Gott für Kaiser und Reich!

Kriegschronik:

23. August 1916: Englische Angriffe zwischen Thiepval und Pozières, bei Ovillers, am Foureaux-Walde, bei Maurepas; ebenso der Franzosen bei Estrées und im Fleury-Abschnitt. — Erfolge bei Stara Wipczyna; Gefecht bei Czarny-Czeremosz. — Fortschritte am Ostrovosee. — Gefechte im Raum von Walona.

24. August: Neue Angriffe zwischen Thiepval und Pozières, bei Guillemont und Maurepas. Kämpfe bei Werk Thiaumont. — Gefechte nordwestlich des Ostrovosees und am Dzemaat Jeri. — Angriffe gegen die Front Coltorondo—Cima di Lece.

25. August: Angriffe auf der ganzen Front von Thiepval bis zur Somme. — Kämpfe bei Fleury. — Luftschiffangriff auf London. — Erfolge bei Zwyzyn und an der Graberka; Kämpfe westlich Moldawa und im Bereich des Tartarenpasses. — Angriffe von südlich der Wippach bis Nowa Vas. — Große Fortschritte der Bulgaren auf beiden Flügeln.

26. August: Angriffe nördlich der Somme. — Gefechte südlich der Wippach, im Plöckenabschnitt, am Zauriol und im Gebiet der Cima di Lece. — Fortschritte an der Ceganska-Planina und an der Noglenafront.

27. August: Weitere Angriffe bei Thiepval, Pozières, Bazentin-le-Petit, am Foureaux-Walde, im Abschnitt Maurepas—Cléry und bei Dermandovillers. Kämpfe bei Thiaumont und Fleury, bei Craonne und im Walde von Apremont. — Dünaübergang der Russen vereitelt, Erfolge bei Kisielin. — Angriffe auf den Cauriol und in den Fassaner Alpen. — Fortschritte am Struma-Ufer und an der Moglenafront. — Italien erklärt Deutschland den Krieg.

28. August: Nördlich der Somme neue starke Angriffe. — Kämpfe im Lucker Bogen, nördlich des Dnjestr bei Delejow, am Kukul und der Stara Wipczynza. — Fortschritte an der Moglenafront. — Rumänien erklärt an Österreich-Ungarn den Krieg und Deutschland an Rumänien.

29. August: v. Hindenburg zum Generalstabschef ernannt. — Heftige Angriffe zwischen Thiepval und Pozières, bei Ovillers, am Deville-wald und bei Guillemont. Kämpfe zwischen Werk Thiaumont und Fleury sowie bei St. Mihiel. — Westlich des Stochod bei Rudka Czerwiszcze Gefechte. — Angriffe bei Orsova und am Roten Turm-Paß. — Lebhafte Gefechtstätigkeit an der italienischen Front.

30. August: Neue Kämpfe im Sommegebiet. Angriffe bei Fleury und Chapitrewald. — Berg Kukul gestürmt. — Kronstadt geräumt. — Die Bulgaren befestigen ihre Stellungen auf beiden Flügeln. — Die Türkei erklärt den Krieg an Rumänien.

31. August: Angriffe bei Armentières. Kämpfe bei Martinpuich. — Lebhafte Artilleriekämpfe bei Riga, Dünaburg, im Stochodbogen, bei Kowel und Luck. — Front westlich von Csik-Szereda zurückverlegt; Angriffe bei Herkulesbad. — Großer Sieg der Türken auf dem linken Flügel der Kaukasusfront.

1. September: Erfolge bei Longueval und am Delvillewalde; erbitterte Kämpfe bei Estrées—Soyecourt. — Angriffe bei Luck, Zborow und Nossow, im Abschnitt Stanislau und in den Karpathen am Stepanski und bei Schippoth. — Hermannstadt geräumt. Gefechte bei Orsova und Herkulesbad. — Angriffe an der Cepanska-Planina und an der Molena-Front. — Bulgarien erklärt den Krieg an Rumänien.

2. September: Nördlich und südlich der Somme Artilleriekampf. — Russen südwestlich Luck zurückgeworfen. — Neue Erfolge am Kukul. — Orsova geräumt.

3. September: Artillerieschlacht an der Somme von größter Heftigkeit. Angriffe rechts der Maas. — Angriffe bei Zborow und Brzezany. Die Ploska-Höhe verloren. — Gefechte an der Bistritz. Die Dobrudscha-Grenze überschritten. — Geplänkel an der Wojusa. — Luftangriff auf London.

4. September: Sommeschlacht von größter Ausdehnung und Erbitterung. Fortschritte an der Souvilleschlucht. — Angriffe bei Luck, Zborow, Brzezany. — Kämpfe nordöstlich Dobritsch. — Luftangriff auf Constanza.

5. September: Die große Sommeschlacht dauert an. Kämpfe bei Fleury und an der Souvilleschlucht. — Angriffe bei Brzezany und Fundul Moldowi. — Vorstellungen des Brückenkopfes von Tutrakan erstürmt; Dobritsch genommen. — Kämpfe im Rufreddogebiet und an der Wojusa.

Bremens Jubeltag.

Das Handels-Unterseeboot „Deutschland“ ist von seiner ersten Reise nach Amerika glücklich zurückgekehrt. War das ein Jubel in Bremen, als das schlanke Fahrzeug die Weser hinauffuhr! Ein kleines Geschwader beflaggter und bewimpelter Schiffe, dazu Barkassen aller Art und Sportruderboote gaben das Geleit. Die Ufer waren schwarz von Menschen, aber zehntausende von winkenden Tüchern huschten wie weiße Tauben darüber hin. Immer und immer wieder „Deutschland, Deutschland über alles“, immer und immer wieder Hurrarufe. Dazwischen donnerten die Grüße der Böller und Kanonen.

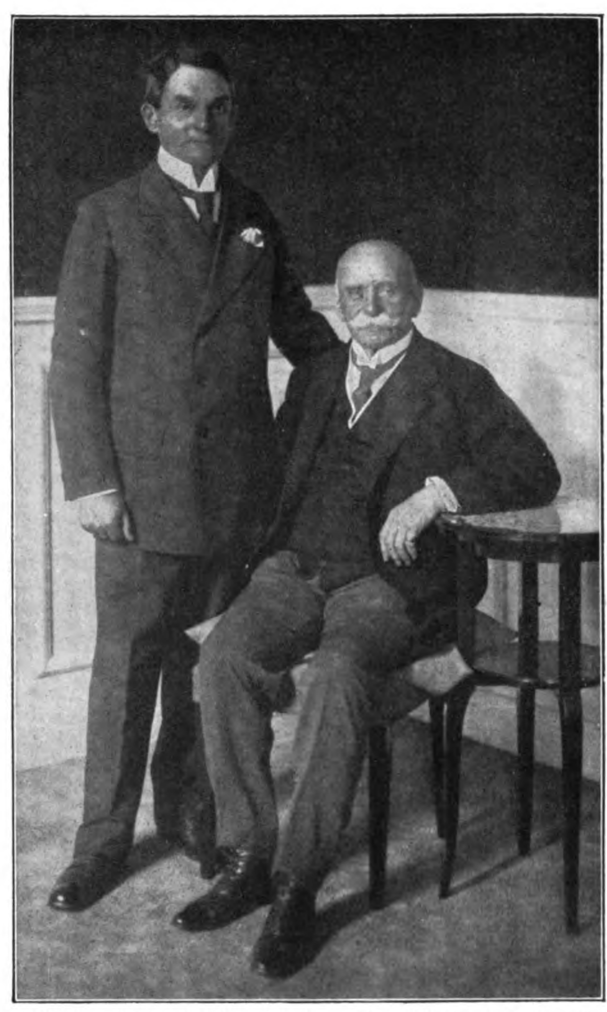


Huldigung vor dem Bremer Rathaus. Aufnahme von R. Sennecke.

Es waren unvergeßliche Stunden. — Um die Mittagsstunde des 25. August wurde der Freihafen erreicht, wo auf einer Ehrentribüne eine hochansehnliche Gesellschaft die Heimkehrenden begrüßte. Später fand beim Senat im Rathause ein Festessen statt. Dann traten die Offiziere und Mannschaften der „Deutschland" auf den Balkon des Rathauses, während auf dem Markte, wo sich Tausende von frohbewegten Menschen drängten, die Spielleute des Ersatzbataillons des bremischen Infanterieregiments fröhliche Weisen erklingen ließen. Stürmischer Jubel erhob sich, als Graf Zeppelin den Kapitän König herzlich umarmte. Nachdem der Graf dann ein dreifaches donnerndes Hurra auf den Kaiser ausgebracht hatte, ergriff er noch einmal das Wort zu einem Hoch auf die freie Hansestadt Bremen, dessen Söhne eine so herrliche Tat vollbracht hätten. Die überwältigenden Kundgebungen dauerten bis in die späten Nachtstunden.

Und die Bremer hatten recht, die „Deutschland" so begeistert zu begrüßen; denn die kühne Fahrt dieses ersten Handels-Unterseebootes bildet ein weltgeschichtliches Ereignis.

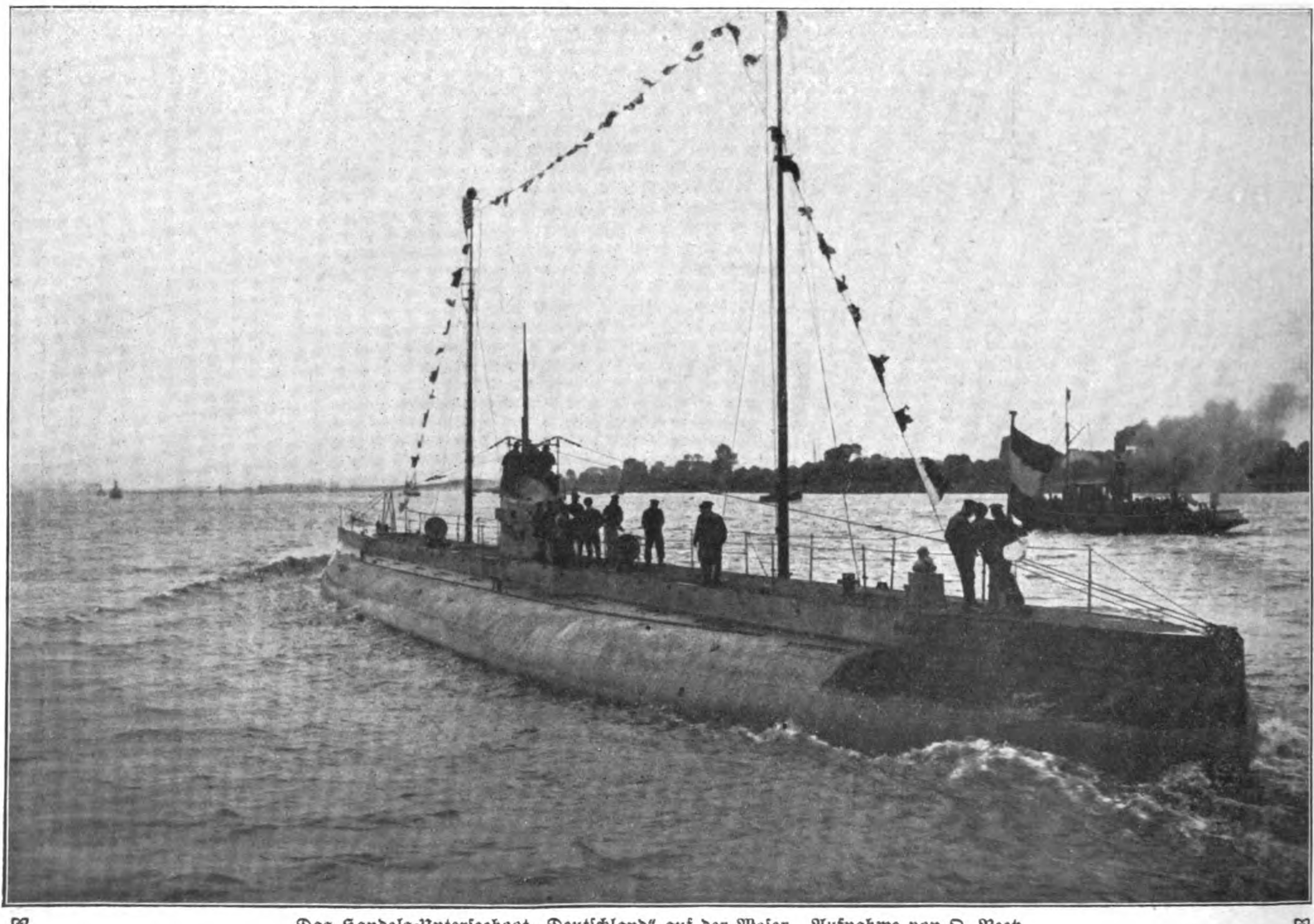
Die Erbauung von Handels-Unterwasserschiffen ist natürlich nur eine Kriegsmaßnahme und dient ausschließlich der Kriegswirtschaft. Für den Seehandelsverkehr in Friedenszeiten kommen derartige Fahrzeuge nicht in Betracht. Denn nur wenige ganz besonders hochwertige Güter können einen so kostspieligen Verkehrsweg aufwiegen. Trotzdem erfüllt die glückliche Fahrt der „Deutschland" jeden Deutschen mit hoher Befriedigung und großem Stolze. Besonders auch deshalb, weil unser Land damit der Welt gezeigt hat, daß deutscher Unternehmungsgeist und deutsche Technik nicht tot sind und überhaupt nicht totzumachen sind.



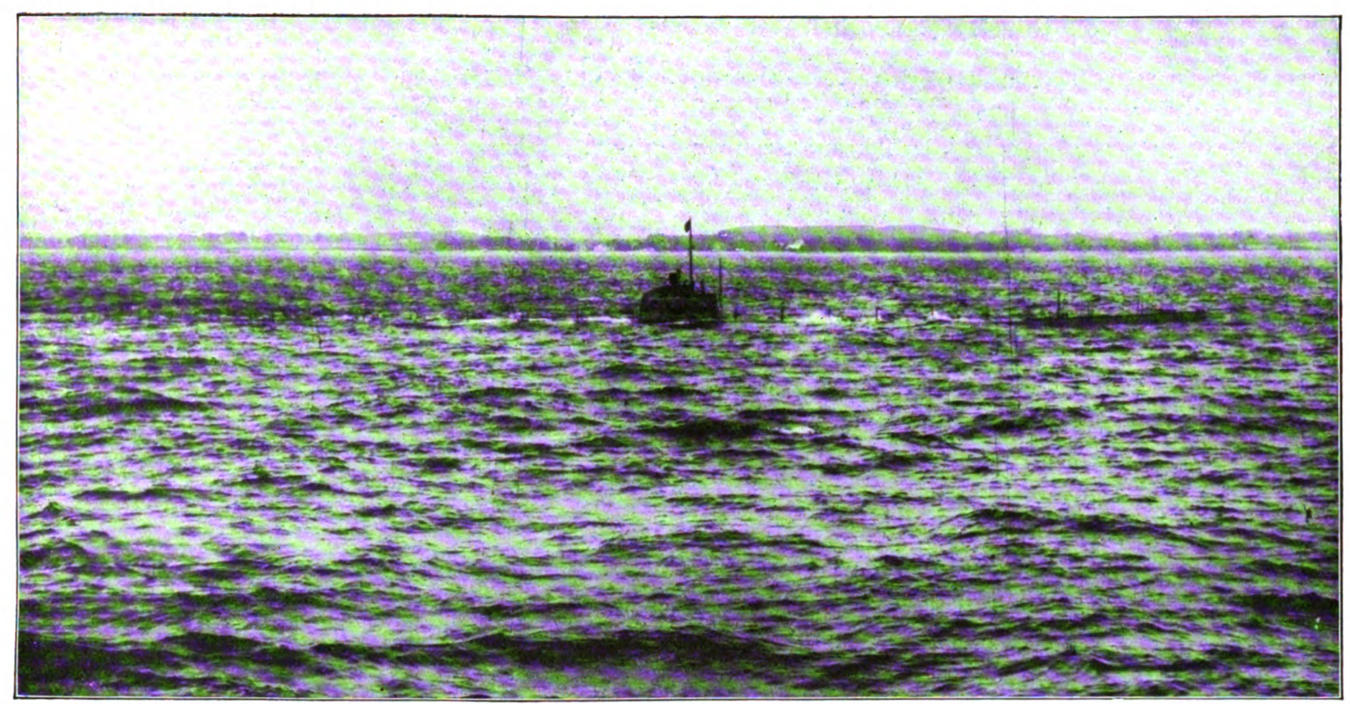
Graf Zeppelin und Kapitän König nach der Rückkehr des Handels-U Bootes „Deutschland". Aufnahme von A. Mocsigay.

Eingeweihte haben übrigens niemals auch nur entfernt die Sorge gehabt, daß das Unternehmen mißlingen könne. Freilich war ja ein böser Zufall nicht ausgeschlossen, zumal es bekannt war, daß unsere Feinde alles daran setzen würden, der „Deutschland" habhaft zu werden. Das Vertrauen auf das Gelingen der Reise war besonders deshalb so fest, weil Kapitän Paul König als einer unserer besten Schiffsführer bekannt ist. Er selbst war besonders frohen Mutes. Als er in Baltimore den amerikanischen Berichterstattern Rede und Antwort stehen mußte, gab er auf die vielen Fragen nach seinen weiteren Absichten die Antwort: „Ich werde zurückfahren, und ich werde ankommen. Wann ich ankommen werde, kann ich natürlich nicht sagen, aber ich werde ankommen." Und diese frohe und stolze Zuversicht hat sich ja nun auch bewährt.

Die Amerikaner haben sich übrigens im Falle der Handels-Unterwasserschiffe bisher durchaus neutral, wirklich unparteiisch



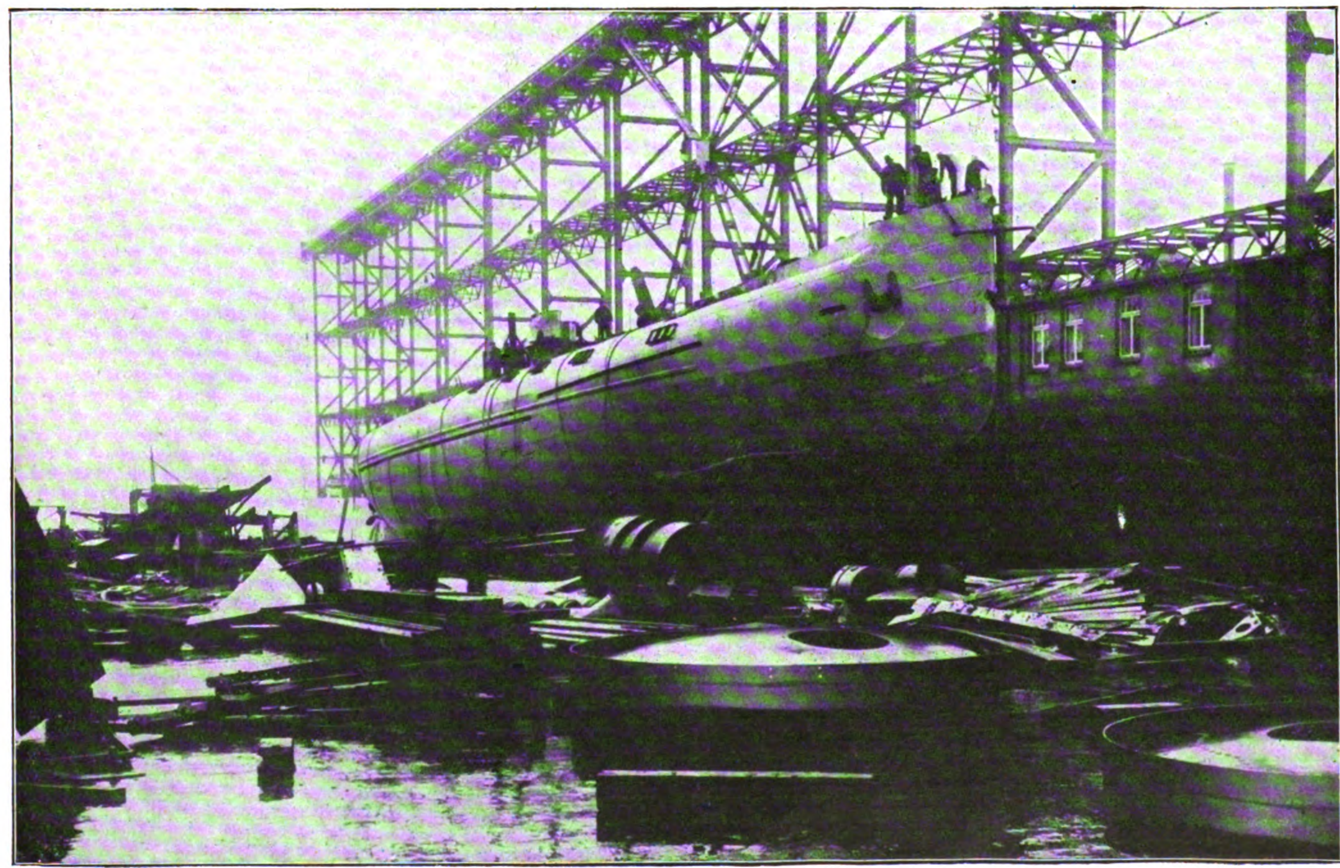
Das Handels-Unterseeboot „Deutschland" auf der Weser. Aufnahme von O. Reetz.



Das Handels-Unterwasserschiff „Deutschland" halb eingetaucht.

gezeigt. Die amerikanische Flotte hat streng darauf gehalten, daß die Grenze der amerikanischen Seehoheit von unseren Feinden beachtet wurde. Die Vorsichtsmaßnahmen wurden besonders verschärft, nachdem ein englischer Kreuzer nachts heimlich in die Bucht von Baltimore eingefahren war. Bei der Ausfahrt der „Deutschland" lagen nicht weniger als acht englische Kriegsschiffe auf der Lauer, und außerdem war eine ganze Flottille von amerikanischen Fischdampfern durch die Engländer „für besondere Fälle" gemietet worden. Außerdem wurden längs des ganzen Ufers Lichtsignale gegeben, die von außerhalb der Bucht erwidert wurden. Mehrere Stunden lang befand sich die „Deutschland" fortgesetzt im Lichte von Scheinwerfern. Trotzdem gelang die Ausfahrt. Die dann folgende Ozeanfahrt war anfangs stürmisch, später weniger bewegt. An der englischen Küste herrschte starker Nebel, in der Nordsee Sturm. Auf der ganzen Fahrt hat Kapitän König übrigens außerordentlich wenige Schiffe getroffen und fast nie feindliche Kriegsschiffe. Der Weg von Baltimore nach Bremen beträgt 4200 Seemeilen; davon wurden nur etwa 100 Seemeilen unter Wasser zurückgelegt.

Den Gedanken eines Handels-Unterwasserschiffes hat zuerst die Germania-Werft in Kiel erwogen und ausgebaut, die ja in Deutschland auch weitaus die größte Erfahrung in Bau von U-Booten hat. Als die Unterseeboote unserer Kriegsmarine die doch wirklich nicht unbeträchtliche Entfernung von Wilhelmshaven nach Konstantinopel wie spielend überwanden, lag es ja auch nahe genug, den Versuch zu wagen, nun die Fahrt nach Amerika zu versuchen. Als dann die Pläne fertig waren, ein nur für Handelszwecke berechnetes Unterwasserschiff mit rund 600 Tonnen Nutzlast zu erbauen, zeigte es sich, daß derselbe Gedanke auch schon in den Kreisen der Bremer Kaufmannschaft umging, wo besonders der Großkaufmann Alfred Lohmann für ihn eintrat. Und so dauerte es nur sehr kurze Zeit, bis alles in Ordnung war. Ein Syndikat, dem der Norddeutsche Lloyd, die Deutsche Bank und besonders der schon genannte Herr Lohmann angehörten, gründeten mit



Die „Deutschland" fertig zum Stapellauf.

einem Kapital von zwei Millionen Mark die „Ozeanreederei G. m. b. H.", die gleich zwei Schiffe der gleichen Art erbauen ließ. Die „Deutschland" wurde der Germania-Werft in Auftrag gegeben, während das Schwesterschiff, die „Bremen", von der Flensburger Schiffsbau A.-G. übernommen wurde. Die Länge dieser Handels-Unterwasserschiffe vom Kiel bis zum Heck beträgt 65 Meter, die größte Breite nicht ganz 9 Meter und der Tiefgang 4½ Meter. Die stattlichen, sehr schlanken Schiffe verdrängen deshalb ausgetaucht rund 1900 Tonnen. Diese Zahlenangaben sind zutreffend; was früher angegeben wurde, handelte sich meist um Vermutungen und Schätzungen. — Bei diesen Abmessungen war es möglich, den Ölvorrat so groß zu bemessen, daß er für die Hin- und Rückreise ausreichte, und trotzdem beträgt die Tragfähigkeit etwa 750 Tonnen, also noch beträchtlich mehr als ursprünglich angenommen worden war. Die Maschinenanlage besteht aus zwei sechszylindrischen Viertakt-Dieselmotoren für die Überwasserfahrt und den mit ihnen gekuppelten Elektromotoren für die Fahrt unter Wasser. Anlage für drahtlose Telegraphie ist natürlich vorhanden. Vor dem Maschinenraum liegt der Laderaum, durch den ein Tunnel zur Zentrale führt, in der sich alle für die Bedienung des Schiffes erforderlichen Einrichtungen befinden. Der geräumige Kommandoturm mit dem Sehrohr liegt über der Zentrale. Hier befindet sich eine Plattform mit Kompaß, auf der der Führer des Schiffes bei der Fahrt seinen Platz hat. Während über das Schiff selbst die Wellen fast stets hinwegspülten, war der Platz auf der Plattform doch auch bei verhältnismäßig schlechtem Wetter gut verwendbar. Für schnelles Laden und Entladen, worauf bei einem Handelsschiffe ja viel ankommt, ist durch sinnreiche Vorrichtungen gesorgt. Selbstverständlich sind auch alle nur irgend denkbaren Sicherheitseinrichtungen vorhanden, Telefonbojen, Apparate zur Luftauffrischung usw.

Die Fahrt der U-„Deutschland" nach Amerika und zurück ist, wie am Anfang dieser Zeilen gesagt wurde, zweifellos ein weltgeschichtliches Ereignis. Trotzdem muß man natürlich so nüchtern bleiben, ihre Bedeutung nicht zu überschätzen. Stapelartikel und Lebensmittel können nicht mit Unterwasserfahrzeugen eingeführt werden. Man rechne doch nur! Um das Viertelpfund Fleisch auch nur für eine einzige Woche für die 67 Millionen Einwohner Deutschlands zu verfrachten, würden 12 Schiffe von den Abmessungen der „Deutschland" nötig sein. Da aber für Hin- und Rückfahrt rund zehn Wochen zu rechnen sind, so müßten sich 120 dieser Untersee-Riesen ständig auf der Fahrt befinden, um Deutschland den doch wirklich recht knapp bemessenen Fleischbedarf aus Amerika herüberzubringen. Aber an solche Phantastereien denkt auch wohl niemand. Doch hochwertige Rohstoffe, die wir dringend gebrauchen oder die wir an Amerika liefern können, machen die Fahrt bezahlt. So erhalten wir Nickel, Kupfer und Kautschuk, und an Amerika liefern wir Farbstoffe und Arzeneien. Innerhalb solcher Grenzen sind die neuen Handels-Unterseeboote ein ruhmvolles und fruchtbringendes Ereignis.

Wilhelm Koenig.

Die Aasgeier. Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann.

Bis zum heutigen Tage ist der Name des Ephialtes, des Mannes, der vor zweieinhalbtausend Jahren bei den Thermopylen die Perser in den Rücken seiner Landsleute führte, als eines schmählichen Verräters unvergessen. In den kommenden Zeiten werden Viktor Emanuel II. von Italien und Ferdinand I. von Rumänien als seine würdigen Seitenstücke genannt werden. Beide Männer haben es fertig bekommen, ihren langjährigen Freunden und Verbündeten schnöde in den Rücken zu fallen, nachdem sie sie bis zum letzten Augenblick mit lügnerischen Freundschaftsversicherungen getäuscht hatten. Der Verrat des Rumänenfürsten ist um so schmachvoller, als er der Enkel eines Mannes ist, der nicht nur zur Familie des deutschen Kaiserhauses gehörte, sondern auch die höchsten Stellen im staatlichen und militärischen Leben Preußens bekleidet hat! — Seit Beginn des Weltkriegs ist die Stellung der Rumänen zweideutig gewesen. Die engen Beziehungen eines großen Teils der Bukarester Lebewelt zu Paris und Petersburg, das lange geschickte Wirken russischer und französischer Agenten in Rumänien haben zur Folge gehabt, daß die Neigungen der meistgelesenen Blätter dort von Anfang an auf die Seite der Feinde Deutschlands und Österreich-Ungarns gerichtet waren und eine Reihe einflußreicher Politiker für Rußland und Frankreich in die Schranken trat. So lange König Karl lebte, hatte diese von unsern Feinden mit großem Geldaufwand lebendig erhaltene und geschürte Bewegung auf ernstlichen Erfolg nicht zu rechnen. Der König war sich seiner Vergangenheit, Abkunft und des wahren Vorteils seines Reiches stets voll bewußt und hat nie einen Zweifel daran gelassen, daß er eher abdanken und den von ihm zu seiner Blüte und Macht gebrachten Staat verlassen als die Hand gegen das Land seiner Väter erheben würde. Seinen Neffen und Erben scheinen ähnliche Skrupel nicht bedrückt zu haben. Er hat seinen Ministern, die jeder nüchterne Beobachter seit vielen Monaten im stillen Einverständnis mit den Feinden der Mittelmächte vermuten mußte, freie Hand gelassen und sich dazu hergegeben, ähnlich wie der König von England, den Vertretern Deutschlands und Österreichs seine Entschlossenheit zum Frieden selbst dann noch zu beteuern, als er die Kriegserklärung schon unterzeichnet hatte! — Die Rumänen haben von seiten Österreichs wie Deutschlands nie anderes als Gutes erfahren. Auch die Behandlung der Bauern rumänischer Abkunft in Ungarn und Siebenbürgen, über die so oft in der Bukarester Presse Klage geführt worden ist, war niemals so rücksichtslos wie die der Rumänen in Bessarabien und der Dobrudscha durch die Russen oder in den von Serben und Griechen beherrschten Gegenden. Aber die Rumänen haben alles Böse, das ihnen vom russischen Nachbar in neuerer Zeit widerfahren ist, aus dem Gedächtnis verloren und ordnen jede andere Erwägung dem Wunsche unter, der österreich-ungarischen Monarchie das alte Stammland Siebenbürgen und die Bukowina zu entreißen, die niemals Teile eines rumänischen Staatswesens gebildet haben. Mit offenen Augen setzen sie sich der Gefahr aus, in absehbarer Zeit von einem selbständigen, aufsteigenden Staatswesen zu einem russischen Gouvernement herabzusinken. Dann dieses Schicksal dürfte ihnen sicher sein, falls Oesterreich-Ungarn wirklich, wie sie hoffen, in dem Weltkampfe unterliegen und Rußland die Hand auf Konstantinopel und damit auf die ganze Balkanhalbinsel legen sollte; um sich davon zu überzeugen, braucht man sich nur an die üblen Erfahrungen zu erinnern, die Rumänien während der letzten Jahrzehnte bereits mehrfach auf politischem Gebiete gemacht hat.

Vor allem mit Rußland, seinem heutigen Waffenbruder! Das heute so viel genannte Bessarabien, das Land zwischen Pruth, Dnjestr und dem Schwarzen Meere, war 1367 von den Bewohnern der Woiwodenschaft Moldova erobert worden. Zusammen mit der Walachei bildeten diese Gebiete ein Staatswesen, das später unter türkische Herrschaft fiel aber unter eigenen Fürsten sich stets einer gewissen Selbständigkeit erfreute. Nach dem Sieg der Russen über die Türken, eigneten die ersteren sich 1812 das fruchtbare Bessarabien an. Sechszehn Jahre später entrissen sie der Türkei auch noch die an Bessarabien angrenzende Dobrudscha, d. h. das Mündungsgebiet der Donau. Moldau und Walachei wurden durch diese beiden Gewaltakte der Russen aller Häfen und Verbindungen mit dem Schwarzen Meere beraubt und zu einem ganz von seinen Nachbarn abhängigen Binnenlande herabgedrückt. Nur dem Reichtum ihres Bodens und dem Fleiße der bäuerlichen Bevölkerung hatten sie es zu danken, wenn sie trotzdem in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu einer gewissen Entwicklung gelangten. Wie wenig Rußland, dessen Presse von Beteuerungen seiner Absichten für das Wohl der christlichen Fürstentümer unter türkischer Herrschaft damals überfloß, in Wahrheit auf sie Rücksicht nahm, zeigte es wieder, als es Anfang der fünfziger Jahre in den neuen schweren Streit mit der Türkei geriet. Ohne weiteres warf es damals seine Heere in das Donauland, das heutige Rumänien, und belagerte die von den Türken verteidigte Festung Silistria. Auch im weiteren Verlaufe des Feldzugs bewies es mehr als einmal, wie wenig ihm das Wohl der von Christen bewohnten Donauländer, für deren Freiheit es zu fechten vorgab, in Wahrheit am Herzen lag. Oesterreich ist es gewesen, das damals wie später allein nachdrücklich für Rumänien eingetreten ist und dessen Ansprüche und Rechte der Welt gegenüber vertreten hat! Es hat nicht allein durch ernstliche militärische Maßnahmen Rußland veranlaßt, die Belagerung Silistrias abzubrechen und die Fürstentümer zu räumen, sondern es hat auch damals schon mit der Türkei einen Vertrag geschlossen wegen Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes in diesem Gebiete und Gewährung der alten Vorrechte. Indem es seinerseits die Fürstentümer besetzte, sicherte es sie vor einer neuen Hineinzerrung in den Krieg. Nicht genug damit, forderte es bei den Friedensverhandlungen Rückgabe der Dobrudscha und der Hälfte Bessarabiens an die Fürstentümer von Seiten Rußlands. Im Stich gelassen von Frankreich, lau unterstützt von England, das ganz andere Ziele verfolgte, hat Oesterreich an seinem Standpunkt festgehalten. Ihm ausschließlich hat Rumänien es zu danken gehabt, wenn es 1856 beim Pariser Frieden Bessarabien von den Russen zurück erhielt!

Was den Rumänen ohne Oesterreichs Eingreifen, vielleicht widerfahren wäre, läßt sich aus den Vorschlägen schließen, die von französischer, italienischer und englischer Seite damals und noch später ernstlich aufgetaucht sind. Napoleon III. hat während des Krimkrieges mit England den Plan erwogen, die Donaufürstentümer an Oesterreich zu ver-



General der Infanterie Ludendorff, der neuernannte Erste Generalquartiermeister.

Zeichnung von Prof. Arnold Busch.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg 9.

handeln. Letzteres sollte dafür die Lombardei an Sardinien abtreten. Zehn Jahre später hat Italien den Gedanken aufgegriffen und Oesterreich Ueberlassung Rumäniens für Venedig vorgeschlagen. Oesterreich ist diesen Anregungen niemals nahe getreten. Zum Lohn dafür mußte es schon Ende der sechziger Jahre die Erfahrung machen, daß der rumänische Ministerpräsident Bratianu, der Vater des Mannes, der jetzt Rumänien in den Krieg getrieben hat, Wühlereien unter der rumänischen Landbevölkerung Ungarns begünstigte, wenn nicht gar in die Wege leitete. Fürst Bismarck hat damals sehr ernstliche Vorstellungen nach Bukarest gerichtet; Erfolg aber haben sie nicht gehabt. Die rumänische Propaganda in den österreichisch-ungarischen Grenzlanden hat mit dem wirtschaftlichen Aufschwung des Donaulandes gleichen Schritt gehalten. — Um so eifriger zeigten sich die Rumänen, Rußlands Gunst zu gewinnen. Als Ende der siebziger Jahre letzteres wieder gegen die Türkei zu Felde zog, schloß sich ihm Rumänien auf der Stelle an, obwohl die Russen in gewohnter Rücksichtslosigkeit schon vor Überreichung der Kriegserklärung und Abschluß des Bundes mit Rumänien rumänisches Gebiet gewaltsam betreten hatten. Es ist bekannt, daß Rumänien den Russen nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht sondern auch militärisch in diesem Kriege die wichtigste Hilfe geleistet hat. Aber die Russen haben das damals in keiner Weise anerkannt, den Fürsten Karl viel mehr lange Zeit mit recht verletzendem Mißtrauen behandelt. Erst als ihre Heere bei Plewna in bedenkliche Not gerieten, änderte sich ihr Ton. Doch selbst jetzt wollte man dem rumänischen Heere keine Selbständigkeit einräumen, und es bedurfte peinlicher Verhandlungen, ehe der Fürst Karl mit dem Oberbefehl über die Armee bei Plewna betraut wurde. Was der Fürst in dieser Stellung geleistet, welche Dienste er Rußland in einem Augenblicke ärgster Verlegenheit erwiesen hat, ist seiner Zeit vom Zaren und dem Großfürsten Nikolaus öffentlich anerkannt werden. Bezeichnend aber für die ganze Stellung Rußlands zu Rumänien ist es, wenn der General Kuropatkin später in einem Werk über den russisch-türkischen Krieg öffentlich behaupten konnte, daß das Oberkommando des Fürsten Karl rein nominell gewesen und daß der eigentliche Feldherr der russische General Sotow gewesen sei! Die Anordnungen für den Sturm auf Plewna seien des letzteren Werk gewesen.

Es entsprach ganz dieser Haltung Rußlands, wenn es beim Friedensschluß mit der Türkei den Wünschen und Ansprüchen Rumäniens sehr wenig Beachtung schenkte. Im Präliminarvertrag von San Stefano begnügte es, sich die Unabhängigkeitserklärung Rumäniens festzustellen und ihm ein Recht auf Entschädigung auszuwirken. Und dann zwang es Rumänien, ihm Bessarabien wieder abzutreten und sich zum Ersatz mit der sumpfigen, wenig entwickelten Dabrudscha, die den Türken entrissen wurde, zu begnügen. Vergebens haben die Rumänen gegen diese Vergewaltigung die Hilfe der anderen Mächte angerufen. Nach seinen früheren unerquicklichen Erfahrungen hat sich Oesterreich damals einer Einwirkung enthalten. England sprach sein Bedauern über Rußlands Vorgehen aus, erklärte sich aber bei der Abgeneigtheit der anderen Mächte, Rumänien nötigenfalls bewaffnete Hülfe zu leisten, außer Stande, die Verantwortlichkeit eines Widerstands gegen Rußland auf sich zu nehmen. Umsonst riefen daher die Rumänen auf dem Berliner Kongreß die Mächte an und verteidigten nachdrücklich ihr gutes Recht. Gortschakow drohte ihnen bei weiterem Widerstande einfach mit Entwaffnung der rumänischen Armee! Das war Rußlands Dank in einer schweren Stunde!

Der Schaden hat damals die Rumänen klug gemacht. Seit den Tagen des Berliner Kongresses haben sie sich Jahrzehnte lang an die Mittelmächte gehalten und sich bestrebt, Hand in Hand mit ihnen zu arbeiten. Schon 1885 tauchte die Behauptung auf, daß Rumänien dem deutsch-österreichisch-russischen Bunde beigetreten sei; 1891 wurde ein ähnliches Gerücht verbreitet, als König Karol einen Besuch in Berlin abstattete. Halbamtlich wurde damals darauf hingewiesen, daß ein Beitritt Rumäniens zum Bunde, der den gegenseitigen Besitzstand seiner Mitglieder verbürgen solle, nicht gut möglich sei, da Rumänien nicht genügend Macht und Bedeutung besitze. Doch ist es in der Tat in so nahe Beziehungen zu dem Dreibund getreten, daß 1894 Graf Kalnoky öffentlich kundgab, daß Rumänien von den außerhalb des Dreibundes stehenden Ländern eines der ersten gewesen sei, das seine wirklichen friedlichen Ziele erkannt und sich entschlossen habe, sich zu denselben zu bekennen und eine Anlehnung an die europäischen Zentralmächte zu suchen. Auch 1897 wurde anläßlich eines Besuchs des rumänischen Königspaares in Budapest vom Kaiser Franz Joseph als Element der Ordnung und des Friedens gepriesen. Erst die durch Italiens Angriff auf Tripolis und seine Umtriebe im Balkan zum Ausbruch gebrachte Balkankrisis ließ die Beziehungen Rumäniens zu Oesterreich-Ungarn wieder erkalten. Es ist heut noch nicht aufgeklärt, wieviel englisch-französisch-italienisch-russische Einflüsse dabei im Spiele waren. Zwar war noch im August 1912 der österreich-ungarische Minister des Äußern zum Besuche bei König Karol in Sinaja, und von einer Lockerung der zwischen Oesterreich und Rumänien bestehenden alten vertraglichen Abmachungen verlautete nichts, aber es zeigte sich doch im Laufe der Balkankrisen bald deutlich, daß die Beziehungen Rumäniens zu dem österreich-ungarischen Nachbar bedeutend an Herzlichkeit eingebüßt hatten. Am klarsten wurde der Umschwung, als Rußland durch sein Eingreifen zu Gunsten der serbischen Mörder den Weltkrieg entfesselte. Gewiß, Rumänien blieb neutral, aber es sperrte seine Grenzen gegen Österreich-Ungarn und auch gegen die Türkei, als diese in den Krieg eingriff, und beobachtete eine alles andere als wohlwollende Haltung gegen seine alten Freunde und Verbündeten. Bukarest wurde der Mittelpunkt aller feindlichen Umtriebe gegen die Mittelmächte, und erst der Beitritt Bulgariens zum Dreibund und die Niederwerfung Serbiens veranlaßten die Rumänen, etwas weniger schroffe Seiten aufzuziehen. Immerhin hat es Getreide und Petroleum nur zu ungeheuren Preisen und gegen Abgabe von Waren, die es schwer entbehren und von Rußland nicht erhalten kann, geliefert. Es hat diese Politik zwei Jahre lang durchgeführt, indem sich ein Minister immer auf den anderen berief und der König nach dem Tode Karols stets alle feindlichen Absichten feierlich in Abrede stellte. — Seit Wochen, und besonders seit Rußland die bis dahin zurückgehaltene von außerhalb bezogene Munition den Rumänen zugeführt hatte, war indessen für unvoreingenommene Beobachter kein Zweifel mehr, daß Rumänien sich entschlossen hatte, wieder einmal seine Aasgeierrolle, die es schon wiederholt nach italienischem Vorbild erfolgreich gespielt hat, zu versuchen. Offenbar haben ihm die Mißerfolge der Österreicher bei Goerz und in Galizien die Hoffnung erweckt, daß es mit der Macht unseres Verbündeten zu Ende ist und daß hier ein paar hunderttausend Mann vereint mit einem russischen Heere genügen würden, um Ungarn in den Rücken zu fallen und ihm einen Teil seines Besitzes abzunehmen. Angeblich haben ihm seine neuen Verbündeten großmütig die Eroberung Siebenbürgens, des Banats und der Bukowina erlaubt. — Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß unsere Verbündeten auf diesen solange vorbereiteten Verrat längst vorbereitet sind. Da auch anzunehmen ist, daß Bulgarien, dessen Bestand durch einen Sieg unserer Feinde nicht minder gefährdet wäre wie unser eigener, sogleich einen energischen Hieb, der die beste Verteidigung ist, gegen den verhaßten Nachbar führen wird, so ist zu hoffen, daß diesmal die rumänischen Aasgeier etwas unangenehmere Erfahrungen als bei früheren Gelegenheiten machen werden. Auch Italien dürfte ja bereits diesmal in seiner sonst ja lange geübten Aasgeierpolitik ein Haar gefunden haben. Vielleicht kommt der rumänische Minister, der im August vorigen Jahres Völkerverträge für veraltete Einrichtungen erklärte, an die sich niemand gebunden halte, doch noch zur Einsicht, daß man früher doch besser fuhr, als man Verträge noch als unverletzlich und heilig ansah!

Maschinengewehre.

Wenn das Gewehr die Braut des Soldaten, so ist das Maschinengewehr einem militärischen Scherzwort nach seine Schwiegermutter. Allen guten Schwiegermüttern — eigentlich sind sie doch wohl alle gut — sei's gesagt, daß die Schwiegermutter, wie die Braut nur Begriffe, Bilder sind, die hoffentlich niemand ernst nehmen wird. — Also schon allein das Aeußere; ganz gefährlich sieht so ein Maschinengewehr aus. Vorn eine lange dicke Röhre, aus der der Lauf, das Mundwerk spitzig herausschaut, hinten der hochkantig-eckige lange Kasten, darunter ein vierbeiniges Gestell, der „Schlitten". An jedes Bein faßt ein Mann wenn es „Sprung auf! Marsch-Marsch" vorwärts geht.

Seine Braut soll der Soldat putzen; ihr Inneres, die Seele, darf von keinem Hauch getrübt sein, im übrigen ist solch ein Wesen höchst genügsam. Und wenn auch einmal der Tapfere sich etwas weniger, als er in der Putzstunde gelernt hat, um sein Gewehr kümmert, so liegt es ihm doch in der Stunde der Gefahr fest an der Wange, hält treu zu ihm; er weiß, daß er sich trotz allem darauf verlassen kann. Launen kennt das Infanteriegewehr kaum, höchstens, daß die Kammer etwas sperrt, wenn Sand hinein geraten ist. Aber das Maschinengewehr steckt manchmal voller Bosheit und Tücken, und schlechte Behandlung nimmt es sehr übel, will andauernd gepflegt werden, und ist recht anspruchsvoll.

Ich will nun nicht etwa dem Leser all die einzelnen Schrauben, Federn und Hebel, die sehr knifflichen Teile, die solch ein Maschinengewehr in sich birgt, aufzählen; ich will ihn auch gänzlich mit dem Ineinandergreifen dieser

Teile verschonen; es würde keinen Zweck haben, er verstände es doch nicht. Jemand soll sie einmal gezählt und 363 Stück gefunden haben. Ich glaub's ihm. Auch schwer genug ist das Gewehr; es wiegt über 70 Pfund, und 1000 Patronen, die innerhalb zwei Minuten verschossen sind, wiegen fast ebenso viel.

Auf dem Marsch trägt der Infanterist sein Gewehr um den Hals oder unter dem Arm. Da gehört ja schließlich auch eine Braut hin. Zum Glück fährt die schwere Schwiegermutter zweispännig, samt ihrer ganzen umfangreichen Munition und allem, was sonst noch so an ihr drum und dran hängt. Dann fühlt sich der Maschinengewehrschütze frei und glücklich. Auch seines Tornisters, der auf dem Fahrzeug liegt, ist er ledig, und als friedlicher Wandersmann zieht er mit Mundharmonika und anderen Instrumenten neben seinem Fahrzeug durch die Gegend, hockt zuweilen, wenn ein Vorgesetzter nicht in der Nähe, auf das Trittbrett des Wagens und läßt sich schleifen. Den armen Infanteristen, der mit schwerem Gepäck an ihm vorbeitippelt, sieht er mit einer Mischung von Schadenfreude, Stolz und Mitleid an. Nähert sich aber die Kolonne dem Feinde, zwingt dessen Feuer die Fahrzeuge zum Halten, dann kommt für den Maschinengewehrschützen das dicke Ende nach. — „Gewehr frei" heißt das höchst wichtige Kommando, auf das mit größter Geschwindigkeit das Maschinengewehr vom Fahrzeug gehoben und auf die Erde gestellt werden soll. Gewöhnlich ist es nicht so eilig. Schutzschilde, Schanzzeug, Gummischläuche, Wasserkessel, Reserveläufe, Patronenkästen und all das Reservematerial, das in die Feuerstellung mitgenommen werden muß, wird daneben aufgebaut, während sich die Fahrzeuge je nach dem Mut der Fahrer in mehr oder weniger schneller Gangart in Deckung begeben. Beladen wie ein Gepäckträger, folgen die Schützen der Infanterie, ängstlich vermeidend, dem Feinde sich als Maschinengewehrabteilung kenntlich zu machen. Zu diesem Zweck wird das Gewehr oft in zwei Teile auseinandergenommen, sodaß ein Mann den Schlitten, der andere das Gewehr tragen kann. In einer Deckung setzen sie das Gewehr wieder zusammen. Zuweilen kann ein Graben, eine flache Mulde oder die Deckung einer Hecke benutzt werden, um die ganze Abteilung im Gänsemarsch ungesehen vorzubringen.



In einer starken Verschanzung eingebautes Maschinengewehr. Aufnahme von A. Grohs.

Sind größere Strecken im Laufschritt zu überwinden, dann drückt das Gewicht des gesamten Geräts, zu dessen Fortschaffung gewöhnlich nur 4 Mann vorhanden sind, gewaltig. Bald sind die Schützen vollständig außer Atem und sehen sich hilfesuchend nach einigen Infanteristen um, die sie vorhin belächelt und die jetzt trotz des langen Marsches und trotz des Tornisters ungleich schneller vorwärts stürmen. Diese fassen zu, schleppen die schweren Kasten und Kessel vor: sie wissen, was die Maschinengewehre für sie bedeuten. Endlich ist die Feuerstellung erreicht, Maschinengewehr und Gerät wird hingeworfen, wie im Blitz sind die Schützen verschwunden, werfen sich auf den Rücken und richten den Schlitten zur Feuerhöhe. Ein Klappern der Hebel: das



Maschinengewehr-Abteilungen bei der Übung. Aufnahme von R. Sennecke.

Gewehr ist geladen. „Päng" schlägt die erste Kugel gegen den Schutzschild, der zum Glück schon aufgestellt ist. Die Spaten arbeiten wie wild. In kurzer Zeit liegt Gewehr und Bedienung eingegraben. Der Zugführer, der zwischen seinen beiden Gewehren liegt, kommandiert Visier und Ziel. Die Gewehre melden: Fertig. „Achtung, Dauerfeuer!"

„Die Seele schwillt, der Mut wird groß,
Heidi, jetzt saust der Konrad los"

500—600 Schuß in der Minute, also 9—10 Schuß in der Sekunde jagen aus dem Lauf, in den Feind. Man denke sich zehn Maschinengewehre nebeneinander mit kleinen Zwischenräumen eingesetzt; es ist eine ganz nette Menge Blei, die dem Feinde plötzlich um die Ohren fliegt.

Hinter dem Gewehr liegt, sitzt oder steht der Richtschütze. Er schießt und sieht dabei angestrengt durch sein Zielfernrohr. Rauchentwicklung, die infolge des rasenden Feuers trotz des rauchschwachen Pulvers eintritt, beeinträchtigt das Zielen bald. Dann muß der, meist links neben dem Gewehr liegende Gewehrführer eingreifen und das Feuer durch Winke und Zeichen leiten. Eine Verständigung mit der Stimme ist während des Schießens ausgeschlossen. Auf der anderen Seite des Gewehrs liegt der Munitionsschütze, der die Patronen dem Gewehr zuführt. Diese sitzen in langen Gurtbändern, wie Perlen an einer Schnur dicht nebeneinander aufgereiht, und werden, während der Gurt durch das Gewehr läuft, mittelst eines sinnreichen Mechanismus aus dem Gurt herausgezogen, dem Lauf zugeführt, und hier abgefeuert. Die leere Patronenhülse fliegt heraus. Oft denkt vielleicht der Leser, das Maschinengewehr hätte ähnlich der Kaffeemühle, eine Kurbel, die während des Schießens gedreht werden müßte. Er irrt. Man drückt zum Feuern, wie bei der elektrischen Klingel, nur auf einen Knopf. Das genügt vollkommen, doch will das Drücken gelernt sein, zumal es mit dem linken Daumen geschieht, während gleichzeitig die linke Hand, einen Griff umklammernd, das Gewehr nach der Seite bewegt und die Rechte das Rad der Höhenrichtung unten am Schlitten bedient. Wie der dünne Strahl einer Gartenspritze wird so das Feuer den Wellen und Schnörkeln, die die krummen Linien feindlicher Stellungen uns vorzeichnen, nachgeführt. Ich hatte einen Freund, ihn deckt schon lange Polens schwarze Erde, der schoß seinen Namen in die Scheibe, wie der Bäcker den Zuckerguß auf die Torte malt. Auch am Maschinengewehr gibt es Meisterschützen.

Hat das Maschinengewehr etwa tausend Schuß hintereinander abgegeben, dann kocht das Wasser im Kühlmantel. Da der Lauf nämlich durch das sehr schnelle Aufeinanderfolgen der Schüsse bald so warm werden würde, daß er zu glühen anfinge, ist er in eine Röhre, die vorn und hinten abgedichtet ist und voll Wasser gefüllt wird, den sogenannten Mantel, eingelagert. Der Dampf des kochenden Wassers wird durch einen langen Schlauch in die Erde oder sonst wohin geleitet, damit die weißen Wolken die Stellung nicht verraten. Kaltes Wasser nachzufüllen, ist aber stets die beste Abhilfe. Das Maschinengewehr braucht Wasser ebenso dringend wie Munition, und große Wasserkessel müssen daher stets mit in die Stellung genommen werden. Manch Verdürstenden hat schon dieser Vorrat gelabt. Was machte es aus, wenn das Wasser nach Öl und ähnlichem schmeckte, wir waren froh, daß wir es hatten.

Die verschiedenen Maschinengewehre haben ihre besondere Sprache. Man versteht sie ganz deutlich, besonders Nachts, wenn das Feuerwerk der Leuchtkugeln zum Himmel steigt und die weißen Lichtstreifen der Scheinwerfer die Gegend absuchen. Jetzt rattert ein französisches Maschinengewehr und feuert seine 25 Schuß herunter, um gewöhnlich eine kleine Pause zu machen. Mehr Schuß faßt der kurze Blechladestreifen der Franzosen nicht. Jetzt faucht ein englisches Gewehr, ähnlich dem unseren, im Klang doch ganz anders, und dann ruhiger, aber scharf und kurz abgerissen eins von uns. Als wir im vorigen Jahr den Russen noch gegenüber lagen, lachten wir oft über sie. Vom Schießen hatten sie wenig Ahnung. Nach kurzen Reihen schien ihnen schon der Daumen zu schmerzen. Ein andauerndes Feuer habe ich nie bei den Russen erlebt, doch mag dies jetzt, wie so manches andere, bei ihnen auch besser geworden zu sein. Belgische Gewehre haben wir nur im August 1914 erobert, sie sind ähnlich den unseren. Die Hundebespannung hat uns damals viel Spaß gemacht.

Mitten in der Geschoßgarbe eines feindlichen Maschinengewehrs zu liegen, ist ein höchst unangenehmes Gefühl. Während eines Sturmes, merkt man es nicht so, aber wenn mit hellem Kugelschlag rechts, links und vorn die kleinen Staubwölkchen hochspritzen, das sind höchst unangenehme Sekunden, die zu Minuten auswachsen, ehe die Garbe sich weiter fort bewegt. Bald werden es zwei Jahre, da hielten während eines Gefechts die Fahrzeuge unseres Regiments friedlich auf einer engen Dorfstraße, die sich in eine endlos lange, geradlinige Chaussee fortsetzte. Irgend wo auf dieser mußte sich der Russe mit zwei Maschinengewehren eingenistet haben, denn plötzlich fegte ein Hagel von Geschossen in die Kolonne, die weder vor noch zurück ausweichen konnte. Aber nur wenige Tage später, konnten wir uns rächen. Russische Kavalleriemassen waren vor uns zurückgegangen und zwängten sich auf einer, durch Sumpfstrecken führenden Straße zusammen. Wir faßten gerade noch das Ende.

Die volle Wirkung einer Schnellfeuerwaffe kommt überhaupt erst beim Schießen auf große, dichte Ziele richtig zur Geltung. Dann ist sie verheerend. Vielleicht wäre der Krieg schon beendet, wenn es keine Maschinengewehre gäbe; denn solange ein einziger Mann am Gewehr noch kampffähig ist, um es zu bedienen, falls Munition und Wasser reichen, solange wird jeder Angriff, wenn er dazu noch durch Hindernisse hindurchführt, wenig Aussicht auf Erfolg haben, ersetzt doch ein Maschinengewehr 80—100 schnellschießende Infanteristen. Es ist daher sehr wichtig, daß unsere Artillerie die Stellungen der feindlichen Maschinengewehre erkennt, um diese zu vernichten, aber noch wichtiger ist es, daß wir unsere Gewehre mit allen Mitteln verwendungsfähig erhalten, ihre Stellungen nicht verraten und sie erst im letzten Augenblick, wenn die Wellen der feindlichen Linien heranstürmen, einsetzen. Nerven darf der Richtschütze nicht haben; ganz ruhig muß er bleiben und den Feind herankommen lassen. Dann vergilt ihm die Waffe seine liebe Rücksicht und stete Aufmerksamkeit, die er ihr in langen und bangen Stunden während des Trommelfeuers tief im Unterstand erwiesen; dann rattert und schnattert, dann näht und mäht die alte Dame, und drüben, beim Feinde, liegt der Angriff am Boden. Gewöhnlich kommen die andern schon garnicht aus ihren Gräben heraus, wenn unser Feuer die ersten Stürmenden empfängt. Sie haben halt einen höllischen Respekt, auch die Engländer, vor unserer Schwiegermutter.

Im Auto an der Front. Von Adolf Victor von Koerber.

Regen und Regen und nichts anderes. Ich packe Karten und Meldeblock, Zirkel und Bleistifte in die Zelluloidtasche, die mir mein getreuer Bursche Max über die Schulter hängt. Das ganze Gesicht von einem Baschlick umstrickt, poltert mein treuer Kriegsgeselle, der lange Offizierstellvertreter Kaha, die Holztreppe herunter in mein Zimmer. An der Tür bleibt er wie angeklebt stehen, die breiten Fächerhände an den Ledermantel angeklatscht: „Zur Stelle." Ich muß lachen: „Kommen Sie nur, alter Taucher; das Auto wartet schon ewig Ja, ja, Kriegsgeselle, 'raus aus der Stube, 'rein in den Regen!" Auf den Hausstufen schon patschen die Füße im Nassen. Es gießt mit Kannen. Max meint mit einem schüchternen Blick, ob er nicht doch lieber das Verdeck hoch machen .... Die Antwort ist die übliche, ein leises knurrendes Brummen, wie es Menschen ausstoßen, die schon halb naß sind und mit Bestimmtheit wissen, daß sie nur schwimmend zurückkehren werden. Aber Kaha und ich haben nun mal eine Abneigung gegen verdeckte Fahrten zur Front. So sitzen wir denn mit nassen Gesichtern in unsern hochgeschlagenen Kragen, umhalst von Kilometerschals. Max und der Mitfahrer stopfen eifrig die Decken um unsere Waden und wickeln die ausgestreckten Füße ein, dann werfen sie die kleinen Türen zu — klapp — klapp. Der eine kurbelt den Motor an, der Zünderhebel am Steuer rast einige Male hin und her, und der Mercedes tut seine lärmende Pflicht. Gusta Dypit, die „Quartierwirtin", das heißt das Dienstmädchen des mit seiner Familie geflohenen Hausherrn, des ersten Dorfadvokaten, winkt aus der halbgeöffneten Haustür, und Max steht im Platzregen stramm, bis das Auto um die Ecke biegt. Hoppla, — schon heben sich die Füße aus den Decken, hoppla, — schon fahren die Körper viele Zentimeter von den Sitzen in die Höhe, — hoppla, hoppla. Es beginnt der Kampf der krabbelnden Hände um die schützenden Hüllen. Beim nächsten Stoß wiederholt sich das Spiel. Belgische Landwege! Ermüdet gibt man den Kampf auf. Die Decken flattern hin und her, und der Regen peitscht Knie und Füße. Laut bläst der Mitfahrer in die Fanfare: „Tahütahaaa ...." Nutzt nichts, die Munitionskolonne zuckelt weiter ihren langweiligen täglichen Weg. „Tüt .... tüt" grollt die Hupe. Der Führer kneift wohl ein dutzendmal in ihr strammes Gummigebläse. „Tahü .... tahaaaa ...." Ich brülle aus Leibeskräften: „Rechts ran ... Achtung! ..." Endlich! Der letzte Wagen torkelt vom Pflaster tief hinab mit den beiden rechten Rädern auf den grundlosen Landweg. Der nächste folgt, der Motor schnauft im Schneckentempo — wieder der Folgende. — „Es wird sich schon rumsprechen. —" Immer so fort, bis die Kolonne überwunden ist, sechzig kleine Planwagen, auf deren Kutschböcken Trainfahrer sitzen, die Pfeife im Mund, den

Karabiner umgehängt, mit wenig freundlichen Gesichtern, aber geduldig. Kaum haben sie ihre rechten Räder aus dem Abgrund des Landwegs auf die Pflastersteine wieder heraufgezerrt, so schreit und hupt und schrillt es erneut: „Rechts ran," und dann faucht an ihnen ein Stabsauto vorbei. Sie rufen sich zu: „Du, ein Jeneral!" Gleiche Geduld, ja, viel mehr noch, da seine Pflichten eilig sind, braucht der Autofahrer, denn nicht eine Kolonne nur muß er „rechts ran scheuchen," oft fünf und mehr hintereinander. Ist es gar eine von Lastautos, schwere 3—5 Tonnenwagen, so gibt es nur eins, hinterherpendeln, bis sich Gelegenheit bietet, auf einen andern Weg abzubiegen und sein Ziel so zu erreichen, was sofort auf der Karte erkundet werden muß, denn die schweren Lastwagen können nicht vom Pflaster herunter. Selbst ihre sechzig Pferde würden sie nicht aus dem Schlamm des Landweges herausziehen.



Der Verfasser am Steuer.

Die Generalstabskarte weist den Weg durch ein Dorf. Hier ist schon Gefechtszone. Nicht ein Stein steht mehr auf dem andern. Der Feind donnert zuweilen noch in den Haufen schwarzgebrannter Hausruinen hinein mit seinen weittragenden Geschützen. Verhält der Motor einen Augenblick am Wegekreuz, so dröhnt und poltert die Schlacht, bis der Maschine Eisenlied sie wieder übertönt. Im nächsten Dorf laufen Feldgraue quer über den Weg. Sie haben gerade ein paar Tage Ruhe, bis sie die Kameraden im Schützengraben erneut ablösen, und haben sich in den Kellern und wenigen oft wunderbar verschonten Häusern „gemütlich eingerichtet".



Kaha weist auf ein Vorgärtchen. Dort ist geharkt, Beete sind abgesteckt, sauber wie in einer Laubenkolonie, und mit kleingebröckelten Ziegeln ist ein großes schwarz-weiß-rotes W mosaikartig gelegt. Rührend gut sind alle die Leute da draußen. — An der Windmühle, deren zerrissene Flügel als Fetzen und Drahtgewirre wie fette Haare im Regensturm herabhängen, gehts seitwärts ab auf einen kleinen Feldweg. Der führt nach der Karte zur Stellung der schweren Batterie. Nicht lange schaufeln sich die Räder durch den gelbgrauen Schlamm, langsam und oft ruckweise, da springt plötzlich ein roter Feuerball keine hundert Meter weit im Felde vor uns auseinander. Nur leise vernimmt das scharfhorchende Ohr den Knall, denn alles überhämmert des Motors Lärm. Uns im Auto zuckt es in Herz und Hand. Ein zweiter Schlag noch



Ein großer Minentrichter im sumpfigen Waldgelände. Aufnahme von Max Wipperling.

näher am Wege zerwühlt die braune Erde, und ein dritter faucht in einen Wassertümpel, daß ein weißer Schaumstreifen hochauf zum Himmel spritzt. Unwillkürlich ducken sich die Köpfe. Wie sollen wir mühsam Vorwärtsfahrenden uns erwehren? Wir hören nicht des Schrapnells heransausende Bahn, wir können nicht zur Seite springen; plump und fest eingehüllt in Decken und Pelze, sitzen wir im Lederpolster und warten — warten, wo wohl der nächste Einschlag, ob er . . . vielleicht . . . bautz . . . bautz . . . bautz . . . dreimal hintereinander. Der Feind streut wieder einmal das ganze Gelände hinter der Front ab. „Vorwärts! Vollgas! Wir müssen hier weg." Ein paar hundert Meter noch fährt der Wagen; auf einmal — in unergründlich tiefem Matsch — schnurren die hinteren Räder ab, wie die einer Kindereisenbahn, wenn man sie vom Boden hebt. Der Motor setzt kurz aus, verstummt plötzlich und stellt den Wagen fest. Es ging über seine Kraft. Ringsum aber brüllt die Hölle. Bautz . . . bautz . . . bautz . . . von allen Seiten schleudern deutsche Batterien aus verdeckten Stellungen, eingegraben und hinter dunkelgrünen Hecken, ihre Eisengrüße hinüber, viele Kilometer weit zum Feind. Tosender Lärm antwortet ihm. Mit jeder Sekunde steigert sich das Artillerieduell. Singend saust es heran, und weiße Wölkchen liegen über dem Weg und krallen sich in die Baumkronen.

Ob der Feind einen Angriff plant? Er löst viele tausend Schuß in der Minute. „Trommelfeuer." Wenn es auch wohl in der Hauptsache auf die Infanterie in den Schützengräben, noch etwa zwei Kilometer mehr westlich, gerichtet ist, so beschießt ein Teil seiner Batterien doch ständig die zweiten und die Artilleriestellungen. Die Kraftfahrer erhalten den Befehl, im Graben Deckung zu nehmen, bis wir von der Batterie mit Hilfsmannschaften zurück seien. Dann stolpern wir los. Immer querfeldein, anfangs oft gebückt, vor den sich näher singenden Geschossen. Nach der Karte müssen die Kanonen keine dreihundert Schritt entfernt stehen. Nicht zu sehen. Ein alles übertönender Krach verrät die schweren Haubitzen. Hinter einem halben Haus wölbt sich der Unterstand des Batteriechefs.

„Hallo, Besuch?" — „Jawohl!"

„Na, Sie kommen auch zu verzweifelt angenehmer Stunde. Hören Sie das Infanteriefeuer? Die Bande drüben macht einen Angriff. Einen Augenblick." Der Hauptmann schreit in den Artilleriefernsprecher, neben dem zwei Offiziere auf einem rohgezimmerten Holztisch mit Karte und Zirkel arbeiten: „Achtung! Erstes und zweites Geschütz: Feuer!" Dröhnend tönt dem Befehl die Antwort. Und nochmal: „Achtung! Drittes und viertes Geschütz: „Feuer!" Das Echo folgt. „Wir müssen heute wieder nach dem Plan schießen. Aber bitte, setzen Sie sich doch, meine Herren." Einige richtige Sessel standen neben den Feldstühlen. „Aus einem der Gehöfte da draußen gerettet. Ich zeige Ihnen auch nachher in einem solchen unser Kasino. Wir können in diesen Tagen immer nur nach Dunkelwerden hin, unsere Herren schlafen auch dort. Es ist immer noch besser, als hier im Unterstand.

Feucht und muffig roch die niedrige Lehmhöhle, deren Decke dicke Baumstämme bildeten. „Bombensicher?" — „Soweit ja; aber gegen Volltreffer — weiß ich nicht genau. Das ist Glücksache." Ich entledige mich meines Auftrages: Verabredung über das Einschießen mit Fliegerbeobachtung. „Also, sobald klares Wetter wird, erwarten Sie, bitte, den Anruf der Fliegerabteilung." — „Jawohl, darauf einen Schluck." Eine Flasche Portwein und Zinnbecher entsteigen einem geheimen Schrank in der Lehmwand. „Sie bleiben doch noch zum Abend?" — Wir hatten jedoch erst einmal den Gedanken, das Auto aus der angenehmen Lage zwischen Himmel mit unzähligen Schrappnellwölkchen und wabblig schlammiger Sumpferde zu befreien, wenn nicht inzwischen ein tückischer Volltreffer die ganze Herrlichkeit zerschlagen hatte. Begleitet von einem Artillerieleutnant und Hilfskräften wurde zur Unfallstelle gewatet. Da hatte eine liebenswürdige Bagagen-Abteilung aber schon die versunkene Maschine mit lebenden Pferdekräften geborgen, so daß der Motor wieder lustig anspringen und in vorsichtiger Fahrt seine Last aus dem donnernden Feuerbereich retten konnte. — —

Ein ander Mal brachte Offizierstellvertreter Kaha einen Auftrag vom Stab. Es sollte nach Gent gehen, und größte Eile tat not.

Als wir ins Auto stiegen, schien die helle Sonne voll herab. Die Luft zitterte in warmen Schwingungen. Der Bursche Max, der diesmal als Mitfahrer mitdurfte, verschmähte im Übermut Mantel und Schal. Als aber der Wagen auf der freien Strecke mit hundert Kilometern und mehr lief, besann er sich bald eines anderen. Die feuchte flandrische Luft kroch in den Ärmel und in den Hals und lief über den Rücken hinab bis zu den Füßen. Dennoch blieb es eine herrliche Lust, im beschleunigten Eiltempo dahin zu fahren.

Wir hatten die Strecken schon mehrmals zurückgelegt und kannten jedes der stillen Soldatengräber, die einsam am Weg träumten, oft aufs Neue mit Laub geschmückt von vorübermarschierenden Kameraden. Immer noch lag der Landauer an einer Wegekreuzung umgestülpt im Graben; er mag wohl dem fliehenden Feind gehört haben. Den Kadaver eines Schimmels, der wochenlang ein phantastischer Wegschmuck und ein Schrecken gewesen war, hatte wohl der Kommandant des nächsten Dorfes wegschaffen lassen. Der Landstrich schien vom Kampf fast verschont geblieben zu sein, denn nur selten unterbrach eine Brandstätte die Reihe der roten Backsteinhäuschen, aus denen blonde Mädchen mit blauen Augen freundlich nickten.

Durch die kleinen Städte Roulers und Thielt führte der Weg. Nach letzterer dehnte er sich zu einer Prachtstraße aus. Volle Fahrt konnte gemacht werden. Eine endlose Kolonne brachte Aufenthalt. „Was haben denn die Leute?" — Alle zeigten aufgeregt nach oben, und Kommandos trieben zu schneller Fahrt. Ein feindlicher Flieger hatte seinen Kurs gerade über der Straße. „Na, wenn der jetzt nicht die Kolonne bombardiert . . ." Kaum verklang der Satz, da schlug auch schon eine solche Eisenbirne mit pfeifendem Zischen erdwärts — aber weit neben der Straße ins Feld. Ein wenig, vielleicht drei Meter hoch, spritzte der braune Sand in die Höhe. Dann flog der Flieger schon weit hinter der Kolonne. „Wir wollen mal sehen, wer besser kann." Der Wagen streckte sich in der Geschwindigkeit von 120 Kilometern. Eine wilde Wettfahrt hoch über und unten auf der schnurgeraden Chaussee nach Gent. Bald führte der Flieger, und nach Minuten schon verloren ihn die gespannten Augen. Aufregung und Bestürzung der Zivilbevölkerung wogte durch die Stadt, als der Wagen in die „Rue de la Kaix" einbog. Ein englischer Flieger hatte Bomben auf Gent geworfen. Ob da nicht so mancher Flame mit den deutschen Ballon-Abwehrgeschützen sympathisierte? —

Nach Erledigung des Auftrages brachte die kurze Mittagspause eine Rundfahrt um die herrlichen Kirchen, deren eine so altehrwürdig ist, das ihr Besuch aus Sicherheitsrücksichten eingestellt werden mußte. Altdeutsche Giebel geben dem Marktplatz das Aussehen einer Hansestadt, und die breite Gracht hinter der Hauptpost mit den herrlichen übergebauten Häusern erinnert an Danzig. Düster trutzt das Kastell der Grafen von Flandern inmitten des Staßengewirrs. Man möchte verweilen, stehen, staunen und träumen. — Hup . . . hup . . . hup . . . weiter, es ist noch ein Auftrag in Brügge zu erledigen. Rastlos jagen im Kriege den Autofahrer die höheren Befehle. Er darf kein Herz haben; eisenhart muß er sein wie seine Maschine. Oder waren wir es nicht mehr, als wir durch das Festungstor in die alte Steinumwallung Brügges einfuhren, stramm salutiert? Der Wagen fuhr zur Tankstelle. Wir aber schritten beide stumm durch die Stadt der Märchen und Wunder, den Blick oft aufwärts gerichtet zu den hohen Giebeln und breiten Türmen, um die flimmernde Nordseenebel wogten, von dem Glockenspiele altdeutsche Choräle sangen, entlang an den stillflutenden Kanälen, hinein in das Tor des Beguinenhofes, bei dessen Anblick das Herz stillsteht. Ich schrieb die Verse in mein Tagebuch:

Brügge, tief in dich versunken
Ging ich durch die engen Gassen,
In der alten Giebel Schatten,
Deren Bilder nie verblassen.

Sieh! die ernsten dunklen Boote
Still auf den Kanälen gleiten,
Wo die weichen Wassernebel
Träumen von vergang'nen Zeiten.

Horch! die alten Glocken schlagen
Feierlich die Vesperstunde,
Deuten wie verklärte Heil'ge
Von Jahrhunderten die Kunde. —

Deutsch! Es lebt in Deinen Mauern
Wie in alten lieben Räumen,
Und es flüstert durch die Gassen,
Halb im Wachen — halb im Träumen. —

„Kommen Sie, Kaha, wir dürfen nicht weich werden!" — Nebel waren herabgesunken, und nur undeutlich flackerten die Lichter der „Rue de Flandre". Unsere Scheinwerfer rangen vergeblich mit der Milchsuppe, die draußen außerhalb der Stadt undurchdringlich den Weg sperrte. Max mußte stellenweise zehn Schritt vor dem Wagen hergehen. Alle Instrumente lärmten, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Erst als die Kunststraße etwas aus der Niederung aufstieg, konnte schneller gefahren werden.

Als wir uns um Mitternacht in des Advokaten Studierstube um den Abendbrottisch setzten, an dem noch vor zwei Monaten englische und belgische Offiziere gelärmt und gezecht hatten, hoben wir still die Gläser mit dem funkelnden Burgunderwein und tranken, in ernste Gedanken versunken über die tausend Wunder, die wir auf unseren Fahrten an der Front erleben. —

Kriegserinnerungen aus dem Lazarett. III. Von Hedwig von Münchow.

Für'n Groschen einmal ziehen.

Nicht wahr, man sieht im Geiste so einen kleinen Wicht, womöglich auf den Zehenspitzen stehend, seinen Groschen in den Automaten einstecken, die linke Hand am Griff, über dem „Schokolade" steht. — So einen Automaten gab's bei uns im Anfang auch — aus welchem Grunde, weiß ich nicht; aber er verschwand bald. — Doch ich will von vorn anfangen: Polay mußte fortgebracht werden zum Röntgen. Der Arzt vermutete allerhand feldgraues Tuch oder gar hochroten Biesenstoff in seiner Wade, denn die wollte trotz unserm besten Ausspritzen und Verbinden und seinem besten Willen absolut nicht zuheilen. Ich will vorausbemerken, daß Väterchen (sie nannten den Doktor so) wieder einmal recht hatte. Nachdem dann alles, was nicht zu einem richtiggehenden Fuße gehört, entfernt worden war, heilte die Wunde schnell, und Polay ist schon lange wieder „vorm Russ'". — Also ich begleite Polay in die nächste Kreisstadt zum Durchleuchten. — „Und Kamerad is immer da," auch in der Eisenbahn. Das war ja sehr hübsch; die beiden Feldgrauen waren gleich mittendrin und gleich auf „Bruder und Schweinsbraten". Damals gab's letzteren noch. — Aber wat too veel is, is too veel. An der nächsten Haltestelle wird eine halbe Schwadron auf einmal ins Abteil geschoben — und schließlich zu guter Letzt noch einer hinterher, und dies war der „Hauptmaker". — Es war ein durchgehender Wagen, sich rühren unmöglich. Neben mir saßen vier Mann, gegenüber fünf. Zwischen uns im Gange standen weitere fünf Mann, und im Nebenabteil seien noch viel mehr, wurde herüberberichtet. Eigentlich hört es sich noch nicht gefährlich an: 15 Mann in einem Abteil, nicht wahr? Doch man muß diese Landwehrmänner gesehen haben, die gerade von „Muddern" kamen und wieder ins Feld gingen. Die Taschen in den Röcken fielen nicht etwa schlaff herunter — nein, wagerecht standen sie seitwärts ab, und hinten und vorn waren sie dick und bucklig ausgestopft, daß sie irgendwo immer anstießen. Nahe der Tür stand der Letzthinzugekommene: „Kamerad, halt mich mal, ich muß mir mal die Stiebel ausziehen." Da entfährt's dem Nebenmann: „Mensch, do hädd'st ja keene Socken nich an." — Hatte der arme Kerl, um noch zum Zug zurechtzukommen, den nächsten Weg, der über einen breiten Graben ging, genommen, aber das Eis brach und er sank bis an die Knie ins Wasser. „Socken, oho, ick ward se dir weisen," dabei zog er sie triefend aus einer seiner Taschen. Nun fing mein Gegenüber in seiner linken Rocktasche an zu kramen: Erst ein Taschentuch, dann ein viertel Brot, eine Wurst, ein Stück Speck, ein graues Tuch, danach ein Paar dicke, graue Socken. Ruhig und wie ganz selbstverständlich reichte er sie dem „Barstbeinigen". Der nahm sie mit den Worten: „Na, segg ehr man jleich adjüs, Kam'rad, so licht lopen wir nich wer'r tosammen." — „Macht nischt!"

Als die Beine nun wieder wohlverwahrt in den Kommißstiefeln steckten, fuhr die rechte Hand in die Hosentasche und zog eine Dreiviertelliter-Flasche Nordhäuser hervor. „Dat hädd Muddern doch ahnt, dat dit," die Flasche wurde hoch in der Luft sichtbar, „dat nötigst wier' — so'n Buddel is gaud for allens!" Er tat einen tiefen Zug und reichte sie dem Geber der Socken hinüber. Und ehe man sich's versah, holte ein jeder männiglich aus der Hosentasche den Geldbeutel und aus demselben einen Groschen, der stillschweigend in die offen hingehaltene Hand des Flaschenbesitzers wanderte. Ohne ein Wort zu verlieren ging „dei Buddel" nun von Mund zu Mund — immer nur ein Schluck — und von hier ins Nebenabteil. Als sie dann zu ihrem Ausgangspunkt zurückkam, wurde sie prüfend gegen das Licht gehalten — ein rascher Blick in die Faust — ein Schmunzeln im Gesicht: „Na, Mudding, dien Oller is noch nich ne Stunn unnerwegs, awer een fien Geschäft hädd er allewerr'er makt." Damit verschwand das Lebenselixier in seiner Riesentasche.

Besuch.

Dienstags und Freitags von 11 bis 12 Uhr ist Besuchszeit. Es kamen viele, Große und Kleine, solche und „soone". Dies war solcher:

„'n Tag, ich wollt' mal fragen, ob Karl hier is?" „Ja, liebe Frau, wer ist denn Karl?" „Na, mein Sohn doch, der Älteste. Der zweite is ja in Rußland, wissen Se, den ham se..." „Aber gute Frau, nun sagen Sie erst mal, wie heißen Sie denn eigentlich?" — „Ich — och ich — August'ken, Aujuste heiß' ich." „Nein doch, mit Vaternamen!" „Ach so'ken, Zwilipp'ken, Zwilipp —" „Nein, Frau Zwilipp, Ihr Sohn ist nicht hier. Vielleicht fragen Sie mal im Garnisonlazarett an." „Gar—ni—son—la—za—rett — nee'ken? Nee, is dit hier nich dat ‚Raatzsche?'" „Ja, wir sind Raatzsches Vereinslazarett —" „Na, denn is mien Karl uch hier." „Nein, einen Karl Zwilipp haben wir sicher nicht. Der Name wäre mir haften geblieben." — „Nee'ken, nee, Karl Zwillipp uch nich — Karl Buza is et — Buza" — „Ich denke, Sie heißen Zwilipp?" — „Ja'ken, ja; aber Karl is doch noch von meinem ersten Mann —" „Dann nur herein; Karl Buza liegt hinten auf der Veranda —"

Eine schwierige Operation.

Ein Patient, der gesund werden will, ein Arzt mit einem scharfen Messer und ein heller Raum, das sind eigentlich die nötigen Dinge zu einer Operation! Und — von diesen drei Teilen war nichts da. —

Im stockdunkeln Operationssaal, in welcher Ecke, weiß ich nicht, steht der Kranke. Jetzt wird das Messer angesetzt: „Horn, ich habe einen Brief von Ihrer Mutter. Mann, Sie haben ja kein Herz mehr im Leibe." — Das tat weh, man hört Stöhnen und Zähneknirschen. — „Und so wollen Sie weiterleben? — Aber das ist ja kein Leben. Des Tages kommt die Ruhe nicht und des Nachts nicht der Schlaf." ‚Er war immer ein so guter Junge,' schreibt sie, ‚nie hat er uns Kummer gemacht, bis dann der Freund kam — da war's vorbei. — Vater ist alt und schwach, ich so hilflos, fast blind — da geht er in den Weltkrieg, gibt dem Vater kein Wort und mir keine Hand zum Abschied, und so sitzen wir beiden Alten und sprechen nicht von ihm und denken doch immer bloß an den Jungen. Ach, liebe Schwester...'

...„Horn, nicht wahr, Sie schreiben morgen und machen's noch mal gut, Mutter wartet alle Tage!" — Keine Antwort. — Noch so einige Worte des Zuredens und Bittens in die ungewisse Dunkelheit hinein. — Wieder Stillschweigen. — Da läutet die Abendglocke. Für die Verwundeten ist der Tag zu Ende; wir Schwestern gehen heim.

Am andern Morgen suchte ich meinen Patienten, aber er war immer woanders. Als dann die Runde gemacht wurde und wir an Horns Bett traten, (er mußte bei Besichtigung der Wunde immer liegen) begann wieder die alte Geschichte. — Der Arzt blickte ihn ernst und fragend an — sah nach der Wunde, schüttelte den Kopf, besah den blutumränderten Riß im Rock, erst außen, dann innen — tat Fragen hin und her — Horn antwortete knapp, ausweichend. „Wird mir wohl immer unerklärlich bleiben," damit ging er weiter von Bett zu Bett. Das kleine aber so ernste Kapitel von der Selbstverstümmelung konnte hier doch nicht in Frage kommen? Aber seit der Mutter Brief sah ich Horn auch mit Angstaugen an. — Zum Mittagessen kam Schwester Anna ganz bestürzt: „Wir können Horn nicht finden. Morgens hat er seinen Kaffee schon nicht angerührt, seine Frühstücksstulle hat er sich nicht abgeholt, jetzt ist sein Platz leer; wir haben ihn schon überall gesucht, auch der Wärter kann ihn nirgends finden." Ach, denen war noch lange nicht so bange wie mir. — Nach dem Essen, als sich jedermann zur Ruhe zurückgezogen hatte, schlich ich auch davon und suchte. Immer lauter schlug mein Herz. Wie finster hatte er auch ausgesehen, als der Arzt davonging. Wo konnte er nur geblieben sein? Als ich auch noch den großen Garten vergeblich abgesucht hatte und zum Inspektor gehen will, um von seinem Fehlen zu berichten, da komme ich beim Musikpavillon vorbei, in dem das Stroh für die Bettsäcke hoch aufgeschüttet lag. — Da — was ist das? Ein leises Wimmern und Seufzen! Ich erkenne jetzt deutlich Horns Stimme dumpf aus dem Stroh heraus: „Ich kann aber doch nicht; mein Gott, ich kann doch nicht!" —

Beim Abendessen saß er auf seinem alten Platze — bleich und still. — Am andern Morgen kommt er zu mir, steckt mir einen Brief in die Hand und bittet ihn „Feldpost" abstempeln zu lassen. — Ich frage nicht — ich weiß Bescheid. Nach einigen Tagen schreibt eine glückliche Mutter an mich. — Und „Väterchen" (der Arzt) hatte auch mehr als die äußere Wunde gesehen. Als Horn aus dem Lazarett entlassen wurde, hat er sich soviel Mühe gegeben, um ihm noch einen kleinen Heimatsurlaub zu ermöglichen! — Als er dann reiste, gab er mir die Hand und sagte kein Wort. — Er kam noch einmal zurück und drückte mir schweigend noch einmal die Hand.

— Ich hatte lange Zeit nichts von ihm gehört. Dann kam ein Brief aus dem Felde, vom Westen her: „Ich kann mein dankbares Vornehmen nicht länger unterlassen..." Nicht wahr, man hört ordentlich, wie schwer ihm das Schreiben geworden ist, und doch war es ein so lieber, guter Brief, ich hebe ihn treulich auf — falls es noch einmal eine Mutter geben sollte, die an die Umkehr ihres Sohnes nicht mehr glauben will! Es braucht nicht jedesmal ein Weltkrieg auszubrechen. — —

Der proportionierte Held.

„Schwester Hedwig, da ist eine so jämmerlich aussehende Frau; sie möchte zum Mattuweit. Soll ich sie zu ihm lassen?

Gut geht's dem grad' nicht. Er weint schon wieder mal." — Mattuweit war ein ostpreußischer Landwehrmann aus Bialla und hatte einen Nervenschock gehabt. Dabei sollte der arme Mann aber auch keine Nerven bekommen! Seine Familie hatte fliehen müssen und seit Monaten war er ohne Nachricht. Wo sie hingekommen, war nicht zu ermitteln. Auch wir vom Lazarett aus hatten geschrieben und geforscht — immer ohne Erfolg. — Nun kam seine Frau. Sie war es wirklich. Das mußte den Mann doch schon halb gesund machen — gern wurde sie vorgelassen. Nach einer Weile sehe ich sie am Bett ihres Mannes sitzen. So hatten wir ihn noch nie gesehen. — Er strahlte, und die Frau red'te und red'te und red'te: „Wäißte, wir zogen dann nach oben in die Giebelstube, wäil unten doch der Generalstab laach. — Den Telephon, den der Russ' dunn schon machte, nahmen säi nu, und Hindenburg laach in däine Battställ, un ich hab ihm noch zwäi Hamden und Strümpf' jewaschen —" „Frau Mattuweit," werfe ich dazwischen, „da können Sie ja ordentlich stolz darauf sein, Hindenburg ist jetzt ein großer Mann" — Na, Schwester, er is aach dick jenug dafür!" —

Mit Goltz im Frieden und im Felde

Von Major von Restorff, seinem Adjutanten

Im Jahre 1910, bei der Centenarfeier der argentinischen Republik, lernte ich den damaligen Generaloberst Freiherrn von der Goltz kennen. Er war als Botschafter in Sondermission nach Buenos Aires entsandt worden, um das Deutsche Reich bei dem großen Nationalfest des jungen, schnell emporblühenden Landes am La Plata-Strome zu vertreten. Er begnügte sich nicht damit, in der Hauptstadt bei dem rauschenden Jubel des uns befreundeten Volkes ein würdiger Vertreter seines Kaisers zu sein; sein wissenshungriger Geist trieb ihn weiter. Im schnellen Fluge durcheilte er die weiten Gebiete von Süd nach Nord, von Ost nach West, mit seinem scharfen Geiste alle frischen Eindrücke einer neuen, von der unsrigen gänzlich verschiedenen Wesensart in sich aufnehmend. Auf einer dieser Reisen habe ich ihn mehrere Tage hindurch begleitet. Mit feinem Takt verstand er es, sich den Verhältnissen anzupassen und die Menschen auf seinem Wege für sich zu gewinnen. Sein Name wird noch heute am La Plata mit Liebe und Verehrung genannt. So streute er überall das Samenkorn deutschen Wesens aus. In dem Lande „lateinischer" Rasse waren begreiflicherweise mehr franzosen- als deutschfreundliche Strömungen. Unsere Reichsvertreter und die deutsche Kolonie hatten oft hart zu kämpfen, um sich gegen die uns feindlich gesonnenen Einflüsse zu behaupten. Die herrschende Kaste in Argentinien, die Großgrundbesitzer, kennen seit langen Jahren kein schöneres Reiseziel als Paris und Frankreich. Die Franzosen boten naturgemäß alles auf, um sich diese Freundschaft der ausgabefreudigen Argentinier, welche ihnen durch die Reise- und Aufenthaltskosten vor dem Kriege allein jährlich etwa 500 Millionen Francs eingebracht hat, auch zu erhalten. Was Wunder, wenn demgegenüber die Deutschen oft einen schweren Stand hatten. Unter solchen Verhältnissen war die Entsendung einer so markanten und gewinnenden Persönlichkeit wie Freiherr von der Goltz es war, für die deutschen Interessen von höchstem Nutzen. Schnell eroberte er sich die Zuneigung in allen Kreisen, besonders natürlich im Offizierskorps und in der Armee. In den Argentiniern steckt das gesunde Reiterblut des Gaucho und die Freude am kühnen Wagen. Sie sind besonders stolz auf ihre „Domadores", die sich auf ein junges, frisch von der Weide mit dem Lasso eingefangenes Pferd häufig ohne Sattel und Zaum setzen, dessen Rücken noch niemals die Last eines Reiters beschwert hat. Trotz seiner halsbrecherisch aussehenden Sprünge vermag das durch das Ungewohnte halb tolle Tier sich des Reiters nicht zu entledigen und findet sich allmählich mit seinem Schicksal ab. In diesem Zuge war Goltz sofort mit den Argentiniern einig. Im Hippodrom wurden ihm die Springkünste einiger argentinischer Offiziere gezeigt, Koryphäen auf dem Gebiete des Springsportes.

„Was soll ich hier stehen, nur zusehen und mir den Mund wischen? Geben sie mir mal den Braunen dort her, den Hochspringer!" Alle Demonstrationen, um ihn abzuhalten, wehrte Goltz mit den Worten ab: „Ach was, der Gaul muß ja springen und nicht ich." Er saß schon im Sattel, gab den Kopf frei und in mächtigem Schwunge sauste der Siebenundsechzigjährige über einen Meter vierzig „fest". Das war so recht nach argentinischem Geschmack. Was für andere eine Strapaze bedeutete, war für Goltz ein Vergnügen trotz seines hohen Alters. Die große Reihe rauschender Feste, Eisenbahnfahrten über mächtige Strecken Tag und Nacht, immer zu Pferde im weiten Kamp, alles glitt an ihm ab, seine robuste ostpreußische Natur hielt allem stand. Frisch wie er gekommen, sagte er der gastfreien La Plata-Stadt Lebewohl. Er ließ eine große Schar aufrichtiger Freunde und Verehrer zurück, in allen Schichten der Bevölkerung. Der geistvolle und energische Präsident der Republik, José Figueiroa Alcorta, welchem Argentinien sein mächtiges Aufblühen seit der Jahrhundertwende in erster Linie verdankt, war ihm ebenso zugetan wie der einfache „Paysano", den er irgendwo auf dem Kamp getroffen hatte.

Ich entsinne mich, daß damals eine große, sehr angesehene Zeitung der Hauptstadt, welche bisher in der Hauptsache für französische Interessen, oft gegen uns eintrat, die Richtung wechselte und begann, ihrem großen Leserkreis deutsches Wesen vertraut zu machen. Und jetzt in den entscheidungsvollen Tagen des Weltkrieges, wo die eisernen Würfel klingen, da sind diese braven Freunde am La Plata für uns eingetreten gegen alle gehässigen Umtriebe unserer Feinde.

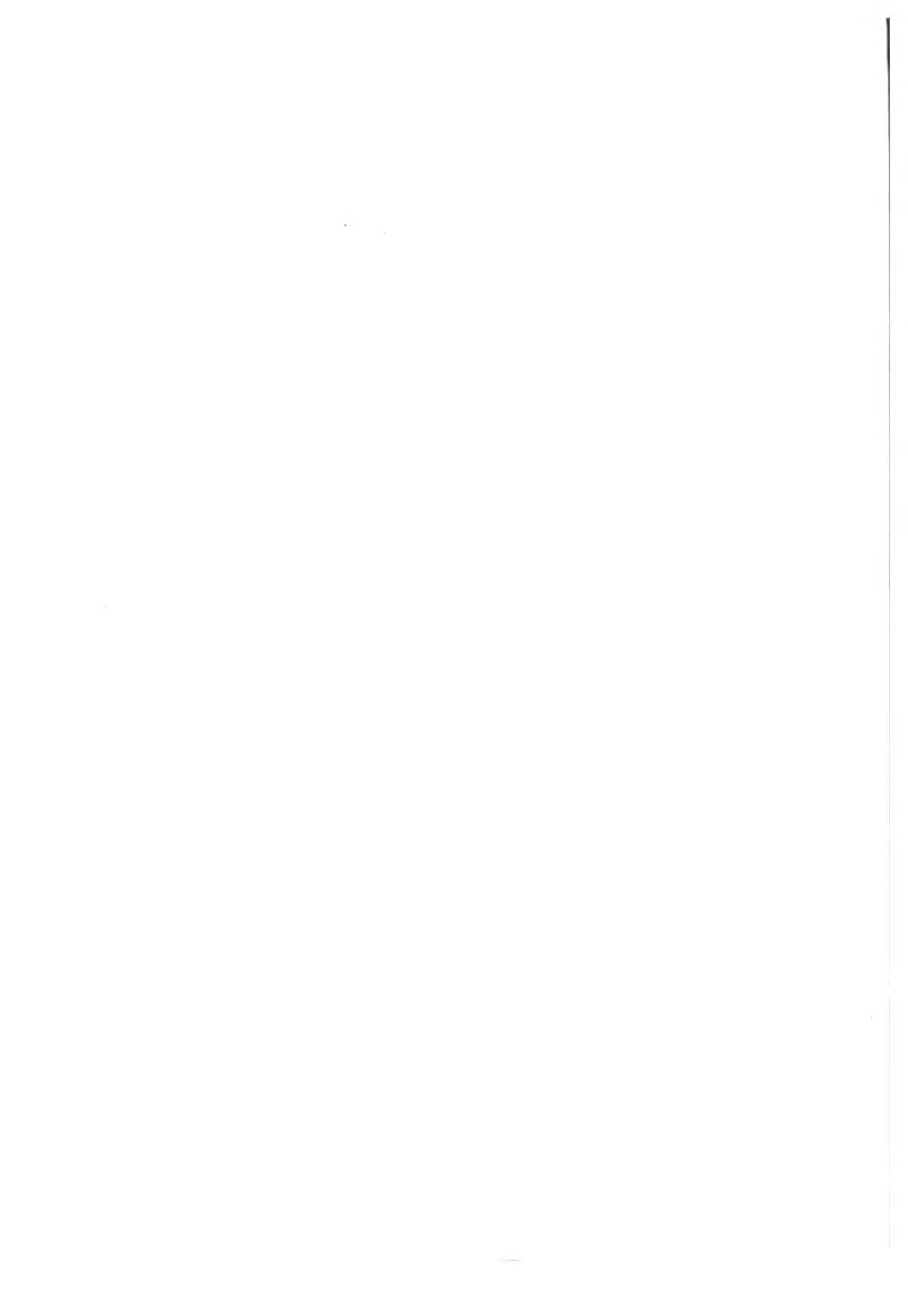
Zuerst in der Minderheit, haben sie sich, den in Charaktertreue hervorragenden General José Uriburu an der Spitze, zu behaupten verstanden und sind schließlich trotz aller Lügennachrichten durchgedrungen.

Die Argentinier wissen heute, daß alles, was ihnen ein Goltz einst von Deutschlands Wehrkraft erzählte, wahr ist. Als Neutrale schauen sie dem blutigen Ringen zu. Bei der Absperrung des Seeweges zu uns durch englische Willkür entsteht ihnen viel Schaden. Aber immer zahlreicher wird die Partei, die im Herzen auf unserer Seite ist. Nicht zum mindesten verdanken wir diese Gesinnung Goltz. Erst vor kurzem äußerte General Uriburu zu einem Besucher, daß der Feldmarschall für ihn Lehrmeister und Vorbild geworden sei. Wenige Monate nach der Jahrhundertfeier verließ auch ich Argentinien, um von da ab in der Heimat zu leben. Ich habe Goltz häufig gesehen in seinem Wirken und Schaffen. Der 23. Juli 1911, sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, zeigte so recht, welche Verehrung ihm aus allen Kreisen entgegengebracht wurde sowohl im deutschen Vaterlande wie aus der Türkei und Argentinien. Die Kaisermanöver 1911, bei welchen er den Oberbefehl über die blaue Armee führte, brachten ihm eine Gelegenheit, seine glänzenden Eigenschaften praktisch zu betätigen. Seine nach jeder Richtung mustergültige Leitung der Operationen gewann ihm einen vollen Erfolg, den alle militärischen Kreise neidlos anerkannten. Sein König ehrte ihn durch die Allerhöchste Order vom 13. September 1911. Der Feldmarschall ist auf diese gnädige Kundgebung seines obersten Kriegsherrn immer ganz besonders stolz gewesen.

Die unermüdliche Arbeitslust, die Goltz auszeichnete, fand im Jahre 1912 ihr Hauptbetätigungsfeld im Jungdeutschlandbunde. Die Frage der militärischen Jugend-



August 1914. Mittelstück eines Triptychons von Prof. Julius Exter. (Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1916.)



erziehung hat seinen niemals rastenden Geist das ganze Leben hindurch beschäftigt.

Zwei Momente gaben hierfür die Richtlinien ab: Zunächst die Beispiele der alten Geschichte, Sparta, Athen, Rom. Wir sehen kleine Völker in sich selbst erstarken zu mächtiger Kraft durch eine gesetzgeberisch mit tiefer Menschenkenntnis ersonnene Auslese und Erziehung der Jugend auf den militärischen Staatszweck. So wird in verhältnismäßig kurzen Epochen eine fortschreitende Veredlung des Volkes erreicht, eine mächtige Überlegenheit des einzelnen Kämpfers in bezug auf seine persönlichen Leistungen wie auch der Kampfmethoden der organisierten Truppe, die mit dieser Eigenschaft als Tatsache rechnen konnten. In der Jugend ist der Mensch anpassungs- und aufnahmefähig. Die Eindrücke des Jünglingsalters bilden meist auch die Richtschnur für das spätere Leben.

Lykurg, Solon ebenso wie Gajus Julius Cäsar erzogen ihre Völker nach diesen Grundsätzen. So wurden die Heere des Altertums geschaffen, welche die, der Zahl nach meist weit überlegenen Gegner in den Entscheidungsschlachten schlugen, den für den Sieger lorbeerumkränzten Marksteinen der Geschichte. Es wuchsen Heldengeschlechter heran mit einer so gewaltigen Energie der einzelnen Persönlichkeit und der Masse, daß auch ein partieller Mißerfolg nicht den Willen lähmen konnte. Ebensowenig wie Rom durch Cannae zerschmettert wurde, geschah es den Preußen durch Kollin und Kunersdorf. Der Stein war zu hart, um zu brechen.

Als zweites Moment für die Bestrebungen eines Goltz kommt die militärische Organisation der Massen in Betracht. Die Geschichte bietet verschiedene Beispiele, wie rapide sie sich unter dem Druck der Notwendigkeit durchführen läßt.

In dem 1877 erschienenen Buch „Léon Gambetta und seine Armeen“ wird uns die erstaunlichste Leistung auf diesem Gebiete von Goltz vor Augen geführt. Das durch Wörth, Gravelotte und Sedan niedergerungene Frankreich richtet sich noch einmal auf in einer Kraftentfaltung, der auch der siegreiche Gegner seine Anerkennung nicht versagen kann. Goltz hat als Generalstabsoffizier im Oberkommando der 2. Armee des Prinzen Friedrich Karl gegen die Volksheere Gambettas im Felde gestanden und so das gewaltige Ringen des Schlußkampfes des deutsch-französischen Krieges in allen seinen Phasen beobachten können. Ebenso lehrreich war für ihn als Kenner der Geschichte der amerikanische Bürgerkrieg 1861 bis 1865 mit seinen großartigen Improvisationen. Die Heere, die den eigentlichen Entscheidungskampf durchzuführen hatten, entstanden erst während des Krieges selbst.

Die Wechselwirkung der beiden eben geschilderten Momente waren dem Kriegsphilosophen Goltz wohl klar. Die planmäßige Entwicklung der militärischen Kraft eines Volkes zieht sich über ganze Menschenalter hin, ihre früheste Epoche bildet die „Ertüchtigung der Jugend“, wie der neu erfundene treffende Ausdruck sie bezeichnet. Wir sehen im Völkerleben als typische Erscheinung, daß die Glanzepochen eines Alexanders des Großen und Friedrichs des Großen vorbereitet wurden durch die Arbeit eines Philipp von Mazedonien und Friedrich Wilhelm I.

Die so gewonnenen Kräfte einzusetzen zu entscheidender Wucht, sie zu ergänzen durch geniales Schaffen, bleibt das Ziel höchsten Feldherrntums, und unvergänglicher Ruhm, das edelste aller Lebensgüter, schmückt den Volksheros. Eine solche Arbeit, mag sie nun nach der einen oder anderen Richtung erfolgen, kann wahrhaft große Erfolge nur dann zeitigen, wenn sie von Begeisterung und selbstloser Hingabe der Person für die Sache getragen wird. Diese überträgt sich wie das Fieber auf die Massen und reißt sie hin zu den Anstrengungen, die sich nimmer durch laues Temperament oder die einfache tägliche Pflichterfüllung erreichen lassen. Goltz hat diese zwar niemals unterschätzt. Im Gegenteil, er war eine unermüdliche Arbeitsmaschine. Ohne wirklich anstrengende Tätigkeit in sich auslebender Kraft erschien ihm auch im hohen Alter das Dasein fahl und öde. Eine, wie wir sagen, „wohlverdiente Ruhe nach arbeitsreichem Leben“ wäre ihm unerträglich gewesen. Sein Beispiel und Vorbild war Graf Haeseler noch vom Oberkommando der 2. Armee her, der auch niemals rasten konnte. Haeselers Ausspruch zu Goltz bei der Mobilmachung 1870: „Jetzt werden Sie bald sehen, daß Menschen und Pferde viel mehr leisten können wie wir im Frieden geglaubt haben,“ ist diesem unvergeßlich geblieben.

Um Goltz richtig zu verstehen, muß man stets berücksichtigen, daß seine schönste Eigenschaft der Impuls, das Feuer war. In seinem besten Buch, das seinen Namen mit einem Schlage berühmt gemacht hat, „Das Volk in Waffen“, kann man dieses Feuer fühlen. Das Werk ist im Affekt geschaffen worden und hat den lapidaren, genialen Schmiß, der das Kennzeichen des Großen ist. So etwas kann nur jemand schreiben, der von wahrer Vaterlandsliebe durchdrungen ist und bei dem ein klarer Kopf über einem glühenden Herzen steht.

Wer den Krieg kennen gelernt hat und liest jetzt die herrlichen Kapitel nochmals, versteht sie erst recht und erkennt aus vielem, was mit der Wucht einer Prophezeiung gesagt ist, die absolute Wahrheit heraus, die nur die Größe künden kann, bei der eine mächtige Phantasie durch scharfe logische Schlußfolgerung und die Begrenzung der praktischen Ausführbarkeit der Gedanken gebändigt wird. So war Goltz, ein Feuerkopf noch im hohen Alter. Er mochte nicht alt werden und war es auch in vieler Hinsicht nicht trotz seiner dreiundsiebzig Jahre. Seinen Scheitel schmückte noch das volle Blondhaar der Jugend, als man ihn in Bagdad in seinen Sarg legte. Die Natur hatte mit ihm eine Ausnahme gemacht. Deshalb verstand er auch die Jugend und sie ihn. Man findet z. B., daß im Alter das Gedächtnis nachläßt. Bei ihm war es nicht der Fall. Dies so komplizierte und fein organisierte Gehirn zählte eine erstaunliche Gedächtnisschärfe zu seinen Eigenheiten, die seine Umgebung oft in Erstaunen setzte.

Der Feldmarschall stand noch in vollster Schaffenskraft, als er sich im Jahre 1913 nach Bewilligung seines Abschiedsgesuches in der Hauptsache dem Jungdeutschlandbunde widmete.

Auch hier wie als kommandierender General im Osten immer auf der Wacht, immer bestrebt, das Werk, was ihm anvertraut war, vorwärts zu bringen, hat er auf die Jugend unserer Nation und die jüngsten Jahrgänge unserer Armee, die jetzt im Felde steht, als militärischer Volkserzieher kurz vor dem Kriege einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Immer wieder rief er der Jugend die Worte des Dichters Leuthold zu:

Nicht des Geistes, sondern des Schwertes Schärfe
Gab dir alles, wiedererstand'nes Deutschland ...
Ruhm und Einheit, äuß're Macht und Wohlfahrt
Dankst du dem Eisen!

Laß die Harfen tönen von Siegesgesängen!
Aber halte mitten im Jubel Wache!
Unter Lorbeerzweigen und Myrtenreisern
Trage das Schlachtschwert!

Wie viele, die unsere Zeit nicht verstanden, eiferten dagegen, unsere Jugend in ihrem Sinnen und Fühlen auf den Krieg zu lenken. Weite Kreise unseres Wirtschaftslebens, in unserer Gelehrtenwelt und auch Politik, dachten nicht mehr an die Möglichkeit eines Krieges.

Der große Wohlstand, eine Folge des schnellen Emporblühens unserer Industrie und unseres überseeischen Handels, hatte unserer Jugend den frohen Lebensgenuß ermöglicht, vielleicht etwas zu sehr. Die gesunde Sportbewegung, die in den Jahren vor dem Kriege einsetzte,

hat als Gegenmittel gewirkt, noch mehr der Jungdeutschlandbund.

Man wird von niemand so scharf beobachtet wie von seinen Feinden und Neidern, und keinem hat es geschadet, in Ruhe sein Bild im Spiegel einer mißgünstigen Kritik zu betrachten. Ich entsinne mich, im Frühjahr 1914 in einem französischen Witzblatt eine Karikatur eines Adlers mit den deutschen Insignien gesehen zu haben, wie er etwas faul und bequem auf einem Zweige sitzt. Das Gefieder des Adlers bestand aus lauter Talern. Darunter stand: „L'aigle gras."

So beurteilten uns also die Feinde. Einerseits beneideten sie uns um unseren nationalen Wohlstand, und anderseits dachten sie, wir seien nun bequem geworden.

Die Augusttage 1914 werden sie schnell belehrt haben, wie sehr sie sich getäuscht hatten!

Aber wir wollen auch immer daran denken, daß der Wohlstand seine Gefahren in sich birgt. So schön wie froher Lebensgenuß ist, die Spannkraft darf darunter nicht leiden. Unter Lorbeerzweigen und Myrtenreisern trage das Schlachtschwert!

Selten ist einem Feldmarschall, der seine militärische Laufbahn beendet hatte, eine so schöne neue Aufgabe sofort wieder zuteil geworden wie Goltz an der Spitze von Jungdeutschland. Und er war in seinem Element und fühlte sich wohl. Dank seiner gottbegnadeten Rüstigkeit und Frische konnte er der Jugend noch das Beispiel geben und alle Übungen, die von ihr verlangt wurden, selbst mitmachen.

Ich bin damals oft mit ihm im Hippodrom geritten. Ihn trugen immer junge und feurige Pferde. Man mußte einen guten Gaul haben, um mitzukommen. Ein Galopp von 4—5000 Metern in scharfer Jagdpace gehörte zu seinen täglichen Bedürfnissen. Von ihm konnte man ebenso wie von seinem Vorbild Leberecht von Blücher sagen: „Da reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus." Einmal, als mein Pferd refüsierte, hat mich der Siebzigjährige über die Sprünge geführt. So hat der Herzensgute auch im praktischen Leben die Menschen nicht sofort beiseite geworfen, wenn sie einmal ein Hindernis nicht glatt nehmen konnten oder irgendwo steckenblieben. Er gab das Beispiel und half, und meistens ging es dann auch. Er konnte von dem großen Reichtum seiner Persönlichkeit geben und tat es mit vollen Händen. Seine Kritiken bei den Manövern und Übungen waren stets von Wohlwollen geleitet, sie verletzten nie, waren in voller Hingebung zum Soldatenberuf gesprochen und erzeugten Lust und Liebe bei Offizier und Mann.

Auf den Truppenübungsplätzen endeten die Besprechungen bei den berittenen Waffen gewöhnlich mit den Worten: „Und heute nachmittag, meine Herren, da wollen wir eine schöne Jagd reiten." Der kommandierende General an der Spitze des Feldes, ging es dann im Fluge über die Hindernisse. Das 1. Armeekorps war immer eine Elitetruppe. Mann und Pferd sind ausgesucht und hart, gute Rasse. Selbst Ostpreuße, war Goltz der richtige Führer. Er hat die Jahre 1902—1907 in der militärisch höchsten Stelle seiner Heimatprovinz zu den schönsten seines Lebens gezählt. Auch er wird in Ostpreußen nie vergessen werden.

Wie flogen seine Gedanken dorthin zu jenen Gebieten, an denen sein Herz hing, als bald nach Kriegsausbruch im August 1914 der Einmarsch der Russen erfolgte. Er mußte abgelenkt werden. Zwei Pferde ritten wir damals tagtäglich auf einsamen Pfaden im Grunewald. Ein scharfer Galopp, für jeden anderen eine Anstrengung, brachte ihm Erholung und Ruhe.

Als dann durch das Genie eines Hindenburg und Ludendorff trotz großer feindlicher Übermacht die Erlösung erfolgte, blickte er in ehrlicher Bewunderung auf diese Leistung, wußte er doch, daß nun sein Heimatland vom Joche der Russen befreit war.

Am 23. August 1914 wurde auch der Feldmarschall „mobil". Der Befehl seines Königs stellte ihn an die Spitze des neugeschaffenen Generalgouvernements in Belgien. Auf die Frage, ob ich mit ihm wolle, gab es nur eine Antwort. Binnen vierundzwanzig Stunden wurden Automobile und Pferde verladen, dieselben, die uns während der Spannung der Wartezeit im Grunewald getragen hatten. Bereits am folgenden Tage rollten die beiden Automobile des Feldmarschalls und seines Stabes von Aachen aus über die belgische Grenze hinein nach Feindesland.

Durch die zerschossenen Orte Battice und Herve ging es über schnell erbaute Schiffsbrücken hinein nach Lüttich. Man mußte mit geladenen Gewehren fahren; denn noch immer wurde damals von der Bevölkerung hinterrücks geschossen. In Lüttich nahm der Feldmarschall Quartier im erzbischöflichen Palais. Schnell wurde das Telephon wiederhergestellt. Sogar dem Kirchenfürsten hatte der belgische Kommandant in der Aufregung während der Belagerung den Fernsprecher zerstören lassen. Damals kamen immer noch feige Attentate auf unsere Soldaten während der Nacht vor. Geschah dies, so wurde das betreffende Haus, aus welchem gefeuert worden war, mit Kanonen zusammengeschossen.

Während der ersten Tage wurden die eroberten Forts besichtigt, mit besonderem Interesse das Gelände der Fortlücke im Osten, durch welche unsere Sturmkolonne nach Ludendorffs geistvollem und kühnem Plan am 6. August einbrach. Zum ersten Male sahen wir die zerschmetternde Wirkung der 42 cm-Geschosse. Im Fort Loncin war ein Betonblock von mehreren Tonnen Schwere wohl 50 m weit geschleudert worden. Einzelne Kasematten waren so verschüttet, daß man die zahlreichen Leichen nicht bergen konnte und sich begnügen mußte, eine desinfizierende Flüssigkeit durch Löcher in die Reste der Mauergewölbe hineinzugießen. Die Aufräumungsarbeiten, um die Forts wieder in Verteidigungsstand zu setzen, hatten gerade begonnen. Bald nach unserer Ankunft in Lüttich erhielten wir die Kunde vom Fall von Namur. Tags darauf waren wir mit den Automobilen dort. Der Eindruck war noch frischer. Einzelne Gebäude brannten noch. In den genommenen Forts war man mit dem Begraben der Leichen beschäftigt. Wir trafen dort die Herzogin von Sutherland, welche gekommen war, um englische Verwundete zu pflegen und wohl kaum gedacht hatte, daß die Deutschen so schnell nach Südwesten zur französischen Grenze vordringen würden. Mit besonderem Interesse besichtigte der Feldmarschall das Angriffsfeld der Garde-Füseliere beim Sturm auf Marchevolette. In den Forts dasselbe Bild wie in Lüttich. Zusammengestürzte Kasematten, verschüttete Gräben, durch den Luftdruck aus ihren Ständen geschleuderte Geschütze: die Wirkung unserer 42 cm. Wenn man diese wenige Stunden nach der Einnahme mit allen noch frischen Spuren gesehen hat, kann man wohl begreifen, daß die Festungen alten Stils mit Geschützen in drehbaren Panzerlafetten, betonierten Gräben und Kasematten wenig Zweck mehr haben.

Ich habe in einem Fort von Antwerpen die Wirkung eines solchen Geschosses kurz nach der Einnahme gesehen. Es hatte eine 20 cm-Nickelstahlplatte und darauf 4 Meter Beton durchschlagen wie Butter, war in einer Kasematte explodiert, in welcher über hundert Leichen lagen. Ein Teil derselben wies keine äußere Verletzung auf. Einige hatte die Wucht der Explosion derart gegen die Mauer geschleudert, daß ihnen die Wirbelsäule zerbrochen war, andere waren durch den Luftdruck auf die inneren Gefäße gestorben oder durch Nervenchok. Lebend kam aber keiner aus dieser Hölle. Es ist wohl nicht denkbar, daß irgendeine Truppe der Welt die Beschießung durch 42 cm in einem Beton- oder Panzerfort aushalten könnte.

Gewöhnlich zeigten solche Forts unter unserem Feuer

nach einigen Stunden die weiße Flagge, oder es war doch der Widerstand des Gegners derart gebrochen, daß unsere Infanterie sie ohne große Verluste im Sturm nehmen konnte. Allerdings mußte die Artilleriewirkung abgewartet werden, bevor die Infanterie an die Reihe kam.

Am 30. August erhielt ich, zusammen mit Major v. W., den Befehl, nach Brüssel zu fahren, welches als Sitz des Generalgouvernements bestimmt war. In sausender Fahrt — oft mit 100 Kilometer Geschwindigkeit — führte der schmucke Benzwagen uns nach Nordwesten, zunächst nach Löwen. Dort lagen noch, vom letzten nächtlichen Überfall auf unsere braven Truppen her; Leichen in den Straßen, das Feuer knisterte in mehreren Häusern. Wir mußten vorsichtig fahren, um nicht von niederstürzenden Balken getroffen zu werden. An der Straße Löwen—Brüssel standen unsere Divisionsreserven, und der wohlwollende Vorgesetzte und gewährte meine Bitte. Ich verlebte einen schönen Abend mit famosen Kameraden. Man sprach von den Schlagworten, die in den Feindeskreisen kursierten, „dem schlummernden Vulkan, der jeden Augenblick hochgehen konnte", und der „sizilianischen Vesper". Wir gaben gegen Abend den Maschinengewehren etwas Öl und sahen die Patronengurte nach, aber geschlafen haben wir in dieser schönen Sommernacht alle mit Ausnahme der wachthabenden Offiziere wie in Abrahams Schoß. Und wie ich angenommen und vorausgesagt hatte, geschah es. Am folgenden Mittag um ein Uhr fuhr das Automobil des Feldmarschalls in das Ministère des beaux-arts ein, seinem Hauptquartier. Nun kamen Tage und Wochen voll fieberhafter Tätigkeit. Das neueroberte Land mußte eingeteilt und organisiert werden, um es in regelrechte Verwaltung nehmen zu können.



Der heilige Krieg in Tripolitanien: Arabische Freiwillige unter Nuri Bei überfallen im Hinterlande von Misrata eine italienische Truppenabteilung. Zeichnung von Bruno Richter.

etwas östlich davon prasselten die belgischen Schrapnells nieder. Weiter ging es nach Brüssel hinein, Totenstille herrschte in der mächtigen Stadt. Vor dem großen, mit Gebäuden und Büschen geschmückten Platz, an welchem die Ministerien liegen, waren unsere Kanonen und Maschinengewehre aufgefahren, scharf geladen und bereit.

Alle maßgebenden Stellen rieten davon ab, den Sitz des Generalgouvernements schon jetzt nach der feindlichen Hauptstadt zu verlegen; die Lage sei zu gefährdet, um einen solchen Entschluß zu rechtfertigen. Eine Depesche ging an den Feldmarschall ab, die riet, vorläufig in Lüttich zu bleiben. Unser Automobil wurde zur Rückfahrt fertig gemacht. Ich bat, in Brüssel bleiben zu dürfen. „Weshalb?" wurde ich gefragt. „Weil der Feldmarschall morgen bestimmt hier sein wird; Gefahr, das ist ja gerade, was er liebt," lautete meine Antwort, „ich kann die Zeit benutzen, um das Quartier vorzubereiten." „Nun, Sie müssen ihn ja kennen," erwiderte Eine große Zahl von Regierungsbeamten, Exzellenz von Sandt an der Spitze, war dem Feldmarschall für diese Arbeit zugeteilt worden. Und die Herren des militärischen Stabes hatten Dienst vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht. Aber es war eine schöne Zeit, wir waren wirklich im Felde: zwanzig Minuten mit einem guten Auto, und man war mitten im Gefecht.

Am 4. September ging es los. Morgens vor fünf Uhr wurde ich geweckt. „Exzellenz läßt bitten sofort mitzufahren," sagte die Ordonnanz. Eine halbe Stunde darauf saß ich im Auto, und es ging hinaus aufs Ehrenfeld in der Richtung auf Termonde, welches genommen werden sollte. „Das ist Lützows wilde verwegene Jagd!" blies die Schalmei neben dem Schofför. Vorbei ging es an den ins Gefecht strömenden Infanteriekolonnen einer Division. Nördlich von Assche hörten wir zuerst den rollenden Klang des Kanonendonners, bald darauf das Pochen der Maschinengewehre im wilden

Takte und das Knattern des Infanteriegefechtes. Wir standen vor der Mauer eines Gehöftes bei einem Tisch mit Karten. Hin und wieder pfiff eine Kugel über uns hinweg, aber mit jenem lauen Geräusch, welches zeigt, daß sie aus weiterer Entfernung kommt. Plötzlich ein energisches Pfeifen und „Klack" schlug etwas dicht neben uns ein. „Hallo!" sagte der Feldmarschall, welcher das von 1870 her kannte. „Die kann nicht weit geflogen sein." Ein paar Sekunden darauf hörten wir dicht vor uns eine Salve, und ein Unteroffizier kam mit der Meldung, daß soeben ein Belgier erschossen worden sei, kurz nachdem er, auf achtzig Schritt Entfernung, mit einem bis dahin verborgen gehaltenen Gewehr auf die Gruppe höherer Offiziere, in welcher wir standen, gefeuert hätte. Soweit ging der Fanatismus. Der Mann wußte, welches Schicksal ihn treffen mußte, und dennoch ließ er sich von seinem Haß hinreißen.

Die belgische Besatzung hielt sich tapfer. Sie hatte den Übergang über den breiten Festungsgraben durch eine geschickt angelegte Barrikade gesperrt. Granitsteine und Erde gaben den Verteidigern Deckung, Panzerplatten schützten nach oben gegen Schrapnellfeuer. Da nützte auch das kühnste Anstürmen unserer Infanterie nichts. Blutüberströmt wurden zahlreiche Verwundete zurückgebracht. „Kanonen vor!" hieß es von vorn. Es wurden zwei Geschütze mit der Hand vorgerollt bis auf 100 Schritt an die Barrikade heran. Das eine Geschütz wurde fast nur von Offizieren bedient, weil alle sich darum rissen, in diesem Moment mit an der entscheidenden Stelle zu sein. Bei der kurzen Distanz schlugen die feindlichen Kugeln durch den Schild hindurch. Binnen wenigen Sekunden war der größte Teil der Bedienung tot oder verwundet, darunter der brave Regimentskommandeur, welcher es sich nicht nehmen lassen wollte, persönlich das Beispiel zu geben. Nur einzelne von den tapferen Artilleristen blieben übrig, aber auch diese geringe Zahl genügte. Keine unsrer Granaten verfehlte bei der kurzen Entfernung die Barrikade. Da war es mit dem Widerstand vorbei, und die Verteidiger zogen sich zurück. Unsre Infanterie folgte im Sturm. Von Norden her drückte unsere andere Umgehungskolonne. Da war Termonde, der belgische Schulterpunkt an der Dendre, zum erstenmal in unseren Händen. Als die Meldung kam, sagte der Feldmarschall nur: „Nun will ich mir das Nest aber auch von innen und von der andern Seite ansehen."

Zehn Minuten danach fuhren wir durch die genommene Barrikade, vorbei an einem Haufen von Toten und Verwundeten, um die sich Ärzte mit ihren Gehilfen bemühten. Auf dem Bahnhof standen etwa fünfundzwanzig belgische Lokomotiven unter Dampf, welche nach Antwerpen fahren sollten, deren Führer aber das Weite gesucht hatten, als die ersten Granaten kamen. Der Feldmarschall sorgte sofort dafür, daß diese Lokomotiven von unseren Eisenbahntruppen abgeholt wurden.

Termonde brannte an allen Ecken. Versprengte und verwundete belgische Soldaten irrten noch in den Straßen umher. An der andern Seite der Dendre-Brücke trafen wir unsre Umgehungskolonne. Unter den Offizieren zahlreiche Freunde und Bekannte. Das war ein Händeschütteln und fröhliches Wiedersehen mitten im Qualm der brennenden Häuser.

Gegen zwei Uhr nachmittags fuhren wir zurück, unser Automobil beladen mit Leichtverwundeten, darunter drei Offiziere von den beiden Geschützen, welche die feindliche Barrikade so brav zusammengeschossen hatten.

Es kamen noch viele Gefechtstage ähnlicher Art für den Feldmarschall. Manche, bei denen es recht scharf zuging. Als die großen Durchbruchsversuche der Belgier von Antwerpen her ausgeführt wurden, hatte das Vertrauen seines Königs die Leitung der Operationen während der acht kritischen Tage dem Feldmarschall übertragen. Die dem Generalgouvernement unterstellten Truppen mußten das Belagerungskorps unterstützen. Neue Truppen wurden aus Versprengten und geheilten Leichtverwundeten gebildet. Der Feldmarschall war vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht im Gefecht. Wer ihn suchte, mußte meist bis in unsere vorderste Schützenlinie gehen, wo mit dem Standvisier geschossen wurde. Mehrfach kam er ins Feuer auf nächste Entfernung, 60 bis 70 Schritt. Unermüdlich gab er unsern braven Truppen das Beispiel im Verachten der Gefahr und im Ertragen aller Anstrengungen. Die wackere 37. Landwehrbrigade, „seine Leibtruppe", deren Führer am 30. Oktober den Soldatentod fand, hat ihn oft mitten im Kugelregen in den vordersten Linien gesehen. Am 15. Oktober fuhr sein Automobil zusammen mit unserer ersten Kavalleriepatrouille in Ostende ein, nachdem Antwerpen gefallen war. Dann kam die Zeit der großen Yserschlacht. Von Ende Oktober ab führte ihn sein Weg oft an die beiden Brennpunkte dieses gewaltigen Ringens, Ypern und Dixmuiden. Auf durchweichten Wegen ging es vor von Gheluveld in östlicher Richtung mitten durch den Hagelschauer der französischen „Rafales". Hart hinter unserer Infanteriestellung ließ der Feldmarschall sich von einem Kommandeur das System der feindlichen Verteidigungsanlagen erklären. Das Häuschen bestand nur aus einem Zimmer und einer Küche, keine Fensterscheibe war ganz geblieben, weil der große Minenwerfer arbeitete. Da kämmte eine feindliche Granate eine Ecke des Häuschens weg. Was verschlug ihm das! Ich habe ihn einmal hinter einer Scheune in seinem Automobil einen gesunden Mittagsschlaf halten sehen, während die Artilleriegeschosse von Freund und Feind über ihn weggingen.

„Das feindliche Feuer ist die Schmiede unseres Willens," so pflegte er zu sagen. Furcht kannte er nicht, im Gegenteil, er liebte die Gefahr, sie wirkte auf ihn belebend und erheiternd wie ein Glas Champagner. Er ging über den Acker und zitierte Verse von Wilhelm Busch, während dicht bei ihm die schwarzen Wolken französischer Sprenggranaten erschienen und die humorvollen Verse durch den scharfen Knall oft übertönt wurden.

Das Schulhaus bei Morslede, wo sein Freund, Generalleutnant von Meyer, gefallen ist, war einer seiner Lieblingszielpunkte. Selten suchte er Deckung in Laufgräben oder Unterständen. „Jeder bekommt doch die Kugel, die ihm bestimmt ist," meinte er, „und die Furcht ist ein Unsinn. Wer sich fürchtet, hat das Unangenehme des Todes ein paar hundertmal, so oft er ins Gefecht geht, während jeder doch nur einmal sterben kann."

Er schien kugelfest. Bis auf einen Streifschuß an der Backe, der ihn bei Vercelaire traf, ist ihm nichts geschehen, so sehr er sich auch der Gefahr ausgesetzt hat. Rings um ihn, oft dicht bei ihm, haben viele Brave Blut und Leben für das Vaterland hingegeben.

Seit Mitte Dezember 1914 wurde seiner nie versagenden Schaffenskraft in der Türkei, seiner zweiten Heimat, ein neues Feld eröffnet. In den ersten Monaten war er dem Sultan und der türkischen Heeresleitung ein treuer Ratgeber. Von Mitte April 1915 ab erhielt er das Oberkommando einer Armee, als die gemeinsame Aktion unserer Feinde gegen Dardanellen und Bosporus eingesetzt hatte. Das von ihm erdachte und unter seiner Leitung ausgeführte großzügige Verteidigungssystem der Küste des Schwarzen Meeres östlich und westlich des Bosporus hat wohl mit in erster Linie die Russen von einer Unternehmung gegen Konstantinopel abgehalten, die jedenfalls ebenso erfolglos ausgefallen wäre, wie diejenige der Franzosen und Engländer gegen die Dardanellen.

Auch dort bei Gallipoli und am Golf von Saros stand ein Teil der Streitkräfte des Feldmarschalls auf der Wacht in Flügelanlehnung an das brave Darda-

nellenkorps des Marschalls Liman von Sanders Pascha, dessen heldenmütige Verteidigung der Meerengen eine der schönsten Errungenschaften dieses Weltkrieges bedeutet.

Als der volle Erfolg der Dardanellenverteidigung Limans eingetreten und der Abzug des englisch-französischen Angriffskorps nur eine Frage der Zeit war, wurde der Feldmarschall an die Spitze der türkischen Armee in Mesopotamien gestellt.

Mit Stolz nahm er diese Aufgabe ohne Zögern an. Es handelt sich dort nicht um einen Kampf nach europäischen Begriffen, sondern um einen Kolonialkrieg in tropischem, verheerendem Klima, welcher durch die schwierigen Verhältnisse auch an die körperlichen Eigenschaften des Führers die höchsten Anforderungen stellt. Zwei Fronten, eine in Persien gegen die Russen, eine zweite am Tigris gegen die Engländer, das war so recht nach seinem Geschmack! Immer rastlos unterwegs, immer sich einsetzend und das Beispiel gebend wie in Belgien bei der 37. Landwehrbrigade. Seine Erfolge an dieser historischen Stätte, wo sich unvergänglicher Lorbeer um die junge Stirn Alexanders des Großen wand, sind durch die neuesten Meldungen bekannt.

Bei den Ruinen Ktesiphons wurde General Townshend geschlagen und in Kut el Amara eingeschlossen. Die vielen englischen Entsatzversuche wurden bei Scheikh Saad, Badi-Kilal, Felahie und ebenso auf dem rechten Tigrisufer bei den Simsor-Höhen und in mehreren anderen Gefechten blutig abgewiesen. Das Schicksal von Kut el Amara war unabänderlich bestimmt und nur noch eine Frage weniger Tage, als die Kunde von der Erkrankung des Feldmarschalls, am 19. April die seines Todes eintraf. Ende April fiel Kut el Amara, ein empfindlicher und beschämender Schlag für England.

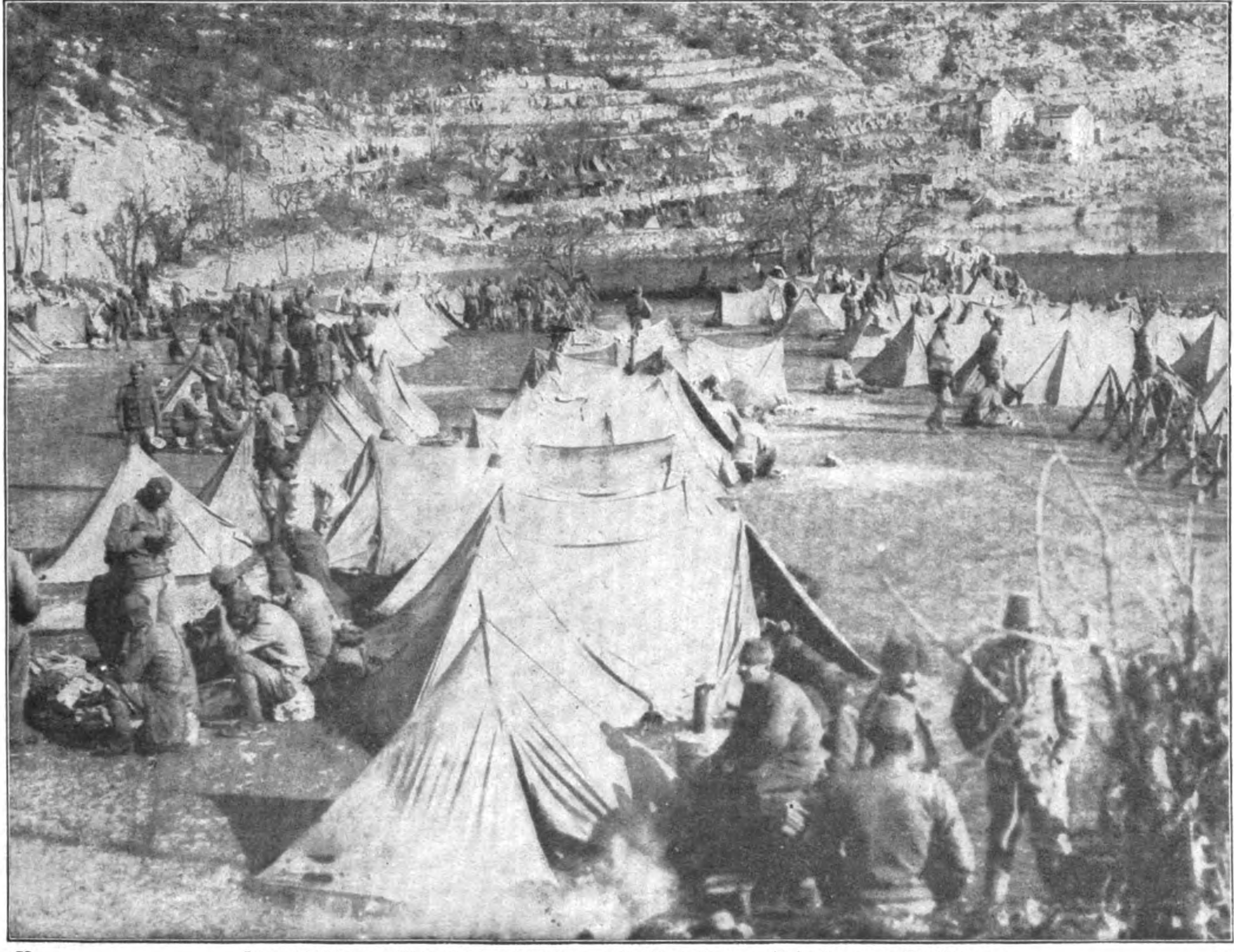
Der stille Schläfer in der Kalifenstadt Bagdad hat den vollen Erfolg seines heldenmütigen Strebens nicht erleben, sondern nur voraussagen können. Seine militärische Wirksamkeit begann mit Deutschlands Morgenröte. Mit dreiundzwanzig Jahren traf ihn 1866 die erste Feindeskugel bei Trautenau, und in voller Jugendkraft wirkte er mit im Stabe des Prinzen Friedrich Karl an der Seite eines Stiehle und Haeseler, als das Deutsche Reich durch Eisen und Blut gefügt wurde.

In der fünfundvierzigjährigen Friedensepoche half er in rastloser Arbeit zwei Reichen bei der Verstärkung hrer Wehrkraft. Seine Gedanken und sein Wirken sind unvergänglich. Auf das Heldengrab am fernen Bosporus senkt sich neben der Palme des ewigen Friedens für dieses feurige Herz auch die Lorbeerkrone hernieder.

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück."

Vom rumänischen Kriegsschauplatze.

Was jedem vorurteilslosen Beobachter der Kriegsereignisse auf dem Balkan schon lange nicht mehr zweifelhaft war, ist nun Tatsache geworden: Rumänien ist in den Weltkrieg eingetreten und kämpft gegen Deutschland und seine Verbündeten. Und doch war der unvermittelte Abbruch der Beziehungen zu Österreich-Ungarn schließlich eine Art Überraschung, denn er war durch nichts vorbereitet oder begründet. Am Sonntag, den 27. August, abends 9 Uhr, erkärte der rumänische Ge-



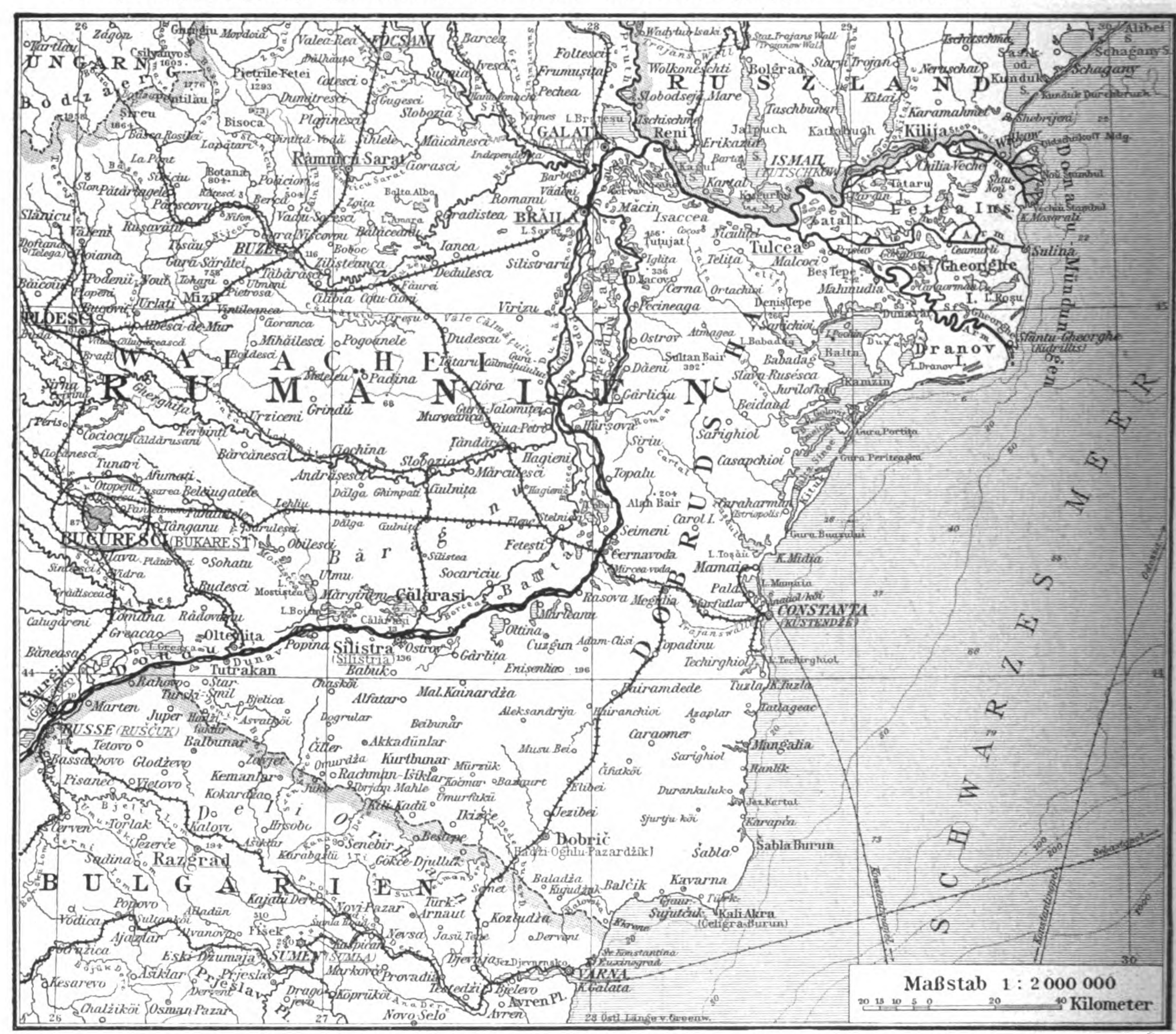
Österreichisch-ungarisches Zeltlager an der rumänischen Grenze. Aufnahme von W. Braemer.

sandte in Wien, daß sich Rumänien als mit Österreich-Ungarn in Kriegszustand befindlich betrachte. Die Rumänen hatten den Angriff von langer Hand vorbereitet und gingen auf ganz breiter Front mit großen Truppenmassen vor. Von der Moldau her wurde der von der Bukowina südostwärts gegen Kronstadt streichende Gebirgszug in ganzer Ausdehnung angegriffen, während ein anderer Teil des rumänischen Heeres von der Walachei aus gegen die von zahlreichen Pässen und Seitentälern zerschnittenen Hochgebirgsrücken, die die Südgrenze Siebenbürgens bilden, marschierten. Schließlich wurde von einer dritten rumänischen Armee ein Vorstoß auf Orsova an der Donau unternommen.

Die österreichisch-ungarische Heeresleitung war keinen

Diese schnelle Zurücknahme der österreichisch-ungarischen Truppen wurde von denen, die die örtlichen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes nicht richtig einschätzten, vielfach nicht verstanden. Aber auch sie waren wieder beruhigt, als der bulgarische Gesandte in Wien nachdrücklich betonte, daß sein Heimatland bis zum Ende des Krieges und über dessen Ende hinaus mit seinen Verbündeten entschlossen Schulter an Schulter gehen würde. Und Bulgarien erklärte denn auch am 1. September an Rumänien den Krieg, wie es vorher schon Deutschland und die Türkei getan hatten.

Nun geschah, was Rumänien und seine Spießgesellen sicherlich nicht vermutet hatten: die ganze Dobrudschagrenze wurde von bulgarischen — und deutschen Truppen in heftigster



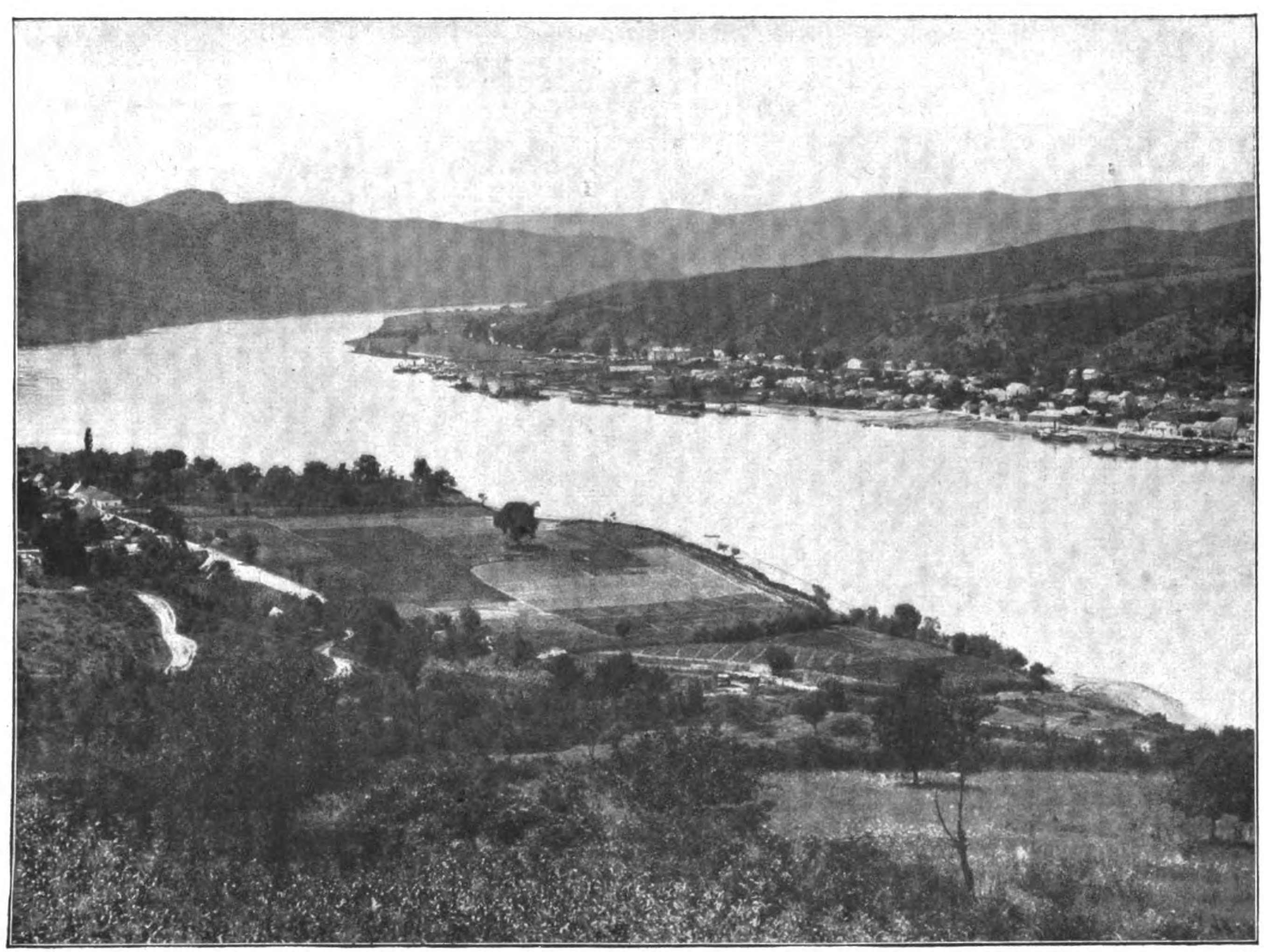
Karte zum deutsch-bulgarischen Vormarsch gegen Rumänien.

Augenblick im Zweifel gewesen, daß die siebenbürgische Landesgrenze sehr schwer zu verteidigen sei. Die an sich zwar ein ernstes Hindernis bildenden Grenzkämme haben nämlich ihren Steilabfall auf der siebenbürgischen Seite, fünf bis zehn Kilometer von der Grenze entfernt, während von der rumänischen Seite ein etwa fünfzig Kilometer breiter Anstieg die Annäherung und Aufstellung der feindlichen Heere unmittelbar an der Grenze ermöglicht. Wenn also der Verteidiger nicht beim ersten wuchtigen Stoß in die dicht hinter der Grenze liegenden Tieftäler und die breiten Flußebenen hinabgestoßen werden wollte, mußte er die Grenzkämme und Pässe sowie die der Grenze entlang ziehenden Tiefebenen räumen und konnte den Einmarsch der rumänischen Armeen in Siebenbürgen nur für Stunden verzögern. Auch die Verteidiger des Roteturmpasses sind nach kürzerem Widerstand zurückgegangen, weil dieser Paß leicht zu umgehen ist.

Nur auf den Flügeln der siebenbürgischen Front wurde von unseren Verbündeten wirklich ernster Widerstand geleistet, besonders auf dem südlichen bei Orsova und dem dicht dabei liegenden Herkulesbad, Orte, die freilich schließlich vor großer Übermacht der Angreifer aufgegeben werden mußten.

Weise auf breiter Front angegriffen! Eine führende französische Zeitung, der „Temps“, hatte die durch den Eintritt Rumäniens in den Krieg geschaffene Lage nicht übermäßig zuversichtlich angesehen. Der Einmarsch in Siebenbürgen habe zwar große Begeisterung erregt, aber es bleibe fraglich, ob man gerade auf diesem Gelände unmittelbare und greifbare Erfolge haben werde. Auf der bulgarischen Seite dagegen habe die Entente mehr Grund, rasche Erfolge zu erhoffen, und die baldige Niederwerfung der Bulgaren sei das wichtigste politische Ziel. Es kam indessen ganz anders, als unsere Feinde gehofft hatten. Am 2. September überschritten die Heere die Grenze der Dobrudscha.

Schnell wurden Kurtbunar und Akkadünlar besetzt, und bald folgte das wichtige Dobritsch, während deutsche Truppen gegen die stark befestigte Donaustadt Tutrakan vorgingen. Und am 7. September, wo diese Zeilen zum Druck gehen, meldete die deutsche Heeresleitung, daß dieser stark befestigte Platz im Sturm genommen ist! Siegesbeute über 20 000 Gefangene, darunter 2 Generäle und mehr als 400 andere Offiziere, sowie über 100 Geschütze! Diese Erfolge kamen unseren Feinden um so unerwarteter, als die Rumänen schon vor der Kriegserklärung auch an dieser Grenze



Blick auf die Stadt Orsova vom serbischen Ufer aus. Aufnahme der Gebr. Haeckel.



Die Hauptstraße mit dem Herkulesbrunnen in Herkulesbad. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.

starke Kräfte eingesetzt hatten.

Das bemerkenswerteste Ereignis an allen Fronten des Weltkrieges in den ersten Septembertagen war für unsere Feinde und für die Neutralen die Tatsache, daß die deutsche Heeresleitung auch für den Kriegsschauplatz in der Dobrudscha noch Truppen zur Verfügung hatte. Man wußte ja, daß an die deutsche Heeresmacht geradezu ungeheuerliche Ansprüche gestellt werden, und hoffte infolgedessen, daß von einer wirklich bedeutenden Truppenmacht hier nicht die Rede sein könne; aber die Sendung der Deutschen nach der Dobrudscha bewies ihnen, daß die deutsche Heeresleitung der Aufrechterhaltung der Verbindung mit der Türkei einen großen Wert beilegt.

Italienische Zeitungen haben inzwischen ausgeplaudert, daß der Bündnisvertrag zwischen Rumänien und dem Vierverband bereits am 4. August unterzeichnet worden ist. Der Zar habe sich darin Rumänien gegenüber verpflichtet, innerhalb von 15 Tagen nach der Aufnahme der Offensive durch die Salonikiarmee an der Seite der Rumänen zu kämpfen. Sofort nach der Unterzeichnung des Vertrages seien der König und der Ministerpräsident Bratianu in die Sommerfrische gereist, um den Vertretern der Mittelmächte jeden Verdacht zu benehmen. — Es ist nur gut, daß nun wirkliche Klarheit geschaffen ist.



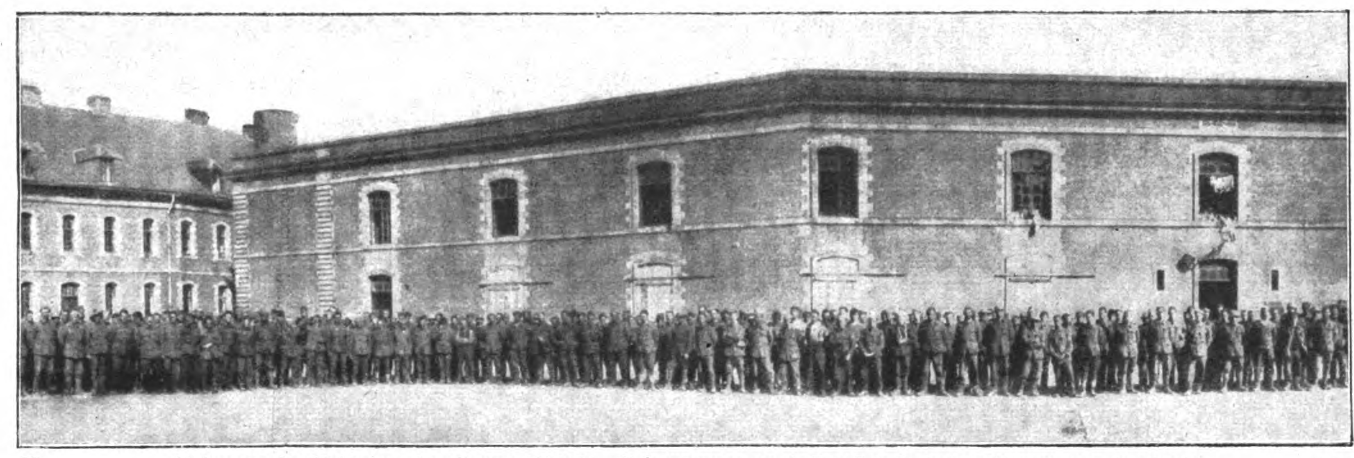
Bäuerinnen aus Siebenbürgen. Aufnahme der Gebr. Haeckel.

Rumänien hat dadurch seine Unabhängigkeit erlangt und ist dadurch groß geworden, daß es sich an Deutschland anschloß, und seit einem Menschenalter hat es in richtiger Würdigung der Lage seine Politik von einer nur allzusehr berechtigten Furcht vor Rußland leiten lassen. Daß es sich trotzdem im Laufe des Weltkrieges immer mehr dem Vierverbande näherte und schließlich ihm sogar Gefolgschaft leistete zu einem Kriege gegen seine alten Freunde und Bundesgenossen, hat wohl in erster Linie der „rollende Rubel" bewirkt, russische Bestechungen von einflußreichen Politikern und Zeitungen. Rußland hatte an Rumäniens Eingreifen in den Krieg ein militärisches Interesse: es kam ihm darauf an, seine Armeen über rumänisches Gebiet gegen die Bulgaren führen zu können. Wichtiger aber waren ihm sicher noch die politischen Gesichtspunkte. Denn durch Rumäniens Anschluß an die Entente erhielt Rußland dessen Schicksal in die Hand, da Deutschland ja nunmehr, wie auch der Krieg ausgehen möge, nicht das geringste Interesse mehr daran hat, ob Rumäniens Besitz erhalten bleibt oder nicht.

v. M.



Ein ungarisches Dorf an der rumänischen Grenze im Zeichen des Krieges. Aufnahme der Berliner Illustrations-Gesellschaft.



⌘ Gefangene Engländer aus der Somme-Schlacht. Aufgenommen am 4. August d. J. in der Citadelle von Cambrai. ⌘

Aus der Sommeschlacht. Von Prof. Dr. Georg Wegener, Kriegsberichterstatter.

Ich komme aus dem Bereich der Sommeschlacht. Immer meint man in diesem Kriege, der Höhepunkt dessen, was der Kampf an Riesenmaß der Verhältnisse und an Furchtbarkeit der Formen annehmen, was er an Schrecken den menschlichen Nerven zumuten kann, sei erreicht, und immer wieder muß man bekennen, daß er in allem doch noch eine Steigerung bringen konnte. Wir haben bei Ypern, im Priesterwald, in den Argonnenkämpfen, an der Lorettohöhe und anderswo den Gipfelpunkt des Menschenmöglichen vor uns zu haben geglaubt; wir haben dann in den gewaltigen Kämpfen der Champagneschlacht des vorigen Herbstes eine Steigerung gesehen, die all das hinter sich ließ. Wir haben in unseren Kämpfen um Verdun nochmals eine solche erlebt, nun aber gemeint, es gehe nicht höher. Und dennoch muß man jetzt sagen, die Schlacht an der Somme führt Massen gegeneinander und beschwört Schrecken aus den Abgründen des bisher Ungeahnten herauf, die die bisherigen Kämpfe um Verdun noch in den Schatten zu stellen scheinen.

Insbesondere sind die Artilleriemassen, die beide Parteien zusammengebracht haben, das fürchterlichste, was die Welt bisher erlebt hat. Es ist die Erfahrung des Weltkrieges, daß die festen Gräben, Unterstände, Stollen usw. der Stellungslinien sich nur auf eine einzige Art und Weise überwinden lassen: nur indem man sie mit Geschossen des allerschwersten Kalibers derartig überschüttet, daß sie vollkommen zerstört werden, ehe der Sturmangriff der Infanterie auf die Werke erfolgt. In dem Maschinengewehr, das die Reihen der Anstürmenden hinmäht wie die Sense das Korn, besitzt der Verteidiger ein so furchtbares Abwehrmittel, daß der Sturm nur gewagt werden kann, wenn man glaubt, daß in den beschossenen Gräben kaum noch Lebende und aller Wahrscheinlichkeit nach kein gebrauchsfähiges Maschinengewehr mehr vorhanden ist. Deshalb läßt man über die anzugreifenden Stellungen ein wahres Gomorrha von Geschossen herniederregnen, die den Erdboden emporbersten lassen, wie der Ausbruch eines Vulkans, mit seinen zu den Seiten niederfallenden Massen alles Lebende metertief verschütten und an der Stelle des Einschlags Löcher hinterlassen, in denen ein Haus Platz hat. Diese Geschosse, untermischt mit den bis zu zwei Zentner schweren Flugminen, die, den Torpedos der See ähnlich, furchtbare Wirkungen haben, prasseln viele Stunden lang dicht nebeneinander auf die Linien nieder, bis sie alles in einen formlosen Brei von Erde, Steinen, Holz, untermischt mit zerrissenen menschlichen Körpern verwandelt haben. Zwischen hinein, als unheimlichster der Schrecken, zischen die Gasgranaten, die mit geringem Knall bersten, aber ein weißliches Nebelgewölk aussenden, das über den Boden kriecht, in alle Löcher eindringt, den ganzen Boden mehr als mannshoch mit einer undurchsichtigen Dunstschicht überdeckt, die das Nahen des gegnerischen Sturmtrupps verbirgt. Zugleich reizt es die Schleimhäute der Männer derartig, daß sie in ein unwiderstehliches Husten mit Augentränen ausbrechen, fast besinnungslos werden und keinen Widerstand mehr leisten können. Oder noch schlimmer, es ist ein unrettbar tödliches Gift, von dem auch nur ein einziger Atemzug genügt, um die inneren Gewebe der Lungen zu vernichten und den Tod herbeizuführen.

In mehrjähriger Arbeit hatten Engländer und Franzosen eine so ungeheuerliche Masse von Geschützen, Minenwerfern und Munition aufgehäuft, daß sie sicher zu sein glaubten, eine Überschüttung mit so großen Massen von Geschossen könnte Leben überhaupt nicht mehr überstehn. Diese Massen setzten sie Ende Juni in der Sommegegend von Gommécourt bis Soyécourt in einem siebentägigen Trommelfeuer ein, das sich zuletzt zu abenteuerlicher Wut steigerte; und als sie nun am 1. Juli auf der ganzen gegen vierzig Kilometer langen Linie zum Sturm vorgingen, meinten sie in unseren Stellungen alles so vollständig vernichtet zu haben, daß die Sturmtruppen über die erste Linie im Spaziergang hinweggehen könnten und kaum in der zweiten und dritten Linie noch einigen Widerstand zu erwarten haben würden.

Wir erinnern uns, wie sehr sie sich getäuscht haben; wie sie auf dem ganzen nördlichen Teil dieser Strecke durch die Unsrigen (die in schier unbegreiflicher Weise in den zerwühlten, größtenteils eingeebneten Gräben, in den bis zur Unkenntlichkeit verschütteten Unterständen sich gehalten hatten und nun zur entsetzten Überraschung der Anstürmenden mit verborgen gehaltenen Maschinengewehren herauskamen) so vollkommen zurückgeschmettert wurden, daß sie auch nicht einen Fußbreit Boden gewannen.



⌘ Gefangene Engländer aus der Somme-Schlacht. Aufgenommen am 4. August d. J. in der Citadelle von Cambrai. ⌘

Weiter im Süden, wo wir auf einen solchen Massenangriff nicht so vollkommen gefaßt waren als nordwärts, gelang es ihnen, unsere vordere Stellung zu überrennen. Auch hier unter entsetzlichen Opfern und nur in einem Maßstab, der den gesamten Gewinn gegenüber den dafür gebrachten Opfern als ganz unwesentlich erscheinen läßt. Es ist bekannt, daß die vereinigten Engländer und Franzosen hier zwischen Ovillers und Soyécourt, nördlich und südlich von der Somme, einen Bogen gegen unsere Stellung vorgeschoben haben, der an der weitesten Stelle noch heut nicht mehr als acht Kilometer, durchschnittlich sehr viel weniger, vorgeschoben worden ist. Die beiden ersten Ziele der Vorwärtsbewegung, die man wohl gleich im ersten Anlauf erreichen zu können gedacht hatte, die Städtchen Bapaume und Péronne, sind bis zum heutigen Tage noch in unseren Händen. Und das, was sie durch dieses Vordrängen ihrer Linie gewonnen haben, ist vorläufig das Gegenteil von einem Vorteil für sie. Denn nun sitzen ihre vorgeschobenen Truppen in dieser vorgetriebenen „Blase" so, daß unsere weittragenden Geschütze von außen her in diesen Raum beinahe überall hineinschießen können. Die hier versammelten Heeresmassen sind also einem weit furchtbareren Feuer ausgesetzt, als unsere eigenen. Schießt doch die gegnerische Artillerie hier strahlenförmig aus einem Halbkreis nach außen heraus, während wir umgekehrt konzentrisch hineinschießen.

Beide Parteien haben in diesen Gegenden ihre alten ausgebauten Stellungen verlassen müssen, beide liegen sich hier in rasch geschaffenen Feldstellungen gegenüber. Wie diese aber aussehen müssen, lehrt eine einfache Erwägung. Bei Tage ist es in der Hölle dort überhaupt nicht möglich, auch nur das geringste Teilchen eines Körpers über dem Erdboden sehen zu lassen, weil dann sofort das wohlgezielte Feuer des Gegners darüber herprasseln würde. Man muß geduckt in Bodenvertiefungen wie ein wildes Tier stilliegen. Einen regelrechten, Schutz gebenden Graben oder wohl gar Unterstände zu schaffen, ist unter diesen Verhältnissen ganz unmöglich. Gewöhnlich besteht das, was man jetzt die vorderste Linie nennt, aus einer Reihe von Granattrichtern, die wenigstens notdürftige Deckung geben vor horizontal herumfliegenden Geschoßsplittern, wenn auch nicht vor Treffern, die in das Loch selbst kommen, oder vor den stürzenden Stein- und Erdmassen, die ein benachbarter Einschlag eines schweren Kalibers herüberschüttet. Wenn es hoch kommt, sind diese Granattrichter durch schmale Verbindungsfurchen miteinander verknüpft, in denen man wenigstens ungesehen von einem zum andern kriechen kann, um die Verbindung aufrecht zu erhalten. Diese Gräben schürft man einzig in der Nacht. Auch dann nur unter den größten Gefahren. Denn auf gut Glück streut der Feind auch im Dunkel das Gelände ab. Oder er läßt Raketen emporsteigen, die minutenlang rings alles taghell erleuchten.

Gedeckte Zugangswege zu den Stellungen von hinten her gibt es natürlich auch nicht. Die Ablösung muß nächtlicher Weile über das Feld kriechen. Ebenso müssen Schwer- und Leichtverwundete zurückgebracht werden, so gut es geht. Warme Nahrung nach vorn zu bringen, ist meistens ausgeschlossen. Jeder Mann, der nach vorn kriecht, erhält einige Flaschen und Behälter um den Gürtel gehängt, in denen er Kaffee, Suppen oder sonstige Nahrung hat. Und vor allem Selterwasser: das ist ein besonderes Erfordernis. Der Durst quält dort, bei dem Liegen und Harren in Sonnenbrand und Fiebererregung oft so furchtbar, daß die Leute genötigt sind, das in den Tiefen der Granatlöcher stehende Schlammwasser zu trinken, ohne Rücksicht auf den darin schwimmenden Unrat und die verwesenden Leichen, an deren Bestattung hier natürlich nicht zu denken ist.

In diesem Graus und Entsetzen harren lebende Menschen, Männer, die in Friedenszeiten gutmütige Familienväter, friedfertige Charaktere waren und allen Streitigkeiten besonnen aus dem Weg gingen, nicht nur mit zusammengebissenen Zähnen aus, sondern sie glühen vor Zorn und Kampfeseifer, und wenn der Augenblick des Kampfes kommt, dann stürzen sie dem Angreifer entgegen, mit dem Gewehr, mit der Handgranate, selbst mit dem Messer in tötlichem Ringen Brust an Brust, und machen ihm jeden Fuß breit Bodens streitig. Das ist ihre Ehre, das ist der flammende Wille jedes Einzelnen, Stand zu halten und verachtungsvoll den Gegner zurückzuwerfen.

Ich habe die Verwundeten gesehen, wie sie eben nach einer entsetzlichen Nacht des höllischen Feuers zurückkamen zur ersten Sammelstelle, teils stumm, auf Bahren getragen, teils selbst gehend mit Beschädigungen, die ihnen noch das Marschieren gestatteten, den Kopf, die Hand, das Bein mit dem ersten Notverband umwickelt. Alle überkrustet vom Schlamm und Schmutz der Schlacht und von geronnenem Blut. Viele von ihnen noch fieberisch erregt oder wie betäubt und taumelnd von dem Gekrach der Explosionen oder von den Verschüttungen, aus denen sie sich herausgearbeitet hatten. Sie alle, alle ohne einen anderen Gedanken als den des Stolzes, daß der Gegner zurückgeworfen worden war, oder des wilden, zornigen Entschlusses, daß dies unter allen Umständen geschehen müsse.

Ich sprach unter anderem mit einem Unteroffizier, der aus einem rheinischen Regiment stammte. Die Kameraden flüsterten bewundernd von ihm und sagten mir, den müsse ich kennen lernen; es sei großartig, wie der gestern gewesen sei. Er trug die rechte Hand in der Binde. Er erwies sich als ein richtiger „Kölscher Jung", mit der männlich spöttischen Redeweise, die alles Heroentum und alle Pose ablehnt. Er hatte eine Gruppe von 5–6 Leuten unter sich gehabt und gestern in der vordersten Grabenlinie in der Nähe von Belloy gelegen. Was man so Graben nennen mußte: also in einigen Granatlöchern. Am Nachmittag hatte der Feind angefangen, einen Angriff auf diese Stellung vorzubereiten, mit einer fürchterlichen Attacke von Trommelfeuer. Rings wühlten die Granaten das Erdreich auf, und ein Höllengekrach tofte in den Lüften. Unter seinen Leuten hatte er ein paar Neulinge, die wie er sagte, den Rummel noch nicht kannten und die Nerven zu verlieren drohten. Da ist er mitten im Feuer von Loch zu Loch zu ihnen gekrochen und hat sie mit der charakteristischen Tröstung ermahnt. „Immer man Ruhe; das ist ja alles bloß halb so schlimm." Nicht weniger als zweimal ist er selbst von Erdmassen vergraben worden; immer arbeitete er sich, ebenso wie die Seinen wieder heraus. Endlich gewahrten sie, wie aus einem vorgeschobenen Sappengraben die Franzosen zum Sturm herauszukommen sich anschickten. Da raffte er die Seinen zusammen und trat den Angreifern mit Handgranatenwürfen entgegen. Während er selbst seine Granaten schleuderte, zerschmetterte ihm ein feindlicher Granatsplitter die rechte Hand. Statt innezuhalten, nahm er einfach die Linke und schleuderte damit weiter, und es gelang ihm, die Gegner wieder in ihr Loch zurückzujagen. Dann brach die Nacht herein, und nachdem deutlich geworden, daß auch rechts und links der Angriff abgeschlagen, brachte er sich und seine gleichfalls verwundeten Leute zurück zu der Verbandstelle, wo sie erste Hülfe erhalten konnten. Auf die Frage, welche Verwundungen denn die anderen hätten, sagte er: „Bloß ein paar Salons" — „Salons? Was ist das?" fragte ich, und lächelnd belehrte mich der verbindende Arzt, daß dieser Ausdruck in der Sprache der Truppe eine Abkürzung sei für „Salonverwundungen", also unbedeutende, auf die man sich höchstens etwas einbildet. Dem Tapferen mußte nachher leider der größere Teil der Finger abgenommen werden. Bei der Operation lehnte er eine Narkose ab. Als der Arzt ihn fragte: „Na, wollen Sie denn nicht wenigstens einen Kognak?" antwortete er lächelnd: „Ja, wenn er gut ist, Herr Stabsarzt."

Die Nacht, in der jener Angriff in der Gegend von Belloy und Estrées stattfand, war gerade die des ersten August, d. h. also die erste Nacht des dritten Kriegsjahrs. Ich hatte noch am Abend des Tages mit dem Kommandeur des Korps, das die Front hier hält, einen Gang zu einem Beobachtungspunkt gemacht. Der Weg führte durch reife schwerhalmige Weizenfelder, und ich dachte jenes Abends vor zwei Jahren, wo ich droben im Norden Deutschlands auch am Nachmittag durch Weizenfelder gegangen war, so segenschwer, so friedevoll aussehend, und wo das Herz immer noch nicht an die Möglichkeit eines unmittelbar bevorstehenden Kriegsausbruchs glauben wollte. Bis dann am Abend das Glockengeläut vom Turm des nahen kleinen Städtchens über See und Felder herüber tönte, so voll und weich, als ob es den kommenden Sonntag einläuten wollte, und er war doch die Verkündung der Kriegserklärung. Wer hätte damals auch nur entfernt gedacht, daß wir nach zwei Jahren noch immer im Felde stehen würden? Schon im Lauf des Nachmittags war das vom Westen herübertönende Artilleriefeuer immer schwerer geworden. Auf unserem Aussichtspunkt sah man in der Ferne die dunklen Wolken der Explosionen und der aufgewirbelten Staubmassen emporsteigen. Und als die Sonne düster und trübe in einen braunroten Dunst gesunken war, umzuckten fahle Blitze immer dichter den Horizont: der Widerschein der Abschüsse und der platzenden Geschosse. Zeitweilig flammte auch bleiches Licht in den Wolken auf, das länger haften blieb: die Leuchtraketen, die den Kampfgürtel zu erhellen suchten. Hier und dort tauchten sie selbst über dem Horizont auf und schwebten an ihm wie neue Sterne, die dann wieder sanken und erloschen. Späterhin verbreitete sich an einer Stelle des Himmels eine große brandige Röte, die sich weiter und weiter ausdehnte. Es war der Abglanz einer Feuersbrunst. Statt abzuflauen wurde das Trommelfeuer immer fürchterlicher. Die entfernteren Abschüsse der gegnerischen Artillerie gingen in ein einziges dumpfes Donnerrollen über, das die Erde erzittern ließ. Dazwischen brüllten unsere schweren Kaliber, in ihren einzelnen Schlägen deutlich zu unterscheiden und mit ihrer Erschütterung der Luft wie fürchterliche Stöße riesenhafter Widdermaschinen, die irgend eine widerstrebende Riesenmauer einzurammen suchten. Die Türen und Fenster meines Quartiers erzitterten bei jedem der sich unaufhörlich folgenden Stöße. Mitten hinein bellten die leichteren Kaliber, in Absätzen, immer mehr dicht und

rasch hintereinander, wie das Gebell einer wütenden Meute. Es war unsagbar erregend, diesem furchtbaren Konzert zuzuhören und dabei zu wissen, wie es dort, wo diese Geschosse ihre Vernichtung hinspieen, im Dunkel der Nacht aussah. Ein Schlummer kam nicht in meine Augen bis zum nächsten Morgen, wo ich in der Frühe mit einem Offizier des Stabes zum Gefechtsstand an der Front hinausfuhr.

Wir hörten unterwegs Einzelheiten von dem nächtlichen Angriff, ohne daß freilich bereits ein klares Bild gewonnen werden konnte. Waren doch in dem wilden Trommelfeuer alle Telefonleitungen zerstört und die ausgesendeten Meldegänger, soweit sie überhaupt noch am Leben waren, erst teilweise zurückgekehrt. Es schien, als habe das französische Feuer einen vorgeschobenen Teil unserer Linie in der Gegend von Belloy und Estrées so vollständig eingeebnet, daß er zur Zeit nicht mehr gehalten werden konnte. Doch hatte unser ebendorthin gelegtes Sperrfeuer dem größeren Teil unserer Leute ermöglicht zurückzukommen, wie aus dem Beispiel jenes Unteroffiziers hervorging, und es schien, als ob der Gegner es seinerseits auch nicht für möglich hielt, sich dort festzusetzen, als ob diese Strecke der Front augenblicklich herrenlos war, von niemand besetzt.

Wir erreichten dann den Gefechtsstand, von dem ein weiter Ausblick auf das Kampfgefilde sich bot. Vor uns lagen alle die Orte, deren Namen in der jüngsten Zeit einen so blutigen Ruhm bekommen haben. Die Trümmer von Barleux und Belloy, zwischen den zerschossenen Wipfeln ihrer Baumumgebung. Auf einer über dem Sommetal ansteigenden Hügelwelle erschienen die zerrissenen Giebel der beiden Schlößchen oder Gutshäuser von Maisonnette, neben den Resten ihres großen und dichten Parkes. Oben darüber platzten rot aufflammend die Schrapnells; der Kampf um jene Stelle war von neuem in scharfem Gange. Nach rechts dahinter schaute man auf die furchtbare, blutgetränkte Gegend von Hem-Clery mit der Monacu-Ferme. Brauner Dunst verhüllte dort die Sicht, Rauchwolken aber und ein starker, von dort schallender Geschützdonner bekundete die Kämpfe, die daselbst stattfanden.

Weiter im Vordergrunde erhob sich die Kirche von Péronne, inmitten ihrer Häusermasse, in die seither die eigenen Landsleute hineinschießen. Längst ist die Bevölkerung des hübschen, historisch berühmten Städtchens geflüchtet, das Museum der Stadt ist durch mehrere Volltreffer zerstört, und die von den gegnerischen Granaten in der Stadt verursachten Brände mußten durch unsere Soldaten unter eigener Lebensgefahr durch Sprengungen ganzer Blocks von Häusern zum Stehen gebracht werden.

Während ich auf all das hinüberschaute, entspann sich vor mir in den Lüften, fast wie auf einem Theater, ein heftiger Luftkampf zwischen zwei deutschen und zwei französischen Fliegern. Zu zwei Paaren umkreisten sie einander, umgeben von den Schrapnellwolken der feuernden Abwehrkanonen, und das scharfe Knattern des Maschinengewehrfeuers, das aus der Luft hernieder tönte, verriet den Kampf, den sie selber miteinander führten. Das eine der beiden Paare verschwand nach der Seite, das andere blieb vor uns am Himmel. Der Deutsche, — ich erfuhr später, daß es der Leutnant Frankl war — schwebte höher als der Franzose, schräg über ihm und feuerte auf ihn hinunter. Plötzlich sah man, wie der französische Apparat sich schräg stellte, als wolle er mit einer kühnen Wendung dem Gegner entgehn. Es gelang ihm aber nicht, sich wieder aufzurichten, er schien einen Schuß zu haben, stellte sich schräger und schräger und sank schließlich, die Spitze nach unten, in taumelnden Schraubenwindungen ab. Aber ganz langsam. Man erkannte deutlich, daß der Führer immer noch versuchte, die Herrschaft über den Apparat wieder zurückzugewinnen und sich in den Horizontalflug zurückzuwerfen. Der Deutsche ließ ihn jedoch nicht los. Er schwebte weiter über ihm, unter fortwährendem Maschinengewehrfeuer. Tiefer und tiefer sank der Gegner, wie eine verwundete Riesenlibelle, die immer noch verzweifelte Versuche macht, zu entkommen. Wenige hundert Meter von mir entfernt vollzog sich dieser aufregende Sturz. Das feindliche Flugzeug, einer der neuen französischen Newportapparate, wurde bis in Einzelheiten hinein erkennbar und glänzte buntfarbig und spiegelnd in der hellen Sonne, bis er endlich, etwa fünfzig Meter über dem Boden, den Kampf aufgab und wie ein zerrissener Papierdrache in die Kornfelder abstürzte. Von allen Seiten eilten unsere Feldgrauen durch das Korn herbei, um Apparat und Führer zu bergen.

Gold gab ich zur Wehr, Eisen nahm ich zur Ehr'. Von M. Kirmis.

— Goldankaufsstelle dort! — Als Sachverständiger waltet ein würdiger alter Herr, Goldschmied a. D., mit Eifer und Humor seines Amtes. Er probiert mit Stein und Nadel, er klopft und hämmert und pustet, er schmilzt die wertlosen Füllungen aus, so daß dicke Schwaden von verbranntem Schellack zur Decke emporsteigen, dann wiegt er und verkündet endlich der Korona das Resultat — mit fröhlich jauchzender Stimme, wenn er eine dicke, schwere Uhrkette einkaufen konnte, leise bedauernd, wenn ein hübsche Jungfräulein ein wertloses Schmuckstück aus Großmutters Tagen opfern und nebenbei gut verwerten wollte. — Jedem soll sein Recht werden, dem Verkäufer, aber auch der Reichsbank. Die Bank zahlt gut, den vollen Goldwert. Das Kilo Feingold kostet heute auf dem Weltmarkte 2780 Mark, gezahlt wird für das Gramm 2,70 Mark, für vierzehnkarätige Legierung 1,50 Mark. Das ist viel, denn beim Einschmelzen und Affinieren tritt stets Verlust ein; der Goldschmied kann für Altmetall keinen so hohen Preis bewilligen. Wer seinen Goldschmuck zur Ankaufsstelle hinträgt, ermöglicht dadurch die Ausgabe neuer Geldscheine. Kunstwerke in Edelmetall und historische Stücke werden nicht eingeschmolzen, gibt man sie her, so bleiben sie in Verwahrung der Reichsbank und können nach dem Kriege wieder eingelöst werden, auch Trauringe werden nicht gern angenommen. Die Goldablieferung ist also kein Zeichen dringender Not, sondern nur ein Akt kluger Vorsorge.

Da sah es vor hundert Jahren in Preußen schlimmer aus. Napoleon hatte das Land ausgeraubt, die Staatskassen waren leer, man brauchte Geld zur Bezahlung der Kriegskontributionen. Im Jahre 1809 erschien eine Verordnung, die die Besitzer von Gold- und Silbergerät aufforderte, dasselbe an die Münze zu verkaufen; wer seinen Besitz behalten wollte, mußte eine Abgabe bezahlen und das Gerät abstempeln lassen. Dann kam die Erhebung vom Jahre 1813 und mit ihr eine Opferfreudigkeit ohnegleichen. Arm oder wohlhabend, jeder brachte freiwillig seine wertvolle Habe dem Vaterland ohne Entgelt dar. In vielen Orten galt es in den Jahren 1813 bis 1815 für eine Schande, goldenen Schmuck und Silbergerät zu besitzen. Man gab das Gold dahin und trug eisernen Schmuck. Aus dieser Zeit stammen auch jene schlichten eisernen Fingerringe mit der Inschrift „Gold gab ich für Eisen“ oder „Eingetauscht zum Wohle des Vaterlandes“. Heute bilden diese Ringe hochgeschätzte Familienandenken.

Erinnerungsmedaille 1916 von Prof. Hosäus.

Daran dachte wohl die Leitung der Reichsbank, als sie beschloß, ähnliche Erinnerungszeichen für die Einlieferer von Goldschmuck zu schaffen als redende Zeugen der großen Zeit, die wir durchleben. Jeder Einlieferer erhält ein Diplom, wer Gold im Mindestwerte von fünf Mark darbringt, hat Anspruch auf eine von Künstlerhand geschaffene Denkmünze. Der Schöpfer dieser Münze ist der Berliner Bildhauer Professor Hosäus. Die Vorderseite des schlichten Kunstwerkes zeigt eine im Profil kniend dargestellte Frauengestalt, die ihren Schmuck darreicht, dabei stehen die Worte: „In eiserner Zeit 1916“. Die Rückseite trägt über einem Eichenzweig die Worte: „Gold gab ich zur Wehr, Eisen nahm ich zur Ehr'“. — Nach dem Originalmodell sind die Güsse in Eisen in der Gladenbeckschen Erzgießerei ausgeführt worden. Diese Gedenkmünzen sind nicht käuflich, sondern werden nur verliehen; vor Nachbildung sind sie durch Bundesratsbeschluß geschützt. —

Die Einlieferung von Gold befriedigt bisher im allgemeinen, noch aber fehlt viel daran, daß es einst heißen kann: Millionen von Denkmünzen konnten den Spendern übergeben werden. Drum fort mit dem eitlen Tand, hängt euer Herz nicht an Gold, sondern übergebt es dem Vaterlande!

Kleinigkeiten. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

Eine zweite Laienpredigt aus der Stille.

„Aus dem Körnlein kommt die Ähre,
Aus der Ähre wird die Garbe;
Aus der Garbe wächst das Kornfeld;
Aus dem Kornfeld Brot und Segen. —
Darum achte wohl des Kleinen."

Ich glaube, daß diese alte „Priamel" mit ihrem Ansteigen von Vers zu Vers und ihrer zurückgreifenden Nutzanwendung wie gemacht ist für uns Frauen daheim während der Jahre dieses furchtbaren Krieges. Sogar bis weit in den Frieden hinein, wenn er uns einmal als ein Geschenk beschert wird, das wir mit brünstigem Dank aber auch mit Zittern annehmen werden. Denn wir sind beides, reich und arm, durch den Krieg geworden; reich an Geist, Kraft und Erfindung, arm an tausend irdischen Dingen, die wir noch im ersten Kriegshalbjahr für unentbehrlich zum Leben hielten.

Der Versuch unserer Feinde, uns auszuhungern, ist mißlungen und soll ihnen nie gelingen. Wir müssen nur beides sein: genügsam und sparsam. Die Reichen haben die gleiche Ehrenpflicht zur Sparsamkeit, wie wir, die Unbegüterten und die Mittellosen. Die Reichen sollen einmal an sich selbst erproben, wie es ist, wenn Milch und Honig ihnen nicht mehr in Strömen fließen; wenn kein Manna vom Himmel fällt und keine fetten Wachtelscharen ihnen mehr in ihre verwöhnte Küche fliegen. Wer von ihnen kann wissen, wie und wann der wuchtige Zeithammer den Schlag führt, der sie gebieterisch zwingt, die Probe auf ihre harte Wirklichkeitsrechnung zu machen? Wohl ihnen, wenn sie dann nicht gelähmt stehen, sondern wacker zugreifen können. Glaube mir: auch darin liegt eine edle Kriegstapferkeit, ebenso groß, wie das klaglose Ertragen der Armen und Ärmsten.

Das traurige Armutskapitel will ich hier nicht streifen; zehn Laienpredigten würden seine schroffen Gegensätze nicht erschöpfen, noch sie in Einklang zu bringen vermögen.

Wir bescheiden Gestellten sind vielleicht am besten daran. — Die mäßigen Zinsen unserer mündelsicheren Papiere kommen noch pünktlich ein, und wir sind seit langem gewohnt, vorsichtig zu wirtschaften, peinlich zu buchen und unser Sparkassenguthaben nur im äußersten Notfalle zu verringern. — Was aber nun?

Mit vier Mark täglich können wir, bei der ungeheueren Preissteigerung, unsern Vierpersonenhaushalt nicht mehr bestreiten; wir müssen fünf oder sechs anlegen. Dazu kommen: die Rote Kreuz-Gaben, die Sorge für die Tapfern im Feld und die Hausarmen daheim. Unseren Mitteln hilft kein Goldeselein und kein Tischlein-deck-dich auf die Sprünge — im Gegenteil! — — du mußt „strecken", liebes Kind. Hör' zu: du kannst deine 100 Gramm Butter mit Mehl, Milch und Ei strecken, d. h. verlängern. Sehr schön; ich aber rate dir, streiche sie lieber so dünn und nur einmal am Tage aufs Brot, daß du die Hälfte für dein Gemüse oder eine gute Mehlspeise erübrigst. Du kannst dir auch aus dem Karottengrün eine Spinatschüssel kochen, die du, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, genießest; ich aber rate dir: wirf kein Salatblatt fort, sei's auch hart und dunkelgrün. Mische die Blätter mit dem Karottenkraut und nun hast du wirklich einen ganz leidlichen Spinat. Verstehst du?

So geht's mit allem Strecken und Sparen, liebe Seele: Nachdenken bringt Gewinn. Willst du, in den Grenzen des Erlaubten, Zukunftsvorsorge treffen, so mußt du aufachten und gute Gelegenheiten beim Schopfe packen, um bei kleinen Posten einzukaufen und sie haltbar verwahren für später, ohne zu „hamstern". Dies Hamstern reicher Leute, auf Jahr und Tag hinaus Butter, Eier, Räucher- und Kramwaren in riesigen Massen anzuhäufen, nur um sie zu haben, unbeschadet der Verderbnisgefahr, das nenne ich sündhaft — anzeigepflichtig. Nimmst du jedoch, deinen Mitteln gemäß, zu rechter Zeit verständige Vorräte in Keller und Speiseschrank oder -kammer, so leistest du der wahnwitzigen Preistreiberei, dem schmutzigen Kettenhandel keinen Vorschub mehr, und tun viele wie du, so werden diese Kriegsübel in sich selbst zusammenfallen, — und du hast die Hände für stilles Wohltun offener, als wenn du von der Hand in den Mund wirtschaftest. Was du einkaufst, das buche aufs pünktlichste. Ein genau geführtes Haushaltsbuch ist auch eine Kriegsurkunde. Ich besitze eine solche von der Feder meiner Großmutter, aus der dunklen Zeit gleich nach den Freiheitskriegen, und viel habe ich von den vergilbten Blättern gelernt.

Du allein aber kannst nicht sparen und strecken; deine Kinder, Enkel und Dienstboten müssen helfen. Diese zweite Art des Streckens gilt nicht, wie die erste, für Küche und Magen, sondern fürs Allgemeine: Handels- und Herstellungsbetriebe, sogar auch für Kriegspflege. Alles im Kleinen, Spielenden, aus Kinderfleiß. Laß deine jugendlichen und sehr kriegsbewußten Enkel deine Bindfadenenden und -endchen hübsch nach Stärke und Länge ordnen und fest aneinander knüpfen; die Pack- und Einwickelpapiere, die dir ins Haus kommen, glätten und beschneiden; die Tüten ausbessern und alles nett falten und in die Behältnisse schichten; brauchbare Nähfadenreste auf leere Röllchen wickeln. Du ahnst nicht, was wir auf diese Weise in zwei Kriegsjahren erspart haben, und die gute Gewohnheit soll nicht wieder verloren gehen. Laß die flinken Kinderhände auch jedes Läppchen, das früher in den Lumpensack wanderte: Wolle und Leinen, Musselin und Seide, in schmale Stückchen „schnippeln", und ist ein Haufen beisammen, so näht deine geschickte, kleine Enkelin aus weichen und sauberen Waschstoffresten die schönsten Kissenbezüge in verschiedenen Größen, und der eifrige Enkel füllt sein Geschnippel hinein, bis das Lazarettkissen für die armen Verwundeten fertig ist. Welcher glückliche Stolz!

Deine Töchter schränken ihre künstlerischen Liebhabereien jetzt natürlich ein und, neben der Arbeit für Kriegs- und Heimatsnot, sollen sie sich ein bißchen Muße und Ruhe schaffen für stille Freuden und sollen menschliche Fühlung und Hand-in-Hand-Gehen mit den Dienenden anstreben. Denn sieh: auch dein „Mädchen für alles" hat seinen Schatz im Felde und bedarf der Nachsicht, der Anlehnung an eure freundliche Teilnahme.

Wohl dir, wenn du noch das seltene Glück hast, ein schlichtes, altmodisches Dienstmädchen in deinem Hause zu beherbergen, eins, das deine Töchter mit ihrer leidenschaftlichen Liebe für einen nutzbaren Hausgarten ansteckt. —

„Hausgarten? halt ein; den besitzen wir ja nicht; nur ein Vorgärtchen, zehn Meter im Geviert, hinter den großen, rauschenden Linden und Buchen des schönen Stadtgrabenwegs." —

Laß uns sehen! Hier, an der Efeumauer hin, ist ein langer, besonnter Streifen, und da und dort zwei herrliche Eckstücke, auf denen Akelei und klebrige Pechnelken wuchern. Weg damit für die Kriegszeit! Für fünfzig Pfennig Samenpäckchen gekauft. Der lange Streifen gibt ein wundervolles Kräuterbeet für alles, was du brauchst, vom sanften Estragon und Pimpernell bis zum scharfen Pfefferkraut, Majoran und Thymian und dem lieblich blaublühenden Borretsch. Auf die Eckstücke pflanzen wir Zwiebeln und Schnittlauch und säen Karotten und Sellerie; seitab eine tüchtige Prise Petersilie. Merkst du's? Da habt ihr schon die halbe Suppe und die ganze Salatwürze beisammen, und deine Diensttreue kommt fast jeden Mittag freudestrahlend zu dir herein und hält dir ihr frischgrünes Büschelchen unter die Augen: „Nu' haben wir schon wieder zehn Pfennig gespart, gnä' Frau, un' das schmeckt doch ganz anders!" Weißt du, was dein Hausgärtchen im Vorgarten für ein drittes „Strecken" bedeutet, abgesehen davon, daß es euer karges Kriegsmahl schmackhaft macht? Ich will dir's sagen. Es streckt auch in dieser namenlos schweren Zeit eure Gesundheit und Lebensfreude, die zum Ertragen nottut. — Schaut in euren Nachbargarten: die fleißige Nachbarin, eine elegante Dame im gewöhnlichen Leben, arbeitet meistens schon zwischen fünf und sechs Uhr früh an ihren Beeten und Rabatten bei Kohl und Rüben, wo sonst prangende Blüten standen. Morgenstunde hat Gold im Munde, und der kluge Gärtner benutzt die herrliche Zeit der Tauperlen und der goldroten Abendsonne gern zur Gartenpflege. — Wie prangend steht auch eure kleine Pflanzung in der lichten Morgenstunde! Ihr habt eure Gemüse mit bunten Sommerblumen eingefaßt; die sollen nicht nur eure Zimmer schmücken, sondern auch die Leidensbetten des Kriegslazaretts.

Jetzt pflegst du dein Eigentum; im ersten Kriegsjahr hast du deine Markstücke zum Kunstgärtner getragen. Nun hilft dein Frühaufstehen, dein liebreiches Pflanzen, Gießen und Jäten, die geringen Mittel und die kleinen Freuden zu reichem und großem Strecken. Beim stillen Fleiß in der holden Stille des jungen Tages besinnst du dich auf dich selbst, läßt dich vom Sonnenschein durchwärmen, vom unschuldigen Singen und Summen der Vögel und Bienen erheben, und schämst dich deiner Mißmutstränen angesichts der himmlischen Freudenzähren auf schlankem Halm und bunten Blumen. Welch schöner Tagesanfang und welch befreiender Tagesschluß unter dem Rosengewölk des Abends! Kannst du dir nicht vorstellen, daß auch die Dürftigkeit Poesie hat, wenn man sie so verklärt wie du und ich in dieser Betrachtungsstunde voll guter Vorsätze? Und daß es besser, hundertmal besser ist, das bescheidene Körnlein im verborgenen zu sein, als die surrende Drohne in Haus und Vaterland?

Keime und werde zur reifen Ähre im schweren Boden des Weltackers oder im Sonneneckchen des Hausgartens; nur trage Frucht und gib deine Frucht freudig, damit sie zur vollen Garbe werden und dem unendlichen Kornfelde deutscher Friedensarbeit und -fürsorge dienen kann. Der Friede wird dir's einst vergelten. Bitte Gott täglich um seine gelinde Zeit in unserem teuren Vaterlande und auf Erden, und damit setze ich unter meine zweite Laienpredigt vertrauend das Amen. —

Ost und West. Von Eugen Roth.

Sehnsucht steigt von Ost und West
Auf gleich einer großen, weißen Wolke,
Die entschwebt ob allem Volke,
Das sich betend in die Knie läßt.

Und der Abend naht, in Blut getränkt,
Und die weiße Wolke will sich röten.
Viele Tausende muß man noch töten
Eh der Friede sich vom Himmel senkt!

Aber einmal werden Ost und West
Zaghaft lächelnd sich die Hände reichen.
Und die weiße Wolke wird verbleichen –
Und der Friede naht. Ein ernstes Fest.

Schlacht im Hochgebirge. Von Carl Fr. Nowak.

Wir sausen über die glänzend gebaute, glänzend gehaltene italienische Bergstraße, was das Auto an Geschwindigkeit schaffen kann; um zwei Uhr ist Artillerievorbereitung: wir wollen dabei sein. Führe man im Frieden in solcher Geschwindigkeit, so hielte das jedermann für einen Selbstmordversuch. Jetzt schießen wir rücksichtslos den Bergkoloß empor. Rechtzeitig ankommen, ist alles. Es wird schon ohne Knochenbrüche und Absturz abgehen.

Fünf Minuten vor zwei sind wir an Ort und Stelle. Der Stand des Artilleriebeobachters beherbergt diesmal einen ganzen Stab. Und der Artillerie-Oberst, der den Kampf leiten wird, hält sich nicht erst lange mit Begrüßungen auf. Sofort ist er mitten in der Sache.

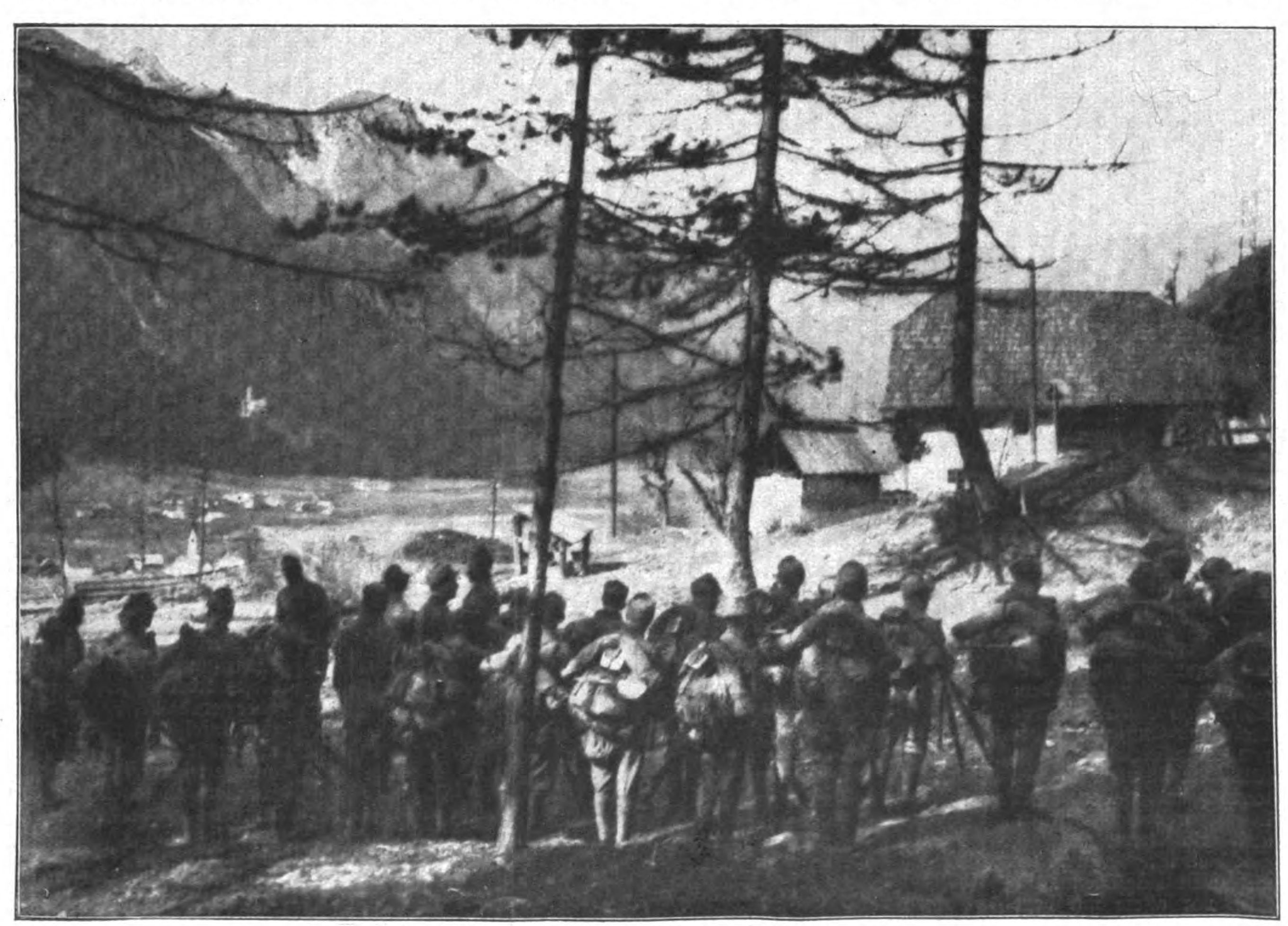
„Sehen Sie dort unten das Dorf? Dort sind wir. — Sehen Sie auf der Kuppe dahinter, nicht weit unter ihrem Kamm, den weißen Streifen. Es ist ein steinerner Querriegel, Richtung Ost-West. Vor dem Steinriegel liegen die Italiener. Sie werden angegriffen." Er zieht die Uhr. Zu seinem Stab: „Meine Herren, zwei Uhr — bitte die erste Phase."

Gleich darauf ist die Hölle los. Bisher war kein Laut in der Mittagsstille zu hören; jetzt plötzlich ist diese Stille wild und jäh zerrissen von hundertfachem stählernem Schrei. Alle Kaliber sind toll geworden. Das Echo nimmt ihr Getöse auf, verstärkt es, läßt es weithin in fernste Fernen rollen und hebt es schmetternd zu den höchsten Gipfeln. Wir sehen hinab auf den Hang der Kuppe. Nur wenige Sekunden dauert's, und ihr ganzer grüner Rasen ist betupft, wie von zahllosen Wattebauschen. In die Wattebausche platzen die Schrapnells, sie selbst sind wie weiße Watteflocken, spielerisch in der Luft. Der weiße Dampf von den Schrapnells oben, von den Granaten unten vereinigt sich. Eine weiße Wattewand steht über den italienischen Stellungen.

Genau auf der Kuppenspitze liegt ein heller Sonnenfleck. Ringsum sonst Wolken. Ein ungeheurer Geiser steigt dort plötzlich aus dem Boden. Ein furchtbares Fauchen hatte kurz vorher die Luft zerteilt. Die Granate, die drüben einschlug, war aus ganz schwerem Kaliber gekommen. Aber der Artillerie-Oberst wendet sich zu dem Hauptmann zurück, der über die Bedienung der vier in versteckten Nischen aufgestellten Fernsprecher gebietet: „Vierte Batterie, schießt kurz. Und kein Feuer auf die Kuppe." Nichts entgeht ihm. Keine Batterie, keines der Geschütze kann damit rechnen, daß er auch die kleinste Abweichung nicht bemerke, nicht sofort zu verbessern befehle.

Und gleich darauf ist die Kuppe mit den Sonnenfleck leer. Das Feuer dorthin hat aufgehört, vom Abgeben des Befehls bis zum Fortlenken des Feuers sind kaum Sekunden vergangen. Die Batterie aber die kurz schoß, macht noch ein paar Tastschüsse. Dann hageln ihre Geschosse genau dorthin, wohin sie hageln sollen. Die ganze italienische Linie liegt jetzt unter regelmäßigem schwerem Feuer.

Auf einmal meldet sich der Artilleriemajor. Die ganze Zeit über saß er stumm hinter dem Fernrohr, das die Ferne in beträchtlicher Vergrößerung zeigt. Jetzt spricht er gelassen: „Bewegung bei den Italienern. Sie laufen hinter den Steinriegel zurück." Sofort wendet der Oberst den Kopf halb links zu den Hauptmann hinter den Telefonisten: „Feuer auf den Steinriegel! — Kein Feuer auf die Kuppe!" Ein paar



Sammeln nach dem Gefecht. Aufnahme von R. Sennecke.

Augenblicke verstreichen. Das Feuer wandert ein Stück höher, der Steinriegel ist dampfumwallt. Dahinter beginnt ein Gekrabble von schwarzen Punkten. Das sind die Italiener, die jetzt schleunigst vom Steinriegel ablassen. Wie sie laufen, donnern die Geschütze nur noch wilder, nur noch schneller.

Wiederum meldet sich der Artilleriemajor am Fernrohr: „Die eigene Infanterie geht vor" — Der Oberst kommandiert: „Verstärktes Feuer auf den Steinriegel! Sperrfeuer auf die Kuppe." — An den Detonationen, am Gebrüll der Geschütze, das unaufhörlich weitergeht, ist nicht zu merken, ob der Befehl schon ausgeführt ist. Aber auch auf dem Sonnenfleck der Kuppe reihen sich jetzt nicht nur die Wattebausche. Wie vor den Schützengräben, nur noch dichter, steht auch dort eine qualmende, wallende, von zerblitzenden Schrapnells durchzuckte Feuerwand.

Die vorgehende Infanterie aber ist ganz deutlich zu sehen. Schwarmlinie um Schwarmlinie taucht auf. Sie sind alle ganz lose. Jeder Mann ist sichtbar, wie er sich langsam vorarbeitet, mit sonderbar vorgeneigtem Oberkörper, das Gewehr in der rechten Hand. Von drüben knattern heftig die Maschinengewehre los. Aber die Männer in den Schwarmlinien scheinen das kaum zu bemerken, sie ducken sich nicht einmal. Manchmal überschlägt sich einer, fällt und liegt dann reglos. Mehr als ein Held bleibt. Aber die andern streben ruhig weiter, gelassen bergwärts, gelassen immer höher, als wär's eine Übung daheim auf dem Exerzierplatz.

„Die Italiener verlassen die Stellungen!"

„Sie kommen die Straße hinunter!"

„Sie schwenken weiße Tücher!"

Der Major stößt die drei Sätze im Telegrammstil aus. Wir spähen wieder schärfer hinunter. In der Tat: die ganze Straße wimmelt von krabbelnden, laufenden, gestikulierenden Menschen. Es sind lauter hochgewachsene, fast übermäßig lange Kerle. Später hören wir, daß es Leute der Brigade Sardenia sind, Männer von ausgesuchter Körperschönheit, Männer der italienischen Garde. Im Laufschritt sausen sie über die Straße. Ihre Stellungen sind zerschossen. Hinter ihnen Sperrfeuer. So wollen sie sich ergeben.

Blitzschnell wickelt sich der ganze Vorgang ab. Schon sind unsere Patrouillen bei den Sardenialeuten. Man ordnet sie wie vor der Kirche. Sie stehen auch schon in Reih und Glied, eine regelrechte Kompagnie, und werden abgeführt. Über ihren Köpfen platzen ein paar Schrapnells. Grüße ihrer eigenen Landsleute. Der Major am Fernrohr lacht: „Hättet ihr früher machen sollen! Jetzt ist's zu spät." Der Angriff aber geht unverwandt weiter, vorwärts gegen den rechten Flügel, der sich noch halten will. Wenn möglich, ist das Sperrfeuer auf die Kuppe und seit Minuten auch schon hinter der Kuppe noch stärker geworden als bisher. Niemand soll entrinnen! Keinerlei Reserven sollen nach vorn kommen und eingreifen können. Immer näher an die Gräben gelangen die Schwarmlinien.

Stumm steht der Oberst. Seit einer Viertelstunde hat er keinen Befehl mehr gegeben. Er blickt dem Schauspiel zu, ohne eine Miene zu verziehen, wie ein großer Chirug, der unbewegt die Ausführung und Erfüllung seiner Anordnungen überwacht.

„Eigene Infanterie nähert sich den rechten Gräben!"

„Eigene Infanterie dicht vor rechten Gräben!"

„Eigene Infanterie dringt in feindliche Stellung ein!"

Dies ist der Höhepunkt. Noch eine Weile drüben wütendes Maschinengewehrfeuer, dann Stille. Der Nahkampf setzt ein, das Handgemenge von Mann zu Mann, mit Kolben und Bajonett.

„Feuer sofort einstellen!"

Der Hauptmann gibt den Befehl des Obersten weiter. Das Telefon tutet und zirpt. Gleich darauf schweigen ein paar Batterien. Man darf nicht auf die Eigenen feuern, die schon in den italienischen Gräben sind.

Auf der Straße aber marschieren schon wieder Italienertrupps. Auch die Besatzung der rechten Flügelgräben ist bezwungen. Die ganze Stellung, die ganze Kuppe ist genommen. Aufatmend reckt sich der Oberst.

„Herr Hauptmann! An alle Batterien: alle Batterien haben gut geschossen!"

Am Telefon zirpt's „Alle Batterien haben gut geschossen!"

Dann sagt der Oberst: „Meine Herren! Die zweite Phase."

Drei Minuten später ist der Angriff auf die nächste italienische Stellung bereits im Gange. . . .

Die kleinen Feinde unserer Krieger. Von San.-Rat Dr. Michael Cohn, z. Z. im Felde.

Sollte in späteren Zeiten einmal innerhalb der löblichen Tiergattung der Kleiderläuse ein Historiker erstehen, der eine ausführliche Geschichte seines Stammes schreiben wollte, eine Geschichte, die jedenfalls erst in der nachparadiesischen Zeit, der Zeit, da der Mensch bereits Kleider zu tragen pflegte, anheben dürfte, dann wird er dem Abschnitt dieses gegenwärtigen großen europäischen Krieges ein ganz besonders eingehendes und anziehendes Kapitel zu widmen haben. Seit langem wohl haben sich diese Tierchen auf europäischem Boden, insbesondere in Mitteleuropa, nicht einer solch gewaltigen Verbreitung und üppigen Vermehrung zu erfreuen gehabt; kaum jemals im Laufe der Weltgeschichte hatten sie Gelegenheit soviel junges, frisches und auch soviel vornehmes und hochedles Blut zu saugen, sie, die auf diesem Boden sich zumeist nur noch damit begnügen mußten, mit dem Blute von Bettlern, Stromern und sonstigem niederen Volke ihren Hunger zu stillen. Wohl niemals aber wurde auch seitens der Menschen ein so heftiger und erbitterter Krieg gegen diese ihre Plagegeister mit allen möglichen Mitteln, vor allem mit dem schweren Geschütz von Feuer und Schwefel, eröffnet und durchgeführt wie eben in diesem Kriege! — Wo mag wohl diese innerhalb unserer Heere verbreitete Läuseplage ihren Ursprung genommen haben? Es liegt nahe, an die durch den Krieg bedingten innigeren Berührungen und Beziehungen mit jenen Ländern und Völkern des östlichen Europas zu denken, innerhalb deren sich diese Insekten auch schon in ruhigeren Zeiten einer verhältnismäßig größeren Verbreitung erfreuen. Indessen manch Tierchen mag auch aus Deutschland selbst, aus Belgien, aus Frankreich, über den Kanal hinüber aus England seinen Weg in die Heere gefunden haben. Praktisch wichtiger als die Frage nach dem Ursprung ist die nach den Gründen für die rasche und weite Verbreiterung der Plage. Und da muß hervorgehoben werden, daß der Krieg als solcher, wie jeder Krieg, notgedrungen Verhältnisse schafft, die einen günstigen Boden für dieses Übel abgeben, daß aber gerade der gegenwärtige infolge seiner Eigenart mehr noch als jedes andere seinem Umsichgreifen Vorschub leisten mußte. Um dies zu verstehen, ist es nötig, sich etwas eingehender mit der Beschaffenheit, den besonderen Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten dieser kleinen Schmarotzer,

Eingang zur Badeanstalt einer Entlausungsstation. Aufnahme von A. Grohs.

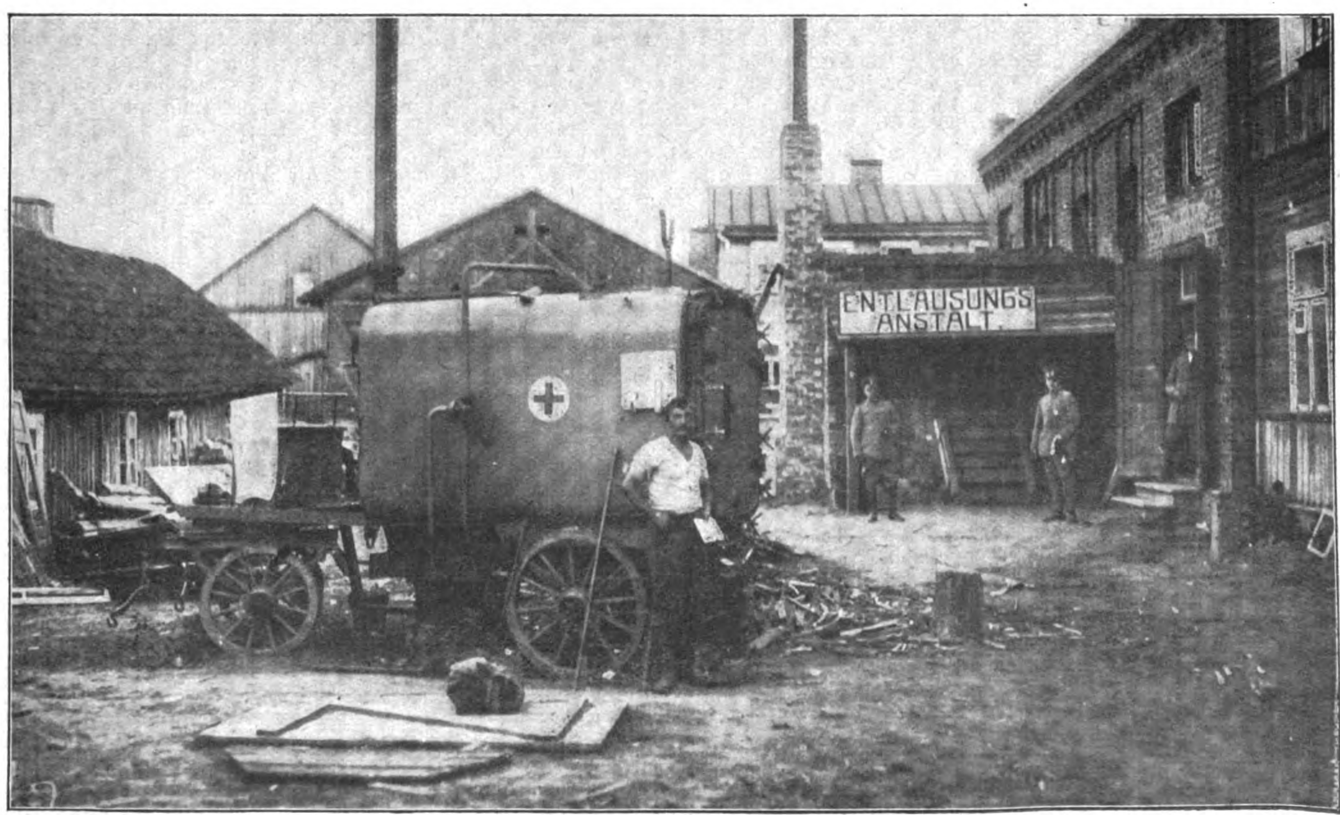


Auf dem Wege zur großen Reinigung.

denen zurzeit nicht nur seitens der Zoologenzunft, sondern auch seitens der Hygieniker und Aerzte ein liebevolles und sorgfältiges Studium gewidmet wird, zu beschäftigen.

Die Kleiderlaus ist ein recht winziges, sechsfüßiges Tierchen: das Männchen wird höchstens drei, das Weibchen höchstens vier Millimeter lang; besonders in der Jugend ist sie so klein, daß man schon einige Übung haben muß, um sie, zumal wenn sie nicht in Bewegung ist, mit bloßem Auge ausfindig zu machen. Was ihre Wahrnehmung außerdem besonders erschwert, das ist ihre blasse, hellgraue Farbe, durch die sie sich von der Umgebung meist wenig abhebt. Die Frage jenes Berliner Soldaten, den das Anhören eines Vortrages über die „Mimikry“, d. h. über jene Eigentümlichkeit mancher Tiere, mit der Zeit infolge Anpassung und Vererbung die Farbe ihrer Umgebung anzunehmen und sich so ihren Feinden gegenüber unkenntlich zu machen, zu dem Ausruf veranlaßte: „Wo haben nur die verflixten Biesters, die Läuse, her gewußt, daß wir Feldgrau tragen werden?!“ entbehrt nicht einer gewissen Berechtigung. — Am Kopfende hat sie zwei kurze, seitliche Fühler. Ihre Füße sind mit Krallen versehen, mit deren Hilfe sie sich gewandt fortzubewegen und auch allerhand Kletterkünste auszuführen vermag. Besonders gut kommt sie auf rauher Unterlage, so vor allem auf Wollstoffen, vorwärts, aber auch Leinen und selbst Seide vermögen ihren Lauf nicht zu hemmen. Hingegen findet sie auf völlig glatten Flächen, wie Leder, Gummi, Glas, Metall keinen rechten Halt; auf diesen gelangt sie nicht vorwärts und sinkt, wenn sie senkrecht stehen, alsbald zu Boden.

Jedes Tierchen hat sein Pläsierchen; so ist es auch mit unserer Kleiderlaus. Die Stätte, an der sie sich überhaupt nur dauernd wohlfühlt, ist die menschliche Kleidung, und vor allem die der Körperhaut dicht anliegende Unterkleidung; bei stärkerer Verlausung findet man sie freilich auch in den übrigen Kleidungsstücken. Innerhalb der Kleidung hat sie überdies ihre Lieblingsplätzchen, die man kennen muß; es sind das die Falten und Nähte, an den Beinkleidern z. B. die Nähte um den Hosenbund herum sowie in der Gegend des sog. Schritts, die Haftstellen des dort befindlichen Futters, am Hemd die Kragen- und Ärmelnähte, am Rockkragen die Stelle, an der das Futter beginnt. Immerhin trifft man sie auch vereinzelt in der Umgebung verlauster Menschen, also in den Betten, auf Vorhängen, Teppichen, Lagerstroh, Fußböden; jedoch



Eine Entlausungsanstalt. Aufnahmen von A. Grohs.

kommt sie hierhin gleichsam nur zufällig und vorübergehend vor durch Abstreifen oder Verschleudern von der Kleidung her; von hier aus kann sie wieder auf den Menschen gelangen, andernfalls geht sie aber nach einiger Zeit infolge Nahrungsmangels zugrunde.

Um zu leben, braucht sie nämlich menschliches Blut, das sie aus der Haut absaugt. Warmes ‚strömendes‘ menschliches Blut bildet ihre einzige Nahrung. Im Versuch gelingt es zwar, sie auch zum Saugen an Affen, Meerschweinchen und anderen Tieren zu veranlassen; unter natürlichen Verhältnissen aber ist sie nur auf Menschenblut eingestellt. Die Lieblingsstelle für das Saugen ist der Nacken und die Hüftgegend, wo man auch gewöhnlich die ersten und stärksten Kratzstellen findet. Zum Saugen bedient sie sich eines aus Rüsselscheide und Saugrüssel bestehenden Saugapparates. Mittels der mit Widerhäkchen versehenen Rüsselscheide bohrt sie sich in die Haut fest und stößt dann den Rüssel in die Tiefe; bei dieser Gelegenheit fließt zugleich aus dem Rüssel in den Stichkanal Speichelflüssigkeit, die Schmerzen und Jucken hervorruft und somit den eigentlichen Anlaß zum Kratzen gibt, während der Stich selbst oft genug gar nicht empfunden wird. Durch Zusammenziehungen des Darmes erfolgt das Ansaugen des Blutes aus der Stichwunde. Das Saugen selbst geschieht mit einer gewissen Inbrunst, derart, daß das Tierchen während dieses Vorgangs, der mehrere Minuten, oft auch noch längere Zeit in Anspruch nimmt, selbst gegen das Abschneiden der Beine und Fühler unempfindlich ist.

Mit Blut genährt, ist die Kleiderlaus auch zur Fortpflanzung fähig. Hier ist nun ihre große Vermehrungsfähigkeit besonders bemerkenswert. Ein Weibchen kann hintereinander 70—80 Eier legen und soll innerhalb acht Wochen etwa 5000 Nachkommen hervorbringen können. Die Eier, auch Nisse genannt, werden vornehmlich an die Fasern der Wäsche festgeklebt, wo sie so stark haften, daß sie nur durch Abkratzen und Abschaben zu entfernen sind. Gelegentlich werden sie auch an den Körperhaaren abgelagert. Es sind ovale, glänzend grauweiße Gebilde von kaum einem Millimeter Länge; sie haben eine harte Schale, in deren Innern sich die Entwicklung bis zum Ausschlüpfen bei gewöhnlicher Temperatur meist schon in 5—6 Tagen vollzieht. Das junge Tierchen aber ist schon nach 15—18 Tagen zur Fortpflanzung fähig. Am günstigsten ist die Entwicklung bei 37 Grad und feuchter Luft, also bei jener Atmosphäre, wie sie an der Körperoberfläche des bekleideten Menschen herrscht. Auch das entwickelte Tier fühlt sich übrigens bei dieser Temperatur am wohlsten und ist dabei am beweglichsten; schon bei Zimmerwärme läßt seine Beweglichkeit nach, bei niederer Temperatur wird es mehr und mehr unbeweglich, ohne freilich selbst bei einigen Kältegraden ganz abzusterben. Höhere Wärmegrade hingegen verträgt es recht schlecht. Bei 60 Grad Hitze sterben die Läuse in einer Viertelstunde, die Nisse, die überhaupt viel widerstandsfähiger sind, in einer Stunde ab.

Die dargelegten Verhältnisse erklären die Ausbreitung der Läuseplage innerhalb der Kriegsheere zur Genüge. Die Aufnahme der Tierchen ist bei inniger Berührung mit unsauberen Menschen und Quartieren nur allzuleicht möglich und kaum zu vermeiden; die mangelnde Körperpflege, der seltene Wäsche- und Kleiderwechsel begünstigen ihre Vermehrung nur allzusehr, und bei dem engen Zusammenleben in den Massenunterkünften und besonders in den Unterständen und Schützengräben ist Gelegenheit zum Überwandern von Mensch zu Mensch nur allzu reichlich gegeben. Die hier geschilderten Lebensbedingungen der Tierchen lassen aber auch schon erkennen, auf welchen Wegen dem Übel der zunehmenden Verlausung am ehesten Einhalt getan werden kann.

Über die dringende Notwendigkeit einer energischen Steuerung des Übels kann ein Zweifel nicht bestehen. Die unmittelbare Wirkung des Stiches der Kleiderlaus ist zwar nur ein leichter Juckreiz, der zunächst Kratzen zur Folge hat. Auf diese Weise bilden sich auf der Körperhaut Kratzstellen, die bei längerer Anwesenheit der Tierchen immer zahlreicher werden; es entstehen Kratzknötchen, Kratzausschläge, ja, sogar, zumal wenn auf einer unsauber gehaltenen Haut mit unsauberen Nägeln gekratzt wird, wie es unter solchen Umständen die Regel ist, große, offene, eiternde, oft mit Schorfen bedeckte Wunden und Geschwüre, die schmerzhaft sind, langsam und schwer heilen und nach der Abheilung nicht selten für lange blaßblaue Flecke als Zeugen der ehemaligen Verlausung hinterlassen. Alles dies ist schon für den einzelnen lästig und störend; wenn dies Übel aber große Menschenmengen erfaßt und mehr und mehr um sich greift, so wird es zu einer so argen Plage, daß es gebieterisch Abhilfe verlangt.

Und doch sind diese Folgen der Läuseplage noch verhältnismäßig harmlos; die Tierchen vermögen noch viel Schlimmeres anzurichten. Was man schon seit längerer Zeit vermutete, dafür haben gerade die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges den vollen Beweis erbracht: die kleinen Blutsauger vermögen nicht nur die Haut des Menschen zu schädigen, sie können auch sehr schwere und verderbliche Seuchen über ihn bringen. Es ist neben dem Rückfallfieber hauptsächlich der Flecktyphus, eine unter Umständen höchst mörderische Seuche, von der man jetzt sicher weiß, daß sie hauptsächlich, wenn nicht gar ausschließlich durch die Kleiderlaus verbreitet wird. Diese erzeugt zwar nicht die Krankheit, aber sie vermittelt sie von Mensch zu Mensch; die Rolle, die sie hier spielt, ist, ähnlich der Stechmücke beim Wechselfieber, die des sogenannten Zwischenträgers. Um die Krankheit zu vermitteln, muß sie vorher Blut von einem fleckfieberkranken Menschen gesogen haben; mit dem Blute nimmt sie offenbar den dort kreisenden Krankheitskeim in sich auf; tatsächlich findet man denn auch in derartigen Läusen eigenartige Gebilde, die wohl als die eigentlichen Seuchenerreger anzusprechen sind; einige Zeit darauf, nachdem der Keim vermutlich in ihrem Leibe eine gewisse Entwicklung durchgemacht hat, ist sie nunmehr imstande einem gesunden Menschen, während sie ihn sticht, den Keim und damit die Krankheit einzuimpfen. Somit ist zwar nicht jede Kleiderlaus in dieser Hinsicht gefährlich, die meisten Tiere sind vielmehr harmlos; in Gegenden jedoch, wo das Fleckfieber herrscht, wo sie mithin Gelegenheit finden den Keim in sich aufzunehmen, sind sie in der Tat als hauptsächlichste Verbreiter der Seuche zu fürchten, und das um so mehr, als die Fleckfieberkeime auch auf ihre Eier, also ihre Nachkommenschaft übergehen, so daß auch diese zu Vermittlern der Krankheit werden können.

Mit dieser Erkenntnis erhielt die Läusefrage und Läuseplage eine wesentlich ernstere Bedeutung. In vielen Teilen des europäischen Rußlands herrscht der Flecktyphus ständig; Serbien wurde schon im Beginn des Feldzuges von einer ungewöhnlich schweren Epidemie heimgesucht; es drohte mithin die Gefahr, daß die Seuche in unsere Heere Eingang fände und daß sie durch verlauste Kriegsgefangene und heimkehrende Krieger von den Kriegsschauplätzen in unsere heimatliche Bevölkerung hineingetragen würde. Umfassende Maßnahmen zur Abwehr dieser Gefahr mittels energischer Unterdrückung der Läuseplage waren mithin dringend geboten.

Der einzelne, der gelegentlich unter gewöhnlichen Verhältnissen das Pech hat, die Tierchen bei sich zu Gaste zu bekommen, kann sich auf ziemlich einfache Weise von ihnen befreien. Er braucht nur ein gründliches Seifenbad zu nehmen und völlig frische Wäsche und Kleidung anzuziehen. Seine Leib- und Bettwäsche läßt er in Sodawasser mindestens 15 Minuten lang gründlich auskochen und auswaschen, die verlauste Kleidung aber einige Zeit an abgelegenem Orte unbenutzt liegen; nach 2—3 Wochen kann er diese dann meist wieder ohne Sorge benutzen; denn inzwischen sind die Tierchen mangels Nahrung zugrunde gegangen, aus den Eiern aber ist, bei hinreichender Wärme, die junge Brut indessen ausgeschlüpft und gleichfalls den Hungertod gestorben. Eine ungezieferfreie Umgebung vorausgesetzt, ist und bleibt er läusefrei. Weit schwieriger wird die Lösung der Aufgabe, wenn es sich um immer wiederkehrende Massenverseuchungen handelt, zumal unter den verwickelten Verhältnissen des Krieges.

Man hat allerhand chemische Mittel gegen die Läuse empfohlen, die, auf die Haut und Kleider gebracht, sie abtöten sollen. Sie sind gewiß nicht unwirksam und öfters wohl anwendbar, aber schon gegenüber den Tierchen selbst, vollends gegenüber den Nissen, ohne deren Vernichtung nur halbe Arbeit getan und das Übel alsbald wieder da ist, nicht immer vollkommen zuverlässig. Solche Mittel sind Naphthalin, Perubalsam, kresolhaltige Puder, vor allem ätherische Öle wie Anis-, Fenchel-, Kampfer-, Bergamott-, Terpentin-, Eukalyptus-, Nelkenöl usw. Eher brauchbar sind sie schon für den persönlichen Schutz, um sich also die unliebsamen Gäste vom Leibe und von den Kleidern zu halten. Allein auch hierbei sind sie gewiß nicht unfehlbar, abgesehen davon, daß ihre fortgesetzte Anwendung auf allerhand Schwierigkeiten stößt. Wo wirklich der persönliche Schutz besonders dringlich und wichtig erscheint, wie z. B. bei Wartepersonal, das ständig mit verlauster Kleidung zu hantieren hat, oder gar bei Ärzten und Pflegern, die mit verlausten Fleckfieberkranken in Berührung zu kommen haben, da erweist sich als noch wichtiger wie der Schutz durch derartige Mittel der mechanische Schutz in Form einer „läusedichten“, d. h. möglichst dicht anschließenden und möglichst glatte Oberflächen aufweisenden Kleidung, die im wesentlichen aus hohen Gummistiefeln, einem langen, allseitig geschlossenen bis tief zu den Füßen reichenden Mantel aus glattem Stoff wie Billrothbatist oder dergleichen sowie langen übergreifenden Gummihandschuhen zu bestehen hat.

Zur Vernichtung der am menschlichen Körper selbst etwa haftenden Tierchen ist und bleibt das Wirksamste das gründliche Abwaschen und Abreiben mit warmem Wasser und grüner Seife, gegebenenfalls noch das Scheren der Haare und die Nachbehandlung der Haut mit einem der zuverlässigeren Läusevertilgungsmittel. Für die Entlausung der Kleidung aber erwies sich, insbesondere für die Zwecke des Heeres, als das einfachste und zugleich zuverlässigste Verfahren neben dem Ausschwefeln, also der nachhaltigen Einwirkung von Dämpfen schwefliger Säure im geschlossenen Raume, einem Verfahren, das,



Der „Adler von Lille" †. Lithographie von Oskar Graf.

im Anfang des Krieges vielfach angewandt, später behufs Schonung der Schwefelbestände verlassen werden mußte, die Anwendung der Hitze, und zwar, abgesehen vom Auskochen in Sodawasser, das für alle waschbaren Stücke in Betracht kommt, der Hitze in Form des heißen Wasserdampfes oder der heißen, trockenen Luft, der trockenen Hitze. Der strömende Wasserdampf, der bekanntlich das bewährteste Mittel für die Desinfektion, für die Entkeimung von Wäsche- und Kleidungsstücken, also für die Vernichtung aller ihnen anhaftenden krankheiterregenden Kleinlebewesen darstellt, ist hier zugleich auch das sicherste Entlausungsmittel; bei einer Temperatur von 100 Grad tötet er in längstens 1/2 Stunde die Tiere samt ihren Eiern ab. Die trockene Hitze tötet beide sogar schon bei 80 Grad innerhalb 15 Minuten und hat den Vorzug auch von Pelz-, Fell- und Ledersachen vertragen zu werden, die unter heißem Dampf leicht leiden. Die Entlausung von Räumen, Fußböden, Bett- und Lagerstellen und dergleichen geschieht zweckmäßig durch gründliches Reinigen sowie Abreiben oder Besprengen mit 5prozentiger Kresotseifenlösung.

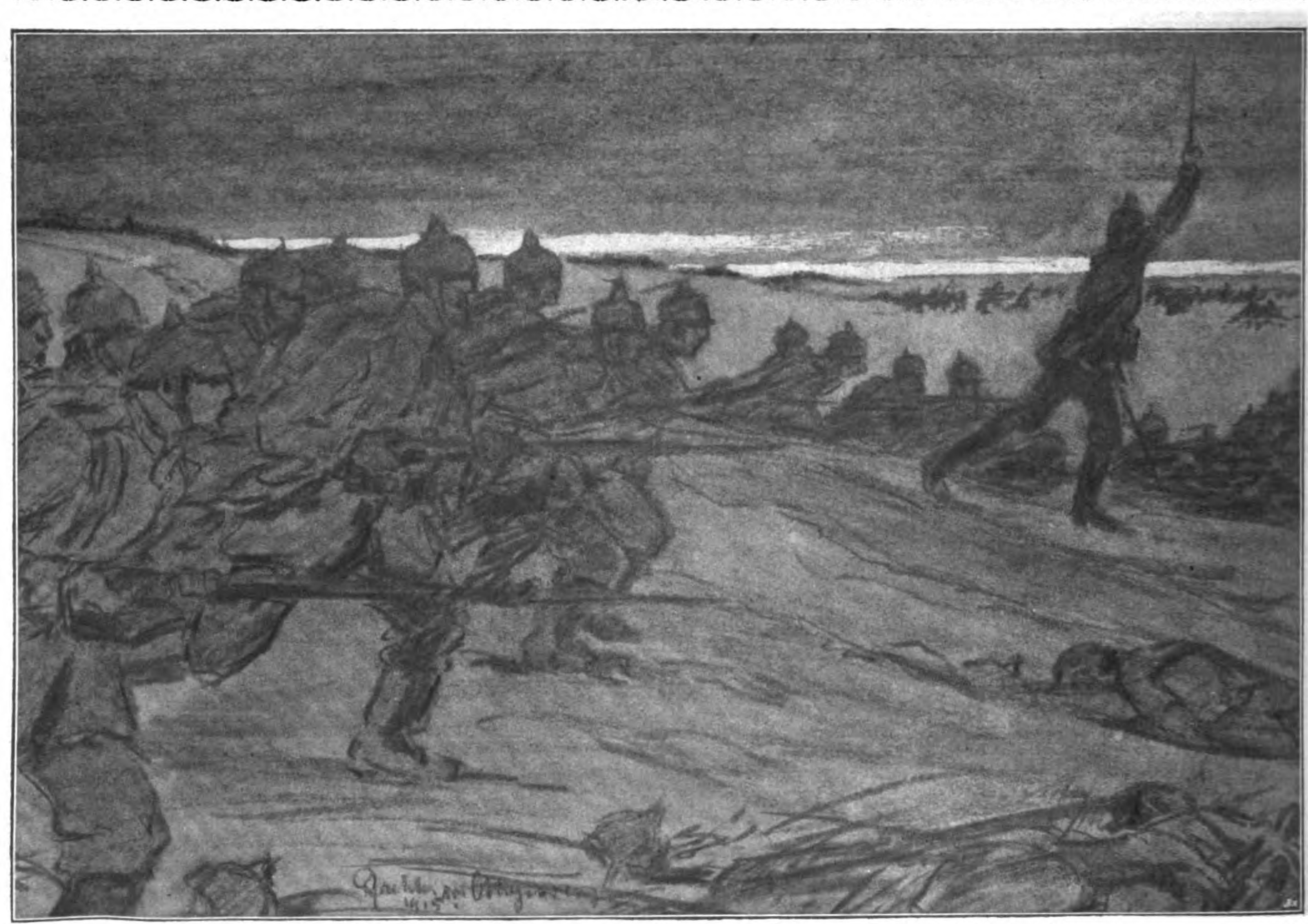
Die praktische Durchführung der Entlausung nach diesen Methoden erforderte natürlich besondere Einrichtungen und Maßnahmen. Für die Herstellung des strömenden Dampfes bediente man sich teils der vorhandenen Desinfektionsapparate, teils behelfsmäßiger Apparate mit Hilfe von Dampfkesseln, deren Dampf in abgedichtete Behälter geleitet wurde. Zur Entwicklung trockener Hitze verwandte man Backöfen oder richtete auch besondere Heißluftkammern ein. Vorrichtungen wurden geschaffen zum Befestigen oder Ausbreiten der Kleidungsstücke, damit die Hitze sie allseitig durchdringen könne. Auf solche Weise entstanden allenthalben teils schon dicht hinter der Front, besonders aber in den großen Etappengebieten bei den Sanitätskompagnien, in den Feld- und Kriegslazaretten, in jedem Lager, jene Reinigungs- oder Entlausungsanstalten, die der Volkswitz „Lausoleum" benannt hat. Im wesentlichen besteht eine derartige Anlage aus drei Abteilungen, einer mit Duschen, Brausen, Bädern ausgestatteten für die körperliche Reinigung der zu Entlausenden, einer zweiten, in der die Kleidungsstücke der Reinigung unterzogen werden, und einer dritten, wo nach vollzogener Körperreinigung die Entgegennahme der inzwischen gesäuberten Kleidung und frischer Wäsche stattfindet. Die Einrichtungen wechseln je nach Bedarf in ihrer Größe von den bescheidensten, nur für wenige Mann bestimmten bis zu ganz umfangreichen Anstalten, wie sie z. B. die Heeresverwaltung an der deutschen Ostgrenze gleichsam als Filter und Schutzwall für das Reich errichtet hat, in denen nötigenfalls viele Tausende täglich entlaust werden können. Ein besonderer Reinigungsdienst wurde vielfach eingerichtet, um das einmal gewonnene Ergebnis auch festzuhalten, so z. B. in den großen Gefangenenlagern, wobei neben der eingehenden Belehrung die regelmäßige Hautpflege und Kleiderreinigung, die Sauberhaltung der Lagerstellen und Unterkunftsräume und die nötigenfalls rechtzeitige Erneuerung des Verfahrens die Hauptrolle spielen.

Unkraut vergeht nicht, heißt es im Sprichwort, und das gleiche gilt, im besonderen unter den eigenartigen Verhältnissen des Krieges, bei denen Hygiene, Reinlichkeit, Körper- und Kleiderpflege oft genug für Wochen und selbst Monate hinter anderen wichtigeren Interessen zurücktreten müssen, auch für das Ungeziefer. Immerhin ist es doch mittels der hier angedeuteten Maßnahmen und Einrichtungen möglich gewesen, die Plage innerhalb unserer Heere einzuschränken und einzudämmen, vor allem aber ist es gelungen, auf diese Weise die gefürchtete Fleckfieberseuche von unseren Truppen und unserem gesamten Volke im wesentlichen fernzuhalten, dort aber, wo sie sich, wie in Gefangenenlagern, dennoch durch verlauste Gefangene eingeschlichen, sie im Keime zu ersticken und ihr weiteres Umsichgreifen zu verhüten.

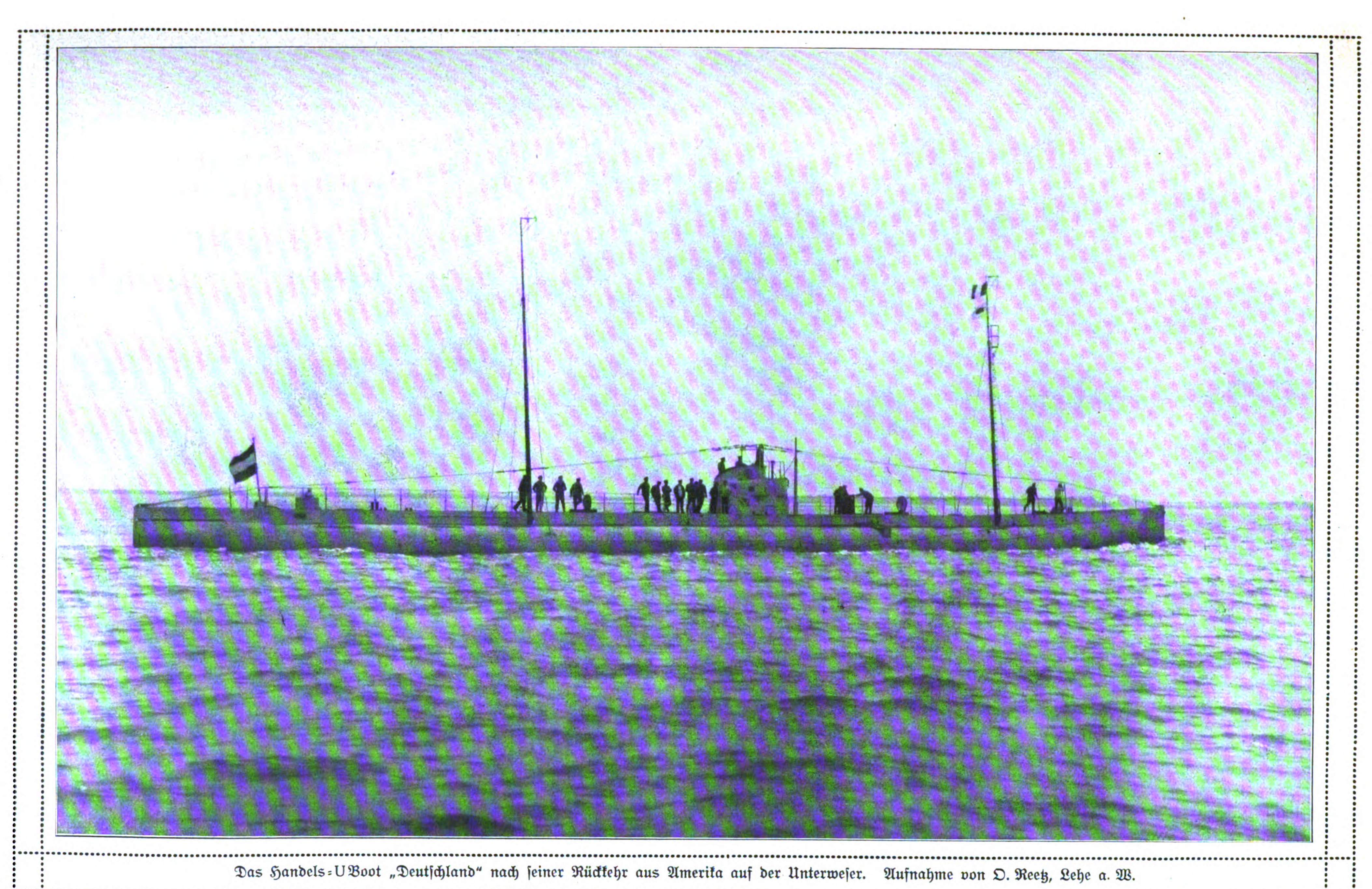
Litauische Landschaft. Von Graf Karl Berlepsch.

In den Wäldern kriecht ein starker Duft,
Den die Wolken knechtend niederdrücken.
Doch die Erde atmet mit Entzücken,
Durch die reichen Güsse tief getränkt,
Wie die Armut, der man Schätze schenkt.
Sonst gewöhnt an Schwermut des Entsagens. —

Unwirsch murrt der Motor meines Wagens
Auf dem tiefen Sandweg, den ich fahre.
Ihre langen, regenfeuchten Haare
Trocknen rechts und links die Birkenfrauen
In der leichtbewegten silbergrauen
Sommerluft. — Fernher donnern die Geschütze.



Sturmangriff. Skizze von Reinhard Pfaehler von Othegraven, zurzeit auf dem östlichen Kriegsschauplatze.



Das Handels-U Boot „Deutschland“ nach seiner Rückkehr aus Amerika auf der Unterweser. Aufnahme von O. Reetz, Lehe a. W.

U-Deutschland! Von J. vom Rhein.

„U-Deutschland fuhr heute von Baltimore!“
Nun spitzt der Feind sein gewaltiges Ohr,
Füllt Hände und Herz mit tödlichem Blei:
„Die fangen wir ab, was ist denn dabei,
Wir sind ja die Herren der Meere!“

U-Deutschland, beladen mit köstlichem Gut
Und Heldentreue, deutschtrutzigem Mut,
Wiegt seelenruhig sein kommendes Los
In Gottes Arm und dem bergenden Schoß
Tiefschweigender Stille im Meere.

U-Deutschland durchsteuert den Wellenbrand
Und lodernden Haß mit kräftiger Hand.
Und einmal, als es im Nordmeer gekracht,
Da hat sie sich fest ins Fäustchen gelacht:
„Seid ihr noch die Herren der Meere?“

U-Deutschland, hoch Deutschland, Fahnen heraus!
Das jubelt wie Donner und Sturmgebraus
Und pflanzt sich dröhnend in alle Welt:
„Wir haben den Briten jetzt kalt gestellt!
Wir fahren frei durch die Meere.“



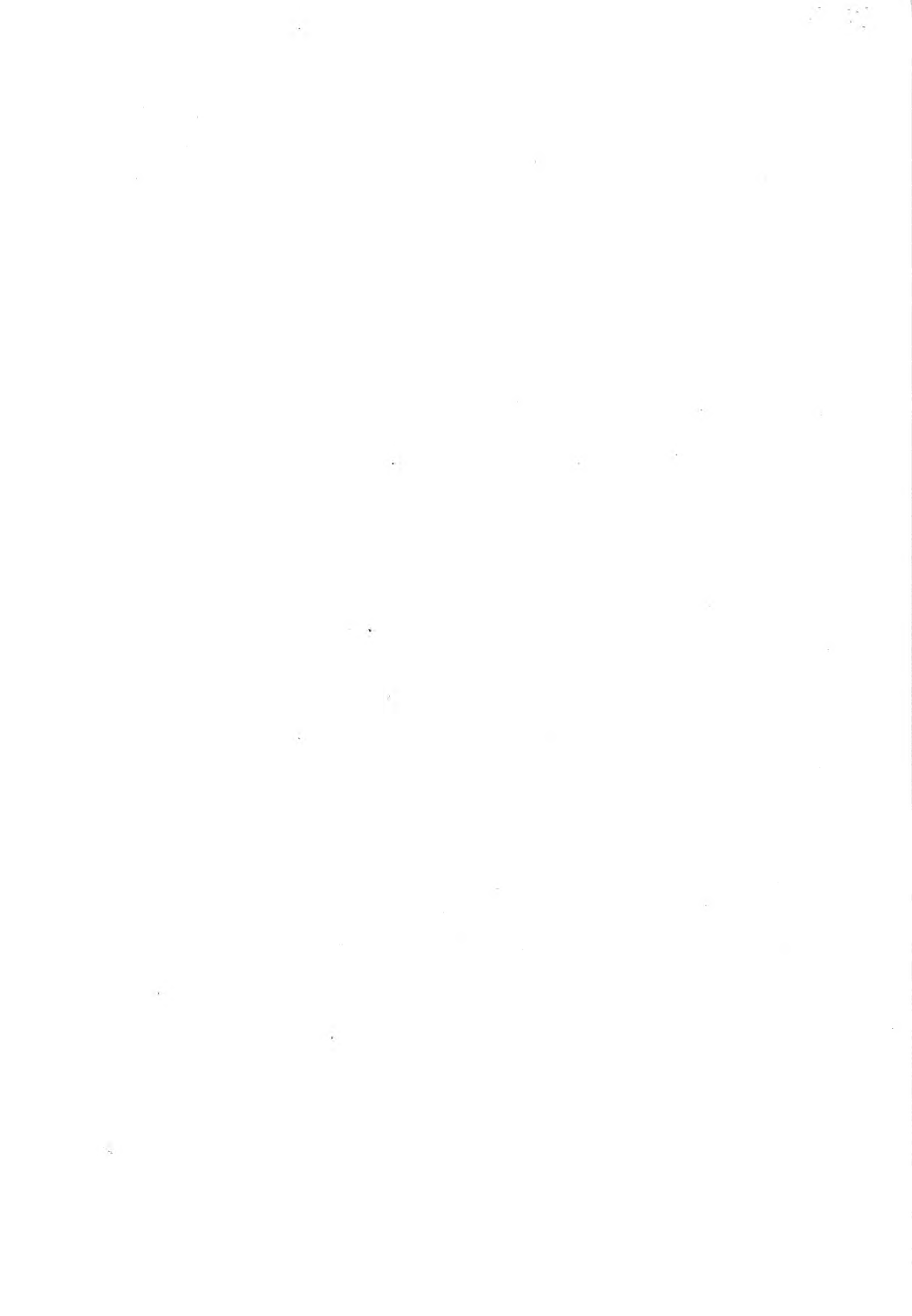
Kapitän Paul König (×), der Führer des Handels-U-Bootes „Deutschland“, inmitten seiner Mannschaft. Aufnahme von D. Reetz, Lehe a. W.

Anhang:

Urkunden und amtliche Telegramme

Fünfter Teil:

Vom 1. Januar 1916 bis 30. Juni 1916



Anhang:

Urkunden und amtliche Telegramme.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 1. Januar 1916. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Friedrichstadt scheiterte ein über das Eis der Düna geführter russischer Angriff in unserem Feuer. — Feindliche Jagdkommandos und Patrouillen wurden an mehreren Stellen der Front abgewiesen. — Nördlich von Czartorysk stießen stärkere deutsche und österreichisch-ungarische Erkundungsabteilungen vor. Sie nahmen etwa 50 Russen gefangen und kehrten nachts in ihre Stellungen zurück. — Österreichisch-ungarische Batterien der Armee des Grafen von Bothmer beteiligten sich wirkungsvoll flankierend an der Abwehr russischer Angriffe südlich von Burkanow.

(W. T. B.)

Die Neujahrsschlacht in Ostgalizien.

Wien, 1. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Schlacht in Ostgalizien dauert unvermindert heftig an. Das Schwergewicht der Kämpfe lag auch gestern auf unserer Front an der mittleren und unteren Strypa. Im Raume nordöstlich von Buczacz traten kurz nach Mittag die russischen Artilleriemassen in Tätigkeit, deren Feuer bis in die Abendstunden währte, dann ging der Feind zum Angriff über. Seine Kolonnen drangen in zahlreichen Angriffswellen stellenweise vier- bis fünfmal an unsere Drahthindernisse vor, brachen aber immer und überall unter der verheerenden Wirkung unseres Feuers zusammen. In der Nacht zog sich der Gegner, Hunderte von Toten und Schwerverwundeten liegen lassend, in seine 600 bis 1000 Schritt entfernte Ausgangsstellung zurück. Auch die Angriffe, die die Russen bei Jaslowic südlich von Buczacz und nächst Usciezko am Dnjestr unternahmen, erlitten das gleiche Schicksal wie die an der mittleren Strypa. An der bessarabischen Front verlief der Tag abermals verhältnismäßig ruhig. Die Stellungen der Armee des Generals Grafen von Bothmer an der oberen Strypa und der Heeresgruppe Boehm-Ermolli an der Ikwa standen unter feindlichem Artilleriefeuer. Bei der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand wurde ein russisches Bataillon zersprengt, das südlich von Berestiany vorzustoßen versuchte. Am Styr—Bug nordöstlich von Czartorysk überfielen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen mit Erfolg die feindlichen Vorposten. Bei Kolodia westlich von Rafalowka schlugen wir einen Angriff ab. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern beschoß die italienische schwere Artillerie neuerdings die Orte Malborghet und Wolffbach. In der Neujahrsnacht unterhielt sie ein besonders lebhaftes Feuer gegen den Col di Lana. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Bei Ipek wurden neuerlich vier von den Serben vergrabene Geschütze eingebracht. An der Tara Geplänkel.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 1. Januar. — An der Dardanellenfront bei Sed ul Bahr fanden in der Nacht zum 31. Dezember lebhafte Bombenkämpfe am rechten Flügel statt. Im Zentrum dauerte der heftige Artilleriekampf und das Bombenwerfen bis zum Morgen an. Am 31. Dezember nachmittags brachten wir am rechten Flügel zwei Minen zur Explosion. Sodann beschoß die feindliche Artillerie unter Mitwirkung zweier feindlicher Kreuzer unsere Schützengräben im Zentrum. Wir erwiderten das Feuer kräftig. Unsere Batterien in den Meerengen beschossen die Ausschiffungsstelle von Sed ul Bahr und die benachbarten Lager. Das Panzerschiff „Suffren" antwortete unter dem Schutze von fünf Torpedobooten und mit Hilfe der Beobachtungen eines Flugzeuges auf dieses Feuer erfolglos. Eins unserer Wasserflugzeuge griff ein feindliches Flugzeug an, das Beobachtungen anstellte, verhinderte es, seine Beobachtungen fortzusetzen, und zwang es, zu fliehen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 2. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Nacht zum 1. Januar wurden Versuche stärkerer englischer Abteilungen, in unsere Stellung bei Frelinghem (nordöstlich von Armentières) einzudringen, vereitelt. — Nordwestlich von Hulluch besetzten unsere Truppen nach erfolgreicher Sprengung den Trichter. — Bei der Eroberung eines feindlichen Grabens südlich des Hartmannsweilerkopfes fielen über 200 Gefangene in unsere Hände. — Östlicher Kriegsschauplatz: An verschiedenen Stellen der Front wurden vorgehende schwächere russische Abteilungen abgewiesen. Nördlich des Dryswjatysees war es einer von ihnen gelungen, vorübergehend bis in unsere Stellung vorzudringen.

(W. T. B.)

Die Neujahrsschlacht geht weiter.

Wien, 2. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Der Feind nahm nun auch seine Offensive gegen die bessarabische Front der Armee Pflanzer-Baltin wieder auf. Nachdem er schon in der Neujahrsnacht zweimal und am darauffolgenden Vormittag ebenso oft vergeblich versucht hatte, in unsere Stellungen einzudringen, führte er um 1 Uhr nachmittags gegen die Verschanzungen bei Toporoutz einen neuerlichen starken Angriff, der von den tapferen Verteidigern im Handgemenge abgeschlagen wurde. Zwei Stunden später drangen im gleichen Raum sechs russische Regimenter vor, die zum größten Teil abermals geworfen wurden. Nur in einem Bataillonsabschnitt ist der Kampf noch nicht abgeschlossen. Die Verluste des Gegners sind außerordentlich groß. Auch unsere Strypafront nordöstlich von Buczacz griff der Feind am Neujahrsmorgen an. Der Angriff mißlang ebenso wie ein russischer Vorstoß auf eine Schanze nordöstlich von Burkanow. Die Zahl der seit einer Woche in Ostgalizien eingebrachten Gefangenen reicht an 3000 heran. Südlich von Dubno und bei Berestiany im Kormingebiet wurden schwächere Abteilungen abgewiesen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 2. Januar. — An der Dardanellenfront bei Sed ul Bahr wurden die Artillerie- und Bombenkämpfe fortgesetzt. Ein Kreuzer und ein Monitor nahmen eine Zeitlang an dem Feuergefecht teil. Unsere Artillerie zwang sie durch ihr Gegenfeuer zum Rückzuge. Ein Monitor beschoß eine Stunde lang unsere Batterien an der Meerenge, ohne einen Erfolg zu erzielen. Ein Torpedoboot wurde auf der Höhe von Beschike von einem unserer Geschosse getroffen und ergriff die Flucht. Von unseren Wasserflugzeugen warf eins drei Bomben auf die Lager des Feindes bei Sed ul Bahr. Unsere Batterien an der Meerenge beschossen erfolgreich den Landungsplatz und die feindlichen Speicher von Sed ul Bahr und zerstörten mehrere derselben.

Feuerüberfall bei La Bassée.

Großes Hauptquartier, 3. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Eine große Sprengung nördlich der Straße La Bassée—Béthune hatte vollen Erfolg. Kampf- und Deckungsgraben des Feindes sowie ein Verbindungsweg wurden verschüttet. Der überlebende Teil der Besatzung, der sich durch die Flucht zu retten versuchte, wurde von unserer Infanterie und von Maschinengewehren wirksam gefaßt. — Ein anschließender, auf breiter Front ausgeführter Feuerüberfall überraschte die feindlichen Grabenbesatzungen, die teilweise ihr Heil in eiliger Flucht suchten. Auf der übrigen Front keine Ereignisse von besonderer Bedeutung. — Bei der Beschießung von Lutterbach im Elsaß durch die Franzosen wurden am Neujahrstage beim Verlassen der Kirche ein junges Mädchen getötet, eine Frau und drei Kinder verwundet. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Russen setzten an verschiedenen Stellen mit dem gleichen Mißerfolge wie an den vorhergehenden Tagen ihre Unternehmungen mit Patrouillen und Jagdkommandos fort.

(W. T. B.)

Neue Kämpfe an der bessarabischen Front.

Wien, 3. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: An der bessarabischen Front wurde auch gestern den ganzen Tag über erbittert gekämpft. Der Feind setzte alles daran, im Raume von Toporoutz unsere Linien zu sprengen. Alle Durchbruchsversuche scheiterten am tapferen Widerstand unserer braven Truppen. Die Zahl der eingebrachten Gefangenen beträgt 3 Offiziere und 850 Mann. — An der Serethmündung, an der unteren Strypa, am Korminbach und am Styr wurden vereinzelte russische Vorstöße abgewiesen. — Zahlreiche Stellen der Nordostfront standen unter feindlichem Geschützfeuer. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Bei Mojkovac wurde eine montenegrinische Abteilung, die sich an das Norduser der Tara vorwagte, in die Flucht gejagt. Die Lage ist unverändert.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 3. Januar. — An der Dardanellenfront heftige Kämpfe und Bombenwürfe auf dem linken und dem rechten Flügel sowie zeitweise aussetzendes Artilleriefeuer auf der ganzen Linie. Ein feindlicher Kreuzer und ein Monitor zogen sich nach zeitweiser Beschießung unserer Stellungen wieder zurück. Unsere Flieger überflogen die feindlichen Stellungen und machten gelungene Erkundungen. Bei Ari Burnu sind 400 Kisten mit Infanteriegeschossen, die vom Feinde verborgen worden waren, aufgefunden worden. Sonst keine weiteren Ereignisse. — Der den Engländern an der Irakfront abgenommene Monitor Selmanpak ist vollständig wiederhergestellt und nach Kut el Amara abgegangen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 4. Januar. Auf allen Kriegsschauplätzen keine Ereignisse von Bedeutung. (W. T. B.)

Die Neujahrsschlacht dauert an.

Wien, 4. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Schlacht in Ostgalizien dauert an. Der Feind setzte gestern seine Durchbruchsversuche bei Toporoutz an der bessarabischen Grenze mit großem Kräfteaufgebot fort. Sein Mißerfolg war der gleiche wie in den vergangenen Tagen. Die russischen Angriffe wurden überall abgeschlagen, zum Teil in lang andauerndem, blutigem Handgemenge. Besonders erbittert waren die Kämpfe Mann gegen Mann in den zerschossenen Gräben beim Hegehaus, östlich von Karancze, wo sich insbesondere das Warasdiner Infanterieregiment Nr. 16 neuerlich mit Ruhm bedeckte. — Ebenso wie an der bessarabischen Front scheiterten die Angriffe, die der Feind nordöstlich von Okna und gegen die Brückenschanze bei Uscieczko führte, und alle mit großer Zähigkeit erneuerten Versuche der Russen, im Raume nordöstlich von Buczacz in unsere Gräben einzudringen. — Die Verluste des Feindes sind nach wie vor überaus groß. In einem 10 Kilometer breiten Abschnitt zählten wir 2300 russische Leichen vor unserer Front. Einzelne russische Bataillone, die mit 1000 Mann ins Gefecht gingen, sind laut ihren eigenen Meldungen mit 130 zurückgekehrt. Die Zahl der nordöstlich von Buczacz in den letzten Tagen eingebrachten Gefangenen übersteigt 800. An der oberen Ikwa schossen die Truppen der Heeresgruppe Böhm-Ermolli ein russisches Flugzeug ab. Die Bemannung, aus zwei Offizieren bestehend, wurde gefangen. — Italienischer Kriegsschauplatz: In Südtirol und an der Dolomitenfront fanden wieder Artilleriekämpfe statt. Unsere Flieger belegten ein Magazin des Feindes in Ala mit Bomben. Der Ort Malborghet wurde abermals aus schweren Geschützen beschossen. Auch im Flitscher Becken und Krngebiet rührte sich die italienische Artillerie. Nördlich Dolje nahmen unsere Truppen gestern früh einen feindlichen Graben, um den seither hartnäckig gekämpft wird. Drei italienische Gegenangriffe wurden abgewiesen. Auf der Hochfläche von Doberdo kommt es täglich an einzelnen Frontteilen zu Handgranaten- und Minenwerferkämpfen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 4. Januar. — An der Irakfront wurden alle Versuche der bei Ali Gharbi aufgestellten feindlichen Abteilungen, den Truppen bei Kut el Amara zu Hilfe zu kommen, zurückgewiesen. — An der Kaukasusfront am linken Flügel aussetzendes Infanterie- und Artilleriefeuer. — An der Dardanellenfront schleuderte in der Nacht vom 2. zum 3. Januar ein Torpedoboot einige Geschosse in der Richtung von Ari Burnu und zog sich dann zurück. Bei Sed ul Bahr beschoß unsere Artillerie bis zum Morgen die Stellungen des Feindes und seine Lager zwischen Sed ul Bahr und Tekke Burnu. In dieser Nacht beschoß ein Kreuzer und am 3. Januar zwei Kreuzer wirkungslos eine Zeitlang unsere Stellungen. Unsere Artillerie traf zweimal einen dieser Kreuzer. Nachmittags eröffnete die feindliche Artillerie ein plötzliches Feuer gegen unser Zentrum und den linken Flügel. Unsere Artillerie erwiderte kräftig, brachte die feindliche Artillerie zum Schweigen, zerstörte einen bedeutenden Teil der feindlichen Schützengräben und verhinderte einen Transport. Vormittags beschossen unsere Küstenbatterien zeitweilig die Landungsstellen von Sed ul Bahr und Tekke Burnu, zwangen zwei Transportschiffe, von den Landungsstellen zu entfliehen, und verursachten in der Nähe der Landungsstellen einen Brand, der den ganzen Tag andauerte.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 5. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Artillerie- und Minenkämpfe an mehreren Stellen der Front. — Östlicher und Balkankriegsschauplatz: Die Lage ist unverändert. (W. T. B.)

Immer noch die Neujahrsschlacht.

Wien, 5. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Unsere Truppen in Ostgalizien und an der Grenze der Bukowina kämpften auch gestern an allen Punkten siegreich. An der bessarabischen Front setzte der Feind in den ersten Nachmittagsstunden erneuert mit stärkstem Geschützfeuer ein. Der Infanterieangriff richtete sich abermals gegen unsere Stellungen bei Toporoutz und an der Reichsgrenze östlich von Karancze. Der Angreifer ging, stellenweise acht Reihen tief, gegen unsere Linien vor. Seine Kolonnen brachen vor unseren Hindernissen, meist aber schon früher, unter großen Verlusten zusammen. Kroatische und südungarische Regimenter wetteifern in zähem Ausharren unter den schwierigsten Verhältnissen. Auch Angriffe der Russen auf die Brückenschanze von Uscieczko und in der Gegend von Jaslowice erlitten das gleiche Schicksal wie jene bei Toporoutz. Weiter nördlich keine besonderen Ereignisse. — Italienischer Kriegsschauplatz: Infolge besserer Sichtverhältnisse war die Artillerietätigkeit gestern nachmittag an der ganzen küstenländischen Front lebhafter: im Krngebiete und namentlich bei Oslavija erreichte sie große Heftigkeit. Ein neuer Angriff auf den von unseren Truppen genommenen Graben nördlich Dolje und ein Handgranatenangriff auf unsere Stellung nördlich des Monte San Michele wurden abgewiesen. Unsere Flieger warfen auf militärische Bauten in Ala und Strigno Bomben ab.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 5. Januar. — An der Dardanellenfront fand am 4. Januar vormittags ein ziemlich heftiges Artillerieduell und Bombenwerfen statt. Der Feind richtete hauptsächlich gegen unser Zentrum und den rechten Flügel sein Feuer, an dem ein feindlicher Kreuzer und ein Panzerschiff teilnahmen. Am Nachmittag beschossen ein Panzerschiff und ein Monitor heftig dieselben Stellungen, verursachten dabei aber nur in einem sehr kleinen Teil unserer Gräben unbedeutenden Schaden. Unsere Artillerie erwiderte energisch und beschoß sehr wirksam die Landungsstellen bei Sed ul Bahr und Tekke Burnu sowie eine Truppenansammlung. Unser Feuer erreichte einmal einen feindlichen Kreuzer, der daraufhin sein Feuer einstellte. — Am 3. Januar beschossen unsere anatolischen Batterien heftig die Landungsstellen bei Sed ul Bahr und Tekke Burnu. Die Erwiderung des Feindes blieb unwirksam, obwohl er eine erhebliche Menge Munition verschwendete. Am 4. Januar beschossen dieselben Batterien feindliche Truppen, die bei Sed ul Bahr, in der Umgegend von Sed ul Bahr und bei Tekke Burnu arbeiteten, und erzielten gegen sie erhebliche Wirkung. — Eins unserer Wasserflugzeuge unternahm einen gelungenen Erkundungsflug in der Richtung auf Imbros und über Sed ul Bahr und schleuderte dabei drei Bomben auf die Landungsstelle nördlich von Sed ul Bahr und auf dort liegende Schiffe. — Unsere Beute bei Ari Burnu erhöht sich um 2000 Kisten Handgranaten, eine Feldküche mit vollständigem Material und eine Menge Kisten mit Artilleriemunition.

Luftkämpfe im Westen.

Großes Hauptquartier, 6. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: An der Front fanden stellenweise teilweise lebhafte Artilleriekämpfe statt; die Stadt Lens wird vom Feinde fortgesetzt beschossen. Nordöstlich von Le Mesnil wurde der Versuch eines feindlichen Handgranatenangriffs leicht vereitelt. Ein gegnerischer Luftgeschwaderangriff auf Douai blieb erfolglos. Durch deutsche Kampfflieger wurden zwei englische Flugzeuge abgeschossen, das eine durch Leutnant Bölcke, der damit das siebente feindliche Flugzeug außer Gefecht gesetzt hat. — Östlicher Kriegsschauplatz: Eine im Walde südlich von Jakobstadt vorgehende Erkundungsabteilung mußte sich vor überlegenem feindlichen Angriff wieder zurückziehen. Bei Czartorysk wurde eine vorgeschobene russische Postierung angegriffen und geworfen. (W. T. B.)

Angriffe gegen die Montenegriner.

Wien, 6. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Kampftätigkeit in Ostgalizien und an der bessarabischen Grenze hat gestern wesentlich nachgelassen. Der Feind hielt unsere Stellungen zeitweise unter Geschützfeuer. Seine Infanterie trat nirgends in Aktion. Auch an allen anderen Teilen der Nordostfront fielen keine Ereignisse von besonderer Bedeutung vor. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der küstenländischen Front nahm das feindliche Geschützfeuer stellenweise neuerdings zu. Nördlich Dolje wiesen unsere Truppen wieder mehrere Angriffe blutig ab und behaupteten so die eroberte Stellung. Im Tiroler Grenzgebiete fanden in den Abschnitten von Buchenstein und Riva lebhaftere Artilleriekämpfe statt. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Berane und westlich von Rozaj sind die Truppen der Armee des Generals von Koevetz in günstig fortschreitendem Angriff gegen die Montenegriner. Im Gebiete der Bocche di Cattaro trat in den letzten Tagen zeitweise auf beiden Seiten die Artillerie in Tätigkeit.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 6. Januar. — An der Dardanellenfront dauerte auf dem rechten Flügel und in der Mitte der Artilleriekampf, der zeitweise heftig wurde, an. Ein Kreuzer und ein Monitor des Feindes beschossen eine Zeitlang die Umgebung von Altschi Tepe und zogen sich dann zurück. Unsere Artillerie brachte eine Haubitzen- und eine Feldbatterie zum Schweigen und beschoß mit Erfolg die feindlichen Lager bei Sed ul Bahr. Unsere Batterien an der anatolischen Küste beschossen zeitweilig die Landungsstellen bei Sed ul Bahr und Tekke Burnu. Leutnant Ryok Bödicke griff ein französisches Flugzeug, das die Meerenge überflog, an, beschädigte es und brachte es auf die anatolische Küste dicht bei Akbasch nieder. Das feindliche Flugzeug wird leicht wiederhergestellt werden können. Der französische Flieger wurde tot aufgefunden. Im Abschnitte von Anaforta fanden wir 2000 Kisten mit Infanteriemunition, 130 Fuhrwerke und ein eingegrabenes Maschinengewehr.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 7. Januar. — Östlicher Kriegsschauplatz: Aus dem Kirchhof nördlich von Czartorysk, in dem sich gestern eine russische Abteilung festgesetzt hatte, wurde der Feind heute nacht wieder vertrieben. (W. T. B.)

Fortgang der Neujahrsschlacht.

Wien, 7. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Der gestrige Tag verlief im Nordosten verhältnismäßig ruhig. Nur am Styr kam es vorübergehend zu Kämpfen. Der Feind besetzte einen Kirchhof nördlich von Czartorysk, wurde aber von österreichischer Landwehr bald vertrieben. — Heute früh eröffnete der Gegner wieder seine Angriffe in Ostgalizien. Turkestanische Schützen brachen vor Tagesanbruch gegen unsere Linie nordöstlich von Buczacz vor und drangen an einem schmalen Frontstück in unsere Gräben ein. — Die Honved-Infanterieregimenter Nr. 16 und 24 warfen aber den Feind in raschem Gegenangriff wieder hinaus. Es wurden zahlreiche Gefangene und drei Maschinengewehre eingebracht. — Wie aus Gefangenenaussagen übereinstimmend hervorgeht, ist vor den letzten Angriffen gegen die Armee Pflanzer-Baltin der russischen Mannschaft überall mitgeteilt worden, daß eine große Durchbruchsschlacht bevorstehe, die die russischen Heere wieder in die Karpathen führen werde. Zuverlässigen Schätzungen zufolge betragen die Verluste des Feindes in den Neujahrskämpfen an der bessarabischen Grenze und an der Strypa mindestens 50000 Mann. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Geschützkämpfe dauerten an vielen Stellen der Front fort und waren im Gebiet des Col di Lana, bei Flitsch, am Görzer Brückenkopf und im Abschnitt der Hochfläche von Doberdo zeitweise ziemlich lebhaft. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Truppen des Generals von Koeveß haben die Montenegriner bei Mojkovac am Taraknie, bei Godusa nördlich von Berane und aus den Stellungen westlich von Rozaj und halben Weges zwischen Ipek und Plav nach heftigen Kämpfen geworfen. Unsere Spitzen sind 10 Kilometer von Berane entfernt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 7. Januar. — An der Dardanellenfront griff das vom Leutnant Bödicke geführte Flugzeug außer dem feindlichen Flugzeug, dessen Sturz wir gestern meldeten, auch ein zweites feindliches Flugzeug an, das brennend abstürzte. Das erste dieser Flugzeuge ist ein französisches des Typs Farman Nr. 42 und fiel am 6. Januar, vormittags, östlich des Kaps Nara; das andere, ein englisches des Typs Farman, fiel auf die europäische Küste östlich von Jalova. Im Laufe desselben Tages warf unser Flugzeuggeschwader mit Erfolg mehrere Bomben auf die feindlichen Stellungen bei Sed ul Bahr und den Flugplatz der Insel Imbros. Am 5. Januar dauerte das auf dem rechten Flügel rege und im Zentrum schwache Bombenwerfen sowie der bedeutungslose Infanteriekampf an. Die feindliche Landartillerie unter Mitwirkung zweier Monitoren und zweier Kreuzer eröffnete gegen unsere Stellungen ein teilweises heftiges Feuer, das bis zum Abend andauerte. Unsere Artillerie erwiderte kräftig, zwang einen dieser Kreuzer, sich zu entfernen, zerstörte einen Teil der feindlichen Gräben und brachte einen Teil der feindlichen Artillerie zum Schweigen. Am 6. Januar vormittags beschossen erfolglos, unter dem Schutze von vier Monitoren und sechs Torpedobooten, feindliche Kreuzer die anatolischen Küsten der Meerenge und einige unserer Batterien ohne Unterbrechung. In der Nacht zum 5. Januar beschoß unsere Artillerie in der Meerenge zeitweise die Landungsstellen von Sed ul Bahr und Tekke Burnu. Der Feind antwortete ohne Erfolg. Unsere Beschießung wurde am 6. Januar wiederholt und verursachte einen Brand bei Tekke Burnu. Die Wirkung unserer Artillerie wurde mehrmals auf den Landungsstellen und den Booten festgestellt. Unser gegen die Landungsstelle von Sed ul Bahr gerichtetes Feuer hatte gute Ergebnisse. — An der Kaukasusfront ein unbedeutendes Gefecht zwischen den Vorposten. Im Abschnitte von Milo überraschte unser Posten einen feindlichen und tötete sechs Mann.

Fortschritte am Hartmannsweilerkopf.

Großes Hauptquartier, 8. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Gefechtstätigkeit wurde auf dem größten Teile der Front durch die Witterung ungünstig beeinflußt. — Südlich des Hartmannsweilerkopfes wurde den Franzosen durch einen überraschenden Vorstoß ein Grabenstück entrissen. Über 60 Jäger fielen gefangen in unsere Hand. (W. T. B.)

Weiteres von der Neujahrsschlacht.

Wien, 8. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Schlacht in Ostgalizien und an der Grenze der Bukowina ist gestern aufs neue entbrannt. An der Strypa hat, wie bereits gemeldet wurde, der Feind schon vor Tagesanbruch seine Angriffe begonnen. Einige starke Abteilungen der Sturmtruppen waren unter dem Schutze des Nebels bis zu unseren Batterien vorgedrungen, als der Gegenangriff der Honvedregimenter Nr. 16 und 24 und des mittelgalizischen Infanterieregiments Nr. 57 einsetzte und die Angreifer über unsere Stellungen zurückschlug. Unter den 720 hierbei gefangenen Russen befinden sich 1 Oberst und 10 andere Offiziere. Unsere Linien am Dnjestr standen tagsüber meist unter starkem Geschützfeuer. An der bessarabischen Front leitete der Gegner seine Angriffe kurz vor Mittag durch Artillerietrommelfeuer ein. Seine Anstrengungen waren abermals gegen unsere Stellungen bei Toporoutz und östlich von Rarancze gerichtet. Die Kämpfe waren wieder außerordentlich erbittert. Teile dieser Angriffskolonnen vermochten in unsere Gräben einzudringen, wurden aber durch Reserven im Handgemenge wieder zurückgetrieben. Wir nahmen hierbei 1 Offizier und 250 Mann gefangen. Bei Berestiany in Wolhynien wiesen unsere Truppen russische Erkundigungsabteilungen ab. Am Styr vereitelte die Artillerie durch konzentrisches Feuer einen Versuch der Russen, den Kirchhof nördlich von Czartorysk zurückzugewinnen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Italiener hielten den Nordteil des Tolmeiner Brückenkopfes und unsere Stellungen nördlich davon, besonders den unlängst genommenen Graben, gegen den sich auch gestern wieder mehrere Angriffsversuche richteten, unter sehr lebhaftem Artilleriefeuer. Auch bei Oslavija und stellenweise im Abschnitte der Hochfläche von Doberdo fanden ziemlich heftige Geschützkämpfe statt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 8. Januar. — An der Dardanellenfront in der Nacht vom 6. zum 7. Januar ziemlich lebhafter Bombenkampf auf unserem rechten und linken Flügel. Am 7. Januar beschoß unsere Artillerie vier Stunden lang mit Unterbrechungen, aber heftig die unserem rechten Flügel gegenüberliegenden feindlichen Schützengräben und verursachte dort schwere Schäden. Im Zentrum zerstörten unser Artilleriefeuer und unsere Bomben einige Schützengräben und Minenwerferstellungen des Feindes. Auf dem linken Flügel schwacher Feueraustausch. Die feindliche Landartillerie, zwei Kreuzer, ein Monitor und vier Torpedoboote erwiderten das Feuer durch erfolgloses Bombardement auf unsere Artillerie und hinter unsere Schützengräben. Um 2 Uhr nachmittags rief unser Feuer in dem feindlichen Lager bei Tekke Burnu eine Feuersbrunst hervor. In der Nacht vom 6. zum 7. Januar beschossen unsere Batterien an der Meerenge wirksam feindliche Lager bei Sed ul Bahr und am 7. Januar feindliche Batterien in der Gegend von Tekke Burnu. Die feindlichen Batterien bei Sed ul Bahr, ein Panzer und ein Monitor, die bei Tekke Burnu lagen, erwiderten das Feuer ohne Erfolg. Am 8. Januar beschossen unsere anatolischen Batterien wirksam die Häfen von Sed ul Bahr und Tekke Burnu, eine Gruppe feindlicher Truppen und die Täler bei Kerevisdere und Mortoliman.

Die Beute vom Hartmannsweilerkopf.

Großes Hauptquartier, 9. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südlich des Hartmannsweilerkopfes, am Hirzstein, gelang es gestern, den letzten der am 21. Dezember in Feindeshand gefallenen Gräben zurückzuerobern, dabei 20 Offiziere, 1083 Jäger gefangen zu nehmen und 15 Maschinengewehre zu erbeuten. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 9. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Vor zwei Tagen neuerlich an allen Punkten Ostgaliziens und der bessarabischen Grenze unter großen Verlusten zurückgeschlagen, hat der Feind gestern seine Angriffe nicht wiederholt, sondern nur zeitweise sein Geschützfeuer gegen unsere Linien gerichtet. Er zieht Verstärkungen heran. Am Korminbach in Wolhynien zersprengten unsere Truppen russische Aufklärungsabteilungen. Sonst keine besonderen Ereignisse. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nordöstlich von Berane haben sich die Montenegriner erneut gestellt. Die von ihnen besetzten Höhen wurden erstürmt, wobei wir ein Geschütz erbeuteten. An der Tara Geplänkel. An der herzegowinischen Grenze und im Gebiet der Bocche di Cattaro sind unsere Truppen im Kampfe gegen die montenegrinischen Stellungen.

Flucht der Engländer von Gallipoli.

Konstantinopel, 9. Januar. In der Nacht haben die Engländer infolge eines heftigen Kampfes und unter großen Verlusten Sed ul Bahr vollständig geräumt; nicht ein einziger ist zurückgeblieben.

Fortschritte in der Champagne.

Großes Hauptquartier, 10. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich von Massiges in Gegend des Gehöftes Maison de Champagne führten Angriffe unserer Truppen zur Wegnahme der feindlichen Beobachtungsstellen und Gräben in einer Ausdehnung von mehreren hundert Metern. 423 Franzosen, unter ihnen 7 Offiziere, 5 Maschinengewehre, 1 großer und 7 kleine Minenwerfer fielen in unsere Hand. Ein französischer Gegenangriff östlich des Gehöftes scheiterte. — Ein deutsches Flugzeuggeschwader griff die feindlichen Etappeneinrichtungen in Furnes an. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Berestiany wurde der Vorstoß einer stärkeren russischen Abteilung abgeschlagen.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 10. Januar. Russischer Kriegsschauplatz: Auch gestern fanden in Ostgalizien und an der Grenze der Bukowina keine größeren Kämpfe statt; nur bei Toporoutz wurde abends ein feindlicher Angriff abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Von Geschützkämpfen im Görzischen, im Gebiete des Col di Lana und im Abschnitte von Vielgereuth abgesehen, fand an der Südwestfront keine Gefechtstätigkeit statt. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unsere gegen Berane vordringenden Kolonnen haben die Montenegriner neuerlich von mehreren Höhen geworfen und Bioca erreicht. Nördlich dieses Ortes ist das östliche Limufer vom Feinde gesäubert. Die Truppen, die auf den

Höhen über einen Meter Schnee zu überwinden haben, leisten Vorzügliches. An der Tara Artillerietätigkeit und Geplänkel. — Die Kämpfe an der Südwestgrenze Montenegros dauern an.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 11. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Feindliche Vorstöße gegen die nordwestlich von Massiges genommenen Gräben wurden abgewiesen. Die Zahl der dort gemachten Gefangenen erhöht sich auf 480 Mann. — Ein französisches mit einer 3,8 Zentimeter-Kanone ausgerüstetes Kampfflugzeug wurde bei Woumen (südlich von Dixmude) durch Abwehrfeuer und einen Kampfflieger zur Landung gezwungen. Das Flugzeug ist mit seinen Insassen unversehrt in unsere Hände gefallen. Bei Tournai wurde im Luftkampf ein englischer Doppeldecker abgeschossen. (W. T. B.)

Die Erstürmung des Lowtschen.

Wien, 11. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Gestern herrschte, von den gewohnten Artilleriekämpfen abgesehen, auch an der bessarabischen Front und in Ostgalizien Ruhe. Seit heute früh richtet der Feind von neuem nach heftigstem Artilleriefeuer vergeblich Angriffe gegen den Raum Toporoutz—Rarancze. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Lage ist unverändert. In Südtirol erschienen über dem Etschtal elf feindliche Flieger, die an mehreren Punkten erfolglos Bomben abwarfen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Der Lowtschen ist genommen. In dreitägigen harten Kämpfen überwand unsere tapfere Infanterie in prächtigem Zusammenarbeiten mit der schweren Artillerie Sr. M. Kriegsmarine den erbitterten Widerstand des Feindes und die ungeheuren Schwierigkeiten des winterlichen Karstgebirges, das wie eine Mauer 1700 Meter hoch aus dem Meere ansteigend, seit Jahren zur Verteidigung eingerichtet wurde. 26 Geschütze, darunter zwei 12 Zentimeter-Kanonen, drei 15 Zentimeter-, moderne Mörser und zwei 24 Zentimeter-Mörser, dann Munition, Gewehre, Verpflegungs- und Bekleidungsvorräte sind die Beute. Ein Teil der Geschütze ist intakt und wird gegen den Feind verwendet. — Im Nordosten Montenegros wurde der Feind, der gestern knapp vor Berane nochmals Widerstand leistete, geworfen. Der Ort und die beherrschenden Höhen südwestlich davon sind in unserem Besitz. Raschem Zugreifen gelang es, die brennende Limbrücke in Berane vor gänzlicher Zerstörung zu bewahren. — Bei Ipek wurden wieder 13 serbische Geschütze mit viel Munition ausgegraben.

Seegefecht im Schwarzen Meer.

Konstantinopel, 11. Januar. Nur Trümmer, Beute und eine Anzahl von Leichen, aber keinen einzigen feindlichen Soldaten gibt es mehr in Sed ul Bahr. Während unserer Verfolgung wurden die Reste des Feindes, die sich weigerten, sich zu ergeben und in der Richtung auf die Landungsstellen flohen, vernichtet. Auf dem linken Flügel fanden wir in dem Abschnitt Kerevisdere eine große Menge selbsttätiger feindlicher Minen, von denen unsere Genietruppen allein in einem kleinen Raum 90 zerstörten. — An der Irakfront versuchte der in Kut el Amara eingeschlossene Feind in der Nacht zum 7. Januar an mehreren Punkten Ausfälle, nachdem er ein heftiges Feuer eröffnet hatte. Er wurde mit Verlusten in seine Stellungen zurückgeworfen. — Am 8. Januar fand im Schwarzen Meere zwischen dem türkischen Panzer „Jawus Selim" und dem russischen Panzerschiff „Kaiserin Maria" ein halbstündiger heftiger Artilleriekampf auf weite Entfernung statt. „Jawus" erlitt keinen Schaden, während Treffer auf der „Kaiserin Maria" festgestellt wurden. — An der Dardanellenfront eröffnete ein feindliches Kriegsschiff in der Nacht zum 10. Januar von Imbros her ein Feuer gegen Sed ul Bahr, Tekke Burnu und Hissarlik, das mit Pausen bis zum Morgen dauerte. Am 10. Januar beschossen einige Zerstörer und ein Kreuzer in Zwischenräumen Sed ul Bahr, wurden aber durch das Feuer unserer Batterien gezwungen, sich zu entfernen. — Kaukasusfront. In der Nacht zum 10. Januar wurde ein Angriff, den der Feind von Mitternacht ab mit schwachen Kräften gegen unsere Front in der Richtung auf Narman versuchte, mit Erfolg zurückgeschlagen. Das Feuer unserer Artillerie zerstörte einen Teil der feindlichen Gräben.

Vergebliche Angriffe bei Le Mesnil.

Großes Hauptquartier, 12. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nordöstlich von Le Mesnil in der Champagne griffen die Franzosen unsere Stellung in einer Breite von etwa 1000 Meter an. Der Angriff zerschellte. Der Feind suchte eiligst unter unserem wirksamen Feuer in seine Gräben zurückzugelangen. Eine Wiederholung des Angriffs wurde durch unser Artilleriefeuer verhindert. — In der südlichen Umwallung von Lille flog gestern früh das in einer Kasematte untergebrachte Munitionslager eines Pionierparks in die Luft. Die angrenzenden Straßen wurden natürlich in sehr erheblichem Umfange in Mitleidenschaft gezogen. Die Rettungsarbeiten haben bis gestern abend zur Bergung von 70 toten und 40 schwerverletzten Einwohnern geführt. Die Bewohnerschaft der Stadt glaubt das Unglück auf einen englischen Anschlag zurückführen zu müssen. — Die für einige Zeit aus der Nähe des Bahnhofs Soissons entfernten Rote Kreuz-Flaggen wurden gestern bei unserer erneuten Beschießung der Bahnanlagen wieder gehißt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Teuenfeld (südwestlich von Illuxt) brach ein russischer Angriff verlustreich vor unserer Stellung zusammen. Nördlich von Kosciuchnowka warf ein Streifkommando russische Vortruppen auf ihre Hauptstellung zurück. (W. T. B.)

Der Vormarsch in Montenegro.

Wien, 12. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Das Schlachtfeld an der bessarabischen Grenze bildete auch gestern wieder den Schauplatz erbitterter Kämpfe. Kurz nach Mittag begann der Feind, unsere Stellungen mit Artilleriefeuer zu überschütten. Drei Stunden später setzte er den ersten Infanterieangriff an. Fünfmal hintereinander und um 10 Uhr abends ein sechstes Mal versuchten seine tiefgegliederten Angriffskolonnen in unsere Linien einzubrechen. Immer war es vergebens. Unterstützt von der trefflich wirkenden Artillerie schlugen die tapferen Verteidiger alle Angriffe ab. Der Rückzug des Gegners wurde mitunter zur regellosen Flucht. Seine Verluste sind groß. Vor einem Bataillonsabschnitt lagen 800 tote Russen. Das nordmährische Infanterieregiment Nr. 93 und die Honvedregimenter Nr. 30 und 307 haben sich besonders hervorgetan. — Italienischer Kriegsschauplatz: In den Abschnitten von Riva, Flitsch und Tolmein sowie vor dem Görzer Brückenkopf war die Artillerietätigkeit stellenweise wieder lebhafter. Vor dem Südteil des Tolmeiner Brückenkopfes wurde ein feindlicher Angriffsversuch abgewiesen. — Im Görzischen belegten unsere Flieger italienische Lager mit Bomben. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unsere Offensive gegen die Montenegriner schreitet erfolgreich vorwärts. — Eine Kolonne hat unter Kämpfen die Höhen westlich und nordwestlich von Budua, eine andere den 1560 Meter hohen Babjak südwestlich von Cetinje genommen. Die über den Lowtschen vordringenden k. und k. Truppen trieben den Feind über Njegusi zurück. Auch die östlich von Orahovac jenseits der Grenze emporragenden Höhen sind in unserem Besitz. — Die gegen Grahovo entsandten Streitkräfte haben sich nach 70stündigen Kämpfen der Felshöhen südöstlich und nordwestlich von diesem Orte bemächtigt. — Die Zahl der nach gestriger Meldung an der montenegrinischen Südwestgrenze erbeuteten Geschütze erhöhte sich auf 42. — Im Nordostwinkel Montenegros wurden nun auch die Höhen südlich von Berane erstürmt. Österreichisch-ungarische Abteilungen vertrieben im Verein mit Albanern die Reste der serbischen Truppenverbände aus Dugain westlich von Ipek.

Wien, 12. Januar. Am 11. Januar nachmittags hat ein Geschwader von Seeflugzeugen in Rimini die Munitions- und die Schwefelfabrik, Bahnhof und Abwehrbatterie mit verheerendem Erfolg mit Bomben belegt. Trotz des heftigen Feuers mehrerer Abwehrgeschütze sind alle Flugzeuge unbeschädigt zurückgekehrt.
Flottenkommando.

Die letzte Schlacht an den Dardanellen.

Konstantinopel, 12. Januar. — An der Kaukasusfront griff der Feind am 10. Januar zweimal kräftig unsere Stellungen bei Narman an, wurde aber zurückgeschlagen und ließ 100 Tote auf dem Schlachtfeld. Am 10. Januar beschossen mehrere feindliche Kreuzer und Torpedoboote zeitweilig Sed ul Bahr, die Umgegend von Tekke Burnu und die anatolischen Batterien, ohne Schaden anzurichten. Ein Kreuzer, der aus der Richtung von Kawalla kam, wollte gegen unseren Abschnitt nördlich von der Bucht von Saros das Feuer eröffnen, wurde aber durch das Gegenfeuer unserer in der Umgebung aufgestellten Batterien verjagt. Unsere von den Leutnants Bödicke und Chonos gelenkten Flugzeuge schossen am 9. Januar den vierten feindlichen Flieger herunter. Er stürzte auf offener See bei Sed ul Bahr ab. — Die Schlacht am 8. Januar und in der Nacht vom 8. zum 9. Januar, die mit der Niederlage des Feindes bei Sed ul Bahr endete, spielte sich folgendermaßen ab: Die verminderte Tätigkeit der feindlichen Landartillerie, an deren Stelle die Schiffsartillerie getreten war, die Anwesenheit zahlreicher Transportschiffe bei der Landungsstelle, sowie der Umstand, daß der Feind neuerlich Hospitalschiffe zur Wegschaffung von Truppen während des Tages mißbrauchte, ließ uns auf eine bevorstehende Flucht des von unserem heftigen Artilleriefeuer beunruhigten Feindes schließen. Es wurden alle Maßregeln getroffen, um diese Flucht diesmal für den Feind verlustreicher zu gestalten. Diese Maßregeln wurden auch mit vollem Erfolge durchgeführt. Seit dem 4. Januar hatten die Vorbereitungen zum Angriff begonnen. Die für den Angriff gewählten Abschnitte wurden von unserer Artillerie und von Bombenwerfern heftig beschossen. Am 8. Januar verstärkten wir unser Feuer, ließen Minen springen und schickten schließlich auf der ganzen Front starke Aufklärungsabteilungen vor. Im Hinblick auf dieses Vorspiel zu unserem Angriff versammelte der Feind in der Gegend seines linken Flügels zahlreiche Kriegsschiffe, die unsere Abteilungen und vorgeschobenen Stellungen heftig beschossen. Unsere Abteilungen kamen stellenweise an die feindlichen Schützengräben heran, wurden dort vom Feinde mit Infanteriefeuer und Handgranaten empfangen, hielten aber diese Stellungen bis zum Mittag. In der Nacht vom 8. zum 9. Januar warfen wir neuerdings unsere Erkundungsabteilungen gegen die feindlichen Schützengräben vor. Um 3 Uhr morgens war der Beginn der feindlichen Rückzugsbewegung im Zentrum fühlbar geworden. Wir ließen des-

halb unsere ganze Front vorgehen. Ein Teil der zurückgehenden feindlichen Truppen floh unter dem Schutze der heftig feuernden feindlichen Schiffe zu den Landungsstellen, ein anderer Teil ließ zahlreiche selbsttätige Minen springen und versuchte so unseren Vormarsch Schritt für Schritt aufzuhalten. In diesem Augenblick eröffneten unsere weittragenden Geschütze ein heftiges Feuer gegen die Landungsstege, während unsere Landbatterien die Nachhuten des Feindes stark beschossen und ihm zahlreiche Verluste beibrachten. Unsere Gebirgsgeschütze gingen mit der Infanterie vor und beunruhigten den Feind aus der Nähe. Unsere Truppen trotzten tapfer dem Feuer der feindlichen Schiffe und der selbsttätigen Minen. Mit freudigem Mute, die Hölle voll von Gefahren ringsum nicht achtend, machten sie die feindlichen Soldaten nieder, die nicht dem wirksamen Feuer unserer Artillerie mehr entfliehen konnten und verzweifelten Widerstand leisteten. Bei Tagesanbruch fanden sich unsere Truppen auf dem Schlachtfelde unter zahlreichen feindlichen Leichen. Wir haben schon kürzlich festgestellt, daß unsere Artillerie sehr wirksame Treffer erzielt hat, und daß der Feind, den wir auf der ganzen Front mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln bedrängten, bei den Angriffen unserer starken Abteilungen nicht mehr imstande war, selbst unter dem Schutze seiner vielen Schiffsgeschütze, den Widerstand in diesem Abschnitte fortzusetzen. So endete der letzte Akt der Kämpfe, die sich seit acht Monaten auf der Halbinsel abgespielt hatten, mit der Niederlage und dem Rückzuge des Feindes. Die Zählung der großen Beute ist noch nicht beendet. Sie besteht in Kanonen, Waffen, Munition, Pferden, Mauleseln, Wagen und einer großen Zahl anderer Gegenstände.

Bölcke und Immelmann erhalten den Pour le Mérite.

Großes Hauptquartier, 13. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nordöstlich von Armentières wurde der Vorstoß einer stärkeren englischen Abteilung zurückgeschlagen. — In den frühen Morgenstunden wiederholten heute die Franzosen in der Champagne den Angriff nordöstlich von Le Mesnil. Sie wurden glatt abgewiesen. Ebenso scheiterte ein Angriffsversuch gegen einen Teil der von uns am 9. Januar bei dem Gehöft Maison de Champagne genommenen Gräben. — Die Leutnants Bölcke und Immelmann schossen nordöstlich von Tourcoing und bei Bapaume je ein englisches Flugzeug ab. Den unerschrockenen Offizieren wurde in Anerkennung ihrer außerordentlichen Leistungen durch Se. Majestät den Kaiser der Orden Pour le Mérite verliehen. — Ein drittes englisches Flugzeug wurde im Luftkampf bei Roubaix, ein viertes durch unser Abwehrfeuer bei Ligny (südwestlich von Lille) heruntergeholt. Von den acht englischen Fliegeroffizieren sind sechs tot, zwei verwundet. — Östlicher Kriegsschauplatz: Erfolgreiche Gefechte deutscher Patrouillen und Streifkommandos an verschiedenen Stellen der Front. — Bei Nowosjolki (zwischen der Olschanka und der Beresina) wurden die Russen aus einem vorgeschobenen Graben vertrieben. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 13. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: In Ostgalizien und an der bessarabischen Front stellenweise Geschützkampf, sonst keine besonderen Ereignisse. Die amtliche russische Berichterstattung hat es sich in der letzten Zeit zur Gewohnheit gemacht, der freien Erfindung kriegerischer Begebenheiten den weitesten Platz einzuräumen. Entgegen allen russischen Angaben sei nachdrücklich hervorgehoben, daß unsere Stellungen östlich der Strypa und an der bessarabischen Grenze — von einem einzigen Bataillonsabschnitt abgesehen, den wir um 200 Schritte zurücknahmen — genau dort verlaufen, wo sie verliefen, ehe die mit großer militärischer und journalistischer Aufmachung eingeleitete und bisher mit schweren Verlusten für unsere Gegner restlos abgeschlagene russische Weihnachtsoffensive begann. Sind sonach alle gegenteiligen Nachrichten aus Petersburg falsch, so beweisen außerdem die Ereignisse im Südosten, daß die vergeblichen russischen Anstürme am Dnjestr und am Pruth auch nicht zur Entlastung Montenegros beizutragen vermochten. — Italienischer Kriegsschauplatz: In den Judikarien beschoß die italienische Artillerie die Ortschaften Creto und Por; auf Roncone warfen feindliche Flieger Bomben ab, ohne Schaden anzurichten. Nago (östlich Riva) stand gleichfalls unter feindlichem Feuer. Unsere Artillerie schoß das italienische Barackenlager südlich Pontafel in Brand. An der küstenländischen Front hielten die beiderseitigen Geschützkämpfe im Tolmein- und Doberdoabschnitte an. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die an der Adria vorgehende österreichisch-ungarische Kolonne hat die Montenegriner aus Budua vertrieben und den nördlich der Stadt aufragenden Maini Vrh in Besitz genommen. Die im Lowtschengebiet operierenden Kräfte standen gestern abend 6 Kilometer westlich Cetinje im Kampf. Auch die Gefechte bei Grahovo verlaufen günstig. Unsere Truppen sind ins Talbecken vorgedrungen. Im Grenzraum südlich von Avtovac überfielen wir den Feind in seinen Höhenstellungen. Er wurde geworfen. Im Nordosten Montenegros ist die Lage unverändert.

Die Beute an den Dardanellen.

Konstantinopel, 13. Januar. — An der Kaukasusfront griff der Feind südlich des Arasflusses zwischen Tahir und Wali Baba und nördlich des Aras zwischen Keutek und dem Harmanengpaß in der Nacht vom 11. zum 12. Januar mit einer bedeutenden Streitmacht heftig unsere vorgeschobenen Stellungen im Zentrum an, erlitt aber infolge unseres Gegenangriffs einen vollständigen Mißerfolg. Der Feind ließ zahlreiche Tote und Gefangene, eine Menge Waffen und zwei Maschinengewehre zurück und wurde in seine alte Stellungen zurückgeworfen. Westlich von Olty in der Zone Arak-Geudiwi wurden zwei Angriffe des Feindes in derselben Nacht leicht zurückgewiesen. — Dardanellenfront: Am 12. Januar eröffneten ein Kreuzer, neun Torpedoboote und ein Monitor vor den Meerengen ein zeitweilig aussetzendes Feuer gegen Tekke Burnu und Sed ul Bahr. Ein Monitor feuerte ebenfalls erfolglos in der Richtung auf Kelid Bahr, als einer unserer Flieger Bomben auf ihn warf und ihn nötigte, sich, in Flammen gehüllt, zurückzuziehen. Am Nachmittag des 12. Januar griff das von Bödicke geführte Flugzeug das fünfte feindliche Flugzeug vom Farmantyp an und brachte es in der Umgebung von Sed ul Bahr zum Absturz. Wir fanden den Führer tot, den Beobachter verwundet. Das Flugzeug wird nach kleinen Verbesserungen von uns benutzt werden können. Ein anderer Flieger von uns griff einen englischen Flieger an, der Saros überflog, verfolgte ihn und nötigte ihn, auf Imbros niederzugehen. — Die Engländer veröffentlichen noch immer amtliche Berichte, in denen sie glauben machen wollen, daß der Rückzug bei Anaforta und Ari Burnu freiwillig und in voller Ruhe erfolgte. Unsere bisher festgestellte Beute, die die wirklich vorhandene noch nicht vollständig angibt, beweist klar, daß der Rückzug außerordentlich überstürzt war. Die bisher festgestellte Beute umfaßt 10 Kanonen, 2000 Gewehre und Bajonette, 8750 Granaten, 4500 Munitionskisten, 13 Bombenwerfer, 45000 Bomben, 160 Munitionswagen, 61 leichte Wagen mit Zubehör, 67 Leichter und Pontons, 2850 Zelte, 1850 Tragbahren, eine Menge Benzin und Petroleum, Decken und Kleidungsstücke, 21000 Konservenbüchsen, 5000 Sack Getreide, 12500 Schippen und Hacken. Unter dieser Zahl sind Wasserbehälter und Sterilisiermaschinen nicht enthalten.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 14. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Sturm und Regen blieb die Gefechtstätigkeit auf vereinzelte Artillerie-, Handgranaten- und Minenkämpfe beschränkt. — Östlicher und Balkan-Kriegsschauplatz: Keine Ereignisse von besonderer Bedeutung. (W. T. B.)

Cetinje besetzt.

Wien, 14. Januar. Die Hauptstadt Montenegros ist in unserer Hand. Den geschlagenen Feind verfolgend, sind unsere Truppen gestern nachmittag in Cetinje, der Residenz des montenegrinischen Königs, eingerückt. Die Stadt ist unversehrt, die Bevölkerung ruhig.

Immer noch die Neujahrsschlacht.

Wien, 14. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Der Feind versuchte seit gestern früh neuerlich, unsere bessarabische Front bei Toporoutz und östlich von Karancze zu durchbrechen. Er unternahm fünf große Angriffe, deren letzter in die heutigen Morgenstunden fiel. Er mußte aber jedesmal unter den schwersten Verlusten zurückgehen. Hervorragenden Anteil an der Abwehr der Russen hatte abermals das vorzüglich geleitete, überwältigende Feuer unserer Artillerie. Seit Beginn der Schlacht in Ostgalizien und an der bessarabischen Front wurden bei der Armee des Generals Freiherrn Pflanzer-Baltin und bei den österreichisch-ungarischen Truppen des Generals Grafen Bothmer über 5100 Gefangene, darunter 30 Offiziere und Fähnriche, eingebracht. Bei Karpilowka in Wolhynien zersprengten unsere Streifkorpskommandos einige russische Feldwachen. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Südwestfront ereignete sich nichts von Bedeutung. Einzelne Punkte bei Malborghet und Raibl standen unter feindlichem Geschützfeuer. Die Tätigkeit der italienischen Flieger erstreckte sich auch auf den Raum von Triest. Eine auf Spirano abgeworfene Bombe verursachte keinen Schaden. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Montenegriner haben unter Preisgabe ihrer Hauptstadt an allen Punkten ihrer Süd- und Westfront den Rückzug angetreten. Unsere Truppen sind in der Verfolgung über die Linie Budua—Cetinje—Grab—Grahovo hinausgerückt und dringen auch östlich von Bileca und bei Avtovac ins montenegrinische Gebiet ein. Bei Grahovo fielen 3 Geschütze samt Bedienung, 500 Gewehre, 1 Maschinengewehr, viel Munition und anderes Kriegsgerät in unsere Hand. Bei Berane und westlich von Ipek nichts Neues.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 15. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein nordöstlich von Albert durch Leutnant Bölcke abgeschossenes feindliches Flugzeug fiel in der englischen Linie nieder und wurde von unserer Artillerie in Brand geschossen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei der Heeresgruppe des Generals von Linsingen scheiterte in der Gegend von Czernysz (südlich des Styrbogens) ein russischer Angriff vor der Front österreichisch-ungarischer Truppen. (W. T. B.)

Erbitterter Fortgang der Neujahrsschlacht.

Wien, 15. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Neujahrsschlacht in Ostgalizien und an der bessarabischen Grenze dauert fort. Wieder war der Raum von Toporoutz und östlich von Rarancze der Schauplatz eines erbitterten Ringens, das alle früheren auf diesem Schlachtfelde sich abspielenden Kämpfe an Heftigkeit übertraf. Viermal, an einzelnen Stellen sechsmal, führte der zähe Gegner gestern seine 12 bis 14 Glieder tiefen Angriffskolonnen gegen die heißumstrittenen Stellungen vor. Immer wieder wurde er — nicht selten im Nahkampf mit dem Bajonett — zurückgeworfen. Für die Verluste des Feindes gibt die Tatsache, daß im Gefechtsraum einer österreichisch-ungarischen Brigade über 1000 russische Leichen gezählt wurden, einen Maßstab. 2 russische Offiziere und 240 Mann wurden gefangen genommen. Die braven Verteidiger haben alle ihre Stellungen behauptet, die Russen nirgends auch nur einen Fußbreit Raum gewonnen. An der Strypa und in Wolhynien keine besonderen Ereignisse. Am Kormin wies Wiener Landwehr einen überlegenen russischen Vorstoß ab. — Italienischer Kriegsschauplatz: Das feindliche Artilleriefeuer gegen die Räume von Malborghet und Raibl setzte auch gestern wieder ein und war vornehmlich gegen Ortschaften gerichtet. Am Görzer Brückenkopf entrissen unsere Truppen den Italienern eine seit der letzten Schlacht stark ausgebaute und besetzte Stellung bei Oslavija. Ein feindlicher Flieger überflog Laibach und warf Bomben ab; es wurde niemand verletzt und kein Schaden verursacht. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Den geschlagenen Feind verfolgend, haben gestern unsere Streitkräfte mit ihrem Südflügel Spizza besetzt. In Cetinje wurden 154 Geschütze verschiedenen Kalibers, 10000 Gewehre, 10 Maschinengewehre und viel Munition und Kriegsmaterial erbeutet. Die Zahl der bei den Kämpfen um das Lowtschengebiet erbeuteten Geschütze erhöhte sich auf 45. Die Zahl der gestern eingebrachten Gefangenen beträgt 300. Südlich von Berane, wo der Gegner noch zähen Widerstand leistet, erstürmten unsere Bataillone die Schanzen auf der Höhe Gradina.

Russische Angriffe im Kaukasus.

Konstantinopel, 15. Januar. In der Nacht zum 10. Januar begann der Feind zunächst mit geringen Kräften Angriffe und Überfälle gegen die linke Flanke unseres Zentrums. Diese Versuche wurden abgeschlagen. Der Feind ging vom 11. und 12. Januar ab mit neuen Verstärkungen zu einer allgemeinen Offensive auf einer Front von 150 Kilometern zwischen dem Karadaghberg südlich vom Arasfluß und Ichhan südlich von Milo vor. Die Kämpfe, die sich dort seit nahezu fünf Tagen in heftiger Weise entwickeln, nehmen einen für uns günstigen Verlauf dank der unvergleichlichen Tapferkeit unserer Soldaten, die in fast allen Abschnitten zum Gegenangriff übergehen. Nach dem zuletzt eingetroffenen Bericht läßt sich der Verlauf der in jedem Abschnitt gelieferten Kämpfe wie folgt zusammenfassen: Erstens: Die am 9., 10. und 11. Januar wiederholt von den Russen mit geringen Kräften in dem Abschnitt der Gegenden von Ichhan bis zum Lauf des Id unternommenen Angriffe wurden von unseren Truppen mit dem Bajonett abgewiesen. Sie töteten Hunderte von Feinden. — Zweitens: In der Nacht zum 12. Januar griff der Feind mit starken Kräften die vorgeschobenen Stellungen in dem Abschnitt zwischen dem Arasfluß und dem südlich davon gelegenen Berge Karadagh an. Unsere Truppen, die sich hier vierfach überlegenen Kräften gegenüber befanden, begegneten den feindlichen Stürmen nicht nur mit Festigkeit, sondern gingen an einzelnen Punkten zum Gegenangriff über und fügten dem Feinde schwere Verluste zu. Am 13. Januar vormittags wurde ein vom Feinde unternommener heftiger Angriff nach einem erbitterten Kampfe zwischen der beiderseitigen Infanterie und der beiderseitigen Artillerie von uns mit kräftigem Feuer empfangen. Er scheiterte vollkommen. Am Nachmittag griff der Feind von neuem alle unsere in diesem Abschnitt gelegenen vorgeschobenen Stellungen an. Die Russen, die in einige unserer Schützengräben hatten eindringen können, wurden mit dem Bajonett abgewiesen. — Drittens: In der Nacht des 11. Januar griff der Feind unsere Stellungen in dem Abschnitt zwischen dem Nordlauf des Aras bis zum Narmanpaß an. Ein Teil der vorgeschobenen Stellungen befindet sich auf den östlich von Azab gelegenen Hängen, die der Feind besetzt hatte. Er wurde im Anschluß an unsere Gegenangriffe wiedererobert. Wir fügten dem Feinde bei dieser Gelegenheit ziemlich schwere Verluste zu und erbeuteten eine große Menge von Waffen und zwei Maschinengewehre. Eine unserer Abteilungen, die von überlegenen feindlichen Streitkräften nördlich Kizlar Kale umzingelt wurde, schlug sich tapfer durch die feindliche Linie durch und zog sich in ihre alten Stellungen zurück, indem sie den Russen gleichzeitig ziemlich schwere Verluste zufügte. Am 13. Januar nachmittags mußte der Feind nach einem von uns gegen ihn gerichteten Angriff östlich Azab einen Teil seiner Stellungen aufgeben. Ein anderer Angriff, den wir nordöstlich von dieser Gegend und östlich von Kizlar Kale ausführten, konnte infolge eines Schneesturms nicht weitergeführt werden. — Viertens: In der Nacht des 12. Januar beiderseitiges Gewehrfeuer und Bombenwerfen in dem Abschnitt zwischen Narmanpaß und Ichhan. Ein Überfall des Feindes am 12. Januar vormittags bei Arab Gadeg wurde abgeschlagen. Die Russen verloren über hundert Tote. Am 13. Januar führten zwei russische Angriffe bei Karadagh südlich Kegig zu einer vollkommenen Niederlage des Feindes. Im Verlaufe des letzten Kampfes warfen sich unsere Offiziere, mit dem Revolver in der Faust, und unsere Grenadiere mit Hochrufen auf den Sultan unter den Klängen der Nationalhymne auf die feindlichen Truppen und zwangen sie zu einer regellosen Flucht. Die in diesem Abschnitt gemachten Gefangenen erklären, daß in den viertägigen Kämpfen jedes ihrer Regimenter zum mindesten achthundert Mann Tote gehabt habe.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 16. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein feindlicher Monitor feuerte wirkungslos in die Gegend von Westende. — Die Engländer schossen in das Stadtinnere von Lille; bisher ist nur geringer Sachschaden durch einen Brand festgestellt. — An der Front stellenweise lebhafte Feuerkämpfe und Sprengtätigkeit. (W. T. B.)

Die Neujahrsschlacht flaut ab.

Wien, 16. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Die neuerliche schwere Niederlage, die die Russen an ihrem Neujahrstage an der bessarabischen Grenze erlitten haben, führte gestern wieder zu einer Kampfpause, die zeitweise durch Geschützfeuer wechselnder Stärke unterbrochen war. Südlich von Karpilowka in Wolhynien überfiel ein Streifkommando eine russische Vorstellung und rieb deren Besatzung auf; sonst keine besonderen Ereignisse. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der küstenländischen Front steigerte sich das Geschützfeuer gegen den Monte San Michele, die Brückenköpfe von Görz und Tolmein, sowie gegen den Mrzli Vrh, ohne daß es zu Unternehmungen der feindlichen Infanterie kam. Die bereits gestern gemeldete Eroberung des Kirchenrückens bei Oslavija, von Abteilungen der Infanterieregimenter Nr. 52 und 80 durchgeführt, brachte 933 Gefangene, darunter 31 Offiziere, 3 Maschinengewehre und 3 Minenwerfer ein. Auch am Tolmeiner Brückenkopf nahmen unsere Truppen einen feindlichen Graben. An der Tiroler Front waren die Artilleriekämpfe in den Abschnitten von Schluderbach und Lafraun—Vielgereuth lebhafter. — Inmitten ihrer heimatlichen Berge, an den bedrohten Grenzen ihres Landes getreulich Wacht haltend, begehen heute, mit dem Gewehr in der Faust, die Tiroler Kaiserjäger das Jahrhundertfest ihrer Einrichtung. Dankbar gedenkt die Wehrmacht in Nord und Süd der ruhmvollen Leistungen dieser braven Truppe, in deren Reihen der Geist der Helden von 1809 fortlebt und die im großen Ringen der Gegenwart neuerlich unverwelklichen Lorbeer erkämpft hat. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Grahovo sind Verfolgungskämpfe im Gange. Unseren Truppen fielen in diesem Raum 250 Montenegriner und ein gefülltes Munitionsmagazin in die Hand. Die Zahl der in den letzten Tagen bei Berane eingebrachten Gefangenen übersteigt 500.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 16. Januar. — An der Kaukasusfront erneuerte der Feind in der Nacht zum 14. Januar und während des 14. mit seinen Hauptkräften die heftigen Angriffe auf den Abschnitt südlich des Aras bis zum Narmanpaß und auf den Raum zwischen diesem ersten Abschnitt und dem Südlauf des Aras bis zum Karadaghberg. Alle diese Angriffe wurden angehalten und erfolgreich zurückgeschlagen dank des energischen Widerstandes unserer Truppen. Die in jenem Abschnitt gemachten Gefangenen erzählen, daß die angreifenden russischen Regimenter schreckliche Verluste erlitten. — An der Dardanellenfront beschoß am 14. Januar ein feindliches Schiff zweimal ohne Erfolg Sed ul Bahr. Unsere Marineflugzuge warfen Bomben auf die feindlichen Schiffe in Mudros. Unter der bei Sed ul Bahr gezählten Beute befinden sich 15 Kanonen verschiedener Kaliber, eine große Menge von Munition, mehrere hundert Munitionswagen, 2000 gewöhnliche Wagen, mehrere Automobile, Fahrräder, Motorräder, eine große Menge von Material, Geniewerkzeuge, Tiere, über 200 kegelförmige Zelte, Ambulanzen, vollständiges Sanitätsmaterial, Medizinkisten, 50000 wollene Decken, eine große Menge von Konserven, Millionen Kilo Gerste und Hafer, kurz Gegenstände im Wert von mindestens 2 Millionen Pfund. Wir entdecken immer noch eine Menge von vergrabenen oder ins Meer geworfenen Gegenständen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 17. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Stadt Lens wurden durch das feindliche Artilleriefeuer 16 Bewohner getötet und verwundet. — Östlicher Kriegsschauplatz: Schneestürme behinderten auf dem größten Teile der Front die Gefechtstätigkeit. Es fanden nur an einzelnen Stellen Patrouillenkämpfe statt. (W. T. B.)

Montenegro streckt die Waffen.

Wien, 17. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Die an der bessarabischen und ostgalizischen Front angesetzten russischen Armeen haben auch gestern eine Wiederholung ihrer Angriffe unterlassen. Es herrschte im allgemeinen Ruhe. Nur im Raume östlich von Rarancze vertrieben unsere Truppen unter heftigen Kämpfen

den Feind aus einer vorgeschobenen Stellung, schütteten seine Gräben zu und spannten Drahthindernisse aus. Im Bereiche der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand wurden drei russische Vorstöße gegen unsere Feldwachenlinien abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Geschützkämpfe an einzelnen Punkten der küstenländischen und der Tiroler Front dauern fort. Der Kirchenrücken von Oslavija wurde von unseren Truppen wegen des dorthin vereinigten feindlichen Artilleriefeuers wieder geräumt. Im Görzischen zwangen unsere Flieger mehrere italienische Fesselballons zum Niedergehen und bewarfen feindliche Lager mit Bomben. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Der König von Montenegro und die montenegrinische Regierung haben am 13. Januar um Einstellung der Feindseligkeiten und Beginn der Friedensverhandlungen gebeten. Wir antworteten, daß dieser Bitte nur nach bedingungsloser Waffenstreckung des montenegrinischen Heeres entsprochen werden könne. Die montenegrinische Regierung hat gestern die von uns gestellte Forderung bedingungsloser Waffenstreckung angenommen.

Ancona mit Luftbomben belegt.

Wien, 17. Januar. Am 17. Januar nachmittags vollführte ein Geschwader von Seeflugzeugen einen starken Angriff gegen Ancona, wo Bahnhof, Elektrizitätswerk und eine Kaserne mit schweren Bomben getroffen und in Brand gesteckt wurden. Das sehr heftige Feuer von vier Abwehrgeschützen war ganz ohne Wirkung. Alle Flugzeuge sind unbeschädigt eingerückt.

Flottenkommando.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 17. Januar. — An der Irakfront hält der aussetzende Artilleriekampf bei Kut el Amara an. — An der Kaukasusfront setzte der Feind auch gestern seine Angriffe gegen unsere Stellungen nördlich und südlich vom Arasflusse fort. Er erlitt ganz bedeutende Verluste, besonders während des heftigen Kampfes zwischen dem Arasflusse und dem Tale Id. In diesem Abschnitte mußten unsere Truppen, die seit einer Woche die beträchtlichen Kräfte des feindlichen Flügels in der Nähe des Tales Id aufgehalten hatten, aus ihren vorgeschobenen Stellungen um einige Kilometer zurückgehen. Südlich vom Aras brachten wir dem Feinde in Nahkämpfen in den vorgeschobenen Stellungen große Verluste bei und erbeuteten eine Menge Waffen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 18. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Allgemein war die Feuertätigkeit an der Front bei meist klarem Wetter gesteigert. Lens wurde wiederum lebhaft beschossen. — Zwei englische Flugzeuge unterlagen bei Passchendale und Dadizeele (Flandern) im Luftkampf. Von den vier Insassen sind drei tot. Ein französisches Flugzeug wurde bei Medewich (Moyenvic) von einem unserer Flieger abgeschossen, Flieger und Beobachter sind gefangen genommen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Dünhof (südöstlich von Riga) und südlich von Widsy gelang es den Russen, unter dem Schutze der Dunkelheit und des Schneesturms vorgeschobene kleine deutsche Postierungen zu überfallen und zu zerstreuen. (W. T. B.)

Die Neujahrsschlacht in Galizien beendet.

Wien, 18. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Da auch der gestrige Tag keine besonderen Ereignisse brachte, kann die Neujahrsschlacht in Ostgalizien und an der bessarabischen Front, über die aus naheliegenden militärischen Gründen die Tagesberichte keine eingehenden Angaben bringen konnten, als abgeschlossen betrachtet werden. Unsere Waffen haben an allen Punkten des 130 Kilometer breiten Schlachtfeldes einen vollen Sieg davongetragen. Unsere über jedes Lob erhabene Infanterie, die Trägerin aller Entscheidungskämpfe, hat — von der Artillerie sehr verständnisvoll und geschickt unterstützt — alle Stellungen gegen eine örtlich oft vielfache Überlegenheit behauptet. — Die große Neujahrsschlacht im Nordosten Österreichs begann am 24. Dezember vergangenen Jahres und dauerte, nur an einzelnen Tagen durch Kampfpausen unterbrochen, bis zum 15. Januar, also insgesamt 24 Tage lang. Zahlreiche Regimenter standen in dieser Zeit 17 Tage im heftigsten Kampf. Russische Truppenbefehle, Aussagen von Gefangenen und eine ganze Reihe von amtlichen und halbamtlichen Kundgebungen aus Petersburg bestätigen, daß die russische Heeresleitung mit der Offensive ihres Südheeres große militärische und politische Zwecke verfolgte. Diesen Absichten entsprachen auch die Menschenmassen, die der Feind gegen unsere Fronten angesetzt hat. Er opferte, ohne irgendeinen Erfolg zu erreichen, mindestens 70000 Mann an Toten und Verwundeten hin und ließ nahezu 6000 Kämpfer als Gefangene in unserer Hand. Der Truppenzusammensetzung nach haben am Sieg in der Neujahrsschlacht alle Stämme der Monarchie Anteil. Der Feind zieht neuerlich Verstärkungen nach Ostgalizien. Sonst im Nordosten keine besonderen Ereignisse. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Dolomitenfront, am Tolmeiner Brückenkopf und im Görzischen fanden stellenweise lebhaftere Geschützkämpfe statt. Kleinere feindliche Unternehmungen gegen den genannten Brückenkopf und ein Angriff auf unsere Stellungen am Nordhang des Monte San Michele wurden abgewiesen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Verhandlungen, die die Waffenstreckung des montenegrinischen Heeres zu regeln haben, begannen gestern nachmittag. Unsere Truppen, die inzwischen noch Virpazar und Rijeka besetzt hatten, haben die Feindseligkeit eingestellt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. Januar. — An der Kaukasusfront wurden die Russen, die infolge unserer heftigen Angriffe bedeutende Verluste erlitten, durch die Verstärkungen, die wir jüngst erhalten haben, gezwungen, ihre Angriffe auf der ganzen Front einzustellen. Trotz der acht Tage andauernden sehr heftigen Angriffsbewegung weit überlegener feindlicher Kräfte bleibt die Lage mit unbedeutenden Änderungen für uns günstig.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 19. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: An der Yserfront stieß eine kleine deutsche Abteilung in den feindlichen Graben vor und erbeutete ein Maschinengewehr. — Lebhafte beiderseitige Sprengtätigkeit auf der Front westlich von Lille bis südlich der Somme. — Nachts warfen feindliche Flieger Bomben auf Metz. Bisher ist nur Sachschaden gemeldet. Ein feindliches Flugzeug stürzte gegen Morgen südwestlich von Thiaucourt ab; von seinen Insassen ist einer tot. — Östlicher Kriegsschauplatz: Deutsche Flugzeuggeschwader griffen feindliche Magazinorte und den Flughafen von Tarnopol an. (W. T. B.)

Eine neue Schlacht bei Toporoutz.

Wien, 19. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Der gestrige Tag verlief ruhig. Heute in den frühesten Morgenstunden entbrannte an der Grenze östlich von Czernowitz bei Toporoutz und Bojan eine neue Schlacht. Der Feind setzte abermals zahlreiche Kolonnen an und führte an einzelnen Stellen vier Angriffe nacheinander. Er wurde jedoch überall von den tapferen Verteidigern zurückgeworfen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Angriffe schwächerer feindlicher Abteilungen bei Lusern und nördlich des Tolmeiner Brückenkopfes wurden abgewiesen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Bei der Besetzung von Virpazar haben unsere Truppen — wie nachträglich gemeldet wird — 20 Stahlkanonen erbeutet.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 20. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Unsere Stellungen nördlich von Frelinghien wurden gestern abend von den Engländern unter Benutzung von Rauchbomben in einer Breite von einigen 100 Metern angegriffen; der Feind wurde zurückgeschlagen, er hatte starke Verluste. — Feindliche Artillerie beschoß planmäßig die Kirche von Lens. — Ein englischer Kampfdoppeldecker mit zwei Maschinengewehren wurde bei Tourcoing von einem deutschen Flugzeug aus einem feindlichen Geschwader heruntergeholt. — An der Yser zwang das Feuer unserer Ballonabwehrgeschütze ein feindliches Flugzeug zur Landung in der feindlichen Linie. Das Flugzeug wurde sodann durch unser Artilleriefeuer zerstört. — Die militärischen Anlagen in Nancy wurden gestern nacht von uns mit Bomben belegt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Artilleriekämpfe und Vorpostengeplänkel an mehreren Stellen der Front. (W. T. B.)

Fortgang der Schlacht in Galizien.

Wien, 20. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Die neue Schlacht an der bessarabischen Grenze hat an Heftigkeit zugenommen. Außer den schon gestern gemeldeten Angriffen, die alle in die frühen Morgenstunden fielen, hatten unsere braven Truppen, ihnen voran die Budapester Honveddivision, bis in den Nachmittag hinein fast stündlich an verschiedenen Stellen zwischen Toporoutz und Bojan zähe Anstürme überlegener Kräfte abzuschlagen. Der Feind drang im Verlaufe der Kämpfe einige Male in unsere Schützengräben ein, wurde aber immer wieder im Handgemenge — einmal durch einen schneidigen Gegenangriff der Honvedregimenter Nr. 6 und Nr. 30 — unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Das Vorgelände unserer Verschanzungen ist mit russischen Leichen übersät, im Gefechtsraume einzelner Bataillone wurden 800 bis 1000 gefallene Russen gezählt. — Die anderen Fronten der Armee Pflanzer-Baltin standen den ganzen Tag hindurch unter russischem Geschützfeuer. Auch bei der nördlich anschließenden Front in Ostgalizien gab es kurzen Artilleriekampf.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 20. Januar. Am Morgen des 18. Januar drangen ein feindlicher Monitor unter dem Schutz von sieben Minensuchern und ein Panzerschiff mit drei Torpedobooten in den Golf von Saros ein und eröffneten ein von Fliegern gelenktes Feuer in der Richtung Gallipoli und auf andere Ziele. Unsere in der Umgebung aufgestellten Batterien antworteten kräftig. Drei von unseren Geschossen trafen das Panzerschiff, welches sich mit dem Monitor entfernte. Nachmittags eröffnete das gleiche Panzerschiff wieder das Feuer in derselben Richtung. Unsere Batterien antworteten und erzielten einen Treffer auf dem Heck des Panzers, der dort einen Brand hervorrief und das Schiff nötigte, sich zu entfernen. — An der Kaukasusfront dauerte die gestern wiederbegonnene Schlacht bis zum Abend. Die vom Feinde unter-

nommenen Einschließungsversuche scheiterten dank unserer Gegenmaßnahmen. — An der Kaukasusfront gestern kein wichtiger Vorgang. Ein feindliches Kavallerieregiment, das gegen unsere Stellungen vorgehen wollte, mußte sich infolge unserer Gegenmaßregeln zurückziehen. — An der Dardanellenfront warfen ein Kreuzer und ein Monitor einige Geschosse auf die Umgegend von Tekke Burnu und Sed ul Bahr. Unsere Artillerie erwiderte.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 21. Januar. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf der Front zwischen Pinsk und Czartorysk wurden Vorstöße schwacher russischer Abteilungen leicht abgewiesen. (W. T. B.)

Die Angriffe bei Toporoutz abgeschlagen.

Wien, 21. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Der Eindruck der großen Verluste, die der Feind am 19. in den Kämpfen bei Toporoutz und Bojan erlitten hat, zwang ihm gestern eine Kampfpause auf. Es herrschte hier, wie an allen anderen Teilen der Nordostfront — von zeitweiligen Geschützkämpfen abgesehen — verhältnismäßig Ruhe. — Ein russisches Flugzeuggeschwader überflog das Gebiet südöstlich von Brzezany und warf Bomben ab. Diese richteten keinerlei Schaden an. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern nachmittag standen unsere Stellungen auf dem Gipfel und den Hängen des Col di Lana zwei Stunden lang unter Trommelfeuer. Auch Son Pauses (nördlich Peutelstein) wurde sehr heftig beschossen. An den übrigen Fronten ging die Artillerietätigkeit nicht über das gewöhnliche Maß hinaus.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 21. Januar. — An der Dardanellenfront schleuderten ein Kreuzer und ein Monitor gestern nachmittag etwa dreißig Geschosse in die Gegend von Altschi Tepe und Tekke Burnu, entfernten sich aber, als unsere Artillerie erwiderte.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 22. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich von Ypern zerstörten wir durch eine Mine die feindlichen Gräben in einer Breite von 70 Metern. — Unsere Stellungen zwischen der Mosel und den Vogesen sowie eine Anzahl von Ortschaften hinter unserer Front wurden vom Feinde ergebnislos beschossen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Smorgon und vor Dünaburg Artilleriekämpfe. (W. T. B.)

Die Montenegriner strecken die Waffen.

Wien, 22. Januar. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Waffenstreckung des montenegrinischen Heeres, die die Vorbedingung für weitere Friedensverhandlungen bildet, ist im Gange. — Die österreichisch-ungarischen Truppen traten zu diesem Zweck, jede Feindseligkeit unterlassend, den Vormarsch in das Innere des Landes an. Die montenegrinischen Soldaten haben, wo sie mit unseren Abteilungen zusammentreffen, die Waffen abzugeben und können, wenn dies ohne Widerstand geschieht, in ihren Heimatsorten unter angemessener Aufsicht ihrer Beschäftigung nachgehen. Wer Widerstand leistet, wird gewaltsam entwaffnet und kriegsgefangen abgeführt. — Eine solche durch militärische Gründe, sowie durch die Eigenart des Landes und seiner Bevölkerung bedingte Lösung wird am raschesten dem seit langen Jahren von Krieg heimgesuchten Montenegro den Frieden wiederzugeben vermögen. — Das montenegrinische Oberkommando wurde in diesem Sinne unterrichtet. — Russischer Kriegsschauplatz: Gestern fanden an der ganzen Nordostfront Geschützkämpfe statt. Bei Berestiany in Wolhynien wiesen unsere Truppen russische Streifkommandos ab. — Heute in der Früh begann der Feind wieder mit seinen Angriffen gegen Teile unserer bessarabischen Front. Wir schlugen ihn zurück. — Südwestlicher Kriegsschauplatz: Die Tätigkeit der italienischen Artillerie war gestern an mehreren Abschnitten der küstenländischen und der Dolomitenfront lebhafter als in den letzten Tagen. Auch Riva wurde wieder aus schweren Geschützen beschossen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 22. Januar. Gestern hat eines unserer Wasserflugzeuge Tenedos überflogen und mit Erfolg Bomben auf den Flugzeugschuppen und die Lager des Feindes geworfen. — Gestern morgen hat ein feindliches Kriegsschiff eine Weile die Umgebung von Sed ul Bahr beschossen.

Kämpfe bei Neuville.

Großes Hauptquartier, 23. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Neuville (nördlich von Arras) bemächtigten sich unsere Truppen nach einer erfolgreichen Minensprengung der vordersten feindlichen Stellung in einer Breite von 250 Metern; wir machten 71 Franzosen zu Gefangenen. — In den Argonnen besetzten wir nach kurzem Handgranatenkampf ein feindliches Grabenstück. — Militärische Anlagen östlich von Belfort wurden mit Bomben belegt. (W. T. B.)

Antivari und Dulcigno besetzt.

Wien, 23. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Auf der Höhe Dolzok, nördlich von Bojan, am Pruth, sprengten wir vorgestern abend einen russischen Graben durch Minen in die Luft. Von der 300 Mann starken Besatzung konnten nur einige Leute lebend geborgen werden. In der Nacht von gestern auf heute vertrieben unsere Truppen den Feind in demselben Raume aus einer seiner Verschanzungen. Nordwestlich von Uscieczko ist eine von uns eingerichtete Brückenschanze seit längerer Zeit das Kampfziel zahlreicher russischer Angriffe. Fast jeden Tag kommt es zu Nahkämpfen. Die braven Verteidiger halten allen Anstürmen stand. Südlich von Dubno griff der Feind heute früh nach starker Artillerievorbereitung unsere Stellungen an. Er wurde mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Tolmeiner Brückenkopf, im westlichen Abschnitte des Karnischen Kammes und an einzelnen Teilen der Tiroler Front fanden Geschützkämpfe statt. — Im Raume von Flitsch wurde ein Angriff einer schwächeren feindlichen Abteilung am Rombonhang abgewiesen. Einer unserer Flieger warf auf Magazine der Italiener in Borgo Bomben ab. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Waffenstreckung der Montenegriner nimmt ihren Fortgang. — An zahlreichen Punkten des Landes wurden die Waffen niedergelegt. — An der Nordostfront von Montenegro ergaben sich in den letzten Tagen über 1500 Serben. — Die Adriahäfen Antivari und Dulcigno wurden von unseren Truppen besetzt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 23. Januar. — An der Kaukasusfront im Zentrum Artilleriefeuer ohne Bedeutung. Am rechten Flügel Reitereigefechte.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 24. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Rege Artillerie- und Fliegertätigkeit auf beiden Seiten. — Ein feindliches Geschwader bewarf Metz mit Bomben, von denen je eine auf das bischöfliche Wohngebäude und in einen Lazaretthof fiel. Zwei Zivilpersonen wurden getötet, acht verwundet. Ein Flugzeug des Geschwaders wurde im Luftkampf abgeschossen, die Insassen sind gefangen. — Unsere Flieger bewarfen Bahnhöfe und militärische Anlagen hinter der feindlichen Front; sie behielten dabei in einer Reihe von Luftkämpfen die Oberhand. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Dünaburg wurde von unserer Artillerie ein russischer Eisenbahnzug in Brand geschossen. — Balkankriegsschauplatz: Ein von griechischem Boden aufgestiegenes feindliches Flugzeuggeschwader belegte Bitolj (Monastir) mit Bomben. Mehrere Einwohner wurden getötet oder verletzt. (W. T. B.)

Dover mit Luftbomben belegt.

Berlin, 24. Januar. In der Nacht vom 22. zum 23. Januar belegte eines unserer Wasserflugzeuge den Bahnhof, Kasernen und Dockanlagen von Dover mit Bomben. — Außerdem haben am 23. Januar nachmittags zwei unserer Wasserflugzeuge die Luftschiffhallen in Hougham (westlich Dover) mit Bomben belegt; starke Brandwirkung wurde einwandfrei festgestellt.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Skutari und Podgoritza besetzt.

Wien, 24. Januar. — Italienischer Kriegsschauplatz: Annäherungsversuche des Feindes im Abschnitte von Lafraun und ein neuerlicher Angriff einer italienischen Abteilung am Rombonhange wurden abgewiesen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Gestern abend haben wir Skutari besetzt. Einige tausend Serben, die die Besatzung des Platzes gebildet hatten, zogen sich, ohne es auf einen Kampf ankommen zu lassen, gegen Süden zurück. Überdies sind unsere Truppen im Laufe des gestrigen Tages in Niksic, Danilovgrad und Podgoritza eingerückt. — Die Entwaffnung des Landes vollzog sich bis zur Stunde ohne Reibungen. An einzelnen Punkten haben die montenegrinischen Abteilungen das Erscheinen unserer Streitkräfte erst gar nicht abgewartet, sondern die Waffen schon vorher niedergelegt, um heimkehren zu können. Anderenorts zog der weitaus größte Teil der Entwaffneten die Kriegsgefangenschaft der ihnen freigestellten Heimkehr vor. — Die Bevölkerung empfing unsere Truppen überall freundlich, nicht selten mit Feierlichkeit. Ausschreitungen, wie sie beispielsweise in Podgoritza vorgekommen waren, hörten auf, sobald die erste österreichisch-ungarische Abteilung erschien.

Kämpfe bei Kut el Amara.

Konstantinopel, 24. Januar. — An der Irakfront dauern die Stellungskämpfe bei Kut el Amara an. Englische Streitkräfte, die aus der Richtung von Iman Ali Gharbi kamen, griffen am 21. Januar unter dem Schutz von Flußkanonenbooten unsere Stellungen bei Menlahie, etwa 35 Kilometer östlich von Kut el Amara, auf beiden Ufern des Tigris an. Die Schlacht dauerte sechs Stunden. Alle Angriffe des Feindes wurden durch unsere Gegenangriffe zurückgeworfen. Der Feind wurde einige Kilometer nach Osten zurückgetrieben. Auf dem Schlachtfelde zählten wir ungefähr 3000 Engländer. Wir nahmen einen feindlichen Hauptmann und einige Soldaten gefangen. Unsere Verluste sind verhältnismäßig gering. Ein Waffenstillstand von einem Tage, um den der feindliche Oberbefehlshaber, General Aylmer, ersucht hatte, um seine

Toten zu begraben, wurde von uns bewilligt. Gefangene erklärten auf unsere Fragen, daß die Engländer, außer den Verlusten, die sie in dieser Schlacht erlitten, noch weitere 3000 Tote und Verwundete in den vorhergehenden Kämpfen bei Scheikh Said verloren haben. Infolge unseres Angriffs auf eine andere englische Kolonne, die westlich von Korna aus der Richtung von Muntefik vorzugehen versuchte, wurde der Feind zum Rückzug gezwungen, wobei er 100 Tote zurückließ. Wir erbeuteten eine Anzahl Kamele und 100 Zelte.

Der Templerturm von Nieuport umgelegt.

Großes Hauptquartier, 25. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: In Flandern nahm unsere Artillerie die feindlichen Stellungen unter kräftiges Feuer. Patrouillen, die an einzelnen Stellen in die stark zerschossenen Gräben des Gegners eindrangen, stellten große Verluste bei ihm fest, machten einige Gefangene und erbeuteten vier Minenwerfer. Der Templerturm und die Kathedrale von Nieuport, die dem Feinde gute Beobachtungsstellen boten, wurden umgelegt. — Östlich von Neuville griffen unsere Truppen im Anschluß an erfolgreiche Minensprengungen Teile der vordersten französischen Gräben an, erbeuteten 3 Maschinengewehre und machten über 100 Gefangene. Mehrfach angesetzte feindliche Gegenangriffe gegen die genommenen Stellungen kamen über klägliche Anfänge nicht hinaus; nur einzelne beherzte Leute verließen ihren Graben, sie wurden niedergeschossen. — Deutsche Flugzeuggeschwader griffen die militärischen Anlagen von Nancy und den dortigen Flughafen sowie die Fabriken von Baccarat an. — Ein französischer Doppeldecker fiel bei St. Benoit (nordwestlich von Thiaucourt) mit seinen Insassen unversehrt in unsere Hand. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Vorstöße wurden an verschiedenen Stellen leicht abgewiesen. (W. T. B.)

Montenegro völlig besetzt.

Wien, 25. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Gestern standen wieder verschiedene Teile unserer Nordostfront unter russischem Geschützfeuer. An vielen Stellen war die Aufklärungstätigkeit des Feindes sehr lebhaft. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Tiroler Front beschoß die feindliche Artillerie die Ortschaften Creto (Judikarien) und Caldonazzo (Suganatal). — Am Görzer Brückenkopf sind bei Oslavija wieder Kämpfe im Gange. Gestern abend war die Tätigkeit der italienischen Artillerie an der küstenländischen Front sichtlich lebhafter. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Entwaffnung des montenegrinischen Heeres geht nach wie vor glatt vonstatten. Überall, wo unsere Truppen hinkommen, liefern die montenegrinischen Bataillone unter dem Kommando ihrer Offiziere ohne Zögern ihre Waffen ab. Zahlreiche Abteilungen aus Gegenden, die noch nicht von uns besetzt sind, haben bei unseren Vorposten ihre Bereitwilligkeit zur Waffenstreckung angemeldet. — In Skutari erbeuteten wir 12 Geschütze, 500 Gewehre und 2 Maschinengewehre. — Alle aus feindlichem Lager stammenden Nachrichten über neue Kämpfe in Montenegro sind frei erfunden. Daß der König sein Land und sein Heer verlassen hat, bestätigt sich. In wessen Händen derzeit die tatsächliche Regierungsgewalt liegt, läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit feststellen, ist aber für das militärische Ergebnis des montenegrinischen Feldzuges völlig bedeutungslos.

Neue Kämpfe bei Neuville.

Großes Hauptquartier, 26. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Franzosen versuchten durch eine große Zahl von Gegenangriffen die ihnen entrissenen Gräben östlich von Neuville zurückzugewinnen. Sie wurden jedesmal, mehrfach nach Handgemenge, abgewiesen. — Französische Sprengungen in den Argonnen verschütteten auf einer kleinen Strecke unseren Graben, bei Höhe 285 nordöstlich von La Chalade besetzten wir den Sprengtrichter, nachdem wir einen Angriff des Feindes zum Scheitern gebracht hatten. — Marineflugzeuge griffen militärische Anlagen des Feindes bei La Panne, unsere Heeresflugzeuge die Bahnanlagen von Loo (südwestlich von Dixmuden) und von Béthune an. (W. T. B.)

Fortschritte am Görzer Brückenkopf.

Wien, 26. Januar. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Görzer Brückenkopf nahmen unsere Truppen in den Kämpfen bei Oslavija einen Teil der dortigen feindlichen Stellungen in Besitz; hierbei fielen 1197 Gefangene, darunter 45 Offiziere, und 2 Maschinengewehre in unsere Hände. Auch an mehreren Stellen der Isonzofront nahm die Gefechtstätigkeit zu. Angriffe und Annäherungsversuche der Italiener gegen die Podgora, den Monte San Michele und unsere Stellungen östlich von Monfalcone wurden abgewiesen. Unsere Flieger belegten Unterkünfte und Magazine des Feindes in Borgo und Ala mit Bomben. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Vereinbarungen über die Waffenstreckung des montenegrinischen Heeres wurden gestern um 6 Uhr abends von den Bevollmächtigten der montenegrinischen Regierung unterzeichnet. Die Entwaffnung geht ohne Schwierigkeiten vor sich und wurde auch auf die Bezirke von Kolasin und Andrijevica ausgedehnt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 26. Januar. — An der Irakfront unternahm der Feind nach seinen ungeheuren Verlusten bei Felahie keinen neuen Angriffsversuch. Bei Kut el Amara zeitweise aussetzender Artilleriekampf. In der Nacht des 18. Januar überfielen wir überraschend mit Erfolg ein feindliches Lager westlich von Korna und töteten zahlreiche Soldaten des Feindes und eine Menge Vieh. An dieser Front herrschte ausnahmsweise Schneefall, dem starke Kälte folgte. — An der Kaukasusfront nichts von Bedeutung, außer unwesentlichen Scharmützeln am rechten Flügel nördlich vom Muradfluß.

Erfolgreicher Sturmangriff bei Neuville.

Großes Hauptquartier, 27. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: In Verbindung mit einer Beschießung unserer Stellungen im Dünengelände durch die feindliche Landartillerie belegten feindliche Monitoren die Gegend von Westende mit ergebnislosem Feuer. — Beiderseits der Straße Vimy-Neuville stürmten unsere Truppen nach vorangegangener Sprengung die französische Stellung in einer Ausdehnung von 500 bis 600 Meter, machten 1 Offizier, 52 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 1 Maschinengewehr und 3 Minenwerfer. Nach fruchtlosen Gegenangriffen des Feindes entspannen sich hier und an anderen in den letzten Tagen eroberten Gräben lebhafte Handgranatenkämpfe. — Die Stadt Lens lag unter starkem feindlichen Feuer. — In den Argonnen zeitweise heftige Artilleriekämpfe. — Östlicher Kriegsschauplatz: Abgesehen von erfolgreichen Unternehmungen kleinerer deutscher und österreichisch-ungarischer Abteilungen bei der Heeresgruppe des Generals von Linsingen ist nichts von Bedeutung zu berichten. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 27. Januar. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern ließ die Kampftätigkeit allgemein nach. Bei Oslavija brachte unser Geschützfeuer noch 50 Überläufer ein. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: In allen Teilen Montenegros herrscht, ebenso wie im Raume von Skutari, völlige Ruhe. Der größte Teil der montenegrinischen Truppen ist entwaffnet. Die Bevölkerung verhält sich durchaus entgegenkommend.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 27. Januar. — An der Kaukasusfront in der Mitte außer Vorpostengefechten nichts von Bedeutung. Nördlich vom Muradfluß dauerten gestern Zusammenstöße zwischen unseren Abteilungen und feindlicher Kavallerie in gleicher Weise an. — An der Irakfront verschanzt sich der Feind in der Gegend von Felahie. Schwacher Artilleriezweikampf mit Unterbrechungen. Bei Kut el Amara keine Veränderungen. — An der Kaukasusfront dauerten im Zentrum die zeitweiligen Artilleriekämpfe und Scharmützel zwischen den Vorposten an. — An der Dardanellenfront feuerte am 25. Januar ein feindlicher Monitor etwa 30 Granaten in der Richtung auf Akbach, ohne eine Wirkung zu erzielen. Unsere Flieger warfen zwei Bomben gegen den Monitor, der das Feuer einstellte und sich entfernte.

Ergebnis der Luftkämpfe im Westen.

Großes Hauptquartier, 28. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: In dem Frontabschnitt von Neuville wurden Handgranatenangriffe der Franzosen unter großen Verlusten für sie abgeschlagen. Einer unserer Sprengtrichter ist in der Hand des Feindes geblieben. Die Beute vom 26. Januar hat sich um 4 Maschinengewehre und 2 Schleudermaschinen erhöht. — Vielfache Beschießung von Ortschaften hinter unserer Front durch die Franzosen beantworteten wir mit Feuer auf Reims. — Bei der Höhe 285 nordöstlich von La Chalade besetzten unsere Truppen nach Kampf einen vom Feinde gesprengten Trichter. — Über einen nächtlichen feindlichen Luftangriff auf die offene Stadt Freiburg liegen abschließende Meldungen noch nicht vor. — Im englischen Unterhause sind über die Ergebnisse der Luftgefechte Angaben gemacht worden, die am besten mit der folgenden Zusammenstellung unserer und der feindlichen Verluste an Flugzeugen beantwortet werden. Seit unserer Veröffentlichung vom 6. Oktober 1915, also in dem Zeitraum seit dem 1. Oktober 1915, sind an deutschen Flugzeugen an der Westfront verloren gegangen: Im Luftkampf 7, durch Abschuß von der Erde 8, vermißt 1, im ganzen 16. Unsere westlichen Gegner verloren in dieser Zeit: Im Luftkampf 41, durch Abschuß von der Erde 11, durch unfreiwillige Landung innerhalb unserer Linien 11, im ganzen 63. Es handelt sich dabei nur um die von uns mit Sicherheit festzustellenden Zahlen der in unsere Hand gefallenen feindlichen Flugzeuge. — Östlicher Kriegsschauplatz: Beiderseits von Widsy (südlich von Dünaburg) sowie zwischen Stochod und Styr fanden kleinere Gefechte statt, bei denen wir Gefangene machten und Material erbeuteten. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 28. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Bei Toporoutz an der bessarabischen Grenze überfielen heute früh Abteilungen des mittelgalizischen Infanterieregiments Nr. 10 eine russische Vorfeldstellung, eroberten sie im Handgemenge, warfen

die russischen Gräben zu und führten einen großen Teil der Besatzung als Gefangene ab. — Italienischer Kriegsschauplatz: Von den gewöhnlichen Artilleriekämpfen und kleineren Unternehmungen abgesehen, verlief der gestrige Tag ohne Ereignisse. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unsere Truppen haben nun auch die Gegend von Gusinje besetzt und stießen auch hier nirgends auf Widerstand. Die Entwaffnung des montenegrinischen Heeres nähert sich ihrem Abschluß.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 28. Januar. — An der Kaukasusfront griff das Zentrum des Feindes unsere Vorpostenstellungen an, wurde aber mit Erfolg zurückgeschlagen und ließ einige Gefangene in unserer Hand. — An der Dardanellenfront trafen drei von unseren Flugzeugen am 27. Januar auf einen Monitor geworfene Bomben, der erfolglos in Richtung auf Akbach feuerte, die hintere Brücke des Schiffes und riefen eine Feuersbrunst hervor. Der in Flammen stehende Monitor konnte sich mit Mühe in die Bai von Kephalos auf der Insel Imbros flüchten. Unsere Flugzeuge verfolgten ein feindliches Kriegsschiff und drei feindliche Torpedobootszerstörer, die dem Monitor zu Hilfe gekommen waren. Sie trafen dabei einmal einen Torpedobootszerstörer. Eins unserer Flugzeuge warf mehrere Bomben auf einen großen feindlichen Transport in der Bai von Kephalos.

Fortschritte an der Somme.

Großes Hauptquartier, 29. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich des Gehöftes La Folie (nordöstlich von Neuville) stürmten unsere Truppen die feindlichen Gräben in 1500 Meter Ausdehnung, brachten 237 Gefangene, darunter 1 Offizier, und 9 Maschinengewehre ein. — Vor der kürzlich genommenen Stellung bei Neuville brachen wiederholte französische Angriffe zusammen, jedoch gelang es dem Feinde, einen zweiten Sprengtrichter zu besetzen. Im Westteil von St. Laurent (bei Arras) wurde den Franzosen eine Häusergruppe im Sturm entrissen. — Südlich der Somme eroberten wir das Dorf Frise und etwa 1000 Meter der südlich anschließenden Stellung. Die Franzosen ließen unverwundet 12 Offiziere, 927 Mann, sowie 13 Maschinengewehre und 4 Minenwerfer in unserer Hand. — Weiter südlich von Lihos drang eine Erkundungsabteilung bis in die zweite feindliche Linie vor, machte einige Gefangene und kehrte ohne Verluste in ihre Stellung zurück. — In der Champagne lebhafte Artillerie- und Minenkämpfe. — Auf der Combreshöhe richtete eine französische Sprengung nur geringen Schaden an unserem vordersten Graben an. Unter beträchtlichen Verlusten mußte sich der Feind nach einem Versuch, den Trichter zu besetzen, zurückziehen. — Bei Apremont (östlich der Maas) wurde ein feindliches Flugzeug durch unsere Abwehrgeschütze heruntergeholt; der Führer ist tot, der Beobachter schwer verletzt. — Der Luftangriff auf Freiburg in der Nacht zum 28. Januar hat nur geringen Schaden verursacht. Ein Soldat und zwei Zivilisten sind verletzt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Lage ist im allgemeinen unverändert. Bei Berestiany wiesen österreichisch-ungarische Vortruppen mehrfache russische Angriffe ab. (W. T. B.)

Vom UBoot-Kriege im Mittelmeer.

Berlin, 29. Januar. Eines unserer Unterseeboote hat am 18. Januar den englischen armierten Transportdampfer „Marere" im Mittelmeer und am 23. Januar einen englischen Truppentransportdampfer im Golf von Saloniki vernichtet. — Am 17. Januar 10 Uhr vormittags hielt das Unterseeboot 150 Seemeilen östlich von Malta einen Dampfer an, der die holländische Flagge führte und am Bug den Namen „Melanie" trug. Der Dampfer stoppte, machte Signal „Habe haltgemacht" und schickte ein Boot. Als sich darauf das Unterseeboot zur Prüfung der Schiffspapiere dem Dampfer näherte, eröffnete dieser unter holländischer Flagge aus mehreren Geschützen und Maschinengewehren ein lebhaftes Feuer und versuchte, das Unterseeboot zu rammen. Diesem gelang es nur durch schnelles Tauchen, sich dem völkerrechtswidrigen Angriffe zu entziehen. Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Die Beute in Montenegro.

Wien, 29. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Brückenschanze nordwestlich von Uscieszko am Dnjestr wurde heute früh heftig angegriffen. Die tapfere Besatzung schlug den Feind zurück; das Vorfeld ist mit russischen Leichen besät. Über der Strypafront erschien gestern ein feindliches Flugzeuggeschwader. Von den elf russischen Flugzeugen wurden zwei durch Artillerievolltreffer vernichtet, drei zur Notlandung hinter den feindlichen Linien gezwungen. Bei Berestiany am Styr schlugen unsere Feldwachen Vorstöße stärkerer russischer Aufklärungsabteilungen zurück. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unsere Truppen haben Alessio und den Adriahafen San Giovanni di Medua besetzt. Es wurden viele Vorräte erbeutet. — In Montenegro ist die Lage unverändert ruhig. Aus verschiedenen Orten des Landes kommt die Meldung, daß die Bevölkerung unseren einrückenden Truppen einen feierlichen Empfang bereitet hat. An Waffen wurden bis jetzt, die Lowtschenbeute mit eingerechnet, bei den Hauptsammelstellen eingebracht: 314 Geschütze, über 50000 Gewehre und 50 Maschinengewehre. Die Zählung ist noch nicht abgeschlossen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 29. Januar. — An der Irakfront keine wichtige Veränderung. In der Umgegend von Felahie vernichteten wir durch unser Feuer aus einem Hinterhalt eine feindliche Aufklärungsabteilung von 16 Mann vollständig. In dieser Gegend nahmen die Mudjahids 1000 Kamele dem Feinde ab. — An der Kaukasusfront finden Vorpostengefechte weiter zu unseren Gunsten statt. Im Zentrum nahmen wir durch einen überraschenden Angriff die vom Feinde mit starken Kräften besetzte Stellung zurück. — An der Dardanellenfront warf gestern ein feindliches Panzerschiff einige Granaten gegen die Umgebung von Sed ul Bahr und zog sich sodann zurück.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 30. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: An und südlich der Straße Vimy-Neuville dauerten die Kämpfe um den Besitz der von uns genommenen Stellung an. Ein französischer Angriff wurde abgeschlagen. Die südlich der Somme eroberte Stellung hat eine Ausdehnung von 3500 Meter und eine Tiefe von 1000 Meter. Im ganzen sind dort 17 Offiziere, 1270 Mann, darunter einige Engländer, in unsere Hand gefallen. Die Franzosen versuchten nur einen schwachen Gegenangriff, der leicht abgewiesen wurde. — In der Champagne kam es zeitweise zu lebhaften Artilleriekämpfen. — Auf der übrigen Front wurde die Feuertätigkeit durch unsichtiges Wetter beeinträchtigt. Gegen Abend eröffneten bei klarer Sicht die Franzosen lebhaftes Feuer gegen unsere Front östlich von Pont à Mousson. Das Vorgehen feindlicher Infanterieabteilungen wurde vereitelt. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 30. Januar. — Russischer Kriegsschauplatz: Der Gegner wiederholte gestern tagsüber seine Angriffe gegen die Brückenschanze nordwestlich von Uscieszko. Alle Versuche, sich ihrer zu bemächtigen, scheiterten an der Tapferkeit der Verteidiger. Fast an allen Teilen der Nordostfront trat die russische Artillerie zeitweilig stark in Tätigkeit; auch schweres Geschütz wirkte an verschiedenen Stellen mit. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: In Montenegro ist Ruhe. In San Giovanni di Medua wurden 2 Geschütze, sehr viel Artilleriemunition und beträchtliche Vorräte an Kaffee und Brotfrucht erbeutet.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 30. Januar. — An der Dardanellenfront hat ein Kreuzer am 28. Januar 20 Granaten auf die Umgebung von Sed ul Bahr geschleudert und sich darauf zurückgezogen.

Luftschiffangriff auf Paris.

Großes Hauptquartier, 31. Januar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Unsere neuen Gräben in der Gegend von Neuville wurden gegen französische Wiedereroberungsversuche behauptet. — Die Zahl der nordwestlich des Gehöftes La Folie gemachten Gefangenen erhöht sich auf 318 Mann, die Beute auf 11 Maschinengewehre. — Gegen die am 28. Januar südlich der Somme von schlesischen Truppen genommene Stellung richteten die Franzosen mehrfache Feuerüberfälle. — Allgemein litt die Gefechtstätigkeit unter dem nebeligen Wetter. — In Erwiderung des Bombenabwurfes französischer Luftfahrzeuge auf die offene, außerhalb des Operationsgebietes liegende Stadt Freiburg haben unsere Luftschiffe in den beiden letzten Nächten die Festung Paris mit anscheinend befriedigendem Erfolge angegriffen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Angriffe gegen den Kirchhof von Wisman (an der Aa westlich von Riga) scheiterten in unserem Infanterie- und Artilleriefeuer. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 31. Januar. Auf allen drei Kriegsschauplätzen keine besonderen Ereignisse.

Angriff auf die anatolische Küste.

Konstantinopel, 31. Januar. — An der Irakfront bei Felahie gegenseitiges Infanterie- und Artilleriefeuer mit Unterbrechung. Bei Kut el Amara herrscht Ruhe. — An der Kaukasusfront bedeutungslose Gefechte. — An der anatolischen Küste des Mittelmeeres landete in der Nacht zum 27. Januar ein feindliches Kriegsschiff eine Truppenabteilung zwischen Fenike und Mekri, bei dem Dorfe Endefli, gegenüber der Insel Kastelorizo. Das Dorf wurde am Vormittag des 27. Januar unter dem Schutze des Kriegsschiffes umzingelt, einige Beamte und ein Teil der Bevölkerung wurden zu Gefangenen gemacht und an Bord des Schiffes geschleppt. Ebenso wurden Lebensmittel und Mobiliar geraubt.

Ein deutsches Luftschiff über Saloniki.

Großes Hauptquartier, 1. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Nacht zum 31. Januar versuchten kleine englische Abteilungen einen Handstreich gegen unsere Stellungen westlich von Messines (Flandern). Sie wurden sämtlich zurückgeworfen, nachdem es ihnen an einer Stelle vorübergehend gelungen war, in unseren Graben einzudringen. — Bei Fricourt

(östlich von Albert) hinderten wir durch Feuer den Feind an der Besetzung eines von ihm gesprengten Trichters. Nördlich davon drangen deutsche Patrouillen bis in die englische Stellung vor und kehrten mit einigen Gefangenen ohne eigene Verluste zurück. — Südlich der Somme verloren die Franzosen im Handgranatenkampfe noch weiteren Boden. — Balkan-Kriegsschauplatz: Eins unserer Luftschiffe griff Schiffe und Depots der Entente im Hafen von Saloniki mit beobachtetem, gutem Erfolge an. (W. T. B.)

Ein Marineluftgeschwader bombardiert Liverpool, Manchester usw.

Berlin, 1. Februar. Eines unserer Marineluftgeschwader hat in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar Dock-, Hafen- und Fabrikanlagen in und bei Liverpool und Birkenhead, Eisenwerke und Hochöfen von Manchester, Fabriken und Hochöfen von Nottingham und Sheffield sowie große Industrieanlagen am Humber und bei Great Yarmouth ausgiebig mit Spreng- und Brandbomben belegt. Überall wurde starke Wirkung durch mächtige Explosionen und heftige Brände beobachtet. Am Humber wurde außerdem eine Batterie zum Schweigen gebracht. Die Luftschiffe wurden von allen Plätzen aus stark beschossen, aber nicht getroffen. Sämtliche Luftschiffe sind trotz der starken Gegenwirkung wohlbehalten zurückgekehrt. Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 1. Februar. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Lage in Montenegro und im Gebiete von Skutari ist unverändert ruhig. Die Haltung der Einwohner läßt nichts zu wünschen übrig.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 1. Februar. — An der Kaukasusfront wurde ein feindliches Bataillon, das einen unserer Vorposten des Zentrums angriff, mit einem Verlust von 200 Toten und Verwundeten zurückgeschlagen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 2. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die feindliche Artillerie entwickelte in einzelnen Abschnitten der Champagne und östlich von St. Dié (in den Vogesen) große Lebhaftigkeit. — Die Stadt Lens wurde abermals vom Gegner beschossen. — Ein französisches Großkampfflugzeug stürzte, von unserem Abwehrfeuer gefaßt, südwestlich von Chauny ab. Die Insassen sind verwundet gefangen genommen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Eine stärkere russische Abteilung wurde von deutschen Streifkommandos an der Wiesieltucha südlich von Kuchecka Wola (zwischen Stochod und Styr) angegriffen und aufgerieben. — Balkan-Kriegsschauplatz: Unsere Flieger beobachteten in den Hafenanlagen von Saloniki große Brände, die offenbar von unserem Luftschiffangriff herrühren. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 2. Februar. — Russischer Kriegsschauplatz: Vor der Brückenschanze nordwestlich von Usciesko wurde der Feind durch Minenangriffe zum Verlassen seiner vordersten Gräben gezwungen. An anderen Stellen der Nordostfront fanden Patrouillenkämpfe statt. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Suganatale wurden westlich von Roncegno mehrere Angriffe eines italienischen Bataillons abgewiesen; am Hange des Col di Lana wurde eine feindliche Sappenstellung im Handgemenge genommen und gesprengt. An der Isonzofront Geschützkämpfe. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: In Albanien gewannen unsere Vortruppen ohne Kampf das Südufer des Matiflusses. In Montenegro volle Ruhe; keine besonderen Ereignisse.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 2. Februar. — An der Dardanellenfront warf am 31. Januar ein Kreuzer auf der Höhe von Tekke Burun 12 Granaten auf die Umgebung von Sed ul Bahr und entfernte sich dann.

Feuergefechte in Flandern und bei Neuville.

Großes Hauptquartier, 3. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: In Flandern antwortete die gegnerische Artillerie lebhaft auf unsere in breiterer Front durchgeführte starke Beschießung der feindlichen Stellungen. — Nordwestlich von Hulluch besetzten wir zwei vor unserer Front von den Engländern gesprengte Trichter. — In der Gegend von Neuville steigerte der Feind in den Nachmittagsstunden sein Artilleriefeuer zu großer Heftigkeit. — Auch an anderen Stellen der Front entwickelten sich lebhafte Artillerie-, in den Argonnen Handgranatenkämpfe. — Unsere Flieger schossen ein englisches und ein französisches Kampfflugzeug in der Gegend von Peronne ab. Drei der Insassen sind tot, der französische Beobachter ist schwer verwundet. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. Februar. — Russischer Kriegsschauplatz: Nordöstlich von Bojan scheiterte ein gegen unsere Vorpositionen gerichteter russischer Handstreich. In Ostgalizien und an der wolhynischen Front wurde beiderseits rege Fliegertätigkeit entfaltet. Eines der russischen Geschwader warf sechs Bomben auf Buczacz ab, wobei zwei Einwohner getötet und mehrere verletzt wurden; ein anderes verwundete durch eine Bombe nordöstlich von Luzk drei eben eingebrachte russische Kriegsgefangene. Unsere Flugzeuggeschwader belegten mit Erfolg die Räume westlich von Czortkow und nördlich von Zbaraz mit Bomben. Sonst stellenweise Geschützkampf. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der küstenländischen Front waren die Geschützkämpfe wieder an mehreren Punkten recht lebhaft. Am Tolmeiner Brückenkopf erweiterten unsere Truppen durch Sappenangriff ihre Stellungen westlich von Santa Lucia. In den vom Feinde verlassenen Gräben wurden zahlreiche Leichen und viel Kriegsmaterial vorgefunden. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die in Albanien vordringenden österreichisch-ungarischen Streitkräfte haben mit ihren Vortruppen die Gegend westlich von Kruja gewonnen.

Luftbombardement auf Durazzo und Walona.

Wien, 3. Februar. Am 25. Januar haben fünf, am 27. Januar zwei und am 1. Februar drei unserer Seeflugzeuge Durazzo und namentlich die Zeltlager nächst der Stadt mit verheerender Wirkung bombardiert und sind trotz heftiger Beschießung durch Landbatterien und Kriegsschiffe jedesmal unbeschädigt zurückgekehrt. Am 2. Februar wurde Walona von drei Seeflugzeugen bombardiert, dort Hafenanlagen, Flottanten und Zeltlager mehrfach getroffen. Im heftigen Feuer der Land- und Schiffsbatterien erhielt eines der Flugzeuge in dem Motor zwei Treffer, durch die es zum Niedergehen auf das Meer gezwungen wurde. Der Führer der Gruppe, Linienschiffsleutnant Konjovic, ließ sich ohne Zögern neben das beschädigte Flugzeug auf die durch Bora stark bewegte See nieder, und es gelang ihm, trotz des Feuers der Batterien auf Saseno und zweier mit voller Kraft heranfahrender Zerstörer, die zwei unversehrt gebliebenen Fliegeroffiziere in seinem Flugapparat zu bergen, das beschädigte Flugzeug gründlich unbrauchbar zu machen, mit der doppelten Bemannung gerade noch zurecht wieder aufzufliegen und nach einem Flug von 220 Kilometern in den Golf von Cattaro heil zurückzukehren. Flottenkommando.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 4. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Einer der nordwestlich von Hulluch von uns besetzten Trichter wurde durch eine erneute englische Sprengung verschüttet. Bei Loos und bei Neuville lebhafte Handgranatenkämpfe. — Die feindliche Artillerie entwickelte an vielen Stellen der Front, besonders in den Argonnen, rege Tätigkeit. — Westlich von Marle fiel ein französischer Kampfdoppeldecker, dessen Führer sich verirrt hatte, unversehrt in unsere Hand. — Balkan-Kriegsschauplatz: Unsere Flieger beobachteten im Wardartal südlich der griechischen Grenze und bei der Anlegestelle im Hafen von Saloniki umfangreiche Brände. (W. T. B.)

Deutsche U-Boote in der Themsemündung; L 19 verloren.

Berlin, 4. Februar. 1. Am 31. Januar und 1. Februar hat ein deutsches Unterseeboot in der Themsemündung einen englischen armierten Bewachungsdampfer, einen belgischen und drei englische zu Bewachungszwecken dienende Fischdampfer versenkt. — 2. Das Marineluftschiff „L 19" ist von einer Aufklärungsfahrt nicht zurückgekehrt. Die angestellten Nachforschungen blieben ergebnislos. Das Luftschiff wurde nach einer Reutermeldung am 2. Februar von dem in Grimsby beheimateten englischen Fischdampfer „King Stephan" in der Nordsee treibend angetroffen, Gondeln und Luftschiffkörper teilweise unter Wasser; die Besatzung befand sich auf dem über Wasser befindlichen Teil des Luftschiffes. Die Bitte um Rettung wurde von dem englischen Fischdampfer abgeschlagen unter dem Vorgeben, daß seine Besatzung schwächer sei als die des Luftschiffes. Der Fischdampfer kehrte vielmehr nach Grimsby zurück. Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 4. Februar. — Russischer Kriegsschauplatz: Ein österreichisch-ungarisches Flugzeuggeschwader hat den östlich von Kremieniec liegenden russischen Etappenort Szumsk mit Bomben beworfen. Zahlreiche Gebäude stehen in Flammen. Sonst ist nichts vorgefallen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Geschützkämpfe blieben an der küstenländischen Front ziemlich lebhaft und erstreckten sich auf mehrere Stellen im Kärntener und Tiroler Grenzgebiet. Das Schloß von Duino wurde durch mehrere Volltreffer der feindlichen Artillerie teilweise zerstört. Vor dem Tolmeiner Brückenkopf gingen die Italiener infolge der letzte Unternehmung unserer Truppen auf die Hänge westlich der Straße Cinginj—Selo zurück. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die in Nordalbanien operierenden k. und k. Truppen haben Kruja besetzt und mit ihren Spitzen den Ischmifluß erreicht. Lage in Montenegro unverändert ruhig.

Städte der italienischen Ostküste beschossen.

Wien, 4. Februar. Eine Kreuzergruppe hat am 3. Februar vormittags an der italienischen Ostküste die Bahnhöfe von Ortona

und San Vito, mehrere Magazine und eine Fabrik im Bereiche dieser Orte, sowie einen Schwimmkran durch Beschießung schwer beschädigt und die Eisenbahnbrücke über den Fluß Ariello nördlich Ortona zerstört. Nach der Beschießung der Objekte von San Vito wurden Brände beobachtet. Die Kreuzergruppe ist unbelästigt zurückgekehrt. Flottenkommando.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 4. Februar. — An der Irakfront versuchte der Feind mit einem Teil seiner Kräfte von Felahie vorzustoßen. Er wurde durch unseren Gegenangriff zurückgeworfen und gezwungen, sich auf seine früheren Stellungen zurückzuziehen. — An der Kaukasusfront kam es in verschiedenen Abschnitten zu Vorpostengefechten und zu örtlichen, noch fortdauernden Kämpfen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 5. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein kleiner englischer Vorstoß südlich des Kanals von La Bassée wurde abgewiesen. — Ein durch Wurfminenfeuer vorbereiteter französischer Handgranatenangriff südlich der Somme brach in unserem Artilleriefeuer zusammen. — In der Champagne und gegen einen Teil unserer Argonnenfront unterhielt die feindliche Artillerie am Nachmittag schweres Feuer. — Französische Sprengungen auf der Höhe von Vauquois (östlich der Argonnen) richteten geringen Schaden an unseren Sappen an. — Unsere Artillerie beschoß ausgiebig die feindlichen Stellungen auf der Vogesenfront zwischen Diedolshausen und Sulzern. — Östlicher Kriegsschauplatz: Eins unserer Luftschiffe griff die Befestigungen von Dünaburg an. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 5. Februar. Auf allen drei Kriegsschauplätzen keine besonderen Ereignisse.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 5. Februar. — An der Irakfront bei Felahie leichter Artillerie- und Infanteriekampf. — Bei Kut el Amara keine Veränderung. — Am 3. Februar haben ein Torpedoboot und ein Kreuzer am breiten Eingang der Dardanellen einige Bomben gegen Tekke Burun und Sed ul Bahr geschleudert und sich dann zurückgezogen. Nichts von Bedeutung auf den übrigen Fronten.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 6. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Kleinere englische Abteilungen, die südwestlich von Messines und südlich des Kanals von La Bassée vorzustoßen versuchten, wurden abgewiesen. — Französische Sprengungen bei Berry-au-Bac, auf der Combreshöhe und im Priesterwald verliefen ohne besonderes Ergebnis. — Bei Bapaume wurde ein englischer Doppeldecker zur Landung gezwungen. Die Insassen sind gefangen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 6. Februar. Der gestrige Tag verlief auf allen Kriegsschauplätzen ohne besondere Begebenheiten.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 6. Februar. — An der Irakfront keine Veränderung. — An der Kaukasusfront wurden feindliche Angriffe gegen unsere Stellungen und Vorposten in verschiedenen Abschnitten abgeschlagen. — An den Dardanellen verfolgte ein von Leutnant Kronhaiß gelenktes türkisches Kampfflugzeug am 4. Februar einen englischen Doppeldecker und schoß ihn ab, so daß er zwischen Imbros und Kabatepe ins Meer stürzte. Zwei Kreuzer feuerten auf Tekke Burun und die Umgebung von Sed ul Bahr. Nachdem unsere anatolischen Batterien geantwortet hatten, zogen sie sich nach Abfeuerung von 30 Granaten zurück. Am 3. Februar feuerten zwei feindliche Kriegsschiffe, ohne irgendeinen Schaden anzurichten, im Abschnitt von Bergama 40 Granaten gegen zwei Örtlichkeiten am Nord- und Südufer des Golfes von Tschanderli ab.

Heftige Artilleriekämpfe im Westen.

Großes Hauptquartier, 7. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heftige Artilleriekämpfe zwischen dem Kanal von La Bassée und Arras sowie südlich der Somme. Die Stadt Lens wurde in den letzten Tagen vom Feinde wieder lebhaft beschossen. — In den Argonnen sprengten und besetzten die Franzosen auf der Höhe 285 (La Fille Morte) nordöstlich von La Chalade einen Trichter, wurden aber durch einen Gegenstoß sofort daraus vertrieben. — Östlicher Kriegsschauplatz: Eine in der Nacht zum 6. Februar von uns genommene russische Feldwachstellung auf dem östlichen Scharaufer an der Bahn Baranowitschi—Ljachowitschi wurde erfolglos angegriffen. Der Gegner mußte sich unter erheblichen Verlusten zurückziehen. — Südwestlich von Widsy fiel ein russisches Flugzeug, dessen Führer sich verflogen hatte, unversehrt in unsere Hand. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 7. Februar. Lage überall unverändert.

Luftangriff auf Poperinghe.

Großes Hauptquartier, 8. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südlich der Somme herrschte lebhafte Kampftätigkeit. In der Nacht vom 6. zum 7. Februar war ein kleines Grabenstück unserer neuen Stellung verloren gegangen. Ein gestern mittag durch starkes Feuer vorbereiteter französischer Angriff wurde abgewiesen; am Abend brachte uns ein Gegenangriff wieder in den vollen Besitz unserer Stellung. — Ein deutsches Flugzeuggeschwader griff die Bahnanlagen von Poperinghe und englische Truppenlager zwischen Poperinghe und Dixmuden an. Es kehrte nach mehrfachen Kämpfen mit dem zur Abwehr aufgestiegenen Gegner ohne Verluste zurück. (W. T. B.)

Denkschrift der Kaiserlich Deutschen Regierung über die Behandlung bewaffneter Kauffahrteischiffe.

I.

1. Schon vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges hatte die Britische Regierung englischen Reedereien Gelegenheit gegeben, ihre Kauffahrteischiffe mit Geschützen zu armieren. Am 26. März 1913 gab der damalige Erste Lord der Admiralität, Winston Churchill, im britischen Parlament die Erklärung ab, daß die Admiralität die Reedereien aufgefordert habe, zum Schutz gegen die in gewissen Fällen von schnellen Hilfskreuzern anderer Mächte drohenden Gefahren eine Anzahl erstklassiger Liniendampfer zu bewaffnen, die dadurch aber nicht etwa selbst den Charakter von Hilfskreuzern annehmen sollten. Die Regierung wollte den Reedereien dieser Schiffe die notwendigen Geschütze, die genügende Munition und geeignetes Personal zur Schulung von Bedienungsmannschaften zur Verfügung stellen.

2. Die englischen Reedereien sind der Aufforderung der Admiralität bereitwillig nachgekommen. So konnte der Präsident der Royal Mail Steam Packet Company, Sir Owen Philipps, den Aktionären seiner Gesellschaft bereits im Mai 1913 mitteilen, daß die größeren Dampfer der Gesellschaft mit Geschützen ausgerüstet seien; ferner veröffentlichte im Januar 1914 die britische Admiralität eine Liste, wonach 29 Dampfer verschiedener englischer Linien Heckgeschütze führten.

3. In der Tat stellten bald nach Ausbruch des Krieges deutsche Kreuzer fest, daß englische Liniendampfer bewaffnet waren. Beispielsweise trug der Dampfer „La Correntina“ der Houlder-Linie in Liverpool, der am 7. Oktober 1914 von dem deutschen Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm“ aufgebracht wurde, zwei 4,7zöllige Heckgeschütze. Auch wurde am 1. Februar 1915 ein deutsches Unterseeboot im Kanal durch eine englische Jacht beschossen.

II.

1. Was den völkerrechtlichen Charakter bewaffneter Kauffahrteischiffe betrifft, so hat die Britische Regierung für die eigenen Kauffahrteischiffe den Standpunkt eingenommen, daß solche Schiffe so lange den Charakter von friedlichen Handelsschiffen behalten, als sie die Waffen nur zu Verteidigungszwecken führen. Demgemäß hat der Britische Botschafter in Washington der Amerikanischen Regierung in einem Schreiben vom 25. August 1914 die weitestgehenden Versicherungen abgegeben, daß britische Kauffahrteischiffe niemals zu Angriffszwecken, sondern nur zur Verteidigung bewaffnet werden, daß sie infolgedessen niemals feuern, es sei denn, daß zuerst auf sie gefeuert wird. Für bewaffnete Schiffe anderer Flaggen hat dagegen die Britische Regierung den Grundsatz aufgestellt, daß sie als Kriegsschiffe zu behandeln seien; in den Prize Court Rules, die durch die Order in Council vom 5. August 1914 erlassen worden sind, ist unter Nr. 1 der Order I ausdrücklich bestimmt: „ship of war shall include armed ship“.

2. Die Deutsche Regierung hat keinen Zweifel, daß ein Kauffahrteischiff durch die Armierung mit Geschützen kriegsmäßigen Charakter erhält, und zwar ohne Unterschied, ob die Geschütze nur der Verteidigung oder auch dem Angriff dienen sollen. Sie hält jede kriegerische Betätigung eines feindlichen Kauffahrteischiffes für völkerrechtswidrig, wenn sie auch der entgegenstehenden Auffassung dadurch Rechnung trägt, daß sie die Besatzung eines solchen Schiffes nicht als Piraten, sondern als Kriegführende behandelt. Im einzelnen ergibt sich ihr Standpunkt aus der im Oktober 1914 der Amerikanischer Regierung und inhaltlich auch anderen neutralen Mächten mitgeteilten Aufzeichnung über die Behandlung bewaffneter Kauffahrteischiffe in neutralen Häfen.

3. Die neutralen Häfen haben sich zum Teil der britischen Auffassung angeschlossen und demgemäß bewaffneten Kauffahrteischiffen der kriegführenden Mächte den Aufenthalt in ihren Häfen und Reeden ohne die Beschränkungen gestattet, die sie Kriegsschiffen durch ihre Neutralitätsbestimmungen auferlegt hatten. Zum Teil haben sie aber auch den entgegengesetzten Standpunkt eingenommen und bewaffnete Kauffahrteischiffe Kriegführender den für Kriegsschiffe geltenden Neutralitätsregeln unterworfen.

III.

1. Im Laufe des Krieges wurde die Bewaffnung englischer Kauffahrteischiffe immer allgemeiner durchgeführt. Aus den Berichten der deutschen Seestreitkräfte wurden zahlreiche Fälle bekannt, in denen englische Kauffahrteischiffe nicht nur den deutschen

Kriegsschiffen bewaffneten Widerstand entgegensetzten, sondern ihrerseits ohne weiteres zum Angriff auf sie übergingen, wobei sie sich häufig auch noch falscher Flagge bedienten.

Eine Zusammenstellung solcher Fälle findet sich in der Anlage 4, die nach Lage der Sache nur einen Teil der wirklich erfolgten Angriffe umfassen kann. Auch geht aus der Zusammenstellung hervor, daß sich das geschilderte Verhalten nicht auf englische Kauffahrteischiffe beschränkt, vielmehr von den Kauffahrteischiffen der Verbündeten Englands nachgeahmt wird.

2. Die Aufklärung für das geschilderte Vorgehen der bewaffneten englischen Kauffahrteischiffe enthalten die (in den Anlagen 5 bis 12 photographisch) geheimen Anweisungen der britischen Admiralität, die von deutschen Seestreitkräften auf weggenommenen Schiffen gefunden worden sind. Diese Anweisungen regeln bis ins einzelne den artilleristischen Angriff englischer Kauffahrteischiffe auf deutsche Unterseeboote. Sie enthalten genaue Vorschriften über die Aufnahme, Behandlung, Tätigkeit und Kontrolle der an Bord der Kauffahrteischiffe übernommenen britischen Geschützmannschaften, die z. B. in neutralen Häfen keine Uniform tragen sollen, also offenbar der britischen Kriegsmarine angehören. Vor allem aber ergibt sich daraus, daß diese bewaffneten Schiffe nicht etwa irgendeine seekriegsrechtliche Maßnahme der deutschen Unterseeboote abwarten, sondern diese ohne weiteres angreifen sollen. In dieser Hinsicht sind folgende Vorschriften besonders lehrreich:

a) Die „Regeln für die Benutzung und die sorgfältige Instandhaltung der Bewaffnung von Kauffahrteischiffen, die zu Verteidigungszwecken bewaffnet sind", bestimmen in dem Abschnitt „Gefecht" unter Nr. 4: „Es ist nicht ratsam, das Feuer auf eine größere Entfernung als 800 Yards zu eröffnen, es sei denn, daß der Feind bereits das Feuer vorher eröffnet hat." Grundsätzlich hat hiernach das Kauffahrteischiff die Aufgabe, das Feuer zu eröffnen, ohne Rücksicht auf die Haltung des Unterseeboots.

b) Die „Anweisungen, betreffend Unterseeboote, herausgegeben für Schiffe, die zu Verteidigungszwecken bewaffnet sind", schreiben unter Nr. 3 vor: „Wenn bei Tage ein Unterseeboot ein Schiff offensichtlich verfolgt, und wenn dem Kapitän augenscheinlich ist, daß es feindliche Absichten hat, dann soll das verfolgte Schiff zu seiner Verteidigung das Feuer eröffnen, auch wenn das Unterseeboot noch keine entschieden feindliche Handlung, wie z. B. Abfeuern eines Geschützes oder eines Torpedos, begangen hat." Auch hiernach genügt also das bloße Erscheinen eines Unterseeboots im Kielwasser des Kauffahrteischiffes als Anlaß für einen bewaffneten Angriff.

In allen diesen Befehlen, die sich nicht etwa nur auf die Seekriegszone um England beziehen, sondern in ihrem Geltungsbereich unbeschränkt sind, wird auf die Geheimhaltung der größte Nachdruck gelegt, und zwar offenbar deshalb, damit das völkerrechtswidrige und mit den britischen Zusicherungen in vollem Widerspruch stehende Vorgehen der Kauffahrteischiffe dem Feinde wie den Neutralen verborgen bleibe.

3. Hiernach ist klargestellt, daß die bewaffneten englischen Kauffahrteischiffe den amtlichen Auftrag haben, die deutschen Unterseeboote überall, wo sie in ihre Nähe gelangen, heimtückisch zu überfallen, also rücksichtslos gegen sie Krieg zu führen. Da die Seekriegsregeln Englands von seinen Verbündeten ohne weiteres übernommen werden, muß der Nachweis auch für die bewaffneten Kauffahrteischiffe der anderen feindlichen Staaten als erbracht gelten.

IV.

1. Unter den vorstehend dargelegten Umständen haben feindliche Kauffahrteischiffe, die mit Geschützen bewaffnet sind, kein Recht mehr darauf, als friedliche Handelsschiffe angesehen zu werden. Die deutschen Seestreitkräfte werden daher nach einer kurzen, den Interessen der Neutralen Rechnung tragenden Frist den Befehl erhalten, solche Schiffe als Kriegführende zu behandeln.

2. Die Deutsche Regierung gibt den neutralen Mächten von dieser Sachlage Kenntnis, damit sie ihre Angehörigen warnen können, weiterhin ihre Person oder ihr Vermögen bewaffneten Kauffahrteischiffen der mit dem Deutschen Reiche im Kriege befindlichen Mächte anzuvertrauen.

Berlin, den 8. Februar 1916.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 8. Februar. — Russischer Kriegsschauplatz: Durch helles Wetter begünstigt, herrschte gestern an der ganzen Nordostfront lebhaftere Geschütztätigkeit vor. — Nordwestlich von Tarnopol griffen die Russen in der Nacht von gestern auf heute einen unserer vorgeschobenen Infanteriestützpunkte wiederholt an. Es gelang ihnen, vorübergehend einzudringen, jedoch wurden sie nach kurzer Zeit wieder hinausgeworfen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 8. Februar. — Von der Irakfront ist nichts Besonderes zu berichten. — An der Kaukasusfront erneuerte der Feind am 6. Februar wiederum seine Angriffe in verschiedenen Abschnitten gegen unsere Stellungen und vorgeschobenen Posten. Er erzielte keinerlei Erfolg. Im Zentrum unternahmen unsere vorgeschobenen Abteilungen einen Gegenangriff, töteten mehr als 300 Russen und nahmen etwa 40, darunter 2 Offiziere, gefangen. — An der Dardanellenfront beschoß am 7. Februar ein feindlicher Torpedobootszerstörer Tekke Burun. Er wurde durch das Gegenfeuer unserer Batterien verjagt.

Erfolgreicher Sturm bei Vimy.

Großes Hauptquartier, 9. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Westlich von Vimy stürmten unsere Truppen die erste französische Linie in 800 Meter Ausdehnung, machten über 100 Gefangene und erbeuteten 5 Maschinengewehre. — Südlich der Somme sind die Franzosen abends wieder in ein kleines deutsches Grabenstück eingedrungen. — Im Priesterwald wurde von unserer Infanterie ein feindliches Flugzeug abgeschossen. Es stürzte brennend ab. Beide Insassen sind tot. — Östlicher Kriegsschauplatz: Kleinere russische Angriffe in der Gegend von Illuxt (nordwestlich von Dünaburg) sowie gegen die am 6. Februar von uns genommene Feldwachstellung an der Bahn Baranowitschi—Ljachowitschi wurden abgewiesen. (W. T. B.)

Fortschritte in Albanien.

Wien, 9. Februar. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Vortruppen der in Albanien operierenden k. und k. Streitkräfte haben den Ismifluß überschritten und den Ort Preza und die Höhen nordwestlich davon besetzt. Der Feind, aus Resten serbischer Verbände, italienischen Abteilungen und Söldnern Essad Paschas bestehend, vermied den Kampf und wich gegen Süden und Südosten zurück. Nur bei der Besetzung des Ortes Valjas (acht Kilometer nordwestlich von Tirana) kam es zu einem kurzen Gefecht, in dem der Gegner geworfen wurde. Unsere Flieger bewarfen in der letzten Zeit wiederholt die Truppenlager bei Durazzo und die im Hafen liegenden italienischen Dampfer erfolgreich mit Bomben. — In Montenegro ist die Lage unverändert ruhig; die Entwaffnung ist abgeschlossen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 10. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich von Vimy entrissen unsere Truppen den Franzosen ein größeres Grabenstück und gewannen in der Gegend von Neuville einen der früher verlorenen Trichter zurück. 52 Gefangene und 2 Maschinengewehre fielen dabei in unsere Hand. — Südlich der Somme wurden mehrfache französische Teilangriffe abgeschlagen. Hart nördlich Becquincourt gelang es dem Feinde, in einem kleinen Teil unseres vordersten Grabens Fuß zu fassen. — Auf der Combreshöhe quetschten wir durch Sprengung einen feindlichen Minenstollen ab. Französische Sprengungen nordöstlich von Celles (in den Vogesen) blieben erfolglos. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei der Heeresgruppe des Generals von Linsingen und bei der Armee des Generals Grafen von Bothmer wurden Angriffe schwacher feindlicher Abteilungen durch österreichisch-ungarische Truppen vereitelt. (W. T. B.)

Luftangriff auf Ramsgate.

Berlin, 10. Februar. Am Nachmittag des 9. Februar belegten einige unserer Marineflugzeuge die Hafen- und Fabrikanlagen sowie die Kasernen von Ramsgate (südlich der Themsemündung) ausgiebig mit Bomben. Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Vorpostenkämpfe in Ostgalizien.

Wien, 10. Februar. — Russischer Kriegsschauplatz: Der Feind entwickelte gestern in Wolhynien und an der ostgalizischen Front erhöhte Tätigkeit gegen unsere Vorposten. Bei der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand führte er wiederholt und an verschiedenen Stellen Aufklärungsabteilungen bis zur Stärke eines Bataillons gegen unsere Sicherungslinien vor. Es kam insbesondere im Abschnitt des oberösterreichischen Infanterieregiments Nr. 14 zu heftigen Vorpostenkämpfen, die auch die Nacht über fortdauerten und schließlich mit der völligen Vertreibung des Feindes endeten. Bei einer besonders umstrittenen Verschanzung wurden etwa 200 russische Leichen gezählt und viele Gefangene eingebracht. Auch bei unseren Vorposten nordwestlich von Tarnopol wurde in der Nacht von gestern auf heute erbittert gekämpft. Die Russen überfielen abermals die schon in einem der letzten Berichte angeführte Schanze, wurden jedoch durch einen Gegenangriff wieder vertrieben. An der bessarabischen Grenze warf kroatische Landwehr ein russisches Bataillon aus einer gut ausgebauten Vorposition gegen die Hauptstellung zurück.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 10. Februar. — An der Kaukasus- und Irakfront nichts von Bedeutung. Am 6. Februar beschoß die russische Flotte, ohne besonderen Schaden anzurichten, den Kohlenhafen von Zonguldak. Ein feindliches Flugzeugmutterschiff, das an diesem Kampfe teilnahm, wurde durch eins unserer Unterseeboote torpediert. — An der Dardanellenfront beschoß am 7. Februar ein Kreuzer auf der Höhe von Jenischehir erfolglos mit 10 Granaten die Küste von Tekke Burun. Unsere Artillerie schlug ein feindliches Flugzeug in die Flucht, das vormittags Sed ul Bahr überflog. Ein anderes Flugzeug, das denselben Abschnitt nachmittags überflog, entfernte sich infolge unseres Artilleriefeuers und flüchtete sich nach Imbros, von einem unserer Flugzeuge verfolgt.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 11. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nordwestlich von Vimy machten die Franzosen nach stundenlanger Artillerievorbereitung viermal den Versuch, die dort verlorenen Gräben wiederzugewinnen. Ihre Angriffe schlugen sämtlich fehl. — Auch südlich der Somme konnten sie nichts von der verlorenen Stellung wiedergewinnen. — An der Aisne und in der Champagne stellenweise lebhafte Artilleriekämpfe. — Einer unserer Fesselballons riß sich unbemannt los und trieb bei Vailly über die feindlichen Linien ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nördlich des Dryswjatysees wurde der Vorstoß einer stärkeren russischen Abteilung abgewiesen. (W. T. B.)

Seegefecht auf der Doggerbank.

Berlin, 11. Februar. In der Nacht vom 10. zum 11. Februar trafen bei einem Torpedobootsvorstoß unsere Boote auf der Doggerbank etwa 120 Seemeilen östlich der englischen Küste auf mehrere englische Kreuzer, die alsbald die Flucht ergriffen. Unsere Boote nahmen die Verfolgung auf, versenkten den neuen Kreuzer „Arabis" und erzielten einen Torpedotreffer auf einen zweiten Kreuzer. — Durch unsere Torpedoboote wurde der Kommandant der „Arabis", ferner 2 Offiziere und 21 Mann gerettet. Unsere Streitkräfte haben keinerlei Beschädigungen oder Verluste erlitten.
Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 11. Februar. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Tätigkeit feindlicher Erkundungstruppen gegen die Front der Armee Erzherzog Joseph Ferdinand dauert an. Unsere Sicherungsabteilungen wiesen die Russen überall zurück. Die Vorposten des ungarischen Infanterieregiments Nr. 82 zersprengten einige russische Kompagnien. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die in Albanien vorrückenden österreichisch-ungarischen Streitkräfte haben am 9. dieses Monats Tirana und die Höhen zwischen Preza und Bazar Sjak besetzt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 11. Februar. — An der Irakfront zeitweiliges Feuer der Artillerie und der Infanterie. Der Feind, der vom rechten Ufer her vordringen wollte, wurde nach zwei heftigen Gefechten gezwungen, auf seine alten Stellungen zurückzugehen. Bei Kut el Amara keine Veränderung. — An der Kaukasusfront scheiterten heftige Angriffe feindlicher Vorposten an unserem kräftigen Gegenstoß. — An der Dardanellenfront schleuderte am Nachmittag des 9. Februar ein Kreuzer auf der Höhe von Jenischehir 5 Bomben gegen Tekke Burun. Unsere anatolischen Batterien erwiderten das Feuer, und er zog sich nach Imbros zurück. Zwei Monitoren, die vor dem Eingange zur Meerenge kreuzten, wurden gezwungen, sich zu entfernen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 12. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nach heftigem Feuer auf einen großen Teil unserer Front in der Champagne griffen die Franzosen abends östlich des Gehöftes Maison de Champagne (nordwestlich von Massiges) an und drangen in einer Breite von noch nicht 200 Meter in unsere Stellung ein. — Auf der Combreshöhe besetzten wir den Rand eines vor unserem Graben von den Franzosen gesprengten Trichters. — Östlicher Kriegsschauplatz: Vorstöße russischer Patrouillen und kleinerer Abteilungen wurden an verschiedenen Stellen der Front abgewiesen. (W. T. B.)

Nochmals das Seegefecht auf der Doggerbank.

Berlin, 12. Februar. Der amtlichen Veröffentlichung vom 11. Februar über Vernichtung der „Arabis" durch unsere Torpedoboote ist hinzuzufügen, daß, wie nachträgliche Feststellungen mit Sicherheit ergeben haben, auch das durch einen Torpedo getroffene zweite englische Schiff gesunken ist. — Des ferneren wurde festgestellt, daß im ganzen der Kommandant, der Schiffsarzt, 1 Offizier, 1 Deckoffizier, 27 Mann von der „Arabis" gerettet worden sind. Hiervon sind auf der Rückfahrt infolge des Aufenthaltes im Wasser der Schiffsarzt und 3 Mann gestorben.
Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Das französische Linienschiff „Suffren" versenkt.

Berlin, 12. Februar. Ein deutsches Unterseeboot hat am 8. Februar an der syrischen Küste südlich von Beirut das französische Linienschiff „Suffren" versenkt. Das Schiff sank innerhalb zwei Minuten. Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Heftige Geschützkämpfe bei Tarnopol.

Wien, 12. Februar. — Russischer Kriegsschauplatz: Gestern wurden abermals zahlreiche russische Aufklärungsabteilungen abgewiesen, es kam auch zu stärkeren Geschützkämpfen. Vom Feind unter schwerstes Artilleriefeuer genommen, mußte in den Nachmittagsstunden die schon mehrfach genannte Vorpostenschanze nordwestlich Tarnopol geräumt werden. Die Russen setzten sich in der verlassenen Stellung fest, wurden aber in der Nacht durch einen Gegenangriff in heftigem Kampfe wieder hinausgeworfen. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der küstenländischen Front finden seit einigen Tagen wieder lebhafte Artilleriekämpfe statt. — Bei Flitsch eroberten unsere Truppen heute früh eine feindliche Stellung im Rombongebiet; wir erbeuteten 3 Maschinengewehre und nahmen 73 Alpini gefangen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Westlich von Tirana versuchten italienische Kräfte sich der von uns genommenen Höhenstellungen zu bemächtigen. Unsere Truppen schlugen alle Angriffe zurück.

Flugzeug-Angriffe auf italienische Städte.

Wien, 12. Februar. — Am 12. d. M. nachmittags hat ein Seeflugzeuggeschwader in Ravenna zwei Bahnhofsmagazine zerstört, Bahnhofsgebäude, Schwefel- und Zuckerfabrik schwer beschädigt, einige Brände erzeugt. Die Flugzeuge wurden von einer Abwehrbatterie im Hafen Corsini heftig beschossen. Ein zweites Geschwader erzielte in den Pumpwerken von Codigoro und Cavanello mit schweren Bomben mehrere Volltreffer. Alle Flugzeuge sind unversehrt zurückgekehrt. Flottenkommando.

Kämpfe an der ganzen Westfront.

Großes Hauptquartier, 13. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: In Flandern drangen nach lebhaftem Artilleriekampfe Patrouillen und stärkere Erkundungsabteilungen in die feindlichen Stellungen ein. Sie nahmen einige wirkungsvolle Sprengungen vor und machten südöstlich von Boesinghe über 40 Engländer zu Gefangenen. — Englische Artillerie beschoß gestern und vorgestern die Stadt Lille mit gutem sachlichen Ergebnis; Verluste oder militärischer Schaden wurden uns dadurch nicht verursacht. — Auf unserer Front zwischen dem Kanal von La Bassée und Arras, sowie auch südlich der Somme litt die Gefechtstätigkeit unter dem unsichtigen Wetter. In den Kämpfen in der Gegend nordwestlich und westlich von Vimy bis zum 8. Februar sind im ganzen 9 Offiziere, 682 Mann gefangen genommen worden, die Gesamtbeute beträgt 35 Maschinengewehre, 2 Minenwerfer und anderes Gerät. — Unsere Artillerie nahm die feindlichen Stellungen zwischen der Oise und Reims unter kräftiges Feuer; Patrouillen stellten gute Wirkung in den Gräben des Gegners fest. — In der Champagne stürmten wir südlich von Ste. Marie-à-Py die französischen Stellungen in einer Ausdehnung von etwa 700 Meter und nahmen 4 Offiziere, 202 Mann gefangen. Nordwestlich von Massiges scheiterten zwei heftige feindliche Angriffe. An dem von den Franzosen vorgestern besetzten Teil unseres Grabens östlich von Maison de Champagne dauern Handgranatenkämpfe ohne Unterbrechung fort. — Zwischen Maas und Mosel zerstörten wir durch fünf große Sprengungen die vorderen feindlichen Gräben völlig in je 30 bis 40 Meter Breite. — Lebhafte Artilleriekämpfe in Lothringen und in den Vogesen. Südlich von Lusse (östlich von St. Dié) drang eine deutsche Abteilung in einen vorgeschobenen Teil der französischen Stellung ein und nahm über 30 Jäger gefangen. — Unsere Flugzeuggeschwader belegten die feindlichen Etappen- und Bahnanlagen von La Panne und Poperinghe ausgiebig mit Bomben. Ein Angriff der feindlichen Flieger auf Ghistelles (südlich von Ostende) hat keinen Schaden angerichtet. — Östlicher Kriegsschauplatz: Östlich von Baranowitschi wurden zwei von den Russen noch auf dem westlichen Scharaufer gehaltene Vorwerke gestürmt. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 13. Februar. — Italienischer Kriegsschauplatz: Ein nächtlicher italienischer Angriff auf die von uns genommene Stellung im Rombongebiete wurde abgewiesen. — Stellenweise fand lebhaftere feindliche Artillerietätigkeit statt. Auch Görz erhielt, wie fast alltäglich, einige Granaten.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 13. Februar. Ein deutsches Unterseeboot torpedierte am 8. Februar auf der Höhe von Beirut das französische Linienschiff „Suffren", das in 2 Minuten unterging. Von den 850 Mann der Besatzung hat niemand gerettet werden können. — An der Irakfront zerstörte eine zur Aufklärung in Richtung auf Scheikh Said vorgesandte Kolonne die Telegraphenlinien des Feindes in der Umgebung und zwang durch ihr Feuer ein feindliches Motorfahrzeug zum Rückzug. Bei Felahie und Kut el Amara zeitweise unterbrochenes Infanterie- und Artilleriefeuer. Unsere Freiwilligenabteilungen griffen am 7. Februar ein feindliches Lager westlich von Korna an. Der Kampf dauerte bis in die Nacht hinein. Der Feind wurde gezwungen, in südlicher Richtung zu fliehen. Er ließ dabei eine Menge Toter zurück. In diesem Gefecht wurden dem Feind einige Gefangene, eine Menge Waffen, Munition und Saumtiere abgenommen. — An der Kaukasusfront auf dem linken Flügel Artilleriefeuer ohne Wirkung. Im Zentrum dauern die Vorpostengefechte an. Der Feind, der einen unserer Stellungen besetzt hielt, wurde durch einen Gegenangriff daraus vertrieben. Er ließ eine Menge Toter zurück.

Elbassan besetzt.

Sofia, 13. Februar. Die bulgarischen Truppen haben gestern Elbassan besetzt. Die Bevölkerung bereitete ihnen einen sehr warmen Empfang; die Stadt war beflaggt.

Neue Kämpfe an der ganzen Westfront.

Großes Hauptquartier, 14. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die lebhaften Artilleriekämpfe dauerten auf einem großen Teil der Front an. Der Feind richtete nachts sein Feuer wieder auf Lens und Lievin. — Südlich der Somme entwickelten sich heftige Kämpfe um einen vorspringenden erweiterten Sappenkopf unserer Stellung. Wir gaben den umfassenden Angriffen ausgesetzten Graben auf. — In der Champagne wurden zwei feindliche Gegenangriffe südlich von Ste. Marie-à-Py glatt abgewiesen. Nordwestlich von Tahure entrissen wir den Franzosen im Sturm über 700 Meter ihrer Stellung. Der Feind ließ 7 Offiziere, über 300 Mann gefangen in unserer Hand und büßte 3 Maschinengewehre, 5 Minenwerfer ein. Die Handgranatenkämpfe östlich von Maison de Champagne sind zum Stillstand gekommen. — Südlich von Lusse (östlich von St. Dié) zerstörten wir durch eine Sprengung einen Teil der feindlichen Stellung. — Bei Obersept (nahe der französischen Grenze nordwestlich von Pfirt) nahmen unsere Truppen die französischen Gräben in einer Ausdehnung von etwa 400 Meter und wiesen nächtliche Gegenangriffe ab. Einige Dutzend Gefangene, 2 Maschinengewehre und 3 Minenwerfer sind in unsere Hand gefallen. — Die deutschen Flugzeuggeschwader griffen Bahnanlagen und Truppenlager des Feindes auf dem nördlichen Teile der Front an. — Östlicher Kriegsschauplatz: Abgesehen von einigen für uns erfolgreichen Patrouillengefechten hat sich nichts von Bedeutung ereignet. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 14. Februar. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Geschützkämpfe an der küstenländischen Front waren gestern an einigen Stellen sehr heftig. Unsere neu gewonnene Stellung im Rombongebiete wurde gegen mehrere feindliche Angriffe behauptet. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die in Albanien operierenden k. und k. Streitkräfte haben mit Vortruppen den unteren Arzon gewonnen. Der Feind wich auf das Südufer zurück.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 14. Februar. Ein feindlicher Torpedobootszerstörer, der sich dem Eingang zu den Dardanellen zu nähern versuchte, wurde durch das Feuer unserer Batterien vertrieben.

Überfall an der Irakfront.

Konstantinopel, 14. Februar. — An der Irakfront wurde festgestellt, daß der Feind infolge des erfolggekrönten Überfalls, den wir am Vormittag des 7. Januar gegen das englische Lager von Batiha (bei Korna) ausführten, geflohen ist und alle Lagergeräte sowie 500 Tote auf dem Platze gelassen hat. Außerdem wurde eine kleine feindliche Abteilung in dem gleichen Gefecht umzingelt und vollkommen aufgerieben. Weiter erlitt der Feind gelegentlich eines Überfalls, den wir gegen Suk el Schiuh, zwischen Korna und Nasria, unternahmen, schwere Verluste, ein englischer politischer Agent wurde verwundet. An zwei Stellen wurden feindliche Hilfskräfte, deren Lager sich in der Umgebung befand, zum Rückzug gezwungen, als sie zum Entsatz herbeieilten. Sie ließen eine Menge Gefallener auf dem Gelände. Bei Felahie und Kut el Amara keine Veränderung. — An der Kaukasusfront nahmen im Zentrum die Vorpostengefechte an Heftigkeit zu und breiteten sich in den letzten Tagen an einigen Stellen bis zu den vordersten Teilen der Hauptstellung aus. Feindliche Angriffe wurden durch Gegenangriffe angehalten. Zwei russische Flugzeuge wurden durch unser Feuer beschädigt und zum Landen gezwungen.

Fortschritte bei Ypern.

Großes Hauptquartier, 15. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich von Ypern nahmen unsere Truppen nach ausgiebiger Vorbereitung durch Artillerie- und Minenwerferfeuer etwa 800 Meter der englischen Stellungen. Ein großer Teil der feindlichen Grabenbesatzung fiel, ein Offizier und einige Dutzend Leute wurden gefangen genommen. — An der Straße Lens—Béthune besetzten wir nach erfolgreicher Sprengung den Trichterrand. Der Gegner setzt die Beschießung von Lens und seiner Vororte fort. — Südlich der Somme schlossen sich an vergebliche französische Handgranatenangriffe heftige, bis in die Nacht andauernde Artilleriekämpfe an. — Nordwestlich von Reims blieben französische Gasangriffsversuche wirkungslos. — In der Champagne erfolgte nach starker Feuervorbereitung ein schwächlicher Angriff gegen unsere neue Stellung nordwestlich von Tahure. Er wurde leicht abgewiesen. — Östlich der Maas lebhaftes Feuer gegen unsere Front zwischen Flabas und Ornes. — Ein nächtlicher Gegenangriff der Franzosen ist vor der ihnen entrissenen Stellung bei Obersept gescheitert. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Front der Armee des Generals Grafen von Bothmer fanden lebhafte Artilleriekämpfe statt. — Bei Grobla (am Sereth, nordwestlich von Tarnopol) schoß ein deutscher Kampfflieger ein russisches Flugzeug ab; Führer und Beobachter sind tot. (W. T. B.)

Elf Flugzeuge über Mailand.

Wien, 15. Februar. — Russischer Kriegsschauplatz: In Ostgalizien erhöhte Kampftätigkeit feindlicher Flieger ohne Erfolg. Nordwestlich von Tarnopol wurde ein russisches Flugzeug durch einen deutschen Kampfflieger zum Absturz gebracht; Insassen sind tot. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Kärntener Front beschoß die feindliche Artillerie gestern unsere Stellungen beiderseits des Seisera- und Seebachtales (westlich Raibl). Um Mitternacht eröffnete sie ein heftiges Feuer gegen die Front zwischen dem Fellatal und dem Wischberg. — Bei Flitsch griffen die Italiener abends unsere neue Stellung im Rombongebiet an; sie wurden unter großen Verlusten abgewiesen. Die heftigen Geschützkämpfe an der küstenländischen Front dauern fort. Gestern früh belegte eines unserer Flugzeuggeschwader, bestehend aus elf Flugzeugen, den Bahnhof und Fabrikanlagen in Mailand mit Bomben. Mächtige Rauchentwicklung wurde beobachtet. Unbehindert durch Geschützfeuer und Abwehrflugzeuge des Feindes bewirkten die Beobachtungsoffiziere planmäßig den Bombenabwurf. Der Luftkampf wurde durchweg zu unseren Gunsten entschieden. Die feindlichen Flieger räumten das Feld. Außerdem belegten mehrere Flugzeuge eine Fabrik von Schio mit sichtlichem Erfolg mit Bomben. Alle Flugzeuge kehrten wohlbehalten zurück.

Englische Angriffe bei Ypern abgeschlagen.

Großes Hauptquartier, 16. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Engländer griffen gestern abend dreimal vergebens die von uns eroberte Stellung südöstlich von Ypern an. Ihr Gefangenenverlust beträgt im ganzen rund 100 Mann. — In der Champagne wiederholten die Franzosen den Versuch, ihre Stellungen nordwestlich von Tahure zurückzugewinnen, mit dem gleichen Mißerfolge wie am vorhergehenden Tage. — Allgemein beeinträchtigte stürmisches Regenwetter die Kampftätigkeit. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Schneetreiben auf der ganzen Front hat sich nichts von Bedeutung ereignet. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 16. Februar. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Artilleriekämpfe an der küstenländischen und dem anschließenden Teil der Kärntener Front dauern fort. Im Abschnitte von Doberdo kam es auch zu Minenwerfer- und Handgranatenkämpfen. Am Javoreck wurde eine italienische Feldwache zum achten Male ausgehoben. Das Vorfeld unserer neuen Stellung im Rombongebiete ist mit Feindesleichen bedeckt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 16. Februar. — An der Irakfront überflog eines unserer Flugzeuge die feindliche Artilleriestellung bei Kut el Amara und warf dort mit Erfolg 12 Bomben ab, die sehr große Wirkung hatten. Nach der Niederlage in der Schlacht bei Batiha westlich Korna ließ der Feind auf seinen Rückzugsstraßen eine große Zahl von Toten. Die Verluste, die der Feind in der genannten Schlacht erlitten hat, belaufen sich, soweit sie bisher festgestellt sind, auf 2000 Mann und 300 Tiere. — An der Kaukasusfront verlor der Feind bei den heftigen Stellungskämpfen, die trotz des kalten Wetters und des Schnees in den letzten drei Tagen stattfanden, 5000 Tote und 60 Mann an Gefangenen. — An der Dardanellenfront feuerte am 13. Februar ein Kreuzer, ein Monitor und ein Torpedoboot des Feindes 20 Granaten erfolglos gegen Tekke Burun. Infolge des Gegenfeuers unserer Küstenbatterien wurden sie gezwungen, sich zu entfernen. — Bei Aden in den Wäldern zwischen Scheikh Osman und Elu-Aile wurde eine Aufklärungsabteilung des Feindes in einen Hinterhalt gelockt und fast vollständig aufgerieben. Die Überbleibenden flüchteten sich in Richtung Scheikh Osman unter Zurücklassung ihrer gesamten Bagage.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 17. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei den Aufräumungsarbeiten in der neuen Stellung bei Obersept wurden noch acht französische Minenwerfer gefunden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf dem nördlichen Teile der Front lebhafte Artillerietätigkeit. — Unsere Flieger griffen Dünaburg und die Bahnanlagen von Wilejka an. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 17. Februar. — Russischer Kriegsschauplatz: Nächtliche Fliegerangriffe gegen unsere Front an der Strypa verliefen ergebnislos. Am Korminbach, südlich von Berestiany, wurden Angriffe russischer Abteilungen leicht abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Das italienische Geschützfeuer war gestern vornehmlich gegen Ortschaften im Canaletal, im Rombongebiet und die Brückenköpfe von Tolmein und Görz gerichtet. Ein feindlicher Angriffsversuch gegen den Monte San Michele wurde abgewiesen. — Bei Pola holten die Abwehrbatterien des äußeren Kriegshafenviertels ein italienisches Flugzeug herab; Pilot und Beobachter wurden gefangen genommen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 17. Februar. — An der Dardanellenfront wurden ein feindlicher Monitor, der sich der Küste von Alan Dere nähern wollte, und ein Kreuzer, der auf die Höhe von Kara Tepe kam, durch das Feuer unserer Artillerie gezwungen

sich zu entfernen. — Von der Irak- und der Kaukasusfront keine Nachricht von Wichtigkeit. — An der Dardanellenfront eröffnete ein Kreuzer Feuer in der Richtung auf Sed ul Bahr, zog sich aber nach dem sechzehnten Schuß infolge der Antwort unserer Küstenbatterien zurück.

Neue Kämpfe bei Ypern.

Großes Hauptquartier, 18. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Engländer haben nochmals versucht, ihre Stellungen südöstlich von Ypern zurückzugewinnen. Sie wurden blutig abgewiesen. — Nordwestlich von Lens und nördlich von Arras haben unsere Truppen mit Erfolg Minen gesprengt. — Eine kleine deutsche Abteilung brachte von einer nächtlichen Unternehmung gegen die englische Stellung bei Foncquevillers (nördlich von Albert) einige Gefangene und ein Maschinengewehr ein. — Hart südlich der Somme brach ein Angriff frisch eingesetzter französischer Truppen in unserem Feuer zusammen. — Auf der übrigen Front zeitweise lebhaftere Artilleriekämpfe; keine besonderen Ereignisse. — Nächtliche feindliche Angriffe in Flandern wurden von unseren Fliegern sofort mit Bombenabwurf auf Poperinghe beantwortet. — Balkan-Kriegsschauplatz: Feindliche Flieger griffen den Bahnhof Hudova (im Wardartal, südwestlich von Strumica) an. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 18. Februar. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Artillerietätigkeit war gestern im allgemeinen schwächer als in den letzten Tagen. Der Ort Malborgeth stand wieder unter feindlichem Feuer. Eine Säuberung des Vorfeldes im Rombongebiet brachte 37 Gefangene und 1 Maschinengewehr ein. Ein Angriff mehrerer italienischer Kompagnien wurde abgewiesen. Bei Oslavija wurden seit den letzten Kämpfen 7 Maschinengewehre, 2 Minenwerfer und 1200 Gewehre eingebracht. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Eine unter unserer Führung stehende, durch österreichisch-ungarische Truppen verstärkte Albanergruppe hat Kavaja besetzt. Die dortige Besatzung, Gendarmen Essad Paschas, konnte sich der Gefangennahme nur durch Flucht zu Schiff entziehen.

Ereignisse zur See.

Wien, 18. Februar. Am Morgen des 16. Februar torpedierte eines unserer Unterseeboote vor Durazzo einen französischen Dampfer, der dann auf eine Untiefe auflief. Flottenkommando.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. Februar. — An der Irakfront bei Kut el Amara Artillerie- und Infanteriefeuer. Im Abschnitt von Felahie wurden feindliche Kräfte, die auf dem rechten Ufer des Tigris vorstoßen wollten, nach einem dreistündigen Kampf gezwungen, zu weichen, und bis in die zweite Linie ihrer Verschanzung verfolgt. Nach einem Kampf mit einer feindlichen Eskadron floh diese unter Hinterlassung von mehr als 30 Toten. — In Persien südwestlich von Hamadan wurden die Russen, die Kengawer anzugreifen versuchten, nach einem Gegenangriff unserer aus persischen Freiwilligen bestehenden Abteilungen verjagt. Sie erlitten beträchtliche Verluste. — An den Dardanellen schossen ein feindlicher Kreuzer und Torpedoboote in der Höhe der Meerengen am 15. und 16. Februar einige Granaten ab und zogen sich dann auf die Erwiderungen unserer Batterien hin zurück. Drei feindliche Flugzeuge, die die Meerenge überflogen, wurden durch unser Feuer vertrieben.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 19. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auch gestern brachten unsere Truppen einen durch starkes Feuer vorbereiteten englischen Angriff südöstlich von Ypern zum Scheitern. — Im Abschnitt nördlich und nordöstlich von Arras Minen- und Handgranatenkämpfe. Wir besetzten einen von uns gesprengten Trichter. — Auf der Front zwischen der Aisne und der Maas lag stellenweise stärkeres feindliches Artillerie- und Minenfeuer. — Durch eine größere Sprengung zerstörten wir einen Teil der französischen Stellung auf der Combreshöhe. — Nordöstlich von Largitzen (nahe der französischen Grenze, südwestlich von Altkirch) stießen deutsche Abteilungen in die feindliche Stellung vor, zerstörten Verteidigungsanlagen und Hindernisse des Gegners und kehrten mit einigen Gefangenen und zwei erbeuteten Minenwerfern zurück. — Unsere Flieger griffen den Flugplatz Abeele (südwestlich von Poperinghe) sowie feindliche Bahnanlagen erfolgreich an. (W. T. B.)

Nochmals das Seegefecht an der Doggerbank.

Berlin, 19. Februar. Die britische Admiralität hat durch das Reuterbureau in einer Veröffentlichung vom 18. Februar den Verlust eines zweiten Kriegsschiffes bei dem Gefecht in der Nacht vom 10. zum 11. Februar auf der Doggerbank in Abrede gestellt, indem sie die deutschen Berichte als unwahr bezeichnet. Gegenüber dieser amtlichen Auslassung wird festgestellt, daß die Vernichtung eines zweiten Schiffes außer „Arabis" auf Grund einwandfreier Beobachtungen der deutschen Seestreitkräfte erwiesen ist. Die amtliche Veröffentlichung vom 12. Februar über den Verlust des zweiten Schiffes besteht daher nach wie vor zu Recht.

Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Fliegerangriff der Italiener auf Laibach.

Wien, 19. Februar. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Tiroler Front beschoß die feindliche Artillerie die Ortschaft Fontanedo in den Judikarien und den Raum des Col di Lana. Im Suganagebiete wurde ein Angriff der Italiener auf den Collo (nordwestlich von Borgo) abgewiesen. — Im Kärntener Grenzgebiet stand der Ort Uggowitz, im Küstenlande der Mrzli Vrh und der Monte San Michele unter lebhafterem Feuer. — Die gestrige Unternehmung eines italienischen Flugzeuggeschwaders gegen Laibach hatte einen kläglichen Verlauf. Die Mehrzahl der Flugzeuge wurde schon an der Kampffront zur Umkehr gezwungen, drei erreichten Laibach und warfen in die Nähe eines dortigen Spitals und auf mehrere Ortschaften der Umgebung ohne jeden Erfolg Bomben ab. Bei der Rückkehr griffen unsere Flieger die feindlichen an und holten ein Caproni-Großkampfflugzeug herunter.

Neue Fortschritte bei Ypern.

Großes Hauptquartier, 20. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Am Yserkanal nördlich von Ypern wurde die englische Stellung in etwa 350 Meter Frontbreite gestürmt. Alle Versuche des Feindes, in nächtlichen Handgranatenangriffen seine Gräben zurückzugewinnen, scheiterten. 30 Gefangene blieben in unserer Hand. — Südlich von Loos entspannen sich lebhafte Kämpfe; der Feind drang bis in den Rand eines unserer Sprengtrichter vor. — Südlich von Hebuterne (nördlich von Albert) nahmen wir bei einem erfolgreichen kleinen Nachtgefecht einige Engländer gefangen. — Im Luftkampf östlich von Péronne wurde ein mit zwei Maschinengewehren ausgerüsteter englischer Doppeldecker abgeschossen; die Insassen sind tot. — Unsere Flieger belegten zahlreiche Orte hinter der feindlichen Nordfront, sowie Lunéville mit Bomben. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Sawitsche (an der Beresina östlich von Wischnew) brach ein russischer Angriff in unserem Feuer zwischen den beiderseitigen Linien zusammen. — Logischin und die Bahnanlagen von Tarnopol wurden von deutschen Fliegern angegriffen. (W. T. B.)

Fliegerangriff auf Furnes.

Berlin, 20. Februar. Marineflugzeuge belegten am 20. Februar Flugplatz und Truppenlager von Furnes (südöstlich von La Panne) ausgiebig mit Bomben. Die Flugzeuge sind unversehrt zurückgekehrt. Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. Februar. — Italienischer Kriegsschauplatz: In den Judikarien steht unser Werk Carriola (bei Lardaro) unter schwerem Mörserfeuer. An der Isonzofront dauern die Geschützkämpfe fort. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Von Bazar Sjak wurde eine italienische Vorstellung genommen. Weiter südlich haben sich unsere Truppen nahe an die feindlichen Linien südöstlich von Durazzo herangeschoben. — An unserer Seite kämpfende Albanergruppen haben Berat, Ljusna und Pekinj besetzt. In diesen Orten wurden über 200 Gendarmen Essad Paschas gefangen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 20. Februar. — An der Dardanellenfront wurden am 18. Februar zwei feindliche Kriegsschiffe, die Sed ul Bahr und Tekke Burun beschossen, von mehreren Granaten unserer Batterien getroffen und mußten sich entfernen. Am 19. Februar zwangen gleichfalls unsere Batterien einen feindlichen Monitor, der die Höhe von Sed ul Bahr beschoß, dem Feuer zu weichen. Am 17. Februar bombardierte einer unserer Flieger ein bei Mudros ankerndes Transportschiff, in dessen Vorderteil ein Brand hervorgerufen wurde.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 21. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Ypern wurde ein englischer Handgranatenangriff gegen unsere neue Stellung am Kanal abgewiesen. Südlich von Loos mußte sich der Feind von unserer Trichterstellung wieder zurückziehen; an der Straße Lens—Arras griff er vergeblich an. — Unsere Flugzeuggeschwader griffen mit vielfach beobachtetem guten Erfolge rückwärtige feindliche Anlagen, unter anderem in Furnes, Poperinghe, Amiens und Lunéville an. — Östlicher Kriegsschauplatz: Vor Dünaburg scheiterten russische Angriffe. Kleinere feindliche Vorstöße wurden auch an anderen Stellen der Front zurückgeschlagen. (W. T. B.)

Fliegerangriff auf Lovestoft.

Berlin, 21. Februar. Am 20. Februar mittags griffen Marineflugzeuge die englische Küste an. Es wurden Fabrikanlagen in Deal, Bahn- und Hafenanlagen sowie ein Gasometer in Lowestoft ausgiebig und mit gutem Erfolge mit Bomben belegt. Hauptbahnhof und Hafenanlagen in Lowestoft wurden mehrfach getroffen, der Gasometer brach unter der Wirkung einer Bombe zusammen. Ferner wurden in den Downs zwei Tankdampfer beworfen. —

Trotz Beschießung und Verfolgung durch feindliche Flieger sind unsere Flugzeuge sämtlich wohlbehalten zurückgekehrt.

Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 21. Februar. — Russischer Kriegsschauplatz: Österreichisch-ungarische Abteilungen warfen gestern abend den Feind südöstlich von Kozlow, an der Strypa, aus einer vorgeschobenen Stellung. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Albanische Abteilungen gewannen, von österreichisch-ungarischen Offizieren geführt, westlich von Kavaja die Adriaküste.

Sturmangriff bei Souchez.

Großes Hauptquartier, 22. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Das nach vielen unsichtigen Tagen gestern aufklarende Wetter führte zu lebhafter Artillerietätigkeit an vielen Stellen der Front; so zwischen dem Kanal von La Bassée und Arras, wo wir östlich von Souchez im Anschluß an unser wirkungsvolles Feuer den Franzosen 800 Meter ihrer Stellung im Sturm entrissen und 7 Offiziere, 319 Mann gefangen einbrachten. — Auch zwischen der Somme und der Oise, an der Aisnefront und an mehreren Stellen der Champagne steigerte sich die Kampftätigkeit zu größerer Heftigkeit. Nordwestlich von Tahure scheiterte ein französischer Handgranatenangriff. — Endlich setzten auf den Höhen zu beiden Seiten der Maas oberhalb von Dun Artilleriekämpfe ein, die an mehreren Stellen zu beträchtlicher Stärke anschwollen und auch während der letzten Nacht nicht verstummten. — Zwischen den von beiden Seiten aufgestiegenen Fliegern kam es zu zahlreichen Luftgefechten, besonders hinter der feindlichen Front. — Ein deutsches Luftschiff ist heute nacht bei Revigny dem feindlichen Feuer zum Opfer gefallen. (W. T. B.)

Fliegerangriffe in der Lombardei.

Wien, 22. Februar. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Isonzofront waren die Artilleriekämpfe im allgemeinen, namentlich aber bei Plawa, recht lebhaft. — Eines unserer Flugzeuggeschwader unternahm einen Angriff auf Fabrikanlagen in der Lombardei. Zwei Flugzeuge drangen hierbei zur Erkundigung bis Mailand vor. Ein anderes Geschwader griff die italienische Flugzeugstation und die Hafenanlagen von Desenzano am Gardasee an. Trotz heftigen feindlichen Artilleriefeuers kehrten alle Flugzeuge wohlbehalten zurück.

Erzerum gefallen.

Konstantinopel, 22. Februar. Unsere Armee hat sich aus militärischen Rücksichten ohne Verlust in westlich von Erzerum gelegene Stellungen zurückgezogen, nachdem sie die 15 Kilometer östlich der Stadt befindlichen Stellungen sowie 50 alte Kanonen, die nicht weggeschafft werden konnten, an Ort und Stelle zerstört hatte. Die von den Russen verbreiteten phantastischen Nachrichten, wonach sie in Erzerum 1000 Kanonen erbeutet und 80000 Gefangene gemacht hätten, widersprechen der Wahrheit. In Wirklichkeit hat, abgesehen von den in den erwähnten Stellungen vorgekommenen Kämpfen, kein Kampf in der Umgebung von Erzerum stattgefunden. Im Grunde genommen war Erzerum keine Festung, sondern eine offene Stadt. Die in der Umgebung befindlichen Forts hatten keinen militärischen Wert. Aus diesem Grunde wurde es auch nicht in Erwägung gezogen, die Stadt zu halten.

Beginn des Angriffs auf Verdun.

Großes Hauptquartier, 23. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Durch eine Sprengung in der Nähe der von uns am 21. Februar eroberten Gräben östlich Souchez wurde die feindliche Stellung erheblich beschädigt. Die Gefangenenzahl erhöht sich hier auf 11 Offiziere und 348 Mann, die Beute beträgt 3 Maschinengewehre. — Auf den Maashöhen dauerten die Artilleriekämpfe mit unverminderter Stärke fort. — Östlich des Flusses griffen wir die Stellungen an, die der Feind etwa in Höhe der Dörfer Consenvoye—Azannes seit anderthalb Jahren mit allen Mitteln der Befestigungskunst ausgebaut hatte, um eine für uns unbequeme Einwirkung auf unsere Verbindungen im nördlichen Teil der Woëvre zu behalten. Der Angriff stieß in der Breite von reichlich 10 Kilometer, in der er angesetzt war, bis zu 3 Kilometer Tiefe durch. Neben sehr erheblichen blutigen Verlusten büßte der Feind mehr als 3000 Mann an Gefangenen und zahlreiches noch nicht übersehbares Material ein. — Im Oberelsaß führte der Angriff westlich Heidweiler zur Fortnahme der feindlichen Stellungen in einer Breite von 700 und einer Tiefe von 400 Meter, wobei etwa 80 Gefangene in unserer Hand blieben. — In zahlreichen Luftkämpfen jenseits der feindlichen Linie behielten unsere Flieger die Oberhand. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 23. Februar. — Russischer Kriegsschauplatz: Nordwestlich von Tarnopol schlugen unsere Sicherungstruppen russische Vorstöße gegen die schon wiederholt genannten vorgeschobenen Feldwachverschanzungen ab. Sonst keine besonderen Ereignisse. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die lebhaften Artilleriekämpfe an der küstenländischen Front dauern fort. Hinter den feindlichen Linien wurden größere Brände beobachtet. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich von Durazzo wurde der Gegner aus einer Vorstellung geworfen. Ein österreichisch-ungarischer Flieger bewarf die im Hafen von Durazzo liegenden italienischen Schiffe mit Bomben. Ein Transportschiff wurde in Brand gesetzt und sank.

Weitere Fortschritte östlich der Maas.

Großes Hauptquartier, 24. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Der Erfolg östlich der Maas wurde weiter ausgebaut. Die Orte Brabant, Haumont und Samogneux sind genommen, das gesamte Waldgebiet nordwestlich, nördlich und nordöstlich von Beaumont, sowie das Herbebois sind in unserer Hand. — Südlich von Metz wurde ein vorgeschobener französischer Posten überrascht und in einer Stärke von über 50 Mann gefangen abgeführt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf dem nördlichen Teile der Front lebhaftere Artilleriekämpfe. An zahlreichen Stellen Patrouillengefechte. Keine besonderen Ereignisse. (W. T. B.)

Fortschritte in Albanien.

Wien, 24. Februar. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unsere Truppen in Albanien haben gestern die Italiener und ihren Bundesgenossen Essad bei Durazzo geschlagen. Am Vormittag bemächtigten sich unsere Bataillone — deren kleinere Abteilungen den unteren Arzen übersetzten — der letzten feindlichen Vorpositionen östlich von Bazar Sjak. Am Mittag wurde die italienische Brigade Savona auch aus der stark ausgebauten Hauptstellung östlich des eben genannten Ortes geworfen. — Gleichzeitig erstürmte eine andere Kolonne die zehn Kilometer südöstlich von Durazzo angelegten Verschanzungen von Sasso-Bianco. Der Feind verließ seine Gräben zum Teil fluchtartig und wich hinter den inneren Verteidigungsring. Es wird verfolgt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 24. Februar. — An der Irakfront versuchte eine feindliche Abteilung in Stärke von etwa einem Bataillon sich unseren Stellungen bei Felahie zu nähern, wurde aber durch unser Feuer zum Rückzug gezwungen und ließ zahlreiche Tote zurück. Unter den während des Kampfes bei Felahie Gefallenen befinden sich 7 englische Offiziere. Neuerdings nahmen wir 17 Soldaten der feindlichen Truppen gefangen, die im Verlaufe dieses Kampfes in die Umgegend geflüchtet waren. — An der Kaukasusfront dauern die Kämpfe ohne Unterbrechung fort. — Einige feindliche Kreuzer und Torpedoboote bombardierten in den Tagen vom 18. bis zum 22. Februar zeitweilig die Gestade bei Sed ul Bahr und Tekke Burun. Sie hatten keinen Erfolg und unsere bei Kum Kale und Sed ul Bahr aufgestellten Batterien zwangen sie, ohne daß sie ihr Feuer längere Zeit hätten fortsetzen können, zum Rückzuge. Feindliche Flugzeuge überflogen in den letzten Tagen die Dardanellen, wurden aber verjagt und von unseren Kampfflugzeugen verfolgt. Am 20. Februar beschoß ein feindlicher Kreuzer, der unter dem Schutze von Minensuchern in den Golf von Saros eingedrungen war, mit Unterstützung von drei feindlichen Beobachtungsflugzeugen erfolglos die Küste bei Galata (Gallipoli). Eines unserer Kampfflugzeuge griff die feindlichen Flugzeuge an und trieb sie in die Flucht, worauf der Kreuzer sein Feuer einstellte und sich mit den Minensuchern entfernte.

Neue große Erfolge östlich der Maas.

Großes Hauptquartier, 25. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf dem rechten Maasufer wurden auch gestern die schon berichteten Erfolge nach verschiedenen Richtungen ausgewertet. Die befestigten Dörfer und Höfe Champneuville an der Maas, Cotelettes, Marmont, Beaumont, Chambrettes und Ornes wurden genommen, außerdem sämtliche feindlichen Stellungen bis an den Louvemontrücken gestürmt. — Wieder waren die blutigen Verluste des Feindes außerordentlich schwer, die unserigen blieben erträglich. Die Zahl der Gefangenen ist um mehr als 7000 auf über 10000 gestiegen, über die Beute an Material lassen sich noch keine Angaben machen. (W. T. B.)

Die Italiener bei Durazzo bedrängt.

Wien, 25. Februar. — Russischer Kriegsschauplatz: Stellenweise Geschützkämpfe. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unsere Truppen in Albanien haben gestern die tags zuvor östlich und südöstlich von Durazzo geschlagenen Italiener in scharfer Verfolgung auf die Landzunge westlich der Dursteiche zurückgetrieben. Die Hafenanlagen von Durazzo liegen im Feuer unserer Geschütze. Die Einschiffung von Mannschaft und Kriegsgerät wird erfolgreich gestört. Das Auftreten einiger italienischer Kriegsschiffe blieb ohne Einfluß auf den Gang der Ereignisse. Wir nahmen in diesen Kämpfen bisher 11 italienische Offiziere und über 700 Mann gefangen und erbeuteten 5 Geschütze und 1 Maschinengewehr.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 25. Februar. — Am 23. Februar schleuderten an den Dardanellen ein feindlicher Panzer und zwei Kreuzer, deren Feuer durch Beobachtungsflugzeuge geleitet wurde, erfolglos einige Granaten gegen die Küsten von Kilia und Palamutluk.

Eins unserer Wasserflugzeuge trieb die feindlichen Flugzeuge in die Flucht. Ein anderes Linienschiff und ein Kreuzer schleuderten ebenfalls erfolglos einige Geschosse gegen Sed ul Bahr und Tekke Burun und zogen sich darauf zurück. Von den verschiedenen anderen Fronten ist keine Nachricht über wichtige Veränderungen eingetroffen.

Fort Douaumont erstürmt.

Großes Hauptquartier, 26. Februar. Die Panzerfeste Douaumont, der nordöstliche Eckpfeiler der permanenten Hauptbefestigungslinie der Festung Verdun, wurde gestern nachmittag durch das brandenburgische Infanterieregiment 24 erstürmt und ist fest in deutscher Hand. (W. T. B.)

Großes Hauptquartier, 26. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Wie nachträglich gemeldet wurde, ist in der Nacht zum 25. Februar östlich von Armentières der Vorstoß einer englischen Abteilung abgewiesen worden. — In der Champagne griffen die Franzosen südlich von Ste. Marie-à-Py die am 12. Februar von uns genommene Stellung an. Es gelang ihnen, in den ersten Graben in Breite von etwa 250 Meter einzudringen. — Östlich der Maas wurden in Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers und Königs an der Kampffront bedeutsame Fortschritte erzielt. Die tapferen Truppen erkämpften sich den Besitz der Höhe südwestlich Louvemont, des Dorfes Louvemont und der östlich davon liegenden Befestigungsgruppe. In altem Drange nach vorwärts stießen brandenburgische Regimenter bis zum Dorf und der Panzerfeste Douaumont durch, die sie mit stürmender Hand nahmen. In der Woëvre-Ebene brach der feindliche Widerstand auf der ganzen Front bis in die Gegend von Marcheville (südlich der Nationalstraße Metz—Paris) zusammen. Unsere Truppen folgen dem weichenden Gegner dichtauf. — Die gestern berichtete Wegnahme des Dorfes Champneuville beruhte auf einer irrtümlichen Meldung. — Östlicher Kriegsschauplatz: Außer erfolgreichen Gefechten unserer Vorposten ist nichts zu berichten. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 26. Februar. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unsere Truppen sind bis an die Landengen östlich und nördlich von Durazzo vorgedrungen.

Hardaumont erstürmt.

Großes Hauptquartier, 27. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: An verschiedenen Stellen der Front spielten sich lebhaftere Artillerie- und Minenkämpfe ab. Südöstlich von Ypern wurde ein englischer Angriff abgeschlagen. — Auf den Höhen rechts der Maas versuchten die Franzosen in fünfmal wiederholten Angriffen mit frisch herangebrachten Truppen die Panzerfeste Douaumont zurückzuerobern. Sie wurden blutig abgewiesen. Westlich der Feste nahmen unsere Truppen nunmehr Champneuville, die Cote de Talou und kämpften sich bis nahe an den Südrand des Waldes nordöstlich von Bras vor. Östlich der Feste erstürmten sie die ausgedehnten Befestigungsanlagen von Hardaumont. In der Woëvre-Ebene schreitet die deutsche Front kämpfend gegen den Fuß der Cotes Lorraines rüstig vor. Soweit Meldungen vorliegen, beträgt die Zahl der unverwundeten Gefangenen jetzt fast 15000. — In Flandern wiederholten unsere Flugzeuggeschwader ihre Angriffe auf feindliche Truppenlager. In Metz wurden durch Bombenabwurf feindlicher Flieger 8 Zivilpersonen und 7 Soldaten verletzt oder getötet, einige Häuser wurden beschädigt. Im Luftkampf und durch unsere Abwehrgeschütze wurde je ein französisches Flugzeug im Bereich der Festung abgeschossen; die Insassen, darunter 2 Hauptleute, sind gefangen genommen. (W. T. B.)

Durazzo in Besitz genommen.

Wien, 27. Februar. — Italienischer Kriegsschauplatz: Vorgestern kam es an der küstenländischen Front, von lebhaftem Artilleriefeuer abgesehen, an mehreren Stellen auch zu heftigen kleinen Infanteriekämpfen. Vor Tagesanbruch machten Abteilungen von der Besatzung des Görzer Brückenkopfes einen Ausfall bei Pevma, überraschten den schlafenden Feind, schütteten einen Graben zu und brachten 46 Gefangene zurück. Am Rande der Hochfläche von Doberdo ging nach starker Artillerievorbereitung feindliche Infanterie gegen unsere Stellungen beiderseits des Monte San Michele und östlich Azzo vor. Die Italiener wurden unter großen, blutigen Verlusten abgewiesen und ließen überdies 127 Gefangene, darunter 6 Offiziere, in unseren Händen. Der gestrige Tag verlief ruhiger. Tarvis erhielt wieder einige Granaten. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Heute morgen haben unsere Truppen Durazzo in Besitz genommen. Schon gestern vormittag war eine unserer Kolonnen im Feuer der italienischen Schiffsgeschütze über die nördliche Landenge vorgedrungen; sie gelangte tagsüber bis Portos, 6 Kilometer nördlich von Durazzo. Die über die südliche Enge entsandten Truppen wurden anfangs durch die feindliche Schiffsartillerie in ihrer Vorrückung behindert, doch gelang es zahlreichen Abteilungen, watend, schwimmend und auf Flößen bis abends die Brücke östlich von Durazzo zu gewinnen und die dortigen italienischen Nachhuten zu werfen. Bei Morgengrauen ist eines unserer Bataillone in die brennende Stadt eingedrungen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 27. Februar. — An der Dardanellenfront zwangen wir vorgestern einige feindliche Zerstörer, die die Umgegend von Yenischehir und Orchanie beschossen, durch das Feuer unserer Batterien sich zu entfernen. Es ist keine Nachricht, die eine wichtige Veränderung meldet, von den übrigen Fronten eingetroffen.

Fortschritte bei Somme-Py und bei Verdun.

Großes Hauptquartier, 28. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Artilleriekämpfe erreichten vielfach große Heftigkeit. An der Front nördlich von Arras herrscht fortgesetzt lebhafte Minentätigkeit; wir zerstörten durch Sprengung etwa 40 Meter der feindlichen Stellung. — In der Champagne schritten nach wirksamer Feuervorbereitung unsere Truppen zum Angriff beiderseits der Straße Somme-Py—Souain. Sie eroberten das Gehöft Navarin und beiderseits davon die französische Stellung in einer Ausdehnung von über 1600 Metern, machten 26 Offiziere, 1009 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 9 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer. — Im Gebiet von Verdun erschöpften sich wiederum neu herangeführte feindliche Massen in vergeblichen Angriffsversuchen gegen unsere Stellungen in und bei der Feste Douaumont sowie auf dem Hardaumont. — Unserseits wurde die Maashalbinsel von Champneuville vom Feinde gesäubert. Wir schoben unsere Linien in Richtung auf Vacherauville und Bras weiter vor. In der Woëvre wurde der Fuß der Cotes Lorraines von Osten her an mehreren Stellen erreicht. (W. T. B.)

Die Beute von Durazzo.

Wien, 28. Februar. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unsere Truppen haben in Durazzo bis jetzt an Beute eingebracht: 23 Geschütze, darunter 6 Küstengeschütze, 10000 Gewehre, viel Artilleriemunition, große Verpflegungsvorräte, 17 Segel- und Dampfschiffe. — Allen Anzeichen zufolge ging die Flucht der Italiener auf ihre Kriegsschiffe in größter Unordnung und Hast vor sich.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 28. Februar. — An der Irakfront wurde in der Nacht zum 22. Februar ein feindlicher Versuch, überraschend gegen unsere Stellung bei Felahie vorzurücken, leicht zurückgewiesen. Am 23. Februar versuchte der Feind gegen unseren linken Flügel ungefähr ein Bataillon in Schaluppen zu landen, wurde aber durch unser Feuer daran gehindert. — An der Kaukasusfront kein wichtiges Ereignis. — An der Dardanellenfront bombardierten feindliche Schiffe vom 22. bis zum 24. Februar zu verschiedenen Stunden und mit Zwischenpausen Teile der Küste von Anatolien und Rumelien. Sie wurden jedesmal durch unsere Küstenbatterien gezwungen, ihr Feuer einzustellen und sich zu entfernen, ohne irgendein Ergebnis erzielt zu haben. Einer der feindlichen Flieger, der die Meerenge überflog, wurde von einem unserer Flieger angegriffen und vertrieben.

Fortschritte in der Woëvre-Ebene.

Großes Hauptquartier, 29. Februar. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die verstärkte Artillerietätigkeit hielt an vielen Stellen an. — Östlich der Maas stürmten wir ein kleineres Panzerwerk dicht nordwestlich des Dorfes Douaumont. Erneute feindliche Angriffsversuche in dieser Gegend wurden schon in der Entwicklung erstickt. — In der Woëvre überschritten unsere Truppen Dieppe, Abaucourt, Blanzée. Sie säuberten das ausgedehnte Waldgebiet nordöstlich von Watronville und Haudiomont und nahmen in tapferem Anlauf Manheulles sowie Champlon. — Bis gestern abend waren an unverwundeten Gefangenen gezählt: 228 Offiziere, 16575 Mann. Ferner wurden 78 Geschütze, darunter viele schwere neuester Art, 86 Maschinengewehre und unübersehbares Material als erbeutet gemeldet. — Bei der Försterei Thiaville (nordöstlich von Badonviller) wurde ein vorspringender Teil der französischen Stellung angegriffen und genommen. Eine größere Anzahl Gefangener blieb in unserer Hand. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 29. Februar. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern nachmittag war das italienische Geschützfeuer gegen Teile des Görzer Brückenkopfes und die Hochfläche von Doberdo wieder lebhafter.

Luftkämpfe im Westen.

Großes Hauptquartier, 1. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Artillerietätigkeit war auch gestern an vielen Teilen der Front sehr rege, besonders auf feindlicher Seite. An mehreren Stellen verfolgte der Gegner damit freilich nur Täuschungszwecke. Dagegen schien er im Ysergebiet, in der Champagne, sowie zwischen Maas und Mosel bestrebt zu sein, uns ernstlich zu schädigen. Er erreichte das Ziel nicht. — Im Luftkampf wurde ein englischer Doppeldecker bei Menin bezwungen, die Insassen sind gefangen. Zwei französische Doppeldecker holten die Abwehrgeschütze herunter, den einen bei Vezaponin nordwestlich von Soissons, Insassen gefangen, den anderen dicht südwestlich von Soissons, Insasse wahrscheinlich tot. — Ein von dem Leutnant der

Reserve Kühl geführtes Flugzeug, Beobachter Leutnant der Reserve Haber, brachte einen militärischen Transportzug auf der Strecke Besançon—Jussey durch Bombenabwurf zum Halten und bekämpfte die ausgestiegene Transportmannschaft erfolgreich mit seinem Maschinengewehr. (W. T. B.)

Erfolge unserer U Boote.

Berlin, 1. März. Von unseren U Booten wurden zwei französische Hilfskreuzer mit je vier Geschützen vor Le Havre und ein bewaffneter englischer Bewachungsdampfer in der Themsemündung versenkt. — Im Mittelmeer wurde laut amtlicher Meldung aus Paris der französische Hilfskreuzer „La Provence", der mit einem Truppentransport von 1800 Mann nach Saloniki unterwegs war, versenkt. Nur 696 Mann sollen gerettet sein. — Das am 8. Februar an der syrischen Küste versenkte französische Kriegsschiff war, wie die Meldung des zurückgekehrten U Bootes ergibt, nicht das Linienschiff „Suffren", sondern der Panzerkreuzer „Amiral Charner".

Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 1. März. Die Lage ist überall unverändert.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 2. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Im Ysergebiet war der Feind mit Artillerie besonders tätig. — Auf dem östlichen Maasufer opferten die Franzosen an der Feste Douaumont abermals ihre Leute einem nutzlosen Gegenangriffsversuch. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf dem nördlichen Teile der Front erreichten die Artilleriekämpfe teilweise größere Lebhaftigkeit. Kleinere Unternehmungen unserer Vorposten gegen feindliche Sicherungsabteilungen hatten Erfolg. — Nordwestlich von Mitau unterlag im Luftkampf ein russisches Flugzeug und fiel mit seinen Insassen in unsere Hand. Unsere Flieger griffen mit Erfolg die Bahnanlagen von Molodeczno an. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 2. März. Nirgends besondere Ereignisse.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 2. März. Einige feindliche Kreuzer und Torpedoboote haben zu verschiedenen Zeiten und in Zwischenräumen unwirksam den Strand von Sed ul Bahr und von Tekke Burnu beschossen und ebenso in den Gewässern von Smyrna offene Städte ohne Verteidigungsanlagen, nämlich Kuschadassi und einige südlich davon gelegene Ortschaften. Darauf zogen sie sich zurück. — Am 29. Februar drang ein englischer Kreuzer in den Golf von Akaba ein, beschoß unser Lager am Ufer und landete unter dem Schutze eines Kriegsschiffes ungefähr 300 Soldaten. Unsere Soldaten und freiwilligen Krieger setzten sich zur Wehr und vertrieben in der darauffolgenden Schlacht, die sechs Stunden dauerte, den Feind völlig vom Strande. Ein zweiter Versuch des Feindes, uns zu beunruhigen, schlug fehl. Die feindlichen Verluste sind ziemlich groß. Unsere freiwilligen Streitkräfte hielten sich während des Kampfes bewunderungswürdig. — Von der Yemenfront wird in Ergänzung des letzten Berichtes gemeldet, daß beim letzten Kampf bei Dasiuch zwischen Cheik Osman und Lahdj der Feind 100 Tote hatte, darunter einen englischen General und den Führer des Landungskorps. Außerdem verlor der Feind zahlreiche Transportiere. Der Feind machte während der Schlacht Gebrauch von giftigen Gasen. Der Emir der Stämme der Küstengegend von Aden bis Hadramaut kam nach der Schlacht von Dasiuch und bot der osmanischen Regierung seine Unterwerfung an. Die östliche und westliche Küstengegend von Aden kam so unter osmanische Herrschaft. In Wirklichkeit haben die Engländer nur einen schwachen Einfluß auf Aden und Cheik Osman.

Kämpfe um die „Bastion" bei Ypern.

Großes Hauptquartier, 3. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich von Ypern am Kanal brachen die Engländer in die Stellung „Bastion" ein, die wir ihnen am 14. Februar abgenommen hatten, und stießen sogar in schmaler Front bis zu unserem früheren vordersten Graben durch. Aus diesem wurden sie sofort wieder geworfen, in einzelnen Teilen der „Bastion" halten sie sich noch. — Südlich des Kanals von La Bassée kam es im Anschluß an feindliche Sprengungen vor unserer Front zu lebhaften Nahkämpfen. — In der Champagne steigerte die feindliche Artillerie ihr Feuer stellenweise zu großer Heftigkeit. — Im Bolantewalde (nordöstlich von La Chalade in den Argonnen) wurde ein französischer Teilangriff leicht abgewiesen. — Auf den Höhen östlich der Maas säuberten wir nach kräftiger Artillerievorbereitung das Dorf Douaumont und schoben unsere Linien westlich und südlich des Dorfes sowie der Panzerfeste in günstigere Stellungen vor. Über 1000 Gefangene und 6 schwere Geschütze wurden eingebracht. — Unsere Flieger belegten im Festungsbereich von Verdun französische Truppen erfolgreich mit Bomben. — Leutnant Immelmann schoß östlich von Douai sein neuntes feindliches Flugzeug ab, einen englischen Doppeldecker mit zwei Offizieren, von denen einer tot, der andere schwerverwundet ist. — Östlicher Kriegsschauplatz: Patrouillengefechte an der Düna östlich von Friedrichstadt, sowie an der Serwetsch- und Scharafront. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. März. Auf allen drei Kriegsschauplätzen andauernd Ruhe.

Heftige Kämpfe bei Dorf Douaumont.

Großes Hauptquartier, 4. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Kämpfe südöstlich von Ypern sind vorläufig zum Stillstand gekommen. Die von uns vor dem 14. Februar gehaltene Stellung ist fest in unserer Hand, das „Bastion" dem Feinde verblieben. — Die lebhaften Feuerkämpfe in der Champagne dauerten auch gestern an. — In den Argonnen scheiterte ein schwächerer feindlicher Angriff. — Beiderseits der Maas verstärkten die Franzosen ihre Artillerietätigkeit und griffen nach bedeutender Steigerung ihres Feuers das Dorf Douaumont und unsere anschließenden Linien an. Sie wurden, teilweise im Nahkampf, unter großen Verlusten zurückgeschlagen und verloren außerdem wieder über 1000 unverwundete Gefangene. Nach den bei den Aufräumungsarbeiten der Kampffelder bisher gemachten Feststellungen erhöht sich die Beute aus den Gefechten seit dem 22. Februar um 37 Geschütze, 75 Maschinengewehre auf 115 Geschütze, 161 Maschinengewehre. — Bei Obersept (nordwestlich von Pfirt) versuchte der Feind vergebens, die ihm am 13. Februar genommenen Stellungen zurückzuerobern. Sein erster Stoß gelangte mit Teilen bis in unsere Gräben, die durch Gegenangriff sofort wieder gesäubert wurden. Unser Sperrfeuer ließ eine Wiederholung des Angriffs nur teilweise zur Entwicklung kommen. Unter Einbuße von vielen Toten und Verwundeten, sowie von über 80 Gefangenen mußte sich der Gegner auf seine Stellung zurückziehen. — Östlicher Kriegsschauplatz: In einem kleineren Gefechte wurden die Russen aus ihren Stellungen bei Alssewitschi (nordöstlich von Baranowitschi) geworfen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 4. März. — Russischer Kriegsschauplatz: Im Gebiete von Dubno versuchten die Russen gestern früh das linke Ikwaufer zu gewinnen. Sie wurden abgeschlagen. — Die in der feindlichen Presse immer wiederkehrende Nachricht von einer großen und glücklich fortschreitenden russischen Offensive am Dnjestr und bei Czernowitz ist selbstverständlich völlig unwahr. Unsere Front hat dort seit einem halben Jahr keinerlei Änderung erfahren. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unverändert ruhig. Wie nunmehr festgestellt, wurden bei Durazzo 34 italienische Geschütze und 11400 Gewehre erbeutet.

Der Erfolg der „Möwe".

Berlin, 4. März. S. M. S. „Möwe", Kommandant Korvettenkapitän Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien, ist heute nach mehrmonatiger erfolgreicher Kreuzfahrt mit 4 englischen Offizieren, 29 englischen Seesoldaten und Matrosen, 166 Köpfen feindlicher Dampferbesatzungen — darunter 103 Indern — als Gefangenen, sowie 1 Million Mark in Goldbarren in einem heimischen Hafen eingelaufen. Das Schiff hat folgende feindliche Dampfer aufgebracht und zum größten Teil versenkt, zum kleineren als Prisen nach neutralen Häfen gesandt:

„Corbridge"	3687	Brutto-Registertonnen,		engl.
„Author"	3496	„	„	„
„Trader"	3608	„	„	„
„Ariadne"	3035	„	„	„
„Dromonby"	3627	„	„	„
„Farringford"	3146	„	„	„
„Clan Mactavish"	5816	„	„	„
„Appam"	7781	„	„	„
„Westburn"	3300	„	„	„
„Horace"	3335	„	„	„
„Flamenco"	4629	„	„	„
„Edinburgh" (Segelschiff)	1473	„	„	„
„Saxon Prince"	3471	„	„	„
„Maroni"	3109	„	„	franz.
„Luxemburg"	4322	„	„	belg.

S. M. S. „Möwe" hat ferner an mehreren Stellen der feindlichen Küste Minen gelegt, denen u. a. das englische Schlachtschiff „King Edward VII." zum Opfer gefallen ist. (W. T. B.)

Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Lebhaftes feindliches Feuer im Westen.

Großes Hauptquartier, 5. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Gegen Abend setzte lebhaftes feindliches Feuer auf verschiedenen Stellen der Front ein, zwischen Maas und Mosel war die französische Artillerie dauernd sehr tätig und beschoß zeitweise die Gegend von Douaumont mit besonderer Heftigkeit. Infanteriekämpfe fanden nicht statt. — Um unnötige Verluste zu vermeiden, räumten wir gestern den bei der Försterei Thiaville (nordöstlich von Badonviller) den Franzosen am 28. Februar entrissenen Graben vor umfassend dagegen eingesetztem feindlichen Massenfeuer. — Östlicher Kriegsschauplatz: In der Gegend von Illuxt konnte ein von den Russen im Anschluß an Sprengungen beabsichtigter Angriff in unserem Feuer nicht zur Durchführung kommen. — Vorstöße feindlicher Erkundungsabteilungen auch an anderen Stellen wurden abgewiesen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 5. März. Die Lage ist überall unverändert.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 6. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Lebhafte Minenkämpfe nordöstlich von Vermelles. Die englische Infanterie, die dort mehrfach zu kleineren Angriffen ansetzte, wurde durch Feuer abgewiesen. — Auf dem östlichen Maasufer verlief der Tag im allgemeinen ruhiger als bisher. Immerhin wurden bei kleineren Kampfhandlungen gestern und vorgestern an Gefangenen 14 Offiziere, 934 Mann eingebracht. (W. T. B.)

Luftangriff auf Hull.

Berlin, 6. März. Ein Teil unserer Marineluftschiffe hat in der Nacht vom 5. zum 6. März den Marinestützpunkt Hull am Humber und die dortigen Dockanlagen ausgiebig mit Bomben beworfen; gute Wirkung beobachtet. Die Luftschiffe wurden heftig, aber ohne Erfolg beschossen. Sie sind sämtlich zurückgekehrt.
Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 6. März. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kampftätigkeit ist seit mehreren Tagen durch außergewöhnlich starke Niederschläge, im Gebirge auch durch Lawinengefahr, fast völlig aufgehoben.

Dorf Fresnes im Woëvre genommen.

Großes Hauptquartier, 7. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Kleine englische Abteilungen, die gestern nach starker Feuervorbereitung bis in unsere Gräben nordöstlich von Vermelles vorgedrungen waren, wurden mit dem Bajonett wieder zurückgeworfen. — In der Champagne wurde in überraschendem Angriff östlich von Maisons de Champagne unsere Stellung zurückgewonnen, in der sich die Franzosen am 11. Februar festgesetzt hatten. 2 Offiziere, 150 Mann wurden dabei gefangen genommen. — In den Argonnen schoben wir nordöstlich von La Chalade im Anschluß an eine größere Sprengung unsere Stellung etwas vor. — Im Maasgebiet frischte das Artilleriefeuer westlich des Flusses auf, östlich davon hielt es sich auf mittlerer Stärke. Abgesehen von Zusammenstößen von Erkundungstrupps mit dem Feinde kam es nicht zu Nahkämpfen. — In der Woëvre wurde heute früh das Dorf Fresnes mit stürmender Hand genommen. In einzelnen Häusern am Westrande des Ortes halten sich die Franzosen noch. Sie büßten über 300 Gefangene ein. — Eines unserer Luftschiffe belegte nachts die Bahnanlagen von Bar-le-Duc ausgiebig mit Bomben. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 7. März. — Russischer Kriegsschauplatz: Bei Karpilowka warfen Abteilungen der Armee des Generalobersten Erzherzogs Joseph Ferdinand den Feind aus einer Verschanzung und setzten sich darin fest. — Nordwestlich von Tarnopol vertrieb ein österreichisch-ungarisches Streifkommando die Russen aus einem 1000 Meter langen Graben. Die feindliche Stellung wurde zugeschüttet. Sowohl in dieser Gegend als auch am Dnjestr und an der bessarabischen Grenze war gestern die Geschütztätigkeit beiderseits reger.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 7. März. — An der Irakfront brachten wir alle Versuche des Feindes, sich unseren Stellungen im Abschnitt von Felahie zu nähern, zum Scheitern. Bei Kut el Amara keine Veränderung. — An der Kaukasusfront verloren die dortigen Gefechte in den letzten Tagen ihre Heftigkeit. Auf beiden Seiten herrscht offensichtlich Ruhe. — Die Antwort unserer Artillerie machte das von feindlichen Kriegsschiffen zuweilen mit Unterstützung von Flugzeugbeobachtern gegen die Küsten der Dardanellenenge gerichtete Demonstrationsfeuer unwirksam. Zwei feindliche Kreuzer wurden getroffen. Die Tätigkeit unserer Flieger verhinderte Erkundungsversuche, die von Zeit zu Zeit von feindlichen Flugzeugen an den Dardanellen unternommen werden. Die feindlichen Flieger fliehen, ohne sich in einen Kampf einzulassen, sobald sie eine Annäherung unserer Kampfflieger bemerken.

Forges und Regnéville genommen.

Großes Hauptquartier, 8. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Gegen die von uns zurückeroberte Stellung östlich des Gehöftes Maisons de Champagne setzten die Franzosen am späten Abend zum Gegenangriff an. Am westlichen Flügel wird noch mit Handgranaten gekämpft; sonst ist der Angriff glatt abgeschlagen. — Auf dem linken Maasufer wurden, um den Anschluß an unsere rechts des Flusses auf die Südhänge des Côte de Talou, des Pfefferrückens und des Douaumont vorgeschobenen neuen Linien zu verbessern, die Stellungen des Feindes zu beiden Seiten des Forgesbaches unterhalb von Bethincourt in einer Breite von 6 und einer Tiefe von mehr als 3 Kilometer gestürmt. Die Dörfer Forges und Regnéville, die Höhen des Raben- und Kl. Cumiereswaldes sind in unserer Hand. Gegenstöße der Franzosen gegen die Südränder dieser Wälder fanden blutige Abweisung. Ein großer Teil der Besatzung der genommenen Stellungen kam um, ein unverwundeter Rest, 58 Offiziere, 3277 Mann, wurde gefangen. Außerdem sind 10 Geschütze und viel sonstiges Kriegsmaterial erbeutet. — In der Woëvre wurde der Feind auch aus den letzten Häusern von Fresnes geworfen, die Zahl der dort gemachten Gefangenen ist auf 11 Offiziere, über 700 Mann gestiegen, einige Maschinengewehre wurden erbeutet. — Unsere Flugzeuggeschwader bewarfen mit feindlichen Truppen belegte Ortschaften westlich von Verdun mit Bomben. — Östlicher Kriegsschauplatz: An mehreren Stellen der Front wurden russische Teilangriffe abgewiesen. — Die Eisenbahnstrecke Ljachowitschi (südöstlich von Baranowitschi) — Luniniec, auf der stärkerer Bahnverkehr beobachtet wurde, ist mit gutem Erfolge von unseren Fliegern angegriffen worden. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 8. März. — Russischer Kriegsschauplatz: An der Front der Armee des Generalobersten Erzherzogs Joseph Ferdinand war auch gestern die Gefechtstätigkeit zeitweilig lebhafter. Sonst keine besonderen Ereignisse.

Die Panzerfeste Vaux genommen.

Großes Hauptquartier, 9. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Vielfach steigerte sich die beiderseitige Artillerietätigkeit zu größerer Lebhaftigkeit. — Die Franzosen haben den westlichen Teil des Grabens beim Gehöfte Maisons de Champagne, in dem gestern mit Handgranaten gekämpft wurde, wiedergewonnen. — Westlich der Maas sind unsere Truppen beschäftigt, die im Rabenwald noch befindlichen Franzosennester auszuräumen. — Östlich des Flusses wurde zur Abkürzung der Verbindung unserer Stellung südlich des Douaumont mit den Linien in der Woëvre nach gründlicher Artillerievorbereitung das Dorf und die Panzerfeste Vaux nebst zahlreichen anschließenden Befestigungen des Gegners unter Führung des Kommandeurs der 9. Reservedivision, Generals der Infanterie von Guretzky-Cornitz, durch die posenschen Reserveregimenter Nr. 6 und 19 in glänzendem nächtlichen Angriff genommen. — In einer großen Zahl von Luftkämpfen in der Gegend von Verdun sind unsere Flieger Sieger geblieben; mit Sicherheit sind drei feindliche Flugzeuge abgeschossen. Alle unsere Flugzeuge sind zurückgekehrt, mehrere ihrer tapferen Führer verwundet. Feindliche Truppen in den Ortschaften westlich und südlich von Verdun wurden ausgiebig mit Bomben belegt. — Durch den Angriff eines französischen Flugzeuggeschwaders im Festungsbereich von Metz wurden zwei Zivilpersonen getötet und mehrere Privathäuser beschädigt. Im Luftkampf wurde das Flugzeug des Geschwaderführers abgeschossen. Er ist gefangen genommen, sein Begleiter tot. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Vorstöße gegen unsere Vorpostenstellungen hatten nirgends Erfolg. — Wie nachträglich gemeldet wird, wurden die Bahnanlagen an der Strecke nach Minsk sowie feindliche Truppen in Mir in der Nacht zum 8. Februar von einem unserer Luftschiffe angegriffen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 9. März. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Südwestfront ist die Gefechtstätigkeit noch immer durch die Witterung sehr eingeschränkt, nur im Abschnitte des Col di Lana und am San Michele kam es gestern zu lebhafteren Artilleriekämpfen.

Ergebnis der Fliegerkämpfe im Februar.

Großes Hauptquartier, 10. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf dem westlichen Maasufer wurden bei der Säuberung des Rabenwaldes und der feindlichen Gräben bei Bethincourt 6 Offiziere, 681 Mann gefangen, sowie 11 Geschütze eingebracht. — Der Ablainwald und der Bergrücken westlich von Douaumont wurden in zähem Ringen dem Gegner entrissen, in der Woëvre schoben wir unsere Linien durch die Waldstücke südöstlich von Damloup vor. — Gegen unsere neue Front westlich und südlich des Dorfes sowie bei der Feste Vaux führten die Franzosen kräftige Gegenstöße. In ihrem Verlauf gelang es dem Feinde, in der Panzerfeste selbst wieder Fuß zu fassen; im übrigen wurden die Angreifer unter starken Verlusten abgewiesen. — Unsere Kampfflieger schossen zwei englische Flugzeuge ab, einen Eindecker bei Wytschaete (südlich von Ypern) und einen Doppeldecker nordöstlich von La Bassée. Der Insasse des ersteren ist tot. — Im Monat Februar war die Angriffstätigkeit unserer Fliegerverbände, die Zahl ihrer weitreichenden Erkundungs- und nächtlichen Geschwaderflüge hinter der feindlichen Front erheblich größer als je zuvor. Die folgende Zusammenstellung beweist nicht nur aufs neue unsere Überlegenheit, sondern widerlegt auch die von gegnerischer Seite beliebte Behauptung, unsere Luftkriegverluste seien nur deshalb so gering, weil sich unsere Flugzeuge nicht über die feindlichen Linien wagten. — Der deutsche Verlust an der Westfront im Februar beträgt: im Luftkampf —, durch Abschuß von der Erde —, vermißt 6, im ganzen 6. — Die Franzosen und Engländer haben verloren: im Luftkampf 13, durch Abschuß von der Erde 5, durch unfreiwillige Landung innerhalb unserer Linien 2, im ganzen 20. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß wir grundsätzlich nur die in unsere Hand gefallenen oder brennend abgestürzten, nicht die zahlreichen, sonst hinter den feindlichen Linien abgeschossenen Flugzeuge des Gegners zählen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 10. März. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der küstenländischen Front unterhielt die italienische Artillerie stellenweise ein mäßiges Feuer, das nur vor dem Tolmeiner Brückenkopf lebhafter wurde. An der Kärntener und Tiroler Front ist die Gefechtstätigkeit nach wie vor gering. — Durch eine Untersuchung wurde festgestellt, daß die Italiener — diesmal im Rombongebiete — Gasbomben verwendeten.

Englische Niederlage bei Felahie.

Konstantinopel, 10. März. — Nachdem der Feind an der Irakfront östlich von Felahie keinen Erfolg mit seinen unvorbereiteten Angriffen gehabt hatte, hatte er seit einem Monat zu allen möglichen Mitteln seine Zuflucht genommen, um sich unseren Stellungen zu nähern. In den letzten Tagen hatte der Feind sich bis auf 150 bis 200 Meter unseren vorgeschobenen Schützengräben genähert und durch Anzeichen verraten, daß er einen entscheidenden Angriff vorbereitete. Am 8. März morgens griff der Feind vom rechten Ufer des Tigris mit seinen Hauptkräften an. Der Kampf dauerte bis Sonnenuntergang. Der Feind hatte mit Hilfe von Unterstützungen, die er eilig mit seiner Stromflotte auf diesen Flügel gebracht hatte, einen Teil unserer Schützengräben besetzen können, aber dank einem kräftigen und heldenhaften Gegenangriff unserer Reserven wurden die vom Feinde besetzten Gräben vollkommen wiedererobert und der Feind nach seinen alten Stellungen zurückgejagt. Der Feind ließ in den Gräben 2000 Tote und eine große Menge von Waffen und Munition liegen. Unsere Verluste sind verhältnismäßig geringer.

Luftangriff auf ein russisches Geschwader.

Berlin, 10. März. — Am 9. März vormittags wurde bei Kaliakra nordöstlich Warna im Schwarzen Meer ein russischer Schiffsverband, bestehend aus einem Linienschiff, fünf Torpedobootszerstörern und mehreren Frachtdampfern, von deutschen Seeflugzeugen angegriffen und mit Bomben belegt. Es wurden Treffer auf Zerstörern beobachtet. Trotz heftiger Beschießung durch die Russen kehrten sämtliche Flugzeuge unversehrt zurück.

Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Ein russisches Torpedoboot gesunken.

Sofia, 10. März. — Gestern stieß das russische Torpedoboot „Leutnant Puschtschin" südlich von Warna auf eine Mine und sank. 4 Offiziere und 11 Mann der Besatzung wurden von bulgarischen Soldaten geborgen. (Bulgar. Telegr.-Agent.)

Starke Stellungen bei Ville-aux-Bois genommen.

Großes Hauptquartier, 11. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Sächsische Regimenter stürmten mit ganz geringen Verlusten die stark ausgebauten Stellungen in den Waldstücken südwestlich und südlich von Ville-aux-Bois (20 Kilometer nordwestlich von Reims) in einer Breite von etwa 1400 Metern und einer Tiefe bis etwa 1 Kilometer. An unverwundeten Gefangenen fielen 12 Offiziere, 725 Mann in unsere Hand, an Beute 1 Revolverkanone, 5 Maschinengewehre, 13 Minenwerfer. — Auf dem westlichen Maasufer wurden die letzten von den Franzosen noch im Raben- und Cumièreswalde behaupteten Nester ausgeräumt. Feindliche Gegenstöße mit starken Kräften, die gegen den Südrand der Wälder und die deutschen Stellungen weiter westlich versucht wurden, erstickten in unserem Abwehrfeuer. — Auf dem Ostufer kam es zu sehr lebhafter Artillerietätigkeit besonders in der Gegend nordöstlich von Bras, westlich vom Dorf, um die Feste Vaux und an mehreren Stellen in der Woëvre-Ebene. Entscheidende Infanteriekämpfe gab es nicht; nur wurde in der Nacht ein vereinzelter französischer Überfallsversuch auf Dorf Blanzée blutig abgewiesen. — Durch einen Volltreffer unserer Abwehrgeschütze getroffen, stürzte ein französisches Flugzeug zwischen den beiderseitigen Linien südwestlich von Château-Salins brennend ab. Die Insassen sind tot und wurden mit den Trümmern des Flugzeuges von uns geborgen. (W. T. B.)

Rückzug der Italiener in Südalbanien.

Wien, 11. März. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die noch am unteren Semeni verbliebenen italienischen Kräfte haben vorgestern, in der östlichen Flanke bedroht, nach Abgabe weniger Kanonenschüsse schleunigst den Rückzug angetreten. Sie stellten sich vorübergehend noch auf den Höhen nördlich von Feras, räumten aber bald auch diese und wichen, alle Übergänge hinter sich zerstörend, auf das südliche Vojusa-Ufer zurück. In Nordalbanien und Montenegro herrscht nach wie vor Ruhe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Das feindliche Artilleriefeuer war gestern an der küstenländischen Front gegen die gewohnten Punkte wieder lebhafter. — Im Abschnitt der Hochfläche von Doberdo kam es auch zu Minenwerfer- und Handgranatenkämpfen.

26472 Gefangene in fünf Tagen.

Großes Hauptquartier, 12. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nordöstlich von Neuville sprengten wir mit Erfolg und besetzten die Trichter. — In der Gegend westlich der Maas mühte sich der Feind unter starken Verlusten in gänzlich ergebnislosen Angriffen gegen unsere neuen Stellungen ab. Auf den Höhen östlich des Flusses und in der Woëvre-Ebene blieb die Gefechtstätigkeit auf mehr oder minder heftige Artilleriekämpfe beschränkt. — Die in den Berichten vom 29. Februar und 4. März angegebenen Zahlen an Gefangenen und Beute für die Zeit seit Beginn der Ereignisse im Maasgebiet haben sich mittlerweile erhöht auf 430 Offiziere, 26042 Mann an unverwundeten Gefangenen, 189 Geschütze, darunter 41 schwere, 232 Maschinengewehre. — Bei Obersept gelang es den Franzosen trotz wiederholten Angriffs auch gestern nicht, in ihrer früheren Stellung wieder Fuß zu fassen; sie wurden blutig abgewiesen. (W. T. B.)

Lebhafte Artillerietätigkeit der Italiener.

Wien, 12. März. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern vormittag begann die feindliche Artillerie die Stellungen des Görzer Brückenkopfes, den Südteil der Stadt Görz und die Hochfläche von Doberdo lebhaft zu beschießen. Dieses Feuer hielt nachtsüber an. Auch an der Kärntener Front entwickelte die italienische Artillerie eine erhöhte Tätigkeit, insbesondere gegen den Lanzenboden (nordöstlich von Paularo). Zu Infanteriekämpfen kam es nirgends.

Neue Erfolge im Irak und Yemen.

Konstantinopel, 12. März. — An der Irakfront erlitt der Feind in der Schlacht, die im Abschnitt von Felahie stattfand und mit seiner Niederlage endete, Verluste, die auf mindestens 5000 Mann geschätzt werden. 60 Gefangene, darunter 2 Offiziere, fielen in unsere Hand. — Zwei Monitoren eröffneten aus sehr weiter Entfernung ein wirkungsloses Feuer gegen unsere Batterien von Sed ul Bahr. Eine Erwiderung auf dieses Feuer wurde für unnötig gehalten. Ein darauf erschienener Kreuzer wurde von unseren Batterien wirksam beschossen und gezwungen, aufs offene Meer hinauszufahren. Drei feindliche Flieger, die nacheinander die Meerenge überflogen, wurden durch das Feuer unserer Maschinengewehre und Batterien vertrieben. — An der Yemenfront besetzte eine englische Abteilung aus 6000 Mann Infanterie und 600 Mann Kavallerie mit 12 Zentimeter-Geschützen, die am 12. Januar früh aus der Richtung von Scheikh Osman nördlich von Aden aufgebrochen war, den Ort Afioch und die 4 Kilometer südwestlich davon gelegenen Höhen. Obwohl diese Abteilung mit überlegenen Kräften einen Angriff gegen unsere Vorposten unternahm, wurde die Unternehmung des Feindes durch einen Gegenangriff zum Stehen gebracht, den wir von Elvahita unternahmen. Der Kampf, der 3 Stunden dauerte, endete mit dem Rückzug des Feindes. Dem Schutz seiner weittragenden Geschütze hatte es der Feind zu verdanken, daß sich dieser Rückzug nicht in regellose Flucht auflöste. Der Feind versuchte von neuem in den von ihm im voraus in El Meihale, 4 Kilometer südlich von Afioch, vorbereiteten Stellungen standzuhalten, konnte sich aber vor den heldenhaften Angriffen unserer aus Mudjahids bestehenden Truppen nicht halten und wurde gezwungen, sich in sein befestigtes Lager von Scheikh Osman unter den Schutz der Geschütze seiner im Golf von Aden verankerten Flotte zu flüchten. Unsere Truppen zerstörten die feindlichen Befestigungsanlagen bei El Meihale sowie den Flecken gleichen Namens und nahmen alles Pioniermaterial in Besitz, das sie dort fanden. Eine Menge englischer Leichname, die der Feind nicht beerdigen konnte, lagen auf dem Schlachtfelde. Eine drei Tage danach gegen El Saile ausgesandte Erkundungsabteilung traf auf eine starke feindliche Kavalleriekolonne, die Maschinengewehre mit sich führte. Nach einem halbstündigen Gefecht floh der Feind in der Richtung auf Scheikh Osman, wobei er 20 Tote und Verwundete zurückließ.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 13. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei günstigen Beobachtungsverhältnissen war die Tätigkeit der beiderseitigen Artillerien auf einem großen Teile der Front sehr lebhaft und hielt sich beiderseits der Maas und bis zur Mosel hin auf größerer Heftigkeit. — Außer Patrouillengefechten an der Somme und dem Scheitern eines kleinen französischen Angriffs im Priesterwald sind keine Ereignisse zu berichten. — Neben ausgiebiger Aufklärungstätigkeit griffen unsere Flieger feindliche Bahnanlagen und Unterkunftsorte, besonders an der Eisenbahn Clermont—Verdun, erfolgreich an. Es wurden drei feindliche Flugzeuge vernichtet, zwei in der Champagne und eines im Maasgebiet. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 13. März. — Russischer Kriegsschauplatz: An der bessarabischen Front und am Dnjestr wurden russische Vorstöße abgewiesen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die erhöhte Tätigkeit der italienischen Artillerie dehnte sich auf die ganze Isonzofront aus. Nachmittags wurde ein feindlicher Angriff bei Selz abgeschlagen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 13. März. — Im Abschnitte von Felahie wurde ein englisches Flugzeug durch unser Feuer heruntergeschossen. Die Insassen wurden durch die Explosion der an Bord befindlichen

Bomben getötet. — Zwei Torpedobootszerstörer und ein Monitor warfen einige Granaten auf die Umgebung von Jeni Kale, an der Küste von Smyrna und Tschesme gelegen, und zogen sich sodann zurück.

Neue Erfolge im Luftkampf.

Großes Hauptquartier, 14. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein kleineres Gefecht bei Wieltje, nordöstlich von Ypern, endete mit der Zurückwerfung der Engländer. — Je ein englisches Flugzeug wurde östlich von Arras und westlich von Bapaume von Leutnant Immelmann abgeschossen. Die Insassen sind tot. Leutnant Bölcke brachte zwei feindliche Flugzeuge hinter der französischen Linie über der Feste Marre und bei Malancourt (nordwestlich von Verdun) zum Absturz; das letztere wurde von unserer Artillerie zerstört. Damit haben beide Offiziere ihr zehntes und elftes feindliches Flugzeug außer Gefecht gesetzt. Ferner wurde ein englischer Doppeldecker nach Luftkampf westlich von Cambrai zur Landung gezwungen; die Insassen sind gefangen genommen. (W. T. B.)

Beginn der fünften Isonzoschlacht.

Wien, 14. März. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Isonzofront beginnen sich große Kämpfe zu entwickeln. Seit gestern greifen die Italiener mit starken Kräften an; sie wurden überall abgewiesen. Am Tolmeiner Brückenkopfe beschränkte sich die Tätigkeit des Feindes auf ein sehr lebhaftes Feuer. Im Abschnitte von Plawa scheiterten seine Versuche, unsere Hindernisse zu zerstören; am Görzer Brückenkopfe wurden zwei Angriffe auf die Podgorastellung, einer auf die Brückenschanze von Lucinico zurückgeschlagen. Der Nordteil der Hochfläche von Doberdo wurde von starken Kräften zu wiederholten Malen angegriffen. Bei San Martino schlug das Szegeder Infanterieregiment Nr. 46 sieben Stürme blutig ab.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 14. März. — Am 11. und 12. März feuerten zwei Kreuzer zu verschiedenen Zeiten einige Granaten in die Umgegend von Tekke Burnu und zogen sich dann zurück. Drei Flugzeuge, die die Halbinsel Gallipoli überflogen, wurden durch das Feuer unserer Geschütze verjagt.

Der UBootkrieg in vollem Gange.

Berlin, 14. März. — In weiteren Kreisen der Bevölkerung wird immer wieder das Gerücht verbreitet, daß der verschärfte UBootkrieg, wie er in der bekannten Denkschrift der Reichsregierung an die neutralen Mächte angekündigt worden ist, nicht durchgeführt oder aufgeschoben werden würde. Diese Ausstreuungen sind vollständig unwahr. Niemals und bei keiner verantwortlichen Stelle ist eine Verzögerung oder ein Unterlassen dieses UBootkrieges in Betracht gekommen. Er ist in vollem Gange. (W. T. B.)

Die Höhe „Toter Mann" genommen.

Großes Hauptquartier, 15. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Neuve Chapelle sprengten wir eine vorgeschobene englische Verteidigungsanlage mit ihrer Besatzung in die Luft. — Die englische Artillerie richtete schweres Feuer auf Lens. — Die französische Artillerie war sehr tätig gegen unsere neue Stellung bei Ville-aux-Bois und gegen verschiedene Abschnitte in der Champagne. — Links der Maas schoben schlesische Truppen mit kräftigem Schwung ihre Linien aus der Gegend westlich des Rabenwaldes auf die Höhe „Toter Mann" vor. 25 Offiziere und über 1000 Mann vom Feinde wurden unverwundet gefangen. Viermal wiederholte Gegenangriffe brachten den Franzosen keinerlei Erfolge, wohl aber empfindliche Verluste. — Auf dem rechten Maasufer und an den Osthängen der Côtes rangen die beiderseitigen Artillerien erbittert weiter. — In den Vogesen und südlich davon unternahmen die Franzosen mehrere kleinere Erkundungsvorstöße, die abgewiesen wurden. — Leutnant Leffers schoß nördlich von Bapaume sein viertes feindliches Flugzeug, einen englischen Doppeldecker, ab. — Bei Vimy (nordöstlich von Arras) und bei Sivry (an der Maas nordwestlich von Verdun) wurde je ein französisches Flugzeug durch unsere Abwehrgeschütze heruntergeholt. Über Haumont (nördlich von Verdun) stürzte ein französisches Großflugzeug nach Luftkampf ab. Seine Insassen sind gefangen, die der übrigen sind tot. (W. T. B.)

Staatssekretär von Tirpitz verabschiedet.

Berlin, 15. März. Wie wir hören, hat der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Großadmiral von Tirpitz, seinen Abschied eingereicht. Zu seinem Nachfolger ist der Admiral von Capelle in Aussicht genommen. (W. T. B.)

Die fünfte Isonzoschlacht.

Wien, 15. März. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Besatzung der Brückenköpfe nordwestlich von Uscieczko wehrte heftige Angriffe ab. Sonst keine besonderen Ereignisse. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Angriffe der Italiener an der Isonzofront dauern fort. Gestern nachmittag wurde auf der Podgorahöhe erbittert gekämpft. Unsere Truppen warfen den hier stellenweise eingedrungenen Feind im Handgemenge zurück. Ebenso erfolglos blieb ein gegnerischer Nachtangriff, der nach mehrstündiger Artillerievorbereitung gegen den Raum südwestlich San Martino angesetzt wurde. Vor diesem Orte liegen von den vorhergegangenen Kampftagen noch über 1000 Feindesleichen. An mehreren anderen Stellen der küstenländischen Front kam es zu lebhaften Artillerie- und Minenwerferkämpfen. Im Kärntener Grenzgebiete stand unser Fellaabschnitt, in Tirol der Raum des Col di Lana unter lebhaftem feindlichen Feuer. Italienische Flieger warfen, ohne Schaden anzurichten, Bomben auf Triest ab.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 16. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: In Flandern, besonders in der Nähe der Küste, nahmen die Artilleriekämpfe merklich an Heftigkeit zu, sie steigerten sich auch in der Gegend von Roye und von Ville-aux-Bois (nordwestlich von Reims). — In der Champagne machten die Franzosen nach starker, aber unwirksamer Artillerievorbereitung gänzlich erfolglose Angriffe auf unsere Stellungen südlich von St. Souplet und westlich der Straße Somme Py—Souain, die uns wenige, ihnen sehr zahlreiche Leute kosteten. Wir nahmen außerdem dabei 2 Offiziere, 150 Mann unverwundet gefangen und erbeuteten 2 Maschinengewehre. — Links der Maas sind weitere Versuche des Feindes, uns den Besitz der Höhe „Toter Mann" und der Waldstellungen nordöstlich davon streitig zu machen, im Keime erstickt worden. — Zwischen Maas und Mosel hat sich die Lage nicht verändert. — Südlich von Niederaspach drangen unsere Patrouillen nach wirkungsvoller Beschießung der feindlichen Gräben in diese vor, zerstörten Verteidigungsanlagen und brachten einige Gefangene und Beute mit zurück. — Im Luftkampf wurde ein französisches Flugzeug südöstlich von Beine (Champagne) abgeschossen. Die Insassen sind verbrannt. — Feindliche Flieger wiederholten heute nacht einen Angriff auf deutsche Lazarette in Labry (östlich von Conflans). Der erste Angriff war in der Nacht zum 13. März erfolgt. Militärischer Schaden ist nicht verursacht; von der Bevölkerung sind eine Frau schwer, eine Frau und zwei Kinder leichter verletzt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Patrouillenkämpfe an verschiedenen Stellen der Front. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 16. März. — Russischer Kriegsschauplatz: Bei der Armee Pflanzer-Baltin und bei der Heeresgruppe Böhm-Ermolli beiderseits erhöhte Artillerietätigkeit. — Nordöstlich von Kozlow an der Strypa wiesen unsere Sicherungstruppen russische Vorstöße ab. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Angriffstätigkeit der Italiener an der Isonzofront war gestern schwächer. Zwei Versuche starker Kräfte, gegen die Podgorastellung vorzugehen, wurden durch Artilleriefeuer verhindert. Am Nordhange des Monte San Michele wurde ein feindlicher Angriff blutig abgewiesen. Die Geschützkämpfe dauerten vielfach nachts fort. — Auch an der Kärntener Front hält das Artilleriefeuer im Fellaabschnitt an.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 16. März. — Am 13. und 14. März haben vier Kreuzer und zwei Torpedoboote des Feindes getrennt und zu verschiedenen Stunden einige Granaten auf die Umgebung von Tekke Burnu abgeschossen. Sie wurden durch die Antwort unserer Artillerie gezwungen, sich zu entfernen. Eines unserer Flugzeuge griff feindliche Flugzeuge mit Maschinengewehrfeuer an und zwang sie, nach Imbros zu fliehen. Am 14. März abends von einem feindlichen Flugzeug in der Umgebung der Landungsstelle von Akaba abgeworfene Bomben fielen sämtlich ins Meer. Wir schossen ein feindliches Flugzeug 2 Kilometer östlich des Kanals von Suez ab. Seine Insassen entflohen.

Der Verlust von Erzerum.

Konstantinopel, 16. März. — In ihrem Bericht vom 29. Februar 1916 und in den folgenden Berichten stellen die Russen die Einnahme von Erzerum als einen großen Sieg dar und sprechen mit Prahlerei von der Bedeutung dieses von ihnen für sehr modern gehaltenen festen Platzes. Wir erkennen an, daß die Russen sich in die Notwendigkeit versetzt sehen, ihrem Lande und den Aliierten die nach dem einzigen Wort „Sieg", unter welcher Form immer, dürsten, glänzende Bulletins mitzuteilen. Wir aber erklären entschieden, daß Erzerum eigentlich kein befestigter Platz ist, daß die Bodenbeschaffenheit es nicht gestattet, die Stadt als festen Platz zu benützen, und daß wir es unserseits nicht für nützlich hielten, Erzerum stärker zu befestigen, als es seiner Natur entspricht. Die Tatsache allein, daß wir hinter den zerfallenen Mauern der Stadt eine große Zahl alter Kanonen, ehrwürdige Überreste aus dem türkisch-russischen Feldzug des Jahres 1876 zurückgelassen, und daß sich dort Lebensmittel für nur zwei Tage befunden haben, beweist unumstößlich, daß wir nicht die Absicht hatten, Erzerum als festen Platz auszunützen. Was die Russen mit großem Pomp als moderne Festung bezeichnet haben, besteht aus einigen in 12 Kilometer Entfernung von Erzerum angelegten Feldverschanzungen, und die mächtige Artillerie, von der sie sprechen, besteht aus unbespannten Kanonen, die wir im Stich ließen, nachdem wir sie unbrauchbar gemacht hatten. Wir überlassen dem russischen General-

stab die Sorge, die Vorteile, die dieser Platz den Russen vom strategischen Gesichtspunkte aus für diesen Krieg sichert, und die Ergebnisse zu würdigen, die aus seiner Preisgabe und Räumung für sie erwachsen können. Entgegen den Behauptungen der Russen hat keine offene Feldschlacht in der Umgebung Erzerums stattgefunden, und in keinem Abschnitt haben die Russen eine Artillerievorbereitung eingeleitet. Trotzdem gelang es ihnen nicht, wie sie behaupten, sich in fünf Tagen Erzerums zu bemächtigen, sondern erst nach örtlich getrennten Kämpfen in der Dauer von einem Monat. Obwohl unsere Armee den Platz zwei Tage und unsere Nachhuten einen Tag vorher geräumt haben, sind die Russen erst am Tage darauf in die Stadt eingezogen. Wir haben in der Stadt nur 300 Schwerkranke zurückgelassen. — Seit unserer Räumung von Erzerum und unserem Rückzug in neue Stellungen bis zum heutigen Tage haben die Russen, die noch unter der Nachwirkung ihrer schweren Verluste stehen, keine Bewegung von irgendwelcher Tragweite ausführen können. Unser linker und rechter Flügel sind infolge der neuen Lage gleichfalls auf erhaltenen Befehl in die für sie vorgesehenen Stellungen zurückgegangen, indem sie in einigen Abschnitten einige unbedeutende Nachhutgefechte lieferten, in anderen Abschnitten, ohne überhaupt einen Flintenschuß abgegeben zu haben. Gegenwärtig hält unsere Armee die Stellungen besetzt, die sich von dem Teil des linken Flügels von Bitlis—Musch—Aschkalee bis zu den Stellungen erstrecken, die sich einige Kilometer westlich von Ispir und Rize befinden. — Wir können mit Recht stolz sein auf den Mut und die Selbstverleugnung, von denen die Russen nach ihrem eigenen Geständnis Proben erhalten haben, und von denen sie in ihren Berichten sprechen, auf den Mut und die Selbstverleugnung, die unsere Truppen in den gegen überlegene Kräfte des Feindes gelieferten Kämpfen, sei es im Osten von Erzerum, sei es in den Stellungen dieser Stadt, bewiesen haben, und wir sind sicher, daß sie Beweise derselben militärischen Tugenden geben werden, sobald wir infolge einer Änderung der Lage, die sich jeden Tag mehr zu unseren Gunsten gestaltet, zur Offensive übergehen werden. Unsere Armee ist frei von all den Makeln, die ihr Verleumder andichten wollen. — Die Meldungen, wonach zwischen türkischen und deutschen Offizieren Meinungsverschiedenheiten und Mißverständnisse entstanden sein sollen, sind Lügengewebe, würdig derer, die sie erfunden haben.

Französische Angriffe bei „Toter Mann".

Großes Hauptquartier, 17. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Sechs englische Sprengungen südlich von Loos blieben erfolglos. — In verschiedenen Abschnitten der Champagne sowie zwischen Maas und Mosel heftige Artilleriekämpfe. — Im Maasgebiet trieb der Gegner eine frische Division, die als die siebenundzwanzigste seit Beginn der Kämpfe auf diesem verhältnismäßig engen Raum in der Front erschienene gezählt wurde, wiederholt gegen unsere Stellungen auf der Höhe „Toter Mann" vor. Bei dem ersten überfallartig ohne Artillerievorbereitung versuchten Angriff gelangten einzelne Kompagnien bis an unsere Linien, wo die wenigen von ihnen unverwundet übriggebliebenen Leute gefangen wurden. Der zweite Stoß erstarb schon in unserm Sperrfeuer. (W. T. B.)

Die italienischen Angriffe am Isonzo eingestellt.

Wien, 17. März. — Russischer Kriegsschauplatz: An mehreren Stellen der Strypafront erfolgreiche Vorpostenkämpfe; westlich von Tarnopol drangen hierbei unsere Truppen in die russische Vorstellung ein, machten 1 Fähnrich und 67 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 1 Maschinengewehr und 4 Minenwerfer. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Italiener haben ihre fruchtlosen Angriffe an der Isonzofront eingestellt. Auch diesmal blieben alle unsere Stellungen fest in unserem Besitz.

Neue Kämpfe bei Felahie.

Konstantinopel, 17. März. — An der Irakfront versuchte der Feind im Abschnitt von Felahie nach seiner Niederlage am rechten Ufer des Tigris am 8. Februar, während er mit seiner Hauptmacht am 9. Februar Vorbereitungen zum Rückzug traf, mit einer Infanterie- und einer Kavalleriebrigade einen überraschenden Angriff hinter unserem rechten Flügel, aber unter dem Druck des Zentrums mußte er auf seine umfassende Bewegung verzichten und den allgemeinen Rückzug antreten. Am 10. und 11. Februar verfolgten unsere Truppen den Feind kräftig und überschritten einige Linien, die vom Feinde vorher befestigt worden waren. Am 10. Februar erreichten unsere Vorhuten in der Nacht die Zenzirhöhe, die sie befestigten. Der Feind, der unsere Vorposten für schwach hielt, griff sie an. Es eilten aber von hinten Verstärkungen heran, machten einen Gegenangriff auf den Feind und schlugen ihn auch diesmal, wobei sie ihm 180 Gefangene, darunter 5 Offiziere, 1 Maschinengewehr und eine große Menge Waffen, Munition und Kriegsmaterial abnahmen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 18. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei wechselnder Sicht war die beiderseitige Kampftätigkeit gestern weniger rege. — Östlicher Kriegsschauplatz: Das Artilleriefeuer im Gebiet beiderseits des Naroczsees ist recht lebhaft geworden. — Ein schwächlicher nächtlicher russischer Vorstoß nördlich des Miadziolsees wurde leicht abgewiesen. — Balkan-Kriegsschauplatz: Südwestlich des Doiransees kam es zu unbedeutenden Patrouillenplänkeleien. (W. T. B.)

Fortschritte bei Tolmein.

Wien, 18. März. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am unteren Isonzo kam es gestern nur bei Selz zu einem Angriffsversuche schwacher italienischer Kräfte, die an den Hindernissen abgewiesen wurden. Auch das Geschütz-, Minenwerfer- und Handgranatenfeuer ging nicht über das gewöhnliche Maß hinaus. Um so lebhafter war die Tätigkeit der beiderseitigen Artillerie in dem Raume von Tolmein und Flitsch sowie im Fellaabschnitt. Am Nordteil des Tolmeiner Brückenkopfes griffen unsere Truppen an, eroberten eine feindliche Stellung, nahmen 449 Italiener (darunter 16 Offiziere) gefangen und erbeuteten 3 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer. An der Tiroler Front fanden am Monte Piano, Col di Lana, bei Riva und in den Judicarien mäßige Geschützkämpfe statt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. März. — An den Dardanellen hat am 17. März ein Kreuzer ohne Wirkung die Umgebung von Tekke Burnu und Benaz Tepe beschossen. Zwei feindliche Flugzeuge, welche die Halbinsel Gallipoli überflogen, wurden von einem unserer Kampfflugzeuge mit Maschinengewehrfeuer beschossen und gezwungen, zu fliehen. — An der Kaukasusfront erbeuteten wir am 16. März nach einem von unserem linken Flügel ausgeführten Gegenangriff zahlreiche Ausrüstungsstücke.

Beginn der russischen Frühjahrsoffensive.

Großes Hauptquartier, 19. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nordöstlich von Vermelles (südlich des Kanals von La Bassée) nahmen wir den Engländern nach wirksamer Vorbereitung durch Artilleriefeuer und fünf erfolgreiche Sprengungen kleine, von ihnen am 2. März im Minenkampf errungene Vorteile wieder ab. Von der größtenteils verschütteten feindlichen Besatzung sind 30 Überlebende gefangen genommen. Gegenangriffe scheiterten. — Die Stadt Lens erhielt wieder schweres englisches Feuer. — Während auch der gestrige Tag auf dem linken Maasufer ohne besondere Ereignisse verlief, wurden Angriffsversuche der Franzosen heute früh gegen den „Toten Mann" und östlich davon im Keime erstickt. Auf dem rechten Ufer steigerte sich die Artillerietätigkeit zeitweise zu sehr erheblicher Stärke. Gleichzeitig entspannen sich an mehreren Stellen südlich der Feste Douaumont und westlich vom Dorf Vaux Nahkämpfe um einzelne Verteidigungseinrichtungen, die noch nicht abgeschlossen sind. — Aus der den Franzosen bei der Försterei Thiaville (nordöstlich von Badonviller) am 4. März überlassenen Stellung wurden sie durch eine deutsche Abteilung gestern wieder vertrieben. Nach Zerstörung der feindlichen Unterstände und unter Mitnahme von 41 Gefangenen kehrten unsere Leute in ihre Gräben zurück. — Die Erkundungs- und Angriffstätigkeit der Flieger war beiderseits sehr rege. Unsere Flugzeuge griffen die Bahnanlagen an den Strecken Clermont—Verdun und Epinal—Lure—Vesoul sowie südlich von Dijon an. — Durch feindlichen Bombenabwurf auf Metz wurden drei Zivilpersonen verletzt. Aus einem französischen Geschwader, das Mülhausen und Habsheim angriff, wurden vier Flugzeuge in der unmittelbaren Umgebung von Mülhausen im Luftkampf heruntergeschossen. Ihre Insassen sind tot. In Mülhausen fielen dem Angriff unter der Bevölkerung 7 Tote und 13 Verletzte zum Opfer, in Habsheim wurde ein Soldat getötet. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die erwarteten russischen Angriffe haben auf der Front Dryswjatysee—Postawy und beiderseits des Naroczsees mit großer Heftigkeit eingesetzt. An allen Stellen ist der Feind unter außergewöhnlich starken Verlusten glatt abgewiesen worden. Vor unseren Stellungen beiderseits des Naroczsees wurden 9270 gefallene Russen gezählt. Die eigenen Verluste sind sehr gering. — Südlich des Wisznieswsees kam es nur zu einer Verschärfung der Artilleriekämpfe. — Balkan-Kriegsschauplatz: Eines unserer Luftschiffe hat in der Nacht zum 18. März die Ententeflotte bei Kara Burun südlich von Saloniki angegriffen. (W. T. B.)

Kämpfe bei Usciecзko.

Wien, 19. März. — Russischer Kriegsschauplatz: Am Dnjestr und an der bessarabischen Front lebhaftere feindliche Artillerietätigkeit. Die Brückenschanze bei Uscieczko stand nachts unter starkem Minenwerferfeuer. Heute früh sprengte der Feind nach einiger Artillerievorbereitung eine Mine, worauf ein Handgranatenangriff erfolgte. Infolge der Sprengung mußte die Mitte der Verteidigungslinie in der Schanze etwas zurückgenommen werden; alle anderen Angriffe wurden abgeschlagen, wobei einige Russen gefangen wurden. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die verhältnismäßige Ruhe am unteren Isonzo dauert an. Unsere Seeflugzeuge belegten die italienischen Batterien an der Sdobbamündung wiederholt mit Bomben. Die Stadt Görz wurde vom Feinde neuerdings aus schwersten Kalibern beschossen. — Am Tolmeiner Brückenkopf setzten unsere Truppen ihre Angriffe erfolg-

reich fort, drangen über die Straße Selo — Ciginj und westlich Sa. Maria weiter vor und wiesen mehrere Gegenangriffe auf die gewonnenen Stellungen ab. Auch am Südgrat des Mrzli Vrh wurde der Feind aus seiner Befestigung geworfen; er flüchtete bis Gabrije. In diesen Kämpfen wurden weitere 283 Italiener gefangen genommen. — Die Artillerietätigkeit an der Kärntener Front steigerte sich im Fellaabschnitt und dehnte sich auch auf den karnischen Kamm aus. — Die Dolomitenfront, insbesondere der Raum des Col di Lana, dann unsere Stellungen bei Mater im Suganatal und einzelne Punkte der westtiroler Front standen gleichfalls unter lebhaftem feindlichen Feuer.

Ereignisse zur See.

Wien, 19. März. — Am 18. März vormittags wurde unweit Sebenico unser Spitalschiff „Elektra" von einem feindlichen Unterseeboot bei guter Sicht und hellem Sonnenschein ohne jede Warnung zweimal anlanciert, einmal getroffen und schwer beschädigt. Ein Matrose ist ertrunken, zwei Krankenschwestern des Roten Kreuzes sind schwer verwundet. Eine krassere Verletzung des Völkerrechts kann man sich zur See kaum denken. — Am gleichen Vormittag hat eines unserer Unterseeboote vor Durazzo einen französischen Torpedobootszerstörer, Typ Fourche, torpediert. Der Zerstörer sank binnen einer Minute.

K. und k. Flottenkommando.

Vergebliche Angriffe der Russen am Narocz- und Wisznievsee.

Großes Hauptquartier, 20. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Durch gute Beobachtungsverhältnisse begünstigt, war die beiderseitige Artillerie- und Fliegertätigkeit sehr lebhaft. — Im Maasgebiet und in der Woëvre-Ebene hielten sich auch gestern die Artilleriekämpfe auf besonderer Heftigkeit. Um unser weiteres Vorarbeiten gegen die feindlichen Verteidigungsanlagen in der Gegend der Feste Douaumont und des Dorfes Vaux zu verhindern, setzten die Franzosen mit Teilen einer neu herangeführten Division gegen das Dorf Vaux einen vergeblichen Gegenangriff an; unter schweren Verlusten wurden sie abgewiesen. — Im Luftkampf schoß Leutnant Freiherr von Althaus über der feindlichen Linie westlich von Lihons sein viertes, Leutnant Bölcke über dem Forgeswald (am linken Maasufer) sein zwölftes feindliches Flugzeug ab. Außerdem verlor der Gegner drei weitere Flugzeuge, eins davon im Luftkampf bei Cuisy (westlich des Forgeswaldes), die beiden anderen durch das Feuer unserer Abwehrgeschütze. Eines der letzteren stürzte brennend bei Reims, das andere, mehrfach sich überschlagend, in Gegend von Ban de Sapt dicht hinter der feindlichen Linie ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Ohne Rücksicht auf die großen Verluste griffen die Russen auch gestern wiederholt mit starken Kräften beiderseits von Postawy und zwischen Narocz- und Wiszniewsee an. Die Angriffe blieben völlig ergebnislos. — In Gegend von Widsy stießen deutsche Truppen vor und warfen feindliche Abteilungen zurück, die sich nach den am gestrigen Morgen unternommenen Angriffen noch nahe vor unserer Front zu halten versuchten. 1 Offizier und 280 Mann von sieben verschiedenen Regimentern wurden dabei gefangen genommen. (W. T. B.)

Luftangriff auf Dover, Deal und Ramsgate.

Berlin, 20. März. — Ein Geschwader unserer Marineflugzeuge belegte am 19. März nachmittags militärische Anlagen in Dover, Deal und Ramsgate trotz starker Beschießung durch Landbatterien und feindliche Flieger ausgiebig mit Bomben. Es wurden zahlreiche Treffer mit sehr guter Wirkung beobachtet. Alle Flugzeuge sind wohlbehalten zurückgekehrt. (W. T. B.)

Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Der Heldenkampf von Usciec̆zko.

Wien, 20. März. — Russischer Kriegsschauplatz: Gestern abend wurde nach sechsmonatiger tapferer Verteidigung die zum Trümmerhaufen zerschossene Brückenschanze nordwestlich von Uscieczko geräumt. Obgleich es den Russen schon in den Morgenstunden gelungen war, eine 300 Meter breite Bresche zu sprengen, harrte — von achtfacher Übermacht angegriffen — die Besatzung, aller Verluste ungeachtet, noch durch sieben Stunden im heftigsten Geschütz- und Infanteriefeuer aus. Erst um 5 Uhr nachmittags entschloß sich der Kommandant Oberst Planckh, die ganz zerstörten Verschanzungen zu räumen. Kleinere Abteilungen und Verwundete gewannen auf Booten das Südufer des Dnjestr. Bald aber mußte unter dem konzentrischen Feuer des Gegners die Überschiffung aufgegeben werden, und es blieb der aus Kaiserdragonern und Sappeuren zusammengesetzten tapferen Schar, wenn sie sich nicht gefangen geben wollte, nur ein Weg: sie mußte sich auf dem Nordufer des Dnjestr durch den vom Feinde stark besetzten Ort Uscieczko zu unseren auf den Höhen nördlich von Zaleszczyki eingenisteten Truppen durchschlagen. Der Marsch mitten durch die feindlichen Stellungen gelang. Unter dem Schutze der Nacht führte der Oberst Planckh seine heldenhafte Truppe zu unseren Vorposten nordwestlich von Zaleszczyki, wo sie heute früh eintraf. — Die Kämpfe um die Brückenschanze von Uscieczko werden in der Geschichte unserer Wehrmacht für alle Zeiten ein Ruhmesblatt bleiben. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Görzer Brückenkopfe wurden gestern vormittag die feindlichen Stellungen vor dem Südteile der Podgorahöhe in Brand gesetzt. Nachmittags nahm unsere Artillerie die gegnerische Front vor dem Brückenkopf unter kräftiges Feuer. Nachts wurde der Feind aus einem Graben vor Pevma vertrieben. — Die Kämpfe am Tolmeiner Brückenkopfe dauern fort. Die gewonnenen Stellungen blieben fest in unserer Hand. Die Zahl der hier gefangen genommenen Italiener stieg auf 925. Die Kämpfe auf dem Mrzli Vrh und Krn brachen zusammen. Auch am Rombon eroberten unsere Truppen eine Stellung. Hierbei fielen 145 Italiener und 2 Maschinengewehre in ihre Hand. — Die lebhafte Tätigkeit an der Kärntener Front hält an. — Im Tiroler Grenzgebiete hielt der Feind den Col di Lana-Abschnitt und einige Punkte an der Südfront unter Geschützfeuer.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 20. März. — An der Irakfront hat am 18. März eines unserer Flugzeuge einige Bomben auf Kut el Amara geworfen und ein Geschütz einer Abteilung des Feindes getroffen. — Am 18. März nahmen wir im Verlauf eines Gefechts mit einer feindlichen Abteilung in der Umgebung des Suezkanals fünf indische Soldaten gefangen. — An der Irakfront hat sich die Lage nicht verändert. — An der kaukasischen Front ist kein wesentliches Ereignis eingetreten, abgesehen von Plänkeleien zwischen Erkundungsabteilungen. Am 19. März schleuderte am Nachmittag ein Torpedoboot und abends ein Kreuzer Bomben in die Umgebung von Sed ul Bahr und Tekke Burnu, ohne eine Wirkung damit zu erzielen. Die Schiffe zogen sich dann zurück. — An der Front im Yemen rückte eine englische Abteilung mit zwei Maschinengewehren in der Richtung auf El Saile nördlich von Scheikh Osman vor. Sie wurde durch unsere Truppe, die ihnen entgegengeschickt war, angegriffen. Der Feind floh unter Zurücklassung von 20 Toten und Verwundeten und 9 getöteten Pferden nach Scheikh Osman.

Avocourt erstürmt.

Großes Hauptquartier, 21. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Westlich der Maas erstürmten nach sorgfältiger Vorbereitung bayerische Regimenter und württembergische Landwehrbataillone die gesamten stark ausgebauten französischen Stellungen im und am Walde nordöstlich von Avocourt. Neben sehr erheblichen blutigen Verlusten büßte der Feind bisher 32 Offiziere, darunter 2 Regimentskommandeure, und über 2500 Mann an unverwundeten Gefangenen sowie viel noch nicht gezähltes Kriegsgerät ein. Gegenstöße, die er versuchte, brachten ihm keinen Vorteil, wohl aber weiteren schweren Schaden. — Östlich der Maas blieb das Gefechtsbild unverändert. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Russen dehnen ihre Angriffe auch auf den äußersten Nordflügel aus. Südlich von Riga wurden sie blutig abgewiesen, ebenso an der Dünafront und westlich von Jakobstadt stärkere feindliche Erkundungsabteilungen. — Gegen die deutsche Front nordwestlich von Postawy und zwischen Narocz- und Wiszniewsee richteten sie Tag und Nacht besonders starke, aber vergebliche Angriffe. Die Verluste des Feindes entsprechen dem Masseneinsatz an Leuten. Eine weit vorspringende schmale Ausbuchtung unserer Front hart südlich des Naroczsees wurde zur Vermeidung umfassenden Feuers einige 100 Meter auf die Höhen bei Blisniki zurückgenommen. — Balkan-Kriegsschauplatz: Abgesehen von unbedeutenden Patrouillenplänkeleien an der griechischen Grenze ist die Lage unverändert. (W. T. B.)

Seegefecht vor der flandrischen Küste.

Berlin, 21. März. — Vor der flandrischen Küste fand am 20. März früh ein für uns erfolgreiches Gefecht zwischen drei deutschen Torpedobooten und einer Division von fünf englischen Zerstörern statt. Der Gegner brach das Gefecht ab, nachdem er mehrere Volltreffer erhalten hatte, und dampfte mit hoher Fahrt aus Sicht. Auf unserer Seite nur ganz belanglose Beschädigungen.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Luftangriff auf den Hafen von Walona.

Wien, 21. März. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Gefechtstätigkeit stellenweise erhöht, namentlich bei der Armee Pflanzer-Baltin. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Lage ist im allgemeinen unverändert. Feindliche Angriffe auf die von uns gewonnenen Stellungen am Rombon und Mrzli Vrh wurden abgewiesen. Am Rombon brachte eine neuerliche Unternehmung 81 gefangene Italiener ein. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Unsere Flieger erschienen nachts über Vlora (Walona) und bewarfen den Hafen und die Truppenlager erfolgreich mit Bomben. Sie kehrten trotz heftiger Beschießung unversehrt heim. Lage in Montenegro und Albanien unverändert ruhig.

Weitere Angriffe der Russen.

Großes Hauptquartier, 22. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei der dem Angriff vom 20. März nordöstlich von Avocourt folgenden Aufräumung des Kampffeldes und der Wegnahme weiterer feindlicher Gräben außerhalb des Waldgeländes ist die Zahl der dort eingebrachten unverwundeten Gefangenen auf 58 Offiziere und 2914 Mann gestiegen. Die Artilleriekämpfe

beiderseits der Maas dauerten bei nur vorübergehender Abschwächung mit Heftigkeit fort. — Bei Obersept haben die Franzosen nochmals versucht, die Schlappe vom 13. Februar wieder auszugleichen. Mit beträchtlichen blutigen Verlusten wurde der Angreifer zurückgeschickt. — Drei feindliche Flugzeuge wurden nördlich von Verdun im Luftkampf außer Gefecht gesetzt. Zwei von ihnen kamen nordöstlich von Samogneux hinter unserer Front, das dritte brennend jenseits der feindlichen Linie zum Absturz. Leutnant Bölcke hat damit sein dreizehntes, Leutnant Parschau sein viertes feindliches Flugzeug abgeschossen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die großen Angriffsunternehmungen der Russen haben an Ausdehnung noch zugenommen, die Angriffspunkte sind zahlreicher geworden, die Vorstöße selbst folgten sich an verschiedenen Stellen ununterbrochen Tag und Nacht. Der stärkste Ansturm galt wieder der Front nordwestlich von Postawy. Hier erreichten die feindlichen Verluste eine selbst für russischen Masseneinsatz ganz außerordentliche Höhe. Bei einem erfolgreichen Gegenstoß an einer kleinen Einbruchsstelle wurden 11 russische Offiziere und 573 Mann gefangen genommen. Aber auch bei den vielen anderen Kämpfen — südlich und südöstlich von Riga, bei Friedrichstadt, westlich und südwestlich von Jakobstadt, südlich von Dünaburg, nördlich von Widsy, zwischen Narocz- und Wisznieswsee — wiesen unsere tapferen Truppen den Feind unter den größten Verlusten für ihn glatt zurück und nahmen ihm bei Gegenangriffen noch über 600 Gefangene ab. An keiner Stelle gelang es den Russen irgendwelchen Erfolg zu erringen. Die eigenen Verluste sind durchweg gering. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 22. März. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Tätigkeit des Gegners ist gestern fast an der ganzen Nordostfront lebhafter geworden. Unsere Stellungen standen unter dem Feuer der feindlichen Geschütze. An der Strypa und im Kormingebiete stießen russische Infanterieabteilungen vor; sie wurden überall geworfen. In Ostgalizien verlor bei einem solchen Vorstoß eine russische Gefechtsgruppe von Bataillonsstärke an Toten 3 Offiziere und über 150 Mann, an Gefangenen 100 Mann; bei uns nur einige Leute verwundet. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der gestrige Tag ist ruhig verlaufen.

Fortschritte bei Haucourt. — Alle Angriffe der Russen abgewiesen.

Großes Hauptquartier, 23. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Der Erfolg beim Walde von Avocourt wurde durch Inbesitznahme der französischen Stützpunkte auf den Höhenrücken südwestlich von Haucourt vervollständigt. Es wurden etwa 450 Gefangene eingebracht. — Im übrigen hat das Gesamtbild keine Veränderung erfahren. — Östlicher Kriegsschauplatz: Ihre Hauptangriffstätigkeit verlegten die Russen auf die gestrigen Abend- und auf die Nachtstunden. Mehrfach brachen sie mit starken Kräften gegen unsere Stellungen im Brückenkopf von Jakobstadt beiderseits der Bahn Mitau—Jakobstadt, viermal gegen unsere Linien nördlich von Widsy vor. Während sie auf der Front nordwestlich von Postawy, wo die Zahl der eingebrachten Gefangenen auf 14 Offiziere und 889 Mann gestiegen ist, wohl infolge der übermäßigen blutigen Verluste von größeren Angriffsversuchen Abstand nahmen, stürmten sie wiederholt mit neuer Gewalt zwischen Narocz- und Wisznieswsee an. Der hohe Einsatz an Menschen und Munition hat auch in diesen Angriffen und in mehrfachen Einzelunternehmungen an anderen Stellen den Russen nicht den kleinsten Vorteil gegenüber der unerschütterlichen deutschen Verteidigung bringen können. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 23. März. — Auf allen drei Kriegsschauplätzen keine besonderen Ereignisse.

Alle Angriffe der Russen abgewiesen.

Großes Hauptquartier, 24. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Champagne an der Straße Somme-Py—Souain, in den Argonnen, im Maasgebiet und bis zur Mosel hin steigerte sich die Heftigkeit der Artilleriekämpfe zeitweise sehr erheblich. Westlich von Haucourt besetzten wir in Auswertung des vorgestrigen Erfolges noch einige Gräben, wobei sich die Zahl der Gefangenen auf 32 Offiziere und 879 Mann erhöhte. — Östlicher Kriegsschauplatz: Während sich die Russen am Tage nur zu einem starken Vorstoß im Brückenkopf von Jakobstadt östlich von Buschhof aufrafften, unternahmen sie nachts wiederholte Angriffe nördlich der Bahn Mitau—Jakobstadt, sowie einen Überrumpelungsversuch südwestlich von Dünaburg und mühen sich in ununterbrochenem heftigen Ansturm gegen unsere Front nördlich von Widsy ab. Alle ihre Angriffe sind in unserem Feuer spätestens am Hindernis unter schwerer Einbuße an Leuten zusammengebrochen. Weiter südlich sind keine neuen Angriffe erfolgt. — Balkan-Kriegsschauplatz: In der Gegend von Gjevgjeli kam es beiderseits des Wardar in den letzten Tagen mehrfach zu Artilleriekämpfen ohne besondere Bedeutung. — Aus einem feindlichen Fliegergeschwader, das Volovec westlich des Doiransees angegriffen hatte, wurde ein Flugzeug im Luftkampf abgeschossen; es stürzte in den See. (W. T. B.)

S. M. S. „Greif" verloren.

Berlin, 24. März. — Nachrichten zufolge, die von verschiedenen Stellen hierher gelangt und neuerdings bestätigt sind, hat am 29. Februar in der nördlichen Nordsee zwischen dem deutschen Hilfskreuzer „Greif" und drei englischen Kreuzern, sowie einem Zerstörer ein Gefecht stattgefunden. S. M. S. „Greif" hat im Laufe dieses Gefechts einen großen englischen Kreuzer von etwa 15 000 Tonnen durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht und sich zum Schluß selbst in die Luft gesprengt. — Von der Besatzung des Schiffes sind etwa 150 Mann in englische Kriegsgefangenschaft geraten, deren Namen noch nicht bekannt sind. Sie werden von den Engländern, die über den ganzen Vorfall das strengste Stillschweigen beobachten, von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen. Maßnahmen hiergegen sind eingeleitet. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 24. März. — Italienischer Kriegsschauplatz: Der Feind beschoß die Städte Görz und Rovereto. Sonst keine Ereignisse.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 24. März. — An der Irakfront bei Felahie versuchte eine feindliche Abteilung von ungefähr zwei Bataillonen unsere Vorposten auf dem rechten Ufer des Tigris anzugreifen, wurde aber nach einstündigem Kampf zurückgeschlagen. In der Nacht vom 21. März warfen unsere Flieger wirksam Bomben auf die Feinde in Kut el Amara. — In derselben Nacht griff eins unserer Wasserflugzeuge feindliche, in der Kephalosbucht der Insel Imbros ankernde Schiffe mit Bomben an. Wir beobachteten, daß alle Bomben wirksam ihr Ziel erreichten. Ein feindliches Torpedoboot füllte vier Segelschiffe mit über 200 als Räuber verkleideten Soldaten und landete sie unter seinem Schutze in der Ortschaft Keumir Dili auf dem Südostufer des Golfs von Klazomene. Aber auf einen Angriff unserer an Zahl nur schwachen Küstenabteilungen konnten sich die Räuber trotz des Schutzes des Torpedobootes am Ufer nicht halten und flüchteten sich eilig auf ihre Barken, wobei sie jedoch zehn der Bevölkerung gehörende Hammel mitnahmen. Darauf zogen sie sich zurück.

Verdun in Brand geschossen. — Vergebliche Angriffe der Russen bei Jakobstadt.

Großes Hauptquartier, 25. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Lage hat gestern keine wesentliche Veränderung erfahren. Im Maasgebiet fanden besonders lebhafte Artilleriekämpfe statt, in deren Verlauf Verdun in Brand geschossen wurde. — Östlicher Kriegsschauplatz: Westlich von Jakobstadt gingen die Russen nach Einsatz frischer sibirischer Truppen und nach starker Feuervorbereitung erneut zum Angriff über. Er brach verlustreich für sie zusammen. Kleine Vorstöße wurden südwestlich von Jakobstadt und südwestlich von Dünaburg mühelos abgewiesen. Ebenso blieben alle, auch nachts wiederholte Anstrengungen des Feindes gegen die Front nördlich von Widsy völlig erfolglos. Weiter südlich in Gegend des Naroczsees beschränkte sich der Feind gestern auf Artilleriefeuer. — Balkan-Kriegsschauplatz: Bei einem erneuten Fliegerangriff wurde ein feindliches Flugzeug im Luftkampf zum Absturz zwischen die beiderseitigen Linien gebracht und dort durch Artilleriefeuer zerstört. (W. T. B.)

Die vierte Kriegsanleihe — 10 667 000 000 Mark.

Berlin, 25. März. — Nach den bis jetzt vorliegenden Meldungen sind auf die vierte Kriegsanleihe insgesamt 10 667 000 000 Mark gezeichnet worden.

Von diesen entfallen

auf	Reichsanleihestücke	7 106 000 000 Mark
„	Reichsschuldbucheintragungen	1 999 000 000 „
„	Reichsschatzanweisungen	1 562 000 000 „

(W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 25. März. — Russischer Kriegsschauplatz: Nordöstlich von Burkanow an der Strypa drangen Honvedabteilungen nach Abwehr eines starken russischen Angriffs in die Gräben des Feindes ein und zerstörten die Verteidigungsanlagen; sonst keine Ereignisse.

Fliegerangriff der Engländer auf Nordschleswig abgeschlagen.

Großes Hauptquartier, 26. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Gestern konnte der gute Erfolg einer in der vorhergehenden Nacht ausgeführten Sprengung nordöstlich von Vermelles festgestellt werden. In dem Sprengtrichter liegt ein feindlicher Panzerbeobachtungsstand; mehrere englische Unterstände sind zerstört. — Nordöstlich von Neuville unternahm eine kleine deutsche Abteilung nach geglückter Sprengung einen Erkundungsvorstoß in die feindliche Stellung und kehrte planmäßig mit einer Anzahl Gefangener zurück. — Der französische Versuch eines Gasangriffs in der Gegend des Forts de la Pompelle (südöstlich von Reims) blieb ergebnislos. — In den Argonnen und im Maasgebiet erreichte der Artilleriekampf stellenweise wieder große Heftigkeit.

Nachtgefechte mit Nahkampfmitteln im Caillettewalde (südöstlich der Feste Douaumont) nahmen für unsere Truppen einen günstigen Verlauf. — Durch eine umfangreiche Sprengung nordöstlich von Celles in den Vogesen fügte sich der Gegner selbst erheblichen Schaden zu; unsere Stellung blieb unversehrt. — Bei St. Quentin fiel ein englischer Doppeldecker unbeschädigt in unsere Hand. Ein französisches Flugzeug stürzte nach Luftkampf im Caillettewalde ab und zerschellte. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Russen haben ihre Angriffe am Brückenkopf von Jakobstadt und nördlich von Widsy gestern nicht wiederholt. Mehrere im Laufe des Tages unternommene Vorstöße südwestlich und südlich von Dünaburg blieben schon auf größere Entfernung vor unseren Hindernissen im Feuer liegen. Gegen unsere Front nordwestlich von Postawy und zwischen Narocz- und Wiszniewsee nahm der Feind nachts mit starken Kräften, aber ergebnislos und unter großen Opfern, den Kampf wieder auf. Nordwestlich von Postawy nahmen wir 1 Offizier, 155 Mann gefangen. — Von zwei durch ein Kreuzergeschwader und eine Zerstörerflottille begleiteten Mutterschiffen sind gestern früh fünf englische Wasserflugzeuge zum Angriff auf unsere Luftschiffanlagen in Nordschleswig aufgestiegen. Nicht weniger als drei von ihnen, darunter ein Kampfflugzeug, wurden durch den frühzeitig benachrichtigten Abwehrdienst auf und östlich der Insel Sylt zum Niedergehen gezwungen. Die Insassen — vier englische Offiziere und ein Unteroffizier — sind gefangen genommen. Bomben wurden nur in der Gegend von Hoyer-Schleuse abgeworfen. Schaden ist nicht angerichtet. (W. T. B.)

See- und Luftgefecht an der nordfriesischen Küste.

Berlin, 26. März. — Am 25. März morgens haben englische Seestreitkräfte einen Fliegerangriff auf den nördlichen Teil der nordfriesischen Küste herangetragen. Der Fliegerangriff mißlang völlig, wie der Heeresbericht vom 26. März bereits gemeldet hat. Zwei auf Vorposten befindliche armierte Fischdampfer sind den englischen Schiffen zum Opfer gefallen. Unsere Marineflugzeuge griffen die englischen Seestreitkräfte an und erzielten eine Anzahl Treffer; ein Torpedobootszerstörer wurde schwer beschädigt. Von unseren sofort ausgesandten Seestreitkräften stießen nur einzelne Torpedoboote in der Nacht vom 25. zum 26. März auf den abziehenden Feind. Eins dieser Torpedoboote ist bisher nicht zurückgekehrt. Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Fortschritte am Plöckenpaß.

Wien, 26. März. — Russischer Kriegsschauplatz: Die in den russischen Berichten geschilderten Kämpfe bei Latacz am Dnjestr stellen selbstredend nur Vorpostengeplänkel dar. Es handelt sich unserseits um Aufklärungstruppen, die beim Anrücken stärkerer feindlicher Abteilungen naturgemäß in die Hauptstellungen zurückzugehen haben. Einen Angriff gegen die Hauptstellung der Armee Pflanzer-Baltin haben die Russen in den letzten Wochen überhaupt nicht versucht. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die feindliche Artillerie hielt die Hochfläche von Doberdo, den Fella-Abschnitt und einzelne Stellungen an der Tiroler Front unter Feuer. — Östlich des Plöckenpasses drangen unsere Truppen in eine italienische Stellung ein. — Bei Marter im Suganatal wurde ein feindlicher Angriff abgewiesen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 26. März. — An der Kaukasusfront wurde am 25. März ein Erkundungsvorstoß schwacher feindlicher Infanterie- und Kavalleriekräfte mit Verlusten für den Gegner zurückgeschlagen. — Unsere Küstenbatterien verjagten durch ihr Feuer einige feindliche Torpedobootszerstörer, die an den Dardanellen kreuzten. Drei feindliche Flieger, die die Halbinsel Gallipoli überflogen, entflohen sofort gegen Imbros, als unser Kriegsflugzeug erschien.

Immer neue Angriffe der Russen bei Jakobstadt und südlich des Naroczsees.

Großes Hauptquartier, 27. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Heute früh beschädigten die Engländer durch eine umfangreiche Sprengung unsere Stellung bei St. Eloi (südlich von Ypern) in einer Ausdehnung von über 100 Metern und fügten der dort stehenden Kompagnie Verluste zu. — In der Gegend nordöstlich und östlich von Vermelles hatten wir im Minenkampf Erfolge und machten Gefangene. Weiter südlich bei La Boisselle (nordöstlich von Albert) hinderten wir schwächere englische Abteilungen durch Feuer am Vorgehen gegen unsere Stellung. — Die Engländer beschossen in den letzten Tagen wieder die Stadt Lens. — In den Argonnen und im Maasgebiet erfuhren die Feuerkämpfe nur vorübergehende Abschwächung. — Östlicher Kriegsschauplatz: Gegen die Front unter dem Befehl des Generalfeldmarschalls von Hindenburg erneuerten die Russen gestern die Angriffe mit besonderer Heftigkeit. So stießen sie mit im Osten bisher unerhörtem Einsatz an Menschen und Munition gegen die deutschen Linien nordwestlich von Jakobstadt vor; sie erlitten dementsprechende Verluste, ohne irgendwelchen Erfolg zu erringen. Bei Welikoje—Selo (südlich von Widsy) nahmen unsere Vortruppen in einem glücklichen Gefecht den Russen 57 Gefangene ab und erbeuteten 2 Maschinengewehre. — Wiederholte Bemühungen des Feindes gegen unsere Stellungen nordwestlich von Postawy scheiterten völlig. — Nachdem südlich des Naroczsees mehrfach starke Angriffe von Teilen dreier russischer Armeekorps abgeschlagen waren, traten westpreußische Regimenter bei Mokrzyce zum Gegenstoß an, um Artilleriebeobachtungsstellen, die beim Zurückbiegen unserer Front am 20. März verloren gegangen waren, zurückzunehmen. Die tapfere Truppe löste ihre Aufgabe in vollem Umfange. Hierbei sowie bei der Abwehr der feindlichen Angriffe wurden 21 Offiziere, 2140 Mann gefangen und eine Anzahl Maschinengewehre erbeutet. — Unsere Flieger belegten die Bahnhöfe von Dünaburg, Wilejka und die Bahnanlagen an der Strecke Baranowitschi—Minsk mit Bomben. (W. T. B.)

Fortschritte an der Podgorahöhe.

Wien, 27. März. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern wurde an mehreren Stellen der Front heftig gekämpft. Am Görzer Brückenkopfe eroberten unsere Truppen die ganze feindliche Stellung vor dem Nordteile der Podgorahöhen. Hierbei wurden 525 Italiener, darunter 13 Offiziere, gefangen genommen. Im Plöckenabschnitt mühte sich der Feind unter Einsatz von Verstärkungen vergebens ab, die ihm entrissenen Gräben wiederzugewinnen. Die Kämpfe nahmen an Ausdehnung zu und dauerten die ganze Nacht fort. An der Tiroler Front fanden nur mäßige Geschützkämpfe statt. Die feindliche Artillerie beschoß Caldonazzo (im Suganatal). — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Östlich von Durazzo wurden zwei italienische Feldgeschütze mit Munition aufgefunden. Lage unverändert.

Niederlage der Russen bei Postawy.

Großes Hauptquartier, 28. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südlich von St. Eloi entspannen sich lebhafte Nahkämpfe an den von den Engländern gesprengten Trichtern und auf den Anschlußlinien. — Über die Lage im Kampfgebiet beiderseits der Maas ist nichts Neues zu berichten. — Östlicher Kriegsschauplatz: Von neuem trieben die Russen frische Massen gegen die deutschen Linien bei Postawy vor. In tapferer Ausdauer trotzen dort Truppen des Saarbrücker Korps allen Anstürmen des Feindes. Vor den an ihrer Seite kämpfenden Brandenburgern, Hannoveranern und Hallensern zerschellte ein in vielen Wellen vorgetragener Angriff zweier russischer Divisionen unter schwerster Einbuße des Gegners. Das gleiche Schicksal hatten die auch nachts noch wiederholten Versuche des Angreifers, den bei Mokrzyce verlorenen Boden wiederzugewinnen. — Balkan-Kriegsschauplatz: In Verfolg der feindlichen Luftangriffe auf unsere Stellungen am Doiransee stieß gestern ein deutsches Luftgeschwader in die Gegend von Saloniki vor und belegte den neuen Hafen, den Petroleumhafen, sowie die Ententelager nördlich der Stadt ausgiebig mit Bomben. (W. T. B.)

Kämpfe am Görzer Brückenkopf.

Wien, 28. März. — Russischer Kriegsschauplatz: Nördlich von Bojan haben die Russen nach einigen Sprengungen in unseren Hindernissen wiederholt versucht, in die Stellung einzudringen. Alle Angriffe wurden unter erheblichen feindlichen Verlusten abgewiesen. Nordöstlich der Strypamündung scheiterte ein nächtlicher Vorrückungsversuch russischer Abteilungen schon an der guten Wirkung unserer Vorfeldminen. — An der bessarabischen Front und bei Olyta feuerte die feindliche Artillerie lebhaft. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe am Görzer Brückenkopf dauern fort. Auch im Abschnitte der Hochfläche von Doberdo begann ein lebhaftes Feuer der beiden Artillerien. Von italienischer Seite folgten Angriffsversuche am Nordhang des Monte San Michele und bei San Martino, die leicht abgewiesen wurden. Östlich Selz ist das Gefecht noch im Gange. — Auch im Plöckenabschnitt scheiterten alle feindlichen Angriffe. Vor der Kampffront des braven kärntenerischen Feldjägerbataillons Nr. 8 liegen über 500 tote Italiener. — An der Tiroler Front waren die Geschützkämpfe nur in den Judikarien lebhafter als gewöhnlich. — Da in Venetien ein erhöhter Eisenbahnverkehr gegen die Isonzofront festgestellt wurde, belegten unsere Flieger einige Objekte der dortigen Bahn mit Bomben.

Erfolge bei Malancourt. — Sieben Angriffe der Russen abgeschlagen.

Großes Hauptquartier, 29. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südlich von St. Eloi wurde den Engländern im Handgranatenkampf einer der von ihnen besetzten Sprengtrichter wieder entrissen. — Auf dem linken Maasufer stürmten unsere Truppen mit geringen eigenen Verlusten die französischen, mehrere Linien tiefen Stellungen nördlich von Malancourt in einer Breite von etwa 2000 Metern und drangen auch in den Nordwestteil des Dorfes ein. Der Feind ließ 12 Offiziere und 486 Mann an unverwundeten Gefangenen, sowie 1 Geschütz und 4 Maschinengewehre in unserer Hand. Hierdurch wurde mit Sicherheit der Einsatz von zwei weiteren Divisionen in diesem Kampfraum festgestellt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Während die Russen ihre Angriffe in den nördlichen Abschnitten gestern nicht wiederholten, setzten sie südlich des Naroczsees Tag und Nacht ihre vergeblichen Anstrengungen fort. Siebenmal schlugen unsere Truppen,

teilweise im Bajonettkampf, den Feind zurück. — Deutsche Flugzeuggeschwader warfen mit gutem Erfolge Bomben auf feindliche Bahnanlagen, besonders auf den Bahnhof Molodeczno ab.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 29. März. — Russischer Kriegsschauplatz: Gestern war die Fliegertätigkeit auf beiden Seiten recht lebhaft. Mehrere feindliche Flugzeuge wurden durch Feuer und eigene Flieger zur Umkehr gezwungen. Ein von unserer Artillerie herabgeschossener russischer Doppeldecker stürzte östlich von Buczacz hinter der feindlichen Linie ab. Durch Fliegerbomben entstand bei uns keinerlei Schaden. Unsere Flieger haben einige Orte hinter der russischen Front ausgiebig und mit beobachtetem Erfolg beworfen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die lebhaften Geschützkämpfe am Görzer Brückenkopf und im Abschnitte der Hochfläche von Doberdo dauerten auch gestern bis in die Nacht hinein. Es erfolgten jedoch keine neuen Angriffe. Östlich Selz drangen die Italiener in einige Gräben ein, die nun gesäubert werden. — Im Plöckenabschnitt wiesen unsere Truppen wieder mehrere feindliche Vorstöße ab. — Sonst ist die Lage unverändert. In mehreren Frontabschnitten arbeiten die Italiener an rückwärtigen Stellungen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 29. März. — Unsere Küstenartillerie verhinderte durch ihr Feuer einen Angriff von russischen Unterseebooten, die an der Küste gesichtet wurden, gegen den Hafen von Zonguldak. Die Unterseeboote verschwanden, sobald sie sich durch unser Flugzeug verfolgt sahen. Eins unserer Flugzeuge, das die Insel Imbros überflog, griff feindliche Transportschiffe in der Bucht von Kephalos sowie drei große Flugzeugschuppen mit Bomben an. Das Flugzeug warf zwei Bomben auf die Transportdampfer und drei auf die Schuppen und verursachte einen Brand. — Am 27. März überflog eines unserer Flugzeuge die Insel Lemnos und warf vier Bomben auf einen Flugzeugschuppen des Feindes im Hafen von Mudros, welche sämtlich in dem Schuppen platzten. Flugzeugabwehrkanonen und ein im Hafen liegendes feindliches Kriegsschiff eröffneten ein Feuer auf unseren Flieger, aber wirkungslos.

Vergebliche Angriffe der Franzosen bei Avocourt.

Großes Hauptquartier, 30. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Gegend von Lihons brachte eine kleine deutsche Abteilung von einem kurzen Vorstoß in die französische Stellung einen Hauptmann und 57 Mann gefangen zurück. — Westlich der Maas hatten wiederholte, durch starkes Feuer vorbereitete französische Angriffe die Wiedernahme der Waldstellungen nordöstlich von Avocourt zum Ziel. Sie sind abgewiesen. In der Südostecke des Waldes ist es zu erbitterten, auch nachts fortgesetzten Nahkämpfen gekommen, bis der Gegner heute früh auch hier wieder hat weichen müssen. Der Artilleriekampf dauert mit großer Heftigkeit auf beiden Maasufern an. — Leutnant Immelmann setzte im Luftkampf östlich von Bapaume das zwölfte feindliche Flugzeug außer Gefecht, einen englischen Doppeldecker, dessen Insassen gefangen in unserer Hand sind. — Durch feindlichen Bombenabwurf auf Metz ist ein Soldat getötet, einige andere wurden verletzt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich des Naroczsees ließen gestern die Russen von ihren Angriffen ab, ihre Artillerie blieb hier sowie westlich von Jakobstadt und nördlich von Widsy noch lebhaft tätig; bei Postawy ist Ruhe eingetreten. (W. T. B.)

Kämpfe am Görzer Brückenkopf.

Wien, 30. März. — Russischer Kriegsschauplatz: Stellenweise Vorpostenkämpfe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Görzischen wurde wieder Tag und Nacht heftig gekämpft. Am Brückenkopf traten beiderseits starke Kräfte ins Gefecht. Unsere Truppen nahmen hier 350 Italiener, darunter 8 Offiziere, gefangen. Im Abschnitte der Hochfläche von Doberdo ist das Artilleriefeuer äußerst lebhaft. Auf den Höhen östlich von Selz wird um einige Gräben weiter gerungen. Ein Geschwader unserer Seeflugzeuge belegte die feindlichen Batterien an der Sdobbamündung ausgiebig mit Bomben. Im Fella- und Plöckenabschnitte, an der Dolomitenfront und bei Riva Geschützkämpfe.

Ereignisse zur See.

Wien, 30. März. — Am 29. März vormittags haben vier Seeflugzeuge unter Führung des Linienschiffsleutnants Konjovic Walona bombardiert und mehrere Treffer in den Batterien und Unterkünften, einem Flugzeughangar, einem Magazin und auf dem französischen Flugzeugmutterschiff „Fronde" erzielt. Trotz heftiger Beschießung sind alle unversehrt eingerückt. Flottenkommando.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 30. März. — Einige feindliche Torpedobootszerstörer, die außerhalb der Meeresengen bemerkt wurden, wurden von unseren Küstenbatterien vertrieben.

Fliegerangriff auf Saloniki.

Sofia, 30. März. — Der bulgarische Generalstab teilt mit: Am 27. März hat ein Geschwader von fünfzehn deutschen Flugzeugen den Hafen von Saloniki und das englisch-französische Lager in der Stadt bombardiert. Es wurden 800 Bomben abgeworfen, die großen Schaden anrichteten. Die Flieger beobachteten eine Explosion in einem unmittelbar beim Bahnhof gelegenen Depot, sowie eine zweite auf einem feindlichen Schiff. Feindliche Flugzeuge versuchten einen Angriff gegen die deutschen Flugzeuge; ihr Versuch blieb jedoch ergebnislos. Vier von den englisch-französischen Flugzeugen wurden zur Landung gezwungen, die übrigen mußten den Rückzug antreten.

Dorf Malancourt erstürmt.

Großes Hauptquartier, 31. März. — Westlicher Kriegsschauplatz: In vielen Abschnitten der Front lebte die beiderseitige Artillerietätigkeit während des klaren Tages merklich auf. — Westlich der Maas wurde das Dorf Malancourt und die beiderseits anschließenden französischen Verteidigungsanlagen im Sturm genommen. 6 Offiziere und 322 Mann sind unverwundet in unsere Hand gefallen. Auf dem Ostufer ist die Lage unverändert. An den französischen Gräben südlich der Feste Douaumont entspannen sich kurze Nahkämpfe. — Die Engländer büßten in Luftkämpfen in der Gegend von Arras und Bapaume drei Doppeldecker ein. Zwei von ihren Insassen sind tot. Leutnant Immelmann hat dabei sein dreizehntes feindliches Flugzeug abgeschossen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Russen beschränkten sich auch gestern auf starke Beschießung unserer Stellungen an den bisher angegriffenen Fronten. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 31. März. — Italienischer Kriegsschauplatz: Infolge der ungünstigen Witterung ist eine Kampfpause eingetreten.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 31. März. — An der Irakfront keine Veränderung in der Gegend des Tigris. In der Gegend des Euphrat griff eine unserer Abteilungen östlich von Nassrie eine feindliche Abteilung an und jagte sie nach Süden, wobei sie dem Feinde Verluste zufügte. Gleichzeitig überraschten unsere Freiwilligen das Lager dieser Abteilung und führten Beute mit sich fort. — An der Kaukasusfront rückten unsere Truppen allmählich im Tale des Tschoruk vor und schlugen dabei die Angriffe feindlicher Erkundungsabteilungen ab. In den übrigen Abschnitten dieser Front keine wichtige Unternehmung. — Ein feindlicher Kreuzer unterhielt auf der Höhe der Dardanellen einen Augenblick ein wirkungsloses Feuer, worauf er sich zurückzog. Drei aus der Richtung von Imbros kommende feindliche Flieger kehrten infolge des wirksamen Feuers unserer Batterien von Yenichehir nach dieser Insel zurück.

Die Offensive der Russen in Sumpf und Blut erstickt.

Großes Hauptquartier, 1. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei St. Eloi wurden englische Handgranatenangriffe abgewiesen. Lebhafte Minenkämpfe spielten sich zwischen dem Kanal von La Bassée und Neuville ab. Nordwestlich von Roye entwickelte die französische Artillerie sehr rege Tätigkeit. Wir nahmen die feindlichen Stellungen an der Aisnefront unter wirksames Feuer. In den Argonnen und im Maasgebiet fanden heftige Artilleriekämpfe statt. Unsere Kampfflieger schossen vier französische Flugzeuge ab, je eins bei Laon und Mogeville (in der Woëvre) in unseren Linien, je eins bei Ville-aux-Bois und südlich von Haucourt dicht hinter der feindlichen Front. Der französische Flugplatz Rosnay (westlich von Reims) wurde ausgiebig mit Bomben belegt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Keine besonderen Ereignisse. Hiernach scheint es, als ob sich der russische Ansturm zunächst erschöpft hat, der mit dreißig Divisionen, gleich über fünfhunderttausend Mann, und einem für östliche Verhältnisse erstaunlichen Aufwand an Munition in der Zeit vom 18. bis 28. März gegen ausgedehnte Abschnitte der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg vorgetrieben worden ist. Er hat dank der Tapferkeit und zähen Ausdauer unserer Truppen keinerlei Erfolge erzielt. Welcher großer Zweck mit den Angriffen angestrebt werden sollte, ergibt folgender Befehl des russischen Höchstkommandierenden der Armeen an der Westfront vom 1. (17.) März Nr. 537:

„Truppen der Westfront! — Ihr habt vor einem halben Jahre, stark geschwächt, mit einer geringen Anzahl Gewehre und Patronen den Vormarsch des Feindes aufgehalten und, nachdem ihr ihn im Bezirk des Durchbruches bei Molodetschno aufgehalten habt, eure jetzigen Stellungen eingenommen. Seine Majestät und die Heimat erwarten von euch jetzt eine neue Heldentat: Die Vertreibung des Feindes aus den Grenzen des Reiches! Wenn ihr morgen an diese hohe Aufgabe herantretet, so bin ich im Glauben an euren Mut, an eure tiefe Ergebenheit gegen den Zaren und an eure heiße Liebe zur Heimat davon überzeugt, daß ihr eure heilige Pflicht gegen den Zaren und die Heimat erfüllen und eure unter dem Joche des Feindes seufzenden Brüder befreien werdet. Gott helfe uns bei unserer heiligen Sache!

General-Adjutant: gez. Ewert."

Freilich ist es für jeden Kenner der Verhältnisse erstaunlich, daß ein solches Unternehmen zu einer Jahreszeit begonnen wurde,

in der seiner Durchführung von einem Tage zum anderen durch die Schneeschmelze bedenkliche Schwierigkeiten erwachsen konnten. Die Wahl des Zeitpunktes ist daher wohl weniger dem freien Willen der russischen Führung als dem Zwang durch einen notleidenden Verbündeten zuzuschreiben. Wenn nunmehr die gegenwärtige Einstellung der Angriffe von amtlicher russischer Stelle lediglich mit dem Witterungsumschlag erklärt wird, so ist das sicherlich nur die halbe Wahrheit. Mindestens ebenso wie der aufgeweichte Boden sind die Verluste an dem schweren Rückschlage beteiligt. Sie werden nach vorsichtiger Schätzung auf mindestens 140000 Mann berechnet. Richtiger würde die feindliche Heeresleitung daher sagen, daß die große Offensive bisher nicht nur im Sumpf, sondern in Sumpf und Blut erstickt ist. (W. T. B.)

Angriff unserer Marineluftschiffe auf London. — L. 15 verloren.

Berlin, 1. April. — In der Nacht vom 31. März zum 1. April hat ein Marineluftschiffgeschwader London und Plätze der englischen Südostküste angegriffen. Die City von London zwischen London- und Towerbrücke, die London-Docks, der nordwestliche Teil von London mit seinen Truppenlagern, sowie Industrieanlagen bei Enfield und die Sprengstoffabriken bei Waltham Abbey — nördlich von London — wurden ausgiebig mit Bomben belegt. Des weiteren wurde über Lowestoft, nachdem vorher eine Batterie bei Stowmarket — nordwestlich Harwich — erfolgreich angegriffen war, eine große Anzahl Spreng- und Brandbomben geworfen, eine Batterie bei Cambridge zum Schweigen gebracht und dort ausgedehnte Fabrikanlagen angegriffen. Endlich wurden die Hafenanlagen und Befestigungen am Humber mit Bomben belegt. Drei Batterien wurden dort zum Schweigen gebracht. Die Angriffe hatten durchweg sehr guten Erfolg, wie von unseren Luftschiffen durch die einwandfreie Beobachtung zahlreicher Brände und Einstürze festgestellt werden konnte. Trotz überaus heftiger Beschießung sind alle Luftschiffe bis auf „L. 15" zurückgekehrt. „L. 15" ist nach eigener Meldung angeschossen gewesen und mußte vor der Themse auf das Wasser niedergehen. Die von unseren Streitkräften angestellten Nachforschungen sind bisher erfolglos geblieben.
Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 1. April. — Russischer Kriegsschauplatz: Bei Olyka nahmen österreichisch-ungarische Abteilungen eine feindliche Vorstellung, warfen die russischen Deckungen ein, zerstörten die Hindernisse und kehrten sodann wieder in unsere Hauptstellung zurück. — Südöstlich Siemikowce wurde der Versuch des Feindes, seine Linien in einer Frontbreite von 1000 Schritt auf Sturmdistanz vorzuschieben, durch Artilleriefeuer und einen Gegenangriff vereitelt. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern setzte die Tätigkeit an einzelnen Stellen der Front beiderseits wieder ein. Am Tolmeiner Brückenkopf, im Fella-Abschnitt und an der Dolomitenfront kam es zu mehr oder weniger lebhaften Geschützkämpfen. Italienische Angriffe gegen das Frontstück zwischen dem großen und kleinen Pal und bei Schluderbach wurden abgewiesen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 1. April. — Von der Irakfront keine Nachricht von Bedeutung. — An der Kaukasusfront im Tschoruktale wurden einige Teile vorgeschobener Posten zum Rückzug gezwungen. In diesem Abschnitt schreiten unsere Operationen erfolgreich fort. — Am 30. März griffen zwei unserer Flugzeuge unter dem Befehl des Hauptmanns Boedke feindliche Flieger an, die Sed ul Bahr überflogen. Beim Luftkampf fiel einer der feindlichen Flieger ins Meer, die übrigen flohen in Richtung Imbros. Ein feindliches Torpedoboot im Golf von Saros wurde durch unsere Batterien in Richtung auf die Insel Samothrake verjagt.

Fortschritte bei Vaux.

Großes Hauptquartier, 2. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Fay (südlich der Somme) kam ein nach kurzer Artillerievorbereitung angesetzter feindlicher Angriff in unserem Feuer nicht zur Entwicklung. Durch die Beschießung von Betheniville (östlich von Reims) verursachten die Franzosen unter ihren Landsleuten erhebliche Verluste; 3 Frauen und 1 Kind wurden getötet, 5 Männer, 4 Frauen und 1 Kind sind schwer verletzt. Im Anschluß an die am 30. März genommenen Stellungen wurden die französischen Gräben nordöstlich von Haucourt in einer Ausdehnung von etwa 1000 Meter vom Feinde gesäubert. Auf dem östlichen Maasufer haben sich unsere Truppen am 31. März nach sorgfältiger Vorbereitung in den Besitz der feindlichen Verteidigungs- und Flankierungsanlagen nordwestlich und westlich des Dorfes Vaux gesetzt. Nachdem in diesem Abschnitt das französische Feuer heute gegen Morgen zur größten Kraft gesteigert war, erfolgte der erwartete Gegenangriff. Er brach in unserem Maschinengewehr- und dem Sperrfeuer unserer Artillerie völlig zusammen. Abgesehen von seinen schweren blutigen Verlusten hat der Gegner bei unserem Angriff am 31. März an unverwundeten Gefangenen 11 Offiziere, 720 Mann in deutscher Hand lassen müssen und 5 Maschinengewehre verloren. Die beiderseits sehr lebhafte Fliegertätigkeit hat zu zahlreichen für uns glücklichen Luftgefechten geführt. Außer vier jenseits unserer Front heruntergeholten feindlichen Flugzeugen wurde bei Hollebeke (nordwestlich von Werwicq) ein englischer Doppeldecker abgeschossen, dessen Insassen gefangen genommen sind. Oberleutnant Berthold hat hierbei das vierte gegnerische Flugzeug außer Gefecht gesetzt. — Außerdem wurde durch einen Volltreffer unserer Abwehrgeschütze südwestlich von Lens ein feindliches Flugzeug brennend zum Absturz gebracht. Der mit Truppen stark belegte Ort Dombasle-en-Argonne (westlich von Verdun) und der Flugplatz Fontaine (östlich von Belfort) wurden ausgiebig mit Bomben belegt. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Front östlich von Baranowitschi war die Gefechtstätigkeit reger als bisher. (W. T. B.)

Neuer Luftangriff auf England.

Berlin, 2. April. — In der Nacht vom 1. zum 2. April fand ein erneuter Luftschiffangriff auf die englische Ostküste statt. Die Hochöfen, großen Eisenwerke und Industrieanlagen am Südufer des Teesflusses, sowie die Hafenanlagen bei Middlesborough und Sunderland wurden $1^1/_2$ Stunden lang mit Spreng- und Brandbomben belegt. Starke Explosionen, Einstürze und Brände ließen die gute Wirkung des Angriffs deutlich erkennen. Trotz lebhafter Beschießung sind weder Verluste noch Beschädigungen eingetreten.
Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 2. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: Heute früh warfen feindliche Flieger Bomben auf Adelsberg ab. Zwei Männer wurden getötet, mehrere verwundet.

Der dritte Luftangriff auf die englische Ostküste.

Großes Hauptquartier, 3. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Links der Maas sind alle Stellungen des Feindes nördlich des Forgesbaches zwischen Haucourt und Béthincourt in unserer Hand. Südwestlich und südlich der Feste Douaumont stehen unsere Truppen im Kampf um französische Gräben und Stützpunkte. — Östlicher Kriegsschauplatz: Durch deutsche Flugzeuggeschwader wurden auf die Bahnhöfe Pogorjelzy und Horodzieja an der Strecke nach Minsk, sowie auf Truppenlager bei Ostrowki (südlich von Mir) Bomben abgeworfen, ebenso durch eins unserer Luftschiffe auf die Bahnanlagen von Minsk. — Heeres- und Marineluftschiffe haben heute nacht die Docks von London und andere militärisch wichtige Punkte der englischen Ostküste, sowie Dünkirchen angegriffen. (W. T. B.)

Angriff unserer Marineluftschiffe auf Edinburgh.

Berlin, 3. April. — Zum dritten Male griff ein Marineluftschiffgeschwader in der Nacht vom 2. zum 3. April die englische Ostküste, diesmal den nördlichen Teil, an. Edinburgh und Leith mit Dockanlagen am Firth of Forth, New Castle und die wichtigen Werftanlagen sowie Hochöfen, Fabriken am Tynefluß wurden mit sehr gutem Erfolg mit zahlreichen Spreng- und Brandbomben belegt. Gewaltige Brände, heftige Explosionen mit ausgedehnten Einstürzen wurden beobachtet. Eine Batterie bei New Castle wurde zum Schweigen gebracht. Trotz heftiger Beschießung sind alle Luftschiffe unbeschädigt zurückgekehrt und gelandet. (W. T. B.)
Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. April. — Russischer Kriegsschauplatz: Die feindliche Artillerie entfaltete gestern fast auf allen Teilen der Nordostfront eine erhöhte Tätigkeit. Sonst keine besonderen Ereignisse.

Russische Schiffe im Schwarzen Meer versenkt.

Konstantinopel, 3. April. — An der Kaukasusfront mißglückten feindliche Angriffsversuche, die bezweckten, unser Vorrücken im Abschnitt des Tschoruk aufzuhalten. Unsere Unterseeboote versenkten am 30. März in den Gewässern nordöstlich von Batum ein russisches Transportschiff von ungefähr 12000 Tonnen mit Soldaten und Kriegsmaterial und am 31. März ein anderes Schiff von 1500 Tonnen und ein Segelschiff. Die Unterseeboote beschossen wirksam die befestigte Küste nördlich von Pati. — An der Yemenfront überfiel eine unserer Abteilungen, die aus Soldaten der drei Waffengattungen gebildet war, in der Nacht vom 13. Februar mit Erfolg die Stellungen von Alanad nordöstlich Scheikh Osman, die die Engländer seit einiger Zeit befestigten. Der Feind wurde, nachdem er zahlreiche Verluste erlitten hatte, gezwungen, sich unter dem Schutz seiner weittragenden Geschütze auf Scheikh Osman zurückzuziehen. In derselben Nacht fiel die durch Infanterie verstärkte Kavallerie in einen von uns gelegten Hinterhalt in der Gegend von El Mediale, eine Stunde nördlich von Scheikh Osman. Der Feind wurde, nachdem er einige Verluste erlitten hatte, vertrieben.

Fortschritte im Caillettewald.

Großes Hauptquartier, 4. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südlich von St. Eloi haben sich die Engländer nach starker Feuervorbereitung in Besitz des ihnen am 28. März genommenen Sprengtrichters gesetzt. In der Gegend der Feste Douaumont

haben unsere Truppen am 2. April südwestlich und südlich der Feste, sowie im Caillettewalde starke französische Verteidigungsanlagen in erbittertem Kampfe genommen und in den eroberten Stellungen alle bis in die letzte Nacht fortgesetzten Gegenangriffe des Feindes abgewiesen. Mit besonderem Krafteinsatz und mit außerordentlich schweren Opfern stürmten die Franzosen immer wieder gegen die im Caillettewalde verlorenen Verteidigungsanlagen vergebens an. Bei unserem Angriff am 2. April sind an unverwundeten Gefangenen 19 Offiziere, 745 Mann, an Beute 8 Maschinengewehre eingebracht worden. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die feindliche Artillerie zeigte nur nördlich von Widsy sowie zwischen Narocz- und Wisniewsee lebhaftere Tätigkeit. (W. T. B.)

Luftangriff auf Great Yarmouth.

Berlin, 4. April. — In der Nacht vom 3. zum 4. April wurden bei einem Marineluftschiffangriff auf die englische Südostküste Befestigungsanlagen bei Great Yarmouth mit Sprengbomben belegt. Die Luftschiffe sind trotz der feindlichen Beschießung unversehrt zurückgekehrt. Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 4. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: An einzelnen Teilen der Front war die Tätigkeit der Artillerie beiderseits lebhaft, so im Abschnitte der Hochfläche von Doberdo, bei Malborghet, am Col di Lana und in den Judikarien. Im Adamellogebiete besetzten unsere Truppen den Grenzkamm zwischen Lobbia Alta und Monte Fumo.

Luftangriff auf Ancona.

Wien, 4. April. — Die Besuche der italienischen Flieger in Laibach, Adelsberg und Triest wurden am 3. April nachmittags durch ein Geschwader von zehn Seeflugzeugen in Ancona erwidert, wo diese Bahnhof, zwei Gasometer, Werfte und Kasernenviertel der Stadt mit verheerendem Erfolge bombardierten und mehrere Brände erzeugten. Die Gegenangriffe zweier feindlicher Abwehrflugzeuge wurden mit Maschinengewehrfeuer leicht abgewiesen. Im heftigen Feuer von drei Abwehrbatterien wurde eines unserer Flugzeuge durch zwei Schrapnellvolltreffer zur Landung vor dem Hafen gezwungen, ein zweites Flugzeug, geführt vom Fliegermeister Molnar, ging neben ihm nieder, übernahm die beiden Insassen, vervollständigte die Zerstörung des getroffenen Apparates, konnte jedoch infolge einer Beschädigung bei Seegang nicht wieder auffliegen. Ein feindliches Torpedoboot und zwei Fahrzeuge fuhren aus dem Hafen, um die beschädigten Flugzeuge zu nehmen, wurden jedoch von einigen unserer Flugzeuge mit Maschinengewehr und Bomben zum Rückzug gezwungen, worauf es zwei Flugzeugen, geführt vom Seekadetten Damos und Linienschiffsleutnant Seta, gelang, alle vier Insassen zu bergen und das havarierte Flugzeug zu verbrennen. Diese Rettungsaktion vollzog sich unter dem Maschinengewehrfeuer und den Bombenwürfen von zwei italienischen Seeflugzeugen, die in nur 100 Meter darüber kreisten. Es sind somit zwei Flugzeuge verloren gegangen, alle übrigen aber und alle Flieger unversehrt eingerückt. Flottenkommando.

Ergebnis der Luftkämpfe an der Westfront.

Großes Hauptquartier, 5. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Artilleriekämpfe in den Argonnen und im Maasgebiet dauern in unverminderter Heftigkeit fort. Die Lage ist nicht verändert. Links der Maas hinderten wir die Franzosen an der Wiederbesetzung der Mühle nordöstlich von Haucourt. In der Gegend der Feste Douaumont sind auch gestern vor unseren Linien südwestlich der Feste und unseren Stellungen im Nordteile des Caillettewaldes wiederholte Gegenangriffe des Feindes blutig zusammengebrochen. An der lothringischen und elsässischen Front führten unsere Truppen mehrere glückliche Patrouillenunternehmungen durch. Ergebnis der Luftkämpfe an der Westfront im März. Deutscher Verlust: Im Luftkampf 7, durch Abschuß von der Erde 3, vermißt 4, im ganzen 14 Flugzeuge. — Französischer und englischer Verlust: Im Luftkampf 38, durch Abschuß von der Erde 4, durch unfreiwillige Landung innerhalb unserer Linien 2, im ganzen 44 Flugzeuge. 25 dieser feindlichen Flugzeuge sind in unsere Hand gefallen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im Frontabschnitt zwischen Narocz- und Wisznieswsee verstärkte die russische Artillerie ihr Feuer. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 5. April. — Lage überall unverändert.

Die „Breslau" im Schwarzen Meer.

Konstantinopel, 5. April. — An der Irakfront keine Veränderung. — An der Kaukasusfront fand ein Zusammenstoß von Erkundungsabteilungen statt. Ein feindlicher Kreuzer warf 100 Geschosse gegen die Küste bei Eduindjik, westlich von Eregli, erzielte aber keine Wirkung. Am 3. April beschoß unsere Flotte mit Erfolg die feindlichen Stellungen an der kaukasischen Grenze. Die feindlichen Truppen wurden durch diesen unerwarteten Angriff überrascht, verließen ihre Stellungen und flohen in Unordnung, wobei sie eine Menge von Toten und Verwundeten zurückließen. — An demselben Tage beschoß und versenkte unsere Flotte ein russisches Schiff, das mit Munition beladen war. In der Nacht vom 3. zum 4. April versenkte der Kreuzer „Midilli" (vordem „Breslau") einen großen feindlichen Segler, der mit Kriegsgerät und anderem Material beladen war, und nahm die Besatzung gefangen. Am 4. April früh begegnete „Midilli" einer russischen Flotte, bestehend aus einem großen Schiffe der Klasse „Kaiserin Marie", einem Kreuzer und drei Torpedobooten, die sich damit begnügten, aus der Ferne wirkungslos nach „Midilli" zu feuern.

Dorf Haucourt erstürmt.

Großes Hauptquartier, 6. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Westlich der Maas verlief der Tag zunächst durch das Vorbereitungsfeuer, das wir auf die Gegend von Haucourt legten, sehr lebhaft. Am Nachmittag war auch die Tätigkeit unserer Infanterie rege. Sie stürmte das Dorf Haucourt und einen stark ausgebauten französischen Stützpunkt östlich des Ortes. Abgesehen von sehr erheblichen blutigen Verlusten büßte der Feind 11 Offiziere, 531 Mann an unverwundeten Gefangenen, die zwei verschiedenen Divisionen angehören, ein. Auf dem rechten Maasufer wurde ein erneuter Angriffsversuch der Franzosen gegen die von uns im Caillettewalde und nordwestlich davon am 2. April genommenen Stellungen schnell erstickt. (W. T. B.)

Luftschiff-Angriffe auf Witby und Leeds.

Berlin, 6. April. — Marineluftschiffe haben in der Nacht vom 5. zum 6. April ein großes Eisenwerk bei Witby mit Hochöfen und ausgedehnten Anlagen zerstört, nachdem vorher eine Batterie nördlich von Hull mit Sprengbomben belegt und außer Gefecht gesetzt war. Ferner wurden die Fabrikanlagen von Leeds und Umgebung, sowie eine Anzahl Bahnhöfe des Industriegebietes angegriffen, wobei sehr gute Wirkungen beobachtet wurden. Die Luftschiffe wurden heftig beschossen; sie sind alle unbeschädigt gelandet. Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 6. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Hochfläche von Doberdo wurden östlich Selz die unlängst vom Feinde genommenen Gräben vollständig gesäubert. Italienische Gegenangriffe scheiterten. Im Ledro- und Judikarienabschnitte unterhielt die feindliche Artillerie ein lebhaftes Feuer. Angriffe schwächerer italienischer Kräfte gegen unsere Stellungen nordöstlich des Ledrosees und im Daonetale wurden abgewiesen. Sonst beschränkte sich die Kampfstätigkeit auf mäßiges Geschützfeuer in einzelnen Abschnitten.

Die englischen Trichterstellungen bei St. Eloi erstürmt.

Großes Hauptquartier, 7. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Durch einen sorgfältig vorbereiteten Angriff setzten sich unsere Truppen nach hartnäckigem Kampf in den Besitz der englischen, jetzt von kanadischen Truppen besetzten Trichterstellungen südlich von St. Eloi. In den Argonnen schlossen sich an französische Sprengungen nördlich des Four de Paris kurze Kämpfe an. Der unter Einsatz eines Flammenwerfers vorgedrungene Feind wurde schnell wieder zurückgeworfen. Mehrfache feindliche Angriffsversuche gegen unsere Waldstellungen nordöstlich von Avocourt kamen über die ersten Ansätze oder vergebliche Teilvorstöße nicht hinaus. Auch östlich der Maas konnten die Franzosen ihre Angriffsabsichten gegen die fest in unserer Hand befindlichen Anlagen im Caillettewalde nicht durchführen. Die für den geplanten Stoß bereitgestellten Truppen wurden von unserem Artilleriefeuer wirkungsvoll gefaßt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich des Naroczsees wurden örtliche, aber heftige russische Angriffe zum Scheitern gebracht. Die feindliche Artillerie war beiderseits des Sees lebhaft tätig. (W. T. B.)

Görz wieder beschossen.

Wien, 7. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der küstenländischen Front unterhielt der Feind gestern nachmittag ein lebhafteres Artilleriefeuer, das gegen den Tolmeiner Brückenkopf auch nachts anhielt. Der Nordteil der Stadt Görz wurde wieder aus schweren Kalibern beschossen. Über Adelsberg kreuzten zwei italienische Flieger, von denen einer erfolglos Bomben abwarf. Im Tiroler Grenzgebiet kam es an mehreren Stellen zu kleineren Kämpfen. Am Rauchkofelrücken (nördlich des Monte Cristallo) war es einer feindlichen Abteilung in den letzten Tagen gelungen, sich auf einem Sattel festzusetzen. Heute nacht säuberten unsere Truppen diesen vom Feinde, nahmen 122 Italiener, darunter 2 Offiziere, gefangen und erbeuteten 2 Maschinengewehre. Nördlich des Suganatales griffen stärkere italienische Kräfte unsere Stellungen bei St. Oswald an. Der Feind wurde zurückgeschlagen und erlitt große Verluste. Dasselbe Schicksal hatten feindliche Angriffsversuche im Ledrotalabschnitte. Nördlich des Tonalepasses wurden einige neuangelegte Gräben der Italiener heute nacht durch Minen zerstört.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 7. April. — An der Kaukasusfront an verschiedenen Abschnitten unbedeutende Zusammenstöße von Auf-

klärungsabteilungen. Bei einem dieser Zusammenstöße machten wir 80 Russen zu Gefangenen. — Am 4. April überflogen acht feindliche Flugzeuge die Halbinsel Gallipoli. Hauptmann Buddecke griff sie mit seinen Flugzeugen an und brachte im Verlaufe des Luftkampfes einen feindlichen Flieger vor Kumdere zum Absturz. Das Flugzeug versank sofort im Meer. Nachforschungen feindlicher Torpedoboote, die ihm zu Hilfe geeilt waren, blieben erfolglos.

Haucourt und „Termitenhügel" erstürmt.

Großes Hauptquartier, 8. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf dem linken Maasufer erstürmten Schlesier und Bayern zwei starke französische Stützpunkte südlich von Haucourt und nahmen die ganze feindliche Stellung auf dem Rücken des Termitenhügels in einer Breite von über 2 Kilometern. Ein heute früh versuchter Gegenstoß scheiterte völlig. Unsere Verluste sind gering, diejenigen des Gegners, auch infolge des heimtückischen Verhaltens einzelner, besonders schwer. Außerdem wurden 15 Offiziere, 699 Mann unverwundet gefangen, darunter zahlreiche Rekruten der Jahresklasse 1916. Auf den Höhen östlich der Maas und in der Woëvre waren die beiderseitigen Artillerien stark tätig. Am Hilsenfirst (südlich von Sondernach in den Vogesen) stieß eine kleinere deutsche Abteilung in eine vorgeschobene französische Stellung vor, deren Besatzung bis auf 21 Gefangene im Kampfe fiel. Die feindlichen Gräben wurden gesprengt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die russischen Angriffe blieben auch gestern auf einen schmalen Frontabschnitt südlich des Naroczsees beschränkt und wurden glatt abgewiesen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 8. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Hochfläche von Doberdo wurde der Feind heute nacht aus einigen vorgeschobenen Sappen vertrieben. Auch südlich des Mrzli Vrh nahmen unsere Truppen eine italienische Stellung und brachten dabei 43 Gefangene und ein Maschinengewehr ein. An der Tiroler Front unterhielt die italienische Artillerie in mehreren Abschnitten, insbesondere aber gegen unsere Stellungen westlich von Riva, lebhaftes Feuer. Eine feindliche Abteilung, die sich in einer unserer Sappen am Südhange der Rocchetta festgesetzt hatte, wurde durch Gegenangriff daraus vertrieben. Die Zahl der bei der Säuberung des Rauchkofels eingebrachten Gefangenen erhöht sich auf 3 Offiziere, 150 Mann. Alle anderen dort kämpfenden Italiener fielen im Handgemenge. Gestern bei Morgengrauen griffen Geschwader von Land- und Seeflugzeugen die Bahnhöfe von Casarsa und San Giorgio di Nogaro mit deutlich erkennbarem Erfolge an. Von den Fliegern, die sich zum Bombenwurf tief herunterließen, sind drei nicht zurückgekehrt.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 9. April. — Die Lage ist auf allen Kriegsschauplätzen im allgemeinen unverändert. (W. T. B.)

Luftangriff auf Oesel.

Berlin, 9. April. Am 8. April griffen vier Marineflugzeuge die russische Flugstation Papensholm bei Kielkond auf Oesel an. Die Station wurde mit 20 Bomben belegt. Von vier zur Abwehr aufgestiegenen feindlichen Flugzeugen wurden zwei zur Landung gezwungen. Trotz heftiger Beschießung sind unsere Flugzeuge unbeschädigt zurückgekehrt. (W. T. B.)

Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 9. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: Stellenweise lebhaftes Geschützfeuer, sonst keine nennenswerten Kämpfe.

Englische Niederlage an der Irakfront.

Konstantinopel, 9. April. — An der Irakfront fügten wir dem Feinde bei einem Gefecht am 5. und 6. April in einem von einer unserer fliegenden Abteilungen besetzten Schützengraben der vorgeschobenen Linie 4 Kilometer östlich unseres Hauptabschnittes von Felahie einen Verlust von 1500 Mann zu und nahmen ihm einige Gefangene ab. Wir schossen ferner ein Flugzeug ab. Dieser zweitägige Kampf spielte sich folgendermaßen ab: Da infolge des Steigens des Tigris in den letzten Tagen unsere an den Fluß stoßenden Schützengräben, die einen Teil unserer vorgeschobenen Linie bildeten, und die sich 4 Kilometer östlich unserer Hauptstellung befinden, überflutet und zerstört worden waren, so räumte ein großer Teil unserer Truppen am 4. April abends befehlsgemäß die Gräben, in denen sie ungefähr zwei Kompagnien zurückließen. Am 5. April morgens beschoß der Feind, der die Ursache dieser Räumung nicht kannte, diese Gräben mit seiner Artillerie eine Stunde lang und griff sie mit einer Truppenmacht von ungefähr drei Brigaden an. Obwohl unsere beiden Kompagnien den Befehl erhalten hatten, vor diesen überlegenen Kräften zurückzugehen, so hielten sie doch stundenlang den Feind durch Angriffe mit dem Bajonett und mit Bomben auf und wichen dann in unsere Hauptstellung zurück. Gleichzeitig zogen sich unsere aus schwachen Kräften zusammengesetzten Vorposten auf dem rechten Ufer des Tigris ebenfalls auf den Flügel unserer Hauptstellung zurück. Gelegentlich dieser Angriffe stellten wir fest, daß eine Anzahl der feindlichen Truppen in den durch die Überschwemmung gebildeten Sümpfen einsanken. Durch diese Scharmützel ermutigt, näherte sich der Feind, der neue Verstärkungen erhielt, am 6. April an einigen Stellen bis auf 800 Meter unserer Hauptstellung und versuchte dann einen Angriff. Er wurde aber durch unseren Gegenangriff und unser heftiges Feuer gezwungen, 2 Kilometer in östlicher Richtung zurückzugehen. Dabei ließ er eine beträchtliche Zahl von Toten und Verwundeten zurück. Die feindlichen Verluste werden auf 1500 Mann geschätzt, während die unsrigen gering sind. Am 7. April morgens bekämpften sich nur die beiden Artillerien. — An der Kaukasusfront scheiterte im Zentrum ein vom Feinde versuchter nächtlicher Überfall. Der Feind wurde durch unseren Gegenangriff nach wenigen Stunden Kampfes vollkommen aus der vorher von ihm besetzten Stellung verjagt. An den anderen Abschnitten unbedeutende Kämpfe. — An der Küste von Smyrna nordwestlich von Urla schoß ein feindlicher Monitor ohne Erfolg 25 Granaten auf die Umgebung von Karatatsch Burun. Unsere Artillerie antwortete und traf dreimal den feindlichen Monitor, der kampfunfähig gemacht und auf hoher See von einem anderen Monitor, der zu seiner Hilfe herbeigeeilt war, abgeschleppt wurde. — An der Irakfront keine Veränderung. Unser Artilleriefeuer beschädigte ein feindliches Kanonenboot und verursachte auf ihm eine Explosion. Das Boot wurde von einem Motorboot nach Osten abgeschleppt. Westlich von Korna fand ein Zusammenstoß mit feindlichen Vorposten statt. Von den Engländern wurden 5 Mann getötet, 1 Offizier verwundet. Wir zerstörten telephonische Anlagen des Feindes in dieser Gegend. — An der Kaukasusfront keine Unternehmung von Bedeutung. Am 8. April näherte sich ein feindlicher Kreuzer Kemikli Liman und gab einige Schüsse ab. Das Gegenfeuer unserer Artillerie zwang ihn sich zurückzuziehen. Zwei feindliche Flieger erschienen über der Halbinsel Gallipoli, entflohen aber beim Aufsteigen unseres Kampfflugzeuges gegen Imbros.

Béthincourt und die Stützpunkte „Alsace" und „Lorraine" abgeschnürt.

Großes Hauptquartier, 10. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: In den gewonnenen Trichterstellungen südlich von St. Eloi wiesen unsere Truppen Wiedereroberungsversuche feindlicher Handgranatenabteilungen restlos ab. Die Minenkämpfe zwischen dem Kanal von La Bassée und Arras haben in den letzten Tagen wieder größere Lebhaftigkeit angenommen. Auf dem Westufer der Maas wurden Béthincourt und die ebenso stark ausgebauten Stützpunkte „Alsace" und „Lorraine" südwestlich davon abgeschnürt. Der Gegner suchte sich der Gefahr durch schleunigen Rückzug zu entziehen, wurde von den Schlesiern aber noch gefaßt und büßte neben schweren blutigen Verlusten hier 14 Offiziere und rund 700 Mann an unverwundeten Gefangenen, 2 Geschütze und 13 Maschinengewehre ein. Gleichzeitig räumten wir uns unbequeme feindliche Anlagen, Blockhäuser und Unterstände an verschiedenen Stellen der Front aus, so dicht nördlich des Dorfes Avocourt und südlich des Rabenwaldes. Auch bei diesen Einzelunternehmungen gelang es, die Franzosen ernstlich zu schädigen; an Gefangenen verloren sie außerdem mehrere Offiziere, 276 Mann. Rechts der Maas wurde in ähnlicher Weise eine Schlucht am Südwestrande des Pfefferrückens gesäubert. 4 Offiziere, 184 Mann und Material blieben in unseren Händen. Weiter östlich und in der Woëvre fanden lediglich Artilleriekämpfe statt. Im Luftkampf wurde südöstlich von Damloup und nordöstlich von Chateau-Salins je ein französisches Flugzeug abgeschossen. Die Insassen des ersteren sind tot. Je ein feindliches Flugzeug wurde im Absturz in das Dorf Loos und in den Caillettewald beobachtet. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 10. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Görzischen hielt die feindliche Artillerie die Ortschaften hinter unserer Front unter Feuer. Ein Capronifluggzeug wurde bei seiner Landung nächst Lucinico durch unser Geschützfeuer vernichtet. An der übrigen Front dauern die gewöhnlichen Artilleriekämpfe fort. Im Suganatal schossen die Italiener Caldonazzo in Brand. Auf Riva warfen feindliche Flieger Bomben ab. An der Ponalestraße gelang es dem Gegner, sich in einigen vorgeschobenen Gräben südlich Sperone festzusetzen.

Heftige Kämpfe auf beiden Seiten der Maas.

Großes Hauptquartier, 11. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nach mehrfacher erheblicher Steigerung ihres Artilleriefeuers setzten die Engländer südlich von St. Eloi nachts einen starken Handgranatenangriff an, der vor unserer Trichterstellung scheiterte. Die Stellung ist in ihrer ganzen Ausdehnung fest in unserer Hand. In den Argonnen bei La Fille Morte und weiter östlich bei Vauquois fügten die Franzosen durch mehrere Sprengungen nur sich selbst Schaden zu. Im Kampfgelände beiderseits der Maas war auch gestern die Gefechtstätigkeit sehr lebhaft. Gegenangriffe gegen die von uns genommenen französischen Stellungen südlich des Forgesbaches zwischen Haucourt und Béthincourt brachen verlustreich für den Gegner zusammen. Die Zahl der unverwundeten Gefangenen ist hier um 22 Offiziere, 549 Mann auf 36 Offiziere, 1231 Mann, die Beute auf 2 Geschütze, 22 Ma-

schinengewehre gestiegen. Bei der Fortnahme weiterer Blockhäuser südlich des Rabenwaldes wurden heute nacht 222 Gefangene und ein Maschinengewehr eingebracht. Gegenstöße aus Richtung Chattancourt blieben in unserem wirksamen Flankenfeuer vom Ostufer her liegen. Rechts der Maas versuchte der Feind vergebens, den am Südwestrande des Pfefferrückens verlorenen Boden wiederzugewinnen. Südwestlich der Feste Douaumont mußte er uns weitere Verteidigungsanlagen überlassen, aus denen wir einige Dutzend Gefangene und 3 Maschinengewehre zurückbrachten. Durch das Feuer unserer Abwehrgeschütze wurden 2 feindliche Flugzeuge südöstlich von Ypern heruntergeholt. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 11. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: Das Artilleriefeuer nahm gestern in einzelnen Frontabschnitten an Lebhaftigkeit zu. Der Feind beschoß planmäßig die Ortschaften hinter unserer Front; so standen im Küstenland Duino, der Südteil von Görz, das Spital von St. Peter und mehrere andere Orte im Görzischen, in Kärnten St. Kathrein und Uggowitz (im Kanaltal), in Tirol Levico und Rovereto unter schwerem Feuer. Die Kämpfe bei Riva dauern fort.

Niederlage der Engländer bei Felahie.

Konstantinopel, 11. April. — An der Irakfront erlitten die Engländer eine neue blutige Niederlage bei Felahie, wobei sie mehr als 3000 Tote auf dem Kampfgelände sowie einen Offizier und einige Soldaten als Gefangene in unserer Hand zurückließen. Am 9. April vormittags, nach anderthalbstündiger heftiger Artillerievorbereitung, griff der Feind mit seinen sämtlichen Kräften von dem rechten Ufer des Tigris her unsere Stellungen bei Felahie an. Die Schlacht wütete während sechs Stunden. Zuerst gelang es dem Feind unter ungeheuren Opfern, in einen Teil unserer Gräben einzudringen, aber unsere tapferen Truppen machten die eingedrungenen Feinde mit dem Bajonett nieder, sowie diejenigen, die ihnen zu Hilfe geeilt waren, und warfen die Überlebenden in ihre früheren Gräben zurück. Am Abend der Schlacht konnten wir in den Teilen unserer Gräben und vor ihnen über 3000 feindliche Leichen zählen. Gefangene sagten aus, daß von allen feindlichen Truppeneinheiten diejenige, die am meisten gelitten hatte, die 13. englische Division sei, die ausschließlich aus englischen Soldaten bestehe, seinerzeit an den Dardanellen gekämpft hatte und kürzlich an die Irakfront geschickt wurde. Unsere Soldaten kämpften mit unvergleichlicher Tapferkeit während der Schlachten des 5., 6. und des 9. April und fügten ein neues ruhmreiches Blatt unserer militärischen Geschichte bei. An den übrigen Fronten hat sich nichts ereignet.

Neue Kämpfe an den Maashöhen.

Großes Hauptquartier, 12. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei La Boisselle (nordöstlich von Albert) brachte eine kleinere deutsche Abteilung von einer nächtlichen Unternehmung gegen die englische Stellung ohne eigene Verluste 29 Gefangene und ein Maschinengewehr zurück. Westlich der Maas griffen die Franzosen vergeblich unsere Linien nordöstlich von Avocourt an, beschränkten sich im übrigen aber auf lebhafte Feuertätigkeit ihrer Artillerie. Auf dem Ostufer brachten drei durch heftiges Feuer vorbereitete Gegenangriffe am Pfefferrücken dem Feinde nur große Verluste, aber keinerlei Vorteil. Zweimal gelang es den Sturmtruppen nicht, den Bereich unseres Sperrfeuers zu überwinden, der dritte Anlauf brach nahe vor unseren Hindernissen im Maschinengewehrfeuer völlig zusammen. Im Caillettewalde gewannen wir der zähen Verteidigung gegenüber schrittweise einigen Boden. Im Luftkampfe wurde ein französisches Jagdflugzeug bei Ornes (in der Woëvre) abgeschossen. Der Führer ist tot. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Garbunowka (nordwestlich von Dünaburg) wurden russische Nachtangriffe mehrerer Kompagnien abgewiesen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 12. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die lebhafteren Geschützkämpfe in einzelnen Frontabschnitten dauern fort. Bei Riva wurde der Feind, der sich in einigen vorgeschobenen Gräben und einer Verteidigungsmauer südlich Sperone festgesetzt hatte, aus diesen Stellungen wieder vertrieben. Der italienische Angriff ist somit vollständig abgeschlagen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 12. April. — An der Irakfront keine Veränderung. Der Feind beschäftigt sich damit, seine Befestigungsarbeiten auszudehnen. Die 3000 Toten aus der am 7. April an dieser Front gelieferten Schlacht gehörten, wie eine Prüfung der Uniformen ergeben hat, der 13. Division Kitcheners, hauptsächlich zwei Brigaden dieser Division, an. In dieser Schlacht, die in unserem letzten Bericht gemeldet wurde, und die erfolgreich für uns endete, hatten wir 79 Tote, 168 Verwundete und 9 Vermißte. — An der Kaukasusfront ist die Lage infolge schlechten Wetters unverändert. Die Operationen im Tschoruktal nehmen den Charakter unbedeutender örtlicher Kämpfe an. — Ein Kreuzer und ein Monitor eröffneten auf weiten Abstand ein zeitweiliges unwirksames Feuer gegen Ari Burnu. Infolge der Antwort unserer Artillerie mißglückte ihr Versuch, ihr Feuer näher heranzutragen. In den Gewässern von Smyrna richteten ein Torpedobootszerstörer und ein Kreuzer ihr Feuer auf den südlichen Teil der Insel Kensten, zogen sich aber, als unsere Artillerie antwortete, zurück.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 13. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Im allgemeinen konnte sich bei den meist ungünstigen Beobachtungsverhältnissen des gestrigen Tages keine besondere Gefechtstätigkeit entwickeln. Jedoch blieben beiderseits der Maas, in der Woëvre-Ebene und auf der Côte südöstlich von Verdun die Artillerien lebhaft tätig. Südöstlich von Albert nahm eine deutsche Patrouille im englischen Graben 17 Mann gefangen. Ein französischer Gasangriff in Gegend von Puisaleine (nordöstlich von Compiègne) blieb ergebnislos. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich des Narocz-Sees verstärkte sich das russische Artilleriefeuer gestern nachmittag merklich. Östlich von Baranowitschi wurden Vorstöße feindlicher Abteilungen von unseren Vorposten zurückgewiesen. (W. T. B.)

Verluste der Feinde an Handelsschiffen im März.

Berlin, 13. April. Im Monat März 1916 sind 80 feindliche Handelsschiffe mit rund 207000 Bruttoregistertonnen durch deutsche U-Boote versenkt worden oder durch Minen verloren gegangen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 13. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: Das Artilleriefeuer hält an zahlreichen Stellen der Front mit wechselnder Stärke an. An der Ponalestraße sind wieder Kämpfe im Gange.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 13. April. — An der Irakfront keinerlei Veränderungen. Eine aus persischen Kriegern und unseren Abteilungen bestehende Truppenmacht griff am Morgen des 8. April bei Sautschbulak und Umgegend russische Kavallerie an, deren Stärke auf ungefähr drei Regimenter geschätzt wurde, und zwang sie, in der Richtung auf Urmia zu fliehen. Die persischen Krieger zeichneten sich bei dieser Gelegenheit besonders aus. — An der kaukasischen Front nichts Wichtiges bis auf Patrouillenscharmützel. — Einige feindliche Torpedoboote, die in den Gewässern von Smyrna erschienen, wurden durch unsere Artillerie vertrieben. Ein Wachtboot, das auf der Höhe von Tschekme erschienen war, wurde durch einen Schuß unserer Artillerie getroffen. Am 9. April kamen Banditen in vier großen Barken und versuchten bei Kalamaka westlich von Kusch-Adasi zu landen, sie wurden jedoch durch das Feuer unserer Küstenwachen gezwungen, sich wieder einzuschiffen und zu entfliehen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 14. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Abgesehen von stellenweise lebhaften, im Maasgebiet heftigen Feuerkämpfen ist nichts Wesentliches zu berichten. Angriffsversuche auf dem linken Maasufer erstarben unter unserem Artilleriefeuer schon in den Ausgangsgräben. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg wurden in der Gegend von Garbunowka (nordwestlich von Dünaburg) und südlich des Narocz-Sees begrenzte feindliche Vorstöße blutig abgewiesen. Ebenso blieben bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern Unternehmungen russischer Abteilungen gegen die Stellungen am Serwetsch nördlich von Zirin erfolglos. — Balkan-Kriegsschauplatz: Die gegnerische Artillerie war gestern östlich des Wardar zeitweise lebhaft tätig. In der Nacht vom 12. zum 13. April warfen feindliche Flieger erfolglos Bomben auf Gewgheli und Bogorodica östlich davon. (W. T. B.)

Kämpfe in Ostgalizien.

Wien, 14. April. — Russischer Kriegsschauplatz: Gestern standen unsere Linien an der unteren Strypa, am Dnjestr und nordöstlich von Czernowitz unter heftigem Geschützfeuer. In der Nacht kam es im Mündungswinkel der unteren Strypa und südöstlich von Buczacz zu starken Vorfeldkämpfen, die teilweise noch fortdauern. Im südlichsten Teil des Gefechtsfeldes wurde die Besatzung einer vorgeschobenen Schanze in die Hauptstellung zurückgenommen. Nordöstlich von Jasloviec drang der Feind gleichfalls in eine unserer Vorstellungen ein, wurde aber durch einen raschen Gegenangriff wieder hinausgeworfen, wobei wir einen russischen Offizier, drei Fähnriche und 100 Mann gefangen nahmen. An der von Buczacz nach Czortkow führenden Straße bemächtigte sich ein österreichisch-ungarisches Streifkommando durch Überfall einer russischen Vorposition. Auch gegen die Front der Armee Erzherzog Joseph Ferdinand entfaltete die feindliche Artillerie erhöhte Tätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Das beiderseitige Geschützfeuer wurde, soweit es die Sichtverhältnisse erlaubten, auch gestern fortgesetzt. Am Mrzli Vrh bemächtigten sich unsere Truppen einer Vorstellung und schlugen wiederholte Gegenangriffe unter schweren Verlusten der Italiener ab. Bei Flitsch und Pontebba

nahm unsere Artillerie die feindlichen Stellungen unter kräftiges Feuer. An der Tiroler Front schritt der Feind an mehreren Stellen zum Angriff. Seine Versuche, sich im Sugana-Abschnitte unserer Stellungen auf den Höhen beiderseits Novaledo zu bemächtigen, wurden abgewiesen. An der Ponalestraße räumten unsere Truppen heute nacht die Verteidigungsmauer südlich Sperone und setzten sich in der nächsten Stellung fest. Im Adamellogebiet besetzten Alpini den Grenzrücken Dosson di Genova; südlich des Stilfser Jochs scheiterte ein feindlicher Angriff auf den Monte Scorluzzo.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 14. April. — An der Irakfront herrschte Ruhe. — An der Kaukasusfront wurde ein feindliches Bataillon, das eine unserer Abteilungen im Tschoruktale angegriffen hatte, vertrieben; es verlor seinen ganzen Bestand bis auf 70 bis 80 Soldaten. Einen Leutnant und einige Soldaten machten wir bei dieser Gelegenheit zu Gefangenen. Auf den übrigen Abschnitten dieser Front Scharmützel zwischen Erkundungsabteilungen.

Verluste der Franzosen bei „Toter Mann".

Großes Hauptquartier, 15. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein stärkerer Vorstoß der Engländer gegen die Trichterstellungen südlich von St. Eloi wurde nach Handgranatenkampf völlig zurückgeschlagen. In den Argonnen und östlich davon teilweise lebhafter Artillerie- und Minenkampf. Links der Maas konnten feindliche Angriffsabsichten gegen unsere Stellungen auf „Toter Mann" und südlich des Raben- und Cumièreswaldes, die durch große Steigerung des Artilleriefeuers vorbereitet wurden, in unserem vernichtenden, von beiden Maasufern auf die bereitgestellten Truppen vereinten Feuer nur mit einigen Bataillonen gegen „Toter Mann" zur Durchführung kommen. Unter schwersten Verlusten brachen die Angriffswellen vor unserer Linie zusammen, einzelne bis in unsere Gräben vorgedrungene Leute fielen hier im Nahkampf. Rechts der Maas sowie in der Woëvre-Ebene blieb die Gefechtstätigkeit im wesentlichen auf heftige Feuerkämpfe beschränkt. Zwei schwächliche Handgranatenangriffe südwestlich der Feste Douaumont blieben erfolglos. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die gestern wiederholten örtlichen Angriffsversuche der Russen nordwestlich von Dünaburg hatten das gleiche Schicksal wie am vorhergehenden Tage. Am Serwetsch südöstlich von Korelitschi brachten wir einen durch starkes Feuer eingeleiteten Vorstoß schwächerer feindlicher Kräfte leicht zum Scheitern. (W. T. B.)

Luftkämpfe über Czernowitz.

Wien, 15. April. — Russischer Kriegsschauplatz: Gestern nach 5 Uhr früh erschienen sieben feindliche Flugzeuge, darunter vier Kampfflieger, über Czernowitz und den Bahnanlagen nördlich der Stadt. Zur Abwehr stiegen einige unserer Flugzeuge auf, denen es nach zweistündigem, über Czernowitz sich abspielendem Luftkampfe gelang, einen feindlichen Kampfflieger auf 30 Schritte abzuschießen. Das feindliche Geschwader flüchtete. Das getroffene Flugzeug landete im Sturzflug bei Bojan zwischen der russischen und unserer Linie und wurde durch unser Geschützfeuer vernichtet. Der feindliche Beobachter ist tot. Unsere Flugzeuge kehrten unversehrt zurück. Sonst verlief der gestrige Tag sowohl in Ostgalizien als auch in den anderen Abschnitten unserer Nordostfront verhältnismäßig ruhig. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Mrzli Vrh wiesen unsere Truppen neuerliche Angriffe des Feindes auf die gewonnene Vorstellung ab. Im Plöckenabschnitt waren die Minenwerfer heute nacht in lebhafter Tätigkeit. Die Spitze des Col di Lana wird von den Italienern andauernd heftig beschossen. Feindliche Annäherungsversuche im Sugana-Abschnitte wurden abgewiesen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 15. April. — An der Irakfront und an der Kaukasusfront keine wesentliche Änderung der Kriegslage. In der Nacht vom 14. zum 15. April überflogen zwei feindliche Flugzeuge, die vor den Dardanellen aufgestiegen waren, in großer Höhe Konstantinopel und warfen einige Brandbombon auf zwei Örtlichkeiten der Bannmeile, ohne irgendeine Wirkung zu erzielen. Infolge des Feuers unserer Abwehrgeschütze verloren die feindlichen Flieger ihr Ziel aus den Augen und kehrten nach der Richtung zurück, aus der sie gekommen waren.

Heftige Kämpfe bei Douaumont.

Großes Hauptquartier, 16. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Beiderseits des Kanals von La Bassée steigerte sich die Tätigkeit der Artillerien im Zusammenhang mit lebhaften Minenkämpfen. In der Gegend von Vermelles wurde die englische Stellung in etwa 60 Meter Ausdehnung durch unsere Sprengungen verschüttet. Östlich der Maas entwickelten sich abends heftige Kämpfe an der Front vorwärts der Feste Douaumont bis zur Schlucht von Vaux. Der Feind, der hier anschließend an sein starkes Vorbereitungsfeuer mit erheblichen Kräften zum Angriff schritt, wurde unter schwerer Einbuße an seiner Gefechtskraft abgewiesen. Etwa 200 unverwundete Gefangene fielen in unsere Hand. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 16. April. — Russischer Kriegsschauplatz: Außer dem alltäglichen Geschützkampfe keine besonderen Ereignisse. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der küstenländischen Front fanden im allgemeinen nur mäßige Geschützkämpfe statt. Im Abschnitte der Hochfläche von Doberdo war die Gefechtstätigkeit etwas lebhafter. Östlich von Selz sind wieder kleinere Kämpfe im Gange. Im Plöckenabschnitt nahm unsere Artillerie die feindlichen Stellungen unter kräftiges Feuer. An der Tiroler Front beschoß der Feind einzelne Räume in den Dolomiten und unsere Werke auf den Hochflächen von Lafraun und Vielgereuth.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 16. April. — Ein feindliches Torpedoboot, das sich Sed ul Bahr zu nähern versuchte, und einige feindliche Kriegsschiffe, die zusammen mit zwei Flugzeugen in der Umgebung der Insel Kensten in den Gewässern von Smyrna erschienen, wurden durch unser Feuer vertrieben.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 17. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Gegend von Pervyse (Flandern) wurde ein feindliches Flugzeug durch unsere Abwehrgeschütze dicht hinter der belgischen Linie zum Absturz gebracht und durch Artilleriefeuer zerstört. — Oberleutnant Berthold schoß nordwestlich von Peronne sein fünftes feindliches Flugzeug, einen englischen Doppeldecker, ab. Der Führer desselben ist tot, der Beobachter ist schwer verwundet. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Russen zeigen im Brückenkopf von Dünaburg lebhaftere Tätigkeit. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 17. April. — Russischer Kriegsschauplatz: Am oberen Sereth schlugen unsere Feldwachen einen russischen Vorstoß ab. Sonst nichts Neues.

Aufklärungsgefecht am Suezkanal.

Konstantinopel, 17. April. — An der Kaukasusfront kam es im Tale des Tschorock und auf dem linken Flügel zu örtlichen Gefechten. In den anderen Abschnitten hat sich nichts verändert. — Am 14. April überflog ein aus der Richtung von Enos kommendes feindliches Flugzeug Adrianopel und warf zwei Bomben ab, ohne eine Wirkung zu erzielen. — In der Gegend am Suezkanal griff eine unserer Aufklärungsabteilungen eine feindliche an und zwang sie zur Flucht, nachdem sie fünf Mann getötet hatte. — An der syrischen Küste wurde ein Wasserflugzeug, das ein Schiff auf der Höhe von Gasa aufsteigen ließ, durch Maschinengewehrfeuer und zwei unserer Flugzeuge verfolgt, die auch Bomben auf das feindliche Schiff warfen. Am 18. April feuerte ein feindlicher Monitor einige Geschosse auf die Spitze von Karatasch auf der Insel Kensten in den Gewässern von Smyrna ab, aber ohne Wirkung.

Seit dem 21. Februar mehr als 40000 Gefangene bei Verdun.

Großes Hauptquartier, 18. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Unsere Artillerie nahm die englischen Stellungen in Gegend St. Eloi ausgiebig unter Feuer. Ein schwächlicher Handgranatenangriff gegen einen der von uns besetzten Sprengtrichter wurde nachts leicht abgewiesen. Beiderseits des Kanals von La Bassée und nordöstlich von Loos entspannen sich zeitweise lebhaftere Handgranatenkämpfe. In der Gegend von Neuville und bei Beuvraignes sprengten wir mit Erfolg mehrere Minen. Im Kampfgebiet beiderseits der Maas spielten sich sehr heftige Artilleriekämpfe ab. Rechts des Flusses entrissen niedersächsische Truppen den Franzosen im Sturm die Stellungen am Steinbruch 700 Meter südlich des Gehöftes Haudromont und auf dem Höhenrücken nordwestlich des Gehöftes Thiaumont. 42 Offiziere, darunter 3 Stabsoffiziere, 1646 Mann sind an unverwundeten Gefangenen, 50 Mann verwundet in unsere Hand gefallen. Ihre Namen werden ebenso in der „Gazette des Ardennes" veröffentlicht werden, wie die Namen aller in diesem Kriege gefangenen Franzosen, auch der bisher in den Kämpfen im Maasgebiet seit dem 21. Februar gefangenen 711 Offiziere und 38155 Mann. Die Veranlassung zu dieser Bemerkung ist ein halbamtlicher französischer Versuch, unsere Angaben in Zweifel zu ziehen. Angriffsversuche des Feindes am und im Caillettewalde wurden bereits in der Bereitstellung oder in den ersten Ansätzen durch Feuer vereitelt. Gegen unsere Stellungen in der Woëvre-Ebene sowie auf den Höhen südöstlich von Verdun bis in die Gegend von St. Mihiel war die französische Artillerie außerordentlich tätig. — Östlicher Kriegsschauplatz: Im Brückenkopf von Dünaburg brachen heute früh vor unseren Stellungen südlich von Garbunowka auf schmaler Front angesetzte russische Angriffe mit großen Verlusten für den Feind zusammen. (W. T. B.)

Die Westkuppe des Col di Lana verloren.

Wien, 18. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der küstenländischen Front entwickelten die Italiener gestern stellenweise eine regere Tätigkeit. Über Triest kreuzten zwei feindliche Flieger, die durch Bombenabwurf zwei Zivilpersonen töteten,

fünf verwundeten. Unsere Flugzeuge verjagten die feindlichen bis Grado und erzielten dort einen Bombentreffer auf einem italienischen Torpedoboot. Im südlichen Abschnitt der Hochfläche von Doberdo und im Görzer Brückenkopf kam es zu Geschützkämpfen. Bei Zagora wiesen unsere Truppen heute früh einen Angriff unter beträchtlichen Verlusten des Gegners ab. Der Tolmeiner Brückenkopf stand bis in die Nacht unter lebhaftem Artilleriefeuer. An der Kärntener und Tiroler Front hielten die Geschützkämpfe mit wechselnder Stärke an. Am heftigsten waren sie am Col di Lana, wo sich das feindliche Feuer abends zum Trommelfeuer steigerte. Nach Mitternacht setzten die Italiener hier zu einem allgemeinen Angriff an. Dieser wurde abgeschlagen. Später gelang es dem Feinde, die Westkuppe des Col di Lana an mehreren Stellen zu sprengen und in die gänzlich zerstörte Stellung einzudringen. Der Kampf dauert fort. Im Suganatal, wo die Italiener in letzter Zeit unsere Vorposten durch wiederholte Angriffe belästigt hatten, wurde der Feind durch einen Gegenangriff aus seinen vorgeschobenen Stellungen zurückgeworfen. Er ließ hierbei 11 Offiziere, 600 unverwundete Gefangene und 4 Maschinengewehre in unseren Händen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. April. — An der Irakfront keine erhebliche Veränderung; eine Abteilung unserer Freiwilligen machte in den beiden letzten Nächten überraschende glückliche Angriffe auf feindliche Stellungen in der Umgegend von Scheikh Said. — An der Kaukasusfront haben die Kämpfe im Tschorukabschnitt und auf dem linken Flügel des Abschnittes an der Küste von Lasistan seit gestern weiter Offensivcharakter.

Der Steinbruch südlich Haudromont erstürmt.

Großes Hauptquartier, 19. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Östlich der Maas nahmen unsere Truppen in Vervollständigung des vorgestrigen Erfolges heute nacht den Steinbruch südlich des Gehöftes Haudromont. Ein großer Teil seiner Besatzung fiel im erbitterten Bajonettkampf, über 100 Mann wurden gefangen genommen, mehrere Maschinengewehre erbeutet. Ein französischer Gegenangriff gegen die neuen deutschen Linien nordwestlich des Gehöftes Thiaumont scheiterte. Kleinere feindliche Infanterieabteilungen, die sich an verschiedenen Stellen der Front unseren Gräben zu nähern versuchten, wurden durch Infanterie- und Handgranatenfeuer abgewiesen. Deutsche Patrouillen drangen auf der Combreshöhe in die feindliche Stellung vor und brachten 1 Offizier und 76 Mann gefangen ein. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf dem nördlichen Teile der Front lebhaftere Artillerie- und Patrouillentätigkeit. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 19. April. — Russischer Kriegsschauplatz: Südwestlich Tarnopol sprengten wir erfolgreich eine Mine und besetzten den westlichen Trichterrand. — Italienischer Kriegsschauplatz: Von den noch fortdauernden Kämpfen am Col di Lana abgesehen, kam es zu keiner nennenswerten Gefechtstätigkeit.

Heftige Kämpfe im Kaukasus.

Konstantinopel, 19. April. — Von der Irakfront ist keine neue Meldung eingelaufen. Wir stellten fest, daß die Lage des in Kut el Amara eingeschlossenen Feindes sehr mißlich wird. Der feindliche Führer hat, um die Schwierigkeiten der Verpflegung zu beheben, kürzlich die Stadt von der Bevölkerung räumen lassen und erwartet, daß Flugzeuge kleine Säcke mit Mehl abwerfen. — An der Kaukasusfront, hauptsächlich auf dem rechten Flügel im Tschorukabschnitt, nimmt die Schlacht einen heftigen Charakter an. Ein Versuch des Feindes, um den Preis großer Verluste vorzurücken, wurde durch Gegenangriffe unserer Truppen vereitelt. Der Feind, der die Lage ausnutzt, die ihm der befestigte Platz Batum bietet, drückt von Zeit zu Zeit durch das Feuer seiner Schiffe unsere Küstenbeobachtungsabteilungen in Lasistan zurück und gewinnt, indem er seine Landkräfte verstärkt und soviel als möglich unterstützt, in den Operationen die Oberhand. Aber unsere dort stehenden Truppen versuchen, ohne Rücksicht auf ihre kleine Zahl, durch ihre Tapferkeit die feindlichen Operationen zum Scheitern zu bringen.

Erfolgreiche Kämpfe bei Ypern.

Großes Hauptquartier, 20. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Im Ypernbogen gelang es deutschen Patrouillen, an mehreren Stellen in die englischen Gräben einzudringen, so an der Straße Langemarck—Ypern, wo sie etwa 600 Meter der feindlichen Stellung besetzt und gegen mehrere Handgranatenangriffe fest in der Hand behalten haben. Hier sowie bei Wieltje und südlich von Ypern wurden Gefangene gemacht, deren Gesamtzahl 1 Offizier, 108 Mann beträgt; 2 Maschinengewehre wurden erbeutet. Östlich von Tracy-le-Mont hat sich gestern abend gegen unsere Linien abgeblasenes Gas nur in den eigenen Gräben der Franzosen verbreitet. Im Maasgebiet richtete der Feind heftiges Feuer gegen die ihm auf dem Ostufer entrissenen Stellungen. Im Caillettewalde entwickelte sich aus seinem Vorbereitungsfeuer gegen Abend ein starker Angriff. Er gelangte an einer vorspringenden Ecke in unseren Graben. Im übrigen wurde er unter für die Franzosen schweren blutigen Verlusten und einigen an Gefangenen abgewiesen. In der Woëvre-Ebene und auf der Côte südöstlich von Verdun wird der Artilleriekampf mit großer Lebhaftigkeit von beiden Seiten fortgesetzt. Infanterietätigkeit gab es dort nicht. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: Infolge günstigerer Sichtverhältnisse waren die Artilleriekämpfe gestern auf zahlreichen Frontstellen wieder lebhafter. Der Gipfel des Col di Lana ist im Besitz des Feindes. Im Sugana-Abschnitt griffen die Italiener unsere neuen Stellungen vergebens an.

Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz †.

Berlin, 21. April. Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz ist nach zehntägigem Krankenlager am 19. April im Hauptquartier seiner türkischen Armee am Flecktyphus gestorben.

Heftige Angriffe bei Verdun abgewiesen.

Großes Hauptquartier, 21. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Im Maasgebiet kam es im Zusammenhang mit großer Kraftentfaltung beider Artillerien zu heftigen Infanteriekämpfen. Westlich des Flusses griffen die Franzosen mit erheblichen Kräften gegen „Toter Mann" und östlich davon an. Der Angriff ist im allgemeinen blutig abgewiesen. Um ein kleines Grabenstück in der Gegend des Waldes Les Caurettes, in das die Franzosen eingedrungen waren, wird noch gekämpft. Rechts der Maas blieben Bemühungen des Feindes, den Steinbruch südlich des Gehöftes Haudromont wiederzunehmen, völlig ergebnislos. Südlich der Feste Douaumont sind Nahkämpfe, die sich im Laufe der Nacht an einigen französischen Gräben entwickelten, noch nicht zum Stillstand gekommen. Unter zusammengefaßtes starkes Artilleriefeuer brachte eine Wiederholung des feindlichen Infanterieangriffs gegen die deutschen Linien im Caillettewalde bereits im Entstehen zum Scheitern. Im Abschnitt von Vaux, in der Woëvre-Ebene und auf den Höhen südöstlich von Verdun wie bisher sehr lebhafte beiderseitige Artillerietätigkeit. Ein feindliches Flugzeug stürzte brennend in den Fuminwald (südwestlich von Vaux) ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei Garbunowka nordwestlich von Dünaburg erlitten die Russen bei einem abermaligen vergeblichen Angriff etwa eines Regiments beträchtliche Verluste. Bei der Armee des Generals Grafen von Bothmer belegte ein deutsches Flugzeuggeschwader die Bahnanlagen von Tarnopol ausgiebig mit Bomben. — Balkan-Kriegsschauplatz: Unsere Flieger griffen mit französischen Truppen belegte Orte im Wardartal und westlich davon an. (W. T. B.)

Italienischer Luftangriff auf Triest.

Wien, 21. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern nachmittag warfen 7 italienische Flugzeuge 25 Bomben auf Triest ab. 9 Zivilpersonen, darunter 5 Kinder, wurden getötet, 5 Leute verwundet. Das Salesianer-Kloster, in dessen Kirche 400 Kinder beim Gottesdienst waren, ist zerstört. Durch diesen Angriff hat der Feind jedes Recht und jeden Anspruch auf irgendwelche Schonung seiner Städte verwirkt. Der Nordteil der Stadt Görz stand unter lebhaftem Feuer aller Kaliber. Sonst kam es an der küstenländischen und Kärntener Front nur stellenweise zu Artilleriekämpfen. Im Col di Lana-Gebiete wurden starke feindliche Angriffe unter schwersten Verlusten der Italiener abgewiesen. Ebenso scheiterten neuerliche Angriffe des Feindes auf die unlängst von uns eroberten Stellungen im Sugana-Abschnitt und ein Angriff auf unsere Linien westlich Sperone.

Trapezunt von den Türken geräumt.

Konstantinopel, 21. April. — An der Irakfront hat der Feind am Morgen des 17. April mit mehr als einer Division eine Vorstellung auf dem rechten Flügel unserer Stellungen bei Felahie am linken Tigrisufer, einen Kilometer vom Orte Bend Issa, angegriffen und versucht, diesen Angriff gegen unsere Hauptstellung durchzuführen. Seine Versuche scheiterten vollständig vor einem Gegenangriff unserer Truppen. Von diesen energisch verfolgt, mußte der Feind die Vorstellung, die er am selben Tage besetzt hatte, verlassen und sich mit schweren Verlusten ostwärts zurückziehen. Bei Kut el Amara keine Veränderung. — An der Kaukasusfront haben unsere mit der Überwachung der Küste im Abschnitt von Lasistan betrauten Abteilungen seit dem 11. März einen außerordentlichen Widerstand gegen wiederholte Angriffe an Zahl überlegener feindlicher Streitkräfte zu Lande und zur See geleistet, jeden Zoll Bodens, der überhaupt verteidigungsfähig war, Schritt für Schritt verteidigt, das der Armee gesteckte Ziel würdig erreicht und sich schließlich am 18. April, nachdem sie den Feind zu einer für ihn blutigen Schlacht bei dem Orte Kovata, 7 Kilometer östlich von Trapezunt, gezwungen hatten, gemäß empfangenem Befehl auf den Abschnitt zurückgezogen, wo sie neue Aufgaben zu erfüllen haben werden. Da gemäß den Folgerungen aus der Kriegslage das Ergebnis dieser jetzt abgeschlossenen Operation im Küstenabschnitte des Kriegsschauplatzes von vornherein bekannt war, so ist die Stadt Trapezunt bereits vorher

von uns geräumt worden; die sechs 15-Zentimeter-Kanonen alten Systems, die neuerdings in der Umgebung der Stadt aufgestellt worden waren, sind zurückgelassen worden, nachdem sie vollständig zerstört worden waren.

Heftige Infanterie- und Artilleriekämpfe bei Verdun.

Großes Hauptquartier, 22. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: An der Straße Langemarck—Ypern griffen die Engländer in den frühen Morgenstunden die ihnen von unseren Patrouillen am 19. April entrissenen Gräben an, von denen sie etwa ein Drittel wieder besetzten. Beiderseits des Kanals von La Bassée sprengten wir mit Erfolg einige Minen. Feindliches Feuer auf die Städte Lens und Roye forderte weitere Opfer unter der Bevölkerung; in Roye wurde ein Kind getötet, zwei Frauen und ein Kind verletzt. In den Argonnen zerstörten wir durch Sprengungen französische Postenstellungen auf der Höhe La Fille Morte und halten einen umfangreichen Trichter vor unserer Front besetzt. Westlich der Maas wiederholten die Franzosen ihre Anstrengungen gegen „Toter Mann". Zweimal wurden sie durch Artilleriesperrfeuer von beiden Ufern zusammengeschossen, ein dritter Angriff brach mit schweren Verlusten an unserer Stellung zusammen. Erbitterte Handgranatenkämpfe um das Grabenstück nahe dem Caurettewäldchen brachten es abends wieder in unseren Besitz; nachts gelang es den Franzosen erneut, darin Fuß zu fassen. Östlich des Flusses lebhafte Infanterietätigkeit mit Nahkampfmitteln am Steinbruch südlich Haudromont und südlich der Feste Douaumont. Das beiderseitige Artilleriefeuer hielt im ganzen Kampfabschnitt des Maasgebietes ohne Unterbrechung Tag und Nacht mit außerordentlicher Stärke an. In der Gegend nordwestlich von Fresnes-en-Woëvre wurden Gefangene von der 154. französischen Division gemacht. Hiermit ist festgestellt, daß der Gegner in dem Raume zwischen jenem Ort und Avocourt seit dem 21. Februar im ganzen 38 Infanteriedivisionen eingesetzt hat, von denen außerdem vier Divisionen nach längerer Ruhe und Wiederauffüllung durch frische Leute, hauptsächlich aus dem Rekrutenjahrgang 1916, zum zweitenmal ins Gefecht geführt und geschlagen worden sind. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auch gestern scheiterten russische Angriffsunternehmungen blutig vor unseren Hindernissen südöstlich von Garbunowka. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 22. April. — Russischer Kriegsschauplatz: Versuche russischer Abteilungen, sich nordwestlich von Dubno nahe vor unseren Linien festzusetzen, wurden durch Feuer vereitelt. Sonst nur die gewohnten Artilleriekämpfe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Südflügel unserer küstenländischen Front wurden mehrere nächtliche Angriffsversuche der Italiener auf unsere Stellung östlich Monfalcone abgewiesen. Im Plöckenabschnitt kam es nachts zu lebhafterer Feuertätigkeit. Im Col di Lana-Gebiet brach ein feindlicher Angriff auf den Sattel zwischen dem Settsaß und Monte Sief in unserem Feuer zusammen.

Die Schlacht von Beitissa am Tigris.

Konstantinopel, 22. April. — An der Irakfront büßte der Feind in der Schlacht von Beitissa, die am 17. April auf dem rechten Ufer des Tigris, nicht auf dem linken, wie irrtümlich im gestrigen Bericht gemeldet war, geliefert wurde, und die mit einer Niederlage des Feindes endete, über 4000 Mann an Toten und Verwundeten ein, sowie 14 Maschinengewehre, 1 Major, 2 Offiziere und einige Soldaten, die er in unseren Händen zurückließ. Die auf diesem Ufer des Tigris gelieferten Schlachten lassen sich bis einschließlich dem 20. April, das heißt bis zur letzten Phase der Schlacht vom 17. April, folgendermaßen zusammenfassen: Die von unseren Truppen am 17. April unternommenen Gegenangriffe zur Wiedereroberung der vorgeschobenen Stellungen von Beitissa dauerten in der Nacht zum 18. April 7½ Stunden lang an. Schließlich wurden die beiden auf dieser Front befindlichen feindlichen Brigaden aus ihren Stellungen verjagt. Inzwischen sandte der Feind drei Brigaden, um unsere Angriffskolonnen in der Flanke zu überraschen und um den Rückzug seiner eigenen Kräfte aufzuhalten und sie wieder vorzutreiben. Die herbeigeeilten Brigaden konnten keinerlei Ergebnis erzielen und zogen sich mit den Brigaden der vorderen Front zurück. Wir erbeuteten in den von uns wiedereroberten vorgeschobenen Stellungen 13 Maschinengewehre, während wir seinerzeit nur ein Maschinengewehr dort zurückgelassen hatten, und machten 1 Major, 2 Offiziere und 13 Soldaten zu Gefangenen. In den Kämpfen allein in dieser Front zählten wir über 2000 feindliche Leichen. Die Gesamtverluste des Feindes werden auf mindestens 4000 Mann geschätzt. Am 18. April herrschte Ruhe. Am 19. April vormittags unternahm der Feind in Stärke von einer Division einen verzweifelten Gegenangriff gegen unsere vorgeschobenen Stellungen bei Beitissa. Wir ließen ihn bis auf 10 Meter an unsere Gräben herankommen, dann griffen unsere Truppen mit dem Bajonett an und zwangen den Feind, sich unter Zurücklassung von zahlreichen Toten fluchtartig zurückzuziehen. Außerdem eroberten wir noch ein Maschinengewehr. Am 20. April machte der Feind keinen Angriffsversuch und schien mit dem Abtransport der Verwundeten und der Beerdigung der Toten beschäftigt zu sein. Während dieser vier Tage fand keine wichtige Aktion auf dem linken Ufer des Tigris, in der Gegend von Felahie, statt, abgesehen von einer zeitweilig aussetzenden Beschießung. Bei Kut el Amara ist die Lage unverändert. — An der Kaukasusfront fand am rechten Flügel kein Kampf von Bedeutung statt. Ein gegen den rechten Flügel des Tschorukabschnittes gerichteter feindlicher Angriff wurde angehalten. Wir machten dort 1 Offizier, 60 Mann zu Gefangenen. — Einige feindliche Kriegsschiffe sind von Zeit zu Zeit an der Küste bei Smyrna erschienen. Sie beschossen die Insel Keusten und einige Teile der Küste. Feindliche Flugzeuge überflogen Phocen und die Vorstadt von Smyrna, Cordelia, über der sie einige Bomben abwarfen, ohne eine Wirkung zu erzielen. Am 20. April führte eins unserer Flugzeuge einen Überlandflug von 300 Kilometer über die Wüste bis El Kantara am Suezkanal in drei Stunden aus. Dort belegte es die feindlichen Truppenlager erfolgreich mit Bomben und kehrte unversehrt zurück. Unsere Kamelreiterabteilungen überraschten in der Gegend des Kanals eine starke berittene Patrouille des Feindes, töteten 7 Mann und verfolgten den Rest, der die Flucht ergriff.

Erfolgreiche Kämpfe im Kaukasus.

Konstantinopel, 22. April. — An der Kaukasusfront wurden die feindlichen Kräfte, die sich im Abschnitte von Motiki unmittelbar südlich von Bitlis befanden, durch einen überraschenden Angriff, den wir unternahmen, genötigt, Rückzugsgefechte in der Richtung auf Bitlis zu liefern, wobei sie Hunderte von Toten zurückließen. Nach einem Kampfe von vier Stunden, der sich vom Berge Kozma bis östlich von Musch hinzog, wurde der Feind nach Osten zurückgeworfen. In den Kämpfen, die sich am Berge Kop, in der Umgebung der Höhe 2000 bis östlich von Aschkale abspielten, wurden wurden die Angriffe der Russen zum Stehen gebracht, und durch einen von uns unternommenen Gegenangriff wurde der Feind von den Höhen und Abhängen nördlich von diesem Berge zurückgeschlagen, wobei er schwere Verluste erlitt. Im Tschorukgebiet nur Scharmützel. Eine feindliche Abteilung, die von Trapezunt nach Süden vorzurücken versuchte, wurde im Abschnitte von Djevizlik zum Stehen gebracht. Im übrigen finden Gefechte zwischen unseren Küstenabteilungen und der bei Polathane gelandeten russischen Abteilung statt. — In der Nacht des 6. April hat eines unserer Wasserflugzeuge bei einem Angriff auf Imbros und Tenedos mit Erfolg Bomben auf Einrichtungen des Feindes am Hafen von Tenedos und ebenso auf sein Lager geworfen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 23. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Unsere neugewonnenen Gräben an der Straße Langemarck—Ypern mußten infolge hohen Grundwassers, das einen Ausbau unmöglich machte, geräumt werden. Gegen Morgen wurde südlich St. Eloi ein englischer Handgranatenangriff abgeschlagen. Englische Patrouillen, die nach stärkerem Vorbereitungsfeuer nachts gegen unsere Linien beiderseits der Straße Bapaume—Albert vorgingen, wurden zurückgewiesen. Bei Tracy-le-Val mißlang ein feindlicher Gasangriff; die Gaswolke schlug in die französische Stellung zurück. Links der Maas wurden südöstlich von Haucourt und westlich der Höhe „Toter Mann" feindliche Gräben genommen. Rechts des Flusses, in der Woëvre-Ebene und auf den Höhen bei Combres blieb die Gefechtstätigkeit auf andauernd sehr lebhafte Artilleriekämpfe beschränkt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich des Naroczsees endete ein russischer Angriff in etwa Bataillonsstärke verlustreich an unserem Hindernis. Sonst außer stellenweise auffrischendem Artilleriefeuer und einigen Patrouillenkämpfen keine besonderen Ereignisse. (W. T. B.)

Angriff deutscher Flugzeuge auf Oesel.

Berlin, 23. April. — Ein Geschwader von zehn deutschen Flugzeugen hat am 22. April die russische Flugstation Papenholm auf der Insel Oesel angegriffen und mit 45 Bomben belegt, wobei sehr gute Wirkung beobachtet wurde. Ein russisches Flugzeug wurde zur Landung gezwungen. Alle deutschen Flugzeuge sind trotz heftigster Beschießung unversehrt zurückgekehrt. (W. T. B.)

Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Fortschritte am Col di Lana.

Wien, 23. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gegen den Südwestrand der Hochfläche von Doberdo hat ein feindlicher Angriff eingesetzt; sonst beschränkte sich die Gefechtstätigkeit an der küstenländischen und Kärntener Front auf örtliche Artilleriekämpfe. Am Col di Lana haben unsere Truppen den Stützpunkt auf dem Grat nordwestlich des Gipfels wieder besetzt und gegen einen feindlichen Angriff behauptet. Der Gipfel selbst steht unter kräftigem Feuer unserer Artillerie. Auch im Sugana-Abschnitt und bei Riva fanden lebhafte Geschützkämpfe statt.

Neue Erfolge der Türken bei Felahie.

Konstantinopel, 23. April. — In der Nacht vom 20. zum 21. April wurden feindliche Angriffe gegen unsere Stellung von Beitissa leicht zurückgeschlagen. Vom 21. April bis zum Mittag des 22. April beschoß der Feind zeitweilig unsere Stellungen von Felahie auf dem linken Ufer des Tigris. Gegen Mittag ver-

stärkte er die Beschießung und griff unmittelbar darauf mit Truppen, die auf eine halbe Division geschätzt werden, diese Front an. Unsere Reserven richteten jedoch unverzüglich einen heftigen Gegenangriff gegen die angreifenden feindlichen Kolonnen. Nach zweistündigem Bajonettkampf ließ der Feind etwa 2000 Tote auf dem Schlachtfelde zurück und wurde zur Flucht in seine alten Stellungen gezwungen. Die Verluste des Feindes während der Schlacht vom 22. April betrugen mehr als 3000 Mann. Unsere Verluste waren unbedeutend. Bei Kut el Amara ist die Lage unverändert. — An der Kaukasusfront nichts von Bedeutung auf dem rechten Flügel. Im Zentrum überrumpelten wir eine feindliche Abteilung, die auf 100 Mann geschätzt wurde. 1 Offizier und 10 Mann von ihr fielen, die übrigen entflohen. In diesem Abschnitt wurde ferner ein von zwei feindlichen Bataillonen ausgeführter Angriff im Gegenangriff zurückgeschlagen, wobei etwa die Hälfte der feindlichen Truppen vernichtet wurde. Auf dem linken Flügel wurden im Küstenabschnitt vereinzelte Angriffe des Feindes mit Erfolg zum Stehen gebracht. — Bei Sed ul Bahr eröffneten zwei feindliche Schiffe ein unwirksames Feuer. Einige Flugzeuge erschienen in großer Höhe und warfen Bomben ab, die ins Wasser fielen. An der Küste von Smyrna feuerten zwei feindliche Monitoren in Zwischenräumen und zogen sich dann zurück.

Französischer Angriff im Maasgebiet abgeschlagen.

Großes Hauptquartier, 24. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Fast allgemein herrschte auf der Front lebhaftere Feuertätigkeit als in den letzten Tagen. An mehreren Stellen fanden erfolgreiche deutsche Patrouillenunternehmungen statt. Südlich von St. Eloi wurden englische Abteilungen durch Feuer abgewiesen. Im Maasgebiet wurden gestern kleinere französische Handgranatenangriffe gegen unsere Waldstellungen nordöstlich von Avocourt zurückgeschlagen. Ebenso scheiterten nachts schwächliche Vorstöße des Gegners östlich von „Toter Mann". Ein stärkerer Angriff brach in der Gegend des Gehöftes Thiaumont vor unseren Linien völlig zusammen. Ein englischer Doppeldecker wurde im Luftkampf östlich von Arras außer Gefecht gesetzt; die Insassen, Offiziere, sind gefangen genommen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 24. April. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Gefechtstätigkeit war gestern an der ganzen Front wesentlich schwächer als gewöhnlich. Eine Mine, die der Feind östlich von Dobronoutz sprengte, richtete nur in den russischen Gräben Schaden an. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe am Südwestrand der Hochfläche von Doberdo dauern fort. Mehrere durch Bersaglieri geführte Angriffe brachen in unserem Feuer zusammen. Am Col di Lana schlug die tapfere Besatzung des Gratstützpunktes fünf feindliche Angriffe blutig ab.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 24. April. — An der Irakfront haben wir infolge des Steigens des Tigris an gewissen Stellen den in der Schlacht vom 22. April geschlagenen Feind nicht verfolgen können. Gestern hat der Feind bei Felahie unsere Stellungen ohne Wirkung bombardiert. Einige von unsern Mannschaften haben unter dem Befehl eines Offiziers mit Handgranaten ausgerüstete feindliche Soldaten, die sich einem Teil unserer Stellungen bei Beitissa auf dem rechten Ufer hatten nähern können, angegriffen, sie getötet und 15 Kisten mit Granaten erbeutet. Bei Kut el Amara hat sich ein Teil der Bevölkerung schwimmend zu uns geflüchtet.

Neue Angriffe bei „Toter Mann" gescheitert.

Großes Hauptquartier, 25. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf beiden Seiten war die Artillerie- und Fliegertätigkeit sehr lebhaft. Westlich der Maas kam es nachts nordöstlich von Avocourt zu Handgranatenkämpfen. Ein in mehreren Wellen gegen unsere Gräben östlich der Höhe „Toter Mann" vorgetragener Angriff scheiterte im Infanteriefeuer. Unsere Flieger belegten zahlreiche feindliche Unterkunfts- und Etappenorte ausgiebig mit Bomben. Ein gegnerisches Flugzeug wurde durch Abwehrfeuer bei Tahure abgeschossen und zerstört, ein anderes östlich der Maas, das, sich überschlagend, abstürzte. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich von Garbunowka brach abermals ein russischer Angriff verlustreich zusammen. Ein deutsches Flugzeuggeschwader griff mit beobachtetem guten Erfolge die Bahn- und Magazinanlagen von Molodeczno an. (W. T. B.)

Seegefecht vor der flandrischen Küste.

Berlin, 25. April. Am 24. April morgens erschienen vor der flandrischen Küste zahlreiche englische Streitkräfte, aus Monitoren, Torpedobootszerstörern, größeren und kleinen Dampfern bestehend, welche anscheinend Minen suchten und Bojen zur Bezeichnung von Bombardementsstellungen auslegten. Drei unserer in Flandern befindlichen Torpedoboote stießen mehrfach gegen die Monitoren, Zerstörer und Hilfsfahrzeuge vor, drängten sie zurück und hinderten sie an der Fortführung ihrer Arbeiten. Trotz heftiger Gegenwirkung sind unsere Torpedoboote unbeschädigt geblieben. Die englischen Seestreitkräfte haben die flandrische Küste wieder verlassen.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 25. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Südwestrande der Hochfläche von Doberdo ist nach Abweisung der italienischen Angriffe ziemliche Ruhe eingetreten. Nordwestlich von San Martino drangen eigene Abteilungen in die feindliche Stellung ein, nahmen Sprengungen vor, vernichteten die schweren Minenwerfer und kehrten nach Erfüllung dieser Aufgabe plangemäß wieder in ihre Gräben zurück. Im Abschnitt von Zagora kam es zu lebhaften Feuerkämpfen. Der Gipfel des Col di Lana stand zeitweise unter dem Feuer unserer schweren Mörser.

Erfolgreicher Angriff bei Celles (Vogesen).

Großes Hauptquartier, 26. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südlich des Kanals von La Bassée wurde der Angriff stärkerer englischer Abteilungen gegen von uns besetzte Sprengtrichter nach heftigem Nahkampf abgeschlagen. Der Minenkrieg wird von beiden Seiten mit Lebhaftigkeit fortgesetzt. Westlich von Givenchy-en-Gohelle besetzten wir die Trichter zweier gleichzeitig gesprengter deutscher und englischer Stollen, machten einige Gefangene und erbeuteten ein Maschinengewehr. Erfolgreiche Patrouillenunternehmungen unserseits fanden zwischen Vailly und Craonne statt. Ein erwarteter französischer Teilangriff gegen den Wald südwestlich von Ville-aux-Bois wurde abgeschlagen. Es sind 60 Franzosen gefangen genommen und ein Maschinengewehr erbeutet. Auf der Höhe von Vauquois nordöstlich von Avocourt östlich von „Toter Mann" waren Kämpfe mit Handgranaten im Gange. Angriffsabsichten des Feindes gegen unsere Gräben zwischen „Toter Mann" und Caurettewäldchen wurden erkannt und durch Feuer gegen die bereitgestellten Truppen vereitelt. Östlich der Maas entwickelten die beiderseitigen Artillerien sehr lebhafte Tätigkeit. Nordöstlich von Celles (Vogesen) brachte uns ein sorgfältig vorbereiteter Angriff in Besitz der ersten und zweiten französischen Linie auf und vor der Höhe 542. Bis in den dritten Graben vorgedrungene kleinere Abteilungen sprengten dort zahlreiche Unterstände. An unverwundeten Gefangenen sind 84 Mann, an Beute zwei Maschinengewehre und ein Minenwerfer eingebracht. Abgesehen von anderen Fliegerunternehmungen, belegte eines unserer Flugzeuggeschwader östlich von Clermont den französischen Flughafen Brocourt und den stark belegten Ort Jubécourt mit einer großen Anzahl von Bomben. Zwei feindliche Flugzeuge sind über Fleury (südlich von Douaumont) und westlich davon im Luftkampf abgeschossen. Deutsche Heeresluftschiffe haben nachts die englischen Befestigungs- und Hafenanlagen von London, Colchester (Black Water) und Ramsgate, sowie den französischen Hafen und die großen englischen Ausbildungslager von Etaples angegriffen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Ein deutsches Flugzeuggeschwader warf ausgiebig Bomben auf die Flugplätze von Dünaburg. (W. T. B.)

Neue Angriffe durch Kreuzer und Luftschiffe auf England.

Berlin, 26. April. — Am 25. April mit Hellwerden haben Teile unserer Hochseestreitkräfte die Befestigungswerke und militärisch wichtigen Anlagen von Great Yarmouth und Lowestoft mit gutem Erfolg beschossen. Danach haben sie eine Gruppe feindlicher kleiner Kreuzer und Torpedobootszerstörer unter Feuer genommen. Auf einem der Kreuzer wurde ein schwerer Brand beobachtet, ein Torpedobootszerstörer und zwei feindliche Vorpostenschiffe wurden versenkt. Eins der letzteren war der englische Fischdampfer „King Stephen", der, wie erinnerlich, sich seinerzeit weigerte, die Besatzung des in Seenot befindlichen deutschen Luftschiffes „L 19" zu retten. Die Besatzung des Fischdampfers wurde gefangen genommen. Die übrigen feindlichen Seestreitkräfte zogen sich zurück, auf unserer Seite keine Verluste. Alle Schiffe sind unbeschädigt zurückgekehrt. — Gleichzeitig mit dem Vorstoß unserer Seestreitkräfte griff in der Nacht vom 24. zum 25. April ein Marineluftschiffgeschwader die östlichen Grafschaften Englands an. Es wurden Industrieanlagen von Cambridge und Norwich, Bahnanlagen bei Lincoln, Batterien bei Winterton, Ipswich, Norwich und Harwich sowie feindliche Vorpostenschiffe an der englischen Küste mit gutem Erfolg mit Bomben belegt. Trotz heftiger Beschießung sind sämtliche Luftschiffe unversehrt in ihren Heimatshäfen gelandet. Flugzeuge unserer Marinefeldfliegerabteilung in Flandern haben am 25. April frühmorgens die Hafenanlagen, Befestigungen und den Flugplatz von Dünkirchen wirkungsvoll mit Bomben belegt. Sie sind sämtlich unversehrt zurückgekehrt. Die bereits gemeldeten Vorpostengefechte vor der flandrischen Küste vom 24. April wurden am 25. April fortgesetzt. Dabei wurden durch unsere Seestreitkräfte ein englischer Torpedobootszerstörer schwer beschädigt und ein Hilfsdampfer versenkt, dessen Besatzung gefangen nach Zeebrügge eingebracht worden ist. Unsere Streitkräfte sind auch von diesen Unternehmungen unbeschädigt zurückgekehrt. Der Feind hat sich aus dem Gebiet der flandrischen Küste zurückgezogen.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Das englische UBoot „E 22" versenkt.

Berlin, 26. April. — Am 25. April ist das englische UBoot „E 22" in der südlichen Nordsee durch unsere Streitkräfte versenkt worden. Zwei Mann gerettet und gefangen. Ein UBoot erzielte

an demselben Tage und in derselben Gegend auf einen englischen Kreuzer der „Arethusa“-Klasse einen Torpedotreffer. (W. T. B.)
Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Heftige Kämpfe an der Hochfläche von Doberdo.

Wien, 26. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Südwestrande der Hochfläche von Doberdo kam es wieder zu heftigen Kämpfen. Östlich Selz war es dem Feinde gelungen, in größerer Frontbreite in unsere Stellung einzudringen, als er aber den Angriff fortsetzen wollte, schritten unsere Truppen zum Gegenangriff, jagten ihn bis in seine alten Gräben zurück und vertrieben ihn auch aus diesen in erbittertem Handgemenge. Somit sind auch hier alle unsere ursprünglichen Stellungen in unserem Besitz. 130 Italiener wurden gefangen genommen. Das Artilleriefeuer war an vielen Punkten der küstenländischen Front sehr lebhaft. An der Kärntener Front war die Gefechtstätigkeit gering. Am Col di Lana setzten unsere schweren Mörser ihr Feuer fort. Die Tätigkeit der feindlichen Artillerie hat nachgelassen. Im Sugana-Abschnitt räumten die Italiener alle ihre Stellungen zwischen Votto und Roncegno, in denen viel Kriegsmaterial gefunden wurde, und zogen sich nach Roncegno zurück.

Verluste der Engländer im Suezkanal-Gebiet.

Konstantinopel, 26. April. — In dem erst heute eingetroffenen amtlichen Bericht vom 12. April heißt es u. a.: Irakfront: In der Nacht zum 12. April erbeuteten wir dank der von uns vorher getroffenen Maßnahmen ein feindliches Schiff, das von Felahie in Richtung Kut el Amara fuhr. Der Kapitän und ein Teil der Besatzung wurden getötet und verwundet. Wir entdeckten an Bord des Dampfers eine große Menge Proviant und Kriegsmaterial, sowie einige Maschinengewehre. Unsere gegen den Suezkanal vorgehenden Kräfte vernichteten vier von ihnen angetroffene Schwadronen des Feindes vollständig. Wir machten einige Gefangene und erbeuteten große Mengen von Kriegsmaterial, Proviant und Munition. Unsere Verluste in diesem Gefechte waren ganz unbedeutend.

Luftangriff auf Margate.

Großes Hauptquartier, 27. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich von Ypern nahmen wir die englischen Stellungen unter kräftiges Feuer, dessen gute Wirkung durch Patrouillen festgestellt wurde. Südlich von St. Eloi wurde ein stärkerer feindlicher Handgranatenangriff durch Feuer zum Scheitern gebracht. Im Abschnitt Givenchy-en-Gohelle—Neuville—St. Vaast sprengten wir mit Erfolg mehrere Minen, entrissen im anschließenden Handgranatenkämpfen bei Givenchy dem Gegner ein Stück seines Grabens und wiesen Gegenangriffe ab. Englische Vorstöße nördlich der Somme blieben ergebnislos. Im Maasgebiet ist es neben heftigen Artilleriekämpfen nur links des Flusses zu Infanterietätigkeit gekommen; mit Handgranaten vorgehende französische Abteilungen wurden zurückgeschlagen. Deutsche Patrouillenunternehmungen an mehreren Stellen der Front, so in Gegend nordöstlich von Armentières und zwischen Vailly und Craonne, waren erfolgreich. Im Luftkampf wurde je ein feindliches Flugzeug bei Souchez und südlich von Tahure, durch Abwehrgeschütze ein drittes südlich von Parroy abgeschossen. Die Bahnlinie im Noblettetal südlich von Suippes wurde durch ein deutsches Flugzeuggeschwader ausgiebig mit Bomben belegt. Heute nacht kam ein Luftschiffangriff gegen die Hafen- und Bahnanlagen von Margate an der englischen Ostküste zur Ausführung. — Östlicher Kriegsschauplatz: Eins unserer Luftschiffe warf auf die Werke sowie auf die Hafen- und Bahnanlagen von Dünamünde Bomben ab. (W. T. B.)

Seegefecht auf der Doggerbank.

Berlin, 27. April. — In der Nacht vom 26. zum 27. April wurden von Teilen unserer Vorpostenstreitkräfte auf der Doggerbank ein größeres englisches Bewachungsfahrzeug vernichtet und ein englischer Fischdampfer als Prise aufgebracht. (W. T. B.)
Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 27. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der küstenländischen Front war der Artilleriekampf gestern und heute nacht stellenweise sehr lebhaft. Abends setzte gegen unsere wiedergewonnenen Gräben östlich Selz Trommelfeuer ein. Ein darauf folgender feindlicher Angriff wurde abgeschlagen. Der Monte San Michele stand nachmittags unter heftigem Feuer aller Kaliber. Am Tolmeiner Brückenkopf und nördlich davon wirkte unsere Artillerie kräftig gegen die italienischen Stellungen. Bei Flitsch verjagten unsere Truppen den Feind aus einem Stützpunkt im Rombongebiet und nahmen einen Teil der aus Alpini bestehenden Besatzung gefangen.

Siegreiche Gefechte bei Bitlis und Katia.

Konstantinopel, 27. April. — An der Kaukasusfront haben feindliche Truppen, ungefähr eine Brigade, aus drei Einheiten zusammengesetzt, am 25. April unsere Stellungen auf dem rechten Flügel im Gebiete des Ortes Surem, unmittelbar südlich von Bitlis, angegriffen; der Angriff dauerte 8 Stunden. Bei seinem Vorgehen wurde der Feind in einer Entfernung von 300 Metern vor unserer Stellung von uns seinerseits angegriffen, so daß sein Angriff scheiterte, und unter großen Verlusten 2 Kilometer weit nach Norden zurückgetrieben. Im Zentrum herrschte Ruhe. Auf dem linken Flügel versuchte der Feind in der Nacht zum 26. April im Abschnitt von Dschewislik unsere Stellung überraschend anzugreifen, wurde aber mit Verlust abgewiesen. Zusammenstöße in der Nachbarschaft von Polathane blieben unentschieden. — Am 23. April überflog eines unserer Wasserflugzeuge Imbros und griff aus einer Höhe von 800 Metern die Anlagen und Flugzeugschuppen des Feindes im Hafen mit Bomben an; diese platzten sämtlich und man konnte einen Brand in den Schuppen feststellen. Maschinengewehre und eine Batterie des Feindes am Hafen eröffneten das Feuer, ohne eine Wirkung auf unser Flugzeug ausüben zu können, welches unversehrt heimkehrte. — Bei dem Zusammenstoß zwischen dem Feinde und unserer gemischten Abteilung in der Umgebung von Katia, östlich vom Suezkanal, am 23. April waren die vier Schwadronen feindlicher Kavallerie vollständig aufgerieben und die Überlebenden gegen Katia hin zurückgetrieben worden. Späterhin machte unsere Abteilung einen Sturmangriff gegen den von allen Seiten her verstärkten Feind in seinen befestigten Stellungen bei Katia, zerstörte den größeren Teil dieser Stellungen und das Lager und tötete ihm viele Leute; eine kleine Anzahl feindlicher Soldaten, die dem Tode entging, wurde zu regelloser Flucht gegen den Kanal hin gezwungen. 1 Oberst, 1 Major sowie 21 Hauptleute und Leutnants, zusammen 23 feindliche Offiziere, welche nicht hatten fliehen können, 257 unverwundete Soldaten und 24 Verwundete wurden gefangen genommen. Die Truppen unserer Abteilung, sowie unsere Kamelreiter und besonders unsere Freischärler aus Medina haben sich in diesem Gefecht bei Katia mit hervorragender Tapferkeit geschlagen. Am Morgen des 25. April machte der Feind, um sich für die hier erlittene Niederlage zu rächen, eine Luftstreife mit einem Geschwader von 9 Flugzeugen und warf trotz der Zeichen und Flaggen des Roten Halbmondes absichtlich etwa 70 Bomben auf das Lazarett des vorgenannten Ortes, wodurch er zwei unserer Verwundeten und einen verwundeten Gefangenen, der dort gepflegt wurde, tötete und zwei andere von neuem verwundete. Eines unserer Flugzeuge, die darauf einen Flug unternahmen, warf mit Erfolg Bomben auf ein feindliches Kriegsschiff vor El Arisch; unser anderes Flugzeug griff feindliche Dampfer, welche auf der Reede von Port Said ankerten, und militärische Einrichtungen in diesem Hafen, sowie alle Lager des Feindes zwischen Port Said und El Kantara mit Bomben und Maschinengewehrfeuer an und kehrte unversehrt zurück.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 28. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Bei Kämpfen in der Gegend östlich Vermelles sind 46 Engländer, darunter 1 Hauptmann, gefangen genommen, 2 Maschinengewehre, 1 Minenwerfer erbeutet. Im Maasgebiet hat die Lage keine Veränderung erfahren. Durch die planmäßige Beschießung von Ortschaften hinter unserer Front, namentlich von Lens und Vororten, ferner vieler Dörfer südlich der Somme und der Stadt Roye sind in der letzten Woche wieder vermehrte Verluste unter der Bevölkerung, besonders an Frauen und Kindern, eingetreten. Die Namen der Getöteten und Verletzten werden wie bisher in der „Gazette des Ardennes“ veröffentlicht. Nach Luftkampf stürzte je ein feindliches Flugzeug westlich der Maas über Béthelainville und Very ab, ein drittes in unserem Abwehrfeuer bei Frapelle (östlich von St. Dié). Ein deutsches Geschwader warf zahlreiche Bomben auf die Kasernen und den Bahnhof von St. Menehould. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Bahnanlagen und Magazine von Rjezyca wurden von einem unserer Luftschiffe, mehrere russische Flughäfen von Flugzeuggeschwadern angegriffen. (W. T. B.)

Angriff deutscher Flugzeuge auf das Linienschiff „Slawa“.

Berlin, 28. April. — Am 27. April haben drei deutsche Flugzeuge das russische Linienschiff „Slawa“ im Rigaischen Meerbusen mit 31 Bomben beworfen. Mehrere Treffer und Brandwirkung sind einwandfrei beobachtet worden. Trotz heftigster Beschießung sind sämtliche Flugzeuge unversehrt zurückgekehrt. (W. T. B.)
Der Chef des Admiralsstabs der Marine.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 28. April. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Gefechtstätigkeit war gering. Die Lage ist unverändert.

Erfolgreicher Vorstoß südlich des Naroczsees.

Großes Hauptquartier, 29. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf der Front zwischen dem Kanal von La Bassée und Arras andauernd lebhafter, für uns erfolgreicher Minenkampf. In Gegend von Givenchy-en-Gohelle machten wir neue Fortschritte und wiesen zwei dagegen angesetzte starke englische Handgranatenangriffe blutig ab. Im Maasgebiet sind abermals französische Gegenstöße an der Höhe „Toter Mann“ und östlich davon zum Scheitern gebracht worden. Unsere Abwehrgeschütze

holten südlich von Moronvilliers (Champagne) einen französischen Doppeldecker herunter; seine Insassen sind tot. Oberleutnant Boelcke schoß südlich von Vaux das 14. feindliche Flugzeug ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich des Naroczsees machten unsere Truppen gestern einen Vorstoß, um die am 26. März zurückgewonnenen Beobachtungsstellen weiter zu verbessern. Über die vor dem 20. März von uns gehaltenen Gräben hinaus wurden die russischen Stellungen zwischen Stanarocze und Gut Stachowce genommen. 5600 Gefangene mit 56 Offizieren, darunter 4 Stabsoffiziere, 1 Geschütz, 28 Maschinengewehre, 10 Minenwerfer sind in unsere Hand gefallen. Die Russen erlitten außerdem schwere blutige Verluste, die sich bei einem nächtlichen, in dichten Massen geführten Gegenangriff noch stark erhöhten. Der Feind vermochte keinen Schritt des verlorenen Bodens wiederzugewinnen. Unsere Luftschiffe griffen die Bahnanlagen bei und an der Strecke Dünaburg—Riczyca an. (W. T. B.)

Unterseeboot „C 5" verloren.

Berlin, 29. April. — S. M. Unterseeboot „C 5" ist von seiner letzten Unternehmung nicht zurückgekehrt. Nach amtlicher Bekanntmachung der britischen Admiralität ist das Boot am 27. April vernichtet und die Besatzung gefangen genommen worden.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 29. April. — Russischer Kriegsschauplatz: Nördlich von Mlynow an der Ikwa warfen Abteilungen der Armee Erzherzog Joseph Ferdinand den Feind aus seinen Vorstellungen. Es wurden 1 russischer Offizier, 180 Mann und 1 Maschinengewehr eingebracht. Sonst die gewöhnlichen Geschützkämpfe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern nachmittag hielt der Feind das Plateau von Doberdo und den Görzer Brückenkopf sowie einzelne Ortschaften hinter der Front unter lebhaftem Geschützfeuer. Unsere Flieger belegten die Bahnhöfe von Cormons und San Giovanni di Manzano mit schweren Bomben. Auch an der Dolomitenfront war der Artilleriekampf stellenweise ziemlich heftig. Am Col di Lana wurde ein neuerlicher feindlicher Angriff auf unseren Gratstützpunkt abgewiesen.

Kut el Amara gefallen.

Konstantinopel, 29. April. — Wie der Vizegeneralissimus der osmanischen Armee meldet, hat die englische Garnison von Kut el Amara, die aus 13 300 Mann unter dem Befehl des Generals Townshend besteht, heute bedingungslos kapituliert.

Heftige Angriffe auf „Toter Mann" abgeschlagen.

Großes Hauptquartier, 30. April. — Westlicher Kriegsschauplatz: Mehrfach wiederholten die Engländer ihre Gegenangriffe bei Givenchy-en-Gohelle, ohne Erfolg zu erringen. Nördlich der Somme und nordwestlich der Oise fanden für uns erfolgreiche Patrouillengefechte statt. Links der Maas griffen gestern abend starke französische Kräfte unsere Stellungen auf der Höhe „Toter Mann" und die anschließenden Linien bis nördlich des Caurettewäldchens an. Nach hartnäckigen Kämpfen an dem Ostabfall der Höhe ist der Angriff abgeschlagen. Rechts des Flusses scheiterte ein feindlicher Vorstoß nordwestlich des Gehöftes Thiaumont. Ein deutscher Flieger schoß über Verdun-Belleray im Kampf mit drei Gegnern einen derselben ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich des Naroczsees wurden nachts noch 4 russische Geschütze und 1 Maschinengewehr erbeutet, sowie 83 Gefangene eingebracht. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 30. April. — Russischer Kriegsschauplatz: Nördlich von Mlynow sind unsere Abteilungen vor überlegenen russischen Angriffen aus den am 28. d. M. erkämpften russischen Vorstellungen wieder zurückgenommen worden. Die Zahl der gestern gemeldeten Gefangenen ist auf mehr als 200 angewachsen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Geschützkämpfe, die an vielen Stellen der Front geführt wurden, gingen nicht über das gewöhnliche Maß heraus. Zeitweise stand die Stadt Görz wieder unter Feuer. Unsere Flieger bewarfen die feindlichen Barackenlager bei Villa Vicentina mit Bomben. Nach glücklich bestandenem Luftkampf kehrten sämtliche Flugzeuge wohlbehalten heim. Bei San Daniele del Friuli kämpfte ein eigener gegen vier feindliche Flieger und zwang einen davon, im Sturzflug niederzugehen. Im Adamellogebiet griffen italienische Abteilungen, die von Dosson di Genova vorrückten, unsere Stellungen am Topetepasse an. Der italienische Preßbericht vom 28. d. M. enthält die gänzlich erfundene Behauptung, daß unsere Infanterie „immer häufiger" von Explosivgeschossen Gebrauch mache. Demgegenüber sei nun festgestellt, daß die italienischen Handlungen wider das Völkerrecht (Verwendung von Explosivgeschossen und Gasgranaten, Beschießung deutlich gekennzeichneter Sanitätsanstalten, Kirchen und Klöster usw.) als zu häufig vorkommend nicht mehr verzeichnet werden.

Die Übergabe von Kut el Amara.

Konstantinopel, 30. April. — Nachdem die in Kut el Amara eingeschlossene englische Armee sich ungefähr fünf Monate unter dem Druck unserer heldenhaften Truppen befunden hat, hat sie sich schließlich der siegreichen Kaiserlichen Armee ergeben müssen. Dieses Ereignis, das eine der ruhmreichsten und glänzendsten Seiten in den militärischen Annalen der ottomanischen Armee darstellt, hat sich folgendermaßen abgespielt: Nachdem die englische Armee in Kut el Amara ihre Lebensmittelvorräte aufgebraucht hatte, erwartete sie, daß entweder ihre Landsleute oder ihre Verbündeten ihr zur Hilfe kommen würden. Das englische Kabinett, das die Lage der Belagerten sehr genau kannte, sandte dem Führer des englischen Expeditionskorps im Irak Befehl über Befehl, um ihn zur Eile anzutreiben, damit er die Stellung unserer Truppen bei Felahie, koste es, was es wolle, angreife und durchbreche, um der Armee des Generals Townshend Hilfe zu bringen. Die in unseren letzten amtlichen Berichten gemeldeten englischen Angriffe, die unter ungeheuren Verlusten an dem heldenhaften Widerstande unserer Truppen scheiterten, zielten sämtlich auf eine Befreiung Townshends hin. Da die Engländer merkten, daß sie den Widerstand der Türken nicht brechen und ihnen ihre Beute nicht streitig machen könnten, stellten sie ihre Angriffe auf Felahie ein. Sie versuchten dann mit allen möglichen Mitteln den belagerten Platz mit Lebensmitteln zu versehen. Sie warfen zuerst Säcke mit Mehl aus den Flugzeugen herab. Aber unsere Waffen zerstörten auch diese Hoffnung der Engländer. Unsere Kampfflugzeuge begannen diese alten feindlichen Flugzeuge eins nach dem anderen abzuschießen. Der Feind griff zu einem anderen Mittel. Er versuchte unter dem Schutze der Nacht ein mit Lebensmitteln beladenes Schiff in die Festung zu bringen. Aber unsere allzeit aufmerksamen Truppen bemächtigten sich dieses Schiffes, das Hunderte Tonnen von Lebensmitteln barg. Dem General Townshend blieb keine Hoffnung. Er war ebenso überzeugt, daß das Versprechen des russischen, in Persien kämpfenden Generals, ihm in Kut el Amara binnen kurzem die Hand zu reichen, nichtig sei. Am 26. April wandte sich General Townshend an den Oberbefehlshaber unserer Irakarmee und ließ ihm wissen, daß er bereit sei, Kut el Amara zu übergeben, falls ihm und seiner Armee freier Abzug gewährt würde. Es wurde ihm geantwortet, daß ihm kein anderer Ausweg als der der bedingungslosen Übergabe bliebe. Der englische Oberbefehlshaber machte dann neue Vorschläge. Sei es, daß er nicht die günstige Lage unserer Armee kannte, oder daß er glaubte, die türkischen Führer mit Geld gewinnen zu können, bot er uns an, alle seine Geschütze und eine Million Pfund Sterling zu übergeben. Man wiederholte ihm, was man zuerst geantwortet hatte. Townshend ließ darauf wissen, daß er dies dem Oberbefehlshaber der englischen Irakarmee melden würde. Dieser befand sich aber zu weit entfernt, um ihm helfen zu können. Da schließlich Townshend alle Hoffnung verloren hatte, so übergab er sich mit der gesamten englischen Armee von Kut el Amara dem Befehlshaber der siegreichen türkischen Armee. Die bisherige Zählung ergibt, daß 5 Generale, 277 britische und 274 indische Offiziere und 13 300 Soldaten zu Gefangenen gemacht worden sind. Die Aufgabe unserer Truppen bestand auf der einen Seite darin, die Ausfallsversuche zu verhindern, auf die man seitens des belagerten Feindes jeden Augenblick gefaßt war, der sich in mit allen Mitteln der modernen Technik furchtbar verschanzten Stellungen befand, anderseits sollten sie ebenso die wiederholten heftigen Angriffe des Feindes abweisen, die jeden Tag im Hinblick auf den Entsatz von Kut el Amara stärker wurden. Den Leib bis zur Hälfte im Sumpf und im Kampf mit allen Schwierigkeiten der Jahreszeit und des Klimas, so haben unsere Soldaten ihre Aufgabe erfüllt. Sie können aber auch mit vollem Recht auf ihren glänzenden Sieg stolz sein, den sie soeben über die britischen Waffen davongetragen haben. — Ein feindliches Torpedoboot, das sich am 28. April einem Teil der Küste zwischen Ari Burnu und Sed ul Bahr zu nähern versuchte, wurde von einem Geschoß unserer Artillerie, die auf sein Feuer antwortete, getroffen. Es entfernte sich in der Richtung auf Imbros, von Rauch und Flammen eingehüllt. Feindliche Schiffe, die sich von Zeit zu Zeit der Küste von Smyrna genähert hatten, beschossen wirkungslos einige Örtlichkeiten und entfernten sich alsdann.

Bei „Toter Mann" wird heftig gekämpft.

Großes Hauptquartier, 1. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Im allgemeinen ist die Lage unverändert. An der Höhe „Toter Mann" wurde auch gestern heftig gekämpft. Unsere Flugzeuggeschwader belegten feindliche Truppenunterkünfte westlich und Magazine südlich von Verdun ausgiebig mit Bomben. Ein französischer Doppeldecker wurde östlich von Noyon im Luftkampf abgeschossen; die Insassen sind tot. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 1. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Adamellogebiete wiesen unsere Truppen die feindlichen Angriffe, die sich hauptsächlich gegen den Fargoridapaß richteten, unter beträchtlichen Verlusten der Alpini ab.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 1. Mai. — Unsere Unterseeboote jagten in den letzten Tagen an den Küsten des Schwarzen Meeres drei Dampfer auf den Strand, zerstörten einen von ihnen durch ihr

Feuer vollständig und versenkten ferner vier Segler, die mit Vorräten beladen waren. Nordwestlich der Stellung von Sohum wurden unsere Unterseeboote von der Küstenstadt Socha aus beschossen. Die genannte Stadt wurde darauf ebenfalls beschossen. — An der Kaukasusfront mußten die feindlichen Truppen, die am 12. April unsere Truppen angegriffen hatten, die westlich von Musch bis nördlich vom Berge Kozma aufgestellt waren, sich nach siebenstündigem Kampfe zurückziehen, wobei sie eine Anzahl von Gefangenen in unseren Händen ließen. Der Feind, der in Stärke von etwa einem Regiment am 15. April eine Abteilung unserer Truppen angegriffen hatte, die sich in dem Abschnitt südlich von Aschkale befand, wurde mit Verlusten für ihn zurückgetrieben, wobei er uns eine große Menge Lebensmittel überlassen mußte. Der Feind, der in der Nacht vom 16. zum 17. April den Abschnitt der Höhe 2600 westlich von Aschkale angriff, besetzte einen von zwei unserer Kompagnien gehaltenen Schützengraben, der jedoch von uns im Gegenangriff mit dem Bajonett wiedergenommen wurde.

Kämpfe im Maasgebiet.

Großes Hauptquartier, 2. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südlich von Loos drang in der Nacht zum 1. Mai eine stärkere deutsche Offizierpatrouille überraschend in den englischen Graben; die Besatzung fiel, soweit sie sich nicht durch die Flucht retten konnte. Im Maasgebiet haben sich die Artilleriekämpfe verschärft. Während die Infanterietätigkeit links des Flusses auf Handgranatengefechte vorgeschobener Posten nordöstlich von Avocourt beschränkt blieb, wurde südlich der Feste Douaumont und im Caillettewalde abends ein französischer Angriff von unseren Truppen in mehrstündigem Nahkampfe abgeschlagen. — Wie nachträglich gemeldet wurde, ist am 30. April je ein französisches Flugzeug über der Feste Chaume westlich und über dem Walde von Thierville südwestlich der Stadt Verdun im Luftkampf zum Absturz gebracht worden. Gestern schoß Oberleutnant Boelcke über dem Pfefferrücken sein 15., Oberleutnant Freiherr von Althaus nördlich der Feste St. Michel sein fünftes feindliches Flugzeug ab. (W. T. B.)

Luftangriffe an der Ostfront.

Berlin, 2. Mai. Am 1. Mai wurden die militärischen Anlagen am Moonsund und von Pernau von einem Marineluftschiff mit gutem Erfolg angegriffen. Luftschiff ist unbeschädigt gelandet. Gleichzeitig belegte ein Geschwader unserer Seeflugzeuge die militärischen Anlagen und die Flugstation von Papenholm auf Oesel mit Bomben und kehrte unversehrt zurück. Gute Wirkung beobachtet. Ein feindliches Flugzeuggeschwader wurde an demselben Tage gegen unsere Marineanlagen in Windau angesetzt, mußte aber, durch die Abwehr gezwungen, unverrichteter Sache zurückkehren. Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 2. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Bei den Kämpfen im Adamellogebiete wurden 87 Alpini gefangen genommen. In den Dolomiten griffen die Italiener heute früh unsere Stellungen auf der Croda del Ancona und am Rufreddo an. Beide Angriffe wurden abgeschlagen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 3. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich von Dixmude drangen deutsche Abteilungen im Anschluß an einen Feuerüberfall in die belgische Linie ein und nahmen einige Dutzend Leute gefangen. In Gegend Four de Paris (Argonnen) stießen unsere Patrouillen bis über den zweiten französischen Graben vor; sie brachten einige Gefangene zurück. Beiderseits der Maas ist die Lage unverändert. Oberleutnant Freiherr von Althaus schoß über dem Caillettewalde sein sechstes feindliches Flugzeug ab. Außerdem ist ein französisches Flugzeug im Luftkampf südlich des Werkes Thiaumont zum Absturz gebracht, zwei weitere sind durch unsere Abwehrgeschütze südlich des Talourückens und beim Gehöft Thiaumont, ein fünftes durch Maschinengewehrfeuer bei Hardaumont heruntergeholt. Der Führer des letztern ist tot, der Beobachter schwer verletzt. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. Mai. — Russischer Kriegsschauplatz: Östlich von Karancze schoß ein österreichisch-ungarischer Kampfflieger ein feindliches Flugzeug ab. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe im Adamellogebiet dauern fort. Bei Riva und im Raum des Col di Lana kam es zu heftigen Artilleriekämpfen. Ein italienischer Angriff auf die Rotwandspitze wurde abgewiesen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 3. Mai. — Einige feindliche Schiffe erschienen in den Gewässern von Smyrna und Mekri und beschossen einige Punkte an der Küste ohne Erfolg. Von den anderen Fronten sind Nachrichten von Bedeutung nicht eingegangen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 4. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Im Abschnitt zwischen Armentières und Arras herrschte stellenweise rege Gefechtstätigkeit. Der Minenkampf war nordwestlich von Lens, bei Souchez und Neuville besonders lebhaft. Nordwestlich von Lens scheiterte ein im Anschluß an Sprengungen versuchter englischer Vorstoß. Im Maasgebiet erreichte das beiderseitige Artilleriefeuer am Tage zeitweise große Heftigkeit, zu der es auch nachts mehrfach anschwoll. Ein französischer Angriff gegen unsere Stellungen auf dem von der Höhe „Toter Mann" nach Westen abfallenden Rücken wurde abgewiesen. Am Südwesthange dieses Rückens hat der Feind in einer vorgeschobenen Postenstellung Fuß gefaßt. Von mehreren feindlichen Flugzeugen, die heute in der Frühe auf Ostende Bomben abgeworfen, aber nur den Garten des Königlichen Schlosses getroffen haben, ist eines im Luftkampf bei Middelkerke abgeschossen. Der Insasse, ein französischer Offizier, ist tot. Westlich von Lievin stürzten zwei feindliche Flugzeuge im Feuer unserer Abwehrgeschütze und Maschinengewehre ab. In der Gegend der Feste Vaux wurden zwei französische Doppeldecker durch unsere Flieger außer Gefecht gesetzt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Unsere Luftschiffe haben die Bahnanlagen an der Strecke Molodeczno—Minsk und den Bahnkreuzungspunkt Luniniec nordöstlich von Pinsk mit beobachtetem Erfolg angegriffen. (W. T. B.)

Großer Luftangriff auf die englische Ostküste.

Berlin, 4. Mai. — Ein Marineluftschiffgeschwader hat in der Nacht vom 2. zum 3. Mai den mittleren und nördlichen Teil der englischen Ostküste angegriffen und dabei Fabriken, Hochöfen und Bahnanlagen bei Middlesborough und Stockton, Industrieanlagen bei Sunderland, den befestigten Küstenplatz Hartlepool, Küstenbatterien südlich des Teesflusses, sowie englische Kriegsschiffe am Eingang zum Firth of Forth ausgiebig und mit sichtbar gutem Erfolg mit Bomben belegt. Alle Luftschiffe sind trotz heftiger Beschießung in ihre Heimathäfen zurückgekehrt, bis auf „L 20", das infolge starken südlichen Windes nach Norden abtrieb, in Seenot geriet und bei Stavanger verloren ging. Die gesamte Besatzung ist gerettet. Am 3. Mai nachmittags griff eines unserer Marineflugzeuge eine englische Küstenbatterie bei Sandwich — südlich der Themsemündung — sowie eine Flugstation westlich Deal mit Erfolg an. Auch in der Ostsee war die Tätigkeit unserer Marineflieger lebhaft. Ein Geschwader von Wasserflugzeugen belegte erneut das russische Linienschiff „Slawa" und ein feindliches U-Boot im Moonsund mit Bomben und erzielte Treffer. Ein feindlicher Luftangriff auf unsere Küstenstation Pissen hat keinerlei militärischen Schaden angerichtet. Eines unserer Unterseeboote hat am 30. April vor der flandrischen Küste ein englisches Flugzeug heruntergeschossen, dessen Insassen von einem feindlichen Zerstörer aufgenommen wurden. (W. T. B.)

Der Chef des Admiralstabs der Marine.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 4. Mai. — Russischer Kriegsschauplatz: Nordwestlich von Tarnopol brachten unsere Erkundungstruppen einen russischen Offizier und 100 Mann als Gefangene ein. Stellenweise Artilleriekampf. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gegen den Tolmeiner Brückenkopf, den Raum von Flitsch und mehrere Abschnitte der Kärntener Front entwickelte die feindliche Artillerie gestern eine erhöhte Tätigkeit. Im Tiroler Grenzgebiete kam es nur zu mäßigen Geschützkämpfen. Die Gefechte in den Felsriffen des Adamellokammes zwischen Stablel und Corno di Cavento dauern fort. Heute nacht überflog ein feindliches Luftschiff unsere Linien in der Wippachmündung, warf hier Bomben ab und setzte sodann seine Fahrt zuerst in nördlicher Richtung und weiterhin über dem Idriatal nach Laibach und Salloch fort. Auf dem Rückwege verlegte ihm unser Artilleriefeuer bei Dornberg den Weg. Gleichzeitig von unseren Fliegern angegriffen und in Brand geschossen, stürzte es als Wrack nächst des Görzer Exerzierplatzes ab; die vier Insassen sind tot. Mehrere eigene Flugzeuge griffen gestern die italienischen Lager bei Vilesse an und kehrten nach Abwurf zahlreicher Bomben und heftigem Luftkampf wohlbehalten zurück.

Luftangriff auf Ravenna.

Wien, 4. Mai. — Am 3. nachmittags hat ein Seeflugzeuggeschwader Bahnhof, Schwefelfabrik und Kaserne in Ravenna mit Bomben belegt, gute Wirkung, Brände in der Schwefelfabrik und am Bahnhof beobachtet. Von zwei Abwehrbatterien heftig beschossen, sind alle Flugzeuge unversehrt zurückgekehrt. Um dieselbe Zeit stieß eine rekognoszierende Torpedobootsflottille südöstlich der Po-Mündung auf vier feindliche Zerstörer. Es entspann sich ein erfolgloses Feuergefecht auf große Distanz, da die überlegene Geschwindigkeit des Feindes ein Näherkommen nicht zuließ. Mehrere Flugzeuge beteiligten sich am Kampf und haben die feindlichen Torpedofahrzeuge mit Maschinengewehren beschossen.

Flottenkommando.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 4. Mai. — Am 2. Mai unternahm eines unserer Wasserflugzeuge einen Erkundungsflug in der Richtung auf Tenedos und Lemnos und warf über Lemnos vier Bomben ab, die alle explodierten.

Ergebnis des Luftkriegs im April.

Großes Hauptquartier, 5. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auch gestern war die Gefechtstätigkeit an der englischen Front zwischen Armentières und Arras lebhaft. Bei Givenchy-en-Gohelle entwickelten sich Handgranatenkämpfe um einen Sprengtrichter, in den der Feind vorübergehend hatte vordringen können. Südlich der Somme sind nachts deutsche Erkundungsabteilungen in die feindliche Stellung eingebrochen, haben einen Gegenstoß abgewiesen und 1 Offizier 45 Mann gefangen genommen. Links der Maas drangen unsere Truppen in vorspringende französische Verteidigungsanlagen westlich von Avocourt ein. Der Feind hatte sie unter dem Eindruck unseres Feuers aufgegeben; sie wurden zerstört und planmäßig wieder geräumt. Südöstlich von Haucourt wurden mehrere französische Gräben genommen und Gefangene eingebracht. Ein gegen den Westausläufer der Höhe „Toter Mann" wiederholter feindlicher Angriff brach völlig zusammen. Rechts der Maas kam es besonders nachts zu starker Artillerietätigkeit. Ein englischer Doppeldecker mit französischen Abzeichen fiel an der Küste nahe der holländischen Grenze unversehrt in unsere Hand; die Insassen retteten sich auf neutrales Gebiet. Ein deutsches Geschwader warf auf die Bahnanlagen im Noblette- und Auvetal (Champagne), sowie auf den Flughafen Suippes ausgiebig und erfolgreich Bomben ab. Der Luftkrieg hat im Laufe des April, besonders in der zweiten Hälfte des Monats, auf der Westfront einen großen Umfang und wachsende Erbitterung angenommen. An Stelle des Einzelgefechts tritt mehr und mehr der Kampf in Gruppen und Geschwadern, der zum größten Teil jenseits unserer Linien ausgefochten wird. Im Verlauf dieser Kämpfe sind im Monat April auf der Westfront 26 feindliche Flugzeuge durch unsere Kampfflieger abgeschossen, davon 9 diesseits der Frontlinie in unseren Besitz gefallen. Außerdem erlagen 10 Flugzeuge dem Feuer unserer Abwehrkanonen. Unsere eigenen Verluste belaufen sich demgegenüber auf zusammen 22 Flugzeuge; von diesen gingen 14 im Luftkampf, 4 durch Nichtrückkehr, 4 durch Abschuß von der Erde aus verloren. (W. T. B.)

Fortschritte am Rombon.

Wien, 5. Mai. — Russischer Kriegsschauplatz: Unsere Flieger belegten vorgestern den Bahnknotenpunkt Zdolbunowo südlich von Rowno mit Bomben. Im Bahnhofsgebäude, in den Werkstätten, im rollenden Material und auf den Schienenanlagen wurden Treffer beobachtet. Mehrere Gebäude gerieten in Brand. Gestern wieder überall erhöhte Geschütztätigkeit; vielfach auch Vorfeldgeplänkel. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Rombon vertrieben unsere Truppen nach heftiger Artillerievorbereitung den Feind aus mehreren Stellungen, nahmen über 100 Alpini, darunter 3 Offiziere, gefangen und erbeuteten 2 Maschinengewehre. Im Marmolatagebiet wurde nachts eine schwächere feindliche Abteilung am Osthang des Sasso Undici zersprengt. Sonst nur mäßige Artillerietätigkeit.

Luftangriffe auf Walona und Brindisi.

Wien, 5. Mai. — Am 4. Mai vormittags haben unsere Seeflugzeuge Walona, am Nachmittag Brindisi bombardiert. In Walona wurden Batterien, Hafenanlagen und Flugzeugstation mehrfach wirkungsvoll getroffen, in Brindisi mehrere Volltreffer auf Eisenbahnzüge, Bahnhofsgebäude und Magazine, ferner im Arsenal inmitten einer dicht zusammenliegenden Gruppe von Zerstörern, beobachtet. Mehrere Bomben sind in der Stadt explodiert. Ein zur Abwehr aufsteigendes feindliches Flugzeug wurde sofort vertrieben. Auf dem Rückfluge wurde weit in See der Kreuzer „Marco Polo" getroffen und die auf Deck dicht zusammenstehende Bemannung mit Maschinengewehr wirkungsvoll beschossen. Trotz des heftigen Abwehrfeuers sind sowohl von Walona als auch Brindisi alle unsere Flugzeuge zurückgekehrt. Flottenkommando.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 5. Mai. — An der Irakfront ist die Lage unverändert. Am Tage vor der Übergabe von Kut el Amara glückte es einem unserer Flugzeuge, das vom Hauptmann Schütz geführt wurde, im Luftkampf ein feindliches Flugzeug abzuschießen, das von uns genommen wurde. Der Führer ist tot, der Beobachter gefangen. Hauptmann Schütz schoß am selben Tage ein anderes feindliches Flugzeug ab, dessen Insassen verwundet in unsere Hände fielen. An der Kaukasusfront überraschte eine unserer Kavallerieabteilungen feindliche Kavallerie, schlug sie und vernichtete ebenso eine inzwischen erschienene Aufklärungsabteilung des Feindes. Auf den anderen Teilen der Front unwichtige Gefechte zwischen Aufklärungsabteilungen.

Ein Luftschiff bei Saloniki verloren.

Großes Hauptquartier, 6. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich und südlich von Armentières waren Unternehmungen unserer Patrouillen erfolgreich; es wurden Gefangene gemacht und 2 Maschinengewehre, 2 Minenwerfer erbeutet. Bei Givenchy-en-Gohelle wurde ein englischer Angriff gegen einige von uns besetzte Sprengtrichter glatt abgeschlagen. Nordöstlich von Vienne-le-Château (Argonnen) scheiterte eine größere französische Patrouillenunternehmung nach Nahkampf. Auf dem linken Maasufer spannen sich die Artillerie- und Infanteriekämpfe in Gegend südöstlich von Haucourt fort. Sie brachten uns wiederum einige Erfolge, ohne völlig zum Abschluß zu kommen. Südlich von Warneton hat Vizefeldwebel Frankl am 4. Mai einen englischen Doppeldecker abgeschossen und damit sein viertes feindliches Flugzeug außer Gefecht gesetzt. Seine Majestät der Kaiser hat Seiner Anerkennung für die Leistungen des tüchtigen Fliegers durch die Beförderung zum Offizier Ausdruck verliehen. Südöstlich von Diedenhofen mußte ein französisches Flugzeug notlanden; die Insassen sind gefangen genommen. Eine große Zahl französischer Fesselballons riß sich gestern abend infolge des plötzlichen Sturmes los und trieb über unsere Linien; mehr als fünfzehn sind bisher geborgen. — Balkan-Kriegsschauplatz: Eins unserer Luftschiffe ist von einer Fahrt nach Saloniki nicht zurückgekehrt. Es ist nach englischer Meldung abgeschossen und verbrannt. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 6. Mai. — Russischer Kriegsschauplatz: Truppen der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand vertrieben südwestlich von Olyka die Russen aus einem unmittelbar vor der Front liegenden Wäldchen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kampftätigkeit war im allgemeinen gering. Ein feindlicher Gegenangriff auf die von uns genommenen Stellungen am Rombon wurde abgewiesen. Auf der Hochfläche von Lafraun wurden die Italiener aus ihren vorgeschobenen Gräben nördlich unseres Werkes Lusern vertrieben.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 6. Mai. — An der Kaukasusfront wurden im Tschorukabschnitte 300 feindliche Infanteristen, die einen überraschenden Angriff versucht hatten, mit Verlusten zurückgeschlagen. Auf den übrigen Abschnitten dieser Front nichts Wichtiges. Eine der Bomben, die am 3. Mai von zwei feindlichen, Smyrna überfliegenden Flugzeugen abgeworfen wurden, traf einen Güterzug und verletzte drei Personen leicht. Am 3. Mai wurde ein feindliches Flugzeug, das Vir es Sebah überflog, nördlich dieses Ortes abgeschossen und der Flieger gefangen genommen. Er versprach den zu seiner Hilfe herbeieilenden Beduinen Geld, falls sie seine Flucht erleichterten.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 7. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Westlich der Maas wurde die Gefechtshandlung auch gestern nicht zu Ende geführt. Besonders war die Artillerie auf beiden Seiten sehr tätig. Östlich des Flusses ist in der Frühe ein französischer Angriff in Gegend des Gehöftes Thiaumont gescheitert. An mehreren Stellen der übrigen Front wurden feindliche Erkundungsabteilungen abgewiesen; eine deutsche Patrouille brachte südlich von Lihons einige Gefangene ein. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Torpedoboote beschossen heute früh wirkungslos die Nordostküste von Kurland zwischen Rojen und Markgrafen. (W. T. B.)

Das englische Unterseeboot „E 31" zerstört. — „L 7" verloren.

Berlin, 7. Mai. Vor der flandrischen Küste wurde am 5. Mai nachmittags ein feindliches Flugzeug im Luftgefecht unter Mitwirkung eines unserer Torpedoboote abgeschossen. Hinzukommende englische Streitkräfte verhinderten die Rettung der Insassen. Ferner erbeutete eines unserer Torpedoboote am 6. Mai vor der flandrischen Küste ein unbeschädigtes englisches Flugzeug und machte die beiden Offiziere zu Gefangenen. Westlich Horns Riff wurde am 5. Mai morgens das englische Unterseeboot „E 31" durch Artilleriefeuer eines unserer Schiffe zum Sinken gebracht. Das Luftschiff „L 7" ist von einem Aufklärungsfluge nicht zurückgekehrt. Nach amtlicher Veröffentlichung der englischen Admiralität ist es am 4. Mai in der Nordsee durch englische Seestreitkräfte vernichtet worden. Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 7. Mai. — Russischer und italienischer Kriegsschauplatz: Geringe Gefechtstätigkeit. Lage unverändert.

Der Nordhang von Höhe 304 genommen.

Großes Hauptquartier, 8. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die in den letzten Tagen auf dem linken Maasufer in der Hauptsache durch tapfere Pommern unter großen Schwierigkeiten, aber mit mäßigen Verlusten durchgeführten Operationen haben Erfolg gehabt. Trotz hartnäckigster Gegenwehr und wütender Gegenstöße des Feindes wurde das ganze Grabensystem am Nordhang der Höhe 304 genommen und unsere Linie bis auf die Höhe selbst vorgeschoben. Der Gegner hat außerordentlich schwere blutige Verluste erlitten, so daß an unverwundeten Gefangenen nur 40 Offiziere, 1280 Mann in unsere Hände fielen. Auch bei Entlastungsvorstößen gegen unsere Stellungen am Westhang des „Toten Mannes" wurde er mit starker Einbuße überall abgewiesen. — Auf dem Ostufer entspannen sich beiderseits

des Gehöftes Thiaumont erbitterte Gefechte, in denen der Feind östlich des Gehöftes unseren Truppen unter anderen Neger entgegenwarf. Ihr Angriff brach mit Verlust von 300 Gefangenen zusammen. Bei den geschilderten Kämpfen wurden weitere frische französische Truppen festgestellt. Hiernach hat der Feind im Maasgebiet nunmehr, wenn man die nach voller Wiederauffüllung zum zweiten Male eingesetzten Teile mitzählt, die Kräfte von 51 Divisionen aufgewendet und damit reichlich das Doppelte der auf unserer Seite, der des Angreifers, bisher in den Kampf geführten Truppen. Von der übrigen Front sind außer geglückten Patrouillenunternehmungen, so in Gegend von Thiepval und Flirey, keine besonderen Ereignisse zu berichten. Zwei französische Doppeldecker stürzten nach Flugkampf über der Côte de Froide Terre brennend ab. (W. T. B.)

Mächtige Minensprengung bei San Martino.

Wien, 8. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Einzelne Teile des Görzer Brückenkopfes und der Raum von San Martino standen gestern zeitweise unter lebhaftem Geschützfeuer. Westlich der Kirche dieses Ortes wurde ein Teil der feindlichen Stellung durch eine mächtige Minensprengung zerstört. Die Italiener erlitten hierbei große Verluste. Am Nordhang des Monte San Michele nahmen unsere Truppen einen kleinen feindlichen Stützpunkt. Unsere Flieger warfen auf das gegnerische Lager bei Chiopris (südöstlich von Cormons) zahlreiche Bomben ab. In mehreren Abschnitten der Tiroler Ostfront und bei Riva kam es zu lebhafteren Artilleriekämpfen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 8. Mai. — Am 6. Mai warfen zwei feindliche Flugzeuge zehn Bomben auf ein im Roten Meer bei Akaba kreuzendes Schiff und verletzten einen Soldaten leicht. Auf der Höhe von Imbros bewarfen ein Monitor und ein Kreuzer, unterstützt durch die Beobachtungen von Flugzeugen, wirkungslos die Umgebung von Sed ul Bahr mit 40 Geschossen. Eins unserer Flugzeuge traf durch zwei Bomben den feindlichen Kreuzer, der, in Rauch eingehüllt, die hohe See gewann. Am Gestade der Insel Keusten eröffneten ein Monitor, ein Torpedoboot und zwei feindliche Flugzeuge ihr Feuer gegen einige Küstenpunkte. Sie wurden aber infolge der Erwiderung unserer Artillerie gezwungen, das Feuer einzustellen. Der Monitor und das feindliche Torpedoboot wurden getroffen.

Kämpfe um Höhe 304.

Großes Hauptquartier, 9. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Im Anschluß an die Erfolge auf der Höhe 304 wurden mehrere südlich des Termitenhügel (südlich von Haucourt) gelegene feindliche Gräben erstürmt. Ein Versuch des Gegners, das auf Höhe 304 verlorene Gelände unter Einsatz starker Kräfte zurückzuerobern, scheiterte unter für ihn schweren Verlusten. Ebensowenig hatten französische Angriffe auf dem Ostufer der Maas in der Gegend des Thiaumontgehöftes Erfolg. Die Zahl der französischen Gefangenen dort ist auf 3 Offiziere 375 Mann (außer 16 Verwundeten) gestiegen; es wurden 9 Maschinengewehre erbeutet. Von den übrigen Fronten ist außer mehreren für uns erfolgreichen Patrouillenunternehmungen nichts Besonderes zu berichten. (W. T. B.)

Seegefecht bei Ostende.

Berlin, 9. Mai. — Gelegentlich einer Erkundungsfahrt hatten zwei unserer Torpedoboote nördlich Ostende am 8. Mai vormittags ein kurzes Gefecht mit fünf englischen Zerstörern, wobei ein Zerstörer durch Artillerietreffer schwer beschädigt wurde. Unsere Torpedoboote sind wohlbehalten in den Hafen zurückgekehrt.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 9. Mai. — Nirgends besondere Ereignisse.

Die Beute von Kut el Amara.

Konstantinopel, 9. Mai. — An der Irakfront im Abschnitt von Felahie nur zeitweise aussetzende Tätigkeit der beiden Artillerien. Das Steigen des Tigris hat auf beiden Seiten einen Teil der Gräben zerstört. Wir haben die unsrigen sogleich wieder instand gesetzt. — Die Namen der höheren Kommandeure, die bei Kut el Amara gefangen genommen wurden, sind folgende: Außer dem General Townshend der Kommandant der 6. Infanteriedivision Powna und der Divisionär Matios, die Kommandeure der 16., 17. und 18. Brigade, nämlich die Generäle Dalmack und Hamilton sowie Oberst Evens, ferner der Kommandeur der Artillerie Smith, sodann 551 sonstige Offiziere niederen Grades, darunter die Hälfte Europäer, der Rest Inder. Von den gefangenen Soldaten sind 25 Prozent Engländer, die übrigen Inder. Obwohl der Feind vor der Kapitulation einen Teil der Geschütze, Gewehre und Kriegsmaterial zerstörte und das übrige in den Tigris warf, verblieb noch eine Beute, die bis jetzt noch nicht gezählt wird und mit leichten Ausbesserungen verwendbar ist, nämlich 40 Kanonen verschiedenen Kalibers, 20 Maschinengewehre, fast 5000 Gewehre und eine große Menge Artillerie- und Infanteriemunition, ein großes und ein kleines Schiff, die gegenwärtig wieder verwendet werden, 4 Automobile, 3 Flugzeuge und eine Menge Kriegsgerät, das noch nicht gezählt ist. Die Waffen und die Munition, die in den Fluß geworfen wurden, werden nach und nach geborgen. Diejenigen Einwohner von Kut el Amara, die nicht zu uns hinüberkommen konnten, empfingen uns mit großer Festlichkeit und vergossen Freudentränen beim Einzuge unserer Truppen, die sich vor allem damit befaßten, den Belagerten Lebensmittel auszuteilen. — In Smyrna schossen ein Torpedoboot und zwei Wachtschiffe auf der Höhe der Enge von Mekri ungefähr 100 Granaten ohne Wirkung auf die Umgebung von Mekri ab. — An der Front von Aden versuchte am 10. März eine feindliche, aus Infanterie und Kavallerie zusammengesetzte Abteilung, durch eine Flankenbewegung unsere Abteilung nördlich von Scheik Osman zu überraschen. Sie wurde zurückgewiesen und ließ Tote und Verwundete am Platze. Am 15. und 16. März unternahm unsere auf Amad nordöstlich von Scheik Osman entsandte Abteilung einen überraschenden Angriff, der gelang. Der Feind gab nach zweistündigem Widerstand Amad auf und zog sich nach Süden zurück trotz seiner schweren Geschütze, die von Scheik Osman herangeführt worden waren und trotz der Kanonen eines Kreuzers, der sich östlich von Amad befand. In dieser Schlacht verlor der Feind 7 Offiziere und mehr als 300 sonstige Tote und Verwundete, unsere Verluste dagegen betragen etwa 30 Mann. In den letzten Kämpfen bei Katia und bei Divar westlich davon und 15 Kilometer östlich vom Suezkanal nahmen wir dem Feind 240 Lasttiere, 120 Kamele, 67 Zelte, 220 Sättel, 57 Kisten Munition, 100 Gewehre, 2 Maschinengewehre, 163 Säbel und eine Menge Bajonette, Konserven und andere Gegenstände ab.

Fortschritte auf Höhe 304.

Großes Hauptquartier, 10. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: In den Argonnen versuchte der Feind, im Anschluß an eine Sprengung, in unsere Gräben einzudringen; er wurde zurückgeschlagen. Südwestlich der Höhe 304 wurden feindliche Vortruppen weiter zurückgedrängt und eine Feldwache aufgehoben. Unsere neuen Stellungen auf der Höhe wurden weiter ausgebaut. Deutsche Flieger belegten die Fabrikanlagen von Dombasle und Raon l'Etape ausgiebig mit Bomben. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich von Garbunowka (westlich Dünaburg) wurde ein russischer Vorstoß auf schmaler Frontbreite unter schweren Verlusten für den Gegner abgewiesen. (W. T. B.)

Angriffe bei San Martino abgewiesen.

Wien, 10. Mai. — Russischer Kriegsschauplatz: In Ostgalizien und Wolhynien andauernd erhöhte Tätigkeit bei den Sicherungstruppen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Nachdem der Feind schon gestern einzelne Teile des Görzer Brückenkopfes und der Hochfläche von Doberdo lebhafter beschossen hatte, setzte er heute früh mehrere Angriffe gegen San Martino an, die alle abgewiesen wurden. An der Kärntener und Osttiroler Front kam es stellenweise zu einer erhöhten Artillerietätigkeit.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 10. Mai. — An der Kaukasusfront machten wir in örtlichen Kämpfen, die sich auf dem rechten Flügel und im Zentrum abspielten, eine Anzahl Gefangene und Beute. Im Zentrum wurde der Angriff einer feindlichen Kompagnie mit für sie großen Verlusten zurückgeschlagen. Im Abschnitt von Bitlis keine Veränderung. Infolge eines überraschenden Angriffs, den wir im Abschnitt von Kirvaz, ungefähr 40 Kilometer nordwestlich von Mouche, auf eine feindliche Abteilung unternahmen, wurde der Feind in Richtung Kirvaz zurückgeworfen und verlor dabei an 50 Mann und ließ auch einige Beute in unseren Händen. Im Zentrum mußte eine Streitmacht von zwei Kompagnien, die auf den Abhängen des Berges Bathli, 5 Kilometer nordöstlich des Berges Kope, bemerkt worden war, den Rückzug antreten, nachdem sie schwere Verluste erlitten hatte. Wir machten hier eine Anzahl Gefangene. Auf dem linken Flügel beschäftigte sich der Feind in der Küstengegend in einzelnen Abschnitten mit Befestigungsanlagen. — Als Vergeltungsmaßregel gegenüber der russischen Flotte, die offene Städte und Dörfer an der anatolischen Küste beschießt und harmlose Segler und Fischerboote zerstört, vernichtete der Kreuzer „Milli" zwischen Sebastopol und Eupatoria ein Schiff von 4000 Tonnen und eine Anzahl von Segelschiffen. — Am 25. April begann ein feindlicher Monitor östlich der Insel Imbros die Umgegend von Sed ul Bahr zu beschießen, aber eines unserer Kampfflugzeuge zwang ihn, nachdem er die feindlichen Flugzeuge in die Flucht geschlagen hatte, das Feuer einzustellen, nachdem er zehn Geschosse ohne Ergebnis abgefeuert hatte. Ein feindliches Wachtschiff, das westlich von Kouche Ada in den Gewässern von Smyrna erschien, wurde von unserer Artillerie unter Feuer genommen. Ein Geschoß traf, wie beobachtet wurde, das Schiff, explodierte an dessen Bord und zerstörte dabei die Laufbrücke des Kommandanten. Es zog sich dann in Richtung auf Samos zurück. — Zwei unserer Flugzeuge warfen mit Erfolg am 25. April morgens auf das Lager, das Ausbesserungsdock und feindliche Petroleumlager von Port Said Bomben und kehrten unbeschädigt zurück.

Neue Kämpfe um „Toter Mann" und Höhe 304.

Großes Hauptquartier, 11. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Deutsche Flugzeuge belegten Dünkirchen und die Bahnanlagen bei Adinkerke mit Bomben. Auf dem westlichen Maasufer griffen die Franzosen nachmittags beim „Toten Mann", abends südöstlich Höhe 304 unsere Stellungen an. Beide Male brachen ihre Angriffe im Maschinengewehr- und Sperrfeuer der Artillerie unter beträchtlichen Verlusten für den Feind zusammen. Eine bayerische Patrouille nahm im Camardwald 54 Franzosen gefangen. Die Zahl der bei den Kämpfen seit dem 4. Mai um Höhe 304 gemachten unverwundet gefangenen Franzosen ist auf 53 Offiziere, 1515 Mann gestiegen. Auf dem östlichen Maasufer fanden in der Gegend des Caillettewaldes während der ganzen Nacht Handgranatenkämpfe statt, ein französischer Angriff in diesem Walde wurde abgeschlagen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nördlich des Bahnhofs Selburg wurden 500 Meter der feindlichen Stellung erstürmt. Hierbei fielen 309 unverwundete Gefangene in unsere Hand. Einige Maschinengewehre und Minenwerfer wurden erbeutet. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 11. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die erhöhte Artillerietätigkeit hielt an den meisten Stellen der Front auch gestern an; besonders lebhaft war sie im Dolomitenabschnitt zwischen Peutelstein und Buchenstein. Ein italienischer Flieger warf vormittags zwei Bomben auf den Markt und den Domplatz von Görz ab. Hierdurch wurden zwei Zivilpersonen getötet, 33 verwundet.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 11. Mai. — An der Irakfront im Abschnitt von Fellahie kein Ereignis, abgesehen von Artilleriekampf mit Unterbrechungen und örtlichem Artilleriefeuer. — An der Kaukasusfront wurde der Feind im Abschnitt des Kopeberges in dem Gefecht, welches am 8. Mai vormittags mit unserem Angriff begann und bis zum Abend dauerte, durch Bajonettangriff aus seinen Stellungen in einer Ausdehnung von beinahe 15 Kilometer verdrängt und ostwärts zurückgeworfen. In diesem Gefecht machten wir 6 Offiziere und über 300 Mann zu Gefangenen und nahmen 4 in gutem Zustand befindliche Maschinengewehre weg. Unsere Verfolgungsabteilungen bewahrten trotz heftigen Schneesturms Fühlung mit den zurückgehenden Abteilungen des Feindes. Desgleichen wurden infolge des erfolgreichen, überraschenden Angriffs in der Nacht zum 9. Mai auf das Lager des Feindes bei Baschkjöi, 15 Kilometer südöstlich von Mamahatun und südlich von Tusla Dere, 250 Infanteristen und 200 Kavalleristen, welche die feindliche Streitmacht bildeten, mit dem Bajonett und Handgranaten zu haltloser Flucht gezwungen und bis auf eine geringe Anzahl vernichtet. Wir nahmen dem Feinde eine Anzahl Gewehre ab. Im Abschnitt an der Küste keine wesentliche Veränderung. Der Feind, welcher westlich von Dschewislik vorzudringen versuchte, mußte sich infolge einer Umgehungsbewegung unserer Truppen nach Norden zurückziehen. — Ein feindliches Torpedoboot warf einige Geschosse auf die Küste von Kemikli und zog sich dann zurück. Ein Kreuzer feuerte, ohne Wirkung zu erzielen, 50 Geschosse auf die Küste westlich von der Insel Keusten, unsere Artillerie erwiderte. — Wir dementieren die russischen Berichte vom 3. und 4. Mai 1916 folgendermaßen: In der Nacht zum 3. Mai machten russische Truppen nacheinander zwei überraschende Angriffe gegen unsere Front am Kope im nördlichen Abschnitt der Tschorukfront. Der erste wurde abgewiesen. Beim zweiten gelang es den Russen, in die Gräben zweier unserer Kompagnien einzudringen, aber gegen Morgen nahmen wir ihnen unsere Gräben durch einen Gegenangriff vollständig wieder ab. Folglich sind die Erzählungen ihres amtlichen Berichts vom 3. Mai, wonach sie unsere Streitkräfte in der Richtung auf Diarbekr westwärts zurückgetrieben haben wollten und in der Gegend von Rumie den Angriff einer unserer Abteilungen abgewiesen hätten, ebenso wie die Behauptungen ihres Berichts vom 4. Mai, daß einer unserer nächtlichen Angriffe in der Richtung Erzindjan abgewiesen worden wäre, in allen Einzelheiten und im ganzen Umfange erfunden.

Englische Stellungen bei Hulluch erstürmt.

Großes Hauptquartier, 12. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südöstlich des Hohenzollernwerks bei Hulluch stürmten pfälzische Bataillone mehrere Linien der englischen Stellung. Bisher wurden 127 unverwundete Gefangene eingebracht und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Der Gegner erlitt außerdem erhebliche blutige Verluste, besonders bei einem erfolglosen Gegenangriff. In den Argonnen scheiterte ein von den Franzosen unter Benutzung von Flammenwerfern unternommener Angriff gegen die Fille Morte. Im Maasgebiet herrschte beiderseits lebhafte Artillerietätigkeit. Von einem schwachen französischen Angriffsversuch im Thiaumontwalde abgesehen kam es zu keiner nennenswerten Infanteriehandlung. — Östlicher Kriegsschauplatz: Ein deutsches Flugzeuggeschwader belegte den Bahnhof Horodziejа an der Linie Kraschin—Minsk ausgiebig mit Bomben. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 12. Mai. — Russischer Kriegsschauplatz: Die erhöhte Gefechtstätigkeit an unserer wolhynischen Front hält an. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Artilleriekämpfe dauern in wechselnder Stärke fort. Zwei feindliche Angriffe auf den Mrzli Vrh wurden abgewiesen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 12. Mai. — Irakfront: Ein feindliches Flugzeug wurde von unseren Geschützen getroffen und stürzte brennend hinter den feindlichen Schützengräben ab. — Kaukasusfront: Der bei den Kämpfen am 8. Mai aus seinen Stellungen geworfene und nach Osten verjagte Feind macht alle Anstrengungen, sich in seinen neuen Stellungen zu halten. Die Zahl der in diesem Kampf erbeuteten Maschinengewehre erhöht sich auf fünf. — Ein feindliches Wachtschiff versuchte sich Tekke Burnu zu nähern, wurde aber durch unser Artilleriefeuer verjagt. In den Gewässern von Smyrna eröffnete ein feindlicher Monitor das Feuer vor der Insel Keusten. Unsere Batterien antworteten und trafen den Monitor, dem der Schornstein und ein Mast zertrümmert wurde. Der Monitor stellte das Feuer ein und fuhr stark schwankend in der Richtung nach Mytilene zurück. — An der Kaukasusfront konnte der Feind, der im südlichen Abschnitt am Tschoruk zurückgeschlagen wurde, seinen Rückzug teilweise 6 bis 8 Kilometer östlich von seinen alten Stellungen zum Stehen bringen. Ein Gegenangriff des Feindes, den er gestern auf seinem rechten Flügel in der Stärke von zwei Bataillonen ausführte, um seine alten Stellungen wiederzunehmen, wurde für ihn verlustreich zurückgeschlagen. — Ein feindlicher Torpedobootszerstörer, der an der Küste der Insel Keusten am 11. Mai kreuzte, mußte sich infolge des Feuers unserer Artillerie entfernen.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 13. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Argonnen und Maas fanden an einzelnen Stellen lebhafte Handgranatenkämpfe statt. Versuche des Feindes, in den Wäldern von Avocourt und Malancourt Boden zu gewinnen, wurden vereitelt. Ein feindlicher Nachtangriff südwestlich des „Toten Mannes" erstarb in unserem Infanteriefeuer. Auf dem östlichen Maasufer erlitten die Franzosen bei einem mißglückten Angriffe am Steinbruch westlich des Ablainwaldes beträchtliche Verluste. Ein deutscher Kampfflieger schoß über dem Walde von Bourguignon (südwestlich von Laon) einen feindlichen Doppeldecker ab. Südöstlich von Armentières wurde durch unser Abwehrfeuer am 11. Mai ein englisches Flugzeug zum Absturz gebracht und vernichtet. — Östlicher Kriegsschauplatz: Nördlich des Bahnhofs Selburg wurde ein russischer Angriffsversuch gegen die kürzlich genommenen Gräben durch unser Artilleriefeuer im Keime erstickt. Mehr als 100 Russen wurden gefangen genommen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 13. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Am Nordhang des Monte San Michele wiesen unsere Truppen mehrere Angriffe ab. Die Italiener erlitten schwere Verluste.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 13. Mai. — An der Kaukasusfront unternahm der Feind, nachdem er im Zentrum im Abschnitt von Kope aus seinen Stellungen verjagt worden war, am 29. April, indem er seine am 28. April gescheiterte Offensive erneuerte und verstärkte, in fünfmaligem Ansturm eine Reihe von heftigen Angriffen gegen den Berg Kope und gegen den Berg Bahtli, der nördlich des Kope gelegen ist, um seine verlorenen Stellungen wieder zu erobern. Alle diese Angriffe wurden durch unsere Gegenangriffe zurückgeschlagen. Das wirksame Feuer unserer Artillerie räumte furchtbar in den Reihen der zurückgehenden feindlichen Kolonnen auf. In diesem Kampfe machten wir mehr als 100 Gefangene. Auf den übrigen Abschnitten dieser Front unbedeutende Patrouillengefechte. — Drei feindliche Flugzeuge überflogen gestern die Halbinsel Gallipoli; sie flüchteten nach Tenedos, als die unsrigen erschienen und mit ihnen zusammenzutreffen suchten. — Ein feindlicher Kreuzer versuchte in den Hafen von Sighadjik südlich von der Küste von Vourla einzudringen, mußte sich aber nach Samos zurückziehen, nachdem er mit zwei wirkungslosen Schüssen auf unser Feuer geantwortet hatte. Drei unserer Geschosse hatten Volltreffer erzielt.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 14. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein Erkundungstrupp drang am Ploegstreetwald (nördlich Armentières) in die feindliche zweite Linie ein, sprengte einen Minenschacht und kehrte mit 10 gefangenen Engländern zurück. In der Gegend von Givenchy-en-Gohelle fanden Minensprengungen in der englischen Stellung und für uns erfolgreiche Kämpfe um Graben und Trichter statt. Auf dem westlichen Maasufer wurde ein gegen die Höhe 304 unternommener französischer Handgranatenangriff abgewiesen. Die gegenseitige Artillerietätig-

keit auf beiden Maasufern war lebhaft. — Balkan-Kriegsschauplatz: Feindliche Flieger, die auf Mirovca und Doiran Bomben abwarfen, wurden durch unser Abwehrfeuer vertrieben. (W. T. B.)

Ergebnis des UBoot-Krieges im April.

Berlin, 14. Mai. — UBoot-Erfolge im Monat April 1916 sind: 96 feindliche Handelsschiffe mit rund 225000 Bruttoregistertonnen durch deutsche und österreichisch-ungarische Unterseeboote versenkt oder durch Minen verloren gegangen.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 14. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Hochfläche von Doberdo wurde nachts ein heftiger Handgranatenangriff der Italiener westlich von San Martino nach hartnäckigem Kampf abgewiesen. Sonst war die Gefechtstätigkeit gering.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 14. Mai. — An der Kaukasusfront unbedeutender Feuerkampf in einigen Abschnitten.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 15. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: In vielen Abschnitten der Front war die beiderseitige Artillerie- und Patrouillentätigkeit lebhaft. Versuche des Gegners, unsere neugewonnene Stellung bei Hulluch wiederzunehmen, wurden, soweit sie nicht schon in unserem Artilleriefeuer zusammenbrachen, im Nahkampf erledigt. Im Kampfgebiet der Maas wurden Angriffe der Franzosen am Westhange des „Toten Mannes" und beim Caillettewalde mühelos abgeschlagen. (W. T. B.)

Erfolg bei San Martino und Tolmein.

Wien, 15. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern nachmittag entwickelten sich in mehreren Abschnitten lebhafte Artilleriekämpfe, die auch heute fortdauern. Nachts belegten unsere Flieger die Adriawerke bei Monfalcone, den Bahnhof von Cervignano und sonstige militärische Anlagen ausgiebig mit Bomben. Alle Flugzeuge kehrten unversehrt zurück. Westlich von San Martino warf unsere Infanterie den Feind aus seinen vorgeschobenen Gräben und schlug mehrere Gegenangriffe ab. Vorstöße der Italiener nördlich des Monte San Michele brachen zusammen. Die Stadt Görz stand abends unter Feuer. Auch nördlich des Tolmeiner Brückenkopfs drangen unsere Truppen mehrfach in die italienischen Gräben ein.

Luftangriff auf Walona.

Wien, 15. Mai. — Am 13. Mai nachmittags hat ein Geschwader von Seeflugzeugen militärische Anlagen Walonas und der Insel Saseno erfolgreich mit Bomben belegt und ist trotz sehr heftigen Abwehrfeuers wohlbehalten eingerückt.

Flottenkommando.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 15. Mai. — Eins unserer Wasserflugzeuge überflog in der Nacht des 13. Mai die Insel Imbros und warf mit Erfolg Bomben auf zwei große feindliche Schiffe, die in der Bai von Keptelos ankerten. Unser Wasserflugzeug kehrte trotz des Feuers der feindlichen Artillerie unversehrt zurück. Ein feindlicher Monitor, der in einen Hafen an der Nordwestküste der Insel Keusten einlaufen wollte, geriet in das Überraschungsfeuer unserer Artillerie. Ihre Volltreffer ließen den Monitor in Flammen gehüllt und rauchend scheitern. Während der mehrere Stunden andauernden Feuersbrunst wurden deutlich die Explosionen gehört, die von der in dem Schiffe befindlichen Munition herrührten. Ein feindliches Flugzeug, das inzwischen erschienen war, warf 6 Bomben auf das Gestade von Ourla, tötete 1 Mann und 2 Frauen der Zivilbevölkerung und verletzte 1 Kind.

Neue Kämpfe um Höhe 304.

Großes Hauptquartier, 16. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Kleinere Unternehmungen an verschiedenen Stellen der Front führten zur Gefangennahme einer Anzahl Engländer und Franzosen. Auf dem westlichen Maasufer wurden mehrere schwächliche französische Angriffe gegen unsere Stellungen auf Höhe 304 durch Artillerie-, Infanterie- und Maschinengewehrfeuer blutig abgewiesen. Das gleiche Schicksal hatte ein Angriff, den der Feind nördlich Vaux-les-Palameix (südwestlich von Combres) gegen einen vorspringenden Teil unserer Stellung unternahm. (W. T. B.)

Beginn des österreichischen Angriffs in Südtirol.

Wien, 16. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Artilleriekämpfe dehnten sich gestern auf die ganze Front aus und steigerten sich vielfach zu großer Heftigkeit. Im Abschnitt der Hochfläche von Doberdo drang das bewährte Egerer Landsturmregiment in die feindlichen Gräben östlich von Monfalcone ein, nahm 5 Offiziere und 150 Mann verschiedener italienischer Kavallerieregimenter gefangen und erbeutete ein Maschinengewehr. Unsere vorgestern gewonnene Stellung westlich von San Martino wurde trotz aller Anstrengungen des Gegners, sie zurückzuerobern, behauptet und befestigt. Hier fielen 3 Offiziere, 140 Mann, ein Maschinengewehr und viel sonstiges Kriegsmaterial in die Hände unserer Truppen. Heute früh warfen feindliche Flieger auf Kostanjevica und auf mehrere deutlich gekennzeichnete Sanitätsanstalten Bomben ab, ohne Schaden anzurichten. Am Görzer Brückenkopf, bei Plawa und im Tolmeiner Abschnitt hielt unsere Artillerie die Deckungen des Gegners unter kräftigem Feuer. Verschiedene Infanterieunternehmungen an dieser Front brachten einen Offizier und 116 Mann als Gefangene ein. An der Kärntener Front entspannen sich bei guter Sicht gleichfalls lebhafte Geschützkämpfe und bei Pontebba auch Infanteriegefechte unserer Truppen mit Bersaglieriabteilungen. In den Dolomiten wurden mehrere italienische Angriffe auf unsere Stellungen im Col di Lana- und Tresassi-Gebiet abgewiesen. In Südtirol nahmen unsere Truppen, unterstützt durch überwältigende Artilleriewirkung, die ersten feindlichen Stellungen auf dem Armenterrarücken (südlich des Suganer Tales), auf der Hochfläche von Vielgereuth nördlich des Terragnolotales und südlich von Rovreit (Rovereto). In diesen Kämpfen wurden 65 Offiziere, darunter ein Oberst, und über 2500 Mann gefangen genommen und 11 Maschinengewehre und 7 Geschütze erbeutet. Ein feindliches Flugzeug wurde abgeschossen.

Angriffe auf Höhe 304 zusammengebrochen.

Großes Hauptquartier, 17. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südwestlich Lens fanden im Anschluß an Minensprengungen lebhafte Handgranatenkämpfe statt. Auf beiden Maasufern steigerte sich zeitweise die gegenseitige Feuertätigkeit zu großer Heftigkeit. Ein Angriff der Franzosen gegen den Südhang der Höhe 304 brach in unserem Sperrfeuer zusammen. Die Fliegertätigkeit war auf beiden Seiten rege. Oberleutnant Immelmann schoß westlich Douai das 15. feindliche Flugzeug herunter. Ein englisches Flugzeug unterlag im Luftkampf bei Fournes; die Insassen, zwei englische Offiziere, wurden unverwundet gefangen. — Balkan-Kriegsschauplatz: Eine im Wardargebiete gegen unsere Stellung vorgehende schwache feindliche Abteilung wurde abgewiesen. (W. T. B.)

Glänzende Fortschritte in Südtirol.

Wien, 17. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Artilleriekämpfe dauern an der ganzen Front fort. Auf der Hochfläche von Doberdo wurde unsere neue Stellung westlich San Martino durch Minensprengung erweitert. Hierauf folgte von Feindesseite Trommelfeuer und ein Angriff, den unser Infanterieregiment Nr. 43 im Handgranatenkampf abschlug. Am Görzer Brückenkopf, im Krngebiet, bei Flitsch und in mehreren Abschnitten der Kärntener Front war das Geschützfeuer zeitweise äußerst lebhaft. In den Dolomiten wurden feindliche Nachtangriffe gegen den Herenfels (Sasso di Stria) und den Sattel nördlich des Siefberges abgewiesen. In Südtirol breiteten sich unsere Truppen auf dem Armenterrarücken aus, nahmen auf der Hochfläche von Vielgereuth die feindliche Stellung Soglio—d'Aspio—Coston—Costa d'Agra—Maronia, drangen im Terragnoloabschnitt in Piazza und Valduga ein, vertrieben die Italiener aus Moscheri und erstürmten nachts die Zugna Torta (südlich von Rovreit). In diesen Kämpfen ist die Zahl der feindlichen Gefangenen auf 141 Offiziere, 6200 Mann, die Beute auf 17 Maschinengewehre und 13 Geschütze gestiegen. Im Abschnitt des Loppiosees unterhielt der Feind heute nacht ein kräftiges Feuer gegen seine eigenen Linien. Starke Geschwader unserer Land- und Seeflugzeuge belegten vorgestern nacht und gestern früh die Bahnhöfe und sonstige Anlagen von Venedig, Mestre, Cormons, Cividale, Udine, Per-la-Carnia und Treviso ausgiebig mit Bomben. Allenthalben, insbesondere aber in Udine, wo etwa 30 feindliche Geschütze ein vergebliches Abwehrfeuer unterhielten, wurde große Wirkung beobachtet.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 17. Mai. — Die Russen erklären in ihren Berichten vom 6. und 7. Mai, daß sie unsere Offensive in der Richtung Erzindjan und mit ihren Vortruppen auch unsere Offensive in der Gegend von Selmas zurückgewiesen hätten. Da keine derartige Bewegung zur angegebenen Zeit stattgefunden hat, werden die russischen Berichte schon allein durch die Tatsachen widerlegt. Die Russen haben ferner ihre Beute in Trapezunt übertrieben. Wir weisen jede Behauptung zurück, die darauf hinzielt, die Beute als größer darzustellen, als sie bereits von uns angegeben wurde. — Der englische Bericht vom 26. April über den Kampf bei Katia sagt, daß die Engländer uns vier Maschinengewehre genommen hätten. Diese Meldung ist unbegründet. Wir haben schon in unserem Bericht vom 25. April die Beute mitgeteilt, die wir in Katia machten. Wir haben, außer einigen Gewehren Gefallener, nichts verloren und stellen die sich darauf beziehenden englischen Angaben in Abrede.

Schwere Verluste der Franzosen bei Esnes.

Großes Hauptquartier, 18. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südwestlich von Lens wurden die Handgranatenkämpfe fortgesetzt. Drei weitere französische Angriffe gegen unsere

Stellungen auf der Höhe 304 wurden heute früh abgeschlagen. Beim Rückzug über Esnes erlitt der Feind in dem übersichtlichen Gelände schwere Verluste. Es handelte sich diesmal um Versuche einer frischen afrikanischen Division, die aus weißen und farbigen Franzosen gemischt ist. Ein von schwachen feindlichen Kräften unternommener Vorstoß südwestlich des Reichsackerkopfes scheiterte vollkommen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Östlich von Kraschin wurde ein feindliches Flugzeug abgeschossen. (W. T. B.)

Weitere Fortschritte in Südtirol.

Wien, 18. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der küstenländischen und Kärntener Front war die Artillerietätigkeit zumeist durch Bodennebel behindert. Südöstlich Monfalcone wurde ein Versuch der Italiener, ihre unlängst verlorene Stellung bei Bagni wiederzugewinnen, abgewiesen. Im Col di Lana-Gebiet scheiterten wiederholte feindliche Angriffe. In Südtirol nahmen unsere Truppen im Angriff zwischen Astach- und Laintal (Astico- und Lanotal) den Grenzrücken des Maggio in Besitz, bemächtigten sich nach Überschreiten des Laintales südöstlich Platzer (Piazza) der Costa Bella und schlugen südlich von Moscheri auf der Zugna Torta mehrere feindliche Gegenangriffe ab. Der gestrige Tag brachte über 900 weitere Gefangene, darunter 12 Offiziere, und eine Beute von 18 Geschützen und 18 Maschinengewehren ein. Die Berichte des italienischen Generalstabes vom 16. und 17. d. Mts. behaupten, unsere Verluste in diesen Kämpfen seien „schrecklich" und „ungeheuer" gewesen. Diese Angaben, die den Eindruck des Rückzuges abschwächen sollen, sind frei erfunden. Die Verluste des Gegners kann man nur abschätzen, wenn man das Schlachtfeld behauptet. Die Italiener sind nicht in dieser Lage. Dagegen können wir bei voller Wertung des Blutopfers jedes einzelnen unserer Braven erklären, daß unsere Verluste dank der Geschicklichkeit unserer Infanterie, des mächtigen Schutzes unserer Artilleriewirkung und der Kriegserfahrung unserer Führung außerordentlich gering sind.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 18. Mai. — Im Kaukasus haben wir im Abschnitte von Bitlis durch unser Artilleriefeuer mit Schanzarbeiten beschäftigte feindliche Truppen gestört. Am 15. Mai griff der Feind in Stärke eines Regiments zu später Stunde unsere östlich der Ortschaft Aghnot, westlich von Hens, aufgestellte Abteilung an. Der Kampf dauerte bis Mitternacht, und der Angriff des Feindes scheiterte. Am 16. Mai erhielt der Feind ein Bataillon zur Verstärkung und erneuerte den Angriff. Der Kampf dauerte bis Mittag, schließlich wurde der Gegner gezwungen, sich zurückzuziehen, wobei er schwere Verluste erlitt und eine Anzahl Gefangene sowie Waffen und Munition in unseren Händen ließ. Die Angriffe, welche der Feind am 16. Mai an vier Punkten gegen unsere Stellungen auf dem Berg Ziaret Tepe, 40 Kilometer östlich von der Ortschaft Baiburt, sowie gegen unsere Stellungen bei Ack Dagh, 10 Kilometer südlich von dem genannten Berge, machte, wurden sämtlich mit ungeheuren Verlusten für den Feind abgeschlagen. Am linken Flügel im Küstenabschnitt beschäftigte sich der Feind mit Befestigungsarbeiten. — Am 16. Mai nachmittags feuerte ein feindliches Wachtschiff auf die Umgebung von Tschesme an der Küste von Smyrna einige Geschosse ohne Wirkung ab und zog sich dann zurück. Auf dem feindlichen Monitor, der an der Küste der Insel Keusten gestrandet ist, rief das Feuer unserer Artillerie einen Brand hervor. Von dem Schiff ist nur noch ein Wrack vorhanden. — An der Kaukasusfront hat unsere Artillerie auf dem rechten Flügel feindliche Lager unter wirksames Feuer genommen. Örtliche Feuerkämpfe, Scharmützel von Patrouillen in der Mitte und auf dem linken Flügel. — Zwei feindliche Flugzeuge, die, von Tenedos kommend, die Meerenge überflogen, wurden durch unser Feuer vertrieben. In den Gewässern von Smyrna schossen zwei feindliche Kriegsschiffe einige Granaten auf gewisse Örtlichkeiten und zogen sich dann zurück.

Kämpfe an der Straße Haucourt—Esnes.

Großes Hauptquartier, 19. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf dem westlichen Maasufer wurden die französischen Gräben beiderseits der Straße Haucourt—Esnes bis in die Höhe der Südspitze des Camardwaldes genommen und 9 Offiziere und 120 Mann zu Gefangenen gemacht. Ein erneuter feindlicher Angriff gegen die Höhe 304 brach unter sehr erheblichen Verlusten für den Feind zusammen. Auf dem östlichen Maasufer steigerte sich zeitweise die gegenseitige Artillerietätigkeit zu großer Stärke. Die Fliegertätigkeit war auf beiden Seiten groß. Oberleutnant Boelcke schoß das 16. feindliche Flugzeug südlich von Ripont ab. Bahnhof Lunéville sowie Bahnhof, Luftschiffhalle und Kasernen bei Epinal wurden mit Bomben belegt. — Balkan-Kriegsschauplatz: Ein Flugzeuggeschwader griff die feindlichen Lager bei Kukus, Causica, Mihalova und Saloniki an. (W. T. B.)

Zwei italienische Panzerfesten genommen.

Wien, 19. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die an der küstenländischen und Kärntener Front eingetretene Feuerpause hielt im allgemeinen auch gestern an. Heute früh wurden zwei feindliche Angriffe auf die von unseren Truppen unlängst gewonnenen Stellungen östlich von Monfalcone abgeschlagen. Eines unserer Seeflugzeuggeschwader belegte die Bahnhofsanlage von San Giorgio di Nogaro und die feindliche Seeflugstation nächst Grado erfolgreich mit Bomben. An der südtiroler Front gewann unser Angriff unaufhaltsam Raum. Auf dem Armenterarücken wurden sechs italienische Angriffe abgewiesen. Unsere zwischen dem Astach- und Laintale vorgerückten Kräfte unter Führung Seiner K. und K. Hoheit des Feldmarschallleutnants Erzherzogs Karl Franz Joseph trieben den Feind an der ganzen Front weiter zurück und bemächtigten sich heute früh der italienischen Panzerwerke Campomolon und Toraro. Zwischen Lain- und Brandtal (auf Vallarsa) erreichten unsere Truppen den Nordrand des Col Santo. Im Etschtale mußten die Italiener die Orte Marco und Mori räumen. Die Zahl der seit Beginn unseres Angriffs gemachten Gefangenen hat sich auf über 10000 und 196 Offiziere, die Beute auf 51 Maschinengewehre und 61 Geschütze erhöht.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 20. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: In den Argonnen drangen deutsche Patrouillen nach eigenen Sprengungen bis in die zweite feindliche Linie vor. Sie stellten beim Feinde starke Verluste an Toten fest und kehrten mit einigen Gefangenen zurück. Gegen unsere neugewonnenen Stellungen beiderseits der Straße Haucourt—Esnes wiederholt gerichtete Angriffe wurden wiederum glatt abgewiesen. Fünf feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen, und zwar eines durch Infanteriefeuer südöstlich von Vailly, die anderen vier im Luftkampf bei Aubreville, am Südrand des Hessenwaldes, bei Avocourt und dicht östlich von Verdun. Unsere Flieger griffen feindliche Schiffe an der flandrischen Küste, Unterkunftsorte, Flughäfen und Bahnhöfe bei Dünkirchen, St. Pol, Dixmuide, Poperinghe, Amiens, Châlons und Suippes mit Erfolg an. — Östlicher Kriegsschauplatz: In der Gegend von Smorgon brachte ein deutscher Flieger nach Luftkampf ein russisches Flugzeug zum Absturz. (W. T. B.)

Wieder ein Luftangriff auf die englische Ostküste.

Berlin, 20. Mai. — In der Nacht vom 19. zum 20. Mai hat ein Marineflugzeuggeschwader von der flandrischen Küste aus die Hafen- und Befestigungsanlagen von Dover, Deal, Ramsgate, Broadstairs und Margate ausgiebig mit Bomben belegt und dabei an zahlreichen Stellen gute Brand- und Sprengwirkungen beobachtet. Die Flugzeuge wurden von feindlichen Landbatterien und Bewachungsfahrzeugen heftig beschossen. Sie sind sämtlich unversehrt zurückgekehrt.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Die bisherige Beute in Südtirol.

Wien, 20. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der südtiroler Front warfen unsere Angriffe den Feind weiter zurück. Im Suganatal drangen unsere Truppen in Rundschein (Ronsegno) ein. Auf dem Armenterarücken bemächtigten sie sich des Sasso Alto. Östlich des eroberten Werkes Campomolon sind die Tonezzaspitzen, der Passo della Vena und der Monte Melignone in unserer Hand. Hier versuchten die Italiener mit eilends zusammengerafften Kräften Gegenangriff, der sofort abgeschlagen war. Auch vom Col Santo ist der Feind bereits vertrieben. Seit Angriffsbeginn nahmen unsere Truppen 257 Offiziere, über 12900 Mann gefangen und erbeuteten 107 Geschütze, darunter zwölf 28-Zentimeter-Haubitzen, und 68 Maschinengewehre. Unsere Flieger belegten die Bahnhöfe von Peri, Vicenza, Cittadella, Castelfranco, Treviso, Casarsa und Cividale sowie die feindlichen Seeflugstationen mit Bomben.

Große Erfolge am „Toten Mann".

Großes Hauptquartier, 21. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf den Süd- und Südwesthängen des „Toten Mannes" wurden nach geschickter Artillerievorbereitung unsere Linien vorgeschoben. 31 Offiziere, 1315 Mann wurden als Gefangene eingebracht, 16 Maschinengewehre und 8 Geschütze sind außer anderem Material erbeutet. Schwächere feindliche Gegenstöße blieben ergebnislos. Rechts der Maas ist, wie nachträglich gemeldet wird, in der Nacht zum 20. Mai im Caillettewalde ein französischer Handgranatenangriff abgewiesen worden. Gestern gab es hier keine Infanterietätigkeit, das beiderseitige Artilleriefeuer erreichte aber zeitweise sehr große Heftigkeit. Kleinere Unternehmungen, so westlich von Beaumont und südlich von Gondrexon, waren erfolgreich. Bei Ostende stürzte ein feindliches Flugzeug im Feuer unserer Abwehrgeschütze ins Meer. Vier weitere wurden im Luftkampf abgeschossen; zwei von diesen in unseren Linien bei Lorgies (nördlich von La Bassée) und südlich von Château-Salins, die beiden anderen jenseits der feindlichen Front am Bourruswalde (westlich der Maas) und über der Côte östlich von Verdun. Unsere Fliegergeschwader haben nachts Dünkirchen erneut ausgiebig mit Bomben angegriffen. — Balkan-Kriegsschauplatz: Die Lage ist im allgemeinen unverändert. Behinderungen, die durch erhebliche Überschwemmungen im Wardartal eingetreten waren, sind beseitigt. (W. T. B.)

Neue große Fortschritte in Südtirol.

Wien, 21. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe an der südtiroler Front nahmen an Ausdehnung zu, da unsere Truppen auch auf der Hochfläche von Lafraun zum Angriffe schritten. Der Gipfel des Armenterrarückens ist in unserem Besitz. Auf der Hochfläche von Lafraun drangen unsere Truppen in die erste, hartnäckig verteidigte feindliche Stellung ein. Die aus Tiroler Kaiserjägern und der Linzer Infanterietruppendivision bestehende Kampfgruppe Seiner K. und K. Hoheit des Feldmarschallleutnants Erzherzogs Karl Franz Joseph erweiterte ihren Erfolg. Die Cima dei Laghi und — nordöstlich dieses Gipfels — die Cima di Mesole sind genommen. Auch vom Borcolapaß ist der Feind verjagt. Südlich des Passes fielen drei weitere 28-Zentimeter-Haubitzen in unsere Hände. Vom Col Santo her dringen unsere Truppen gegen den Pasubio vor. Im Brandtal ist Langeben (Anghebeni) von uns besetzt. Gestern wurden über 3000 Italiener, darunter 84 Offiziere, gefangen genommen, 25 Geschütze und 8 Maschinengewehre erbeutet.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 21. Mai. — Irakfront: Hauptmann Schütz hat einen feindlichen Doppeldecker abgeschossen, der in 500 Meter Höhe über dem Flugplatz flog. Das ist das dritte von ihm im Irak abgeschossene Flugzeug. — Kaukasusfront: Die von uns in der letzten Schlacht gemachte Beute besteht aus 400 Gewehren, 200 000 Gewehrpatronen, Tragzelten für ein Bataillon und einer Menge von anderem Kriegsmaterial. — Zwei feindliche Flieger überflogen Sed ul Bahr, wurden aber durch unser Artilleriefeuer nach der Richtung auf Imbros hin vertrieben. — Am 18. Mai beschossen drei feindliche Kriegsschiffe zwei Stunden hindurch die Ortschaft Al Arisch. Gleichzeitig erschienen dort sechs feindliche Flieger und warfen 100 Bomben ab. 1 Person wurde getötet, 5 leicht verletzt.

Erfolge bei Givenchy und Höhe 304.

Großes Hauptquartier, 22. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Östlich von Nieuport drang eine Patrouille unserer Marineinfanterie in die französischen Gräben ein, zerstörte die Verteidigungsanlagen des Gegners und brachte 1 Offizier, 32 Mann gefangen zurück. Südwestlich von Givenchy-en-Gohelle wurden mehrere Linien der englischen Stellung in etwa 2 Kilometer Breite genommen und nächtliche Gegenstöße abgewiesen. An Gefangenen sind 8 Offiziere, 220 Mann, an Beute 4 Maschinengewehre, 3 Minenwerfer eingebracht. Der Gegner erlitt ganz außergewöhnlich blutige Verluste. In Gegend von Berry-au-Bac blieb in den frühen Morgenstunden ein französischer Gasangriffsversuch ergebnislos. Links der Maas stürmten unsere Truppen die französischen Stellungen auf den östlichen Ausläufern der Höhe 304 und hielten sie gegen wiederholte feindliche Angriffe. Neben seinen großen blutigen Verlusten büßte der Gegner an Gefangenen 9 Offiziere, 518 Mann ein und ließ 5 Maschinengewehre in unserer Hand. Die Beute aus unserem Angriff am Südhange des „Toten Mannes" hat sich auf 13 Geschütze, 21 Maschinengewehre erhöht. Auch hier und aus Richtung Chattancourt hatten Versuche des Feindes, den verlorenen Boden zurückzugewinnen, keinen Erfolg. Rechts der Maas griffen die Franzosen mehrfach vergebens unsere Linien in der Gegend des Steinbruchs (südlich des Gehöftes Haudromont) und auf der Vauxkuppe an. Beim dritten Ansturm gelang es ihnen aber, im Steinbruch Fuß zu fassen. Die Nacht hindurch war die beiderseitige Artillerietätigkeit im ganzen Kampfabschnitt außerordentlich heftig. Unsere Fliegergeschwader wiederholten gestern nachmittag mit beobachtetem, großem Erfolge ihre Angriffe auf den Etappenhafen Dünkirchen. Ein feindlicher Doppeldecker stürzte nach Kampf ins Meer. Weitere vier Flugzeuge wurden im Luftkampf innerhalb unserer Linien außer Gefecht gesetzt, und zwar in Gegend von Wervicq, bei Noyon, bei Maucourt (östlich der Maas) und nordöstlich von Château-Salins, letzteres durch Leutnant Wintgens als dessen viertes. Außerdem schoß Oberleutnant Boelcke südlich von Avocourt und südlich des „Toten Mannes" den siebzehnten und achtzehnten Gegner ab. Der hervorragende Fliegeroffizier ist in Anerkennung seiner Leistungen von Seiner Majestät dem Kaiser zum Hauptmann befördert worden. (W. T. B.)

Der Vormarsch in Südtirol.

Wien, 22. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Niederlage der Italiener an der südtiroler Front wird immer größer. Der Angriff des Grazer Korps auf der Hochfläche von Lafraun hatte vollen Erfolg. Der Feind wurde aus seiner Stellung geworfen. Unsere Truppen sind im Besitz der Cima Mandriola und der Höhen unmittelbar westlich der Grenze von diesem Gipfel bis zum Astachtal. Die Kampfgruppe Seiner K. und K. Hoheit des Feldmarschalleutnants Erzherzogs Karl Franz Joseph hat die Linie Monte Tormeno – Monte Majo gewonnen. Seit Beginn des Angriffes wurden 23 883 Gefangene, darunter 482 Offiziere, gezählt. Unsere Beute ist auf 172 Geschütze gestiegen.

Schwere Kämpfe bei Douaumont.

Großes Hauptquartier, 23. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Absicht eines Gegenangriffs der Engländer südwestlich von Givenchy-en-Gohelle wurde erkannt, die Ausführung durch Sperrfeuer verhindert. Kleinere englische Vorstöße in Gegend von Roclincourt wurden abgewiesen. Im Maasgebiet war die Gefechtstätigkeit infolge ausgedehnter Gegenstoßversuche des Feindes besonders lebhaft. Links des Flusses nahmen wir südlich des Camardwaldes ein französisches Blockhaus. Feindliche Angriffe östlich der Höhe 304 und am Südhange des „Toten Mannes" scheiterten. Rechts des Flusses kam es auf der Front nördlich des Gehöftes Thiaumont bis in den Caillettewald zu heftigen Infanteriekämpfen. Im Anschluß an starke Feuervorbereitung drangen die Franzosen in unsere vordersten Stellungen ein. Unsere Gegenstöße warfen sie auf den Flügeln des Angriffsabschnitts wieder zurück. Südlich des Dorfes und südlich der ehemaligen Feste Douaumont, die übrigens fest in unserer Hand blieb, ist der Kampf noch nicht abgeschlossen. Nordwestlich der Feste Vaux wurde ein vorgestern vorübergehend in Feindeshand gefallener Sappenkopf zurückerobert. Durch Sprengung zerstörten wir auf der Combreshöhe die erste und zweite französische Linie in erheblicher Ausdehnung. Bei Vaux-les-Palamaix und Seuzey (auf den Maashöhen südöstlich von Verdun) brachen feindliche Angriffe in der Hauptsache im Sperrfeuer zusammen. Kleine in unsere Gräben eingedrungene Abteilungen wurden dort niedergekämpft. Ein feindliches Flugzeug wurde südwestlich von Vailly abgeschossen. (W. T. B.)

Die italienische Grenze überschritten.

Wien, 23. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Unsere Truppen rücken nun auch beiderseits des Suganatals vor. Burgen (Borgo) wurde vom Feind fluchtartig verlassen; reiche Beute fiel in unsere Hand. Das Grazer Korps überschritt die Grenze und verfolgt den geschlagenen Gegner. Das italienische Werk Monte Verena ist bereits in unserem Besitz. Im Brandtal ist der Angriff auf die feindlichen Stellungen bei Chiesa im Gange. Die Zahl der seit 15. Mai erbeuteten Geschütze hat sich auf 188 erhöht. Unsere Seeflugzeuge belegten die Eisenbahnstrecke San Dona di Piave—Porto Gruaro mit zahlreichen Bomben.

Luftangriff auf Port Said.

Konstantinopel, 23. Mai. — Irakfront: Da den Bedürfnissen der neuen Lage entsprechend, die sich infolge der Einnahme von Kut el Amara zu unseren Gunsten ergeben hatte, eine Änderung in unserem Verteidigungsplan notwendig geworden war, hatten wir vor drei Tagen unsere auf dem rechten Tigrisufer stehenden Truppen ein wenig zurückgezogen. Der Feind erkannte dies erst nach zwei Tagen. Wir stellten fest, daß der Gegner gegen unsere Stellungen auf dem genannten Ufer nur einen Teil seiner Kavallerie vorwarf, und zwar mit dem einzigen Zweck der Aufklärung. — Kaukasusfront: Auf dem rechten Flügel verlief der 21. Mai ruhig. Im Zentrum fanden örtliche Infanteriekämpfe statt. Auf dem linken Flügel unternahm der Feind in der Nacht vom 19. zum 20. Mai zwei Überfälle auf unsere Vorposten, die jedoch alle beide abgeschlagen wurden. — In der Nacht vom 19. Mai erschienen acht feindliche Flieger in der Gegend der Dardanellenstraße. Sie warfen ungefähr 70 Bomben ohne jede Wirkung. Einer unserer Kampfflieger griff die feindlichen Flieger zweimal an und eröffnete auf sie wirksam Maschinengewehrfeuer. In derselben Nacht unternahm eins unserer Wasserflugzeuge auf der Verfolgung der feindlichen Flieger einen Flug nach Imbros, wo es aus 600 Meter Höhe neun Bomben auf die feindlichen Flugzeugschuppen warf. Gute Wirkung wurde festgestellt. Von der Höhe von Imbros aus schleuderte ein feindlicher Monitor am 20. Mai wirkungslos einige Geschosse gegen Sed ul Bahr. Auf einem feindlichen Kreuzer, welcher zwei Barkassen schleppte, wurde durch unser Artilleriefeuer der Schornstein beschädigt und der große Mast gebrochen, in dem Augenblicke, als er sich der Küste südlich von Kusche Ada in den Gewässern von Smyrna näherte. Vor unserem Feuer mußte sich der erwähnte Kreuzer in der Richtung auf Samos entfernen, nachdem er nur vier Schüsse abgegeben hatte. — Als Erwiderung auf die Beschießung von El Arisch griff eines unserer Fliegergeschwader in der Nacht vom 20. zum 21. Mai Port Said an und warf zahlreiche Bomben auf die an der Küste und im Hafen verankerten feindlichen Schiffe, sowie auf Militärposten der Stadt. Wir stellten fest, daß durch diese Bomben große Brände hervorgerufen wurden. Trotz heftigen Feuers seitens der Truppen und feindlichen Schiffe sind unsere Flieger sämtlich wohlbehalten zurückgekehrt.

Cumières erstürmt.

Großes Hauptquartier, 24. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südwestlich von Givenchy griffen starke englische Kräfte mehrmals unsere neuen Stellungen an. Nur einzelne Leute drangen ein und fielen im Nahkampf. Im übrigen wurden alle Angriffe unter sehr großen Verlusten für die Engländer abgewiesen, ebenso kleinere Abteilungen bei Hulluch und Blaireville. Südöstlich von Nouvron, nordwestlich von Moulin-sous-Touvent und in Gegend nördlich von Prunay scheiterten schwache französische Angriffsunternehmungen. Links der Maas wiesen wir durch Infanterie- und Maschinengewehrfeuer einen feindlichen Vorstoß am Südwesthange des „Toten Mannes" glatt ab. Thüringische Truppen nahmen das hart an der Maas liegende Dorf Cumières im

Sturm. Bisher sind über 300 Franzosen, darunter 8 Offiziere, gefangen. Östlich des Flusses wiederholte der Feind seine wütenden Angriffe in der Douaumontgegend. Er erlitt in unserem Feuer die schwersten Verluste. Vorübergehend verlorenen Boden gewannen unsere tapferen Regimenter fast durchweg zurück und machten dabei über 550 Gefangene. Die Kämpfe sind unter beiderseits sehr starkem Artillerieeinsatz im Fortgang. — Östlicher Kriegsschauplatz: In der Gegend von Pulkarn (südöstlich von Riga) vertrieben deutsche Truppen die Russen aus einem zwischen den beiderseitigen Linien liegenden Graben. 68 Gefangene fielen in unsere Hand. (W. T. B.)

Das Panzerwerk Campolongo erobert.

Wien, 24. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Nördlich des Suganatales nahmen unsere Truppen den Höhenrücken von Salubio bis Burgen (Borgo) in Besitz. Auf dem Grenzrücken südlich des Tales wurde der Feind vom Kempelberge vertrieben. Weiter südlich halten die Italiener die Höhen östlich des Val d'Assa und den befestigten Raum von Asiago und Asiero. Das Panzerwerk Campolongo ist in unseren Händen. Unsere Truppen gingen näher an das Val d'Assa und das Posimatal heran. Seit Beginn des Angriffs wurden 24400 Italiener, darunter 524 Offiziere, gefangen genommen, 251 Geschütze, 101 Maschinengewehre und 16 Minenwerfer erbeutet. Im Abschnitt der Hochfläche von Doberdo waren die Geschützkämpfe zeitweise recht lebhaft. Bei Monfalcone wurde ein feindlicher Angriff abgewiesen. Eins unserer Fliegergeschwader belegte die Station Per-la-Carnia mit Bomben. Bei der Räumung von Ortschaften unseres Gebietes seitens des Feindes scheint auch die italienische Bevölkerung teilweise mitzugehen. Leute, die so ihr Vaterland verlassen, werden ihren Anschluß an den Feind strafrechtlich zu verantworten haben.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 24. Mai. — Bericht des Hauptquartiers über die Lage auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz: Seit zwei Monaten haben die englisch-französischen Truppen begonnen, das befestigte Lager von Saloniki zu verlassen und sich unserer Grenze zu nähern. Die Hauptstreitkräfte der Engländer und Franzosen sind im Wardartal aufgestellt und breiten sich ostwärts über Dowa-Tepe bis zum Strumatal und westwärts über die Gegend von Subotsko und Vodena bis nach Lerine (Florina) aus. Ein Teil der wiederhergestellten serbischen Armee ist schon in Saloniki gelandet. Seit einem Monat ungefähr herrscht fast täglich Geschützfeuer an der Front Doiran—Gewgheli. Aber die Engländer und Franzosen haben bis jetzt noch an keiner Stelle die Grenze überschritten. Vorgestern wurde eine französische Aufklärungsabteilung von unseren Patrouillen im Dorfe Gorni Garbale unter Feuer genommen. Die Reiter ergriffen die Flucht und ließen ihre Pferde im Stich, die von unseren Soldaten eingefangen wurden.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 24. Mai. — Irakfront: Die russischen Streitkräfte, deren Vormarsch in der Richtung Kasri Schirin auf Kankin (Hanikin?) gemeldet worden war, sind gezwungen worden, ihr Vordringen in der Gegend der Grenze einzustellen. In einem Gefecht mit russischen Abteilungen, die an der persischen Grenze gerade nördlich von Suleimanieh bemerkt worden waren, brachten wir diesen einen Verlust von mehr als 200 Mann bei. — An der Kaukasusfront auf dem rechten Flügel im Abschnitt von Bitlis unbedeutende Patrouillengefechte. Im Zentrum und auf dem linken Flügel wurden Überfallsversuche des Feindes gegen unsere Vorhutstellungen in der Nacht zum 23. Mai mühelos abgewehrt. — An der Halbinsel Gallipoli wurde ein Torpedoboot, welches sich Kütschük-Kemikli zu nähern versuchte, durch unser Geschützfeuer in die Flucht gejagt. — Eines unserer Wasserflugzeuge warf auf einem Fluge in der Richtung auf Imbros erfolgreich Bomben auf einen Monitor, den es im Hafen von Kephalo bemerkt hatte, auf die Einrichtungen im Hafen und auf Flugzeugschuppen und rief dort einen Brand hervor, welcher genau festgestellt wurde.

Fortschritte bei Douaumont.

Großes Hauptquartier, 25. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Englische Torpedo- und Patrouillenboote wurden an der flandrischen Küste von deutschen Flugzeugen angegriffen. Westlich der Maas scheiterten drei Angriffe des Feindes gegen das von ihm verlorene Dorf Cumières. Östlich des Flusses stießen unsere Regimenter unter Ausnutzung ihrer vorgestrigen Erfolge weiter vor und eroberten feindliche Gräben südwestlich und südlich der Feste Douaumont. Der Steinbruch südlich des Gehöftes Haudromont ist wieder in unserem Besitz. Im Caillettewald lief der Feind während des ganzen Tages gegen unsere Stellung völlig vergeblich an. Außer sehr schweren, blutigen Verlusten büßten die Franzosen über 850 Mann an Gefangenen ein, 14 Maschinengewehre wurden erbeutet Bei St. Souplet und über dem Herbe Bois wurde je ein feindlicher Doppeldecker im Luftkampf abgeschossen. — Balkan-Kriegsschauplatz: Üsleb und Gewgheli wurden von feindlichen Fliegern erfolglos beworfen. (W. T. B.)

Deutscher Luftangriff im Ägäischen Meer.

Berlin, 25. Mai. — Deutsche Seeflugzeuge haben am 22. Mai im nördlichen Ägäischen Meer zwischen Dedeagatsch und Samothraki einen feindlichen Verband von vier Schiffen angegriffen und auf einem Flugzeugmutterschiff zwei Volltreffer erzielt. Die feindlichen Schiffe entfernten sich darauf in der Richtung nach Imbros.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Vormarsch im Suganatal.

Wien, 25. Mai. — Russischer Kriegsschauplatz: In Wolhynien unternahmen unsere Streifkommandos an mehreren Stellen erfolgreiche Überfälle. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kampftätigkeit im Abschnitte von Doberdo, bei Flitsch und am Plöcken war lebhafter als in den letzten Tagen. Wiederholte feindliche Angriffsversuche bei Peutelstein wurden abgewiesen. Nördlich des Suganatales nahmen unsere Truppen die Cima Cista, überschritten an einzelnen Stellen den Masobach und rückten in Striegen (Strigno) ein. Südlich des Tales breitete sich die über den Kempelberg vorgerückte Gruppe unter Überwindung großer Geländeschwierigkeiten und des feindlichen Widerstandes nach Osten und Süden aus. Der Corno di Campo Verde ist in ihrem Besitz. Italienische Abteilungen wurden sofort zurückgewiesen. Im Brandtal (Valarsa) nahmen unsere Truppen Chiesa in Besitz. Die Nachlese im Angriffsraum erhöhte unsere Beute noch um 10 Geschütze. Eines unserer Seeflugzeuggeschwader belegte den Bahnhof und die militärischen Anlagen von Latisano mit Bomben.

Luftangriff auf Bari.

Wien, 25. Mai. — Am 24. Mai nachmittags hat ein Geschwader von Seeflugzeugen Bahnhof, Postgebäude, Kasernen und Kastell in Bari ausgiebig und mit sichtbar gutem Erfolge bombardiert und in die Festesfreude der reich beflaggten Stadt deutlich erkennbare Störung gebracht. Das Abwehrfeuer der Batterie war ganz wirkungslos. Alle Flugzeuge sich unversehrt eingerückt.

Flottenkommando.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 25. Mai. — An der Kaukasusfront in gewissen Gegenden Scharmützel von Erkundungsabteilungen. — Am Morgen des 24. Mai warfen zwei feindliche Flugzeuge mit Absicht 16 Bomben auf bewohnte Viertel von Smyrna, die einige Häuser zerstörten, 3 Frauen und 1 Kind verletzten und 3 Personen töteten.

Erfolge östlich der Maas.

Großes Hauptquartier, 26. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Links der Maas wurde ein von Turkos ausgeführter Handgranatenangriff westlich der Höhe 304 abgeschlagen. Auf dem östlichen Maasufer setzten wir die Angriffe erfolgreich fort. Unsere Stellungen westlich des „Steinbruchs" wurden erweitert, die Thiaumontschlucht überschritten und der Gegner südlich des Forts Douaumont weiter zurückgeworfen. Bei diesen Kämpfen wurden weitere 600 Gefangene gemacht, 12 Maschinengewehre erbeutet. In der Gegend von Loivre nordwestlich von Reims machten die Franzosen einen ergebnislosen Gasangriff. Das im Tagesbericht vom 21. Mai erwähnte südlich von Château-Salins abgeschossene feindliche Flugzeug ist das fünfte von Leutnant Wintgens im Luftkampf außer Gefecht gesetzte. (W. T. B.)

Neue große Erfolge nördlich Asiago.

Wien, 26. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Sugana-Abschnitt eroberten unsere Truppen den Civaron (südöstlich Burgen) und erklommen die Elferspitze (Cima Undici). Im Raume nördlich von Asiago erkämpften Teile des Grazer Korps einen neuen großen Erfolg. Der ganze Höhenrücken vom Corno di Campo Verde bis Meata ist in unserem Besitz. Der Feind erlitt auf seiner Flucht in unserem wirkungsvollsten Geschützfeuer große, blutige Verluste und ließ über 2500 Gefangene, darunter 1 Oberst und mehrere Stabsoffiziere, 4 Geschütze, 4 Maschinengewehre, 300 Fahrräder und viel sonstiges Material in unseren Händen. Nördlich Arsiero wurden die Italiener zuerst aus ihren Stellungen westlich Baccarola vertrieben; sodann säuberten unsere Truppen in siebenstündigem Kampfe die Waldungen nördlich des Monte Cimone und besetzten den Gipfel des Berges. Im oberen Posinatal ist Bettale genommen. Unsere Landflieger bewarfen die Bahnhöfe von Peri, Schio, Thiene und Vicenza, unsere Marineflieger die Luftzeughalle und den Binnenhafen von Grado mit Bomben. Nachts warf ein feindliches Luftschiff zahlreiche Bomben auf Triest ab, die jedoch niemand verletzten und auch keinen Schaden verursachten.

Unterseeboots-Angriff auf Elba.

Wien, 26. Mai. — Eines unserer Unterseeboote hat am 23. morgens die bedeutenden Hochöfen von Portoferraio auf der Insel Elba sehr erfolgreich beschossen. Das Feuer wurde von einer Strandbatterie wirkungslos erwidert. Anschließend an die Beschießung versenkte das Unterseeboot den italienischen Dampfer „Washington".

Flottenkommando.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 26. Mai. — Das Hauptquartier teilt mit: Am 23. und 24. Mai hat sich nichts Besonderes ereignet. An der Front Doiran—Gewgheli starke gegenseitige Kanonade. Unsere Artillerie brachte

eine feindliche Batterie südlich vom Dorfe Majadagh zum Schweigen und trieb feindliche Schützen, die westlich von diesem Dorfe Stellung genommen hatten, aus ihren Gräben heraus. Eine unserer Patrouillen griff eine aus 25 Mann bestehende französische Patrouille an und verjagte sie aus dem am südlichen Belasitza-Abhang gelegenen Dorfe Palmisch. Am 24. d. M. warfen feindliche Flugzeuge eine Bombe auf Gewgheli und eine zweite südlich vom Dorfe Petrows, richteten jedoch keinen Schaden an. Am Morgen desselben Tages erschienen fünf feindliche Flugzeuge über Xanthi und warfen auf die Stadt und deren Umgebung mehrere Bomben ab, die einige Einwohner verwundeten. Unser Luftgeschwader stieg zum Angriff auf den Feind auf und zwang ihn rasch zur Umkehr. Eine der Luftflotteneinheiten des Feindes stürzte stark beschädigt auf griechisches Gebiet ab.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 26. Mai. — An der Kaukasusfront unbedeutende örtliche Feuergefechte und Kämpfe zwischen Erkundungsabteilungen. — Zwei Flugzeuge, die Sed ul Bahr und die Meerenge überflogen, wurden durch das Feuer unserer Geschütze in der Richtung auf Imbros verjagt. Unsere Artillerie beschoß in wirksamer Weise einen feindlichen Fliegerschuppen auf der Insel Keusten, Ada und die gedeckten Unterstände feindlicher Beobachtungsposten, die sich dort und auf der Insel Hekim befinden. Fast überall, wo unsere Geschosse einschlugen, brachen Brände aus. In den Unterständen kam es zu Explosionen.

Vorstoß rechts der Maas.

Großes Hauptquartier, 27. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich des Kanals von La Bassée drang eine unserer Patrouillen bei Festubert in die feindliche Stellung, machte Gefangene und kehrte ohne Verluste zurück. In den Argonnen lebhafter Minenkampf, durch den die feindlichen Gräben in größerer Breite zerstört wurden. Außer einigen Gefangenen erlitten die Franzosen zahlreiche Verluste an Toten und Verwundeten. Links der Maas richteten die Franzosen seit Mitternacht heftige Angriffe gegen Cumières; es gelang ihnen, vorübergehend in den Südrand des Dorfes einzudringen, wir machten bei der Säuberung 53 Gefangene. Rechts der Maas gelang es uns, bis zu den Höhen am Südwestrand des Thiaumontwaldes vorzustoßen. Ein französischer Angriffsversuch dagegen wurde durch Artilleriefeuer im Keime erstickt. Zwei feindliche Angriffe gegen unsere neu eroberten Stellungen südlich der Feste Douaumont scheiterten restlos. In den Kämpfen südwestlich und südlich der Feste sind seit dem 22. Mai an Gefangenen 48 Offiziere, 1943 Mann eingebracht. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei einer erfolgreichen Patrouillenunternehmung südlich Kekkau machten wir einige Gefangene. (W. T. B.)

Luftangriff auf die Insel Oesel.

Berlin, 27. Mai. — In der Nacht vom 25. zum 26. Mai hat ein deutsches Flugzeuggeschwader die russische Flugstation Papenholm auf der Insel Oesel erneut mit Bomben belegt und dabei gute Treffer, größtenteils in den Flughallen selbst, erzielt. Trotz heftiger Beschießung sind alle Flieger wohlbehalten zurückgekehrt. (W. T. B.)

Das Panzerwerk Casa Ratti erobert.

Wien, 27. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Das zur Befestigungsgruppe von Arsiero gehörende Panzerwerk Casa Ratti, die Straßensperre unmittelbar südwestlich von Baccarola, ist in unserer Hand. Leutnant Albin Mlaker des Sappeurbataillons Nr. 14 drang mit seinen Leuten ungeachtet des heftigen beiderseitigen Feuers in das Werk ein, nahm die feindlichen Sappeure, die es sprengen wollten, gefangen und erbeutete so drei unversehrte schwere Panzerhaubitzen und zwei leichte Geschütze. Nördlich von Asiago bemächtigten sich unsere Truppen des Monte Moschicce, auf dem Grenzrücken südlich des Suganatales drangen sie bis auf die Cima Maora vor. Die Zahl der im Angriffsraum erbeuteten Geschütze hat sich auf 284 erhöht. Am Monte Sief und Krn wurden feindliche Angriffe abgeschlagen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Bei Feras versuchten die Italiener, die im Nordufer der Vojusa liegenden Ortschaften zu brandschatzen; sie wurden durch unsere Patrouillen vertrieben.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 28. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Deutsche Erkundungsabteilungen drangen nachts an mehreren Stellen der Front in die feindlichen Linien; in der Champagne brachten sie etwa 100 Franzosen als Gefangene ein. Westlich der Maas griff der Feind unsere Stellungen am Südwesthange des „Toten Mannes“ und am Dorfe Cumières an; er wurde überall unter großen Verlusten abgeschlagen. Östlich des Flusses herrschte heftiger Artilleriekampf. — Östlicher Kriegsschauplatz: Ein russisches Flugzeug wurde in der Gegend von Slonim im Luftkampf abgeschossen. Die Insassen — 2 russische Offiziere — sind gefangen. (W. T. B.)

Das Panzerwerk Cornolo genommen.

Wien, 28. Mai. — Italienischer Kriegsschauplatz: Unsere Truppen bemächtigten sich des Panzerwerkes Cornolo (westlich von Arsiero) und im befestigten Raum von Asiago der beständigen Talsperre Val d'Assa (südwestlich des Monte Interrotto). — Südöstlicher Kriegsschauplatz: An der unteren Vojusa Geplänkel mit italienischen Patrouillen.

Der bulgarische Tagesbericht.

Sofia, 28. Mai. — Amtlicher Bericht vom 27. Mai: Heute sind Abteilungen unserer im Strumatale operierenden Truppen aus ihren Stellungen vorgedrungen. Sie haben den Südausgang des Engpasses von Rupel sowie die anstoßenden Höhen östlich und westlich des Strumaflusses besetzt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 28. Mai. — An der Kaukasusfront auf dem rechten Flügel Gefechte zwischen Erkundungsabteilungen; ein überraschender Angriff einer feindlichen Kompagnie auf unsere vorgeschobenen Posten scheiterte, und wir machten einige Gefangene. Im Zentrum Ruhe. Auf dem linken Flügel vertrieben wir durch einen Gegenangriff den Feind, welcher einen Teil unserer Vorpostenstellungen besetzt hatte, und erbeuteten eine Anzahl Gewehre und Pionierwerkzeuge. — Ein die Halbinsel Gallipoli überfliegendes feindliches Flugzeug floh in der Richtung auf Imbros, sobald einer unserer Flieger erschien. — Ein in der Umgebung von Keusten und Ada erschienenes Torpedoboot wurde durch Feuer vertrieben. Zwei feindliche Monitoren und einige Torpedoboote beschossen darauf unsere in der Umgegend aufgestellte Artillerie ohne Wirkung; als ein Monitor durch unser Gegenfeuer getroffen wurde, stellten alle feindlichen Schiffe das Feuer ein und entfernten sich.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 29. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Feindliche Monitoren, die sich der Küste näherten, wurden durch Artilleriefeuer vertrieben. Den Flugplatz bei Furnes bewarfen deutsche Flieger erfolgreich mit Bomben. Auf beiden Ufern der Maas dauert der Artilleriekampf mit unverminderter Heftigkeit an. Zwei schwächliche französische Angriffe gegen das Dorf Cumières wurden mühelos abgewiesen. (W. T. B.)

Neue Erfolge an der Tiroler Front.

Wien, 29. Mai. — Russischer Kriegsschauplatz: Stärkere russische Kräfte versuchten in den letzten Tagen sich durch Laufgräben und Sappen an unsere bessarabische Front heranzuarbeiten. Das Feuer unserer Geschütze und Minenwerfer vereitelte die Arbeiten des Feindes. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im befestigten Raum von Asiago überschritten unsere Truppen bei Roana das Assatal, warfen den Feind bei Canova zurück und breiteten sich auf den südlichen und östlichen Talhängen aus. Andere Kräfte nahmen nach Überwindung der Befestigungen auf dem Monte Interrotto die Höhen nördlich von Asiago in Besitz. Weiter im Norden sind der Monte Zebio, Monte Zingarella und Corno di Campo Bianco in unseren Händen. Im oberen Posinatal wurden die Italiener nach hartnäckigem Kampfe aus ihren Stellungen westlich und südlich Battale vertrieben.

Kämpfe zwischen „Toter Mann“ und Cumières.

Großes Hauptquartier, 30. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Lebhafte Feuerkämpfe fanden auf der Front zwischen dem Kanal La Bassée und Arras statt, auch Lens und seine Vororte wurden wieder beschossen. In der Gegend von Souchez und südöstlich von Tahure scheiterten schwache feindliche Vorstöße. Gesteigerte Gefechtstätigkeit herrschte im Abschnitt von der Höhe 304 bis zur Maas. Südlich des Raben- und Cumièreswaldes nahmen deutsche Truppen die französischen Stellungen zwischen der Südkuppe des „Toten Mannes“ und dem Dorf Cumières in ihrer ganzen Ausdehnung. An unverwundeten Gefangenen sind 35 Offiziere (darunter mehrere Stabsoffiziere), 1313 Mann eingebracht. — Zwei Gegenangriffe gegen das Dorf Cumières wurden abgewiesen. Östlich der Maas verbesserten wir durch örtliches Vordrücken die neugewonnene Linie im Thiaumontwalde. Das beiderseitige Feuer erreichte hier zeitweise größte Heftigkeit. Unsere Flieger griffen mit beobachtetem Erfolge gestern abend ein feindliches Zerstörungsgeschwader vor Ostende an. Ein englischer Doppeldecker stürzte nach Luftkampf bei St. Eloi ab und wurde durch Artilleriefeuer vernichtet. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich von Lipsk stießen deutsche Abteilungen über die Schtschara vor und zerstörten eine russische Blockhausstellung. — Balkan-Kriegsschauplatz: Deutsche und bulgarische Streitkräfte besetzten, um sich gegen augenscheinlich beabsichtigte Überraschungen durch die Truppen der Entente zu sichern, die in diesem Zusammenhang wichtige Rupelenge an der Struma. Unsere Überlegenheit zwang die schwachen griechischen Posten auszuweichen; im übrigen sind die griechischen Hoheitsrechte gewahrt worden. (W. T. B.)

Das Panzerwerk Punta Corbin genommen.

Wien, 30. Mai. — Russischer Kriegsschauplatz: Lebhaftere Artilleriekämpfe, namentlich an der bessarabischen Front und in Wolhynien. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern fiel das Panzerwerk Punta Corbin in unsere Hand.

Westlich von Arsiero erzwangen unsere Truppen den Übergang über den Posinabach und bemächtigten sich der südlichen Uferhöhen. Vier heftige Angriffe der Italiener auf unsere Stellung südlich Bettale wurden abgeschlagen.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 30. Mai. — An der Irakfront brachte im Abschnitt von Felahie am rechten Ufer des Tigris unsere Artillerie zwei feindliche Geschütze zum Schweigen. Wir erbeuteten an diesem Ufer 17 Wagen mit Vieh und machten bei einem Überfall 24 Engländer zu Gefangenen. — Kaukasusfront: Am rechten Flügel und im Zentrum Patrouillenkämpfe, am linken Flügel Scharmützel einzelner Abteilungen. — Im Abschnitt von Smyrna verjagten unsere Geschütze drei feindliche Flieger, die Phokia überflogen. Einige feindliche Kriegsschiffe unterhielten eine kurze Zeit unwirksames Feuer gegen die Hügel westlich von der Insel Keusten und zogen sich dann zurück. — An der Kaukasusfront vertrieben wir Erkundungsabteilungen, mit denen der Feind gegen unsere Stellung vorgehen wollte. Auf dem linken Flügel kam es nur zu örtlichen Artilleriekämpfen. — Am 29. Mai warfen feindliche Flugzeuge dreißig Bomben auf einige Stadtviertel von Smyrna, wobei sie mehrere Personen teils töteten, teils verletzten und einige Häuser beschädigten. — Am 27. Mai gingen ein feindliches Torpedoboot und feindliche Flugzeuge gegen El Arisch (auf der Sinai-Halbinsel östlich Port Said) vor. Die von dem Flugzeug geschleuderten Bomben verletzten sieben Personen. Zwei unserer Flugzeuge griffen das Schiff und die Flugzeuge des Feindes vor El Arisch an. Sie warfen mit Erfolg Bomben ab und feuerten aus Maschinengewehren.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 31. Mai. — Westlicher Kriegsschauplatz: Feindliche Torpedoboote, die sich der Küste näherten, wurden durch Artilleriefeuer vertrieben. Die rege Feuertätigkeit im Abschnitt zwischen dem Kanal von La Bassée und Arras hält an. Unternehmungen deutscher Patrouillen bei Neuve Chapelle und nordöstlich davon waren erfolgreich; 38 Engländer, darunter 1 Offizier, wurden gefangen genommen, 1 Maschinengewehr erbeutet. Links der Maas säuberten wir die südlich des Dorfes Cumières liegenden Hecken und Büsche vom Gegner, wobei 3 Offiziere, 88 Mann in unsere Hand fielen. Beim Angriff am 29. Mai erbeuteten wir ein im Cauretteswäldchen eingebautes Marinegeschütz, 18 Maschinengewehre, eine Anzahl Minenwerfer und viel sonstiges Gerät. Auf beiden Maasufern blieb die Artillerietätigkeit sehr lebhaft. (W. T. B.)

Asiago und Arsiero genommen.

Wien, 31. Mai. — Russischer Kriegsschauplatz: Erhöhte Gefechtstätigkeit an der bessarabischen Front und in Wolhynien dauert an. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die unter Befehl seiner K. und K. Hoheit des Generalobersten Erzherzog Eugen aus Tirol operierenden Streitkräfte haben Asiago und Arsiero genommen. Im Raume nordöstlich Asiago vertrieben unsere Truppen den Feind aus Galio und erstürmten seine Höhenstellungen nördlich dieses Ortes. Der Monte Baldo und Monte Fiara sind in unserem Besitz. Westlich von Asiago ist unsere Front südlich der Assaschlucht bis zum eroberten Werk Punta Corbin geschlossen. — Die über den Posinabach vorgedrungenen Kräfte nahmen den Monte Priafora. — Neuerliche verzweifelte Anstrengungen der Italiener, uns die Stellungen südlich Bettale zu entreißen, waren vergeblich. — In dem halben Monat seit Beginn unseres Angriffes wurden 30388 Italiener, darunter 694 Offiziere, gefangen genommen und 299 Geschütze erbeutet. Heute früh belegten mehrere eigene Seeflugzeuge den Bahnhof und militärische Anlagen von San Giorgio di Nogara mit zahlreichen Bomben. Im Bahnhofsgebäude wurden vier Treffer beobachtet. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nördlich der unteren Vojusa haben unsere Truppen italienische Patrouillen verjagt.

Die Seeschlacht vor dem Skagerrak am 31. Mai bis 1. Juni 1916

auf Grund amtlichen Materials.

I.

Einem hellen Meteore gleich, der überraschend aus dem tiefen Dunkel des Nachthimmels hervorbricht, erschien in deutschen Landen am 1. Juni dieses Jahres die Nachricht vom Siege unserer Flotte.

Zwei Jahre fast hatte unsere Marine, hatte das deutsche Volk auf das große Ereignis vergeblich gewartet, mancher hatte die Hoffnungen, die er an das Wirken unserer Streitmacht zur See in seinen Phantasien über den drohenden Weltkrieg gesetzt und genährt, wohl schon in das Reich der unerfüllbaren Wünsche verwiesen. Nun war plötzlich das Große geschehen, so plötzlich, daß es kaum glaublich schien.

Über das Tun und Treiben unserer Flotte hatte sich mit Kriegsbeginn der Schleier des Geheimnisses gesenkt. Wochen und Monate blieb es still und es war begreiflich, wenn man den Eindruck gewann, daß das Gros unserer Streitmacht zur See im allgemeinen zum Nichtstun verurteilt sei. Nur ganz vereinzelt, und ohne daß der Außenstehende in der Lage gewesen wäre, sich über die Zusammenhänge unter sich und mit den Ereignissen in der Welt ein klares Bild zu machen, kamen Meldungen über kurze Operationen und Gefechte, sei es, daß der bisher nicht wiederholte englische Vorstoß in die deutsche Bucht oder eine Aufklärungsfahrt unserer Kreuzer, wie die nach der Doggerbank im Januar 1915, einzelnen Verbänden Gelegenheit gaben, sich mit dem Feinde zu messen, sei es, daß unsere Geschütze an der Ostküste Englands vor Great Yarmouth, Scarborough, Hartlepool und Lowestoft donnerten, unsere Luftflotte die Insel heimsuchte oder unsere Torpedoboote auf Nachtstreifen feindliche Fahrzeuge trafen und versenkten. Allgemein verständlich, weil sich als fortgesetzte Handlung mit greifbaren Erfolgen darstellend, blieb lediglich die Tätigkeit unserer U-Boote. Ihnen wandten sich begreiflicherweise und verdientermaßen die Sympathien unseres Volkes zu. Was die große Flotte tat, blieb episodenhaft, dunkel.

Dieser Eindruck hat nur zu einem sehr geringen Teile tatsächliche Unterlagen. Es liegt in der Eigenart des Meeres als Operations- und Kampffeld, daß die Gegner nicht dauernd in Fühlung bleiben, daß es fortgesetzte Kampfhandlungen, wie sie dem Landkriege eigen sind, nicht gibt. Zu ganz falschen Vorstellungen aber muß es führen, wollte man lediglich aus den bekanntgewordenen Unternehmungen unserer Flotte Rückschlüsse auf Art und Wesen unserer Kriegführung zur See ziehen.

In Wirklichkeit sind natürlich die an das Licht der Öffentlichkeit gelangten Ereignisse nur einzelne Glieder einer langen Kette von Operationen, die in durchaus gewolltem, ursächlichem inneren Zusammenhange miteinander stehen. Ihr Grundgedanke und ihr letztes Ziel ist es dabei unmittelbar stets gewesen, die feindliche Streitmacht zu finden und zur Schlacht zu stellen. Daß dies in vielen Fällen überhaupt nicht, in anderen nur unvollkommen gelang, ist zum Teil Folge der Zurückhaltung unseres Gegners, zum Teil liegt es in der Eigenart der See, die, soweit sie offen ist, örtlich überhaupt nicht und strategisch nur soweit eine Einschränkung der Bewegungsfreiheit kennt, als ihr die Seeausdauer der Streitkräfte und Rücksichten auf die rückwärtigen Verbindungslinien eine Grenze setzen. Dazu kommt in unseren Gewässern das häufig unsichtige Wetter. Ein gegenseitiges Sichumgehen und ergebnisloses Suchen sind die natürliche Folge. Eine so geartete Tätigkeit mußte Offiziere und Besatzungen auf eine harte Probe ihrer Ausdauer und Geduld stellen. Daß ab und zu ein kühnes Unternehmen zum erstrebten Ziele führte, war ihnen ein schöner, wenn auch seltener Lohn.

In dieser Stimmung zwischen Zweifel und Hoffen verließ unsere Flotte auch in den letzten Maitagen dieses Jahres ihre Heimathäfen.

Auf der Fahrt, die sie dieses Mal nordwärts, in Richtung des Skagerraks führte, deutete nichts auf besondere kommende Ereignisse. Es war kein Anhaltspunkt dafür gegeben, der die Anwesenheit des Feindes, geschweige denn der ganzen englischen Flotte, vermuten ließ.

Plötzlich, am 31. Mai etwa 4 Uhr 30 Minuten nachmittags, ging von den auf dem linken Flügel aufklärenden Kleinen Kreuzern die Meldung ein, daß leichte feindliche Streitkräfte in Sicht seien. Wie ein Bann löste es sich von den Seelen. Es waren Minuten atemloser Spannung, als von allen Seiten des Horizonts Kleine Kreuzer, Torpedobootsflottillen und schließlich die ihnen zur Unterstützung beigegebenen fünf Panzerkreuzer der I. Aufklärungsgruppe, bestehend aus fünf Panzerkreuzern der „Derfflinger“- und „Moltke“-Klasse sowie „von der Tann“, weiße Schaumkämme vor dem in höchster Fahrt gehobenen Bug der Stelle zustürmten, an der der Feind gesichtet war. Bald blitzte wie Wetterleuchten am westlichen Horizonte das erste Mündungsfeuer der Geschütze unserer Kleinen Kreuzer auf. Der ferne Donner rollender Salven kündete das nahende Gewitter.

„Klar Schiff zum Gefecht!“ Wer diesen schmetternden Ruf je gehört, wird den begeisternden Zauber des Augenblickes nie vergessen. Er könnte Tote erwecken. In wenigen Minuten waren die letzten Vorbereitungen getroffen, und nach kurzer, fliegender Hast standen die Besatzungen angetreten, wie in Reih' und Glied. Es schien, als ob in dieser feierlichen Stille vor dem Sturm die Geister der großen Toten, deren Namen von den stählernen Flanken der Schiffe leuchteten, sich über den Wolken zu unseren Häuptern sammelten, um zu schauen, ob sich das späte Geschlecht auch ihrer wert zeige.

Der Punkt, auf den die Streitkräfte sammelten, liegt etwa 90 Seemeilen (160 Kilometer) westlich von Hanstholm, also von der Stelle, wo die westjütische Küste von ihrer allgemeinen nordsüdlichen Richtung nach Osten einspringt und weiter nördlich in flachem Bogen verlaufend die Jammerbucht bildet.

Die Schlacht ist dann in diesem Gebiete auf einem etwa 30 Seemeilen (etwa 50 Kilometer) breiten Raume geschlagen worden. Von der englischen Küste liegt dieses Seegebiet nur wenig weiter ab als von Helgoland. Es ist notwendig, dies festzustellen gegenüber englischen Versuchen, das Schlachtfeld in leicht erkennbarer Absicht an die deutsche Bucht heranzuschieben.

Die Schlacht trägt den ausgesprochenen Charakter einer Begegnungsschlacht. Luftaufklärung hatte nicht stattgefunden. Die deutsche Flottenleitung war auf die Meldungen der Kreuzer und

später auf eigene unmittelbare Wahrnehmungen angewiesen. Es darf angenommen werden, daß auch der englische Flottenführer die Anwesenheit deutscher Streitkräfte in seiner Nähe erst durch seine Kreuzer erfuhr.

Aus den Kampfhandlungen des 31. Mai heben sich deutlich vier Hauptgefechtsabschnitte heraus, die sich auf den Zeitraum von 4 Uhr 30 Minuten nachmittags bis 10 Uhr 30 Minuten abends verteilen.

Die äußeren Verhältnisse, Wetter, Sichtigkeit, Windrichtung und Beleuchtung, die auf See die Waffenverwendung in noch höherem Maße beeinflussen als auf dem Lande, wechselten, abgesehen von dem Fortschreiten der Tageszeit im Verlaufe der Schlacht, nicht unerheblich. Während der erste Gefechtsabschnitt, die Kreuzerschlacht, durch Sonnenschein und klares Wetter begünstigt war, breitete sich bei von Nordwest auf Südwest links drehendem, schwachem Winde ein allmählich sich verdichtender Dunstschleier über das ganze Seegebiet, der Ausblick und Übersicht, besonders während der letzten Phasen der Schlacht, nicht unwesentlich erschwerte. Die See blieb ruhig. Nur wurde durch die nach Hunderten zählenden und stundenlang mit höchster Fahrt und wechselnden Kursen laufenden Schiffe zeitweise eine flache Dünung erzeugt, die selbst die großen Schiffe in langsame Bewegungen versetzte.

Die Schilderung der Ereignisse war an dem Punkte stehengeblieben, wo unsere Kreuzer auf zunächst fünf, dann acht kleine feindliche Kreuzer der Calliopeklasse westwärts sammelten. Der Feind, der mehrere Flottillen modernster großer Zerstörer bei sich führte, wich unseren Kleinen Kreuzern der nachdrängenden II. Aufklärungsgruppe, zunächst in nordwestlicher Richtung aus. 5 Uhr 20 Minuten nachmittags sichten unsere Panzerkreuzer in West Rauchwolken. Bald darauf werden schwere Schiffe in zwei Kolonnen östliche Kurse steuernd erkannt.

Sie entwickeln sich in südöstlicher Richtung zur Linie und sind dann mit Sicherheit als das I. englische Schlachtkreuzergeschwader, unter dem Befehl des Vizeadmirals Beatty, bestehend aus 4 Schiffen der Lion- und 2 Schiffen der Indefatigableklasse, festzustellen. Unsere 5 Panzerkreuzer werden von Vizeadmiral Hipper mit höchster Fahrt an die feindliche Linie herangeführt und auf ungefähr gleich gerichteten Kurs gelegt. Die Gegner des 24. Januar 1915 stehen zu neuem Ringen einander gegenüber.

II. Die Tagschlacht.

5 Uhr 49 Minuten nachmittags wird von uns auf etwa 13000 Metern mit der schweren Artillerie im laufenden Gefecht das Feuer auf die feindliche Linie eröffnet, die sofort lebhaft antwortet. Die Luft erzittert unter den sich schnell folgenden Salven aus schwerstem Kaliber. Auf deutscher Seite sind 44 bis 30,5 und 28 Zentimeter-Geschütze, auf englischer 48 bis 34,3 und 30,5 Zentimeter-Geschütze in voller Tätigkeit. Nach etwa 15 Minuten des Feuerkampfes, also kurz nach 6 Uhr, erfolgt auf dem Schlußschiff der englischen Linie, dem Schlachtkreuzer „Indefatigable", durch einen schweren Artillerietreffer verursacht, eine gewaltige Explosion. Eine schwarze Qualmwolke, die wohl 100 Meter Höhe erreicht, schießt himmelwärts, hüllt das Schiff ein und als sie sich nach einer Viertelstunde verzieht, ist der Platz leer. Dieser Ausfall bringt eine fühlbare Entlastung. Auch bei uns treten natürlich Treffer ein. Die stählernen Körper erzittern unter der Wucht der Schläge. Unter Führung der I. Offiziere beginnt im Schiffsinnern der harte Kampf gegen Verwüstungen der schweren Geschosse und der nachdrängenden Elemente, Feuer und Wasser, die gegen Freund und Feind blind wütend, ihre vernichtenden Kräfte entfesseln. Mancher Brave sinkt mit zerschmetterten Gliedern in ewigen Schlaf. Für die Verwundeten gibt es keinen sicheren Platz. Der Arzt steht wie jeder Kämpfer im feindlichen Feuer. Alles arbeitet mit höchster Kräfteanspannung, der Offizier, der Mann am Geschütz, der schweißüberströmte Heizer vor den Feuern. Draußen schlagen schwere Salven, masthohe breite Wassersäulen auftürmend, oft so dicht neben dem Schiffe ein, daß die herabstürzenden Wassermassen auf das Deck niederdonnern. Schwirrend sausen dichte Splitterschwärme über Deck und durch die Aufbauten. Mächtige Stichflammen zischen lohend aus den Sprengwolken der Riesengeschosse, alles was sie treffen, zerschmelzend und verkohlend.

Etwa 6 Uhr 20 Minuten nachmittags schließt an das feindliche Schlachtkreuzergeschwader, bei dem sich unsere Feuerwirkung bereits bemerkbar macht, aus Nordwest als wertvolle Unterstützung eine Division von 5 Schiffen der neuesten mit 38 Zentimeter bewaffneten schnellen Linienschiffe der Queen-Elizabethklasse heran. Nachdem sie einige Salven aus ihren gewaltigen Geschützen gegen unsere Kleinen Kreuzer, die noch rückwärts der Panzerkreuzer stehen, auf etwa 24000 Meter entsandt haben, schwenkt das Feuer der nun hinzutretenden 40 bis 38 Zentimeter-Geschütze auf unsere Panzerkreuzer.

Um die jetzt beim Feinde eintretende erhebliche Überlegenheit nach Möglichkeit auszugleichen, brechen 6 Uhr 20 Minuten unsere Torpedobootsflottillen zum Torpedoangriff auf die feindliche Linie vor, aus der heraus sich ihnen etwa 15 bis 20 modernste große Zerstörer der N-Klasse entgegenwerfen. Die vorstürmenden Massen nähern einander bis auf 1000 Meter. Im Vorbeilaufen kommt es zum Artilleriekampf, in den von unserer Seite auch der Kleine Kreuzer Regensburg eingreift. Zwei unserer Boote werden infolge von Artillerietreffern bewegungsunfähig. Ihre Besatzungen können von anderen Booten unserer Flottillen mitten im feindlichen Feuer aufgenommen werden. Ein feindlicher Zerstörer sinkt infolge von Artillerietreffern. Ein anderer wird durch Torpedoschuß unserer Boote vernichtet. Zwei weitere Zerstörer, Nestor und Nomad, bleiben mit schweren Beschädigungen auf dem Kampfplatze zurück und werden später durch Schiffe und Torpedoboote unseres Gros nach Rettung aller Überlebenden vernichtet. Nach der Entwicklung dieses Teilkampfes ereignet sich auf dem dritten feindlichen Schlachtkreuzer*) von der Spitze, der Queen Mary, eine furchtbare Explosion. Über der dunklen, von roten Flammen durchzuckten Wolke sieht man die Masten des Schiffes nach innen zusammensinken. Noch ehe der Qualm verweht, hat sich das Meer über dem zerschmetterten Riesenleib geschlossen. Leichen, Wrackteile und wenige sich an ihnen festklammernde Überlebende, die in einer späteren Phase des Kampfes von unseren Torpedobooten aufgenommen werden, bezeichnen die Stätte.

Um diese Zeit wird unser Linienschiffsgros, bestehend aus drei Geschwadern, in südlicher Richtung nördlichen Kurs steuernd gesichtet. Die feindlichen schnellen Verbände drehen darauf nach Norden ab. Unsere Panzerkreuzer setzen sich, auf nördlichen Kurs einschwenkend, vor die Spitze des Gros.

Damit ist nach etwa einstündigem Kampfe der erste Gefechtsabschnitt, die Kreuzerschlacht, abgeschlossen. Er endet trotz zeitweiliger erdrückender Überlegenheit des Gegners — 6 Schlachtkreuzer und 5 schnelle Linienschiffe gegen 5 Panzerkreuzer — mit der Vernichtung von 2 englischen Schlachtkreuzern und von 4 der modernsten Zerstörer gegenüber dem Verluste von 2 unserer Torpedoboote, deren Besatzungen von uns gerettet werden, erheblich zu unseren Gunsten.

Unterdessen ist es etwa 7 Uhr nachmittags geworden. Der Flottenchef übernimmt von da ab unmittelbar auch die taktische Führung. Es beginnt der zweite Gefechtsabschnitt.

Der Gegner, der von Norden gerechnet, in der Reihenfolge: Kleine Kreuzer mit Zerstörern, Schlachtkreuzergeschwader, Queen Elizabethdivision, mit hoher Fahrt vor der ihm scharf nachdrängenden deutschen Flotte nordwärts steuert, versucht im weiteren Verlaufe des Gefechts, sich in flachem Bogen vor unsere Spitze zu ziehen. Unsere Panzerkreuzer bleiben dabei in einem an Heftigkeit zunehmenden Feuerkampfe, besonders mit der Queen Elizabethdivision, mit der auch die an der Spitze marschierenden Linienschiffsdivisionen unseres Gros, kurz vor 7 Uhr beginnend, ein bisweilen abreißendes Feuergefecht auf große Entfernungen führen. Die erste Aufklärungsgruppe und die etwas vorgeschobenen Kleinen Kreuzer mit den Flottillen stoßen etwa in die Mitte des Bogens in der allgemeinen Richtung auf das abziehende Schlachtkreuzergeschwader vor, das sich allmählich in der Ferne verliert und, soweit beobachtet, sich, wohl infolge bereits erlittener erheblicher Beschädigungen, später nicht mehr am Kampfe beteiligt hat.

Bereits in dieser Phase der Schlacht macht sich die zunehmende Unsichtigkeit, besonders nach Norden und Nordosten hin unangenehm fühlbar. Der Bewegung des Feindes folgend drehen unsere Linienschiffsverbände von nordnordwestlichen Kursen allmählich auf Nord und Nordnordost.

Während die eben geschilderte Gefechtslage noch als im inneren Zusammenhange mit dem ersten Gefechtsabschnitt stehend gewissermaßen als dessen Folge anzusehen ist, leiten die sich nun etwa 7 Uhr 50 Minuten entwickelnden Gefechtshandlungen bereits zum dritten Gefechtsabschnitte, dem „Kampf mit der vollzählig versammelten englischen Hauptstreitmacht" über.

III.

Diese Übergangsphase des zweiten Abschnitts zum dritten ist infolge vielfacher ineinandergreifender Einzelhandlungen und überraschender Wendungen in ihrem Aufbau episodenhaft und einigermaßen verwickelt.

Etwa 7 Uhr 45 Minuten nachmittags lösen sich die bis dahin in der Nähe des englischen Schlachtkreuzergeschwaders stehenden kleinen englischen Kreuzer und Zerstörer von diesen los und wenden sich in schnellem Angriff gegen unsere Panzerkreuzer, die den auf sie abgefeuerten Torpedos durch Abwenden ausweichen. Während sich unsere Kleinen Kreuzer mit den bei ihnen stehenden Flottillen diesem Angriff entgegenwerfen, erhalten sie überraschend Feuer aus schwerem Geschütz aus nordöstlicher Richtung. Aus der den nördlichen und nordöstlichen Horizont überlagernden schmutzigen Dunstschicht treten schattenhaft einzelne Schiffsrümpfe feindlicher Schlachtschiffe hervor. Da der Angriff der feindlichen leichten Streitkräfte pariert ist und das schwere Feuer schnell an Heftigkeit zunimmt, drehen unsere Kleinen Kreuzer den Panzerkreuzern nach. Sie erhalten dabei schwere Treffer. Wiesbaden wird durch einen Schuß in die Maschine manövrierunfähig und muß stoppen. Teile unserer Flottillen gehen, die Gefahr der sich plötzlich ent-

*) Zwischen unserem Panzerkreuzer und dem englischen Schlachtkreuzer, battle-cruiser, besteht kein Unterschied. Die Bezeichnungen sind lediglich dem Sprachgebrauch entsprechend verschieden gewählt.

hüllenden Lage erkennend, unverzüglich zum Torpedoangriff gegen die neu auftretenden Linienschiffe vor. Im Anlaufe näher kommend, erkennen sie eine lange Linie von mindestens 25 Schlachtschiffen, die zunächst auf nordwestlichem bis westlichem Kurse Vereinigung mit ihren Schlachtkreuzern und mit der Queen Elizabethdivision suchen, dann aber kehrtmachen und einen östlichen bis südöstlichen Kurs aufnehmen. Der Angriff wird unter schwerem Feuer an die feindliche Linie herangetragen. Der alle diese Bewegungen verursachende, bereits erwähnte, unter vollem Einsatz ausgeführte Vorstoß der leichten feindlichen Streitkräfte gegen unsere Panzerkreuzer ist von englischer Seite anscheinend unter dem Eindruck unternommen worden, daß sich unsere Streitkräfte in die Lücke zwischen ihrem Gros und die zurzeit noch westlich unserer Panzerkreuzer stehende Queen Elizabethdivision hineinschieben und diese vom Gros abdrängen könnten. Die feindlichen Schlachtkreuzer waren wohl nicht mehr in der Lage, diese Lücke zu schließen. Von der Queen Elizabethdivision ist unterdessen ein Schiff ausgefallen, das sich etwa 7 Uhr 20 Minuten mit geringer Fahrt und stark überliegend aus der Linie entfernt. Um die seit 8 Uhr in schwerem Feuer stilliegende Wiesbaden entspinnt sich sofort ein heißes Ringen. Ein Versuch der Schwesterkreuzer und Torpedoboote, sie aus ihrer hilflosen Lage zu befreien, muß aufgegeben werden, da er angesichts des schweren Feuers aussichtslos ist und nur zu neuen Verlusten hätte führen müssen. Der Gegner macht verzweifelte Anstrengung, ihr den Todesstoß zu versetzen, indem er ein Geschwader älterer Panzerkreuzer vorschickt, deren Angriff, wie später gezeigt werden wird, völlig zusammenbricht. Schließlich sucht auch der Flottenchef die Brave durch die Bewegungen des Gros zu decken, muß aber in höherem Interesse mit Rücksicht auf die allgemeine Lage von ihr ablassen. Das tapfere Schiff treibt, zwar unrettbar, aber unbesiegt auf dem Schlachtfelde weiter und sinkt dann mit wehender Flagge.

Die hier geschilderten Kampfhandlungen reichen zum Teil schon in den nächsten Abschnitt der Schlacht hinein, dessen Beginn man etwa auf 8 Uhr nachmittags festsetzen kann.

Es war bereits gesagt, daß eine unserer Flottillen bei ihrem Angriff gegen die im Nordosten gesichteten feindlichen Linienschiffe die Phalanx der englischen Hauptmacht entdeckt. Danach kann bei unserer Flottenleitung kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß wir der vollzählig versammelten englischen Flottenmacht gegenüberstehen. Die weltgeschichtliche Entscheidung, ob Deutschlands junge Flotte den Kampf mit der fast doppelt überlegenen Seemacht Englands aufnehmen soll, ist auf des Messers Schneide gestellt. Die Zeit türmt sich. Minuten erweitern sich zu ewiger Bedeutung. Ein Völkerschicksal ist in die Hand des Führers gelegt. Der Augenblick fordert den Entschluß. Der ihn faßte, kannte Waffen und Streiter. Er lautete: Angriff! Da die feindlichen Linienschiffsgeschwader den nach dem Angriff ablaufenden Booten in der sie umlagernden Dunstwolke wieder aus Sicht kommen, hält unser Linienschiffsgros zunächst auf diese Dunstwolke und die mitten in schweren Einschlägen liegende Wiesbaden zu. Unser Torpedoboots-Angriff auf die im NO. gesichteten Linienschiffe trifft auch auf feindliche Zerstörer, die unter Führung eines Kleinen Kreuzers nach Westen durchzubrechen versuchen. In dem sich entspinnenden Artilleriegefecht werden zwei Zerstörer, darunter einer mit der Bezeichnung 04*), zum Sinken gebracht. Der Kleine Kreuzer und zwei weitere Zerstörer werden schwer beschädigt. Unsere Panzerkreuzer haben sich vor die Spitze unseres Gros gesetzt. Im weiteren Vorlaufen stoßen sie auf die aus der Qualmwand erneut auftauchende feindliche Linie, mit der sie, nach Süden abbiegend, sofort in ein ungleiches, sehr heftiges Artillerieduell verwickelt werden. Ein in dieser Zeitspanne wohl vom englischen Gros aus in der Richtung der treibenden Wiesbaden angesetzter schneidig durchgeführter Angriff Kleiner Kreuzer und Zerstörer, der durch ein vom feindlichen Gros her in Richtung der treibenden Wiesbaden vorbrechendes Geschwader von fünf Panzerkreuzern der Minotaur-, Achilles- und Duke of Edinburghklasse gestützt wird, trifft, wohl infolge des Dunstes, überraschend auf unsere Panzerkreuzer und auf das Gros. Von den Kleinen Kreuzern wird durch Schiffe des Spitzengeschwaders einer versenkt, ein anderer schwer beschädigt. Der Rest entkommt. Der Stoß der feindlichen Panzerkreuzer bricht unter schweren Verlusten zusammen. Defence und Black Prince werden nach heftigen durch Treffer hervorgerufenen Explosionen bewegungsunfähig und sinken. Der Panzerkreuzer Warrior erreicht als Wrack noch die eigene Linie und muß später aufgegeben werden.

Die Handlungen des dritten Abschnittes entwickeln sich zu ihrer ersten Hauptphase. Der schwere Artilleriekampf der Spitze gegen die gewaltige Front des feindlichen Gros pflanzt sich von unseren Panzerkreuzern durch das vorderste Geschwader von Schiff zu Schiff weiter fort, während das folgende Geschwader die nördlich stehende Queen Elizabethdivision unter Feuer nimmt. Auf englischer Seite sind über 50 38 Zentimeter-Geschütze und je etwa 120 34,3 und 30,5 Zentimeter-Geschütze in voller Tätigkeit. An beiden Enden der englischen Hauptlinie, die sich aus drei Geschwadern zu je etwa 8 Schiffen, also ungefähr 24 Großkampfschiffen zusammensetzt, stehen schnelle Divisionen, auf dem nördlichen Flügel 3 Schlachtkreuzer des Invincible-Typs, auf dem südlichen 3 der eben fertiggestellten Royal Sovereignklasse.

Unsere Panzerkreuzer und der vordere Teil unserer Linie verschwinden zeitweise in Wassersäulen und Sprengwolken. Aber auch beim Feinde wird gute Wirkung beobachtet. Auf unseren Schiffen kommen alle Waffen zum Tragen. Besonders zwischen 8 Uhr 20 Minuten und 8 Uhr 30 Minuten werden viele Treffer, zum Teil von mächtigen Stichflammenerscheinungen und Explosionen begleitet, deutlich gesehen. Von mehreren Stellen wird einwandfrei beobachtet, daß 8 Uhr 30 Minuten ein Schiff der Queen Elizabethklasse unter ganz ähnlichen Symptomen in die Luft fliegt wie vorher Queen Mary. Ferner sinkt in dieser Phase der Schlachtkreuzer Invincible schwer getroffen in die Tiefe. Ein Schiff der Iron Dukeklasse hat schon vorher einen Torpedotreffer erhalten, eins der Queen Elizabethklasse ist anscheinend in die Rudereinrichtung getroffen, es fährt einen Kreis und seine Artillerie schweigt. Auf unserer Seite vermag von 8 Uhr 45 Minuten an der Panzerkreuzer Lützow seinen Platz in der Linie nicht mehr zu behaupten. Nach wenigstens 15 schweren Treffern muß er Fahrt vermindern, bleibt aber bewegungs- und schwimmfähig und zieht sich aus dem Gefecht. Der Befehlshaber der Aufklärungsstreitkräfte Vizeadmiral Hipper schifft sich in schwerem Feuer an Bord eines Torpedoboots auf einen anderen Panzerkreuzer um. Etwa um diese Zeit werden Teile unserer Flottillen auf das feindliche Gros zum Angriff gebracht und kommen gut zu Schuß. Detonationen werden gehört. Eine Flotte verliert eines ihrer Boote durch schweren Treffer. Ein feindlicher Zerstörer wird, durch einen Torpedo getroffen, sinkend gesehen.

Nach diesem heftigen Stoße mitten in den überlegenen Feind hinein verlieren die Gegner einander in Rauch und Pulverqualm aus Sicht. Als das Artilleriegefecht dabei kurze Zeit vollkommen verstummt, setzt der Flottenchef alle zur Verfügung stehenden Kräfte zu einem neuen Stoße an.

Den Panzerkreuzern, die mit Flottillen-Geleit-Kreuzern und Torpedobooten wieder an der Spitze stehen, schlägt bald nach 9 Uhr aus dem Dunstschleier erneut heftiges Feuer entgegen, das sich kurz darauf auch wieder auf die vorderste Division des Spitzengeschwaders legt. Die Panzerkreuzer, die während der Umschiffung des Admirals Hipper vorübergehend vom Kommandanten des Derfflinger geführt werden, werfen sich jetzt mit rücksichtslosem Einsatz, höchste Fahrt laufend, zum Heranbringen der Torpedoboote auf die feindliche Linie. Ein dichter Geschoßhagel überschüttet sie auf ihrem ganzen Wege vorwärts.

Der Sturm wird bis auf 6000 Meter herangetragen. Mehrere Flottillen brechen zum Torpedoangriff vor und verschwinden bald in dichtem Qualm. Sie kommen zu Schuß und kehren, trotz schwerster Gegenwirkung, mit dem Verluste nur eines Bootes zu ihrem Geleitkreuzer zurück.

Nach diesem zweiten wuchtigen Stoße reißt in der von Geschützqualm und Rauchqualm erfüllten Luft der erbitterte Feuerkampf abermals ab.

Der ersten Angriffswelle unserer Torpedoboote folgt wenig später eine zweite. Sie durchbricht die Qualmwolke und findet das feindliche Gros nicht mehr vor. Nur in nordöstlicher Richtung werden noch eine große Zahl Kleiner Kreuzer und Zerstörer bemerkt. Auch als der Flottenchef die Kampflinie etwa in gleicher Ordnung auf südlichem und südwestlichem Kurse, auf dem der Feind zuletzt gesehen worden ist, entwickelt und heranführt, wird der Gegner nicht mehr angetroffen. Wohin er vor dem vorbereiteten dritten Stoße ausgewichen ist, kann nicht festgestellt werden.

Mit dem Verstummen der Geschütze um 9 Uhr 30 Minuten abends kann man die Tagschlacht als beendet ansehen. Das materielle Ergebnis des dritten Abschnitts ist auf seiten des Gegners der Verlust eines seiner neuesten Linienschiffe der Queen Elizabethklasse, eines Schlachtkreuzers vom Invincible-Typ, dreier Panzerkreuzer — Defence, Black Prince und Warrior — eines Kleinen Kreuzers und von wenigstens zwei Zerstörern. Andere Schiffe, darunter eins der Queen Elizabethklasse und das Schlachtschiff Marlborough, zwei Kleine Kreuzer und mehrere Zerstörer haben erhebliche Beschädigungen erlitten. Auf unserer Seite werden 2 Torpedoboote versenkt. Wiesbaden bleibt auf dem Kampfplatz liegen und sinkt später. Der Panzerkreuzer Lützow wird gefechtsunfähig. Schon nach dem lediglich materiellen Maßstabe gemessen, schließt dieser Hauptgefechtsabschnitt der Tagschlacht mit einem vollen Erfolge unserer Waffen.

Nur noch einmal, um 10 Uhr 30 Minuten abends, lebt in der späteren Dämmerung der Kampf für kurze Zeit wieder auf. Unsere Panzerkreuzer sichten in südlicher Richtung 4 feindliche Großkampfschiffe, auf die sie sofort das Feuer eröffnen. Als zwei unserer Linienschiffsgeschwader in das Artilleriegefecht eingreifen, dreht der Feind ab und verschwindet im Dunkel. Unsere älteren Kleinen Kreuzer der IV. Aufklärungsgruppe geraten mit älteren feindlichen Panzerkreuzern in ein kurzes Feuergefecht, das im Dunkel abreißt.

IV. Der Nachtmarsch.

Den Verlauf der nun folgenden Nachtkämpfe eingehend zu schildern, ist wegen der Fülle der Einzelheiten im Rahmen dieser

---

*) Die Bezeichnungen sind unter den Gefechtsverhältnissen nicht immer durchaus sicher erkannt.

gedrängten Darstellung unmöglich. Das Bestreben unserer Flottenführung ging vor allem dahin, den abziehenden Feind durch Nachtangriffe unserer leichten Streitkräfte zu schädigen. Gleiche Versuche mußten vom Gegner erwartet werden. Die Verhältnisse der Nacht waren nach Örtlichkeit und Wetterlage für uns denkbar ungünstig. Unsere allgemeine Marschrichtung nach beendeter Schlacht war für den Feind gegeben. Überdies ist das Seegebiet südlich des Schlachtfeldes in seiner ganzen Ausdehnung nach Osten durch die jütische Küste beschränkt. Dem Gegner bieten sich verschiedene Rückmarschrichtungen. Nördlich des Schlachtfeldes öffnet sich die See über Nord nach Osten und läßt nach allen Seiten freien Raum bis zur norwegischen Küste. Die feindlichen leichten Streitkräfte, die erheblich in der Überzahl sind, können uns aber gewissermaßen in fester Stellung erwarten, während die unseren den Gegner suchen müssen. Dazu ist die nordische Nacht kurz, das Wetter neblig und unsichtig.

Kurz nach 12 Uhr haben Hamburg und Elbing ein Gefecht mit einem Kleinen Kreuzer der Arethuseklasse, der schwer beschädigt wird. Etwa 12 Uhr 30 stoßen unsere älteren Kleinen Kreuzer der IV. Aufklärungsgruppe auf überlegene feindliche Streitkräfte, die von ihnen unter sehr wirksames Feuer genommen werden. Auf unserer Seite erhält der Kleine Kreuzer „Frauenlob" eine Beschädigung, die ihn in der Gefechtsfähigkeit herabsetzt. Er kommt aus Sicht und wird von da ab vermißt. Zwischen 1 und 3 Uhr vormittags folgen zahlreiche Zerstörerangriffe gegen das 1. Geschwader. Immer von neuem flammt der Horizont von Schüssen und suchenden Scheinwerfern. Das Zerstörerführerschiff G 60 — die Bezeichnungen sind in der Nacht nur undeutlich zu erkennen und daher nicht durchaus sicher —, die Zerstörer G 3 (oder 93), 78, G 06 und 27 werden durch Feuer, zum Teil im Zeitraum von Sekunden vernichtet. Ein Zerstörer, dessen Bezeichnung nicht zu erkennen war, wird von einem Linienschiff durch Rammstoß in zwei Teile geschnitten. Ferner werden 7 Zerstörer, darunter G 30, getroffen und schwer beschädigt. Mitten in diesen Gefechten taucht plötzlich ein Panzerkreuzer der Cressyklasse dicht neben unseren Linienschiffen, darunter das Flottenflaggschiff, auf, die ihn mit Feuer überschütten. Nach 40 Sekunden brennt das ganze Schiff und ist nach 4 Minuten gesunken. Zahllose Torpedolaufbahnen werden während dieser Angriffe von unseren Schiffen gesichtet, aber nur unser Kleiner Kreuzer „Rostock" erhält einen Torpedotreffer. „Elbing" wird bei einem unvermeidlichen Manöver beschädigt. Beide Schiffe müssen später verlassen werden. Die Besatzungen werden bis zum letzten Mann von unseren Torpedobooten an Bord genommen. In den Morgenstunden fällt unser älteres Linienschiff „Pommern" einem Torpedoschuß zum Opfer. Von den beschädigten feindlichen Zerstörern bleiben aus den Gefechten mehrere, wie lohende Fackeln brennend, liegen. Unter ihnen werden die neuesten Zerstörerführerschiffe „Tipperary" und „Turbulent" festgestellt. Die Überlebenden der Besatzungen werden von uns gerettet, die Schiffe in sinkendem Zustande zurückgelassen. Auch unsere Torpedoboote finden Gelegenheit, sich während der Nacht mit den englischen Zerstörern zu messen. Nur ein Boot geht verloren; es ist auf eine vom Feinde gelegte Mine gelaufen. Unsere tapfere „Lützow", die den Nachtmarsch noch mit mittlerer Geschwindigkeit angetreten hat, hält sich noch lange manövrierfähig.

Als das Frührot des historischen 1. Juni am östlichen Himmel aufdämmerte, erwartete jeder, daß die erwachende Sonne die zu neuer Schlacht aufmarschierte englische Linie beleuchten werde. Diese Erwartung wurde getäuscht. Der Horizont ringsum war leer, so weit das Auge reichte. Erst am Vormittage wurde durch eines unserer mittlerweile aufgestiegenen Luftschiffe ein aus 12 Schiffen bestehendes Linienschiffsgeschwader, das aus der südlichen Nordsee kommend mit hoher Fahrt nordwärts steuerte, gemeldet. Zum größten Bedauern aller Beteiligten war es für unsere Flotte zu spät, um es noch einzuholen und anzugreifen.

Die bis zum Morgen gespannt auf die Gegenwart und die kommenden Stunden gerichteten Gedanken konnten sich nun in Ruhe rückwärts wenden. Zum ersten Male klärte sich im bewußten Nachdenken die sich bunt drängende Fülle der Erlebnisse und Bilder. Was war geschehen? Nach der für uns mit einem schönen Erfolge endenden Panzerkreuzerschlacht gegen einen zeitweise erheblich überlegenen Feind erscheint im rechten Augenblick das Gros unserer Linienschiffe. Die englischen schnellen Verbände gehen nordwärts zurück. Unsere Flotte folgte ihnen, die Panzerkreuzer unter zunehmend heftigem Feuerkampf. In der dunsterfüllten Luft stößt unsere aus leichten Streitkräften bestehende Spitze auf das feindliche weit überlegene Linienschiffsgros. Der Flottenchef entschließt sich, die vollzählig versammelte und etwa um das Doppelte überlegene englische Hauptstreitmacht anzugreifen. In zwei aufeinander folgenden wuchtigen Stößen mitten in die gegnerische Linie hinein erleidet der Feind empfindliche Verluste, während von unserer Seite nur ein Kleiner Kreuzer und vier Torpedoboote auf dem Kampfplatz bleiben. Als unsere Streitkräfte zum dritten Male dem Gegner sich in Schlachtordnung stellen, ist er verschwunden. Nach kurzem letzten Aufflackern der Tagschlacht folgen in spukhaften Bildern Nachtgefecht auf Nachtgefecht, bis der Tag graut. Am Morgen fehlen zwar die brave Pommern, ferner Rostock und Frauenlob, aber der Feind hat im Angriff schwere Verluste erlitten. Als die Sonne erwacht und das Auge nach den Anstrengungen des Kampfes Zeit findet, unsere Linien zu überschauen, trägt zwar manches Schiff ein Ehrenmal an Stirn und Leib, mancher brave Kämpfer fehlt in den Reihen der Kameraden, aber die Lebenden kehren siegreich heim, und eine stille, ernste Freude senkt sich über aller Herzen.

Von englischer Seite ist in dem sichtlichen Bestreben, in der ersten Verlegenheit dem zwar nicht verwöhnten Publikum einen Stecken des Trostes zu reichen, die abgegriffene Behauptung wiederholt worden, die englische Flotte habe „das Schlachtfeld behauptet". Auf das laienhaft Unsinnige dieser Phrase ist schon von anderer Seite hingewiesen worden. Die See kennt keinen Besitz und keinen Gebietserwerb im Sinne des Landkrieges. Man kann nicht 50 Quadratkilometer Nordsee erobern. In der Seeschlacht entscheidet lediglich der Kampferfolg. Nehmen wir aber, um dem englischen Standpunkt ganz gerecht zu werden, einmal den Gedanken auf. Das Kriterium, das die englischen Offiziösen für den Begriff der „Behauptung des Schlachtfeldes" am 24. Januar 1915 nach dem Gefecht auf der Doggerbank der Welt an die Hand gegeben, war die Tatsache, daß die Gefangenen sich in englischen Händen befanden. Am 31. Mai sind die Überlebenden fast aller versenkten englischen Schiffe und Fahrzeuge von uns aufgenommen worden. Man wird also nicht umhin können, dieses Mal einen anderen Beweis für die „siegreiche Behauptung des Schlachtfeldes" ausfindig zu machen.

Der Nebel, der nach englischen offiziellen Telegrammen „die Vernichtung der deutschen Flotte verhindert hat", hat die deutsche Flottenführung zwar auch gestört, aber sie nicht davon abzuhalten vermocht, sich der englischen Flotte zum Kampfe zu stellen und sie anzugreifen.

Ferner wird behauptet, daß nicht die ganze englische Flottenmacht zur Stelle war. Es wäre gewiß kein Fehler der deutschen Strategie, wenn es ihr am 31. Mai gelungen wäre, mit voll versammelter Flotte einen unterlegenen Teil der englischen Streitmacht zu fassen. Es muß aber nochmals ausdrücklich festgestellt werden, daß der deutschen Flotte die restlos versammelte Hauptstreitmacht der englischen Flotte gegenübergestanden hat.

An englischen Kräften sind festgestellt:

Großkampfschiffe	wenigstens	28
Schlachtkreuzer	„	9
Ältere Panzerkreuzer	„	6
Kleine Kreuzer	„	20
Zerstörerführerschiffe und Zerstörer	weit über	100

An schweren Geschützen waren zur Stelle:

38 Zentimeter-Geschütze	über	60
34,3 Zentimeter-Geschütze	„	160
30,5 Zentimeter-Geschütze	„	130

Die Verluste durch feindliche Gegenwirkung betragen (auf englischer Seite nach vorsichtiger Schätzung):

	England	Deutschland
Großkampflinienschiffe	1	—
Großkampfpanzerkreuzer	3	1*)
Ältere Linienschiffe	—	1
Ältere Panzerkreuzer	4	—
Kleine Kreuzer und Zerstörerführerschiffe	3	3*)
Zerstörer (Torpedoboote)	12	5

Zum Überfluß sei nochmals betont, daß die deutsche Flotte außer den hier angegebenen kein Schiff und kein Fahrzeug eingebüßt hat, weder auf dem Schlachtfelde noch auf dem Rückmarsch.

Das Kräfteverhältnis war also ungefähr: 2 : 1.

Das Verhältnis der Verluste:

Großkampfschiffe	4 : 1
Kleinere Fahrzeuge	2 : 1

Um den in der englischen Vorstellung festgefügten Glauben an die Unbesiegbarkeit der englischen Flotte aufrechtzuerhalten, ist von englischer Seite verbreitet worden, Luftschiffe und U-Boote hätten eine Hauptrolle im Kampfe gespielt. Demgegenüber muß mit aller Entschiedenheit festgestellt werden, daß die Schlacht am 31. Mai, wie so manche Seeschlacht früherer Zeiten, die alte Wahrheit bestätigt hat, daß nur das große, kampfkräftige Schiff, das Schiff, das in sich höchste Angriffs- und Verteidigungskraft vereinigt, die Meere beherrscht.

An unseren Erfolgen haben gewiß alle Waffen ihren Anteil. Den Ausschlag hat aber unmittelbar und mittelbar die weittragende schwere Artillerie des Großkampfschiffes und unter seinem Schutze die Torpedowaffe gegeben. Wenn das schwächere Fahrzeug seine Waffen erfolgreich zur Geltung bringen konnte, so war dies nur möglich unter dem Schutze des Panzerkreuzers und des Linienschiffes, die ihm den Weg an den Feind heran erkämpfen und es wieder aufnehmen mußten. Das leichte Fahrzeug behält seine Bedeutung als sehr wertvolle und notwendige Ergänzung des Kampfschiffes. Damit ist sein Wirkungsbereich bestimmt, aber auch begrenzt.

Der schöne Waffenerfolg auf dem Schlachtfelde vor dem Skagerrak ist im einzelnen die Frucht jahrzehntelanger, angestrengter Friedensarbeit unter der Fürsorge unseres Kaisers und unter der Anleitung unserer Führer, unseres Offizierkorps und unseres ge-

*) Davon „Lützow" und „Rostock" erst nach der Schlacht; außerdem „Elbing" durch Unglücksfall.

samten Berufspersonals, ein Erfolg der Einzelausbildung unserer Schiffe und Boote. Er konnte nur erkämpft werden mit so vorzüglichem Material, wie es der geniale Erbauer unserer Flotte geschaffen hat. —

Der vorliegende Versuch der Darstellung des Verlaufs der Schlacht kann natürlich auch in großen Zügen kein abgeschlossenes Bild geben. Dazu fehlt heute noch der notwendige Abstand von den Dingen. Von englischer Seite wird man nichts unversucht lassen, die sich streng an Tatsachen und nur an einwandfreie Beobachtungen haltende Schilderung als böswillige Verdrehung zu kennzeichnen. Da aber allgemein bekannt ist, daß dies nur geschieht, um den Eindruck des englischen Mißerfolges vor der Welt zu verwischen, kann man über sie zur Tagesordnung übergehen.

Daß die Schlacht vor dem Skagerrak keine ausgesprochene Entscheidungsschlacht war, ist jedem Deutschen klar. Daß sie nicht völlig durchgeschlagen worden ist, liegt nicht an uns, sondern am Gegner, der, obwohl uns ja in jeder Hinsicht weit überlegen, keinen Versuch dazu gemacht hat. Daß diese Schlacht uns aber gegen erdrückende Übermacht einen sehr wesentlichen Erfolg gebracht hat, steht ebenso für alle Zeiten fest.

Wer das Glück gehabt hat, an diesem Kampfe teilzunehmen, wird freudig dankbaren Herzens bekennen, daß in reichem Maße der Schutz des Höchsten über uns gewaltet.

⌘ ⌘ ⌘

Berichte aus dem Großen Hauptquartier.

⌘

Kaiser Wilhelm bei der Armeeabteilung Woyrsch*).

(23. Juli 1915.)

Am 17. Juli hatte das zu diesem Zwecke aus Division Bredow verstärkte Landwehrkorps die stark ausgebaute und von einer Elitetruppe Rußlands, dem Moskauer Grenadierkorps, verteidigte Stellung nordöstlich Sienno**) gestürmt.

Der erste Durchbruch durch das feindliche Drahthindernis verdankt sein Gelingen dem heldenmütigen Entschluß der Leutnants Wilcke und Gerbing vom Landwehr-Infanterieregiment Nr. 7 und des Leutnants Zoll vom Landwehr-Infanterieregiment Nr. 6, die, gefolgt von einigen ihrer Landwehrleute, sich im feindlichen Feuer eine schmale Gasse durch das Hindernis schnitten und den nachfolgenden Sturmtruppen den Weg bahnten.

Der 18. Juni brachte die kräftige Verfolgung des Gegners an den Ilzankaabschnitt, dessen Nordrand wieder als starke Stellung mit Hindernissen ausgebaut war. Sie wurde in der Nacht zum 19. bei Ciepielow und Kazanow durchbrochen. Unter sehr schweren Verlusten flüchtete das Grenadierkorps in den Schutz der östlich Zwolen in mehrmonatiger Ingenieurarbeit vorbereiteten Außenstellung der Festung Iwangorod, die seit längerer Zeit von allen russischen Gefangenen als uneinnehmbar bezeichnet war.

Der beispiellosen Angriffsfreudigkeit der von der Artillerie gut unterstützten schlesischen Landwehr gelang es in der Nacht vom 20. zum 21. Juli, auch diese Stellung einzudrücken und den Gegner in die engere Festungsstellung zurückzuwerfen.

Über 7000 Gefangene, viele Maschinengewehre waren die Beute der tapferen Landwehr.

Stolz konnte der Führer der Angriffstruppen, der General der Kavallerie Freiherr von König, ihnen zurufen: „Unverwelklichen Lorbeer habt ihr euch erworben, das Vaterland, insbesondere die schlesische Heimat, wird dankbar eurer Siege gedenken, nun weiter, bis der Feind völlig am Boden liegt."

Die größte und schönste Anerkennung aber ward der Truppe dadurch, daß es sich unser Oberster Kriegsherr nicht nehmen ließ, ihr persönlich Seinen Kaiserlichen Dank für die vollbrachten Taten zu sagen.

Am Morgen des 23. traf Seine Majestät auf dem Gefechtsfelde ein, wo Abordnungen unmittelbar vor einem erstürmten russischen Berg, auf dem die deutsche Flagge stolz im Winde wehte, Aufstellung genommen hatten. Huldvollst begrüßte Seine Majestät die sich dort meldenden Führer, den General der Kavallerie Freiherrn von König und den Generalleutnant Grafen Bredow, und überreichte beiden Preußens höchsten Kriegsorden, den Orden Pour le Mérite, nachdem dem verdienten Armeeführer, Generaloberst von Woyrsch, bereits vorher das Eichenlaub zu diesem Orden, und seinem Chef, Oberstleutnant Heye, das Ritterkreuz des Hohenzollernschen Hausordens verliehen worden war.

Nach Abschreiten der Front der Abordnungen, wobei Seine Majestät jeden Offizier und Mann durch eine Ansprache auszeichnete und vielen das Eiserne Kreuz selbst übergab, wurde die russische Stellung einer eingehenden Besichtigung unterzogen. Höchstes Interesse erweckte die Sorgfalt, mit der die Stellung ausgebaut war. Anschließend hieran sprach Seine Majestät den Abordnungen Seinen Kaiserlichen Dank aus und trug ihnen auf, denselben auch den Kameraden zu übermitteln, die vorn in den Schützengräben treue Wacht vor den letzten Stellungen der Festung hielten. Weiter östlich, im Bereiche der Festungsgeschütze von Iwangorod, standen die Reserven und die Abordnungen der Truppen des rechten Flügels unter präsentiertem Gewehr bereit, ihren Obersten Kriegsherrn zu begrüßen.

Nach Abschreiten der Fronten unter den Klängen der Nationalhymne und nach Auszeichnung vieler Offiziere und Mannschaften sprach auch hier der Allerhöchste Kriegsherr den braven Landwehrleuten Seinen und des Vaterlandes Dank aus.

Wie im Jahre 1813 habe auch jetzt die Landwehr sich vortrefflich geschlagen, und mit besonderem Stolz blicke das Vaterland, insbesondere die heimatliche Provinz Schlesien, auf sie. Noch gelte es aber, weiter zu kämpfen für des Vaterlandes Freiheit, um mit Gottes Hilfe hoffentlich den letzten Gegner bald niederzuringen.

Nach einem strammen Vorbeimarsch der braven Landwehrleute weilte Seine Majestät noch längere Zeit im Kreise der Offiziere, ein dargebotenes Frühstück aus der Feldküche zu sich nehmend.

Jedem einzelnen wird dieser Ehrentag der Armeeabteilung Woyrsch unvergeßlich bleiben.

*) Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Bureau am 6. August 1915.

**) Im russisch-polnischen Gouvernement Radom, zwischen Ilzanka und Kamienna.

Die Einnahme von Kowno*).

(17. August 1915.)

Seit 17. August ist das Hauptbollwerk der Njemenlinie, die Festung ersten Ranges Kowno, in unserer Hand. Im Juli bereits wurden die der Festung westlich vorgelagerten ausgedehnten Forsten vom Feinde gesäubert und hierdurch die Möglichkeit für Herstellung brauchbarer Annäherungswege und der notwendigen Erkundungen geschaffen. Mit dem 6. August begann der Angriff gegen die Festung. Nachdem durch kühnes Zugreifen der Infanterie die Beobachtungsstellen für die Artillerie gewonnen und das in dem wegelosen Waldgelände äußerst schwierige Instellungbringen der Geschütze gelungen war, konnte am 8. August das Feuer der Artillerie eröffnet werden. Während sie die vorgeschobenen Stellungen und gleichzeitig die ständigen Werke der Festung unter überwältigendes Feuer nahm, arbeiteten sich Infanterie und Pioniere unaufhaltsam in Tag und Nacht andauernden heftigen Kämpfen vorwärts. Nicht weniger als acht Vorstellungen wurden bis zum 15. August im Sturm genommen, jede eine Festung für sich, in monatelanger Arbeit mit allen Mitteln der Ingenieurkunst unter sichtlich ungeheuerem Aufwand an Geld und Menschenkräften ausgebaut. Mehrfache, sehr starke Gegenangriffe der Russen gegen Front und Südflanke der Angriffstruppen wurden unter schweren Verlusten für den Gegner abgewiesen. Am 16. August war der Angriff bis nahe an die permanente Fortlinie vorgetragen. Durch äußerste Steigerung des mit Hilfe von Ballon- und Flugbeobachtung glänzend geleiteten Artilleriefeuers wurden die Besatzungen der Forts, Anschlußlinien und Zwischenbatterien derartig erschüttert, die Werke selbst derartig beschädigt, daß auch auf diese der Sturm angesetzt werden konnte. In unwiderstehlichem Vorwärtsdrängen durchbrach die Infanterie zunächst Fort 2, erstürmte dann durch Einschwenken gegen dessen Kehle und Aufrollen der Front beiderseits die gesamte Fortlinie zwischen Jesia und Njemen. Die schleunigst nachgezogene eigene Artillerie nahm sogleich die Bekämpfung der Kernumwallung der Westfront und nach deren Fall am 17. August die Bekämpfung der auf das Ostufer des Njemen zurückgewichenen feindlichen Kräfte auf. Unter dem Schutze der unmittelbar an den Njemen herangeführten Artillerie wurde im feindlichen Feuer der Strom zunächst durch einzelne kleinere Abteilungen, dann mit stärkeren Kräften überwunden. Schnell gelang danach als Ersatz für die durch den Feind zerstörten Brücken ein zweifacher Brückenschlag. Im Laufe des 17. August fielen die auch von Norden bereits angegriffenen Forts der Nordfront, sowie die Ost- und zuletzt die gesamte Südfront.

Neben über 20000 Gefangenen gewannen wir eine unermeßliche Beute, über 600 Geschütze, darunter zahlreiche schwersten Kalibers und modernster Konstruktion, gewaltige Munitionsmassen, zahllose Maschinengewehre, Scheinwerfer und Heeresgerät allerart, Automobile und Gummibereifungen, Millionenwerte an Proviant. Bei der großen Ausdehnung dieser modernen Festung ist restliche zahlenmäßige Feststellung der Beute naturgemäß eine Arbeit vieler Tage. Sie erhöht sich von Stunde zu Stunde. Hunderte von Rekruten wurden in der vom Feinde verlassenen Stadt aufgegriffen, nach deren Angaben erst im letzten Augenblick 15000 unbewaffnete Ersatzmannschaften fluchtartig aus der Stadt entfernt worden sind.

Neben den verzweifelten Gegenangriffen der Russen, die auch nach dem Falle der Festung — erfolglos wie die früheren — von Süden her noch einmal einsetzten, ist dies ein augenscheinlicher Beweis, daß die russische Heeresleitung einen schnellen Fall dieser stärksten russischen Festung für außer dem Bereich der Möglichkeit liegend erachtete. Wie hohen Wert sie auf den Besitz

*) Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Bureau am 21. August 1915.

der Festung legte, beweist neben dem starken Ausbau der Festung und ihrer außergewöhnlich starken Ausstattung mit Artillerie die Tatsache, daß der Widerstand der — nicht eingeschlossenen — Besatzung bis zum letzten Augenblick fortgesetzt wurde, sowie daß eine unter Umständen verhältnismäßig große Anzahl von Gefangenen in unsere Hand fiel.

Der Erfolg der großen am 2. Mai 1915 einsetzenden Offensive auf dem östlichen Kriegsschauplatz bis Ende August*).

Im gegenwärtigen Zeitpunkt, in dem durch den Fall der inneren russischen Verteidigungslinie ein gewisser Abschnitt in den fortlaufenden Operationen erreicht wurde, ist es lehrreich, sich kurz das bisherige Ergebnis der Offensive zu vergegenwärtigen, die am 2. Mai mit dem Durchbruch bei Gorlice begann.

Die Stärke der russischen Verbände, auf die der eigentliche Stoß nach und nach traf, wird gering mit etwa 1 400 000 Mann beziffert werden können. In den Kämpfen sind rund 1 100 000 gefangen und mindestens 300 000 Mann gefallen oder verwundet, wenn man die Zahl der so Ausgeschiedenen (ohne Kranke) sehr niedrig auf nur 30 Prozent der Gefangenen veranschlagt! Sie ist sicher höher, denn seitdem der Feind, um den Rest seiner Artillerie zu retten, seinen eiligen Rückzug ohne jede Rücksicht auf Menschenleben in der Hauptsache durch Infanterie zu sichern versuchte, hat er natürlich ungeheuerliche blutige Verluste erlitten.

Man kann also sagen, daß die Heere, auf die unsere Offensive gestoßen ist, einmal ganz vernichtet worden sind.

Wenn der Gegner trotzdem noch Truppen im Felde stehen hat, so ist dies dadurch zu erklären, daß er die für eine Offensive gegen die Türkei in Südrußland bereitgestellten Divisionen heranzog, daß er so viele halb ausgebildete Ersatzmannschaften aus dem Innern Rußlands schleunigst heranführte, und daß er endlich aus jenen Fronten, an denen unser Druck weniger fühlbar war, zahlreiche Mannschaften einzeln und in kleinen Verbänden nach Norden verschob.

Alle diese Maßnahmen haben das Verhängnis nicht aufhalten können.

Aus Galizien, Polen, Kurland, Litauen ist der Feind vertrieben. Seine geschlossene Front ist zerrissen, seine Heere fluten in zwei völlig getrennten Gruppen zurück. Nicht weniger als zwölf Festungen, darunter vier große und ganz modern ausgebaute, fielen in die Hände unserer tapferen, treuen Streiter und damit die äußere sowie die innere Sicherungslinie des russischen Reiches.

Zur Schlacht bei Tarnopol am 7. September 1915**).

Die „Morning Post“ vom 11. September bringt in einem Eigentelegramm aus Petersburg die Nachricht, daß in den sechstägigen Kämpfen an der Serethlinie eine ganze Armee vernichtet sei. Ein deutsches Armeekorps von zwei Divisionen habe die Russen mit den wertvollsten Trophäen und der größten Zahl von Gefangenen versorgt. Eine dieser Divisionen sei bei Tarnopol vernichtet worden. Von den sechzehn schweren Geschützen eines deutschen Korps seien vierzehn in russische Hände gefallen.

Diese lügenhaften Behauptungen über deutsche Truppen können sich nur auf die Schlacht bei Tarnopol am 7. September beziehen, deren irrtümliche Darstellung in dem Bericht der russischen Heeresleitung vom 8. September bereits im deutschen amtlichen Tagesbericht vom 8. September widerlegt worden ist. Die russische Heeresleitung selbst hält nach ihrer gewundenen Erklärung im amtlichen Bericht vom 11. September ihre Angaben vom 8. September nicht mehr aufrecht und gibt deren Unrichtigkeit im amtlichen Bericht vom 18. September mit bemerkenswerter Offenheit zu.

Gegenüber der Nachricht der „Morning Post“ sei nochmals ausdrücklich festgestellt, daß die deutschen Truppen bei Tarnopol unter feindlichem Druck keinen Schritt zurückgegangen sind, keinerlei Trophäen, kein Maschinengewehr, kein Geschütz verloren haben, dagegen alle Angriffe der Russen blutig abwiesen.

Die Verluste der beiden in der englischen Meldung erwähnten deutschen Divisionen betrugen am 7. September: 1 Offizier, 65 Mann tot, 3 Offiziere, 295 Mann verwundet, 32 Mann vermißt.

So bedauerlich diese Verluste an sich sind, so kann man sie doch nicht als übertrieben hoch ansehen für eine Schlacht, der die Russen selbst entscheidende Bedeutung beilegen.

Kaiser Wilhelm in Kowno***).

Der Kaiser begab sich vor einigen Tagen an die Ostfront zu erneuter Besichtigung der Festung Nowo-Georgiewsk und der Festung Kowno.

Im Hafen von Nowo-Georgiewsk lag, über die Toppen geflaggt, unsere Weichselflotte. Unter Glockengeläute und den Klängen der Nationalhymne erfolgte der Einzug in die Stadt, deren Mittelpunkt die im größten Stil angelegte Zitadelle mit ihren für die Unterbringung von 10 000 Mann ausreichenden Kasernements bildet. Im Wohngebäude der Kommandantur hatte eine deutsche Granate den Weg in das Arbeitszimmer des ehemaligen Kommandanten gefunden und dort arge Verwüstungen angerichtet.

Nach einer Besichtigung des Parks der über 1600 erbeuteten russischen Geschütze wurde die Fahrt zu den Forts angetreten, wobei namentlich Fort 2, von deutscher Landwehr gestürmt, eingehend besichtigt wurde. Vor der Weiterreise fanden Besprechungen mit dem Generalgouverneur von Warschau, General der Infanterie von Beseler, und dem Chef der dortigen Zivilverwaltung, Exzellenz von Kries, statt.

Auf der Fahrt nach Kowno wurden in Nasielsk deutsche Truppen besichtigt, eine große Anzahl tapferer Kämpfer durch die Hand des Obersten Kriegsherrn persönlich mit der wohlverdienten Auszeichnung des Eisernen Kreuzes geschmückt.

Am Bahnhof Kowno empfingen den Kaiser Generalfeldmarschall von Hindenburg und Generaloberst von Eichhorn, aus deren Munde er den Vortrag über die Kriegsereignisse entgegennahm. Der Kaiser bestieg darauf mit dem Feldmarschall den Kraftwagen zur Fahrt über die von deutschen Pionieren im feindlichen Feuer über den Narew geschlagene schwimmende Kriegsbrücke in die mit Fahnen und Blumen geschmückte Stadt durch das Spalier der in begeisterten Jubel ausbrechenden Truppen und Krankenschwestern. Glockengeläut und Salut aus den eroberten russischen Batterien begleiteten die Fahrt. Auch die Häuser der einheimischen Bevölkerung waren vielfach geschmückt, Kinder streuten Blumen vor dem kaiserlichen Kraftwagen. Nach einer Parade auf dem Marktplatze wurde die römisch-katholische Kirche besucht, vor der unter Glockengeläut und Orgelklängen großer Empfang durch die gesamte katholische Geistlichkeit von Kowno stattfand. Es folgte eine Besichtigung der Festungsanlagen, wo besonders ein Volltreffer im Munitionsmagazin der Anschlußbatterie des Forts 4 die verheerende Wirkung unserer 42 Zentimeter-Haubitzen deutlich vor Augen führte. Auf Hunderte von Metern waren die Granaten aus dem Munitionsmagazin und große Betonblöcke herumgeschleudert. Zur Abendtafel waren der Generalfeldmarschall von Hindenburg, Generaloberst von Eichhorn und der deutsche Gouverneur der Festung Kowno geladen.

Der Kaiser bei den Truppen in den Pripetsümpfen*).

Der Kaiser weilte am Anfang der letzten Woche bei unseren Truppen in den Pripetsümpfen. Nachmittags fuhr er im Bahnhof Brest-Litowsk ein. Der Bahnhof selbst ist eine Ruine, auf dem die deutsche Kriegsflagge weht. Vor den aufgeräumten Trümmern stand die Ehrenkompagnie, gestellt von einem bei Brest-Litowsk liegenden Landsturmbataillon. Unter den Klängen der Nationalhymne schritt der Kaiser nach Begrüßung der unmittelbaren Vorgesetzten die Front der ergrauten Soldaten ab und ließ die Kompagnie im Parademarsch vorbeimarschieren. Haltung und Aussehen der Leute waren vorzüglich, stramm aufgerichtet blickten sie ihrem Obersten Kriegsherrn ins Auge.

Vom Bahnhof begab sich der Kaiser im Kraftwagen zur Zitadelle. Hier hatte er beim Manöver im Jahre 1886 als Gast des Zaren gewohnt. Was die Russen bei der Schnelligkeit der Räumung der Festung zerstören konnten, haben sie zerstört. Die ausgedehnten Kasernen der Zitadelle liegen in Trümmern. Auch bei dem Fort Kowaljewo, wohin die Fahrt weiterging, sind die Betonbauten zum Teil gesprengt, zum Teil aber ebenso wie die Hindernisse noch voll erhalten. Dann ging die Fahrt am Übungslager Pugatschewa vorbei zur Stadt. Brest-Litowsk, noch vor wenigen Wochen eine von 60 000 Einwohnern bevölkerte Stadt, ist zu vier Fünfeln verbrannt. Die Russen haben Hab und Gut der Bewohner planmäßig vernichtet und die Bevölkerung mit sich ins Elend weggeschleppt. Im Bereiche der Festung gibt es keinen einzigen Landesbewohner mehr, nur Truppen aller Gattungen bildeten in den Ruinenstraßen Spalier.

Am nächsten Morgen traf der Kaiser vorn in der Front in Pinsk ein. In der von den Russen für ihren Rückzug neuangelegten Haltestelle Pinsk-Wald verließ er den Zug. Die trübe Novemberstimmung des Vortages hatte strahlendem Hohenzollernwetter Platz gemacht. Auf dem Bahnhofe stand die Ehrenkompagnie, diesmal gestellt von jungen Soldaten. Hinter dem Bahnhof reihten sich in Parade mehrere Brigaden der Bugarmee. Vom brausenden Hurra vieler tausend junger Soldatenkehlen begrüßt, schritt der Kaiser die Front der Truppen ab, deren Haltung und Aussehen dem Obersten Kriegsherrn die unerschütterte Kraft und den unverminderten Siegeswillen seiner Truppen zeigte, trotz der gewaltigen Leistungen der Verfolgung und des jetzt stattfindenden Stellungskampfes in unwirtlichster Gegend.

Von hier begab sich der Kaiser zu einem kurzen Besuch der Kathedrale nach Pinsk. Auf den Straßen drängte sich, anders

*) Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Bureau am 30. August 1915.

**) Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Bureau am 19. September 1915.

***) Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Bureau am 21. September 1915.

*) Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Bureau am 15. November 1915.

als in Brest-Litowsk, das Volk der 40- bis 50000 Einwohner zählenden Stadt. Die Weiterfahrt führte den Kaiser bis in die Stellungen der Truppen östlich Pinsk, am Schilfmeer der Pripetsümpfe. Auf den Sanddünen am Ostufer des Strumen und der Jasiolda waren die russischen Stellungen und Hindernisse sichtbar.

Am Abend des Tages fuhr der Kaiser, der den Truppen seine Freude über ihre vorzügliche Verfassung und seinen Dank für ihre Leistungen hatte übermitteln lassen, über Brest-Litowsk zu einer andern Armee auf dem östlichen Kriegsschauplatze.

Die deutsche Heereskavallerie östlich Wilna*).

Als nach dem Fall von Kowno die ... Armee sich an Wilna heranarbeitete, begleitete ein starkes deutsches Kavalleriekorps dieses Vorgehen auf dem linken Flügel längs der Straße Wilkomierz—Uzjany**).

Es verlohnt sich, diese Bewegungen unserer Heereskavallerie zu verfolgen; ein Bild zu gewinnen von großen und vielseitigen Aufgaben, die der jetzige Krieg an die Reiterwaffe stellt, Leistungen zu würdigen, die eine ruhmvolle Erinnerung prachtvoller Taten deutschen Reitergeistes bleiben werden.

Am 9. September trat das zunächst aus drei Divisionen bestehende Kavalleriekorps an, um im taktischen Zusammenhang mit dem rechten, auf Dünaburg vorgehenden Flügel der Njemen-Armee zu operieren. Seenengen, welliges und bewaldetes Gelände, zahlreiche Wasserläufe bildeten beiderseits der Straße nach Dünaburg die natürlichen Verteidigungsmittel der dicht aufeinanderfolgenden russischen Stellungen. Ein engmaschiges Netz von Schützengräben und Drahthindernissen erschwerte alle Bewegungen. In diesen besonders für die Verwendung großer Reitermassen außerordentlich ungünstigen Verhältnissen mußte dem Kavalleriekorps die zweifache Aufgabe gestellt werden, durch ständige Flankenwirkung das Vorgehen des rechten Armeeflügels zu erleichtern und die russische Heereskavallerie aus dem Felde zu schlagen. Schwere, aber dankbare Aufgaben für den deutschen Reiterführer und seine prächtige Waffe.

Im Fußgefecht mit der Feuerwaffe wurde die erste Aufgabe gelöst. Ständige Bedrohung seiner Flanke durch unser Kavalleriekorps veranlaßte den Gegner, seine starken Stellungen zumeist nach kurzem Kampf mit der frontal angreifenden Infanterie zu räumen. Unter dem Druck der flankierenden Kavallerie wurden Stellungen aufgegeben, die andernfalls nur im erbitterten Angriffsgefecht mit großen Verlusten hätten genommen werden können.

Selbst die ungewöhnlich starken Abschnitte der Seenenge bei Antalogi***) hielt der Feind gegen den am 11. September von Süden über Pokolne***) durchgeführten Flankenangriff einer Kavalleriedivision nur kurze Zeit und trat alsbald einen eiligen Rückzug an. Dankbar und freudig begrüßte die Infanterie der Njemen-Armee diesen Erfolg der Schwesterwaffe, der das Blut so manchen braven Musketiers ersparte!

Gleichzeitig wurden südlich der großen Straße russische Kavalleriemassen auf Kukuzischki***) zurückgeworfen.

Die zweite Aufgabe ließ das Herz jedes deutschen Reitersmannes höher schlagen. Es hieß: Vorwärts — gegen die feindliche Heereskavallerie!

Aber den heißen Wunsch, am 12. September die an der Seenenge von Taurogina***) und nördlich zusammengezogene Kavallerie angreifen und schlagen zu dürfen, vereitelte der Feind. Vor unseren über die Linie Dawgeli***) — Taurogina vorbrechenden Kavalleriedivisionen wichen die russischen Reitermassen eiligst aus.

Das Korps erhielt den Befehl, nunmehr die Operationen der ... Armee östlich Wilna zu unterstützen, und zwar zunächst durch starken Druck gegen den russischen Nordflügel, später durch eine ausholende Bewegung gegen den Rücken des Feindes. Unter dem Flankenschutz einer seiner Divisionen ging das Kavalleriekorps zunächst über Kukuzischki—Labanary†) auf Mal. Meshany†), 12 Kilometer westlich Swenzjany, an Bahnlinie Wilna—Dünaburg und über Taurogina auf Koltynjany†) vor.

Das waldreiche, von zahlreichen Seen und Sümpfen durchschnittene Gelände bot an sich schon schwächeren Truppen die Möglichkeit nachhaltigen Widerstandes. Die Aufgabe verlangte schnelle Raumgewinnung in südöstlicher Richtung. Ohne Zögern wurde der Verteidiger der Bahnlinie westlich Swenzjany und an den Seenengen bei Koltynjany angegriffen und geschlagen. Trotz feindlichen Widerstandes, trotz der Ungunst des Geländes mit seinen tiefen, aufgeweichten Wegen, überschritt das Kavalleriekorps bereits am 13. September die Bahnlinie, unterbrach sie an wichtigen Punkten und erreichte noch am Abend die Gegend von Lyntupy††). Das besetzte Schloßgut wurde angegriffen und ein Trupp Kosaken daraus vertrieben. Eine Anzahl dieser Reitersleute wurde mühelos gefangen. Sie lagen in Haufen und betrunken umher zwischen den Gebäuden der Brennerei. Den Befehl ihrer Führer, den dort lagernden Spiritus auslaufen zu lassen, hatten sie mit gründlichstem Eifer, aber in ihrer Auffassung über sinngemäße Ausführung erhaltener Befehle befolgt. Immerhin wurden hier noch über 40000 Liter Spiritus beschlagnahmt.

Von Lyntupy wurden sogleich Anordnungen getroffen zur Unterbrechung der Bahnlinie Molodeczno—Polozk.

So ging noch in der Nacht eine Sprengabteilung unter Rittmeister von Pappenheim in Stärke von zwei Eskadrons, Radfahrern, vier Maschinengewehren, einem Geschütz und Pionieren zur Zerstörung der Bahn nach Krzywicze*). Rittmeister von Pappenheim erreichte die Bahn an der befohlenen Stelle, griff ohne Zögern ein von Molodeczno eintreffendes russisches Bataillon an, warf es zurück und unterbrach die Bahnlinie. Ein langer Zug mit Rampenmaterial wurde verbrannt, während ein verladenes russisches Geschütz, dessen Mitnahme unmöglich war, gesprengt wurde.

Der 14. September brachte für das Kavalleriekorps die Fortsetzung des in breiter Front angelegten Marsches in den Rücken der russischen Armee und gegen ihre rückwärtigen Verbindungen über die Linie Zodziski**)—Dubatowka**)—Nowy-Miadziol (östlich des Naroczsees). Eine Unternehmung, ebenso kühn im Entschluß, wie rücksichtslos in der Durchführung. Ein Reiterzug — angesetzt gegen die Lebensadern einer in beiden Flanken bedrohten Armee. Ein Vortragen der gefürchteten schwarz-weißen Lanzenflaggen weit hinter die russische Front! Während sich im Norden und Süden die Zangen einer eisernen Klammer in Gestalt der Infanteriedivisionen der ... und ... Armee um die Flanken des russischen Heeres legten, begann im Osten, im Rücken des Heeres, die frisch zufassende Arbeit der deutschen Heereskavallerie.

Ein einziger Ausweg schien dem Feind zu bleiben zum Entweichen: der Abschnitt zwischen dem Swirsee und den Berezynasümpfen südlich Wischnew***). Dieser Abschnitt, sowie die von Molodeczno auf Wilna, Lida und Minsk führenden Bahnlinien, ferner die Eisenbahn Minsk—Smolensk bildeten die neuen Zielpunkte der kühn geplanten, mit herrlichem Reitergeist durchgeführten Bewegung unseres Kavalleriekorps.

Gegen die genannten Bahnlinien gingen zwei Kavalleriedivisionen über die Wilia auf Soly und Smorgon vor. Die dritte Division wurde zunächst gegen die Bahn Wilejka—Polozk eingesetzt.

Sehr bald und gründlich machte sich nun unsere Kavallerie im Rücken des Feindes bemerkbar. Schon am Miadziolsee wurde eine etwa 500 Wagen starke Kolonne mit Proviant und Ausrüstungsstücken abgefangen. Auf die Wagen setzten sich die Leute eines zugeteilten Jägerbataillons, um nun besser den schnellen Bewegungen ihrer Kavalleriedivision zu folgen. Bei Dubatowka wurde eine Anzahl russischer Intendanturbeamten gefangen. Sie führten eine Kasse mit 4000 Rubel russischer Staatsgelder bei sich. Viehdepots und Vorratslager allerart wurden beschlagnahmt. Das russische Etappengebiet gab deutscher Heereskavallerie, was sie brauchte.

Im Kampf wurde die Wilia überschritten, Smorgon wurde im Sturmangriff genommen, der Bahnhof Smorgon wurde zerstört. Das Kavalleriekorps schwenkte von Smorgon nach Südwesten und von Zodzijzki in Richtung Soly—Shuprany ein. Es galt in Gegend Soly—Smorgon die Hauptkräfte des Korps zunächst zusammenzuhalten gegen starke westlich und nordwestlich Soly gemeldete, auf etwa vier Divisionen geschätzte russische Heereskavallerie. Zwischen Soly und Smorgon wurde die Bahnlinie durch Sprengung einer Überführung zerstört. Ein gerade in Smorgon eingelaufener Eisenbahnzug wurde mit Volldampf in das gesprengte Trümmerfeld hineingejagt.

Heftige Gefechte in der Gegend Smorgon—Soly—Shuprany sahen die kommenden Tage. Am 16. September wurde das starkbesetzte Soly im Sturmangriff genommen. Mit dem Bajonett wurde die Stadt und das Rittergut von unserer Kavallerie gestürmt. Südlich Shuprany wurde inzwischen ein feindlicher Angriff abgewiesen, wobei in schneidiger Attacke auf vorgehende russische Infanterie 4 Offiziere und 300 Mann zu Gefangenen gemacht wurden. An willkommener Beute waren am 16. September allein bei einer Kavalleriedivision zu verzeichnen: 1 Maschinengewehr, 5 Proviantkolonnen, 1 Bäckereikolonne, über 1000 sonstige Fahrzeuge und 17000 Rubel russischer Staatsgelder. Einer zur Zerstörung der Bahnstrecke Molodeczno—Lida entsendeten Patrouille gelang eine wirksame Sprengung mitten während des lebhaften Zugverkehrs.

Eine andere Kavalleriedivision hatte inzwischen das besetzte Städtchen Wilejka angegriffen und gestürmt. Auch hier kam die Reiterattacke zur Geltung und zu Ehren. Das Husarenregiment ... ritt gegen eine russische Kompagnie an und nahm dabei über 100 Mann gefangen.

Südlich Wilejka winkte dem deutschen Reiter als verlockendes Ziel die als Eisenbahnknotenpunkt und damaliger Etappenhauptort wichtige Stadt Molodeczno. Sein Besitz war die er-

*) Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Bureau am 7. Dezember 1915.
**) 70 Kilometer nordwestlich Wilna, Uzjany halbwegs Wilkomierz—Dünaburg.
***) im Umkreise von Uzjany.
†) nordwestlich Swenzjany.
††) 12 Kilometer südöstlich Swenzjany.

*) 130 Kilometer östlich Wilna.
**) südwestlich des Naroczsees.
***) 87 Kilometer südöstlich Wilna.

strebenswerte, aber wahrlich nicht leichte Aufgabe, die sich die . . . Kavalleriedivision zu stellen hatte.

Die Straße Wilejka—Molodeczno ist beiderseits großenteils von Sumpfniederungen begleitet, die eine breitere Angriffsentfaltung fast unmöglich machen. Auch wurde die Straße selbst von der aus Wilejka herausgeworfenen, nun schrittweise auf Molodeczno zurückgehenden russischen Infanterie hartnäckig verteidigt. Der Divisionskommandeur befahl deshalb den Hauptangriff aus nordwestlicher und westlicher Richtung, das Vorgehen von Teilkräften auf der Straße, während gegen die wichtige Bahnlinie Minsk—Molodeczno eine Sprengabteilung entsendet wurde.

Wie vorausgesehen, stieß der Angriff auf Molodeczno in dem schwierigen Sumpfgelände auf die in Rechnung gestellten Hindernisse. Nur mühsam, buchstäblich Schritt für Schritt, konnte der Angriff vorgetragen werden. Zwar gelang es, den Bahnhof unter kräftiges Artilleriefeuer zu nehmen; gegen die sehr starke Ortsbesatzung aber und neu eintreffende, auf freier Strecke ausgeladene und zum Gegenangriff schreitende russische Bataillone erwies sich der Angriff als nicht erfolgversprechend. Vor sehr großer feindlicher Überlegenheit ging deshalb die Division am 18. September zurück. Für das ruhige, planmäßige Zurückgehen der Division, deren einzelne Verbände wieder den gemeinsamen Anschluß suchten, mag allein die Tatsache sprechen, daß das in tiefem Sumpfgelände kämpfende Dragonerregiment . . . zwar sechzehn Stunden allein sich abmühen mußte, um einen etwa 5 Kilometer breiten Morastgürtel zu überwinden, daß es aber lediglich mit verschwindend geringem Verlust weniger Pferde, ohne einen Reiter dabei zu verlieren, den Anschluß an die Division fand.

Inzwischen war die gegen Bahnlinie Minsk—Smolensk entsandte Sprengabteilung in Gewaltmärschen auf ihr Ziel vorgegangen. Rittmeister Lohmann war der ebenso schneidige, wie überlegt handelnde Führer seiner durch ein Geschütz und zwei Maschinengewehre verstärkten Eskadron. Sorgsam vermied er alle größeren Straßen und Ortschaften. In lautloser Stille bewegte sich die kleine Truppe auf ihren geheimnisvollen nächtlichen Märschen. Reiter und Pferde gaben das Höchstmaß ihrer Kräfte her; aber schließlich war die Leistungsfähigkeit erschöpft. In Molode (etwa 12 Kilometer nordöstlich Logojsk)*) mußte der Führer seine Truppe zurücklassen. Nur mit vierzig der bestberittenen Jäger zu Pferde und einigen Pionieren schlug sich Rittmeister Lohmann weiter durch alle Schwierigkeiten hindurch, seinem Ziel Zodzino (östlich Smolewicze) entgegen. In der Nacht vom 19. zum 20. September erreichte er dort die Bahnlinie und unterbrach sie nachhaltig an mehreren Stellen. Aus dem Dunkel der Nacht leuchtete der Bahnhof von Zodzino zu Rittmeister Lohmann herüber. Deutlich konnte er den Gesang russischer Soldaten aus den auf dem Bahnhof haltenden Transportzügen vernehmen. Von russischer Kavallerie scharf verfolgt, erreichte der schneidige Reiteroffizier glücklich seine Schwadron und mit ihr zusammen den Anschluß an eine dem Kavalleriekorps neu zugeteilte Kavalleriedivision in Gegend von Orpa.

Um einer Katastrophe zu entgehen, hatte der Gegner inzwischen starke Kräfte bei Oschmjana und Soly mit Marschrichtung Nordost zusammengezogen. Mit täglich wachsender Überlegenheit ging er gegen die Hauptkräfte unserer Heereskavallerie in dieser Richtung vor.

Für den 19. September war das Vorgehen einer deutschen Infanteriedivision von Geljuny auf Smorgon zu erwarten. Die . . . Kavalleriedivision hielt daher ihre Stellung bei Smorgon, selbst nachdem der Anmarsch eines ganzen russischen Armeekorps über Linie Krewo**)—Boruny festgestellt war. In einer brückenkopfartigen Stellung um Smorgon erwartete die kampferprobte Kavalleriedivision den Angriff des weit überlegenen Gegners. Die früheren Gefechte bei Menszagola und Jawiuny hatten erwiesen, daß diese Kavalleriedivision in der Lage war, den Angriff eines ganzen Armeekorps mit zuversichtlicher Ruhe zu erwarten. Hatte doch damals sogar das russische Gardekorps nach mehrtägigen erbitterten Kämpfen gegen diese Division von weiteren Angriffen absehen müssen.

Die erwartete Infanterie traf zunächst nicht ein, hingegen erneuerte der Feind am 20. September seine überaus heftigen Angriffe unter Umfassung des linken Divisionsflügels, der schließlich vor erdrückender Übermacht zurückgenommen werden mußte. Gegen Abend wurde die Brückenkopfstellung unhaltbar. Nach zweitägigem hartem Kampf gegen Truppen fast eines ganzen Armeekorps — einer Glanzleistung unserer Kavallerie in der ihrer Eigenart doch so wenig entsprechenden Verteidigung — ging die Division auf das nördliche Wiliaufer zurück.

Der Gegner drängte in dieser Nacht nicht nach, sondern begnügte sich mit dem Vorfühlen durch Patrouillen über den Fluß, wo inzwischen eine Infanteriedivision in Gegend Zodziszki—Dubatowka eingetroffen war.

Neue Anordnungen des Armeeoberkommandos stellten an den folgenden Tagen dem Kavalleriekorps neue strategische Aufgaben und Ziele.

*) 70 Kilometer südöstlich Wilejka.
**) 20 Kilometer südwestlich Smorgon.

Führer, Unterführer und Reiter haben in jener Zeit geleistet, was von ihrer Umsicht und Kühnheit, was von deutschem unverwüstlichem Reitergeist gefordert und erwartet wurde. Die Anerkennung des Obersten Kriegsherrn gilt als Ansporn zu neuen gleichen Leistungen.

Eine seltene Anerkennung sollte unserer Kavallerie zuteil werden. Der feindliche Armeeführer, der am meisten den furchtbaren Druck der deutschen Reitermassen in seiner Flanke und in seinem Rücken gespürt hatte, erließ folgenden, von uns im Schützengraben erbeuteten Befehl:

„Die Kavallerie soll sich ein Beispiel an der energischen, mutigen und freien Tätigkeit der deutschen Kavallerie nehmen; ich halte dieses vorerst für genügend, um den Kavallerieabteilungen, insbesondere den Kosaken und ihren Führern, den früheren Heldenmut ihrer Vorfahren ins Gedächtnis zurückzurufen — die genaue, kecke Aufklärung an der Nase des Feindes, insbesondere in seinem Rücken, volle Freiheit in seinen Batterien und Kolonnen zu wirtschaften, über seine ermüdete erste Infanterie herzufallen — das ist die Tätigkeit, von der jeder Führer leuchtende Beispiele aus der Geschichte der russischen Kavallerie wissen muß, denen die deutsche Kavallerie jetzt so erfolgreich nacheifert."

Der Vormarsch nach Serbien*).

Als sich in der zweiten Hälfte des Monats September der Aufmarsch der verbündeten Heere auf dem nördlichen Donauufer vollzog, dachte man in Serbien noch nicht an die von dorther drohende Gefahr. Der Feind hatte wohl Kenntnis von Truppenausladungen, er rechnete aber nur, wie spätere Gefangenenaussagen bestätigen, mit einer stärkeren Besetzung der Verteidigungsstellung der ungarischen Donauseite. Wie konnte auch an eine Offensive der Verbündeten in einer ganz neuen Richtung gedacht werden, zu einer Zeit, in der die Entente Angriffe größeren Stils auf allen Kriegsschauplätzen vorbereitete. So vereinigte Serbien seine Hauptkraft gegen den Erbfeind Bulgarien, dessen Haltung sich immer mehr der Entente zu entfremden schien. Es galt für die Verbündeten, den Serben möglichst lange in seinem Glauben zu belassen, um dann überraschend mit starker Kraft an verschiedenen Stellen gleichzeitig serbischen Boden betreten zu können.

Welche Schwierigkeiten es macht, einen Fluß zu überwinden, dessen Breite durchschnittlich 700 Meter und mehr beträgt, dessen Wellen bei der herbstlichen Kossava denen der See gleichkommen, und der zumeist von Höhen überragt ist, die einer feindlichen Artillerie denkbar günstige Wirkung ermöglichen, wird auch jedem Fernstehenden klar sein. Hielten auch nicht die Hauptkräfte der Serben das südliche Donauufer besetzt, so ergaben doch die angestellten Erkundungen, daß der Feind ebenfalls hier auf der Hut war und die Nordgrenze seines Reiches mit fortlaufenden Verteidigungsanlagen versehen hatte, zu deren Besetzung nicht unerhebliche Truppen und Artillerie bereitstanden. Den Hauptstützpunkt der Verteidigungsanlagen bildete die Festung Belgrad, jenes alte Bollwerk, das, seinerzeit von den Türken angelegt, der ruhmvolle Kriegsschauplatz Prinz Eugenscher Truppen gewesen war. Hier sollten 200 Jahre später die Nachkommen jener siegreichen Heere, wiederum zum Bunde vereint, sich ihrer Vorfahren würdig erweisen.

Unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls von Mackensen hatte sich der Aufmarsch der Armeen Koeveß und Gallwitz planmäßig vollzogen. In den ersten Oktobertagen standen die deutsch-österreichisch-ungarische Armee im Save—Donau-Dreieck, die deutsche Armee zwischen Temes- und Karasfluß. An der Savemündung und an dem Donaubogen bei Ram sollte zuerst der Übergang erzwungen werden, dort war die Masse der Geschütze in Stellung gebracht, dort hatten die Pioniere in mühevoller nächtlicher Arbeit Brücken- und Übersetzmaterial allerart bereitgestellt. Vom Feinde war in den Zeiten der Vorbereitungen wenig zu merken; hin und wieder feuerte serbische Artillerie vom südlichen Ufer, doch ohne Erfolg, hier und dort mahnten serbische Flieger, noch nicht zu offen die Karten aufzudecken. Ihrem zu häufigen Erscheinen wurde indessen bald von den inzwischen eingetroffenen deutschen Fliegerabteilungen ein Ziel gesetzt; in breiter Front überflogen sie serbisches Gebiet, bekämpften im Luftkampf ihre Gegner, belegten die Arsenale und Militärlager ausgiebig mit Bomben und ergänzten durch ihre Aufklärung jenes Bild, das man sich an oberster Stelle über den serbischen Aufmarsch gemacht hatte.

Am 6. Oktober begann an den genannten Stellen das sich von Stunde zu Stunde steigernde Artilleriefeuer und mit ihm die unmittelbare Vorbereitung zum Donauübergang. Das Oberkommando beabsichtigte zunächst auf den Höhen südlich Belgrad und beiderseits der Anatemahöhe, später rechts und links der Morawa Brückenköpfe zu schaffen, unter deren Schutz die Truppe befähigt sein sollte, das zur Offensive erforderliche Material auf das südliche Donauufer zu ziehen. Gleichzeitig ausgeführte kleinere Unternehmungen längs der Drina, an der mittleren Save, sowie an der Donau zwischen Vk. Gradiste und Orsowa sollten den Feind über

*) Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Bureau am 9. November 1915.

die Absichten der Verbündeten im unklaren lassen. Am späten Nachmittag des 6. Oktober stießen im Beisein des Generalfeldmarschalls von Mackensen die ersten Freiwilligen bei Palanka vom ungarischen Donauufer ab. In schneller Fahrt wurde der reißende Strom überwunden, und in gespanntem Schweigen begleiteten die zurückgebliebenen Kameraden jene braven Thüringer, die als erste Deutsche serbischen Boden betraten. Noch immer hatte sich beim Feind nichts gerührt, zeitweise grüßte ein serbischer Kanonenschuß von der Anatemahöhe aus, sonst schien das feindliche Ufer wie ausgestorben. Direkter Widerstand war demnach hier nicht zu erwarten. Trotzdem entschied man sich, den Übergang der Massen an dieser Stelle nicht in die Nacht hinein vorzunehmen. Die steil vom Ufer aus steigende Goricahöhe konnte in ihren Schluchten feindliche Kräfte bergen, deren Vorstoß bei Dunkelheit den Unseren verhängnisvoll werden konnte.

Am frühen Morgen des 7. begann der Übergang der Infanterie an drei verschiedenen Stellen. Komitatschis (Freischärler), die sich in dem Dorfe Ram und seinem hart am Fluß gelegenen malerischen Kastell zur Wehr setzen wollten, wurden überrannt. Was den deutschen Kolben nicht kennen lernte, wanderte auf den zurückfahrenden Pontons in guten Gewahrsam. Mit Bergstöcken ausgerüstet, begleitet von zahllosen kleinen Pferden, deren Rücken Munition und Maschinengewehre trugen, so erkletterte unsere Infanterie das wegelose, ungewohnte Höhengelände. Schwache, mit ungenügenden Kräften geführte Gegenstöße der Serben vermochten das Fortschreiten deutscher Truppen nicht aufzuhalten. Bis zum Abend war die Goricahöhe in unbestreitbarem deutschen Besitz, starke Infanterie hatte sich eingegraben, Maschinengewehre waren eingebaut, und Gebirgsgeschütze lauerten in Stellung auf den Versuch des Feindes, um das besetzte Gebiet wieder zu entreißen.

Anders stand es um den Übergang bei Belgrad; dort verfügte der Feind schon zum Schutze seiner Hauptstadt über starke Artillerie. Englische und französische Geschütze krönten gemeinsam mit serbischen den Kalimegdan, jene der Hauptstadt vorgelegene weithin sichtbare Zitadelle, und mittlere und schwere Kaliber harrten auf den überragenden Höhen des Topcider und Barnovo ihrer Ziele. War die Wirkung von der Karasmündung her eine mehr moralische, so galt es hier im schweren Artillerieduell erst seine Überlegenheit zu beweisen. Noch war es nicht geglückt, die zum Teil gut eingedeckten, schwer auffindbaren Geschütze zum Schweigen zu bringen, als bereits die Zeit für den Übergang gekommen war. Die gegen Sicht schützende Nacht mußte hier helfend beistehen. Als der Morgen graute, lagen vier österreichisch-ungarische Bataillone am Fuße der Belgrader Zitadelle. Notdürftig durch einen Bahndamm gedeckt, mußten jene Tapferen in schwerem Kampfe zwölf Stunden ausharren, bis die Nacht ersehnte Verstärkungen brachte.

Deutsche waren unterdessen in fortlaufendem Übersetzen auf die vom Feind besetzte südwestlich Belgrad gelegene Große Zigeunerinsel gewesen. Hier lauerte im dichten Buschwerk ein gut bewaffneter, zäh sich verteidigender Gegner. Trotzdem viele Pontons, von Schüssen durchbohrt, kenterten oder auf Minen liefen, trotzdem die Strömung manches Fahrzeug mit sich riß, trotzdem durch Handgranaten und Maschinengewehrfeuer große Lücken in die Reihen gerissen wurden, die braven Mannschaften ließen sich nicht aufhalten, sie drangen vorwärts und entrissen im Bajonettkampf dem Feinde Schritt für Schritt. Die Verbindung zum nördlichen Ufer war abgerissen, da sämtliche Übersetzgelegenheiten zerstört, die sie bedienenden Pioniere außer Gefecht gesetzt waren. Sechs Kompagnien aber hielten gegen starke Überlegenheit im heldenhaften Kampfe eine notdürftig mit dem Spaten geschaffene uneinnehmbare Stellung. Der Abend brachte Verstärkungen und bis zum frühen Morgen des 7. war das östliche Drittel der Großen Zigeunerinsel in deutschem Besitz.

Unverzüglich wurde der Übergang auf serbisches Festland jetzt fortgesetzt, das Säubern der Insel von dem noch haltenden Feind war nunmehr in zweite Linie gerückt, der Vormarsch zu den die Stadt beherrschenden Höhen war in den Vordergrund getreten. Aber auch dieser Weg mußte den sich zäh verteidigenden Serben mit Blut entrissen werden. Auch hier waren es wieder die schweren Kaliber, die der Infanterie den Weg zum Siege ebneten. Ihre verheerende Wirkung war den Serben bis dahin nicht bekannt. Am Abend des 8. stand die Infanterie eines deutschen Armeekorps auf den Topcider Höhen und besiegelte damit den Fall der Stadt Belgrad. Dort kämpften österreichisch-ungarische Truppen am Nordrand um die Zitadelle einen erbitterten Straßen- und Häuserkampf. Eine von Topcider aus zur Verbindung mit den Verbündeten entsandte deutsche Abteilung erreichte am frühen Morgen die Mitte der Stadt. Ihr Führer war jener Hauptmann, der in den Augusttagen in Südpolen als erster mit seiner Truppe eines der Westwerke von Brest-Litowsk erstiegen hatte. Er erstürmte am 9. Oktober bei Tagesanbruch das serbische Königsschloß, das noch vom Feinde besetzt gehalten wurde, und hißte auf ihm die deutsche Flagge. Gleichzeitig hatten sich die Verbündeten den Zugang zum Kalimegdan erkämpft und die Zitadelle mit der österreichischen Kaiserstandarte gekrönt. Um dem Druck der Umfassung zu weichen, hatten die Serben Hals über Kopf ihre Hauptstadt geräumt.

Von Belgrad und der Goricahöhe schritt die Offensive langsam vorwärts. In der berechtigten Annahme, der Feind werde dorthin die Kräfte seiner Nordfront zusammenziehen, konnte zur schwierigsten Arbeit, dem Übergang gegenüber der Morawamündung geschritten werden. In einem deckungslosen, beiderseits des Stromes von Sümpfen durchsetzten Gelände, ohne ausreichende Artilleriestellungen, von serbischen Höhen überragt, mußte hier der Strom überwunden werden. Brandenburger und Bayern sollten an jener Stelle Schulter an Schulter den Feind deutsche Ausdauer und Kraft lehren. Die einsetzende Kossava erhöhte die Schwierigkeit. Nach mehrtägigem Ringen mit menschlicher und elementarer Kraft wurde auch hier die Arbeit vollbracht. Im Anschluß an die Truppen, die mittlerweile in mehr oder weniger leichten Kämpfen die Anatemahöhe überschritten hatten, ging es in fortschreitendem Angriff nach Süden weiter, während sich Teile nach dem stark verteidigten Semendria und dem westlich gelegenen, vom Feinde besetzten Höhengelände wendeten. Es kam jetzt darauf an, möglichst schnell die Verbindung mit dem linken Flügel der Armee Koeveß herzustellen, um den Donauweg von Belgrad her freizumachen und der Armee Gallwitz das stromaufwärts bereitgehaltene Brückenmaterial zuführen zu können. Tatkräftig konnte hier die Donauflottille, die sich schon bei Belgrad Lorbeeren erworben hatte, die Kämpfe auf dem Lande unterstützen. Am 18. Oktober räumte der Feind die hartnäckig verteidigten Höhen bei Grocka. Die Verbindung der beiden Armeeflügel war hergestellt, das Donauufer von Belgrad bis Bazias vom Feinde frei. Der Weg zur 11. Armee war offen.

Nunmehr schien den Serben die Erkenntnis zu kommen, daß ein starkes Heer mehr von ihnen fordere als sie geahnt hatten. Aus allen Teilen des Reiches wurde herangeschafft, was irgendwie verfügbar war. Aber selbst bei den kurzen Entfernungen war es nicht möglich, mit den mangelhaften Beförderungsmitteln und den trostlosen Wegeverhältnissen Truppen schnell zu verschieben. Immerhin wuchs die Aussicht, einen starken Feind vor die Klinge zu bekommen und damit, ihm einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Von der Drina wurden Truppen herangezogen, die Macva wurde geräumt, der Negotiner Kreis nach Möglichkeit freigemacht, und von der bulgarischen Front rollten Divisionen auf der Bahn über Cuprija in das Morawatal. Von jener Front etwas Erhebliches wegzunehmen, dazu war es jetzt zu spät geworden.

Am 14. Oktober hatte der Zar der Bulgaren dem König Peter den Krieg erklärt. Vergeblich wandten sich die serbischen Blicke nach dem ersehnten Vormarsch aus Saloniki, dem erhofften italienischen Durchmarsch durch Montenegro, dem versprochenen russischen Expeditionskorps. Der Serbe sollte auf sich selbst angewiesen bleiben. Selbst sein bester Bundesgenosse, der unaufhaltsam niederströmende Regen, und das miserable Wegenetz seines Landes vermochten den Vormarsch seiner Feinde nicht aufzuhalten.

Im Timoktal gelang es allerdings starken serbischen Kräften, der bulgarischen Offensive zwischen Zajecar und Knjazevac Einhalt zu gebieten. Dafür rückte aber ein starkes bulgarisches Heer von Südosten unaufhaltsam vorwärts. In den Tagen vom 20. bis 22. wurden die Bahnen bei Valjevo und Veles, der Lebensnerv für die serbische Armee vom Meer her, in Besitz genommen, am 23. Oktober zog ein bulgarischer Königssohn in Üsküb ein.

Während so die Heere der Verbündeten schon tief im Innern der serbischen Monarchie standen, bereitete sich an der rumänisch-österreichischen Grenze, gegenüber dem Eisernen Tor, die letzte Phase zur Herbeiführung des ersten großen Erfolges auf diesem Kriegsschauplatz vor. Dort erzwangen Truppen der Verbündeten den Übergang gegenüber der noch vom Feinde besetzten Donaustrecke und säuberten den mit Minen und Ketten verlegten Donauweg. Am 30. Oktober fuhr das erste Munitionsschiff nach Lom, der Weg zum Reiche des Halbmondes war erzwungen. Drei verbündete Mächte reichten sich auf serbischem Boden die Hand.

Der Siegesmarsch durch Serbien*).

In siegreich fortschreitender Offensive zog das deutsch-österreichische Heer zwischen Lukavica und Mlawa in das Innere Serbiens, als die bulgarische Armee in heftigem Kampf an den Ufern des Timok rang. Zu jener Zeit hatte man wohl im serbischen Hauptquartier den schwerwiegenden Entschluß gefaßt, auf eine Gegenoffensive zu verzichten, die, selbst wenn sie glückte, nur einen Teilerfolg mit sich bringen konnte, dafür aber die Gefahr in sich barg, von allen rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten zu werden. Unter möglichster Schonung der eigenen Kräfte wollte man nur notgedrungen und Schritt für Schritt den heimischen Boden aufgeben und dem Feind nach Möglichkeit Abbruch tun. Das Land und seine Bewohner sollten dabei helfend zur Seite stehen. Die verbündete Entente würde im Laufe der Zeit sicherlich nicht ausbleiben, mit ihr vereint mußte es dann glücken, des fremden Eindringlings Herr zu werden. So mochten damals die Hoffnungen bei der serbischen Heeresleitung sein, und alle Gefangenenaussagen, aufgefangene Befehle und im Laufe der Zeit gemachten Erfahrungen bestätigen diese Vermutung.

Beim Oberkommando des Feldmarschalls Mackensen, dem außer den deutsch-österreichischen Armeen auch eine bulgarische

*) Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Bureau am 11. Dezember 1915.

unterstand, war man sich bewußt, daß es in diesem Feldzug hauptsächlich auf Schnelligkeit ankam. Jeder einzelne Truppenkörper mußte davon überzeugt sein, daß nur ein rücksichtsloses Vorstürmen in der einmal angesetzten Richtung den sicheren Erfolg mit sich bringen würde. Der Serbe durfte, von verschiedenen Seiten angefaßt, nicht zur Besinnung kommen. Als tapferer Kämpfer war er wohl ebenbürtig einzuschätzen, in der Schnelligkeit des Handelns waren ihm die Heere der Verbündeten überlegen. So sollte das Heer des ersten Peter niedergerungen werden von einer Macht, bei der ein jeder vom Feldmarschall herab bis zum Musketier von felsenfester Siegeszuversicht durchdrungen war.

Man war beim Oberkommando der Auffassung, der Gegner werde, nachdem er durch den Save—Donauübergang völlig überrascht worden war, weiter rückwärts zwischen Lazarevac-Petrovac den ersten größeren Widerstand auf der ganzen Linie leisten. Die Gestaltung des Geländes und das Auftreten stärkerer Kräfte auf ganzer Front — es standen allmählich über hunderttausend Mann Serben gegen deutsch-österreichisch-ungarische Truppen im Kampf — berechtigten zu dieser Vermutung. Dann mußte es auch im Interesse des Serben liegen, die langsam sich vorwärts bewegende Walze des Feindes zum Stehen zu bringen und die Hauptquelle jeglichen Nachschubes an Kriegsmaterial allerart, die Stadt Kragujevac, zu schützen. Konnte auch kein dauernder Schutz gewährt werden, mußte man doch Zeit gewinnen, die dort aufgespeicherten Schätze weiter rückwärts zu verlegen. Schon der Besuch der Flieger, die mit Vorliebe ihre Bombengrüße auf die Arsenale und Magazine von Kragujevac sandten, brachte empfindlichen Schaden mit sich, die Stadt aber dem Feinde zu überlassen, in der die einzigen Waffen- und Munitionsfabriken sich befanden, das war für einen Staat, dessen Zufuhr an Kriegsmaterial nur mehr über Montenegro und Albanien erfolgen konnte, ein unersetzlicher Verlust.

Ein Widerstand beiderseits der Morawa und weiter westlich bis an die Lubacowka erschien um so aussichtsreicher, als er zunächst nur frontal getroffen werden konnte. Noch trennte die Bulgaren die tausend und mehr Meter übersteigende Gebirgsgruppe, und vor einer unmittelbaren schnellen Überflügelung schützte den Feind das unwegsame Gelände entlang der Nilawa. Dort arbeiteten sich jene Truppen, die schon in den Kämpfen um die Anatemahöhe Lorbeer erworben hatten, nur langsam vorwärts. Schon schien es, wie wenn der Serbe die Schwäche des deutschen Heeres auf seinem linken Flügel erkannt hätte, und mit einer Offensive größeren Stils aus südöstlicher Richtung drohe. Mit überwältigender Kraft warf er Bataillon um Bataillon gegen den Heeresflügel. In heißem Ringen galt es hier, der Überlegenheit standzuhalten und den stellenweise schon eingedrungenen Feind wieder aus den notdürftig geschaffenen Stellungen herauszuwerfen. Ein heißer Kampf tobte mehrere Tage. Aber die Führung ließ sich hierdurch in den einmal gefaßten Entschlüssen nicht irremachen. Trotz der Gefahr vom Osten her strebten die Truppen beiderseits der Morawa, fest vertrauend auf den Mut und die Standhaftigkeit ihrer im Kampf stehenden Kameraden und beseelt von dem Willen zum Siege, ihrem Ziele zu. Und durch dieses Vorwärtsschreiten in der einmal angesetzten Richtung brachen sie den feindlichen Stoß, der wohl dazu angesetzt war, starke Kräfte auf sich zu ziehen und dadurch die gesamte Offensive zum Stehen zu bringen. Nunmehr war auch frontal kein Aufhalten mehr. Die Stellungen, die man anfangs zu halten hoffte, konnten einem Feind, dessen Stärke man vorher nie geahnt hatte, kein Halt gebieten. An einen Ausbau war aber jetzt nicht mehr zu denken. Dicht auf den Fersen folgten die Verbündeten. Der Weg nach Kragujevac war offen.

Je mehr unsere Truppen in das Herz Serbiens drangen, um so ungangbarer wurden die Wege, um so größer die Entbehrungen. Konnte man im Tal der Morawa noch von mangelhaften Straßen im europäischen Sinne sprechen, weiter östlich und westlich fehlte jeder Begriff für die Wege, die der Truppe zum Vormarsch zugemutet werden mußten. Auf lehmige, zum Teil tief eingeschnittene Pfade, die eines jeden Unterbaues entbehrten, war man mit seinem ganzen Troß angewiesen. Strecken, deren Zurücklegen in der Ebene wenige Stunden erforderte, mußten im tagelangen mühevollen Marsch durchrungen werden. An regelmäßigen Nachschub war nicht mehr zu denken. Was nach vorne gekarrt werden konnte, war Munition. Eisen ging vor Verpflegung. Zum Teil mit zehn Pferden bespannt, unter Beihilfe ganzer Kompagnien, wurden die Geschütze einzeln in Stellung gebracht. Manches brave Tier, das noch vor kurzem die Straßen des Westens oder Ostens geschmückt hatte, sank hier im Lehm und Schlamm erschöpft zusammen. Pferdefutter gab es von rückwärts schon lange nicht mehr; man konnte froh sein, den Menschen das Nötige zuführen zu können. Hin und wieder sorgte das Land für die Ernährung der Truppe. Obwohl die serbische Regierung den Abtransport des reichlichen Viehbestandes in das Innere des Landes organisiert hatte, gab es doch Gegenden, in denen noch mancher Vierfüßler in die Feldküche wandern konnte, zum Teil trieb der starke Schnee, der auf den Bergen fiel, das Vieh unseren Feldgrauen in die Arme. Ohne zu murren, gaben auch die Einwohner ihr letztes dem Sieger, um ihn selbst dann flehentlich zu bitten, sie vor Hunger zu bewahren. Die vermutete Heimtücke des serbischen Volkes war zur Mythe geworden, wohl hatten vereinzelt Einwohner versucht, einen Hinterhalt zu bereiten; sie haben ihr Verbrechen gebüßt. Im allgemeinen ertrugen die Zurückgebliebenen das über sie verhängte Schicksal mit Würde. Wer als Serbe, Soldat oder Nichtsoldat, im ehrlichen Kampfe in die Hände des Siegers geriet, wurde behandelt, wie es sich dem gegenüber geziemt, der für sein Vaterland dem Tod ins Auge sieht.

Am 1. November 4 Uhr 30 Minuten vormittags wurde durch einen Parlamentär einem Zuge der siebenten Kompagnie eines deutschen Reserve-Infanterieregiments beim Petrovacka-Wirtshaus die Stadt Kragujevac feierlich übergeben.

Die Gemeindevertretung hatte sich am 27. Oktober einstimmig aus eigenem Antrieb entschlossen, die Tore der Stadt ohne Widerstand den verbündeten Truppen zu öffnen, vertrauend auf die Menschenliebe der Sieger und um das Leben vieler Tausende von Kindern, Frauen und Greisen vor den Kriegsgreueln zu retten. Hin und wieder kam es zu kurzen Zusammenstößen mit zurückgebliebenen plündernden Komitatschis, sonst verhielt sich die Stadt ruhig, durch die noch im Laufe desselben Morgens die Massen der Infanterie gegen die die Stadt überragenden, vom Feinde besetzten Höhen vorgingen. Auch hier zog der Serbe, ohne erheblichen Widerstand zu leisten, ab. Dagegen bedurfte es äußerst heftiger Kämpfe, um den Feind aus seinen gut ausgebauten Stellungen auf den Höhen von Bagrdan zu werfen. Mit dem Vorrücken der Verbündeten beiderseits Kragujevac war auch ein längeres Halten für die Serben am Timok unmöglich geworden. Die gut ausgebauten Befestigungen von Knjazevac und Zajecar, vor denen sich der reißende Fluß hinzog, hatten den tapferen Bulgaren an dieser Stelle den Eintritt in serbisches Gebiet verwehrt. Jetzt im Rücken bedroht, mußten die Serben dem immer wieder anstürmenden feindlichen Nachbar das Feld räumen. In der dem Sohn der Berge eigenen Gewandtheit strebten sie durch das unwirtliche Hochland ihren Kameraden zu, die sich dem westlichen Morawatal näherten. Noch war die Macht des Feindes nicht gebrochen, noch war von Auflösung nichts zu merken. Wohl brachte jeder Tag allerorten Gefangene, die vor Hunger und erschöpft die eigene Sache für verloren erklärten, das Gros der serbischen Armee aber war noch in der Hand ihrer Führer, mit ihm konnte ein Durchbruch vielleicht über Pristina, Skoplje (Üsküb), gedeckt durch eine schützende Wand an der östlichen Morawa, Aussicht auf Erfolg haben. Mußte dann eine Armee, die immer noch über 100000 Mann und den größten Teil ihrer Geschütze verfügte, den Kampf aufgeben, wo einstweilen nur schwache bulgarische Kräfte den Weg zum Bundesgenossen verlegen konnten? Um so mehr kam es für die drei verbündeten Armeen, die sich jetzt bei Paracin die Hand gereicht hatten, darauf an, im rücksichtslosen Fortschreiten zu bleiben. Durch den Anschluß der Bulgaren an den linken Flügel der Deutschen war auch der unmittelbare Einfluß des Feldmarschalls über die ihm unterstellten Heereskörper sichergestellt. Während früher zur Armee des Generals Bojadjieff der durch Witterungseinfluß oft behinderte Funke die Anweisungen übermittelte oder unsere kühnen Flieger im Kampf mit den unberechenbaren Windströmungen jener Gebirgstäler für den Nachrichtenaustausch Sorge trugen, war jetzt der Verkehr von Truppe zu Truppe möglich. Schulter an Schulter in einer zusammenhängenden Linie von der Grenze Montenegros bis zum Timok schoben die drei Armeen den Feind vor sich her nach Süden. Der König der schwarzen Berge schien sich nicht auf Abenteuer einlassen zu wollen. An der westlichen Morawa kam es zu erbitterten Kämpfen. Die nördlich und südlich das breite Flußtal krönenden Höhen können von heldenmütigen Opfern reden, die Deutsche und Österreicher in treuer Waffenbrüderschaft gebracht haben, unvergeßlich bleibt jener siegreiche Kampf eines Bataillons gegen eine zwölffache Überlegenheit an dem Wege Kragujevac—Kraljevo. 4 Geschütze, 1300 Gewehre und der Abzug der Serben war der wohlverdiente Lohn. Engverknüpft sind die Orte Cacak und der Übergang bei Trstenik mit den tapfer geführten österreichisch-ungarischen Waffen. Die Geschichte der einzelnen Truppenteile wird später einmal Zeugnis von dem ablegen, was hier an Mut und Heldentum vollbracht worden ist.

Wo der Serbe angegriffen wurde, wehrte er sich verzweifelt. Bisher war es der zweifellos sehr guten serbischen Führung fast immer gelungen, durch die Nachhutkämpfe Zeit zu gewinnen, um die Masse des Heeres in Sicherheit zu bringen. Jetzt wurden aber die Nachhuten überrannt und der Angriff ging weiter gegen die Hauptkraft des Gegners.

Die Verwirrung und Auflösung der serbischen Armee steigerte sich mehr und mehr. Namentlich an den Bahnhöfen und Brücken von Kraljevo und Krusevac ging diese Auflösung fast bis zur Panik. Immer wieder versuchten Eisenbahnzüge mit Material allerart den Bahnhof Kraljevo zu verlassen, um nach Osten durchzukommen. Das Sperrfeuer deutscher Geschütze hinderte aber bald jeden Verkehr auf der Strecke, so daß alles in die Hände der Verbündeten fiel. Die Zahl der Gefangenen steigerte sich von Stunde zu Stunde, ebenso die Zahl der genommenen Geschütze. Der Anfang vom Ende der serbischen Armee war gekommen.

An ein Operieren, an ein Vorschieben der Truppenkörper war nunmehr für die serbische Führung nicht mehr zu denken, der Feind schrieb die Rückzugsrichtung vor. In den Kopaonik, den unwirtlichsten Teil Serbiens, flutete das feindliche Heer in südlicher

und südwestlicher Richtung zurück. Es galt zu retten, was zu retten war. Schon machte sich der seitliche Druck der von der östlichen Morawa unaufhaltsam nachdrängenden Bulgaren verhängnisvoll bemerkbar. Eine Katastrophe drohte. Da stürzten sich westlich Leskovac vier serbische Divisionen unter persönlicher Führung ihres Königs auf den verhaßten Verfolger und schüttelten ihn wieder für eine Weile ab. Am 13. November meldeten Flieger den Abmarsch einer 10 Kilometer langen Infanteriekolonne auf Kursumlija. Der Feind hatte sich der Umfassung entzogen.

Den Serben jetzt noch mit der ganzen bisherigen Kraft zu folgen, erübrigte sich, da mit einem ernstlichen Widerstand größerer Massen nicht mehr zu rechnen war. Abgesehen davon stieß das Nachführen von Munition und Verpflegung bei dem schnellen Folgen und den trostlosen Witterungsverhältnissen auf derartige Schwierigkeiten, daß die vierfache Anzahl von Nachschubmitteln nicht genügte, das Nötigste heranzuschaffen. Was bisher zum Transport für ein Korps genügte, es reichte kaum mehr für eine Brigade aus. Kolonnen konnten nur selten mehr verkehren, man war zumeist auf Tragtiere angewiesen. Trotzdem durfte nicht locker gelassen werden. Brandenburger, Bayern, Thüringer und Preußen waren es, die gemeinsam mit ihren Bundesbrüdern den letzten Teil Altserbiens kämpfend durchmaßen, den selbst die Reste des feindlichen Heeres nicht billig hergaben. Manch harter Gegenstoß mußte hier ausgefochten werden, manch erstem Ansturm folgte ein zweiter, ein dritter, um eine Höhe, einen Abschnitt sein eigen nennen zu können. Die Zeichen der Auflösung mehrten sich. Täglich wurden neue Gefangene eingebracht, in Zivilkleidern ging man massenweise zum Sieger über, Hunderte von feindlichen Verwundeten, notdürftig versorgt, wurden in sorgsame Pflege genommen; deutsche und österreichische Gefangene wurden von ihren Brüdern befreit.

Als in der zweiten Hälfte des November der letzte serbische Soldat die Grenze seines Mutterlandes überschritt und ihm somit der heimische Boden entzogen war, da brach seine letzte Kraft zusammen. Von den Bewohnern Neuserbiens, die nur gezwungen das Joch ihres einstigen Besiegers trugen, war kaum etwas Gutes zu erwarten. Den Feind dicht auf den Fersen, den Eingeborenen im Hinterhalt, Entbehrungen allerart im Gefolge, so zogen die Trümmer des Serbenheeres über jenes Amselfeld, das schon einmal zum Verhängnis geworden war. Bei Pristina und Mitrovica ward die Macht der Serben gebrochen, der Mord von Sarajevo blutig gerächt.

Das einstige Königreich, weit über 150000 Gefangene und mehr als 500 Geschütze sind der Siegespreis.

Aber auch manch einen der Unsrigen, der für diesen Siegespreis in treuer Pflichterfüllung sein letztes hergab, drückt heute die Last fremder Erde. Jenen Helden gebührt vor allem der Dank des Vaterlandes für den siegreichen Feldzug.

Die Kämpfe bei Les Eparges.

II.

27. Juni bis 6. Juli 1915*).

Der letzte Bericht über die Ereignisse aus den Maashöhen schloß mit dem Hinweis darauf, daß weitere Unternehmungen der Franzosen zur Wiedergewinnung der ihnen entrissenen wichtigen Stellungen bei Les Eparges zu erwarten seien. Schon der folgende Tag brachte die Bestätigung. Seither dauern die erbitterten Kämpfe dort fort. Die furchtbare Wirkung der beiderseitigen schweren Artillerie und der Wurf- und Erdminen hat das Kampfgelände wie bei Combres jetzt auch bei Les Eparges und bei der Grande Tranchée de Calonne in ein Chaos von Steingeröll und Felsplatten, Baumstümpfen und Gestrüpp, durchsetzt mit Knäueln von zerschossenem Stacheldraht, vernichtetem Gerät allerart verwandelt. Dazwischen gesprengte Trichter, die das Gelände schluchtartig zerreißen. Da ist die Aufgabe gleich schwer: für den Verteidiger, sich einzurichten in widerstandsfähigen Gräben, für den Angreifer, sich durch das Trümmerfeld hindurchzuarbeiten.

So einförmig die folgende Beschreibung der Kämpfe bei Les Eparges auch klingen möge, so anspannend und aufzehrend sind die Ereignisse für den, der sie zu erleben hat. Die Kämpfe legen ein beredtes Wort ab von dem inneren Wert unserer Truppen, die tagelang in ihren Gräben das feindliche Feuer über sich ergehen lassen mußten und doch stets bereit blieben, in ihren verschütteten Stellungen dem Feind, wo er sich vorwagte, die Stirn zu bieten.

Nach starkem Artilleriefeuer gegen unsere Stellungen von Les Eparges bis über die Tranchée hinaus erfolgten am 27. Juni mittags zwei Angriffe gleichzeitig, der eine gegen unsere neugewonnenen Stellungen südwestlich von Les Eparges, der andere östlich der Tranchée. Beide wurden abgewiesen. Am Abend griff der Feind abermals, und zwar diesmal unsere Nordfront in ihrer ganzen Ausdehnung an. Auch dieser Angriff wurde zurückgeschlagen.

*) Der erste Teil dieses Aufsatzes, der die Tage vom 20. bis 26. Juni 1915 behandelt, ist schon im Anhang zu Band III (Seite 93) abgedruckt.

Während der Nacht zum 28. brachten die Franzosen zur Verstärkung ihrer Artillerie weitere Geschütze schweren Kalibers zur umfassenden Wirkung gegen unsere neuen Stellungen bei Les Eparges und gegen die bisherige Kampfstellung an der Tranchée in Stellung. Am 28., mit Beginn des Morgengrauens, eröffneten sie alsdann ein mörderisches Feuer gegen unsere gesamte vordere und rückwärtige Linie. Kurz nach 8 Uhr vormittags unternahmen sie aus der Sonvauxschlucht heraus einen Angriff gegen unsere Höhenstellung bei Les Eparges, den wir ohne allzu große Mühe zurückweisen konnten. Den gleichen Mißerfolg hatten vier weitere, im Laufe des Tages gegen die gleiche Einbruchsstelle angesetzte Angriffe. Der Tag hatte dem Feind zwar wiederum sehr schwere Verluste, aber nicht den geringsten Erfolg gebracht. An der Tranchée fanden Angriffsunternehmungen an diesem Tage von keiner Seite statt.

In der Nacht zum 29. erfolgte ein außerordentlich starker Feuerüberfall auf unsere Stellungen von Combres bis über die Tranchée hinaus. Ein französischer Angriff schien geplant. Unser Feuer verhinderte aber seine Ausführung. Nur östlich der Tranchée stießen die Franzosen noch in der Nacht in schmaler Front vor. Der Angriff brach in unserem Feuer zusammen. Den ganzen Tag lagen dann unsere Stellungen unter heftigem Feuer. Um 12 Uhr mittags griff der Feind erneut bei Les Eparges an. Er verwendete hierzu diesmal besonders starke, anscheinend von anderen Stellen fortgezogene Kräfte. Aber auch mit ihrer Hilfe gelang ihm ein Einbruch in unsere Stellungen nicht. Dieser, wie drei weitere im Laufe des Nachmittags unternommene Vorstöße wurden wiederum mit schweren Verlusten für die Franzosen abgewiesen. Während des Restes des Tages und die ganze Nacht hindurch belegte der Feind unsere gesamten Stellungen mit äußerst heftigem Feuer. Auch sämtliche in die Côtes Lorraines hineinführenden Straßen, sowie die schon längst nicht mehr von uns bewohnten Dörfer auf diesen Höhen und an ihrem Fuß am Rande der Woëvre-Ebene wurden wieder ausgiebig mit Feuer bedacht.

Auch am 30. Juni wurde bei Fortsetzung der starken Beschießung ein Angriffsversuch nochmals wiederholt. Dann schien der Feind das Aussichtslose seiner immerwährenden Angriffe eingesehen zu haben. Vielleicht waren auch seine außerordentlich starken Verluste oder Munitionsmangel die Veranlassung dafür, daß er vom Abend des letzten Junitages an in seinen Bemühungen zur Wiedereroberung der verlorenen Höhe nachließ. Der 1. Juli verlief verhältnismäßig ruhig. Wer jedoch als ein Neuling in unseren Kampfverhältnissen an diesem Tage sich unseren Stellungen auf den Maashöhen genähert hätte, der hätte wohl geglaubt, daß an den viel umstrittenen Punkten neue schwere Kämpfe im Gange wären. Denn selbst, wenn das Feuer dort nachläßt, ist der Eindruck auf jeden, der nicht an die ununterbrochenen Nahkämpfe und den Widerhall des Feuers aller Kaliber in den dortigen Schluchten gewöhnt ist, der einer regelrechten großen Schlacht. Von Ruhe ist dort Tag und Nacht keine Rede. Wie die Franzosen in verzweifelter Anstrengung alles daran setzen, ihre dort erlittenen Mißerfolge durch, wenn auch noch so kleine, Gewinne wieder auszugleichen, so ermangeln auch wir nicht, ihre immer wiederholten Unternehmungen durch rechtzeitige Beschießung der Orte, an denen sie ihre Angriffstruppen bereitstellen, ihrer Sturmkolonnen und der Gräben vorderer und hinterer Linie, aus denen die zum Angriff angesetzten Kräfte vorgetrieben werden, unter wirkungsvolles Feuer zu nehmen. Eine besonders lohnende Aufgabe fällt hierbei den Fliegern zu.

In dem Wald- und Berggelände, das die unmittelbare Beobachtung außerordentlich erschwert, zum großen Teil gänzlich ausschließt, müssen Führer und Truppen sich auf die Meldungen verlassen, die unsere wackeren Flieger ihnen erstatten. Stundenlang kreisen sie über den ihnen zugewiesenen Aufklärungsabschnitten, beobachten und melden mit verabredeten Zeichen jede Bewegung feindlicher Batterien oder einzelner Geschütze. Der Gegner wiederum kennt die Gefahren, die ihm der feindliche Flieger bringt. Er weiß genau, daß er binnen kurzem das Ziel der feindlichen Artillerie sein wird. Die Bekämpfung der Flieger lassen sich daher beide Parteien angelegen sein. Neben den besonders hierfür bestimmten Batterien, unter Umständen auch Infanterieabteilungen und Maschinengewehren, fällt diese Aufgabe neuerdings besonderen Kampfflugzeugen zu. An anderer Stelle ist bereits festgestellt worden, daß die deutschen Flieger im Luftkampf unzweifelhaft die Überlegenheit über die feindlichen Kampfflugzeuge errungen haben. Auch hier, zwischen Maas und Mosel, haben wir den gleichen Erfolg zu verzeichnen. Vor kurzem gelang es einem unserer Kampfflieger, in der Gegend von Essey ein französisches Flugzeug herunterzuschießen. Wo deutsche Kampfflugzeuge erscheinen, räumt seit diesem und anderen Erfolgen der französische Flieger jetzt ohne Besinnen die Luft und gibt damit seine Unterlegenheit zu.

Am 2. Juli hatten wir Gelegenheit, die Tätigkeit unserer und der französischen Flieger ausgiebig zu beobachten. Wie die Ereignisse der nächsten Tage zeigten, hatte der Feind seine Artillerie zur Bekämpfung unserer Stellungen auf den Maashöhen verstärkt und benützte den Tag vorzugsweise dazu, seine neuen Batterien gegen unsere Stellungen und Anmarschwege mit Hilfe von Fliegern einzuschießen, soweit unsere aufmerksamen Kampf-

flugzeuge dies zuließen. Mit einer Fortsetzung der dortigen Kämpfe war demnach zu rechnen. Noch während der Nacht steigerte der Feind sein Feuer nicht nur gegen die bisherigen hauptsächlichsten Angriffsziele, sondern auch gegen unsere benachbarten Stellungen auf der Combreshöhe und weiter nordöstlich in der Ebene bis Marchéville und Maizeray.

Der 3. Juli brachte erneute Infanterieangriffe, eingeleitet jedesmal durch heftiges Feuer, besonders mit Stickgasgeschossen, und begleitet durch einen Hagel von Handgranaten, deren Anwendung bei den Franzosen neuerdings besonders beliebt ist. Viermal griff der Feind an diesem Tage bei Les Eparges heftig an. Ebensooft wurde er mit blutigen Köpfen in die Flucht geschlagen.

Es schien dann, als ob er die Unmöglichkeit, hier einzudringen, allmählich eingesehen und alle weiteren Versuche aufgegeben habe. Denn der 4. und 5. Juli brachte nur Artilleriekämpfe. Aber schon am Abend des 5. Juli ließ die zunehmende Heftigkeit des feindlichen Feuers eine Wiederholung von Infanterieangriffen vermuten.

Nachdem am späten Abend des 5. Juli die zweimaligen Versuche, in unsere Stellungen einzubrechen, an der Wachsamkeit unserer Grenadiere gescheitert waren, brachte der 6. Juli wieder einen über den ganzen Tag ausgedehnten besonders schweren Kampf.

Die Erstürmung der Höhe von Ban de Sapt in den Vogesen.

(22. Juni 1915.)

Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Bureau am 1. Juli 1915.

Aus der Linie Chatas—Saales vorbrechend, hatten unsere Truppen Mitte September vorigen Jahres das Vordringen der Franzosen bei Senones, Ménil und Ban de Sapt zum Stehen gebracht. In dieser Linie verwehrten unsere tapferen Bayern zusammen mit ihren preußischen und badischen Kameraden seither dem Feinde jedes Vordringen. Indessen hatte im September unsere Kraft nicht ausgereicht, auch die beherrschende Höhe von Ban de Sapt den Franzosen zu entreißen. Seitdem bildete sie den Brennpunkt der Kämpfe auf dieser Front.

Die Franzosen verstärkten ihre Anlagen oben auf dem Berge immer mehr und machten aus ihm nach und nach eine regelrechte Festung. Von dort aus hielten sie das Gelände bis weit hinter unsere Stellungen dauernd unter Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, so daß wir unsere vorderen Linien nur durch Laufgräben oder bei Nacht erreichen konnten. Wir lagen unten auf dem halben Hange des Berges, entschlossen, nicht einen Schritt breit zurückzuweichen, sondern, sobald die Kräfte reichten, die Höhe in unseren Besitz zu bringen. So entspann sich ein zäher Kampf, der seit Ende des Jahres 1914 ein Stück der französischen Stellung nach dem anderen in unseren Besitz brachte. Alle Mittel des Nahkampfes kamen zur Anwendung. Man bekämpfte sich Tag und Nacht über und unter der Erde. Vielfach lagen die Schützengräben auf 20 Meter und weniger einander gegenüber. Ungewöhnlich starke Drahthindernisse, bis zu $1^1/_2$ Meter Höhe, umgaben die Bollwerke der Franzosen, und trennten so Freund und Feind. Nur durch ein Gewirr von Gräben der nach und nach vorgetriebenen Infanteriestellungen konnte man unsere vorderen Linien erreichen. Ihrer Eigenart entsprechend hatten hier die unermüdlichen Bayern fast jedem Graben und jedem Waldstück Namen nach einem der ihnen liebgewordenen Führer gegeben. Einen französischen Stützpunkt, in dem eingebaut und wohlverborgen hinter Sandsäcken französische Scharfschützen auf der Lauer lagen, um jeden, der sich unvorsichtig zeigte, abzuschießen, hatten sie „Sepp" getauft. Ihm gegenüber stand der bayerische „Antisepp" mit seiner das Ziel nicht verfehlenden Büchse auf der Lauer.

Endlich war die Angriffsarbeit so weit gediehen, daß dem Feinde die Höhe endgültig entrissen werden konnte. Lange und eingehende Vorbereitungen waren dazu erforderlich gewesen. Der Feind sollte überrascht werden. Unbedingte Geheimhaltung und genaues Zusammenwirken von Artillerie und Infanterie waren Vorbedingung für ein glückliches Gelingen des beabsichtigten Planes. Der Erfolg war glänzend. Am 22. Juni 1915, Punkt 3 Uhr nachmittags, nach vorher genau gestellten Uhren, wurde die Höhe von Ban de Sapt und das dahinterliegende Dorf Fontenelle, in dem die französischen Reserven vermutet wurden, planmäßig unter Feuer genommen. Gleichzeitig erhob die „ultima ratio regis" vom leichten Feldgeschütz bis zum schweren Mörser ihre eherne Stimme, um die verderbenbringenden Geschosse in die feindlichen Stellungen zu schicken. Preußische, bayerische, sächsische und badische Artillerie arbeiteten Seite an Seite. Ein schauerlich schöner Anblick bot sich hier dem Beobachter. Bald sah man eine schwarze Rauchsäule haushoch emporsteigen, bald wirbelten die einschlagenden Geschosse braune Erdwolken, untermischt mit Balken und Brettern, durch die Luft; zeitweise war der ganze Berg in Rauch und Staub gehüllt. Kein lebendes Wesen war zu erkennen.

Den Franzosen war der Angriff derart überraschend gekommen, daß es über eine halbe Stunde dauerte, bis ihre Artillerie das Feuer eröffnete. Wie später ihre Gefangenen aussagten, ist alles bei Beginn des Feuers in die Unterstände geflüchtet. Jede Befehlserteilung und Übermittlung hatte aufgehört. Die Überraschung bei der feindlichen Artillerie war derart, daß sie planlos im Gelände herumstreute und nach unseren aus allen Richtungen dröhnenden Feuerschlünden vergeblich tastete. So währte ein heftiger Artilleriekampf $3^1/_2$ Stunden lang. Punkt 6 Uhr 30 Minuten war der Sturm befohlen. In unaufhaltsamem Vorwärts stürmten die tapferen bayerischen Reservetruppen, unterstützt durch preußische Infanterie und Jäger, vor, preußische und bayerische Pioniere und einzelne auf nächste Entfernung herangezogene Geschütze bahnten ihnen den Weg, wo es noch nötig war. Sobald der Feind sich von der Wirkung unseres Artilleriefeuers erholt hatte, leistete er zähen Widerstand mit Handgranaten, Gewehr und Maschinengewehr. Es half ihm nichts. Die vordersten Sturmabteilungen überrannten vier Grabenreihen des Feindes hintereinander und richteten sich in dem eroberten Gelände mit schneller Spatenarbeit ein, um das mit dem Blute ihrer Kameraden getränkte Gelände zu behaupten. Die folgenden Linien holten aus den Unterständen heraus, was noch lebendig war. Die meisten Gefangenen waren betäubt von der Wirkung der Beschießung. Viele Franzosen lagen unter den Trümmern der zerschmetterten Unterstände begraben. Um 8 Uhr abends war die beherrschende Höhe von Ban de Sapt fest in unserem Besitz. Bald darauf nahm der Feind unsere neuen Stellungen unter lebhaftes Artilleriefeuer, das die ganze Nacht anhielt und sich gegen Morgen zu größter Heftigkeit steigerte. Wohl gelang es den Franzosen, die in ein von ihrem überwältigenden Artilleriefeuer beherrschtes Grabenstück eingedrungenen wackeren Schützen zu überraschen, aber die beherrschende Höhe selbst blieb trotz aller Versuche des Feindes ohne Unterbrechung in ihrem vollen Umfange fest in unsrer Hand.

Mit einem neuen Gegenangriff mußte gerechnet werden. Es war nicht anzunehmen, daß der Feind die monatelang mit schweren Opfern gehaltene Höhe ohne eine größere Kraftanstrengung uns überlassen würde. Am 23. Juni, gegen 9 Uhr vormittags, setzte ein außerordentlich heftiges Feuer von zahlreicher schwerer Artillerie gegen die neugewonnene Stellung ein. Das Heranziehen von Verstärkungen wurde gemeldet, der beabsichtigte Gegenangriff stand bevor. Woher er kommen mußte, war klar, die Geschütze standen feuerbereit, um die feindlichen Linien zu empfangen. Nach 10 Uhr versuchten dichte Schützenschwärme aus dem Dorfe Fontenelle und dem Walde westlich der Höhe gegen unsere Stellung vorzubrechen, wurden jedoch bereits im Anlauf derart mit Artilleriefeuer überschüttet, daß der Angriff blutig zusammenbrach. Wer nicht tot oder verwundet liegen blieb, flüchtete in den Wald oder in das Dorf Fontenelle zurück. Die dort sichtbaren Reserven wurden durch unsere mitten hineinschlagenden Granaten zersprengt. Nach diesem mit großen Verlusten abgewiesenen Versuch hat der Feind weitere Angriffe unterlassen. Die in dem französischen amtlichen Bericht angegebene Eroberung von vier Maschinengewehren ist glatt erfunden. Nicht ein einziges unserer Maschinengewehre ist verloren gegangen. Dagegen erbeuteten wir 278 Gefangene, 2 Revolverkanonen, 4 Maschinengewehre, 7 Minenwerfer verschiedener Größe und eine große Menge von Munition und Kriegsmaterial allerart, das die Franzosen während langer Monate in ihren Stellungen aufgehäuft hatten. Wahrscheinlich liegt noch vieles andere verschüttet in den französischen Unterständen.

Ein französischer Fliegerbefehl.

Veröffentlicht durch Wolffs Telegraphisches Bureau am 19. August 1915.

Ein bei Mülhausen gefangen genommener französischer Flieger, der am Bombenabwurf über Freiburg teilgenommen hatte, hatte folgende selbstgeschriebene Notiz:

„Capitaine Happe a ordonné de lancer des bombes sur Fribourg.

Sur la demande du bombardier, sur quel point de la ville il fallait les laisser tomber, a répondu: n'importe pas où, pourvu que ça fasse des victimes boches."

Auf deutsch: „Der Kapitän Happe (das war der Führer der Angriffskadrille M. F. 29 aus Belfort) hat den Bombenabwurf über Freiburg befehligt. Auf die Frage des Bombardiers, auf welche Teile der Stadt die Bomben geworfen werden sollten, hat er geantwortet: Gleichgültig wo, wenn ihnen nur Boches zum Opfer fallen."

Dieser Befehl lüftet den Schleier über Absicht und Grundzug der französischen Fliegerangriffe auf Ortschaften, die außerhalb des Operationsgebietes liegen.

Er ist gegeben von dem Offizier einer Nation, die Achtung vor dem Völkerrecht, vor Kultur und Menschlichkeit zu haben und nach ihr zu handeln heuchlerich zu behaupten wagt.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 30. Mai. — An der Irakfront keine Veränderung. — An der Kaukasusfront vertrieben wir Erkundungsabteilungen, mit denen der Feind gegen unsere Stellungen vorgehen wollte. Auf dem linken Flügel kam es nur zu örtlichen Artilleriekämpfen. Am 29. Mai warfen feindliche Flugzeuge dreißig Bomben auf einige Stadtviertel von Smyrna, wobei sie mehrere Personen teils töteten, teils verletzten und einige Häuser beschädigten. — Am 27. Mai gingen ein feindliches Torpedoboot und feindliche Flugzeuge gegen El Arisch vor. Die von dem Flugzeug geschleuderten Bomben verletzten sieben Personen. Zwei unserer Flugzeuge griffen das Schiff und die Flugzeuge des Feindes vor El Arisch an. Sie warfen mit Erfolg Bomben ab und feuerten aus Maschinengewehren.

Türkische Angriffe im Kaukasus.

Konstantinopel, 31. Mai. — An der Kaukasusfront auf dem rechten Flügel kein Ereignis, abgesehen von unbedeutendem Infanteriefeuer. Die Offensive, die wir am 30. Mai, morgens, aus der allgemeinen Richtung von Tuzladere und Mamachatun gegen die russischen Stellungen 8 Kilometer westlich, 6 Kilometer südlich und 18 Kilometer südöstlich von Mamachatun in einer Ausdehnung von 30 Kilometer unternahmen, ist von Erfolg gekrönt gewesen. Da diese Operationen fast überraschend durchgeführt wurden, wurden die Russen gezwungen, sich in diesem Abschnitt zurückzuziehen, teils nach Osten, teils nach Nordosten, ohne daß es ihnen an mehreren Stellen gelang, irgendwelchen Widerstand zu leisten, und mit dem Ergebnis, daß die Ortschaft Mamachatun von uns besetzt wurde. Angriffe, die die Russen mit einem Teile ihrer Streitkräfte als Erwiderung auf unsere Offensive im Abschnitt von Tschoruk und auf dem linken Flügel unternahmen, wurden nach Artillerie-, Infanterie- und Bombenkampf zurückgewiesen. — Ein Monitor und zwei Torpedoboote des Feindes bombardierten aus einiger Entfernung mehrere offene Dörfer auf dem westlichen Teil der Insel Keusten. Einige Häuser wurden dadurch leicht beschädigt und ein Bauer wurde verwundet.

Angriffe auf „Toter Mann“.

Großes Hauptquartier, 1. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nördlich und südlich von Lens herrschte auch gestern lebhafte Artillerietätigkeit. Links der Maas setzten die Franzosen abends erhebliche Kräfte zum Angriff gegen den „Toten Mann“ und die Cauretteshöhe an. Am Südhang des „Toten Mannes“ gelang es ihnen, in etwa 400 Meter Ausdehnung in unserem vordersten Graben Fuß zu fassen, im übrigen sind die mehrfachen feindlichen Anstürme unter den schwersten Verlusten abgeschlagen. Rechts der Maas wurden die Artilleriekämpfe fortgesetzt. Östlich von Obersept drang eine deutsche Erkundungsabteilung in etwa 330 Meter Breite und 300 Meter Tiefe in die französische Stellung ein und kehrte mit Gefangenen und Beute zurück. Ein englischer Doppeldecker wurde westlich von Cambrai im Luftkampf abgeschossen. Die Insassen (Offiziere) sind verwundet gefangen genommen. — Im französischen Tagesbericht vom 29. Mai 3 Uhr nachmittags wird behauptet, am 28. Mai seien fünf deutsche Flugzeuge durch die Tätigkeit der französischen Flieger und Abwehrgeschütze vernichtet worden. Wir beschäftigen uns seit langem nicht mehr mit der Richtigstellung feindlicher Berichte, möchten in diesem Falle aber, wo es sich um die Leistungsfähigkeit der jungen Fliegerwaffe handelt, doch bemerken, daß weder an dem genannten Tage, noch in der vorhergehenden Woche überhaupt irgendein deutsches Flugzeug durch feindliche Einwirkung verloren gegangen ist. — Balkan-Kriegsschauplatz: Ein schwacher feindlicher Angriff an der Südspitze des Dojransees wurde abgewiesen. Bei Brest (nordöstlich des Sees) wurden Serben in englischer Uniform gefangen genommen. (W. T. B.)

Unser Seesieg vor dem Skagerrak.

Berlin, 1. Juni. — Unsere Hochseeflotte ist bei einer nach Norden gerichteten Unternehmung am 31. Mai auf den uns erheblich überlegenen Hauptteil der englischen Kampfflotte gestoßen. Es entwickelte sich am Nachmittag zwischen Skagerrak und Horns Riff eine Reihe schwerer, für uns erfolgreicher Kämpfe, die auch während der ganzen folgenden Nacht andauerten. In diesen Kämpfen sind, soweit bisher bekannt, von uns vernichtet worden: das Großkampfschiff „Warspite“, die Schlachtkreuzer „Queen Mary“ und „Indefatigable“, zwei Panzerkreuzer, anscheinend der „Achilles“-klasse, ein Kleiner Kreuzer, die neuen Zerstörerführerschiffe „Turbulent“, „Nestor“ und „Alcaster“, sowie eine große Anzahl von Torpedobootszerstörern und ein Unterseeboot. Nach einwandfreier Beobachtung hat ferner eine große Reihe englischer Schlachtschiffe durch die Artillerie unserer Schiffe und durch Angriffe unserer Torpedobootsflottillen während der Tagesschlacht und in der Nacht schwere Beschädigungen erlitten. Unter anderen hat auch das Großkampfschiff „Marlborough“, wie Gefangenenaussagen bestätigen, Torpedotreffer erhalten. Durch mehrere unserer Schiffe sind Teile der Besatzungen untergegangener englischer Schiffe aufgefischt worden, darunter die beiden einzigen Überlebenden der „Indefatigable“. Auf unserer Seite ist der Kleine Kreuzer „Wiesbaden“ während der Tagesschlacht durch feindliches Artilleriefeuer und in der Nacht S. M. S. „Pommern“ durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht worden. Über das Schicksal S. M. S. „Frauenlob“, die vermißt wird, und einiger Torpedoboote, die noch nicht zurückgekehrt sind, ist bisher nichts bekannt. Die Hochseeflotte ist im Laufe des heutigen Tages in unsere Häfen eingelaufen.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Neue Erfolge gegen die Italiener.

Wien, 1. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Unsere Stellungen in Wolhynien standen gestern wieder mehrere Stunden unter dem Feuer der feindlichen Artillerie. Nachtsüber mehrfach heftiges Vorfeldgeplänkel. Auch an der bessarabischen Front hält die Tätigkeit des Gegners an. — Italienischer Kriegsschauplatz: Unsere im Raume nördlich von Asiago gegen Osten vorrückenden Kräfte haben die Gehöfte Mandriele erreicht und die Straße östlich von Monte Fiara und Monte Baldo überschritten. Östlich von Arsiero wurde der Monte Cengo sowie die Höhen südlich von Cava und Tresche erobert, 900 Italiener, darunter 15 Offiziere, gefangen genommen und 3 Maschinengewehre erbeutet. Bei Arsiero selbst faßten unsere Truppen auf dem südlichen Posinaufer Fuß und wiesen einen starken Gegenangriff der Italiener ab. Ebenso scheiterten feindliche Angriffe auf die Stellungen unserer Landesschützen bei Chiese (im Brandtal) und östlich des Passo Buole. Die Nachlese im Angriffsraum ergab eine Vermehrung der gestern gemeldeten Beute auf 313 Geschütze. Unsere sonstige Gesamtbeute ist noch nicht völlig zu übersehen. Bisher wurden 148 Maschinengewehre, 22 Minenwerfer, 6 Kraftwagen, 600 Fahrräder und sehr große Munitionsmengen, darunter 2250 schwerste Bomben, eingebracht.

Rückzug der Russen im Kaukasus.

Konstantinopel, 1. Juni. — An der Irakfront keine Veränderung. Ein Militärflugzeug griff im Abschnitt von Fellahie zwei feindliche Flugzeuge an und zwang sie durch Maschinengewehrfeuer zur Landung. — An der Kaukasusfront am rechten Flügel unbedeutende Patrouillengefechte. Im Zentrum ließ der Feind infolge unseres am 30. Mai gegen seinen linken Flügel gerichteten Angriffs seine Stellungen vollständig im Stich, um sich 20 Kilometer in nordwestlicher Richtung zurückzuziehen. Unsere Patrouillen verfolgten den Feind. Auf dem linken Flügel wiesen wir einen überraschenden Angriff, den der Feind gegen unsere Stellungen versuchte, leicht ab. — Auf seinem Fluge über die Inseln Imbros und Mavro begegnete eins unserer Flugzeuge einem feindlichen Torpedoboot, auf das es Bomben abwarf, von denen zwei ihr Ziel trafen.

Der Caillettewald gestürmt.

Großes Hauptquartier, 2. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Nach heftiger Steigerung ihres Artilleriefeuers und nach einleitenden Sprengungen griffen starke englische Kräfte gestern abend westlich und südwestlich von Givenchy an. Sie wurden im Nahkampf zurückgeworfen, soweit sie nicht bereits im Sperrfeuer unter großen Verlusten umdrehen mußten. Auf dem Westufer der Maas brachen die Franzosen erneut zum Angriff vor. Sie hatten keinerlei Erfolg. Östlich des Flusses stürmten unsere Truppen den Caillettewald und die beiderseits anschließenden Gräben. Ein heute morgen südwestlich des Vauxteiches mit starken Kräften geführter feindlicher Gegenstoß scheiterte. Es sind bisher 76 Offiziere und über 2000 Mann zu Gefangenen gemacht, sowie 3 Geschütze und mindestens 23 Maschinengewehre erbeutet. Südwestlich von Lille fiel ein englisches Flugzeug mit Insassen unversehrt in unsere Hand. Im Luftkampf wurde ein französischer Kampfeinsitzer über dem Marrerücken zum Absturz gebracht. Ferner in unserem Bereich je ein Doppeldecker über Vaux und westlich Mörchingen. Der gestern gemeldete, westlich Cambrai abgeschossene englische Doppeldecker ist der vierte von Leutnant Mulzer außer Gefecht gesetzte Gegner. — Östlicher Kriegsschauplatz: Ein gelungener deutscher Erkundungsvorstoß aus der Front südlich von Smorgon brachte einige Dutzend Gefangene ein. Südöstlich des Dryswjatysees wurde ein russisches Flugzeug durch Abwehrfeuer vernichtet. (W. T. B.)

Geschützkämpfe in Bessarabien und Wolhynien.

Wien, 2. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Geschützkämpfe an der bessarabischen und an der wolhynischen Front haben stellenweise den Charakter einer Artillerieschlacht angenommen. Auch an der Ikwa entwickelte der Feind gestern erhöhte Tätigkeit. — Italienischer Kriegsschauplatz: Östlich der Gehöfte Mandriele drangen unsere Truppen kämpfend bis zum Grenzeck vor. Im Raume von Arsiero eroberten sie den Monte Barco (östlich des Monte Cengio) und faßten nun auch südlich der Orte Fusine und Posina auf dem Südufer des Posinabaches festen Fuß. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Auf dem linken Ufer der mittleren Vojusa östlich von Vlora (Walona) haben wir eine italienische Abteilung durch Feuerüberfall zersprengt. An der unteren Vojusa Patrouillenkämpfe.

Der Höhenrücken von Zillebeke erstürmt.

Großes Hauptquartier, 3. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Gestern mittag eroberten württembergische Regimenter

im Sturm den Höhenrücken südöstlich von Zillebeke (südöstlich von Ypern) und die dahinterliegenden englischen Stellungen. Es wurden 1 leicht verwundeter General, 1 Oberst und 13 andere Offiziere sowie 350 unverwundete und 168 verwundete Engländer gefangen genommen. Die Gefangenenzahl ist gering, weil der Verteidiger besonders schwere blutige Verluste erlitt und außerdem Teile der Besatzung aus der Stellung flohen und nur durch unser Feuer eingeholt werden konnten. In der Nacht einsetzende Gegenangriffe wurden leicht abgeschlagen. Nördlich von Arras und in der Gegend von Albert dauert der Artilleriekampf an. In der Champagne, südlich von Ripont, brachten unsere Erkundungsabteilungen bei einer kleinen Unternehmung über 200 Franzosen gefangen ein. Westlich der Maas wurden feindliche Batterien und Befestigungsanlagen mit sichtbarem Erfolge bekämpft. Östlich der Maas erlitten die Franzosen eine weitere Niederlage. In den Morgenstunden wurde ein starker Angriff gegen unsere neugewonnenen Stellungen südwestlich des Caillettewaldes abgeschlagen; weiter östlich haben die Franzosen auf dem Rücken südwestlich von Vaux gestern in sechsmaligem Ansturm versucht, in unsere Gräben einzudringen; alle Vorstöße scheiterten unter schwersten feindlichen Verlusten. In der Gegend südöstlich von Vaux sind heftige, für uns günstige Kämpfe im Gange. Am Osthang der Maashöhen stürmten wir das stark ausgebaute Dorf Damloup, 520 unverwundete Franzosen (darunter 18 Offiziere) und mehrere Maschinengewehre fielen in unsere Hand. Andere Gefangene gerieten bei der Abführung über Dieppe in das Feuer schwerer französischer Batterien. Feldartillerie holte über Vaux einen Farmandoppeldecker herunter. Der im gestrigen Tagesbericht erwähnte westlich von Mörchingen abgeschossene französische Doppeldecker ist das vierte von Leutnant Höhndorf niedergekämpfte Flugzeug. — Östlicher und Balkan-Kriegsschauplatz: Außer Patrouillengefechten keine Ereignisse. (W. T. B.)

Noch einmal die Seeschlacht vor dem Skagerrak.

Berlin, 3. Juni. — Um Legendenbildungen von vornherein entgegenzutreten, wird nochmals festgestellt, daß sich in der Schlacht vor dem Skagerrak am 31. Mai die deutschen Hochseestreitkräfte mit der gesamten modernen englischen Flotte im Kampf befunden haben. Zu den bisherigen Bekanntmachungen ist nachzutragen, daß nach amtlichem englischen Bericht noch der Schlachtkreuzer „Invincible“ und der Panzerkreuzer „Warrior“ vernichtet worden sind. Bei uns mußte der Kleine Kreuzer „Elbing“, der in der Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni infolge Kollision mit einem anderen deutschen Kriegsschiff schwer beschädigt worden war, gesprengt werden, da er nicht mehr eingebracht werden konnte. Die Besatzung wurde durch Torpedoboote geborgen bis auf den Kommandanten, 2 Offiziere und 18 Mann, die zur Sprengung an Bord geblieben waren. Letztere sind nach einer Meldung aus Holland durch einen Schlepper nach Ymuiden gebracht und dort gelandet worden. Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 3. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: An der bessarabischen Front und in Wolhynien dauern die Geschützkämpfe unvermindert heftig fort. An einzelnen Stellen wurden auch russische Infanterievorstöße abgeschlagen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Unsere Truppen wiesen einen starken Angriff und mehrere schwächere Vorstöße der Italiener gegen den Monte Barco ab. Ebenso scheiterten wiederholte Angriffe des Feindes auf unsere Stellung bei Grenzeck und östlich der Gehöfte Mandriele.

Erfolge der Türken bei Mamachatun (Kaukasus).

Konstantinopel, 3. Juni. — An der Kaukasusfront auf dem rechten Flügel keine Veränderung. Im Zentrum wurden die Ortschaft Bashekeuy und die Höhen, die nördlich und östlich davon 50 Kilometer südöstlich von Mamachatun, sowie die Höhe 2650, die in den Mairambergen, 16 Kilometer nordöstlich Mamachatun liegen, von uns besetzt. Auf dem linken Flügel wurden starke feindliche Erkundungsabteilungen durch unsere Erkundungsabteilungen zurückgeschlagen. — Östlich von Samos wurde ein Motorboot des Feindes, welches eine Barkasse schleppte, von unserer Artillerie unter Feuer genommen, die Barkasse versenkt und das Motorboot schwer beschädigt und zur Flucht gezwungen. — Unsere Flugzeuge führten vor vier Tagen einen glücklichen Angriff aus gegen ein feindliches Lager bei Rumani in der Nähe des Suezkanals und verursachten dort durch Bomben und Maschinengewehre ernsten Schaden an Leuten und Tieren.

Harte Kämpfe bei Damloup.

Großes Hauptquartier, 4. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Gegen die von uns gewonnenen Stellungen südöstlich von Ypern richteten die Engländer mehrere Angriffe, die restlos abgeschlagen wurden. Der Artilleriekampf nördlich von Arras und in der Gegend von Albert hielt auch gestern an; englische Erkundungsabteilungen wurden abgewiesen; mehrere Sprengungen des Feindes südöstlich von Neuville — St. Vaast waren wirkungslos. Auf dem linken Maasufer wurde ein schwächlicher feindlicher Angriff der Höhe 304 leicht zurückgewiesen, ein Maschinengewehr ist von uns erbeutet. Auf dem Ostufer sind die harten Kämpfe zwischen Caillettewald und Damloup weiter günstig für uns fortgeschritten; es wurden gestern über 500 Franzosen, darunter 3 Offiziere, gefangen genommen und 4 Maschinengewehre erbeutet. Mehrere feindliche Gasangriffe westlich von Markirch blieben ohne die geringste Wirkung. Bombenwürfe feindlicher Flieger töteten in Flandern mehrere Belgier; militärischer Schaden entstand nicht; bei Hollebeke wurde ein englisches Flugzeug von Abwehrkanonen abgeschossen. (W. T. B.)

Der Verlauf der Seeschlacht vor dem Skagerrak.

Berlin, 4. Juni. — Die Hochseestreitkräfte waren vorgestoßen, um englische Flottenteile, die in letzter Zeit mehrfach an der norwegischen Südküste gemeldet worden waren, zur Schlacht zu stellen. Der Feind kam am 31. Mai 4 Uhr 30 Minuten nachmittags etwa 70 Seemeilen vor dem Skagerrak zunächst in Stärke von 4 Kleinen Kreuzern der „Galliope“-Klasse in Sicht. Unsere Kreuzer nahmen sofort die Verfolgung des Feindes auf, der mit höchster Fahrt nach Norden fortlief. Um 5 Uhr 20 Minuten sichteten unsere Kreuzer in westlicher Richtung zwei feindliche Kolonnen, die sich als 6 feindliche Schlachtkreuzer und eine größere Zahl Kleiner Kreuzer und Zerstörer herausstellten. Der Feind entwickelte sich nach Süden. Unsere Kreuzer gingen bis auf etwa 13 Kilometer heran und eröffneten auf südlichen bis südöstlichen Kursen ein sehr wirkungsvolles Feuer auf den Feind. Im Verlaufe dieses Kampfes wurden zwei englische Schlachtkreuzer und ein Zerstörer vernichtet. Nach halbstündigem Gefecht kamen nördlich des Feindes weitere schwere feindliche Streitkräfte in Sicht, die später als fünf Schiffe der „Queen Elizabeth“-Klasse ausgemacht worden sind. Bald darauf griff das deutsche Gros in den Kampf ein. Der Feind drehte sofort nach Norden ab. Die fünf Schiffe der „Queen Elizabeth“-Klasse hingen sich an die englischen Schlachtkreuzer an. Der Feind suchte sich mit höchster Fahrt und durch Abstaffeln unserem äußerst wirkungsvollen Feuer zu entziehen und dabei mit östlichem Kurs um unsere Spitze herumzuholen. Unsere Flotte folgte den Bewegungen des Feindes mit höchster Fahrt; während dieses Gefechtsabschnittes wurden ein Kreuzer der „Achilles“- oder „Shannon“-Klasse und zwei Zerstörer vernichtet. Das hinterste unserer Linienschiffsgeschwader konnte zu dieser Zeit wegen seiner rückwärtigen Stellung zum Feind noch nicht ins Gefecht eingreifen. Bald darauf erschienen von Norden her neue feindliche Streitkräfte. Es waren, wie bald festgestellt werden konnte, mehr als 20 feindliche Linienschiffe neuester Bauart. Da die Spitze unserer Linie zeitweilig ins Feuer von beiden Seiten geriet, wurde die Linie auf Westkurs herumgeworfen. Gleichzeitig wurden die Torpedobootsflottillen zum Angriff gegen den Feind angesetzt. Sie haben mit hervorragendem Schneid und sichtlichem Erfolg bis zu dreimal hintereinander angegriffen. In diesem Gefechtsabschnitt wurde ein feindliches Großkampfschiff vernichtet, während eine Reihe anderer schwere Beschädigungen erlitten haben muß. Die Tagesschlacht gegen die englische Übermacht dauerte bis zur Dunkelheit. In ihr standen — abgesehen von zahlreichen leichten Streitkräften — zuletzt mindestens 25 englische Großkampfschiffe, 6 englische Schlachtkreuzer, mindestens 4 Panzerkreuzer gegen 16 englische Großkampfschiffe, 5 Schlachtkreuzer, 6 ältere Linienschiffe, keine Panzerkreuzer.

Mit einsetzender Dunkelheit gingen unsere Flottillen zum Nachtangriff gegen den Gegner vor. Während der nun folgenden Nacht fanden Kreuzerkämpfe und zahlreiche Torpedobootsangriffe statt. Hierbei wurden ein Schlachtkreuzer, ein Kreuzer der „Achilles“- oder „Shannon“-Klasse, ein, wahrscheinlich aber zwei Kleine feindliche Kreuzer und wenigstens zehn feindliche Zerstörer vernichtet, davon durch das Spitzenschiff unserer Hochseeflotte allein 6. Unter ihnen befanden sich die beiden ganz neuen Zerstörerführerschiffe „Turbulent“ und „Tipperary“.

Ein Geschwader älterer englischer Linienschiffe, das von Süden herbeigeeilt, kam erst am Morgen des 1. Juni nach beendeter Schlacht heran und drehte, ohne einzugreifen, oder auch nur in Sicht unseres Gros gekommen zu sein, wieder ab. (W. T. B.)

Weitere englische Schiffsverluste.

Berlin, 4. Juni. — Am 31. Mai hat eins unserer Unterseeboote vor dem Humber einen modernen großen englischen Torpedobootszerstörer vernichtet. Nach Angabe eines durch uns geretteten Mitgliedes der Besatzung des gesunkenen englischen Zerstörers „Tipperary“ ist der englische Panzerkreuzer „Euryalus“ von unseren Streitkräften in der Seeschlacht vor dem Skagerrak in Brand geschossen und vollständig ausgebrannt.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 4. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Der Feind hat heute früh seine Artillerie gegenüber unserer ganzen Nordostfront in Tätigkeit gesetzt. Das russische Geschützfeuer wuchs am Dnjestr, an der unteren Strypa, nordwestlich von Tarnopol und in Wolhynien zu besonderer Heftigkeit an. Die Armee des Generaloberst Erzherzogs Joseph Ferdinand steht bei Olyka in einem Frontstück von 25 Kilometer Breite unter russischem Trommelfeuer. Ein russischer Gasangriff am Dnjestr verlief für uns ohne Schaden

überall machen sich Anzeichen eines unmittelbar bevorstehenden Infanterieangriffs bemerkbar. — Italienischer Kriegsschauplatz: Da die Italiener auf dem Hauptrücken südlich des Posinatales und vor unserer Front Monte Cengio-Asiago mit starken Kräften hartnäckigen Widerstand leisten, begannen sich in diesem Raume heftige Kämpfe zu entwickeln. Unsere Truppen arbeiten sich näher an die feindlichen Stellungen heran. Östlich des Monte Cengio wurde beträchtlich Raum gewonnen. Der Ort Cesuna liegt bereits in unserer Front. Wo der Feind zu Gegenangriffen schritt, wurde er abgewiesen. Der gestrige Tag brachte 5600 Gefangene, darunter 78 Offiziere, und eine Beute von 3 Geschützen, 11 Maschinengewehren und 126 Pferden ein. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: An der unteren Vojusa zersprengte unser Artilleriefeuer italienische Abteilungen.

Weiterer Rückzug der Russen im Kaukasus.

Konstantinopel, 4. Juni. — Kaukasusfront: Auf dem rechten Flügel nichts außer Zusammenstößen zwischen Erkundungsabteilungen. In der Mitte warfen unsere Truppen trotz der Ungunst der Witterung den linken Flügel des Feindes durch wiederholte Vorstöße nach Osten zurück. Sie befinden sich heute etwa 40 Kilometer östlich von ihren früheren Stellungen. Alle feindlichen Versuche, den Rückzug zu decken oder die wichtigen Stellungen in den Abschnitten, die der Feind hatte räumen müssen, wiederzunehmen, scheiterten an unseren Bajonettangriffen unter schweren Verlusten für den Feind. Gestern machten wir in einem Kampfe 50 feindliche Soldaten zu Gefangenen, darunter 1 Offizier, und erbeuteten 2 Maschinengewehre, eine Menge brauchbarer Waffen und verschiedenes Pioniermaterial. Auf dem linken Flügel Scharmützel zwischen Erkundungsabteilungen. Bei einem Überfall auf eine feindliche Erkundungsabteilung vernichteten wir einen Teil davon und machten den Rest zu Gefangenen. Unsere Artillerie verursachte durch überraschendes wirksames Feuer Verwirrung und Verluste in feindlichen Unterständen.

Die Luftkämpfe im Mai.

Großes Hauptquartier, 5. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Engländer schritten gestern abend erneut gegen die von ihnen verlorenen Stellungen südöstlich von Ypern zum Angriff, der im Artilleriefeuer zusammenbrach. Ebenso scheiterte ein nach Gasvorbereitung unternommener schwächlicher französischer Angriff bei Prunay in der Champagne. Auf dem Westufer der Maas bekämpfte unsere Artillerie mit gutem Ergebnis feindliche Batterien und Schanzanlagen; französische Infanterie, die westlich der Straße Haucourt—Esnes gegen unsere Gräben vorzukommen versuchte, wurde zurückgeschlagen. Auf dem rechten Ufer dauert der erbitterte Kampf zwischen dem Caillettewalde und Damloup mit unverminderter Heftigkeit an. Der Feind versuchte, uns die in den letzten Tagen errungenen Erfolge durch den Einsatz von Infanteriemassen streitig zu machen. Die größten Anstrengungen macht der Gegner im Chapitrewalde, auf dem Fuminrücken (südwestlich vom Dorfe Vaux) und in der Gegend südöstlich davon. Alle französischen Gegenangriffe sind restlos unter den schwersten feindlichen Verlusten abgewiesen. Deutsche Erkundungsabteilungen drangen an der Yser, nördlich von Arras, östlich von Albert und bei Altkirch in die feindlichen Stellungen ein; sie brachten 30 Franzosen, 8 Belgier und 35 Engländer unverwundet als Gefangene ein; ein Minenwerfer ist erbeutet. — Im Luftkampf wurde über dem Marrerücken, über Cumières und Fort Souville je ein französisches Flugzeug zum Absturz gebracht. — Die Kämpfe unserer Flieger im Monat Mai waren erfolgreich. Feindliche Verluste: Im Luftkampf 36 Flugzeuge, durch Abschuß von der Erde 9 Flugzeuge, durch unfreiwillige Landung hinter unserer Linie 2 Flugzeuge, zusammen 47 Flugzeuge. Eigene Verluste: Im Luftkampf 11 Flugzeuge, durch Nichtrückkehr 5 Flugzeuge, zusammen 16 Flugzeuge. (W. T. B.)

Beginn der neuen russischen Offensive.

Wien, 5. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Der seit längerem erwartete Angriff der russischen Südwestheere hat begonnen. An der ganzen Front zwischen dem Pruth und dem Styr-Knie bei Kolki ist eine große Schlacht entbrannt. Bei Okna wird um den Besitz unserer vordersten Stellungen erbittert gekämpft. Nordwestlich von Tarnopol gelang es dem Feinde vorübergehend an einzelnen Punkten in unsere Gräben einzudringen. Ein Gegenangriff warf ihn wieder hinaus. Beiderseits von Kozlow (westlich von Tarnopol) scheiterten russische Angriffe vor unseren Hindernissen, bei Nowo Alexiniec und nordwestlich von Dubno schon in unserem Geschützfeuer. Auch bei Sapanow und bei Olyka sind heftige Kämpfe im Gange. Südöstlich von Luck schossen wir einen feindlichen Flieger ab. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Raum östlich des Asticotales war die Gefechtstätigkeit gestern im allgemeinen schwächer. Südlich Posina nahmen unsere Truppen einen starken Stützpunkt und wiesen mehrere Wiedergewinnungsversuche der Italiener ab. Östlich des Asticotales erstürmte unsere Kampfgruppe auf den Höhen östlich von Arsiero noch den Monte Panoccio (östlich von Monte Barco) und beherrscht nun das Val Cannaglia. Gegen unsere Front südlich des Grenzecks richteten sich wieder einige Angriffe, die sämtlich abgeschlagen wurden. An der küstenländischen Front schoß die italienische Artillerie mehr als gewöhnlich. Im Doberdoabschnitt betätigten sich auch feindliche Infanterieabteilungen, deren Vorstöße jedoch rasch erledigt waren.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 6 Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf dem östlichen Maasufer wurden die Stellungen tapferer Ostpreußen auf dem Fuminrücken im Laufe der Nacht nach erneuter sehr starker Artillerievorbereitung wiederum viermal ohne den geringsten Erfolg angegriffen; der Gegner hatte unter unserem zusammenwirkenden Artilleriesperrfeuer, Maschinengewehr- und Infanteriefeuer besonders schwere Verluste. — Östlicher und Balkan-Kriegsschauplatz: An deutscher Front keine besonderen Ereignisse. (W. T. B.)

Zur Seeschlacht vor dem Skagerrak.

Berlin, 6. Juni. — Engländer, die von der deutschen 5. Torpedobootsflottille während der Seeschlacht vor dem Skagerrak aufgefischt wurden, haben ausgesagt, daß der Schlachtkreuzer „Prinzeß Royal" schwere Schlagseite gehabt habe, als die „Queen Mary" im Gefecht mit der deutschen ersten Aufklärungsgruppe und fast gleichzeitig der Kleine Kreuzer „Birmingham" sanken. Ferner seien an diesem Teile des Gefechts alle fünf Überdreadnoughts der „Queen Elizabeth"-Klasse beteiligt gewesen. Andere englische Gefangene, welche von der deutschen 3. Torpedobootsflottille gerettet wurden, haben unabhängig voneinander und unter schriftlicher Bestätigung ausgesagt, daß sie das Sinken des „Warspite", des Schlachtkreuzers „Prinzeß Royal" und von „Turbulent", „Nestor" und „Alcaster" mit Sicherheit gesehen hätten. Von einem deutschen U Boot ist 90 Seemeilen östlich der Tynemündung nach der Seeschlacht vor dem Skagerrak ein Schiff der „Iron Duke"-Klasse mit schwerer Schlagseite und mit sichtlich viel Wasser im Vorschiff mit Kurs auf die englische Küste gesichtet worden. Dem Unterseeboot gelang es wegen ungünstiger Stellung zu dem Schiff und wegen schwerer See nicht, zum Schuß zu kommen. Der englische Verlust an Menschenleben während der Seeschlacht vor dem Skagerrak wird auf über 7000 geschätzt. (W. T. B.)

Die Schlacht in Galizien und Wolhynien.

Wien, 6. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Schlachten im Nordosten dauern fast an der ganzen 350 Kilometer langen Front mit unverminderter Heftigkeit fort. Nördlich von Okna nahmen wir gestern nach schweren wechselvollen Kämpfen unsere Truppen aus den zerschossenen ersten Stellungen in eine 5 Kilometer südlich vorbereitete Linie zurück. Bei Jaslowiec an der unteren Strypa ging der Feind heute früh nach starker Artillerievorbereitung zum Angriff über. Er wurde überall geworfen, stellenweise im Handgemenge. Westlich von Tembowla brach zur selben Zeit ein starker russischer Angriff unter dem Feuer unserer Geschütze zusammen. Westlich und nordwestlich von Tarnopol wurde gleichfalls erbittert gekämpft. Wo immer der Feind vorübergehend Vorteile errang, wurde er ungesäumt wieder geworfen. Vor einer Bataillonsfront liegen 350 russische Leichen. Auch bei Saponow führten die zahlreichen Vorstöße des Feindes zu keinem wesentlichen Ergebnis. Zwischen Mlynow an der Ikwa und dem Raume westlich von Olyka, wo sich die Russen fortwährend verstärken, ist nach wie vor ein erbittertes Ringen im Gange. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Lage ist unverändert. Ein Geschwader von Seeflugzeugen griff gestern nacht die Bahnanlagen von San Dona di Piave an der Livenza und von Lalisana an. Unsere Landflieger belegten die Bahnhöfe von Verona, Ala und Vicenza ausgiebig mit Bomben. Seit dem Beginn dieses Monats wurden über 9700 Italiener, darunter 184 Offiziere, gefangen genommen, 13 Maschinengewehre und 5 Geschütze erbeutet.

Kämpfe am Wardar.

Sofia, 6. Juni. Bericht des Generalstabes vom 5. Juni. An der mazedonischen Front weder Ereignisse noch Zusammenstöße von besonderer Wichtigkeit. Die Operationen beschränken sich auf schwache Zusammenstöße zwischen unseren und den feindlichen Patrouillen. Am 3. Juni zerstreute unsere Artillerie zwei feindliche Kompagnien nördlich des Dorfes Popovo (östlich des Doiransees) und zwang sie zurückzugehen. Zwei andere Kompagnien wurden gezwungen, Verschanzungsarbeiten auf der Höhe 570 nordöstlich des Dorfes Corni Poroj aufzugeben und sich in dieses Dorf zu flüchten. Am selben Tage warfen feindliche Flieger Bomben auf die Stadt Doiran und die Dörfer Lugandjik und Nikolitsch, aber ohne Erfolg. Am 4. Juni nahm eine unserer Patrouillen am Doiransee eine französische Patrouille gefangen, die von einem Offiziersaspiranten befehligt war. Erwähnenswert ist, daß in den letzten Tagen der Feind Patrouillen gebraucht, die mit griechischen oder türkischen Uniformen bekleidet sind.

Neue Erfolge der Türken in Persien und im Kaukasus.

Konstantinopel, 6. Juni. — An der Irakfront im Abschnitt östlich von Nassirich erbeuteten unsere Mudjahids und unsere Truppenabteilungen auf dem Euphrat drei große mit Lebensmitteln für den Feind beladene Segelschiffe und machten die Besatzungen nieder. Im Abschnitt von Fellahie keine Veränderung.

Die seit einiger Zeit in Kasri Schirin in Südpersien versammelten russischen Streitkräfte rückten auf einem Nachtmarsch in der Nacht vom 20. zum 21. Mai in der Richtung Kasri Schirin-Khankin vor und griffen in drei Kolonnen unsere vorgeschobenen Abteilungen bei Khankin an. Während ihre Truppen vom rechten und vom linken Flügel unsere Abteilungen zu umgehen versuchten, wurden sie durch unsere Reservetruppen von hinten und in der Flanke angegriffen. Die Flügeltruppen sowie zwei andere feindliche Einschließungskolonnen wurden zerstreut und zu regelloser Flucht gezwungen; sie wurden einige Zeit von den Unsrigen verfolgt. 57 Gefangene, eine Anzahl Gewehre, Bomben und Kosakenlanzen fielen im Verlauf dieses Kampfes in unsere Hände. Die feindlichen Verluste werden auf 800 Mann geschätzt, darunter, wie durch Zählung festgestellt, über 100 Tote. — An der Kaukasusfront ist die Lage auf dem rechten Flügel unverändert. Der Feind unternahm mit zwei Regimentern einen Angriff gegen die von unserer Vorhut besetzten Hügel, 2½ Kilometer nördlich von Baschköij. Dieser Angriff wurde unter Verlusten für den Feind abgeschlagen. Im Zentrum setzen unsere Truppen staffelförmig und mit Erfolg ihre Offensive fort und sind bis auf 8 Kilometer westlich von Aschkale herangerückt. Diese seit einiger Zeit wirksam gegen den linken Flügel des Feindes durchgeführte Offensive wurde seit vorgestern gegen die Stellungen des feindlichen rechten Flügels auf den Ostabhängen des Kopeberges ausgedehnt. Hier vertrieben unsere Truppen durch Bajonettangriffe den Feind aus seinen Stellungen in einer Ausdehnung von 14 Kilometern und jagten ihn 8 Kilometer weiter nach Osten, wobei sie ihm Verluste von über 1000 Mann an Toten und Verwundeten zufügten und 67 Gefangene machten. Um den Rückzug seines linken Flügels zu verhindern, setzte uns der Feind in den Kämpfen, die bis zum Abend des 22. Mai heftig anhielten, hartnäckigen Widerstand entgegen und versuchte von Zeit zu Zeit einige Angriffe, die vor dem ungestümen Stürmen unserer Truppen vollständig zusammenbrachen. Unsere Truppen besetzten die beherrschenden Stellungen auf diesem Flügel. Namentlich die Bergketten des Nairamgebirges, von denen aus unsere Stellungen auf dem Kopeberge wirksam bestrichen werden konnten, fielen gänzlich in unsere Hände. Zwei Schnellfeuergebirgsgeschütze, ein Munitionswagen, eine große Menge Artilleriegeschosse, etwa 100 Waffen, 1 Maschinengewehr und 5 Kamellasten, darunter 1 Telephonkabel, Lebensmittel und Feldkessel voller fertig zubereiteter Speisen wurden dem Feinde im Laufe dieses Kampfes abgenommen. Feindliche Aufklärungsabteilungen, die herbeieilten, um die Geschütze zu bergen, wurden völlig niedergemacht. So geht die im Zentrum auf einer Front von über 50 Kilometern durchgeführte Offensive trotz der Unbilden der Witterung zu unseren Gunsten weiter. Auf dem linken Flügel wurden die Angriffe und heftigen Überfälle, die der Feind mit einem Teil seiner Streitkräfte unternahm, erfolgreich und unter Verlusten für den Gegner abgeschlagen. Sieben feindliche Schiffe beschossen einige Zeit Kusche Ada und den Abschnitt östlich davon und riefen einen Brand in diesem Orte hervor. Außerdem wurden zwei Personen verwundet.

Stellungen bei Hooge genommen. Vaux erobert.

Großes Hauptquartier, 7. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Zur Erweiterung des am 2. Juni auf den Höhen südöstlich von Ypern errungenen Erfolges griffen gestern oberschlesische und württembergische Truppen die englischen Stellungen bei Hooge an. Der vom Feinde bislang noch gehaltene Rest des Dorfes, sowie die westlich und südlich anschließenden Gräben sind genommen. Das gesamte Höhengelände südöstlich und östlich von Ypern in einer Ausdehnung von über 3 Kilometer ist damit in unserem Besitz. Die englischen blutigen Verluste sind schwer. Wiederum konnte nur eine geringe Zahl Gefangener gemacht werden. Auf dem westlichen Maasufer gingen abends starke französische Kräfte nach heftiger Artillerievorbereitung zu dreimal wiederholten Angriffen gegen unsere Linien auf der Cauretteshöhe vor; der Gegner ist abgeschlagen, die Stellung ist lückenlos in unserer Hand. Auf dem Ostufer haben die am 2. Juni begonnenen harten Kämpfe zwischen dem Caillettewalde und Damloup weitere Erfolge gebracht. Die Panzerfeste Vaux ist seit heute nacht in allen ihren Teilen in unseren Händen. Tatsächlich wurde sie schon am 2. Juni durch die 1. Kompagnie des Paderborner Infanterieregiments unter Führung des Leutnants Rackow gestürmt, der dabei durch Pioniere der 1. Kompagnie Reservepionierbataillons 20 unter Leutnant der Reserve Ruberg wirkungsvoll unterstützt wurde. Den Erstürmern folgten bald andere Teile der ausgezeichneten Truppe. Die Veröffentlichung ist bisher unterblieben, weil sich in unzugänglichen unterirdischen Räumen noch Reste der französischen Besatzung hielten. Sie haben sich nunmehr ergeben, wodurch einschließlich der bei den gestrigen vergeblichen Entsatzversuchen Eingebrachten über 700 unverwundete Gefangene gemacht, eine große Anzahl Geschütze, Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet wurden. Auch die Kämpfe um die Hänge beiderseits des Werkes und um den Höhenrücken südwestlich des Dorfes Damloup sind siegreich durchgeführt. Der Feind hatte in den letzten Tagen verzweifelte Anstrengungen gemacht, den Fall der Feste und der anschließenden Stellungen abzuwenden. Alle seine Gegenangriffe sind unter schwersten Verlusten fehlgeschlagen. Neben den Paderbornern haben sich andere Westfalen, Lipper und Ostpreußen bei diesen Kämpfen besonders hervortun können. Seine Majestät der Kaiser hat dem Leutnant Rackow den Orden Pour le Mérite verliehen. — Östlicher und Balkan-Kriegsschauplatz: Die Lage bei den deutschen Truppen ist unverändert. (W. T. B.)

Neues über die Seeschlacht vor dem Skagerrak.

Berlin, 7. Juni. — Von englischer Seite wird in amtlichen und nichtamtlichen Pressetelegrammen und in Auslassungen, die von den englischen Missionen im neutralen Ausland verbreitet werden, in systematischer Weise der Versuch gemacht, die Größe der englischen Niederlage in der Seeschlacht von 31. Mai in Abrede zu stellen und den Glauben zu erwecken, als sei die Schlacht für die englischen Waffen erfolgreich gewesen. So wird u. a. behauptet, daß die deutsche Flotte das Schlachtfeld geräumt, die englische Flotte es dagegen behauptet habe. Hierzu wird festgestellt: Das englische Gros ist während der Schlacht am Abend des 31. Mai durch die wiederholten wirkungsvollen Angriffe unserer Torpedobootsflottillen zum Abdrehen gezwungen worden und seitdem unseren Streitkräften nicht wieder in Sicht gekommen. Es hat trotz seiner überlegenen Geschwindigkeit und trotz des Anmarsches eines englischen Linienschiffsgeschwaders von zwölf Schiffen aus der südlichen Nordsee weder den Versuch gemacht, die Fühlung mit unseren Streitkräften wiederzugewinnen, um die Schlacht fortzusetzen, noch eine Vereinigung mit dem vorgenannten Geschwader zu der angestrebten Vernichtung der deutschen Flotte herbeizuführen. — Mit der weiteren englischen Behauptung, daß die englische Flotte vergeblich versucht habe, die fliehende deutsche Flotte einzuholen, um sie vor Erreichung der heimischen Stützpunkte zu schlagen, steht die angeblich amtliche englische Erklärung, nach der Admiral Jellicoe mit seiner großen Flotte bereits am 1. Juni in den über 300 Meilen von dem Kampfplatz entfernten Stützpunkt Scapa Flow (Orkneyinseln) eingelaufen sei, im Widerspruch. So haben denn auch die von der Schlacht zum Nachtangriff nach Norden über den Schauplatz der Tagesschlacht hinaus entsandten zahlreichen deutschen Torpedobootsflottillen von dem englischen Gros trotz eifrigen Suchens nichts mehr angetroffen, vielmehr hatten unsere Torpedoboote hierbei Gelegenheit, eine große Anzahl Engländer von verschiedenen gesunkenen Schiffen und Fahrzeugen zu retten. — Als ein weiterer Beweis für die von den Engländern bestrittene Tatsache der Beteiligung der gesamten englischen Kampfflotte an der Schlacht vom 31. Mai wird darauf hingewiesen, daß der englische Admiralitätsbericht selber die „Marlborough“ als gefechtsunfähig bezeichnet hat. Des weiteren ist am 1. Juni von einem unserer U Boote ein anderes Schiff der „Iron Duke“-Klasse in schwerbeschädigtem Zustande der englischen Küste zusteuernd gesichtet worden. Beide vorgenannten Schiffe gehörten dem englischen Gros an. — Um die Größe des deutschen Erfolges herabzumindern, wird ferner von der englischen Presse der Verlust der zahlreichen englischen Schiffe zum großen Teil auf die Wirkung deutscher Minen, Unterseeboote und Luftschiffe zurückgeführt. Demgegenüber wird ausdrücklich betont, daß weder Minen, welche, nebenbei bemerkt, der eigenen Flotte ebenso gefährlich hätten werden müssen wie der feindlichen, noch Unterseeboote von unserer Hochseeflotte verwendet worden sind. Deutsche Luftschiffe sind lediglich am 1. Juni, und zwar ausschließlich zur Aufklärung benutzt worden. — Der deutsche Sieg ist durch geschickte Führung und durch die Wirkung unserer Artillerie und Torpedowaffe errungen worden. — Es ist bisher darauf verzichtet worden, den vielen angeblich amtlichen englischen Behauptungen über die Größe der deutschen Verluste entgegenzutreten. Die letzte, immer wiederkehrende Behauptung ist, daß die deutsche Flotte nicht weniger als zwei Schiffe der „Kaiser“-Klasse, die „Westfalen“, zwei Schlachtkreuzer, vier Kleine Kreuzer und eine große Anzahl von Torpedobootszerstörern verloren habe. Die Engländer bezeichnen außerdem die von uns als verloren gemeldete „Pommern“ nicht als das aus dem Jahre 1905 stammende Linienschiff von 13000 Tonnen, sondern als ein modernes Großkampfschiff desselben Namens. Demgegenüber wird festgestellt, daß der Gesamtverlust der deutschen Hochseestreitkräfte während der Kämpfe am 31. Mai und 1. Juni sowie in der darauffolgenden Zeit beträgt: 1 Schlachtkreuzer, 1 älteres Linienschiff, 4 Kleine Kreuzer und 5 Torpedoboote. Von diesen Verlusten sind in den bisherigen amtlichen Bekanntgaben als gesunken bereits gemeldet: S. M. S. „Pommern“ (von Stapel gelaufen 1905), S. M. S. „Wiesbaden“, S. M. S. „Elbing“, S. M. S. „Frauenlob“ und 5 Torpedoboote. Aus militärischen Gründen ist bisher von der Bekanntgabe des Verlustes S. M. S. S. „Lützow“ und „Rostock“ Abstand genommen worden. Gegenüber falschen Deutungen dieser Maßnahme und vor allem in Abwehr englischer Legendenbildungen über ungeheuere Verluste auf unserer Seite müssen diese Gründe nunmehr zurückgestellt werden. Beide Schiffe sind auf dem Wege zu ihren Reparaturhäfen verloren gegangen, nachdem die Versuche fehlgeschlagen waren, die schwerverletzten Schiffe schwimmend zu erhalten. Die Besatzung beider Schiffe einschließlich sämtlicher Schwerverletzten sind geborgen worden. Während hiermit die deutsche Verlustliste abgeschlossen ist, liegen sichere Anzeichen dafür vor, daß die tatsächlichen englischen Verluste wesentlich höher sind, als von unserer Seite auf Grund eigener Beobachtungen festgestellt und bekanntgegeben worden ist. Aus dem Munde der englischen

Gefangenen stammt die Bekundung, daß außer „Warspite“ auch „Princeß Royal“ und „Birmingham“ vernichtet sind. Auch ist zuverlässigen Nachrichten zufolge das Großkampfschiff „Marlborough“ vor Erreichung des Hafens gesunken. Die Hochseeschlacht vor dem Skagerrak war und bleibt ein deutscher Sieg, wie sich allein schon aus der Tatsache ergibt, daß selbst bei Zugrundelegung der von amtlicher englischer Stelle bisher zugegebenen Schiffsverluste einem Gesamtverlust von 60720 deutschen Kriegsschiffstonnen ein solcher von 117750 englischen gegenübersteht.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Rückzug auf Luck.

Wien, 7. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Von stark überlegenen Kräften angegriffen, wurden unsere in Wolhynien an der Putilowka kämpfenden Streitkräfte in den Raum von Luck zurückgenommen. Die Bewegung vollzog sich ohne wesentliche Störung durch den Gegner. An allen anderen Stellen der ganzen Nordostfront wurden die Russen blutig abgewiesen, so nordwestlich von Rafalowka am unteren Styr, bei Berestiany am Korminbach, bei Sapanow an der oberen Strypa, bei Jaslowiec, am Dnjestr und an der bessarabischen Grenze. Nordwestlich von Tarnopol schlug eine unserer Divisionen an einer Stelle zwei, an anderer sieben Angriffe zurück. Sehr schwere Verluste hat der Feind auch im Raume von Okna und Dobronoucz erlitten, wo seine Sturmkolonnen vielfach in erbittertem Handgemenge geworfen wurden. — Italienischer Kriegsschauplatz: Südwestlich von Asiago setzten unsere Tuppen den Angriff bei Cesuna fort und nahmen den Busibollo.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 7. Juni. — An der Irakfront hat sich auf dem rechten und linken Flügel nichts von Bedeutung ereignet. Im Zentrum vertrieben wir den Feind von neuem aus einigen Stellungen und schlugen ihn weiter nach Osten zurück. Wir erbeuteten Maschinengewehre, eine Menge Waffen und 200 Kisten mit Infanteriemunition. — Ein feindlicher Monitor beschoß ein Dorf an der Küste der Insel Keusten und zerstörte zwei Häuser zum Teil. Wir vertrieben durch unser Feuer ein Flugzeug, das über die dortigen Gewässer flog. — An der Kaukasusfront Scharmützel gegen Erkundungsabteilungen. Im Zentrum versuchte der Feind eine Höhe zu nehmen, die sich in unseren Händen befand. Unsere Reserven und unsere Kavallerie verjagten ihn durch einen mit Bajonett und Säbel unternommenen Angriff gegen die feindliche Flanke und trieben ihn in die alten Stellungen zurück. Die Russen, die sich unseren Stellungen auf dieser Höhe auf 400 Meter genähert hatten, erlitten große Verluste an Toten und Verwundeten und ließen 25 Gefangene in unseren Händen zurück. Auf dem linken Flügel und im Küstengebiet zerstreute unsere Artillerie feindliche Truppen, die mit Befestigungsarbeiten beschäftigt waren.

Eins unserer Wasserflugzeuge griff ein feindliches Flugzeug an, das Sed ul Bahr überflog, und verjagte es in der Richtung auf Imbros. Wir verjagten noch ein anderes feindliches Flugzeug durch das Feuer unserer Artillerie und zerstörten ein feindliches Lager auf der Insel Keusten, in dem große Verwirrung hervorgerufen wurde, durch Artilleriefeuer.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 8. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Der Artilleriekampf beiderseits der Maas dauert mit unverminderter Heftigkeit an. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich von Smorgon drangen deutsche Erkundungsabteilungen über mehrere feindliche Linien hinweg bis in das Dorf Kunawa vor, zerstörten die dortigen Kampfanlgen und kehrten mit 40 Gefangenen und einem erbeuteten Maschinengewehr zurück. — Auf der übrigen Front bei den deutschen Truppen keine besonderen Ereignisse. — Balkan-Kriegsschauplatz: Ortschaften am Doiransee wurden von feindlichen Fliegern ohne jedes Ergebnis mit Bomben beworfen. (W. T. B.)

Die große russische Offensive.

Wien, 8. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: In Wolhynien haben unsere Truppen unter Nachhutkämpfen ihre neuen Stellungen am Styr erreicht. An der Ikwa und nördlich von Wizniowczyk an der Strypa wurden mehrere russische Angriffe abgewiesen. An der unteren Strypa greift der Feind abermals mit starken Kräften an. Die Kämpfe sind dort noch nicht abgeschlossen. Am Dnjestr und an der bessarabischen Front herrschte gestern verhältnismäßig Ruhe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Hochfläche von Asiago gewann unser Angriff an der ganzen Front südöstlich Cesuna—Gallin weiter Raum. Unsere Truppen setzten sich auf dem Monte Lemerle (südöstlich von Cesuna) fest und drangen östlich von Gallio über Ronchi vor. Abends erstürmten Abteilungen des bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiments Nr. 2 und des Grazer Infanterieregiments Nr. 27 den Monte Meletta. Die Zahl der seit Beginn dieses Monats gefangen genommenen Italiener hat sich auf 12400, darunter 215 Offiziere, erhöht. An der Dolomitenfront wurde ein Angriff mehrerer feindlicher Bataillone auf die Croda del Ancona abgewiesen.

Vergebliche Angriffe bei Thiaumont und Vaux.

Großes Hauptquartier, 9. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Unsere Artillerie brachte bei Lihons (südwestlich von Péronne) feindliche Munitionslager zur Entzündung; sie beschoß feindliche Lager und Truppentransporte am Bahnhof Suippes (in der Champagne) und hatte auf dem westlichen Maasufer sichtlich gute Erfolge gegen französische Batterien sowie gegen Infanterie und Lastkraftwagen-Kolonnen. Rechts der Maas schreitet der Kampf für uns günstig fort. Feindliche, mit starken Kräften geführte Gegenangriffe am Gehölz von Thiaumont und zwischen Chapitrewald und der Feste Vaux brachen ausnahmslos unter schwerer feindlicher Einbuße zusammen. In den Vogesen östlich von St. Dié gelang es, durch Minensprengungen ausgedehnte Teile der feindlichen Gräben zu zerstören. (W. T. B.)

Der Unterseeboots-Krieg im Mai.

Berlin, 9. Juni. — Im Monat Mai wurden durch deutsche und österreichisch-ungarische Unterseeboote und durch Minen 56 Schiffe des Vierverbandes mit einem Bruttogehalt von 118500 Registertonnen versenkt.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Fortschritte an der italienischen Front.

Wien, 9. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe im Nordosten waren gestern weniger heftig. Bei Kolki, nördlich von Nowo Alexiniec, nordwestlich von Tarnopol und am Dnjestr wurden russische Angriffe unter schweren feindlichen Verlusten abgeschlagen. An der bessarabischen Grenze herrschte Ruhe. — Italienischer Kriegsschauplatz: Auf der Hochfläche von Asiago eroberten unsere Truppen den Monte Sisemol und nördlich des Monte Meletta den von Alpini stark besetzten Monte Castelgomberto. Unsere schweren Mörser haben das Feuer gegen den Monte Lisser, das westliche Panzerwerk des befestigten Raumes von Primolano, eröffnet. Die Zahl der gefangenen Italiener hat sich um 28 Offiziere und 550 Mann, unsere Beute um 5 Maschinengewehre erhöht. Unsere Marineflieger belegten die Bahnanlagen von Portogruaro, Latisana, Pallazuolo, den Innenhafen von Grado und eine feindliche Seeflugzeugstation ausgiebig mit Bomben. Unsere Landflieger warfen auf die Bahnhöfe von Schio und Piovene Bomben.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 9. Juni. — An der Irakfront keine wesentliche Veränderung. — An der Kaukasusfront fiel auf dem rechten Flügel nichts vor, im Zentrum Feuergefecht der Infanterie. Auf dem linken Flügel machte eine unserer Abteilungen einen heftigen Feuerüberfall auf schanzende feindliche Truppen, vertrieb sie aus ihrer Stellung und besetzte diese. — An der Kaukasusfront fanden gestern keine wichtigen Unternehmungen statt, abgesehen von unbedeutenden Patrouillen- und Vorpostengefechten auf einigen Abschnitten der Front. Am linken Flügel wurde ein überraschender Angriff, den der Feind mit schwachen Kräften unternommen hatte, mit Verlusten für den Feind abgeschlagen. — Wir verjagten aus dem Gebiet der Meerengen zwei feindliche Flugzeuge, die über Sed ul Bahr und Kum Kale flogen. Ein Patrouillenboot des Feindes, welches versuchte, sich Kuch Ada zu nähern, wurde von zwei unserer Artilleriegeschosse getroffen und mußte sich auf die hohe See zurückziehen, nachdem es einen Erwiderungsschuß abgefeuert hatte. — An der Front bei Aden wurden zwei feindliche Flugzeuge durch unser Feuer beschädigt und abgeschossen.

Sturmangriffe bei Douaumont und Vaux.

Großes Hauptquartier, 10. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf dem Westufer der Maas wurde die Bekämpfung feindlicher Batterien und Schanzanlagen wirkungsvoll fortgesetzt. Östlich des Flusses setzten unsere Truppen die Angriffe fort. In harten Kämpfen wurde der Gegner auf dem Höhenkamme südwestlich des Forts Douaumont, im Chapitrewalde und auf dem Fuminrücken aus mehreren Stellungen geworfen. Westlich der Feste Vaux stürmten bayerische Jäger und ostpreußische Infanterie ein starkes feindliches Feldwerk, das mit einer Besatzung von noch über 500 Mann und 22 Maschinengewehren in unsere Hand fiel. Die Gesamtzahl der seit dem 8. Juni gemachten Gefangenen beträgt 28 Offiziere und mehr als 1500 Mann. Auf dem Hartmannsweilerkopf holte eine deutsche Patrouille mehrere Franzosen als Gefangene aus den feindlichen Gräben. (W. T. B.)

Fortgang der russischen Offensive.

Wien, 10. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Im Gegensatz zum vorgestrigen Tage sind gestern wieder an der ganzen Nordostfront äußerst erbitterte Kämpfe entbrannt. Zwischen Okna und Dobronoutz wurden an einer Stelle acht, an einer anderen fünf schwere Angriffe abgewiesen, wobei sich unser schlesisches Jägerbataillon Nr. 16 besonders hervortat. An der unteren Strypa haben starke russische Kräfte nach erbittertem Ringen unsere Truppen vom Ost- auf das Westufer zurückgedrängt. Nordwestlich von Tarnopol schlugen wir zahlreiche russische Vorstöße ab. Im

Raume von Luck wird westlich des Styr gekämpft. Bei Kolki und nordwestlich von Czartorysk wurden russische Übergangsversuche vereitelt. — Italienischer Kriegsschauplatz: Vorstöße der Italiener gegen mehrere Stellen unserer Front zwischen Etsch und Brenta wurden abgewiesen. Zu den bisher gezählten Gefangenen im Angriffsraum sind über 1600, darunter 25 Offiziere, dazugekommen. Vor dem Tolmeiner Brückenkopf zerstörten unsere Truppen nach kräftiger Artilleriewirkung die Hindernisse und Deckungen eines Teils der feindlichen Front und kehrten mit 80 Gefangenen, darunter 5 Offiziere, ferner mit einem Maschinengewehr und sonstiger Kriegsbeute von dieser Unternehmung zurück. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: An der unteren Voljusa wurden italienische Patrouillen durch Feuer zersprengt.

Erfolge im Kaukasus und bei Fellahie.

Konstantinopel, 10. Juni. — Kaukasusfront. Auf dem rechten Flügel und in der Mitte keine Handlung von Bedeutung. Auf dem linken Flügel wurden verschiedene überraschend ausgeführte Angriffe des Feindes auf unsere vorgeschobenen Stellungen abgeschlagen. Die Russen verloren in diesen Kämpfen mehr als hundert Tote und Verwundete und einige Gefangene. Unser Artilleriefeuer vertrieb ein feindliches Schiff, das sich an der Meerenge Alamboghaz nördlich von Kuchada näherte. Zwei feindliche Schiffe warfen ohne Erfolg einige Granaten auf Keutek nördlich von Bodrum und auf die Umgebung von Mekri. Sie zogen sich darauf zurück. Ein feindliches Schiff beschoß in der Nähe von Jaffa das an der Küste weidende Vieh.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 11. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Beiderseits der Maas heftige Artilleriekämpfe. Die gestern gemeldete Beute aus den Angriffen des Flusses hat sich noch um 3 Geschütze und 7 Maschinengewehre erhöht. Westlich von Markirch machte eine deutsche Patrouille, die in die französischen Gräben eindrang, 1 Offizier und 17 Mann zu Gefangenen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich von Krewo stießen deutsche Erkundungsabteilungen in die russische Stellung vor; sie zerstörten die feindlichen Anlagen und brachten über 100 Russen als Gefangene sowie ein Maschinengewehr zurück. (W. T. B.)

Rücknahme der Front in der Bukowina.

Wien, 11. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Östlich von Kolki hat der Feind vorgestern abend mit 3 Regimentern das linke Styrufer gewonnen. Er wurde gestern durch den umfassenden Gegenangriff österreichisch-ungarischer Truppen wieder über den Fluß geworfen, wobei 8 russische Offiziere, 1500 Mann und 13 Maschinengewehre in unsere Hand fielen. Nordwestlich von Tarnopol eroberten wir durch Gegenstoß eine vom Feind unter großen Verlusten erkämpfte Höhe zurück. Im Nordostteile der Bukowina wurde wieder überaus erbittert gekämpft. Der Druck überlegener gegnerischer Kräfte, die mit einem auch bei diesem Feind einzig dastehenden rücksichtslosen Verbrauch des Menschenmaterials angesetzt wurden, machte es notwendig, unsere Truppen dort vom Gegner loszulösen und zurückzunehmen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Italiener erneuerten ihre Vorstöße gegen einzelne Frontstellen und wurden wieder überall rasch und blutig abgewiesen. Auf dem Monte Lemerle griffen unsere Truppen die feindlichen Abteilungen, die sich nahe dem Gipfel noch gehalten hatten, überraschend an, setzten sich in vollen Besitz des Berges und machten über 500 Gefangene. Unsere Flieger bedachten den Bahnhof von Cividale mit Bomben.

Ein italienischer Hilfskreuzer versenkt.

Wien, 11. Juni. — Eines unserer Unterseeboote hat am 8. laufenden Monats abends den von mehreren Zerstörern begleiteten italienischen Hilfskreuzer „Principe Umberto" mit Truppen an Bord torpediert. Das Schiff sank binnen wenigen Minuten. Flottenkommando.

Russische Niederlage bei Chanikin.

Konstantinopel, 11. Juni. — An der Irakfront, im Abschnitt Fellahie, bombardierte unsere Artillerie gestern verschiedene Punkte der feindlichen Stellung. Zwei feindliche Kanonenboote, die nicht entfliehen konnten, wurden durch die Explosion von Artilleriemunition, die sie an Bord hatten, in die Luft gesprengt. Drei große, von den Kanonenbooten gezogene Schleppkähne, die ebenfalls mit Artilleriemunition beladen waren, wurden versenkt. Außerdem wurde durch unsere Artillerie an Bord von vier mit Explosivstoffen beladenen Schleppkähnen ein Brand hervorgerufen, die Kähne konnten sich nur dank der Strömung retten. Vier große Munitionsdepots, die sich am Ufer des Flusses befanden, wurden vollständig in die Luft gesprengt. Durch die Explosion der Geschosse, die sich dort befanden, entstand ein Brand in dem Lager eines feindlichen Bataillons, das vollkommen zerstört wurde. — Bei einem Zusammentreffen mit dem Feinde in der Gegend von Schemdinan (?) wurde die feindliche Kavallerie in der Stärke von mehr als 1000 Mann vollständig vernichtet. Nur einer ganz geringen Anzahl von Feinden gelang es, sich zu retten. Viel Vieh, Telephonapparate und Pontonmaterial sowie eine große Menge von Gewehren und Munition wurden von uns erbeutet. — An der kaukasischen Front keine Veränderung. Ein feindlicher Flieger, der Fotscha im Abschnitt Smyrna überflog, wurde durch unser Artilleriefeuer in die Flucht gejagt. Ein feindlicher Monitor schleuderte auf der Höhe von Fotscha gegen die Gewässer der Bai von Hadjilar (?) 20 Geschosse, ohne eine Wirkung zu erzielen. Andere feindliche Kriegsfahrzeuge eröffneten ein wirkungsloses Feuer gegen die Höhen östlich der Insel Keusten. Am Nachmittag des 29. Mai (türkischer Zeitrechnung) bombardierte ein feindliches Kriegsschiff den Hafen Kalamaki in dem Distrikt Hasche. Eine Frau wurde getötet, sonst aber kein Schaden angerichtet. — Nach einem Kampf, der mit der Niederlage und dem Rückzuge der Russen vor Chanikin endete, nahmen unsere Abteilungen die Verfolgung auf, schlugen starke feindliche Kosakenabteilungen zurück und drangen in der Nacht zum 9. Juni in Kasri Schirin ein.

Erfolgreicher Vorstoß an der Strypa.

Großes Hauptquartier, 12. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: In der Champagne, nördlich von Perthes, drangen deutsche Erkundungsabteilungen in die französischen Stellungen, machten nach kurzem Kampf 3 Offiziere und über 100 Mann zu Gefangenen, erbeuteten 4 Maschinengewehre und kehrten planmäßig in die eigenen Gräben zurück. Beiderseits der Maas unverändert lebhaftes Artilleriefeuer. — Östlicher Kriegsschauplatz: Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen der Armee des Generals Grafen Bothmer warfen russische Abteilungen, die nordwestlich von Buczacz (an der Strypa) im Vorgehen waren, wieder zurück; über 1300 Russen blieben als Gefangene in unserer Hand. (W. T. B.)

Immer noch heftige Kämpfe im Osten.

Wien, 12. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Im Nordosten der Bukowina vollzog sich die Loslösung vom Gegner unter harten Nachhutkämpfen. Eine aus Buczacz gegen Nordwest vorgehende feindliche Kraftgruppe wurde durch einen Gegenangriff deutscher und österreichisch-ungarischer Regimenter geworfen, wobei 1300 Russen in unserer Hand blieben. Auf der Höhe östlich von Wisniowczyk brach heute früh ein starker russischer Angriff unter unserem Geschützfeuer zusammen. Östlich von Kozlow hoben unsere Streifkommandos einen vorgeschobenen Posten der Russen auf. Nordwestlich von Tarnopol wird fortgesetzt heftig gekämpft. Die mehrfach genannten Stellungen bei Worebiowka wechselten wiederholt den Besitzer. An der Ikwa und in Wolhynien herrschte gestern verhältnismäßig Ruhe. Westlich von Kolki schlugen unsere Truppen einen russischen Übergangsversuch ab. Hier, wie überall, entsprechen dem rücksichtslosen Massenaufgebot des Feindes auch seine Verluste. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Lage auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz ist unverändert. In den Dolomiten und an unserer Front zwischen Brenta und Etsch wurden die Italiener, wo sie angriffen, abgewiesen.

Fliegerangriffe auf Mestre und Venedig.

Wien, 12. Juni. — Ein Geschwader von Seeflugzeugen hat in der Nacht vom 11. auf den 12. die Bahnstrecke San Dona — Mestre und die Bahnanlagen in Mestre ausgiebig mit sichtlich gutem Erfolg bombardiert, mehrere Volltreffer in die Lokomotivremise erzielt und auch das Arsenal in Venedig mit einigen Bomben belegt. Trotz heftigen Abwehrfeuers sind alle Flugzeuge eingerückt. Flottenkommando.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 12. Juni. — An der Kaukasusfront machten wir im Laufe von örtlichen Kämpfen am rechten und linken Flügel eine Anzahl von Gefangenen, eroberten eine große Menge von Gewehren sowie Telephonapparate und Schützengrabenmaterial. Das in unserem gestrigen Bericht gemeldete Gefecht, welches mit der Vernichtung von ungefähr 1000 russischen Kavalleristen endete, fand bei dem Flusse Zappe, südlich des Ortes Tschëulemreck und östlich von der Ortschaft Amadien statt. — Am Vormittag des 10. Juni warfen fünf feindliche Flugzeuge ungefähr 50 Bomben auf Smyrna ab, die einige Männer, Frauen und Kinder töteten sowie einige Häuser zerstörten.

Fortschritte bei Douaumont.

Großes Hauptquartier, 13. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Gegen einen Teil unserer neuen Stellungen auf den Höhen südöstlich von Ypern sind seit heute örtliche Angriffe der Engländer im Gange. Auf dem rechten Maasufer, beiderseits des von der Feste Douaumont nach Südwesten streichenden Rückens, schoben wir unsere Linien weiter vor. — Östlicher Kriegsschauplatz: An der Düna südöstlich von Dubena zersprengte das Feuer unserer Batterien eine russische Kavalleriebrigade. Nordöstlich von Baranowitschi war das feindliche Artilleriefeuer lebhafter. Die Armee des Generals Grafen Bothmer wies westlich von Przewloka an der Strypa feindliche Angriffe restlos ab. Bei Podhajce wurde ein russisches Flugzeug von einem deutschen Flieger im Luftkampf bezwungen; Führer und Beobachter — ein französischer Offizier — sind gefangen, das Flugzeug ist geborgen. (W. T. B.)

Immer noch russische Offensive.

Wien, 13. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Am Pruth südlich von Bojan wurde ein russischer Angriff abgewiesen. In Sadagora, Snyatin und Horodenka ist feindliche Kavallerie eingerückt. Bei Burkanow an der Strypa scheiterten mehrere russische Vorstöße. Nordwestlich von Tarnopol stehen unsere Truppen ohne Unterlaß im Kampfe. Bei Sapanow wurde ein russischer Angriff durch unser Geschützfeuer vereitelt. Südwestlich von Dubno trieben wir einen feindlichen Kavalleriekörper zurück. In Wolhynien hat feindliche Reiterei das Gebiet von Torczyn erreicht; es herrschte zum größten Teil Ruhe. Bei Sokul am Styr trieb der Feind seine Truppen zum Angriff vor; er wurde geworfen. Auch bei Kolki sind alle Übergangsversuche der Russen gescheitert. Die Zahl der hier eingebrachten Gefangenen stieg auf 2000. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Front zwischen Etsch und Brenta und in den Dolomiten waren die Artilleriekämpfe zeitweise, wenn die Sichtverhältnisse sich besserten, sehr lebhaft. An mehreren Punkten erneuerten die Italiener ihre fruchtlosen Angriffsversuche.

Ereignisse zur See.

Wien, 13. Juni. — Am 12. morgens drangen drei feindliche Torpedoeinheiten in den Hafen von Parenzo ein. Sie wurden durch die Abwehrbatterien und Flugzeuge vertrieben. Ihr Geschützfeuer blieb wirkungslos. Nur eine Mauer und ein Dach wurden leicht beschädigt; niemand verwundet, während die Batterien und die Flieger Treffer erzielten. Flottenkommando.

Beschießung der bulgarischen Küste.

Sofia, 13. Juni. Bericht des Generalstabes. Am 10. d. M. näherten sich sechs feindliche Schiffe der Mündung der Mesta. Gegen 12 Uhr 15 Minuten eröffneten die Schiffe das Feuer gegen die Küste von der Mündung des Flusses bis Kale Burun; es wurde besonders auf Dörfer und Gehöfte am Ufer sowie auf noch nicht abgeerntete Felder gerichtet. Um 1 Uhr nachmittags griffen vier unserer Flugzeuge die Schiffe mit Bomben an und zwangen sie, sich mit voller Geschwindigkeit in der Richtung auf Thasos zu entfernen. Unsere Lufteinheiten wurden heftig, aber wirkungslos von der feindlichen Artillerie und Maschinengewehren beschossen, kehrten jedoch wohlbehalten zurück. Die Beschießung der Küste verursachte keine Verluste. An der übrigen Front ist die Lage unverändert.

Erfolge am Tigris und im Kaukasus.

Konstantinopel, 13. Juni. — An der Irakfront wurde der Feind in der Gegend von Fellahie bei einem Zusammenstoß mit einer auf dem rechten Ufer des Tigris vorgehenden englischen Eskadron besiegt und zum Rückzug gezwungen. Wir erbeuteten 26 Tiere. Die von unserem Artilleriefeuer zerstörten beiden Kanonenboote sind im Tigris vollkommen untergegangen. Wir haben das durch Beobachtungen unserer Flieger festgestellt. Im südlichen Iran greifen persische Freiwillige seit der letzten Niederlage der Russen bei jeder Gelegenheit russische Abteilungen an und fügen ihnen schwere Verluste zu. Letzthin wurde eine 120 Mann zählende russische Kosakenabteilung, die in der Absicht, das englische Lager von Ali Gharbi östlich Scheikh Said zu erreichen, vorging, von einem berittenen Stamm aus Luristan angegriffen. Sie verlor 103 Mann, alle ihre Waffen, ihre Tiere und ihr Gepäck. In der Gegend des Euphrat wurde eine Abteilung von 400 Engländern von unseren Freiwilligen vernichtet. — An der Kaukasusfront hat sich gestern nichts Wichtiges ereignet. Auf dem rechten Flügel und im Zentrum kam es an einigen Punkten zum Kampf zwischen den beiderseitigen Artillerien. Im Abschnitt des Tschoruk wurde ein in unsere vorgeschobenen Stellungen eingedrungenes feindliches Bataillon durch unseren Gegenangriff vertrieben. Wir erbeuteten zwei Maschinengewehre, Gewehre und Material. Auf dem linken Flügel wurde ein nächtlicher feindlicher Angriff auf eine unserer vorgeschobenen Stellungen abgeschlagen. Ein nördlich der Insel Keusten erschienener feindlicher Monitor wurde durch das Feuer unserer Artillerie vertrieben, die feindliche Depots auf dieser Insel und auf der Insel Hakim beschoß. Am 11. Juni riefen unsere Flugzeuge bei einem Angriff mit Bomben und Maschinengewehren auf englische Lager am Suezkanal bei Raman und Kantara große Unordnung hervor. Sie griffen ebenfalls ein englisches Wasserflugzeug an und zwangen es, auf das Mutterschiff zurückzukehren, von dem es abgeflogen war.

Fortschritt bei Thiaumont-Ferme.

Großes Hauptquartier, 14. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auf den Höhen südöstlich von Zillebeke ist ein Teil der neuen Stellungen im Verlauf des gestrigen Gefechtes verloren gegangen. Rechts der Maas wurden in den Kämpfen am 12. und 13. Juni die westlich und südlich der Thiaumont-Ferme gelegenen feindlichen Stellungen erobert. Es sind dabei 793 Franzosen, darunter 27 Offiziere, gefangen genommen und 15 Maschinengewehre erbeutet. Deutsche Patrouillenunternehmungen bei Maricourt (nördlich der Somme) und in den Argonnen hatten Erfolg. — Östlicher Kriegsschauplatz: Südlich des Naroczsees zerstörten Erkundungsabteilungen vorgeschobene feindliche Befestigungsanlagen und brachten 60 gefangene Russen zurück. Auf der Front nördlich von Baranowitschi ist der Feind zum Angriff übergegangen. Nach heftiger Artillerievorbereitung stürmten dichte Massen siebenmal gegen unsere Linien vor. Die Russen wurden restlos zurückgetrieben, sie hatten sehr schwere Verluste. Deutsche Flieger führten in den letzten Tagen weitreichende Unternehmungen gegen die Bahnen hinter der russischen Front aus. Mehrfach sind Truppenzüge zum Stehen gebracht und Bahnanlagen zerstört worden. (W. T. B.)

Die Russen bei Baranowitschi zurückgeschlagen.

Wien, 14. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Südlich von Bojan und nördlich von Czernowitz wurden russische Angriffe abgeschlagen. Sonst südlich des Pripiatj bei unveränderter Lage keine besonderen Ereignisse. Nördlich von Baranowitschi standen gestern vormittag deutsche und österreichisch-ungarische Truppen unter schwerstem russischen Geschützfeuer. Abends griff der Feind die Stellungen an, wurde aber überall restlos geworfen. Zuletzt feuerte die gegnerische Artillerie in die zurückflutenden russischen Massen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Unsere Seeflugzeuge griffen neuerdings den Bahnhof und militärische Anlagen in San Giorgio di Nogaro, sowie den Innenhafen von Grado an.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 14. Juni. — An der Irakfront in der Gegend von Fellahie hat der Feind, von unserem Artilleriefeuer beunruhigt, sein Lager weit außer Schußbereich unserer Kanonen verlegt. Russische Truppen, auf die wir bei Kilan südwestlich von Kasr Schirin stießen, wurden von einer unserer Abteilungen gegen Norden hin verjagt. — An der Kaukasusfront scheiterte am rechten Flügel ein Überfall, den ein Teil der feindlichen Kräfte versucht hatte, in unserem Feuer. Im Zentrum zeitweiliger Artillerie- und Infanteriekampf, am linken Flügel örtliche Artilleriekämpfe. Unsere Erkundungsabteilungen unternahmen erfolgreiche Überfälle auf feindliche Vorposten. — In den Gewässern von Smyrna schoß ein feindlicher Monitor, von zwei Fliegern unterstützt, etwa 20 Granaten ohne Wirkung gegen das Ufer südlich von Fotscha ab und zog sich dann zurück. Ein anderer Monitor wurde in der Nähe der Insel Keusten durch unser Artilleriefeuer auf die hohe See getrieben.

Russische Angriffe bei Przewloka abgewiesen.

Großes Hauptquartier, 15. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Außer Artilleriekämpfen und Patrouillenunternehmungen keine Ereignisse. — Östlicher Kriegsschauplatz: Die Armee des Generals Grafen Bothmer wies mehrere, in dichten Wellen vorgetragene russische Angriffe bei und nördlich Przewloka glatt ab. (W. T. B.)

Immer noch die Seeschlacht vor dem Skagerrak.

Berlin, 15. Juni. Der Führer der englischen Flotte in der Seeschlacht vor dem Skagerrak, Admiral Jellicoe, hat in einem Befehl an die englische Flotte u. a. zum Ausdruck gebracht, er zweifle nicht daran, zu erfahren, daß die deutschen Verluste nicht geringer seien als die englischen. — Demgegenüber wird auf die bereits in der amtlichen Veröffentlichung vom 7. Juni erfolgte Gegenüberstellung der beiderseitigen Schiffsverluste hingewiesen. Hiernach steht einem Gesamtverlust von 60720 deutschen Kriegsschiffstonnen ein solcher von 117150 englischen Tonnen gegenüber, wobei nur diejenigen englischen Schiffe und Zerstörer in Ansatz gebracht sind, deren Verlust bisher von amtlicher englischer Seite zugegeben worden ist. Nach Aussagen englischer Gefangener sind noch weitere Schiffe untergegangen, darunter das Großkampfschiff „Warspite". An deutschen Schiffsverlusten sind andere als die bekanntgegebenen nicht eingetreten. Dies sind S. M. S.S. „Lützow", „Pommern", „Wiesbaden", „Frauenlob", „Elbing", „Rostock" und fünf Torpedoboote. Dementsprechend sind auch die Menschenverluste der Engländer in der Seeschlacht vor dem Skagerrak erheblich größer als die deutschen. Während auf englischer Seite bisher die Offiziersverluste auf 342 Tote und Vermißte und 51 Verwundete angegeben sind, betragen die Verluste bei uns an Seeoffizieren, Ingenieuren, Sanitätsoffizieren, Zahlmeistern, Fähnrichen und Deckoffizieren 172 Tote und Vermißte und 41 Verwundete. Der Gesamtverlust an Mannschaften beträgt auf seiten der Engländer, soweit bisher durch die Admiralität veröffentlicht, 6104 Tote und Vermißte und 513 Verwundete, auf deutscher Seite 2414 Tote und Vermißte und 449 Verwundete. Von unseren Schiffen sind während und nach der Seeschlacht 177 englische Gefangene gemacht, während, soweit bisher bekannt, sich in englischen Händen keine deutschen Gefangenen aus dieser Schlacht befinden. Die Namen der englischen Gefangenen werden auf dem üblichen Wege der englischen Regierung mitgeteilt werden.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Die russische Offensive geht weiter.

Wien, 15. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Südlich von Bojan und nördlich von Czernowitz schlugen unsere Truppen

feindliche Angriffe ab. Oberhalb von Czernowitz vereitelte unser Geschützfeuer einen Übergangsversuch des Gegners über den Pruth. Zwischen Dnjestr und Pruth keine Ereignisse von Belang. Der Feind hat die Linie Horodenka—Snyatin westwärts nur wenig überschritten. Bei Wisniowczyk wurde äußerst erbittert gekämpft; hier sowie nordwestlich von Rydom nordwestlich von Kremeniez wurden alle russischen Angriffe abgewiesen. Im Gebiet südlich und westlich von Luck ist die Lage unverändert. Bei Lokaczy trat auf beiden Seiten abgesessene Reiterei in den Kampf. Zwischen der Bahn Rowno—Kowel und Kolki bemühte sich der Feind an zahlreichen Stellen, unter Einsatz neuer Divisionen den Übergang über den Stochod—Styrabschnitt zu erzwingen. Er wurde überall zurückgeschlagen und erlitt schwere Verluste. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern abend begannen die Italiener ein heftiges Artillerie- und Minenwerferfeuer gegen die Hochfläche von Doberdo und den Görzer Brückenkopf. Nachts folgten gegen den südlichen Teil der Hochfläche feindliche Infanterieangriffe, die bereits größtenteils abgewiesen sind; an einzelnen Punkten ist der Kampf noch nicht abgeschlossen. An der Tiroler Front setzte der Feind seine vergeblichen Anstrengungen gegen unsere Dolomitenstellungen im Raume Peutelstein—Schluderbach fort. Unsere Flieger belegten die Bahnhöfe von Verona und Padua mit Bomben. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: An der Vojusa störte unser Feuer italienische Befestigungsarbeiten.

Fortschritte am Tigris und in Persien.

Konstantinopel, 15. Juni. — An der Irakfront versuchten die Engländer auf dem Nordufer des Flusses Euphrat zwischen Korna und Nassrie zu landen, mußten aber nach einem Kampf von sechsstündiger Dauer in voller Auflösung unter Zurücklassung von 180 Toten zurückgehen. Auf den übrigen Teilen der Front herrscht Ruhe. — Nach dreitägigen Kämpfen mit russischen Abteilungen, die an der persischen Grenze nördlich von Suleiman erschienen waren, wurde der Feind in Richtung auf Bana (Persien) zurückgeschlagen. Unsere Truppen verfolgten den Feind im Zusammenwirken mit persischen Kriegern und verjagten ihn aus Bana, von wo er nach Norden zurückgedrängt wurde. Wir erbeuteten in diesen Kämpfen 1 Geschütz, 1 Maschinengewehr, eine große Menge Munition und Ausrüstungsstücke. — An der Kaukasusfront war die Lage gestern unverändert. Auf einigen Abschnitten fand zeitweilig Artilleriefeuer statt. Am linken Flügel erbeuteten wir im Laufe von Vorpostengefechten zwei weitere Maschinengewehre.

Angriffe am „Toten Mann".

Großes Hauptquartier, 16. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Links der Maas griffen die Franzosen mit starken Kräften den Südhang des „Toten Mannes" an. Nachdem es ihnen gelungen war, vorübergehend Gelände zu gewinnen, wurden sie durch einen kurzen Gegenstoß wieder zurückgeworfen; wir nahmen dabei 8 Offiziere, 238 Mann gefangen und erbeuteten mehrere Maschinengewehre. Eine Wiederholung des feindlichen Angriffs am späten Abend und Unternehmungen gegen die beiderseits anschließenden deutschen Linien waren völlig ergebnislos. Der Gegner erlitt schwere blutige Verluste. Rechts der Maas blieb die Gefechtstätigkeit, abgesehen von kleineren für uns günstigen Infanteriekämpfen an der Chiaumontschlucht, im wesentlichen auf starke Feuertätigkeit der Artillerien beschränkt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Gegen die Front der Armee des Generals Grafen Bothmer nördlich von Przewloka setzten die Russen auch gestern ihre Anstrengungen fort. Bei der Abwehr des Feindes blieben über 400 Mann gefangen in der Hand des Verteidigers.

(W. T. B.)

Die russische Offensive.

Wien, 16. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Südlich des Dnjestr schlugen unsere Truppen feindliche Kavallerie zurück. Sonst in diesem Raum nur Geplänkel. Westlich von Wisniowczyk dauernd die Anstürme russischer Kolonnen gegen unsere Stellungen fort. In der Hand der Verteidiger blieben zwei russische Offiziere und 400 Mann. In Wolhynien entwickeln sich an ganzer Front neue Kämpfe. Am Stochod—Styrabschnitt wurden abermals mehrere Übergangsversuche abgeschlagen, wobei der Feind wie immer schwere Verluste erlitt. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe am Südteil der Hochfläche von Doberdo endeten mit der Abweisung der feindlichen Angriffe. Ebenso scheiterten erneute Vorstöße der Italiener gegen einzelne unser Dolomitenstellungen. Auf der Hochfläche von Asiago sind lebhafte Artilleriekämpfe im Gange. Im Ortlergebiet nahmen unsere Truppen die Tukett- und hintere Madatschspitze in Besitz.

Ereignisse zur See.

Wien, 16. Juni. — Ein Geschwader von Seeflugzeugen hat in der Nacht vom 15. zum 16. die Bahnanlagen Portogruaro und Latisana und die Bahnstrecke Portogruaro—Latisana, ein zweites Geschwader Bahnhof und militärische Anlagen von Motta di Livenza, ein drittes die feindlichen Stellungen von Monfalcone, San Canzian, Pieris und Bestrigna erfolgreich mit Bomben belegt, mehrere Volltreffer in Bahnhöfen und Stellungen erzielt. Starke Brände wurden beobachtet. Alle Flugzeuge sind trotz heftiger Beschießung unbeschädigt eingerückt. Flottenkommando.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 16. Juni. — An der Kaukasusfront keine Veränderung auf dem rechten Flügel und in der Mitte. Auf dem linken Flügel schlugen wir durch einen Gegenangriff den Angriff eines feindlichen Bataillons gegen eine unserer vorgeschobenen Stellungen zurück. — Durch unser Feuer verjagten wir zwei Flugzeuge und zwei Torpedoboote, die sich Sed ul Bahr zu nähern versuchten. In den Gewässern von Smyrna beschossen einige feindliche Fahrzeuge wirkungslos einige Punkte der Küste. Unsere Artillerie antwortete ihnen. — Der Feind, der sich seit einiger Zeit auf der Insel Keusten festgesetzt hatte und von da aus die benachbarte Küste angriff, wurde in den letzten Tagen genötigt, die Insel zu räumen, da er sie unter dem wirksamen Feuer unserer Artillerie nicht halten konnte. Am 13. Juni warfen zwei feindliche Flieger ohne Erfolg einige Bomben auf El Arisch; sie wurden durch einen Angriff unserer Kampfflugzeuge nach Luftkampf vertrieben. Andere unserer Flugzeuge erwiderten den feindlichen Angriff, warfen wirkungsvoll Bomben auf den feindlichen Flugplatz und griffen ihn mit Maschinengewehrfeuer an; sie kehrten darauf unversehrt zurück.

Starke Kämpfe am Stochod und Styr.

Großes Hauptquartier, 17. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Ein französischer Patrouillenangriff bei Beaulne (nördlich der Aisne) wurde leicht abgewiesen. Im Maasgebiet hielt sich die Artillerietätigkeit auf erheblicher Stärke und steigerte sich in den frühen Morgenstunden teilweise zu besonderer Heftigkeit. In den Vogesen fügten wir nordöstlich von Celles durch eine Sprengung dem Gegner beträchtliche Verluste zu und schlugen westlich von Sennheim eine kleinere feindliche Abteilung zurück, die vorübergehend in unseren Graben hatte eindringen können. Die Fliegertätigkeit war beiderseits rege. Unsere Geschwader belegten militärisch wichtige Ziele in Bergues (Französisch-Flandern), Bar-le-Duc, sowie im Raume Dom-Basle—Einville—Lunéville—Blainville ausgiebig mit Bomben. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Bei der Heeresgruppe Linsingen haben sich an dem Stochod- und Styrabschnitte Kämpfe entwickelt. Teile der Armee des Generals Grafen von Bothmer stehen nördlich von Przewloka erneut im Gefecht. — Balkan-Kriegsschauplatz: Abgesehen von erfolgreichen Angriffen unserer Flieger auf feindliche Anlagen ist nichts Wesentliches zu berichten. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 17. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Nördlich von Niezwiska scheiterte ein russischer Übergangsversuch über den Dnjestr. Die Angriffe des Feindes gegen die Stellungen westlich von Wisniowczyk wiederholen sich mit unverminderter Heftigkeit. In Wolhynien wird an der Lipa, im Raume von Lokaczy und am Stochod-Styrabschnitt neuerlich erbittert gekämpft. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Isonzofront setzte gestern abend wieder sehr lebhaftes feindliches Artilleriefeuer zwischen dem Meere und dem Monte dei Sei Busi ein. Ein Angriff der Italiener von den Adriawerken gegen unsere Stellung bei Bagni wurde abgewiesen. Auf dem Rücken südlich von Monfalcone kam es zu Minenwerfer- und Handgranatenkämpfen. Im Nordabschnitt der Isonzofront scheiterte ein feindlicher Angriff auf den Mrzli Vrh. Ebenso erfolglos blieben die andauernden Anstrengungen der Italiener gegen unsere Dolomitenstellungen. Gestern brachen dort Angriffe bei Rufreddo und vor der Croda del Ancona zusammen. Das gleiche Schicksal hatten starke Vorstöße des Feindes aus dem Raume von Primolano gegen unsere Stellungen beim Grenzeck und gegen den Monte Meletta. Auch an unserer Front südwestlich Asiago wurde ein Angriff beträchtlicher italienischer Kräfte abgeschlagen. In diesem Raume fielen 13 italienische Offiziere, 354 Mann und 5 Maschinengewehre in unsere Hände.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 17. Juni. — An der Irakfront versuchte ein feindliches Kavallerieregiment auf das rechte Tigrisufer vorzurücken. Es wurde durch einen Gegenangriff einer unserer Abteilungen zum Rückzuge gezwungen und verlor einige Soldaten und Pferde. Unsere Abteilungen verjagten russische Kavallerie, die bei den Ortschaften Serpul und Zehab (25 Kilometer östlich von Kasr Schirin) auftrat. Als die Russen sich aus diesen Gebieten zurückzogen, zerstörten und verbrannten sie das Gewölbe und andere Teile des Grabmales des Imam Hussein, das sich drei Stunden südöstlich von Kasr Schirin befindet, und zerfetzten den Koran und die heiligen Bücher in diesem Grabmal. Die bei Baneh geschlagenen russischen Truppen wurden kräftig verfolgt und in die Gegend nördlich von den Ortschaften Sotiz und Jerdech verjagt. Bei diesen Kämpfen verlor der Feind 500 Mann an Toten und ließ 3 Maschinengewehre in unserer Hand. — An der Kaukasusfront in einzelnen Abschnitten örtliche Infanteriefeuergefechte. Am linken Flügel Stellungskämpfe der Vorposten. Unsere Artillerie verjagte zwei feindliche Flieger und einige Torpedoboote, die sich Sed ul Bahr nähern wollten. Zwei Flieger, die aus der Richtung von Mytilene gekommen waren, warfen wirkungslos einige Bomben auf die Insel Keusten und auf ihr westliches Ufer.

Erfolgreiche Kämpfe am Turya-Abschnitt.

Großes Hauptquartier, 18. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: An verschiedenen Stellen unserer Front zwischen der belgisch-französischen Grenze und der Somme herrschte lebhafte Artillerie- und Patrouillentätigkeit. Links der Maas fanden nachts Infanteriekämpfe um vorgeschobene Grabenstücke am Südhange des „Toten Mannes" statt. Rechts des Flusses scheiterte ein durch mehrstündiges Vorbereitungsfeuer eingeleiteter starker französischer Angriff vor den deutschen Stellungen im Thiaumontwalde. Ein vom Gegner genommener kleiner Graben vorderster Linie wurde nachts wieder gesäubert. Der Fliegerangriff auf die militärischen Anlagen von Bar-le-Duc wurde wiederholt. Im Feuer unserer Abwehrgeschütze stürzte ein französischer Doppeldecker westlich von Lassigny ab und zerschellte. In der Gegend von Bezange-la-Grande (südlich von Château-Salins) schoß Leutnant Wintgens sein sechstes, Leutnant Höhndorf sein fünftes feindliches Flugzeug ab; die Insassen des einen sind tot geborgen. Am 16. Juni abends wurden die Trümmer eines im Luftkampf unterlegenen französischen Doppeldeckers nordöstlich des Hessenwaldes brennend beobachtet. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei der Heeresgruppe des Generals von Linsingen wurden am Styr beiderseits von Kolki russische Angriffe abgewiesen. Zwischen der Straße Kowel—Luck und dem Turya-Abschnitt nahmen unsere Truppen in erfolgreichen Kämpfen den Russen an Gefangenen 11 Offiziere, 3446 Mann, an Beute 1 Geschütz, 10 Maschinengewehre ab. Bei der Armee des Generals Grafen von Bothmer brachen feindliche Angriffe nördlich von Przewloka bereits im Sperrfeuer blutig zusammen. (W. T. B.)

Czernowitz geräumt.

Wien, 18. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Gestern mußte die Besatzung der Brückenschanze von Czernowitz vor dem konzentrischen Geschützfeuer eines weit überlegenen Feindes zurückgenommen werden. In der Nacht erzwang sich der Gegner an mehreren Punkten den Übergang über den Pruth und drang in Czernowitz ein. Unsere Truppen räumten die Stadt. In Ostgalizien ist die Lage unverändert. Westlich von Wisniowczyk an der Strypa wurden russische Angriffe durch Artilleriefeuer vereitelt. In Wolhynien haben unsere Truppen nördlich der Lipa, nördlich von Gorochow und Lokaczy Raum gewonnen und russische Gegenangriffe abgewiesen. Es blieben vorgestern und gestern 905 Gefangene und 3 Maschinengewehre in unserer Hand. Nördlich des Turya-Abschnittes brachten deutsche Streitkräfte in erfolgreichen Kämpfen 11 russische Offiziere, 3446 Mann, 1 Geschütz und 10 Maschinengewehre ein. Zwischen Sokul und Kolki wurden abermals starke russische Vorstöße zurückgeschlagen. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der Isonzofront schickten sich die Italiener wieder an mehreren Stellen, so gegen den Südteil des Monte San Michele und gegen unsere Höhenstellungen nördlich des Tolmeiner Brückenkopfes, zum Vorgehen an. Dank unseres Geschützfeuers kam jedoch kein Angriff zur Entwicklung. In den Dolomiten ließ die feindliche Tätigkeit im allgemeinen nach. Nur der Monte San Cadini stand zeitweise unter sehr heftigem Artilleriefeuer, dem mehrere schwächliche, bald abgewiesene Angriffe folgten. Aus dem Raume von Primolano und gegen unsere Front südwestlich Asiago erneuerten die Italiener ihre Vorstöße; diese wurden überall abgeschlagen.

Generaloberst von Moltke †.

Berlin, 18. Juni. Generaloberst von Moltke, Chef des stellvertretenden Generalstabes der Armee, ist heute 1 Uhr 30 Minuten nachmittags gelegentlich einer im Reichstage stattfindenden Trauerfeier für den Feldmarschall von der Goltz einem Herzschlage erlegen. (W. T. B.)

Weitere Fortschritte der Heeresgruppe Linsingen.

Großes Hauptquartier, 19. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Südlich der belgisch-französischen Grenze bis zur Somme hielt die lebhafte Gefechtstätigkeit an. Ein französischer Handgranatenangriff bei Chavonne (östlich von Vailly) wurde abgewiesen. Eine deutsche Sprengung auf der Höhe „La Fille morte" (Argonnen) hatte guten Erfolg. Im Maasgebiet lebten die Feuerkämpfe erst gegen Abend merklich auf. Nachts erreichten sie am „Toten Mann" und westlich davon, sowie im Frontabschnitt vom Thiaumontwalde bis zur Feste Vaux, große Heftigkeit. Wie nachträglich gemeldet wird, ist in der Nacht zum 18. Juni am Thiaumontwalde ein feindlicher Vorstoß abgewiesen worden; weitere Angriffsversuche wurden gestern durch Feuer vereitelt. In den Kämpfen der letzten beiden Tage sind hier rund 100 Franzosen gefangen genommen. Mehrfache nächtliche Angriffsunternehmungen des Gegners im Fuminwalde wurden im Handgranatenkampf jedesmal glatt abgeschlagen. Je ein englischer Doppeldecker ist bei Lens und nördlich von Arras nach Luftkampf abgestürzt, zwei der Insassen sind tot; ein französisches Flugzeug wurde westlich der Argonnen abgeschossen. Ein deutsches Fliegergeschwader hat die Bahnhofs- und militärischen Fabrikanlagen von Baccarat und Raon l'Etape angegriffen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf dem nördlichen Teile der Front keine besonderen Ereignisse. Auf die mit Militärtransporten belegte Eisenbahnstrecke Ljachowitschi—Luniniec wurden zahlreiche Bomben abgeworfen. Bei der Heeresgruppe des Generals von Linsingen wurden am Styr westlich von Kolki und am Stochod in Gegend der Bahn Kowel—Rowno russische Angriffe, zum Teil durch erfolgreiche Gegenstöße, zurückgeworfen. Nordwestlich von Luck stehen unsere Truppen in für uns günstigem Kampf, die Gefangenenzahl und die Beute hat sich erhöht. Südwestlich von Luck greifen die Russen in Richtung auf Gorochow an. (W. T. B.)

Vergebliche Angriffe bei Lopuszno.

Wien, 19. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: In der nördlichen Bukowina und in Ostgalizien keine besonderen Ereignisse. Nordöstlich von Lopuszno griff der Feind mit großer Überlegenheit unsere Stellungen an. Das bewährte Infanterieregiment Nr. 44 schlug, unterstützt von vortrefflicher Artilleriewirkung, die neun Glieder tiefen Sturmkolonnen ohne Einsatz von Reserven zurück. Der Feind erlitt schwere Verluste. Auch ein in diesem Raume versuchter Nachtangriff scheiterte. Bei Gorochow und Lokaczy wiesen wir starke russische Gegenangriffe ab. Am oberen Stochod wurde Raum gewonnen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern abend wiederholte sich das sehr kräftige Feuer der Italiener gegen unsere Stellungen zwischen dem Meere und dem Monte dei Sei Busi. Ein Versuch des Feindes, bei Selz vorzugehen, wurde sofort vereitelt. Im Nordabschnitt der Hochfläche von Doberdo kam es zu lebhaften Minenwerfer- und Handgranatenkämpfen. An der Dolomitenfront scheiterte ein feindlicher Nachtangriff bei Rufreddo. An der Front zwischen Brenta und Astico wiesen unsere Truppen wieder zahlreiche Vorstöße der Italiener, darunter einen starken Angriff nördlich Monte Meletta ab. Südlich des Busibollo wurde der nächste Höhenrücken erobert. Drei feindliche Gegenstöße mißlangen. In diesen Kämpfen wurden über 700 Italiener, darunter 25 Offiziere, gefangen genommen, 7 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer erbeutet. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: An der unteren Vojusa in den letzten Tagen Geschützkämpfe.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 19. Juni. — An der Kaukasusfront auf dem rechten Flügel kein Ereignis von Bedeutung. Im Zentrum an einigen Stellen Infanterie- und Artilleriefeuer. Auf dem linken Flügel besetzten unsere Erkundungsabteilungen einige Vorpostenstellungen des Feindes, vertrieben ihn daraus und fügten ihm Verluste zu. — Ein Torpedoboot und zwei feindliche Flugzeuge, die auf dem Meere bei der Insel Keusten bemerkt wurden, wurden durch unser Feuer vertrieben. Zwei unserer Flugzeuge überflogen die Insel Tenedos, warfen mit Erfolg Bomben auf die Anlagen des Feindes und kehrten unversehrt zurück.

Kampf bei Logischin und Kiselin.

Großes Hauptquartier, 20. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Deutsche Patrouillenunternehmungen bei Beuvraignes und Niederaspach waren erfolgreich. Unsere Flieger belegten die militärischen Anlagen von Bergen bei Dünkirchen und Souilly (südwestlich von Verdun) ausgiebig mit Bomben. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg. Vorstöße deutscher Abteilungen aus der Front südlich von Smorgon bis über Tary hinaus und bei Tanoczyn brachten an Gefangenen 1 Offizier, 143 Mann, an Beute 4 Maschinengewehre, 4 Minenwerfer ein. Ein russischer Doppeldecker wurde westlich von Kolodon (südlich des Naroczsees) zur Landung gezwungen und durch Artilleriefeuer zerstört. Auf die Bahnanlagen von Wilejka wurden Bomben abgeworfen. Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern. Die Fliegerangriffe auf die Eisenbahnstrecke Ljachowitschi—Luniniec wurden wiederholt. Heeresgruppe des Generals von Linsingen. Starke russische Angriffe gegen die Kanalstellung südwestlich von Logischin brachen unter schweren Verlusten im Sperrfeuer zusammen. Die fortgesetzten Bemühungen des Feindes gegen die Styrlinie bei und westlich Kolki blieben im allgemeinen ohne Erfolg. Bei Gruziatyn ist der Kampf besonders heftig. Zwischen der Straße Kowel—Luck und der Turya brachen unsere Truppen an mehreren Stellen den zähen, bei Kiselin besonders hartnäckigen russischen Widerstand und drangen kämpfend weiter vor. Südlich der Turya wurden feindliche Angriffe abgeschlagen. Die Russen haben ihr Vorgehen in Richtung auf Gorochow nicht fortgesetzt. Die Lage bei der Armee des Generals Grafen von Bothmer ist unverändert. — Balkan-Kriegsschauplatz: Feindliche Bombenabwürfe auf Ortschaften hinter unserer Front richteten keinen Schaden an. (W. T. B.)

Luftangriffe im Rigaischen Meerbusen.

Berlin, 20. Juni. — Am 19. Juni hat eines unserer Marineflugzeuge im Rigaischen Meerbusen bei Arensburg zwei russische Zerstörer mit Bomben angegriffen und auf einem derselben einen Volltreffer erzielt.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 20. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: In der Bukowina hat der Feind unter Kämpfen mit unseren Nach-

huten den Sereth überschritten. Zwischen Pruth und Dnjestr, an der Strypa und im Gebiet von Radziwillow verlief der Tag verhältnismäßig ruhig. In den erfolgreichen Abwehrkämpfen südöstlich und nordöstlich von Lokaczy in Wolhynien brachten unsere Truppen bis jetzt 1300 Gefangene, ein russisches Geschütz und drei Maschinengewehre ein. Im Raume von Kisielin schreiten die Angriffe der Verbündeten im zähen Ringen vorwärts. Zwischen Sokul und Kolki haben wir neuerlich starke feindliche Angriffe abgeschlagen. Bei Gruziatyn, wo es der Feind unter Aufgebot starker Kräfte zum vierten Male versucht, in die Linie der tapferen Verteidiger einzudringen, wird erbittert gekämpft. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kampftätigkeit an der Isonzofront und in den Dolomiten sank auf das gewöhnliche Maß zurück. Neuerliche Vorstöße der Italiener gegen einzelne Frontstellen zwischen Brenta und Astico wurden abgewiesen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: Bei Seras an der unteren Vojusa Geplänkel.

Patrouillenkämpfe am Wardar.

Sofia, 20. Juni. Bericht des Generalstabs: Die Lage an der Front in Mazedonien ist unverändert. Schwaches Artilleriefeuer auf beiden Seiten dauert an. Im Wardartale südlich von Doiran und Gewgheli war am 18. Juni der Artilleriekampf ein wenig lebhafter. Am selben Tage zersprengten unsere Patrouillen am rechten Ufer des Wardar südlich von Belassitza-Planina mehrere Kavallerieabteilungen, die in jenem Gebiet Erkundungen ausführten, und schlugen sie in die Flucht. Feindliche Flieger warfen erfolglos Bomben auf Pardeitzi, Doiran und bewohnte Ortschaften des Abschnittes von Rupel. Eines unserer Flugzeuge griff bei Porto Lagos einen feindlichen Transport an, beschoß ihn und bewarf ihn mit Bomben, wobei die Brücke des Schiffes getroffen und ernstlich beschädigt wurde.

Erfolgreiche Vorstöße Hindenburgs.

Großes Hauptquartier, 21. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: An verschiedenen Stellen der Front zwischen der belgisch-französischen Grenze und der Oise herrschte rege Tätigkeit im Artillerie- und Minenkampf sowie im Flugdienst. Bei Patrouillenunternehmungen in Gegend von Berry-au-Bac und bei Frapelle (östlich von St. Dié) wurden französische Gefangene eingebracht. Ein englisches Flugzeug stürzte bei Puisieux (nordwestlich von Bapaume) in unserem Abwehrfeuer ab; einer der Insassen ist tot. Ein französisches Flugzeug wurde bei Kemnat (nördlich von Pont-à-Mousson) zur Landung gezwungen; die Insassen sind gefangen genommen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg: Vorstöße unserer Truppen nordwestlich und südlich von Dünaburg, in Gegend von Dubatowka (nordöstlich von Smorgon) und beiderseits von Krewo hatten gute Erfolge. In Gegend von Dubatowka wurden mehrere russische Stellungen überrannt. Es sind über 200 Gefangene gemacht, sowie Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet. Die blutigen Verluste des Feindes waren schwer. Die Bahnhöfe Zalesie und Molodeczno wurden von deutschen Fliegergeschwadern angegriffen. Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Die Lage ist unverändert. Heeresgruppe des Generals von Linsingen: Bei Gruziatyn (westlich von Kolki) wurden über den Styr vorgegangene russische Kräfte durch Gegenstoß zurückgeworfen. Feindliche Angriffe wurden abgewiesen. Nordwestlich von Luck setzte der Gegner unserem Vordringen starken Widerstand entgegen; die Angriffe blieben in Fluß. Hier und bei Gruziatyn büßten die Russen etwa 1000 Gefangene ein. Auch südlich der Turya geht es vorwärts. Bei den Truppen des Generals Grafen von Bothmer keine Veränderung. (W. T. B.)

Fortschritte in Wolhynien.

Wien, 21. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: In der Bukowina, in Ostgalizien und im Raume von Radziwillow keine besonderen Ereignisse. In Wolhynien haben die unter dem Befehl des Generals von Linsingen stehenden deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte trotz heftiger feindlicher Gegenwehr abermals Raum gewonnen. Bei Gruziatyn wiesen unsere Truppen in zäher Standhaftigkeit auch den vierten Massenstoß der Russen völlig ab, wobei 600 Gefangene verschiedener feindlicher Divisionen eingebracht wurden; insgesamt sind gestern in Wolhynien über 1000 Russen gefangen worden. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Plöckenabschnitt kam es zu lebhaften Artilleriekämpfen. An der Dolomitenfront wiesen unsere Truppen bei Rufreddo einen Angriff unter schweren Verlusten des Feindes ab. Zwischen Brenta und Etsch fanden keine größeren Kämpfe statt. Vereinzelte Vorstöße der Italiener scheiterten. Zwei feindliche Flieger wurden abgeschossen. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: An der unteren Vojusa haben die Italiener, vom Feuer unserer Geschütze gezwungen, den Brückenkopf von Feras geräumt. Wir zerstörten die italienischen Verteidigungsanlagen und erbeuteten zahlreiches Schanzzeug.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 21. Juni. — An der Irakfront im Abschnitt von Fellahie keine Veränderung. Am Euphrat unternahmen wir einen überraschenden Angriff gegen einen englischen Vorposten, töteten neun englische Soldaten und nahmen ihre Gewehre. Im Abschnitt der Ortschaften Serpol und Cehad, östlich von Kasr Schirin sowie östlich und nördlich von Baneh bedrängen unsere Truppen, von Freiwilligen unterstützt, die Russen andauernd. — Kaukasusfront: Auf dem rechten Flügel keine merkliche Veränderung. Im Zentrum heftiger Gewehrkampf. Auf dem linken Flügel Scharmützel zwischen Erkundungsabteilungen. Ein überraschender Angriff, den schwache feindliche Kräfte gegen zwei Punkte unserer vorgeschobenen Stellungen unternahmen, wurde leicht abgewiesen. — Am 18. Juni nach Mitternacht überflogen zwei unserer Flieger die Inseln Imbros und Tenedos und warfen mit Erfolg Bomben auf Fliegerschuppen, die sich dort befanden, und zwei Torpedoboote. Ein Torpedoboot, das eine Bombe auf Deck traf, wurde von dem anderen nach der Insel Tenedos geschleppt. An zwei Stellen der Fliegerschuppen brach ein Brand aus. — Von den feindlichen Flugzeugen, die am 18. Juni El Arisch angriffen, wurden drei abgeschossen. Ein Flieger wurde gefangen genommen. Das erste Flugzeug fiel ins Meer und ging sofort unter. Das zweite Flugzeug fiel auf die Reede von El Arisch; sein Beobachter und sein Führer wurden durch ein anderes Flugzeug gerettet. Das dritte Flugzeug verbrannte mit seinem Beobachter, während wir den Führer gefangen nahmen. — Ein englisches Kriegsschiff drang in die Bucht von Scheik Hamidie an der Küste von Medina und bombardierte das Mausoleum von Scheik Hamidie.

Erfolge bei Sokal.

Großes Hauptquartier, 22. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Eine schwache englische Abteilung wurde bei Frelinghien (nordöstlich von Armentières) abgewiesen. Eine deutsche Patrouille brachte westlich von La Bassée aus der englischen Stellung einige Gefangene zurück. Östlich der Maas entspannen sich Infanteriekämpfe, in denen wir westlich der Feste Vaux Vorteile errangen. Durch Abwehrfeuer wurde südlich des Pfefferrückens und bei Duß je ein französisches Flugzeug heruntergeholt, die Insassen des letzteren sind gefangen genommen. Unsere Fliegergeschwader haben gestern früh mit Truppen belegte Orte im Maastal südlich von Verdun, heute früh die Bahnanlagen und Truppenlager von Revigny angegriffen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf dem nördlichen Teile der Front hat sich, abgesehen von erfolgreichen deutschen Patrouillenunternehmungen, nichts ereignet. Auf die Eisenbahnbrücke über den Pripjet südlich von Luniniec wurden Bomben geworfen. Heeresgruppe des Generals von Linsingen: Russische Vorstöße gegen die Kanalstellung südwestlich Logischin scheiterten ebenso wie wiederholte Angriffe westlich von Kolki. Zwischen Sokal und Liniewka sind die russischen Stellungen von unseren Truppen genommen und gegen starke Gegenangriffe behauptet. Fortgesetzte Anstrengungen des Feindes, uns die Erfolge nordwestlich von Luck streitig zu machen, blieben ergebnislos. Beiderseits der Turya und weiter südlich über die allgemeine Linie Swiniuchy—Gorochow wurden die Russen weiter zurückgedrängt. Bei der Armee des Generals Grafen von Bothmer wurden vielfache starke Angriffe des Gegners aus der Linie Hajworonka—Bobulince (nördlich von Przewloka) unter schwersten Verlusten für den Feind abgeschlagen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 22. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Gestern wurden bei Gurahumora russische Angriffe abgewiesen. Sonst südlich des Dnjestr keine besonderen Ereignisse. Westlich von Wisniowczyk griff der Feind neuerlich mit starken Kräften an. Seine Sturmkolonnen brachen zum Teil im Artilleriesperrfeuer, zum Teil im Kampf mit deutscher und österreichisch-ungarischer Infanterie zusammen. Er erlitt schwere Verluste. Bei Burkanow schlugen unsere Truppen russische Nachtangriffe ab. Die in Wolhynien kämpfenden verbündeten Streitkräfte machten nördlich von Gorochow, östlich der Linie Lokaczy—Kisielin und bei Sokul weitere Fortschritte. Sowohl auf diesen Gefechtsfeldern als bei Kolki scheiterten alle mit größter Hartnäckigkeit wiederholten Gegenangriffe der Russen.

Französische Luftangriffe auf Karlsruhe, Müllheim und Trier.

Großes Hauptquartier, 23. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Östlich von Ypern wurde ein feindlicher Angriffsversuch vereitelt. Bei deutschen Patrouillenunternehmungen, so bei Lihons, Lassigny und bei dem Gehöfte Maisons de Champagne (nordwestlich von Massiges) wurden einige Dutzend Gefangene gemacht und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Drei französische Angriffe gegen unsere westlich der Feste Vaux genommenen Gräben wurden abgewiesen. Wir haben hier am 21. Juni 24 Offiziere und über 400 Mann gefangen genommen. Gestern wurden Karlsruhe und Müllheim i. B. sowie Trier durch feindliche Flieger angegriffen. Wir haben eine Reihe von Opfern aus der bürgerlichen Bevölkerung zu beklagen. Nennenswerter militärischer Schaden konnte in jenen Orten nicht angerichtet werden und ist nicht verursacht worden. Die Angreifer verloren vier Flugzeuge. Je eines mußte auf dem Rückflug bei Nieder-Lauterbach und bei Lembach landen. Unter den gefangenen Insassen befinden sich zwei Engländer; die anderen beiden Flugzeuge wurden im Luft-

kampf erledigt. Dabei holte Leutnant Höhndorf den sechsten Gegner herunter. Außerdem wurden gestern feindliche Flieger in Gegend von Ypern, östlich von Hulluch (dieses als fünftes des Leutnants Mulzer), bei Lancon (südlich von Grandpré), bei Merzheim (östlich von Gebweiler, südwestlich von Sennheim) abgeschossen, so daß unsere Gegner im ganzen neun Flugzeuge eingebüßt haben. Unsere Fliegergeschwader haben die militärischen Anlagen von St. Pol sowie feindliche Lager und Unterkünfte westlich und südlich von Verdun angegriffen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg: Bei einem kurzen Vorstoß bei Beresina (östlich von Bogdanow) fielen 45 Gefangene, 2 Maschinengewehre, 2 Revolverkanonen in unsere Hand. Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Nordöstlich von Osaritschi gegen die Kanalstellung vorgehende schwächere feindliche Abteilungen wurden blutig abgewiesen. Heeresgruppe des Generals von Linsingen: Trotz mehrfacher feindlicher Gegenstöße blieben unsere Angriffe westlich und südwestlich von Luzk im Fortschreiten. In der Front vorwärts der Linie Beresteczko—Brody wurden russische Vorstöße glatt abgeschlagen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 23. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Im Czeremoctal sind die Russen im Vorgehen auf Kuty. Sonst in der Bukowina und in Ostgalizien keine Änderung der Lage. Gegen unsere Stellungen südöstlich und nördlich von Radziwillow führte der Feind gestern zahlreiche heftige Angriffe. Er wurde überall abgewiesen. Die unter dem Befehl des Generals von Linsingen kämpfenden Streitkräfte drängten nordöstlich von Gorochow und östlich von Lokaczy die Russen weiter zurück. Bei Lokaczy brachten unsere Truppen über 400 Gefangene und 4 russische Maschinengewehre ein. Am Stochod-Styrabschnitt scheiterten mehrere starke Gegenangriffe des Feindes. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern war das Artilleriefeuer im Nordabschnitt der Hochfläche von Doberdo zeitweise sehr heftig. Wiederholte feindliche Infanterieangriffe auf unsere Stellungen südöstlich der Mrzli Vrh wurden abgewiesen. Im Plöckenabschnitte begannen heute früh lebhafte Artilleriekämpfe. An der Dolomitenfront scheiterte ein neuerlicher Angriff der Italiener auf die Croda del Ancona. Das gleiche Schicksal hatten vereinzelte feindliche Vorstöße aus dem Raume von Primolano. Im Ortlergebiet besetzten unsere Truppen mehrere Hochgipfel an der Grenze. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: An der unteren Vojusa Geplänkel.

Luftangriff auf Venedig.

Wien, 23. Juni. — Am 22. abends hat eine Gruppe von Seeflugzeugen feindliche Stellungen bei Monfalcone erfolgreich mit Bomben belegt. Am 23. früh hat ein Seeflugzeuggeschwader Venedig angegriffen. In Forts Nicolo, Alberoni, in Gasanstalt, besonders aber im Arsenal wurden mit schweren Bomben viele Volltreffer erzielt und starke Brände hervorgerufen. Die Flugzeuge wurden heftig, aber erfolglos beschossen und kehrten unversehrt zurück. Flottenkommando.

Neue Erfolge der Türken in Persien und im Kaukasus.

Konstantinopel, 23. Juni. — An der Irakfront hat sich nichts Wichtiges ereignet. — Unsere mit der Säuberung Südpersiens beauftragten Truppen griffen am 21. Juni energisch die im Engpaß von Paitak, der von beiden Seiten von 1500 Meter hohen Bergen umgeben ist, verschanzten Russen an. Nachdem sie den Feind von dort vertrieben hatten, verfolgten sie ihn weiter und rückten bis zur Ortschaft Servil vor, die sich 15 Kilometer östlich von diesem Engpaß befindet. Die Verluste des Feindes bei der Verteidigung des Engpasses werden als ziemlich hoch angesehen. — An der Kaukasusfront hat sich auf dem rechten Flügel und im Zentrum nichts Bedeutendes ereignet. Auf dem linken Flügel bemächtigten sich unsere Truppen nördlich des Tschorokflusses am 22. Juni morgens nach Stürmen mit dem Bajonett des größten Teiles der russischen Stützpunkte auf einer über 2000 Meter hohen Bergkette. Der Feind, der seit einiger Zeit eine sehr große Tätigkeit entwickelt hatte, hatte diese nach Süden zu stark befestigt. So haben wir auch in diesem Abschnitt unsere Stellung verbessert. Während des Kampfes, der bis zum Abend dauerte, machten die Russen große Anstrengungen, um die verlorenen Stellungen wieder zu nehmen. Sie wurden aber jedesmal zurückgeschlagen und erlitten schwere Verluste. Wir machten bei dieser Gelegenheit 500 Gefangene, darunter 5 Offiziere, und erbeuteten 2 Maschinengewehre mit ihrer gesamten Ausrüstung, eine große Menge von Zelten, Material und Lebensmittel. — Zwei auf der Höhe der Dardanellen bemerkte feindliche Schiffe wurden durch Geschützfeuer verjagt. Am 22. Juni morgens griff eines unserer Flugzeuge zwei feindliche Flugzeuge an, die den Golf von Saros überflogen, und verfolgte sie bis Imbros. Unser Artilleriefeuer vertrieb einen feindlichen Monitor, der sich Fotscha zu nähern suchte.

Thiaumont und Fleury erobert.

Großes Hauptquartier, 24. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Rechts der Maas brachen unsere Truppen, an der Spitze das 10. Bayerische Infanterie-Regiment König und das Bayerische Infanterie-Leib-Regiment, nach wirksamer Feuervorbereitung auf dem Höhenrücken „Kalte Erde“ und östlich davon zum Angriff vor, stürmten über das Panzerwerk Thiaumont, das genommen wurde, hinaus, eroberten den größten Teil des Dorfes Fleury und gewannen auch südlich der Feste Vaux Gelände. Bisher sind in die Sammelstellen 2673 Gefangene, darunter 60 Offiziere, eingeliefert. Auf der übrigen Front stellenweise lebhafte Artillerie-, Patrouillen- und Fliegertätigkeit. Bei Haumont wurde ein französischer Kampfeindecker im Luftkampf zum Absturz gebracht; Leutnant Wintgens schoß bei Blamont sein siebentes feindliches Flugzeug, einen französischen Doppeldecker, ab. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Teilvorstöße wurden südlich von Illuxt und nördlich Widsy abgewiesen. Ein deutsches Fliegergeschwader griff den Bahnhof Poloczany (südwestlich von Molodeczno) an, auf dem Truppeneinladungen beobachtet waren; ebenso wurden auf die Bahnanlagen von Luniniec Bomben geworfen. Bei der Heeresgruppe des Generals von Linsingen wurde der Angriff bis in und über die allgemeine Linie Zubilno—Watyn—Zwiniacze vorgetragen. Heftige feindliche Gegenangriffe scheiterten. Die Zahl der russischen Gefangenen ist ständig im Wachsen. Bei der Armee des Generals Grafen von Bothmer fanden nur kleinere Gefechte zwischen vorgeschobenen Abteilungen statt. (W. T. B.)

Schwere Kämpfe an der Ostfront.

Wien, 24. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Bei Kimpolung in der Bukowina wurde gestern heftig gekämpft. Im Czeremostal drängte umfassendes Vorgehen österreichisch-ungarischer Truppen den Feind aus der Stadt Kuty zurück. Nordwestlich von Tarnopol brach ein nächtlicher russischer Angriff unter unserem Geschützfeuer zusammen. Bei Radziwilow wurden gestern vormittag abermals russische Anstürme abgeschlagen. Bei den vorgestrigen Kämpfen nördlich dieser Stadt hat die aus Niederösterreich, Oberösterreich und Salzburg ergänzte erste Landsturmbrigade wieder Proben ihrer Tüchtigkeit abgelegt. Die in Wolhynien fechtenden deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte ringen dem Feind nördlich der Lypa, nordöstlich von Gorochow und westlich und nordwestlich von Torczyn, Schritt für Schritt Boden ab. Alle Gegenangriffe durch zum Teil frische russische Kräfte blieben für den Feind ohne Erfolg. — Italienischer Kriegsschauplatz: Im Plöckenabschnitt setzte der Feind nach höchster Steigerung seines Geschützfeuers Infanterieangriffe gegen unsere Stellungen auf dem Lanajoch und am Kleinen Pal an. Beide Angriffe wurden abgeschlagen. Der Bahnhof von Ala stand unter dem Feuer unserer schweren Geschütze.

Ereignisse zur See.

Wien, 24. Juni. — Einige unserer Torpedofahrzeuge beschossen am 23. früh an der italienischen Ostküste bei Giulianova eine Fabrikanlage und einen fahrenden Lastzug. Durch die Beschießung explodierte die Lokomotive des Zuges; 4 Waggons gerieten in Brand, mehrere Waggons wurden beschädigt. Die Fahrzeuge sind, vom Feinde unbelästigt, zurückgekehrt. Am 23. abends hat Linienschiffsleutnant Banfield, acht Minuten nachdem er gegen einen zum Angriff auf Triest heranfliegenden feindlichen Hydroplan aufgestiegen war, diesen noch über dem Meere im Luftkampf heruntergeschossen. Beobachter (Italiener) tot, Pilot (Franzose) gefangen. Das Flugzeug „F. B. A. 12“ wurde nach Triest eingebracht. Am 24. Juni früh hat eines unserer Flugzeuggeschwader Eisenbahnbrücke und Bahnhof von Ponte di Piave sowie Hafen von Grado mit sehr gutem Erfolge bombardiert, in die Brücke vier Volltreffer erzielt. Alle Flugzeuge trotz heftiger Beschießung unversehrt eingerückt. Eine Stunde später wurde ein französisches Seeflugzeug Typ F. B. A. im Golf von Triest von Linienschiffsleutnant Banfield im Luftkampf heruntergeschossen; es stürzte vier Kilometer von Grado ins Meer. Unter dem Schutz der feindlichen Batterien gelang es einem feindlichen armierten Panzermotorboot, das Flugzeug zu bergen, dessen beide Insassen schwer verwundet sein dürften. Flottenkommando.

Neue Fortschritte in Richtung Trapezunt.

Konstantinopel, 24. Juni. — An der Irakfront keine wichtigen Ereignisse. — In Südpersien drängten unsere vorgeschobenen Abteilungen die Russen bis in eine Entfernung von einer Stunde östlich der Stadt Sernile zurück. Die Russen bemühen sich, mit allen Mitteln sich östlich von Sernile zu halten, und verstärkten sehr rege ihre im voraus vorbereiteten Befestigungslinien. — Kaukasusfront: Auf dem rechten Flügel herrscht Ruhe. Im Zentrum fanden nur örtliche Infanteriefeuergefechte statt. Am linken Flügel wurde die gegen die feindlichen Stellungen auf dem nördlichen Abschnitt des Tschoruk begonnene Offensive und die Eroberung der von uns zum Ziele genommenen feindlichen Stellungen vervollständigt. Die von uns eroberten Stellungen befinden sich 25 bis 30 Kilometer südlich der am Meere gelegenen Ortschaften Ofi und Trapezunt sowie auf den 2800 Meter hohen Gebirgsketten, die sich von Osten nach Westen in der Gegend ausbreiten, wo die Flüsse, die zwischen den beiden Ortschaften im Meere münden, entstehen. Bei der Offensive, die mit größter Heftigkeit seit zwei Tagen auf einer Frontbreite von 50 Kilometern

andauert, schlagen sich unsere Truppen mit der größten Tapferkeit. Sie zeichneten sich besonders in den Nahkämpfen mit dem Bajonett aus, bei denen sie in jeder Hinsicht ihre Überlegenheit bewiesen. Die Flucht des Feindes, der an gewissen Stellen seine Lager im Stich ließ, ließ unsere Soldaten alle Strapazen des Kampfes vergessen. Ohne den Befehl zur Verfolgung abzuwarten, schickten sie sich fröhlich zum Angriff gegen die Reste des Feindes an und dehnten hierdurch den von ihnen besetzten Abschnitt aus. Bei diesen Kämpfen machten wir eine reiche Beute, bestehend aus verschiedenen Arten von Ausrüstungen, Kriegsmaterial sowie 1½ Millionen Patronen und 7 Maschinengewehren, die wir gegenwärtig gegen den Feind benutzen. Wir machten 652 Mann, darunter 7 Offiziere, zu Gefangenen. Trotz des schwierigen Geländes, das dem Feinde günstig ist, erlitt dieser Verluste, deren Zahl sich auf fast 2000 Tote beläuft. Unsere eigenen Verluste sind vergleichsweise äußerst gering.

Der deutsche Tagesbericht.

Großes Hauptquartier, 25. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Der Feind entwickelte im Abschnitt südlich des Kanals von La Bassée bis über die Somme hinaus auch nachts anhaltende rege Tätigkeit, belegte Lens und Vororte mit schwerem Feuer und ließ in Gegend von Beaumont—Hamel (nördlich von Albert) ohne Erfolg Gas über unsere Linien streichen. Links der Maas erreichte das feindliche Feuer gegen Abend besonders am „Toten Mann" große Stärke. Nachts fanden hier kleinere, für uns erfolgreiche Infanterieunternehmungen statt. An unseren östlich der Maas gewonnenen neuen Stellungen entspannen sich unter beiderseits dauernd starker Artillerieentfaltung mehrfach heftige Infanteriekämpfe. Alle Versuche der Franzosen, das verlorene Gelände durch Gegenangriffe wiederzugewinnen, scheiterten unter schwersten blutigen Verlusten für sie; außerdem büßten sie dabei noch über 200 Gefangene ein. Östlich von St. Dié wurden bei einem Patrouillenvorstoß 15 Franzosen gefangen eingebracht. — Östlicher Kriegsschauplatz: Auf dem nördlichen Teile der Front kam es an mehreren Stellen zu Gefechten von Erkundungsabteilungen, wobei Gefangene und Beute in unsere Hand fielen. Heeresgruppe des Generals von Linsingen: Unserem fortschreitenden Angriff gegenüber blieben auch gestern starke russische Gegenstöße, besonders beiderseits von Zaturce, völlig ergebnislos. Südlich des Plaszewka-Abschnitts (südlich von Beresteczko) wurden mit nennenswerten Kräften geführte feindliche Angriffe restlos abgeschlagen. Bei der Armee des Generals Grafen von Bothmer keine besonderen Ereignisse. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 25. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: In der Bukowina bezogen unsere Truppen zwischen Kimpolung und Jakobeny neue Stellungen. Die Höhen südlich von Berhometh und Wisznitz wurden von uns ohne feindliche Einwirkung geräumt. An der galizischen Front gewohnte Artillerietätigkeit, nordwestlich von Tarnopol auch Minenwerfer- und Handgranatenkämpfe. Südöstlich von Beresteczko wiesen wir mehrere feindliche Angriffe ab. Bei Holatyn-Grn. wurden die Höhen nördlich der Lipa erstürmt. Der Feind hatte hier schwere Verluste an Toten. Westlich von Torczyn drangen unsere Truppen in die feindliche Stellung ein und wiesen heftige Gegenangriffe ab. Am Styr abwärts Sokul ist die Lage unverändert. — Italienischer Kriegsschauplatz: An der küstenländischen Front standen unsere Stellungen zwischen dem Meere und dem Monte Sabotino zeitweise unter lebhaftem Artilleriefeuer. Östlich von Polazzo kam es zu Handgranatenkämpfen. Nachts versuchten drei Torpedoboote und ein Motorboot einen Handstreich gegen Pirano. Als unsere Strandbatterien das Feuer eröffneten, ergriffen die feindlichen Schiffe die Flucht. An der Kärntener Front beschränkte sich die Gefechtstätigkeit nach den von unseren Truppen abgeschlagenen Angriffen im Plöckenabschnitt auf Geschützfeuer. In den Dolomiten brach ein Angriff der Italiener auf unsere Rufreddo-Stellung im Sperrfeuer zusammen. Zwischen Brenta und Etsch war die Kampftätigkeit gering; vereinzelte Vorstöße des Gegners wurden abgewiesen. Im Ortlergebiet scheiterte ein Angriff einer feindlichen Abteilung vor dem kleinen Eiskögele.

Hilfskreuzer Typ „Principe Umberto" versenkt.

Wien, 25. Juni. — Am 23. vormittags hat eines unserer Unterseeboote in der Otranto-Straße einen von einem Zerstörer Typ „Fourche" begleiteten Hilfskreuzer Typ „Principe Umberto" versenkt. Der Zerstörer verfolgte das U-Boot mit Bombenwürfen, kehrte zur Sinkstelle zurück und wurde dann dort vom U-Boote ebenfalls versenkt. Flottenkommando.

Angriffe am „Toten Mann" und bei „Kalte Erde".

Großes Hauptquartier, 26. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Die Kampftätigkeit an unserer nach Westen gerichteten Front gegenüber der englischen und dem Nordflügel der französischen Armee war wie an den beiden letzten Tagen bedeutend. Westlich des „Toten Mannes" scheiterten nächtliche feindliche Vorstöße im Artillerie- und Maschinengewehrfeuer. Rechts der Maas endete abends ein Angriff sehr starker Kräfte gegen die deutschen Stellungen auf dem Rücken „Kalte Erde" mit einem völligen Mißerfolg der Franzosen. Sie sind unter großen Verlusten, teilweise nach Handgemenge in unseren Linien, überall zurückgeworfen. Deutsche Fliegergeschwader griffen englische Lager bei Pas (östlich von Doullens) mit Bomben an. — Östlicher Kriegsschauplatz: Abgesehen von teilweise reger Artillerietätigkeit und einigen Gefechten kleiner Abteilungen ist vom nördlichen Teil der Front nichts Wesentliches zu berichten. Heeresgruppe des Generals von Linsingen: Westlich von Sokul und bei Zaturcy dauern heftige, für uns erfolgreiche Kämpfe an. Die Gefangenenzahl ist seit dem 16. Juni auf 61 Offiziere, 11097 Mann, die Beute auf 2 Geschütze, 54 Maschinengewehre gestiegen. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 26. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: In der Bukowina keine besonderen Ereignisse. Auf den Höhen nördlich von Kuty wurden russische Angriffe mit schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen; an der übrigen Front in Galizien verlief der Tag ruhiger. In Wolhynien beschränkte sich die Gefechtstätigkeit meist nur auf Artilleriekämpfe. Westlich von Sokul erstürmten deutsche Truppen die erste feindliche Stellung in etwa drei Kilometer Breite und wiesen darin heftige Gegenangriffe ab. — Italienischer Kriegsschauplatz: Zur Wahrung unserer vollen Freiheit des Handelns wurde unsere Front im Angriffsraum zwischen Brenta und Etsch stellenweise verkürzt. Dies vollzog sich unbemerkt, ungestört und ohne Verluste. In den Dolomiten, an der Kärntener und an der küstenländischen Front dauern die Geschützkämpfe fort. Zwei unserer Seeflugzeuge belegten die Adriawerke mit Bomben.

Von der Wardarfront.

Sofia, 26. Juni. Der Generalstab teilt mit: Die Lage auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz ist unverändert. Es kam zu kleinen Gefechten zwischen Patrouillen an der ganzen Front. Im Wardarabschnitt das gewöhnliche Artilleriefeuer. Zwischen den Ortschaften Petka und Palmisch zersprengte unsere Artillerie ein feindliches Bataillon. Feindliche Flugzeuge warfen auf die Felder im Mestatale und zwischen Porto Lagos und Tepedjik ohne Erfolg Brandbomben ab.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 26. Juni. — An der Irakfront keine Veränderung. Östlich von Sermil griffen russische Streitkräfte in kleinen Abteilungen erneut in verschiedenen Richtungen unsere vorgeschobenen Stellungen an. Diese Angriffe wurden durch unser Feuer zurückgeschlagen. — An der Kaukasusfront gelang es unseren Erkundungsabteilungen auf dem rechten Flügel durch gelungene Operationen dem Feinde einige Höhenzüge und Stellungen zu nehmen.

Heftige Artillerietätigkeit an der Somme.

Großes Hauptquartier, 27. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: An der englischen und dem Nordflügel der französischen Front ist es mehrfach zu Patrouillengefechten gekommen. Zahlreiche Gas- und Rauchwolken strichen zu uns herüber; sie schädigten die deutschen Truppen nicht und schlugen teilweise in die feindlichen Gräben zurück. Das gegnerische Feuer richtete sich mit besonderer Heftigkeit gegen unsere Stellungen beiderseits der Somme. Durch die Beschießung von Nesle durch die Franzosen sind dreiundzwanzig ihrer Landsleute getötet oder verwundet worden. Rechts der Maas blieben französische Angriffe nordwestlich und westlich der Feste Vaux und westlich des Panzerwerkes Thiaumont sowie südwestlich der Feste Vaux ergebnislos. Im Chapitrewalde wurde eine feindliche Abteilung in Stärke von zwei Offizieren und einigen Dutzend Leuten überrascht und gefangen genommen. Ein englischer Doppeldecker ist östlich von Arras im Luftkampf abgeschossen; die Insassen sind verwundet gefangen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Deutsche Abteilungen, die in die russischen Stellungen vorstießen, brachten südlich von Kekkau 26 Gefangene, 1 Maschinengewehr, 1 Minenwerfer und nördlich vom Miadziolsee 1 Offizier, 188 Mann, 6 Maschinengewehre, 4 Minenwerfer ein. Feindliche Patrouillen wurden abgewiesen. Der Güterbahnhof von Dünaburg wurde ausgiebig mit Bomben belegt. Heeresgruppe des Generals von Linsingen: Südwestlich von Sokul stürmten unsere Truppen russische Linien und machten mehrere hundert Gefangene. Feindliche Gegenangriffe hatten nirgends Erfolg. (W. T. B.)

Die Front zwischen Brenta und Etsch verkürzt.

Wien, 27. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Bei Jakobeny, nördlich von Kuty und westlich von Nowo-Poczajew wurden russische Angriffe abgeschlagen; der Feind erlitt überall große Verluste. Bei Sokul schreitet der Angriff der Deutschen fort. Sonst bei unveränderter Lage keine Ereignisse von Belang. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Verkürzung unserer Front im Angriffsraume zwischen Brenta und Etsch wurde gestern beendet. Alle aus diesem Anlasse von italienischer Seite verbreiteten Nachrichten über Eroberungen und sonstige Erfolge sind, wie die folgende aus militärischen Gründen erst heute mögliche

Darstellung beweist, vollkommen unwahr. In der Nacht zum 25. Juni begann die seit einer Woche vorbereitete teilweise Räumung der durch unseren Angriff gewonnenen, im Gelände jedoch ungünstigen vordersten Linie. Den folgenden Vormittag setzte der Feind die Beschießung der von unseren Truppen verlassenen Stellungen fort. Erst mittags begannen italienische Abteilungen an einzelnen Frontteilen zwischen Astach- und Suganertal zaghaft vorzufühlen. Im Abschnitt zwischen Etsch- und Astachtal hielt die erwähnte Beschießung gegen die längst verlassenen Stellungen den ganzen Tag, die nächste Nacht und stellenweise noch gestern morgen an. An beiden Tagen wurde an der ganzen Front nicht gekämpft. Unsere Truppen verloren weder Gefangene noch Geschütze, Maschinengewehre noch sonstiges Kriegsmaterial. Nunmehr gehen die Italiener an unsere neuen Stellungen heran. Heute früh erst griffen sie den Monte Cesto an, wo sie unter schweren Verlusten abgewiesen wurden. Im Posinatal zwang unser Geschützfeuer mehrere Bataillone zur Flucht. An der küstenländischen Front scheiterten feindliche Angriffe am Krn und gegen den Mrzli Vrh.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 27. Juni. — An der Irakfront nichts von Bedeutung. — In Südpersien griffen russische Truppen aller Waffengattungen im Schutze ihrer befestigten Stellungen am 23. Juni unsere östlich von Servil beim Schanzen begriffenen Abteilungen an. Der Kampf dauerte bis zum Abend. Die Russen kehrten schließlich unverrichteter Dinge in ihre Stellungen zurück, nachdem sie beträchtliche Verluste erlitten hatten. Eine überflügelnde russische Kolonne suchte getrennt unsere Truppen in dieser Gegend zu umfassen, wurde aber nach einem Gegenangriff gezwungen, dorthin zurückzukehren, woher sie gekommen war. Unsere südlich dieser Gegend operierenden Truppen näherten sich der Umgebung von Ghilan. Die Russen wichen einem Kampfe aus, räumten die erwähnte Ortschaft und zogen sich in nordöstlicher Richtung zurück. Im Norden begegneten unsere auf Sineh vormarschierenden Truppen einem russischen Reiterregiment.. Sie schlugen es und fügten ihm große Verluste an Toten und Verwundeten zu. Sie näherten sich auf der Verfolgung des Feindes Sineh. — An der Kaukasusfront auf dem rechten Flügel und in der Mitte unbedeutende örtliche Feuerkämpfe. Auf dem linken Flügel nördlich des Tschoruk richten wir die den Russen genommenen Stellungen weiter gegen den Feind her. An anderen Stellen verfolgen unsere Abteilungen alle feindlichen Truppen, die von dieser Front nach der Küste zu fliehen. Sie nehmen die zersprengten Feinde in kleinen Trupps gefangen. So nahm eine unserer Aufklärungsabteilungen 33 Soldaten vom 19. turkestanischen Regiment gefangen. — Am 24. Juni wurde ein Ari Burun überfliegendes Flugzeug durch den Angriff eines ihm entgegengeschickten türkischen Flugzeuges gezwungen, in der Richtung auf Imbros zu fliehen. Ein die Insel Keusten überfliegendes Flugzeug warf wirkungslos auf die Umgebung Bomben ab. Es wurde durch das Feuer unserer Abwehrgeschütze gezwungen, nach Mytilene zu fliehen.

Neue starke Angriffe auf „Kalte Erde" und Fleury.

Großes Hauptquartier, 28. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Vom Kanal von La Bassée bis südlich der Somme machte der Gegner unter vielfach starkem Artillerieeinsatz, sowie im Anschluß an Sprengungen und unter dem Schutze von Rauch- und Gaswolken Erkundigungsvorstöße, die mühelos abgewiesen wurden. Auch in der Champagne scheiterten Unternehmungen schwächerer feindlicher Abteilungen nordöstlich von Le Mesnil. Links der Maas wurden am „Toten Mann" nachts Handgranatenabteilungen des Gegners abgewehrt. — Rechts des Flusses haben die Franzosen nach etwa zwölfstündiger heftiger Feuervorbereitung gestern den ganzen Tag über mit starken, zum Teil neu herangeführten Kräften die von uns am 23. Juni eroberten Stellungen auf dem Höhenrücken „Kalte Erde", das Dorf Fleury und die östlich anschließenden Linien angegriffen. Unter ganz außerordentlichen Verlusten durch das Sperrfeuer unserer Artillerie und im Kampfe mit unserer tapferen Infanterie sind alle Angriffe restlos zusammengebrochen. Ein feindlicher Flieger wurde bei Douaumont abgeschossen. Am 25. Juni hat Leutnant Höhndorf bei Raucourt (nördlich von Nomeny) sein siebentes feindliches Flugzeug, einen französischen Doppeldecker, außer Gefecht gesetzt. Wie sich bei weiterer Untersuchung herausgestellt hat, trifft die Angabe im Tagesbericht vom 23. Juni, unter den gefangenen Angreifern auf Karlsruhe hätten sich Engländer befunden, nicht zu. Die Gefangenen sind sämtlich Franzosen. — Östlicher Kriegsschauplatz: Bei der Heeresgruppe des Generals von Linsingen wurden das Dorf Liniewka (westlich von Sokul) und die südlich des Dorfes liegenden russischen Stellungen mit stürmender Hand genommen. — Balkan-Kriegsschauplatz: Außer Artilleriekämpfen zwischen dem Wardar und dem Doiransee ist nichts zu berichten. (W. T. B.)

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht.

Wien, 28. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Bei Kuty wiederholte der Feind seine Angriffe mit dem gleichen Mißerfolg wie an den Vortagen. Sonst in der Bukowina und in Ostgalizien nichts Neues. Südwestlich von Nowo-Poczajew schlugen unsere Vorposten fünf Nachtangriffe der Russen ab. Westlich von Torczyn brach ein starker russischer Angriff in unserem Artillerie- und Infanteriefeuer zusammen. Westlich von Sokul erstürmten deutsche Truppen das Gehöft Liniewka und mehrere andere Stellungen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern griffen die Italiener zwischen Etsch und Brenta an mehreren Stellen an; so im Val di Fori, am Pasubio, gegen den Monte Rasta und im Vorterrain des Monte Zebio. Alle diese Angriffe wurden blutig abgewiesen; bei den von stärkeren feindlichen Kräften geführten Vorstößen gegen den Monte Rasta fielen 530 Gefangene, darunter 15 Offiziere, in unsere Hände. An der Kärntener Front wiederholte der Feind seine fruchtlosen Anstrengungen im Plöckenabschnitt. Seine Angriffe richteten sich hauptsächlich gegen den Freikofel und Großen Pal. Stellenweise kam es bis zum Handgemenge. Die braven Verteidiger blieben im festen Besitz aller ihrer Stellungen. An der küstenländischen Front war der Artilleriekampf zeitweise recht lebhaft. Unsere Flieger belegten die Bahnhöfe und militärischen Anlagen von Treviso, Monte Belluno, Vicenza und Padua sowie die Adriawerke von Monfalcone mit Bomben.

Von der Wardarfront.

Sofia, 28. Juni. Der Generalstab meldet: Die Lage an der mazedonischen Front ist unverändert. Das schwache Geschützfeuer im Tale des Wardar und auf dem Südhang des Belassitza geht täglich auf beiden Seiten weiter. Am 24. Juni haben wir durch unser Feuer die Franzosen gezwungen, ihre Stellungen nördlich der Ortschaft Gorni Poroj zu räumen. Gestern zerstörte das Feuer unserer Artillerie auf dem rechten Ufer des Wardar zwei feindliche Geschütze. Außerdem rief es eine Explosion in Munitionsdepots hervor. An der ganzen Front finden für uns günstig verlaufende Gefechte zwischen Patrouillen und Vorposten statt. Fast täglich werfen feindliche Flieger weiterhin Brandbomben auf die Felder und Gebiete der Dörfer Karaghiozlu, Karakeuy, Orazla, Zaineli und Ghendjeli, die am unteren Laufe der Mesta liegen. Sie wurden besonders am 25. Juni heimgesucht. Am 26. Juni bombardierte ein feindliches Flugzeug wirkungslos das Dorf Merzentzi.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 28. Juni. — An der Irakfront nichts von Bedeutung. Nach zwei verzweifelten Angriffen gegen unsere Stellungen östlich von Sermil überließen die russischen Streitkräfte, die kein Ergebnis erzielt und ziemlich große Verluste erlitten hatten, uns am 27. Juni ihre befestigten Stellungen östlich von Sermil und zogen sich in der Richtung auf Kerend, 10 Kilometer südöstlich von Sermil, zurück. Unsere Truppen verfolgen den Feind. — Am 27. Juni nachmittags beschossen ein Panzerschiff, ein Monitor und zwei Torpedoboote wirkungslos die anatolische Küste der Dardanellenstraße. Unsere Artillerie erwiderte das Feuer. Ein feindlicher Flieger, der aus der Richtung Mytilene kam, wurde über Fotscha durch unser Artilleriefeuer vertrieben.

Vergebliche Angriffe an der Nordwestfront.

Großes Hauptquartier, 29. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Das Gesamtbild an der englischen und am Nordflügel der französischen Front ist im wesentlichen das gleiche wie am vorhergehenden Tage; die Vorstöße feindlicher Patrouillen und stärkerer Infanterieabteilungen, sowie auch die Gasangriffe sind zahlreicher geworden. Überall ist der Gegner abgewiesen, die Gaswellen blieben ohne Ergebnis. Der Artilleriekampf erreichte teilweise große Heftigkeit. Auch an unserer Front nördlich der Aisne und in der Champagne zwischen Auberive und den Argonnen entfalteten die Franzosen lebhaftere Feuertätigkeit, auch hier wurden schwächere Angriffe leicht zurückgeschlagen. Rechts der Maas fanden nordwestlich des Werkes Thiaumont kleinere Infanteriekämpfe statt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Russische Angriffe einiger Kompagnien zwischen Dubatowka und Smorgon scheiterten im Sperrfeuer. Bei Gnessitschi (südöstlich von Ljubtscha) stürmte eine deutsche Abteilung einen feindlichen Stützpunkt östlich des Njemen, nahm 2 Offiziere, 26 Mann gefangen und erbeutete 2 Maschinengewehre, 2 Minenwerfer. (W. T. B.)

Gefechte an der italienischen Front.

Wien, 29. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Bei Izwor in der Bukowina zersprengten unsere Abteilungen ein russisches Kavallerieregiment. Im Raume östlich von Kolomea erneuerte der Feind gestern in einer Frontbreite von 40 Kilometern seine Massenangriffe. Es kam zu erbitterten wechselvollen Kämpfen. An zahlreichen Punkten gelang es dem aufopfernden Eingreifen herbeieilender Reserven, den überlegenen Gegner im Handgemenge zu werfen, doch mußte schließlich in den Abendstunden ein Teil unserer Front gegen Kolomea und südlich davon zurückgenommen werden. In der Dnjestrschlinge nördlich von Obertyn wiesen österreichisch-ungarische Truppen zwei überlegene russische Angriffe ab. In gleicher Weise scheiterten alle Versuche des Gegners, die westlich von Nowo-Poczajew verschanzten Abteilungen des Egerjeser Infanterieregiments Nr. 67 zu werfen. In Wolhynien verlief der Tag verhältnismäßig ruhig. — Italienischer Kriegsschauplatz: Gestern nachmittag begannen die Italiener, einzelne Teile unserer Front auf der Hochfläche von Doberdo lebhafter zu beschießen.

Abends wirkten zahlreiche schwere Batterien gegen den Monte San Michele und den Raum von San Martino. Nachdem sich dieses Feuer auf die ganze Hochfläche ausgedehnt und zu größter Stärke gesteigert hatte, ging die feindliche Infanterie zum Angriff vor. Nun entspannen sich, namentlich am Monte San Michele, bei San Martino und östlich Vermigliano sehr heftige Kämpfe, die noch fortdauern. Alle Vorstöße des Feindes wurden, zum Teil durch Gegenangriffe, abgeschlagen. Am Görzer Brückenkopf griffen die Italiener den Südteil unserer Podgorastellung an, drangen in die vordersten Gräben ein, wurden aber wieder hinausgeworfen. Zwischen Brenta und Etsch gingen feindliche Abteilungen verschiedener Stärke an vielen Stellen gegen unsere neue Front vor. Solche Vorstöße wurden im Raume des Monte Cebio, nördlich des Posinatales, am Monte Testo, im Brandtal und am Zugnarücken abgewiesen. In diesen Kämpfen machten unsere Truppen etwa 200 Gefangene.

Der türkische Tagesbericht.

Konstantinopel, 29. Juni. — An der Irakfront keine Veränderung. Die russischen Streitkräfte, welche östlich von Sermil zurückgegangen waren, konnten sich infolge unserer kräftigen Verfolgung in ihren Stellungen bei Kerende nicht halten; die westlich von Kerende bemerkten russischen Nachhuten werden durch uns vertrieben, und unsere Kerende durchschreitenden Truppen verfolgten den Feind in der Richtung auf Kermanschah. — An der Kaukasusfront auf dem rechten Flügel keine Tätigkeit. Im Zentrum Patrouillengefechte, in deren Folge wir dem Feinde einige Gefangene abnahmen. Auf dem linken Flügel fahren unsere Truppen fort, mittels erfolgreicher Operationen fortschreitend vom Feinde gehaltene Stellungen zu besetzen. Hier wurde das Lager eines feindlichen Bataillons unter wirksames Artilleriefeuer genommen und das Bataillon zerstreut. — Drei Kriegsschiffe des Feindes, die in den Gewässern von Smyrna kreuzten, warfen erfolglos einige Granaten auf die Küste; unsere Artillerie antwortete.

Vorstöße der Engländer und Franzosen abgeschlagen.

Großes Hauptquartier, 30. Juni. — Westlicher Kriegsschauplatz: Auch gestern und im Verlaufe der Nacht schlugen unsere Truppen englische und französische Vorstöße an mehreren Stellen, bei Richebourg durch sofortigen Gegenangriff, zurück. Die feindlichen Gasangriffe werden ergebnislos fortgesetzt. Die starke Artillerietätigkeit hielt mit Unterbrechungen an. Südlich von Tahure und beim Gehöft Maisons de Champagne vorgehende französische Abteilungen wurden blutig abgewiesen. Links der Maas wurden an der Höhe 304 von uns Fortschritte erzielt. Rechts des Flusses gab es keine Infanterietätigkeit. Die Gesamtzahl der bei unseren Erfolgen vom 23. Juni und bei Abwehr der großen französischen Gegenangriffe eingebrachten Gefangenen beträgt 70 Offiziere, 3200 Mann. Hauptmann Bölcke schoß am Abend des 27. Juni beim Gehöft Thiaumont das neunzehnte feindliche Flugzeug ab, Leutnant Parschau nördlich von Péronne am 29. Juni das fünfte. In Gegend von Boureuilles (Argonnen) wurde ein französischer Doppeldecker durch Abwehrfeuer heruntergeholt. — Östlicher Kriegsschauplatz: Abgesehen von einem für uns günstigen Gefecht nördlich des Ilsensees (südwestlich von Dünaburg) ist vom nördlichen Teile der Front nichts Wesentliches zu berichten. Heeresgruppe des Generals von Linsingen: Südöstlich von Liniewka blieben Gegenangriffe der von unseren Truppen erneut aus ihren Stellungen geworfenen Russen ergebnislos. Es wurden über 100 Gefangene gemacht, 7 Maschinengewehre erbeutet.

(W. T. B.)

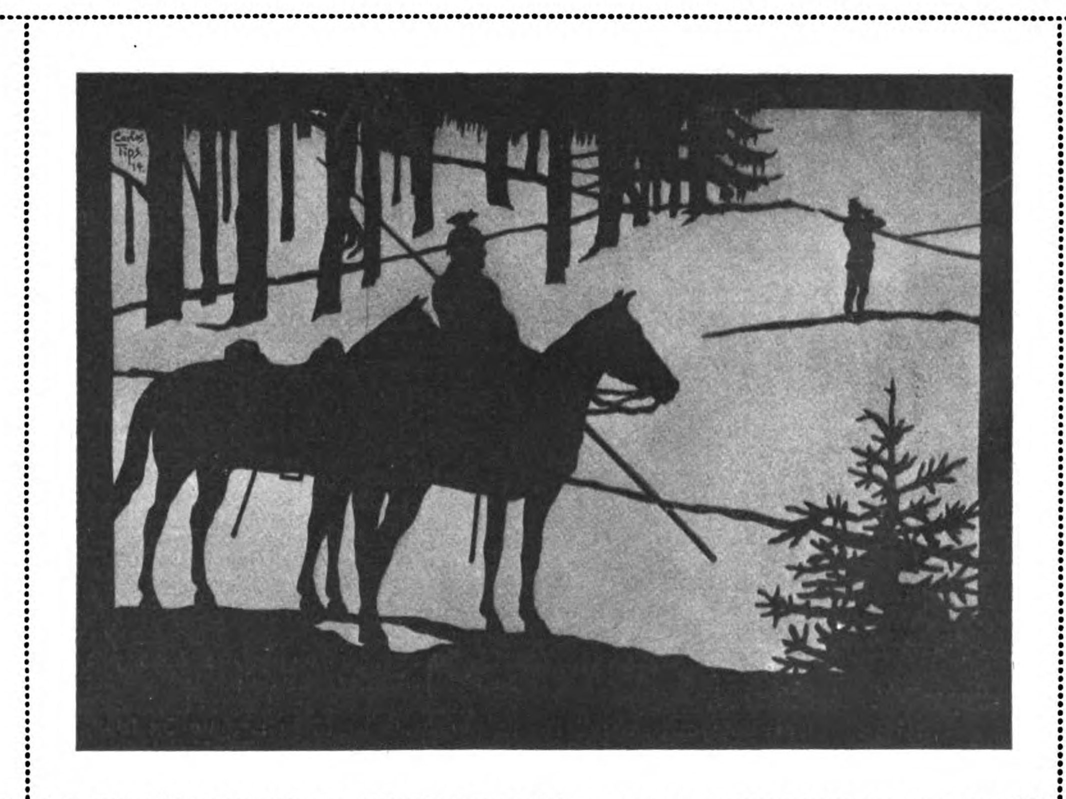
Seegefecht in der Ostsee.

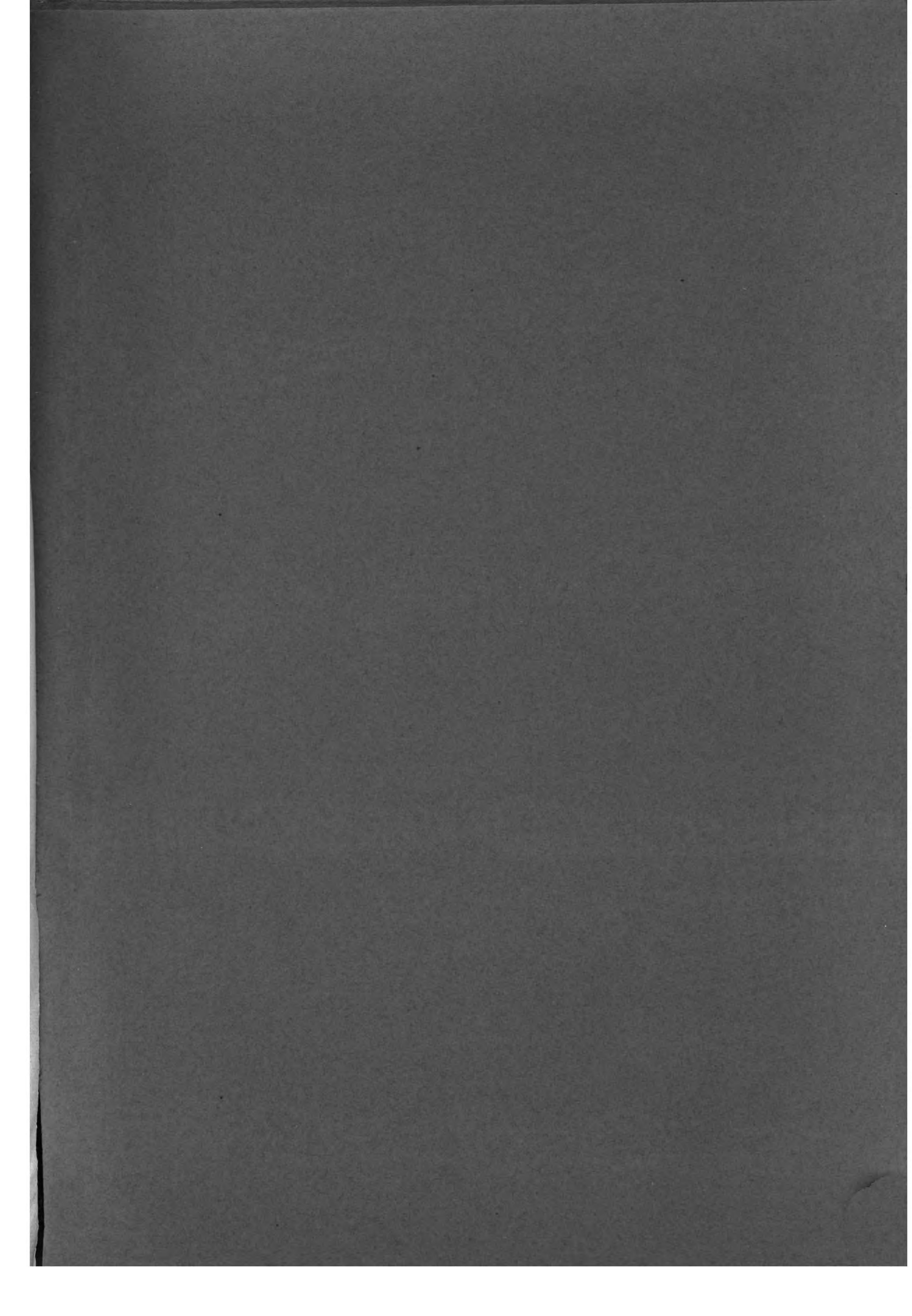
Berlin, 30. Juni. — In der Nacht vom 29. zum 30. Juni haben deutsche Torpedoboote russische Streitkräfte, bestehend aus 1 Panzerkreuzer, 1 geschützten Kreuzer und 5 Torpedobootszerstörern, die offenbar zur Störung unserer Handelsschiffahrt entsandt waren, zwischen Häfringe und Landsort mit Torpedos angegriffen. Nach kurzem Gefecht zogen sich die russischen Streitkräfte zurück. Trotz heftiger Beschießung sind auf unserer Seite weder Verluste noch Beschädigungen zu verzeichnen.

Der Chef des Admiralstabs der Marine. (W. T. B.)

Heftige Kämpfe an der italienischen Front.

Wien, 30. Juni. — Russischer Kriegsschauplatz: Nordöstlich von Kirlibaba schlugen unsere Abteilungen russische Angriffe ab. Bei Pistyn nordwestlich von Kuty kam es gestern neuerlich zu erbitterten Kämpfen. Infolge des Druckes der hier angesetzten überlegenen feindlichen Kräfte wurden unsere Truppen in den Raum westlich und südwestlich von Kolomea zurückgenommen. Nördlich von Obertyn brachen mehrere russische Reiterangriffe unter schweren Verlusten in unserem Feuer zusammen. Westlich von Sokul am Styr versuchte der Feind vergebens die tags zuvor von den deutschen Truppen eroberten Stellungen zurückzugewinnen. — Italienischer Kriegsschauplatz: Die Kämpfe im Abschnitte der Hochfläche von Doberdo dauern fort und waren nachts im Raume von San Martino besonders heftig. Unsere Truppen schlugen wieder alle Angriffe der Italiener ab. Nur östlich von Selz ist die Säuberung einiger Gräben noch im Gange. Der Görzer Brückenkopf stand unter starkem Geschütz- und Minenwerferfeuer. Versuche der feindlichen Infanterie, gegen unsere Podgorastellung vorwärts zu kommen, wurden vereitelt. An der Kärntener Front scheiterten gegnerische Angriffe auf den Großen und Kleinen Pal sowie auf den Freikofel. Im Pustertal stehen die Orte Sillian, Innichen und Toblach unter dem Feuer weittragender schwerer Geschütze. Im Raume zwischen Brenta und Etsch hat sich das Bild der Tätigkeit der Italiener nicht geändert; stärkere und schwächere Abteilungen griffen an zahlreichen Frontstellen fruchtlos an. Bei einem solchen Angriff auf unsere Borcolastellung feuerte die italienische Artillerie kräftig in ihre zögernd vorgehenden Infanterielinien. Die gestrigen Kämpfe brachten unseren Truppen 300 Gefangene, darunter 5 Offiziere, 7 Maschinengewehre und 400 Gewehre ein. — Südöstlicher Kriegsschauplatz: An der unteren Vojusa Vorpostengefechte; sonst nichts von Belang.









Geographische Anstalt von Velhagen & Klasing, Leipzig.

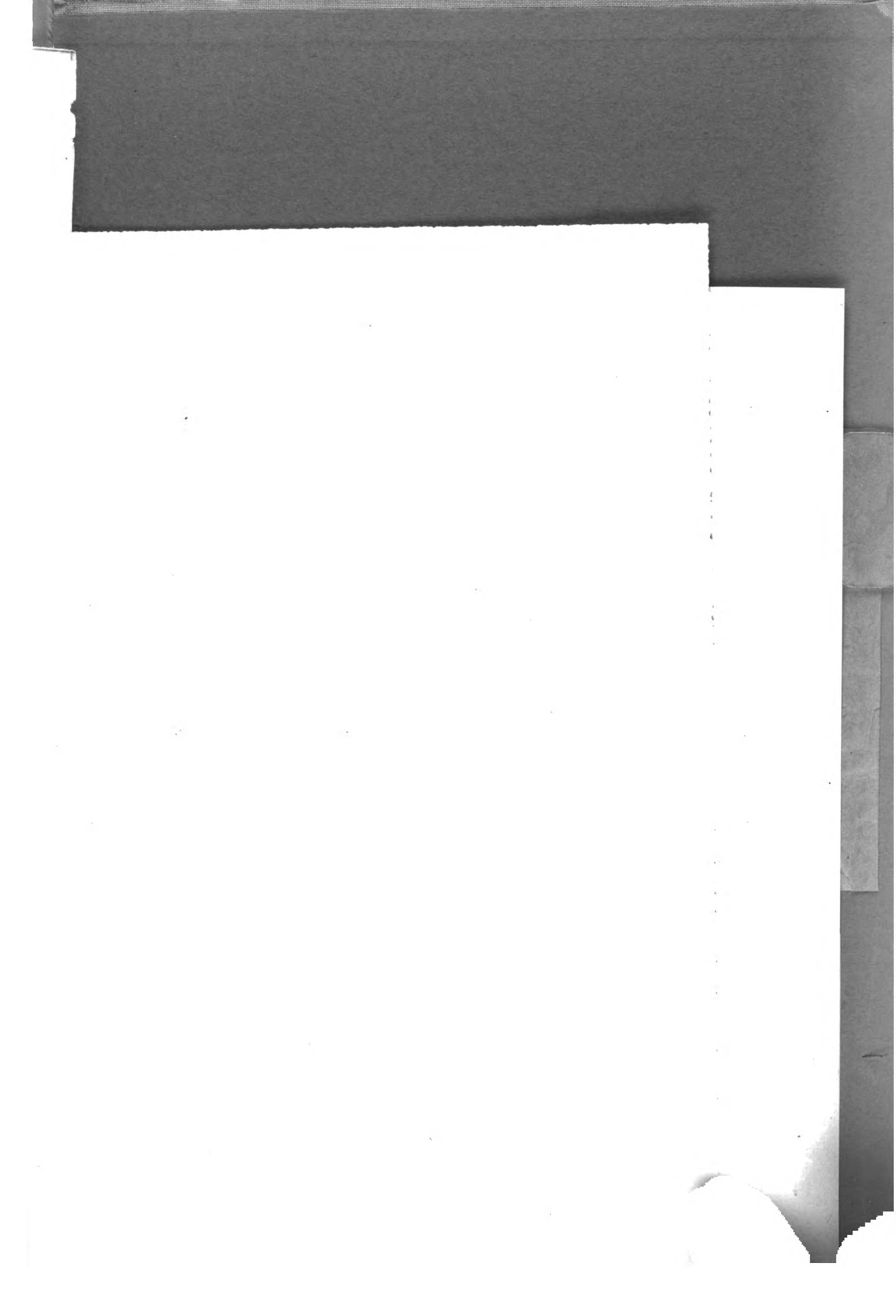
I

uBland

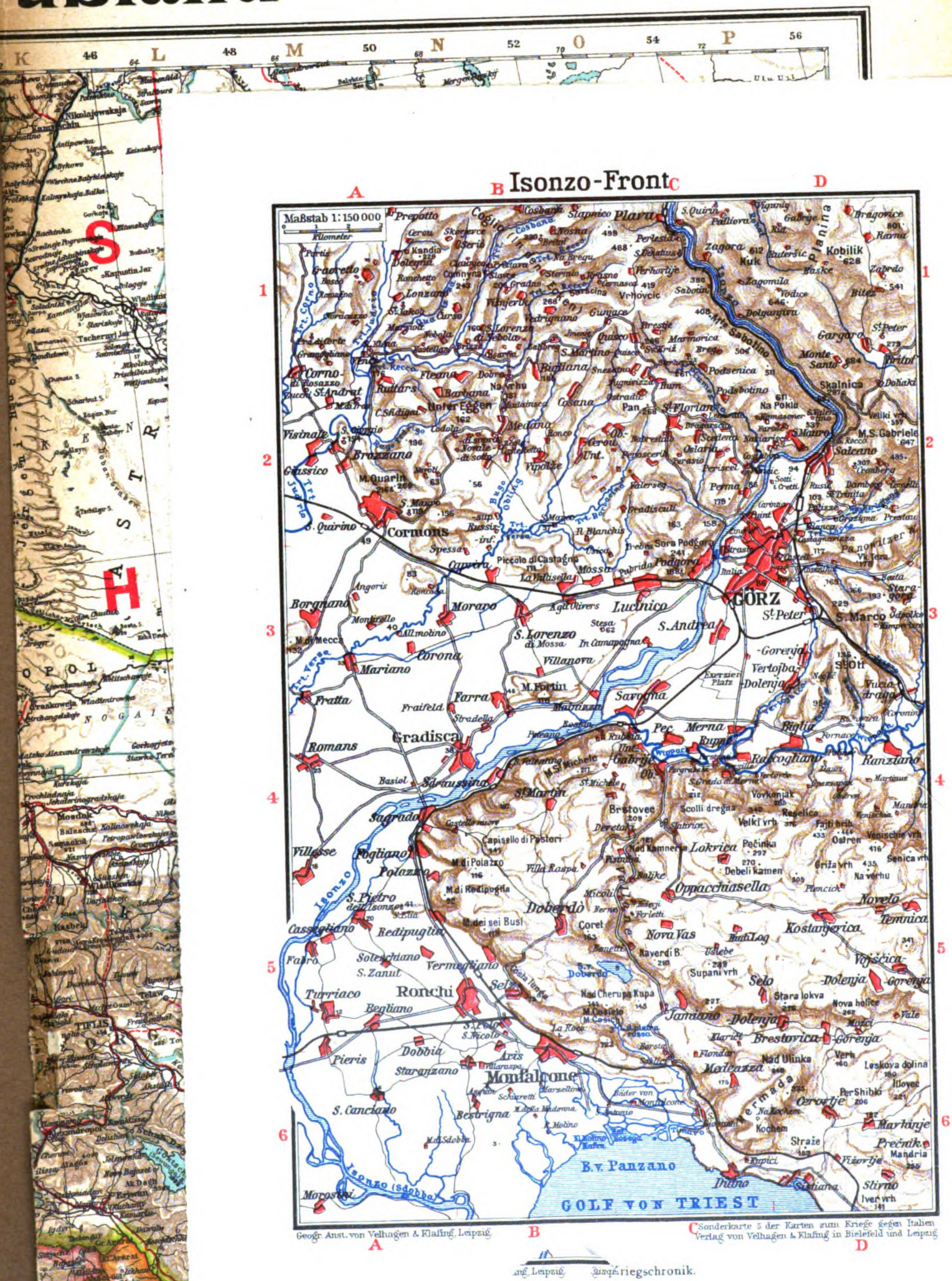
II



URALSK
KLEINE KIRGISEN HORDE
INNERE ODER BUKEJEWSCHE KIRGISEN HORDE
ASTRACHAN
ASTRACHAN
Wolga-Mündungen
KASPISCHES MEER
26 Meter unter dem Spiegel des Schwarzen Meeres
Halbinsel Busatschi
Halbinsel Mangischlak
Meerb. Mertwyi Kultuk (Ześarewitsch B.)
Kara Bugas
DAGESTAN
TIFLIS
BAKU
Gurjew
Emba
I.Tscheleken



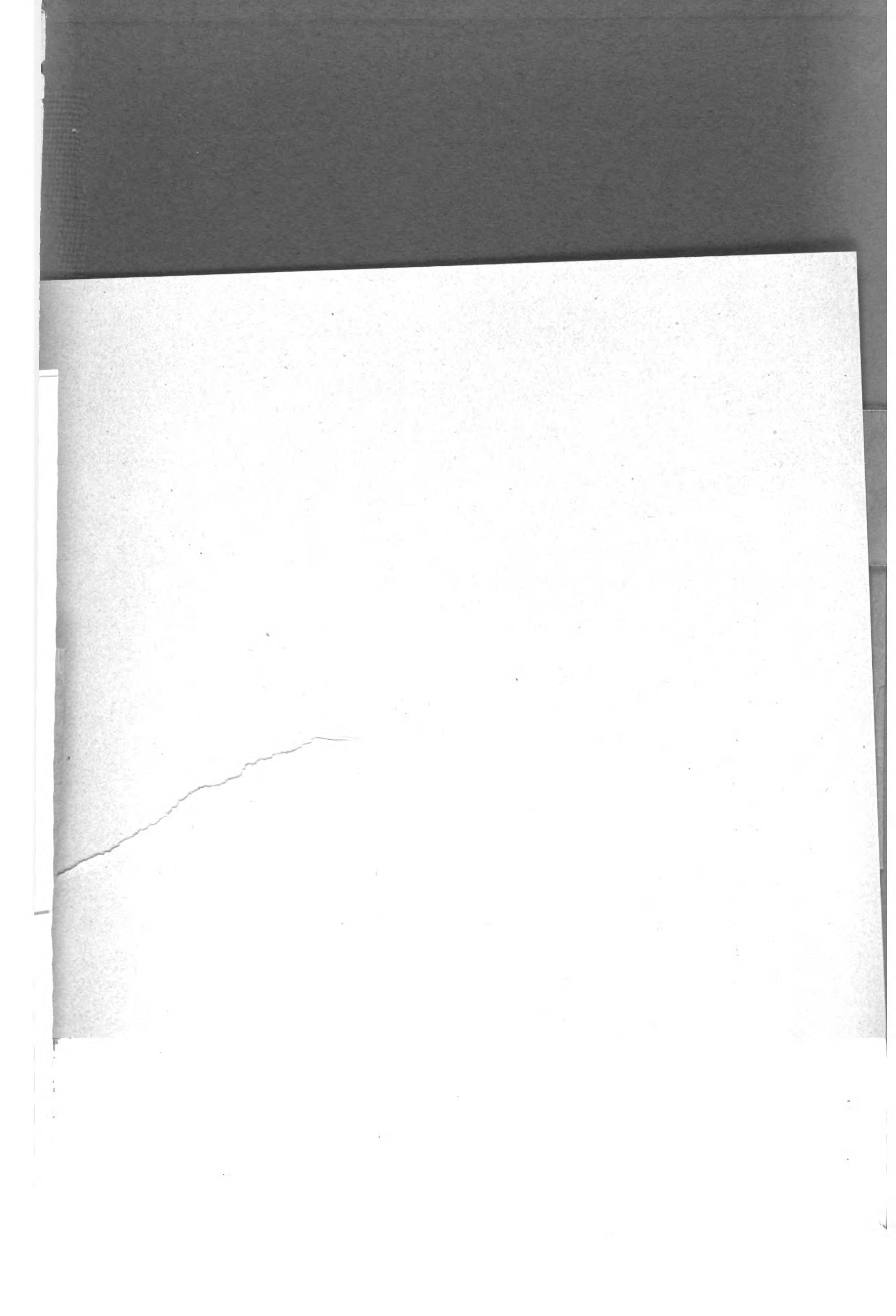
·ußland II


Isonzo-Front
Maßstab 1:150 000
Kilometer
A
B
C
D
1
2
3
4
5
6
GÖRZ
Cormons
Gradisca
Monfalcone
Ronchi
Doberdò
Sagrado
Plava
Salcano
St. Peter
S. Marco
Lucinico
Podgora
Sabotino
Isonzo
B.v. Panzano
GOLF VON TRIEST
Duino
Geogr. Anst. von Velhagen & Klasing, Leipzig.
Sonderkarte 5 der Karten zum Kriege gegen Italien
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig



ußland II


Isonzo-Front
Maßstab 1:150000
Kilometer
Plava
Cormons
Gradisca
Sagrado
Isonzo
Geogr. Anst. von Velhagen & Kl
Maßstab 1:100000
Kilometer
Eisenbahn
Kanal
Wald
Ornes
Maucourt
Gincrey
Mogeville
Morgemoulin
Foameix
Dieppe
Fromezey
ETAIN
Damloup
Abaucourt
Hautecourt
Vaux
Les Cognon
Le Breuil
TIFLIS



·ußland II

Das Kampfgebiet an der Somme

Sonderkarte 6

